Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und andrer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheils und des Wizes

in den Wercken

der Wolredenheit und der Poeſie.

Erſtes Stück.

Zürich,
Bey Conrad Orell und Comp. 1741.

EX
BIBLIOTHECA.
REGIA ACADEM.
GEORGIAE
AUG.

Von dem

Vorhaben und dem Endzwecke dieſer Sammlung.

DJe critiſchen Abhandlungen, welche ſeit zwanzig Jahren, und vornehmlich im lezt vergangenen 1741ſten Jahr von etlichen bekannten Kunſtrichtern dieſer Stadt nach Schleſien und Sachſen, als das Vaterland der deutſchen Muſen, geſchikt worden, ſind daſelbſt nicht von jedermann mit Abneigung Verachtung und Verdruſſe geleſen worden. Etliche wenige abſonderliche Perſonen haben mehr davon gehalten, als der groſſe Haufen der Leſer. Sie haben zu verſtehen gegeben, daß ſie ſich für ſich ſelber, für ihre Väter, und das Vaterland ſchämten,

ausdrükliche Klage darüber geführt: „ Warum sind wir so unglüklich, daß die Zürchischen Kunstrichter, ungeachtet sie ihre „ Zusammenkünfte fortsezen, uns dennoch ihre Arbeit mißgönnt? Halten sie uns alle „ für . . . ? Oder glauben sie wohl gar, daß „ wir alle von dem Geschmake des . . . seyn? „ Wir haben bessere Kenner in Leipzig, und „ darunter einige so aufgewekte Köpfe, und „ zugleich Grundgelehrte Leute ꝛc. - - - „

In einem andern Briefe entschuldiget eben dieser die geringe Anzahl der Kenner guter Schriften auf eine scharfsinnige Weise: „ K . . . allein, sagt er, kan vor eine ganze Menge dienen, denn er schreibt sehr sinnreich, natürlich und wohlflieſſend, und „ wenn man je hin und wieder einige Wortspiele, oder etwas zu hochsteigendes bey „ ihm antrifft, so ist es weniger dem Mangel an gutem Geschmak, als der Thorheit „ des gelehrten Pöfels daselbst zuzuschreiben, „ dem zu gefallen er dergleichen einflieſſen lassen muß, weil solche Leute sonst glauben, „ man könne nicht scharfsinnig, oder, wie sie „ sagen, hoch schreiben, so bald sie verstehen, was sie lesen; da er doch sonst allezeit wieder die schwülstige hochtrabende „ Schreibart gestritten, und in allen dergleichen

daß man bisher an ſchlechtem und verworrenem Zeuge, was Poeſie und Wohlredenheit anlanget, mehr Geſchmakes gefunden, als an dem Guten und Vortrefflichen, das man in den Schriften Opizens, Hallers, und ihres gleichen noch aufweiſen kan. Sie haben ſich gefürchtet, daß man ſie unter dem gemeinen Haufen der deutſchen Leſer überſehen, und mit ihnen für gleich ſchuldig halten mögte; ſie haben in den Urtheilen dieſer kunſtverſtändigen Schweizer nicht willkürliche Ausſprüche, ſondern die Stimme der Vernunft, die aus der natürlichen Empfindung und der nothwendigen Uebereinſtimmung der Vorſtellungen mit dem menſchlichen Gemüthe redet, wahrgenommen und erkannt, und es hat ihnen öfters geſchienen, ſie erinnerten ſich der Wahrheiten nur, die ſie von ihnen höreten.

Ich habe Briefe von berühmten iztlebenden Männern geleſen, worinnen ſie ſich mit der höchſten Sorgfalt über dieſen Punct erklärt haben. Einer von ihnen hat es mit dieſen Worten gethan: „ Ich bitte von dem Leipziger-Geſchmak nicht zu urtheilen nach denen vielen ſchlechten Stüken, die hier herauskommen. Sie ſind nirgend mehr verachtet, als ſelbſt in Leipzig, aber die Licenz iſt zu groß. „ Ein andrer, der ſelbſt ein geſchikter Poet iſt, hat ſchon in 1724. die aus-

„ chen Meinungen ſich beſtändig auf meine „ Seite geſchlagen. „

Wir haben hier zugleich eine Urſache, warum Männer von geſundem Geſchmake, die ſo reine Begriffe von ihrer Kunſt haben, dennoch öfters derſelben zuwieder nach dem Geſchmake des Pöfels ſchreiben.

Sie haben das Herz nicht, den Vorurtheilen des vornehmen Pöfels entgegen zu handeln, und der Meinung, welche den Schwang nicht hat, beyzufallen. Ob ſie noch etwa die Kühnheit haben, die Augen aufzuthun, und ſelbſt zu ſehen, ſo folgen ſie doch nicht dem Beſſern, das ſie einſehen, ſondern dem Schimmern; und mancher hält es ſich vor eine Schande

. . . Parere minoribus & quæ
Imberbes didicere ſenes perdenda fateri.

Darum hat Herr Weichmann ohne Zweifel die allzuharten und ſchwülſtigen Metaphoren, die läppiſchen Wortſpiele und dergleichen Zeug, mehrentheils freywillige Schwachheiten des Verſtandes geheiſſen. Damit hat er zwar vorgehabt, die Scribenten, die dergleichen haben, zu beſchönigen, aber ſie nur ſtrafwürdiger gemacht, gleichwie die Sünden, die mit Wiſſen und Vorſaz gethan werden, die ſchwerern ſind.

Noch

Noch einer von meinen Freunden, der zu unſren Nachkindern eine ſo gute Hoffnung trägt, als er von den gegenwärtigen Zeiten übel denket, meinet, es werde denſelben eben ſo unwahrſcheinlich vorkommen, daß ehmahls gewiſſe theils waſſerſüchtige theils winddürre Scribenten die Herrſchaft über den Geſchmak geführet haben, als es izo dem gemeinen Schwarm unglaublich vorkömmt, daß etliche wenige Privatperſonen ſich wider das, was allen, wie ſie ſagen, gefällt, auflehnen dürffen. „ Es mögte noch zu glauben ſeyn, ſagt „ er, daß um den Unterhalt und das Glük „ bemühete Leute, oder Lehrlinge, die der „ Ruthe nur erſt entronnen ſind, vornehmen „ Stümpern und gefürchteten Orbilen, beyſtimmeten, welche, uns zur Straffe, mit „ dem Wahnwiz geſchlagen worden, daß ſie „ ohne Geiſt und Gelahrtheit Poeten und „ Redner heiſſen wollen; aber daß ſo viele „ geſchikte Köpfe von Adel, von Standsperſonen, von Männern, die in ihrem „ Ruhme und Glüke feſt ſtehen, ſolches nicht „ nur eine ſo lange Zeit ungeantet gelitten, „ ſondern ihnen noch mit ihrem Zujauchzen „ geheuchelt haben, meint er, wäre eine Gefälligkeit, eine Höflichkeit, die eben ſo wiederſinnig ſey, als ſie ſchädlich und ungerecht „ iſt. Kein Wunder, ſchließt er, wenn die

„ Ausländer daher Anlaß nehmen, ſo gar
„ nachtheilige Meinungen von dem Geſchma-
„ ke und dem Wize der Deutſchen überhaupt
„ zu faſſen, wie neulich der Autor der Briefe
„ über die Franzoſen und Deutſchen mit einem
„ triumphierenden Thone an den Tag gegeben,
„ und dem geſammten geiſtreichen Deutſch-
„ land Hohn geſprochen hat. „ Die Höflich-
keit iſt fürwahr liebenswerth, ſie macht die Wahrheit angenehm, und verſüſſet das Bittere, ſo die Vorrükung unſrer geringern Einſicht mit ſich führt; aber ſie wird zu einer niederträchtigen Unbilligkeit, wenn ſie die beſſere Wiſſenſchaft in hoher Würde ſtehnden Schmierern aufopfert: es iſt eine verrätheriſche Zagheit, die Wahrheit, die man erkennet, zu verleugnen, zumahl wenn es weder das Glük noch den Kopf gilt. Fürchtet man, daß es den Ruhm koſten mögte, als der in der Gewalt derjenigen ſtehe, welche izo Beyfall und Anſehen haben, und die über die Preſſen, über die Buchhändler, und die gelehrten Monatſchriften meiſter ſind, ſo ſezt man zu viel Mißtrauen in das Vermögen der Geſchicklichkeit, die ſich bloß mit ihrer eignen Stärke ohne die Hülfe mechaniſcher Tricbräder zu erhalten vermag. Indem man auf dieſe Weiſe das Lob derer, mit welchen man umgehet, zu unbedachtſam ſuchet, verſcherzt man den

Bey-

Beyfall der izo noch nicht gebohrnen Welt, man zieht das hinfällige Lob, das man bey Leben genieſſet, dem beſtändigen vor, das man ſich erſt nach dem Tod erwerben könnte; oder vielmehr, man will lieber mit elendem Zeuge, das izo gefällt, ein eiteles Lob bey den mehrern erhalten, als ſich mit einem gegründeten Lob etlicher weniger begnügen, die keine Zahl ausmachen. Ein Lob, das wenn es gleich von den Scribenten ihrer Nation auf den höchſten Gipfel der Schmeicheley erhoben wird, von den mittelmäſſigen Schriftſtellern andrer Nationen ihnen unter Augen auf die ſpöttlichſte Weiſe vernichtet wird!

Dieſes iſt mithin eine Haupt-Urſache, daß die aufrichtige und eben ſo großmüthige als billige Critick nicht ſo ſtarke Schritte zu ihrer Vollkommenheit thut, als ohnedieß geſchehen würde. Die ſchädlichen Bemühungen derjenigen, welche ihr allzu helles Licht ſcheuen, mittelſt tauſend Kunſtſtreiche, höniſcher Auslegungen, dreiſter Ausſprüche, pöfelhafter Schimpfreden, falſcher Auszüge, gelehrter Zuſammenſchwörungen, den freyen Durchbruch critiſcher Schriften zu hemmen, behalten um ſo viel leichter die Oberhand, und ihre Partey iſt noch immer an der Anzahl, wie die Gegenpartey nur am Gewichte, überlegen.

Wenn man denn wenigstens Mittel und Wege erfinden könnte, den verderbten Willen in besagten Stüken zu verbessern, die zaghafte Furcht aus dem Wege zu räumen, die Liebe zu dem Wahren anzuflammen, und die Großmuth zu dessen Verfechtung in die Herzen zu pflanzen, so würde der Geschmak, wenn der Verstand mit Freyheit würkete, bald feiner und allgemeiner werden. Wir würden nicht ganze Jahrhunderte nöthig haben, denselben bey uns auf den gewünschten Gipfel der Verbesserung zu erheben. Man hat eine so lange Zeit zu diesem Werke in der ersten Vorrede zu den critischen Beyträgen in Leipzig gefodert. Es heißt daselbst: „ Daß mehr als „ ein Jahrhundert dazu gehöre, wenn ein „ ganzes Volk aus seiner natürlichen Rauhigkeit gerissen werden soll. Opiz, der einen „ ganz andern Geschmak bey den Deutschen „ eingeführt, sey noch nicht hundert Jahre „ todt, und wir seyn mit der Ausführung eines so grossen Werckes, als die Verbesserung des Geschmakes der Deutschen ist, „ kaum bis auf die Helfte gekommen. „ Was vor eine Langsamkeit schreibt man hier den Deutschen zu, nicht ohne eine heimliche Beschuldigung einer ziemlichen Plumpheit? Lasset uns ein besseres Vertrauen zu der Geistes- und Verstandes-Fertigkeit unsrer Landsleute haben.

ben. Warum ſolten wir ſo viel Jahre zubrin-
gen, den Geſchmak zu ſuchen, der doch ſchon
gefunden iſt? Die Betrachtungen der Schrif-
ten der vortrefflichen ausländiſchen Scribenten
ſowohl der alten als der neuen, wohlüberlegte
Anmerckungen darüber, wovon ſie ſelbſt ſchon
gründliche Lehrbücher geſchrieben haben, leh-
ren uns viele Sachen, auf welche das eigne
Erfinden den fertigſten Geiſt ſehr langſam und
ſpäh geführt hätte; man kan ſich in einem
Tage derer Kunſt- und Handgriffe bemächti-
gen, welche den Erfindern viele Jahre Arbeit
und Nachſuchen gekoſtet haben. Wir wollen
darum der Hoffnung, dieſe allgemeine Verbeſ-
ſerung zum Stande gebracht zu ſehen, kein
ſolch entferntes Ziel ſezen, das weit über un-
ſer Leben hinausreichet. Statt die Gemü-
ther durch dergleichen zaghafte Ausrechnungen
niederzuſchlagen, wollen wir vielmehr unſer
Beſtes thun, und denn andern überlaſſen nach-
zuſehen, wie weit wir es gebracht haben.

In dieſer Gemüthesverfaſſung iſt man auf
das Vorhaben gefallen, unter dem Titel ei-
ner critiſch-poetiſchen Sammlung ein Werk
anzufangen, in welchem den Scribenten, die
zu unſren Zeiten mit Poeſie, Wohlredenheit,
Critick, Sprachlehre, umgehen, Lob und Ta-
del nach Verdienen zugetheilet würde; worin-
nen die Urtheile nicht auf die veränderlichen

Em-

Empfindungen, die von Vorurtheilen regiert, und von Gunst, Furcht, Haß, angeschüret werden, sondern auf die beständig gleiche Natur des Menschen, und derselben Verhältniß mit den vorgestellten Gegenständen gesezet wären; wo man ein absonderliches Auge auf die schlimmen Kunstgriffe richtete, die angewendet werden, die Vorurtheile, woraus der elende Geschmack entsteht, bey Kräften zu erhalten, und mittelst derselben das Monopolium in der Poesie und Wohlredenheit fortzuführen. Die Schweiz ist zu dergleichen Vorhaben vor andern Ländern bequem. Die Freyheit, die daselbst im Staat regiert, erstreket ihren nüzlichen Einfluß bis in die Schriften, die dadurch einen gewissen Werth der Aufrichtigkeit und der Großmuth bekommen. Die Entfernung dieser Landesgegend von dem Vaterlande der Poeten und Redner, und von dem Gebiethe derer, welche sich ihrer aus Liebe oder Haß annehmen; der Vortheil eines Ortes, wo man sie nicht weiter kennt, als aus ihren Schriften, und die Hochschäzung oder Verachtung derselben allein nach der innerlichen Beschaffenheit formiert, macht uns eine sichere Hoffnung zu unpartheyligen Urtheilen. Und da mittelst dieser Sammlung ein Verfaser in den schweizerischen Gebürgen, wie in einem Hinterhalt, verborgen liegt, verspricht

man ſich, daß die geſchickten Sachſen und Schleſier, die das Elend einiger von ihren berühmteſten Scribenten erkennen, aber durch den Strohm des groſſen Haufens, durch Höflichkeit, durch Freundſchaft, durch Schreken, durch Furcht, genöthiget ſind, mit dem Munde zu verehren, was ſie im Herzen verlachen, dieſe Gelegenheit ergreiffen werden, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und einigermaſſen in der Ferne wieder gut zu machen, was ſie in ihrer Heimath verderben. Dadurch können ſie die Nachwelt auf das allergewiſſeſte überzeugen, daß das verderbte Urtheil bey den jeztlebenden Kunſtrichtern nicht allgemein iſt; ſondern, ſo oft man zu unſern Zeiten von dem übeln Geſchmake der Deutſchen redet, eine billige Ausnahme von einer ſtarken und ins Auge fallenden Anzahl gründlicher und vortrefflicher Kenner vorauszuſetzen ſey.

Man überläßt einem jeden, ſeiner Arbeit, die er durch dieſen Weg bekannt machen will, eine Form nach ſeinem Belieben zu geben, doch wird man diejenigen Stüke am wertheſten halten, worinnen der trukene Vortrag der dogmatiſchen Lehre auf eine muntere Weiſe belebet wird; und man wird den Schertz allezeit hochachten, der aus der Sache ſelber hervorfließt, und nichts anders iſt, als eine kunſtreiche Vorſtellung des Lächerlichen, das in

der

der Materie enthalten ist, und sie in dem wahren Licht vorstellig macht. Das Gespötte steht vornehmlich denen wohl an, welche zuerst den Grund der Thorheiten und Fehler, die sie izo zum Gelächter machen wollen, durch ernstliche Untersuchungen in verknüpfter Ordnung angezeiget haben. Denn es ist nicht genug, daß es schamroth mache, es muß daneben auch unterrichten. Dergleichen Schertz ist mit denen Einfällen eines Lustigmachers, die keinen andern Grund, als dessen verkehrte Phantasie haben, gar nicht einerley.

Neben diesen critischen, polemischen, und satirischen Schriften wird man bedacht seyn, geschickte Muster in allen Gattungen der Dicht- und Redekunst beydrüken zu lassen, damit man nicht nur Regeln sondern auch Exempel gebe. Diese werden aus wohlgerathenen Versuchen, aus Entwürffen zu grössern Werken, aus Proben und besondern Stüken bestehen, sie seyn ursprünglich von einem Deutschen verfertigt, oder nur aus einer ausländischen Feder geschickt übersezet; sie seyn bisdahin ungedrückt, oder verdienen, da sie schon gedrückt, und dennoch aus Nachlässigkeit im Vergessen geblieben sind, an das Licht hervorgezogen zu werden.

Man

Man gedenckt ſich mithin den Zaum nicht ſo kurtz zu halten, daß man nicht nach Gelegenheit der Umſtände auch ſolchen Werken oder deren Beurtheilungen einen Platz in dieſer Sammlung einräumen werde, welche nach ihrer Haupt-Abſicht zwar nicht zu den obengedachten Künſten gehören, die aber in ihrer Ausführung und Abhandlung einen ausnehmenden Grad von Geiſt, Scharfſinnigkeit, und Geſchicklichkeit, bliken laſſen.

Gelingt es alſo demjenigen, der die Aufſicht über dieſe Sammlung auf ſich genommen hat, ſo wird man darinnen nicht bloſſe Verſicherungen von dem Vermögen des Geiſtes, und des Urtheiles, das die Deutſchen noch im Verborgenen beſizen, und man uns auf unſer Wort glauben muß, antreffen; ſondern man wird den Beweiß deſſen im Werke und in der That vor Augen ſehen. Werden ihm nur die muntern und verſtändigen Köpfe Deutſchlandes mit ihrer Beyhülffe einigermaſſen an das Rad ſtehen, und ihm die Stärke ihres Geiſtes und die Richtigkeit ihres Verſtands in vortrefflichen Proben offenbaren und bekannt machen, es ſey in poetiſchen Schriften durch die vielfältige Ausübung ihrer Kunſt, oder in critiſchen Abhandlungen, worinnen die Verſchiedenheit der Kunſt nach der Verſchiedenheit

denheit einer beſondern Materie in dem Ganzen und in den Stüken, in dem eigenen Lichte ihrer Trefflichkeit an den Tag geleget wird; ſo wird ſolches das beſte Mittel ſeyn, denjenigen, welche unſrer Nation ihres Geſchmakes wegen übels nachreden, den Mund zu ſtopfen.

Probe

Probe
Einer neuen Ueberſetzung
Johann Miltons
Verlohrnen Paradieſes.

Das erſte Buch.

Singe, himmliſche Muſe, von dem erſten Ungehorſam des Menſchen, und der verbothenen Frucht, die mit dem Verluſt Edens das Elend und den Tod in die Welt gebracht hat, welche allda herrſchen ſollten, bis daß ein gröſſerer Menſch uns zu Hülfe käme, und den glückſeligen Sitz für uns wieder eroberte. Du, welche auf dem geheimen Gipfel Horebs oder Sinai den Schäfer unterwieſen, der den erwehlten Saamen zuerſt gelehrt

hat, wie der Himmel und die Erde im Anfange aus dem Chaos entsprungen seyn, steige auf mein Bitten von da, oder, wenn dir der Berg Sion und die Bache Siloah, die so nahe an dem göttlichen Orackel floß, angenehmer sind, von denselben herunter, meinen kühnen Gesang anzuleiten, der mit einem mehr als mittelmässigen Fluge über den Aonischen Berg hinaus fliegen will, indem er Sachen auf die Spur gehet, die niemand bisdahin weder in Prosa noch in Reimen unternommen hat zu entdecken. Und du vornehmlich, o Geist, der mehr von einem aufrichtigen und reinen Hertzen hält, als von allen Tempeln, unterrichte du mich, denn du weissest von diesen Dingen, du wareſt zuerst dabey gegenwärtig, und sassest einer brütenden Taube gleich mit ausgebreiteten Flügeln auf dem ungemessenen Abgrund; und machtest ihn fruchtbar. Erleuchte, was in mir dunckel ist; erhöhe und unterstütze, was niedrig ist, daß ich der Hoheit meines edeln Vorhabens gemäß die

Steige auf mein Bitten) Da der Stof zu diesem Gedichte gröstentheils aus der Welt der Geister hergenommen war, welche den sterblichen Menschen verschlossen ist, konnte der Poet keine Nachrichten davon haben, als aus der Erzehlung eines von ihren geistlichen Einwohnern. Dieses machte denn seine Anruffung gantz nothwendig. Andere Poeten, die von menschlichen Begebenheiten reden, dürften eben sich nicht zu den Bewohnern des Himmels wenden, sie um Nachrichten von dem zu fragen, was auf Erden, ihrem eigenen Wohnplatz, geschieht, und wovon ihnen die irdischen Menschen genugsamen Bericht mittheilen könnten.

die ewige Vorsehung vertheidigen, und die Wege Gottes unter den Menschen retten möge.

Sage zuerst, denn der Himmel hält vor deinem Gesichte nichts verborgen, und der tiefe Strich der Hölle nichts; sage zuerst, was vor eine Ursache bewog unsre grossen Stammältern in ihrem glückseligen Stande, der von dem Himmel so trefflich begünstiget worden, daß sie von ihrem Schöpfer abfielen, und seinen Willen um einer einzigen Einschränckung wegen übertraten, da sie doch übrigens Herren der Welt waren? Wer beredete sie zu dem schändlichen Aufstand? Der höllische Wurm. Derselbe betrog durch seine List die Mutter des menschlichen Geschlechts, von Mißgunst und Rachgier dazu angereizet, nachdem sein Hochmuth ihn mit seinem ganzen Heere aufrührischer Engel aus dem Himmel verjaget hatte; weil er gestrebet, sich an Herrlichkeit über seine Gesellen zu erheben, und sich getrauet, vor dem Höchsten, wenn dieser sich ihm widersetzete, zu bestehen, so daß er in dem Himmel mit einem ehrsüchtigen Endzwecke einen gottlosen Krieg und eine stoltze Schlacht angezettelt. Ein eiteles Unternehmen! Die allmächtige Kraft warf ihn von der etherischen Bühne mit einem gräßlichen Fall und Brand flammend in das bodenlose Verderben hinunter; daselbst sollte derjenige in diamantenen Ketten und einem straffenden Feuer wohnen, welcher den Allmächtigen zu einer Schlacht hatte auffordern dörffen.

Neunmahl das Zeitmaaß, mit welchem die ſterblichen Menſchen Tag und Nacht zu meſſen pflegen, lag derſelbe mit ſeinen greulichen Haufen beſieget, und welzete ſich in dem feurigen Meerbuſem herum, ſinnlos, obgleich unſterblich. Aber ſein Gericht verſparte ihn zu mehr

Neunmahl das Zeitmaaß, mit welchem ꝛc.) Der Poet ſagt nicht ſchlechtweg, neun Tage, weil er uns in den Ort führen wollte, wo die Scena ſeiner Handlung lieget. In der Hölle giebt es keine Tage, es iſt daſelbſt lauter Finſterniß, die nur durch die Flammen des feurigen Meerbuſems etwas erleuchtet wird, daß man dabey ſehen kan; daher ſie Milton eine ſichtbare Dunckelheit heißt; das iſt, eine Dunckelheit, dabey man, wie in einer ſtarcken Dämmerung, ein wenig Licht ſieht. Hr. Voltaire hat wider die Meinung des Poeten dieſe ſichtbare Dunckelheit ſo verſtanden, daß es eine Dunckelheit wäre, die man mit den Augen ſehen könnte. Uebrigens iſt es nicht ohne Nutzen, daß Milton die Zeit beſtimmt, wie lange die Engel nach ihrem Falle vom Himmel ſinnlos und ohnmächtig gelegen ſeyn. Dieſe Beſtimmung bringt viel mehr Leben und Wahrſcheinlichkeit in ſeine Erzehlung, als wenn er auf eine unbeſtimmte Weiſe geſagt hätte, ſie wären eine lange Zeit in der Ohnmacht gelegen. Eine Ohnmacht von neun Tagen rührt uns mehr, als eine lange Ohnmacht; und zeiget uns einen Geſchichtſchreiber, der von dem, was er erzehlet, genauere Nachrichten hat.

Wältzete ſich in dem feurigen Meerbuſem ſinnlos, obgleich unſterblich) Magni beſchuldiget den Poeten, daß er hier die Beraubung der Sinne mit den feurigen Wellen zuſammengereimet habe. Allein das Herumwältzen Satans und ſeiner Geſellen war nicht eine Würckung einer innerlichen Kraft derſelben, ſondern der Gewalt, womit ſie von dieſem wütenden Sturmfeuer in dem Pful hin und her

mehr Qual. Denn jezo plaget ihn der Gedanke von der verlohrnen Glückſeligkeit und der immerwährenden Pein. Er warf rund herum ſeine giftvollen Augen, welche von einer hohen Betrübniß und Schwachheit, die mit einem verſtockten Stolz und hartnäckigten Haſſe vermiſchet waren, Anzeige gaben. Er überſieht auf einmahl, ſo ferne als engliſche Blicke reichen mögen, die traurige, wüſte und wilde Gegend. Eine greuliche Tiefe, die zu allen Seiten rund herum, wie ein groſſer Ofen, in Flammen ſtuhnd; jedoch ſchoß kein Licht von dieſen Flammen, ſondern vielmehr eine ſichtbare Dunkelheit, bey welcher man Geſichter voll Jammers, Landſchaften voll Kummers, erſchreckliche Schatten, erblickte; wo Friede und Ruhe nie-

her geſchlagen wurden. Eben ſo wohl reimet ſich die Ohnmacht derſelben mit ihrer Unſterblichkeit. Von der Beraubung der Sinne iſt zwar nur noch ein Schritt bis zum Tod, doch iſt ſie noch nicht der Tod ſelbſt. Der Poet konnte die Erſchlagung der gefallenen Engel nicht nachdrücklicher vorſtellen, als durch dieſen unempfindlichen Zuſtand, der dem Tod und der Zerſtörung ſo ähnlich iſt. Er ſtreitet mit der Unſterblichkeit derſelben um ſo viel weniger, weil dieſe die Unſterblichkeit nicht von einer eigenen Kraft, ſondern von dem Willen des Schöpfers hatten.

Eine ſichtbare Dunckelheit) Die Dunckelheit iſt eigentlich unſichtbar, indem darinnen weder Maß noch Geſtalt zu erkennen iſt; wenn ſie ſichtbar werden ſoll, ſo daß man die Dinge einigermaſſen unterſcheiden kan muß ſie von ihrer Dicke vieles verliehren. Alſo ſchwächt das Beywort Sichtbar die Kraft der Bedeutung in dem Worte Dunckelheit.

niemahls wohnen kan, die Hoffnung, die an alle Orte kömmt, sich niemahls einfindet; sondern Qual ohne Ende unaufhörlich auf die Einwohner zuschlägt, und eine feurige Sündflut ströhmt, welche sich von einem ewigbrennenden Schwefel, der niemahls verzehret wird, unterhält. Diesen Platz hat die ewige Gerechtigkeit für diese Rebellen zubereitet, ihnen hier in der äussersten Finsterniß ihr Gefängniß verordnet, und ihr Theil hier angewiesen, dreymahl so ferne von Gott und dem Lichte des Himmels, als der höchste Polus von dem Mittelpunct entfernt ist. O wie ist dieser Platz demjenigen so ungleich, von dem sie fielen! Daselbst erkennet er bald die Mitgesellen seines Falls, die mit Ströhmen und Wirbelwinden von stürmerischem Feuer überschwemmt lagen. Nächst an seiner Seite sieht er sich einen überwerffen, der an Macht und Boßheit zunächst auf ihn folgete, welcher lange hernach in Palestina bekannt worden, und Beelzebub geheissen ward. Denselben redete

Die mit Ströhmen und Wirbelwinden von stürmerischem Feuer überschwemmt lagen) Der feurige Meerbusem, der flammende Ofen, die Sündflut von Feuer, der ewigbrennende Schwefel, die äusserste Finsterniß, die Wirbelwinde von Feuer, sind alles bekannte und geläufige Begriffe von der Hölle. Mithin sind sie gantz irdisch und cörperlich; ungeachtet die Dinge selbst, wie die Wesen, auf welche sie würcken, von geistlicher Natur sind. Was man demnach zur Vertheidigung derselben sagen kan, dienet zugleich zur Rechtfertigung der cörperlichen Gestalten, in welche die Einwohner dieser geistlichen Gegenden verkleidet werden.

dete der Ertzfeind, der wegen seines Aufstandes in dem Himmel Satan genannt ward, mit kühnen Worten an, die das gräßliche Stillschweigen dergestalt unterbrachen.

Wenn du es bist, o wie sehr bist du gefallen, wie ungleich bist du demjenigen, der in den glückseligen Königreichen des Lichtes, mit einem überschwenglichen Glantz bekleidet, heller als so viele Myriaden Engel von den erhabensten leuchtete; wenn du derselbe bist, welchen ein freundschaftliches Bündniß, gemeinschaftliche Gedancken, einerley Hoffnung und einerley Gefahr ehedessen mit mir zu dem ruhmwürdigen Unternehmen verbunden, jezo das Elend in einem gleichen Niederfall mit mir vereiniget, siehest du, in welche Tiefe, und von welcher Höhe wir gefallen sind; so mercklich ward er mittelst seines Donners der stärckere: Aber wer kannte zuvor die Stärcke dieses greulichen Werkzeuges? Doch weder Furcht vor demselben, noch vor einer andern Sache, so mir der mächtige Ueberwinder im Zorn anthun mögte, kan mir angewinnen, daß ich das geschehene bereue, oder die einmahl festgesezten Gedancken ändere, ob sich gleich mein äusserlicher Glantz verändert hat, oder den Unwillen ablege, den die empfindliche Verachtung meiner Verdienste zuerst bey mir erreget, und mich vermocht hat, mit dem Mächtigsten anzubinden, und in den wilden Streit ein unzehliges Heer gewaffneter Geister zu führen, welche das Hertz hatten, seine Herrschaft zu verwerffen, mich ihm vorzuziehen, und seiner

höchsten Macht eine andere entgegenzusetzen, welche in den ebnen Feldern des Himmels seinen Thron in einer zweifelhaftigen Schlacht erschütterte. Gesezt, eine Schlacht sey verlohren, alles ist darum nicht verlohren; der unüberwindliche Wille nicht, das Verlangen nach Rache nicht, noch der unsterbliche Haß, und der Vorsatz sich zu keinen Zeiten zu unterwerfen und zu ergeben; Und was heißt das anders, als, nicht überwunden seyn? Diesen Ruhm soll weder sein Zorn noch seine Macht jemahls von mir erzwingen, daß ich einen flehenden Kniefall vor ihm thun, und ihn um Gnade ersuchen, oder daß ich die Macht derer vergöttern sollte, welche die Furcht vor meinem Arm noch neulich dahin gebracht, daß sie ein Mißtrauen in seine Oberherrschaft gesetzet haben. Wahrhaftig, das wäre etwas niederträchtiges, das wäre mir eine grössere Schmach und Schande, als dieser tiefe Höllenfall. Nachdem kraft des Schicksals die Stärcke der Götter und dieses empyreische Wesen nicht abnehmen kan; nachdem wir, vermöge der Erfahrung in diesem merckwürdigen Begegniß, an Kraft nichts abgenommen, an Vorsichtigkeit ein grosses zugenommen haben, so können wir jezo mit einer glücklichern Hoffnung uns entschliessen, mit List oder Gewalt einen ewigen Krieg mit unsrem grossen Feinde zu führen, und keinen Frieden jemahls mit demselben einzugehen, welcher jezo triumphiert, und voller ungemessenen Freude die Herrschaft

in

in dem Himmel ohne einen Nebenbuhler beſitzet.

Alſo ſprach der abtrünnige Engel und rühmte mit Worten, obgleich mitten in der Pein, groſſe Stücke von ſich, aber inwendig ward er von einer tiefen Verzweifelung gepfetzet. Sein frecher Geſelle antwortete ihm dergeſtalt.

O Fürſt, o Haupt mancher gethronten Macht von Geiſtern, du, der die Schlachthaufen der Seraphim angeführt, und in erſchrecklichen Begegniſſen unerſchrocken den beſtändigen König des Himmels in Gefahr geſetzet, und ſeine hohe Oberherrlichkeit auf die Probe geleget hat, ob die Stärcke, oder der Zufall, oder das Verhängniß etwas wider ſie vermögten. Doch ich ſehe und empfinde nur zuwohl den grauſamen Ausgang dieſes Unternehmens, welches uns in einer traurigen Niederlage, und ſchändlichen Flucht des Himmels verluſtig gemachet, und dieſes groſſe mächtige Heer in einer gräßlichen Zerrüttung ſo tief zu Boden geſchlagen hat, als es möglich iſt, daß himmliſche Weſen und Götter zu Grund gehen. Denn das Gemüthe und der Geiſt bleiben unüberwindlich, und die Munterkeit erholet ſich in kurtzem wieder, ob unſre Herrlichkeit gleich gäntzlich erloſchen iſt, und unſer vormahls glückſelige Stand hier unter einem unendlichen Elende verſencket liegt. Aber wie haben wir es dann, wenn unſer Obſieger, den ich jezo gezwungen vor allmächtig erkennen muß, weil

Den ich jezo gezwungen vor allmächtig erkennen muß) Beel-

kein geringerer als ein Allmächtiger eine solche Macht, wie die unsrige war, hätte überwältigen mögen, uns diesen unsren Geist und unsre Stärcke darum unversehrt gelassen hat, damit wir starck genug seyn, unsre Pein zu ertragen, und so unter seinem rachgierigen Zorn aushalten mögen, oder damit wir ihm als seine Sclaven, nach Kriegesrecht, desto bessere Dienste thun, was er auch vorhaben mag, hier mitten in der Hölle im Feuer arbeiten zu lassen,

Beelzebub wird mit grosser Kunst zum freyen Bekenntniß gebracht, daß seine Widerparte allmächtig sey. Wie verkehrte Glossen auch Satan öfters über die Gerechtigkeit, Güte, und andere Eigenschaften des Höchsten machet, so gesteht er ihm doch die Allmacht überall zu. Dieses war eine Vollkommenheit Gottes, welche er ihm durch die Waffen gezwungen einräumen mußte. Keine andere Betrachtung, als diese, konnte ihn unter der Schande der erlittenen Niederlage aufrichten. Addison.

Damit wir unter seinem rachgierigen Zorn aushalten ꝛc.) Wiewohl Beelzebub sein Urtheil der Verdammniß schon angetreten, so steht er doch der absonderlichen Symptomatum halber, so dieselbe mit sich führen mögte, in ängstlicher Ungewißheit. Satan hatte ihn mit der Vorstellung aufrichten wollen, daß sie ihr empyreisches Wesen in seiner vollen Stärcke behalten haben, welches er dem Schicksal einer unvermeidlichen Nothwendigkeit zugeschrieben; allein Beelzebub fand dagegen einzuwenden, daß der Höchste, den er für den Meister des Schicksals erkennt, seine eigenen Ursachen mögte gehabt haben, um derer willen er ihnen ihre Stärcke ungekränckt gelassen hätte. Er macht jezo einige derselben nahmhaft, die so beschaffen sind, daß sie Satans Trost völlig über einen Haufen stossen.

laſſen, oder damit wir in der finſtern Tiefe ſeine Botſchaften hin und her tragen. Was kan uns in ſolchem Fall unſre Stärcke, die wir noch unvermindert fühlen, und unſer Weſen, das ewig iſt, nützen, wenn wir ewig in Pein und Qual leben müſſen?

Demſelben antwortete der Ertzteufel mit flüchtigen Worten: Gefallner Cherub, es iſt allemahl eine elende Sache um die Schwäche, man mag etwas zu thun oder zu leiden haben; Aber deſſen verſichere dich, daß Gutes thun nimmermehr unſer Werck ſeyn wird, ſondern daß wir an Uebels thun unſer einziges Ergetzen finden werden; weil es dem hohen Willen deſſen entgegen iſt, dem wir widerſtreben. Wenn denn ſeine Vorſichtigkeit aus unſrem Böſen Gutes hervorzubringen trachtet, ſo müſſen wir uns befleiſſen, dieſen Endzweck umzukehren, und in dem Guten allemahl Anlaß zum Böſen zu finden: Welches uns oft ſo wohl gelingen mag, daß es ihm, wenn ich nicht irre, verdrieſſen, und ſeine geheimſten Anſchläge hintertreiben ſoll. Aber ſiehe, der zornige Ueberwinder hat die Diener ſeiner Rache und Verfolgung nach der Pforte des Himmels zurücke geruffen, der Schwefel-Hagel, der im Sturm nach uns geſchoſſen worden, hat

Damit wir in der finſtern Tiefe ſeine Botſchaften hin und her tragen) Die Botſchaften Gottes hin und her tragen, heißt nichts anders, als, ſeine Befehle hier und dar ausrichten. Beelzebub erkennt damit, daß der Höchſte ſeine Herrſchaft bis in die Hölle ſelbſt erſtrecken werde.

hat sich zerstreuet, und sich in diesen feurigen Wellen geleget, die uns in unsrem Falle von den Zinnen des Himmels empfangen haben; und der Donner mit rothen wetterleuchtenden Blitzen und stürmerischem Grimme geflügelt, hat vielleicht seine Köcher an Pfeilen ausgelährt, und höret jezo auf durch die ungeheure und ungemessene Tiefe zu brüllen. Lasset uns die Gelegenheit nicht verschlafen, unser Feind mag sie uns aus Verachtung, oder aus Gelindigkeit gönnen, weil er seinen Zorn an uns gesättiget hat. Siehest du jene fürchterliche, öde und verlassene Ebene, den Sitz der Verzweifelung, lähr an Licht, ausgenommen, was der Schimmer dieser schwartzgelben Flammen blaß und gräßlich von sich schießt? Laß uns den Gang von diesen erschütternden feurigen Wellen dorthin wenden, daselbst auszuruhen, wenn je die Ruhe daselbst Platz findet; daselbst wollen wir unsre zu Boden geschlagene Heeresmacht wieder versammeln, und mit einander berathschlagen, wie wir künftighin unsern Feind am allermeisten beschädigen, wie wir uns unsers Verlustes wieder erholen, wie wir diesen greulichen Jammer überstehen, was vor eine Stärckung wir von der Hoffnung gewinnen, und wenn das nicht angehet, was vor einen Entschluß wir von der Verzweifelung erhalten mögen.

Also redete Satan mit seinem nächsten Bundesgesellen, mit dem Haupt hoch über den Wellen, und mit Augen, die funkelnd blizeten;

seine

seine übrigen Glieder lagen vorwärts auf der Flut, in die Länge und Breite ausgestrecket, und nahmen schwimmend viele Hufen Feldes ein, sie waren in ihrer ungeheuren Grösse denen ungefugen Riesen in den Fabeln gleich, dem Titanischen Stamme, den Kindern der Erden, die mit Jupiter Krieg führeten, dem Briareus und dem Typhon, welche sich in der Höle vor der alten Stadt Tharsus aufhielten, oder dem Leviathan, einem Seethiere, welches an Grösse das ungeheureste unter allen denen Wercken des Schöpfers ist, so in dem Oceanus schwimmen. Wenn ihn etwann der Pilot eines kleinen verirrten Schiffes Nachts in der beschäumten Norwegischen See

Und nahmen schwimmend viele Hufen Feldes ein) Sehet hier geistliche Wesen in cörperliche verwandelt. Der Poet redet nicht anderst davon, als wenn es wahrhafte Leiber wären. Er konnte sie den Sinnen und der Einbildung auf keine andre Weise vorstellig machen, als so er sie sichtbar und cörperlich machete. Dieses that er durch eine poetische Schöpfung, nach welcher das Mögliche ins Würckliche hinübergebracht wird. Er hat seiner Kunst und seiner Absicht eine vollkommene Gnüge gethan, wenn er die Gestalten und Verrichtungen seiner geistlichen Personen also zugerichtet hat, daß sie ihren Character und ihre Geschichte der Phantasie auf eine empfindliche Weise vorstellen, und alle die Eindrücke darinnen hervorbringen, welche zu der Absicht des Poeten dienen können. Die Poesie bekümmert sich eigentlich nicht um das Wahre des Verstands; es ist ihr nur um die Besiegung der Phantasie zu thun; darum begnüget sie sich an dem Wahrscheinlichen, welches auf das Zeugniß der Sinnen und der Phantasie gegründet ist.

See schlafend findet, sieht er ihn oft vor ein Eiland an, und wirfft, wie die Seefahrer erzehlen, den Ancker auf seine schuppigte Rinde aus, und hält sich an seiner Seite hinter dem Winde, so lange als die Nacht das Meer unsicher macht, und der gewünschte Morgen sich zögert. So weit in die Länge ausgebreitet lag der Ertzfeind auf dem brennenden Teiche, wie mit Fesseln festgemacht, wäre auch nimmermehr von demselben aufgestanden, oder hätte nur sein Haupt empor gehoben, wofern ihn nicht der Wille und die Erlaubniß des allesregierenden Himmels seinen eignen schwarzen Anschlägen wieder überlassen hätte, auf daß er durch wiederholte Uebelthaten die Verdammniß nur mit desto schwererer Last auf sein eignes Haupt weltzete, alldieweil er beflissen ist

Wirft den Ancker auf seine schuppigte Rinde aus) Die Poesie hat ein eigenes Recht auf die gemeine Sage, die Mährgen, und die Fabeln; massen diese gleichsam eine Historie von dem zweyten Rang ist, welche bey dem gemeinen Haufen der Menschen eben so viel Glauben findet, und so viel Ansehen hat, als die wahrhafte Geschichte selbst. Denn dieses ist schon genug, die poetischen Vorstellungen, der Absicht des Dichters gemäß, wahrscheinlich zu machen. Wer dieses bey sich betrachtet, wird die abergläubigen Dinge, die etwa von den Poeten zu ihrem Gebrauche angebracht werden, vor nichts mehrers nehmen, als vor apocryphische Geschichten, vor Begegnissen aus dem Reiche der Poesie, vor Bestrebungen und Früchte der Einbildungskraft und des Witzes. Das sind diejenigen Arten des Vermögens der Seele, deren Springfedern und Triebräder der Poet mit seinen Gewichten und Schlüsseln aufzieht, daß sie spielen.

ist, andern Schaden zu thun, und vor Zorn berstend sähe, wie alle seine Boßheit alleine dienete, den von ihm verführten Menschen mit unendlicher Güte, Gnade und Gunst zu überschütten, hingegen auf ihn selber dreyfache Schmach, Entrüstung und Rache zu ziehen.

Jezo hebet er plötzlich seinen mächtigen Cörper von dem Pful empor, an beyden Seiten neigeten die zurücke gestossene Flammen ihre scharfen Spitzen, und indem sie sich in Wellen überweltzeten, öffneten sie in der Mitte einen greulichen Thal. Hernach regieret er seinen Flug in der Höhe mit ausgespanneten Flügeln, und schwebet in der dunckelbraunen Luft, welche eine ungewöhnliche Last fühlete, bis er an das trockene Land hinunterstieg; wenn je Land war, was beständig mit einem gediegenen Feuer brannte, wie der See mit einem flüssigen siedet. Er schien an Farbe wie ein Felsen, den die Macht eines unterirdischen Windes vom Pelorus abgerissen hat, und in einen andern Ort hinträgt, oder wie die beschädigte Seite des donnernden Etna, dessen öligtes und hartzigtes Eingeweide, wenn es in einen Brand kömmt, mit einer mineralischen Wuth in die Höhe schlägt, die Macht der Winde verstärcket, und einen versengten Boden, mit Rauch und Gestanck gantz bedecket, hinterläßt. Eine solche Ruhstatt fanden die Solen der unseligen Füsse. Sein nächster Geselle folgete ihm, und beyde rühmten sich, daß sie aus dem stygischen Pful als Götter heraus

ausgestiegen wären, kraft ihrer eigenen wiedererhaltenen Stärcke, nicht aus Vergünstigung der obersten Macht.

Ist dieses die Landschaft, sagte hernach der verlohrne Ertzengel, ist dieses das Revier, die Gegend, ist dieses die Wohnung, welche wir mit dem Himmel vertauschen müssen; diese leidige Pechschwärtze mit dem himmlischen Lichte? Ich bin es zufrieden, nachdem derjenige, der jezo der Höchste ist, heissen und gebiethen kan, was recht seyn soll. Es ist am besten, wir seyn am weitesten von dem entfernt, den Vernunft und Billigkeit uns gleiche gemachet, Gewalt über diejenigen, die seines gleichen waren, erhoben hat. Gehabet euch wohl glückselige Felder, wo die Freude auf ewig wohnet! Sey gegrüßt abscheulicher Ort, sey gegrüßt unterste Welt, und du, tiefeste Hölle, empfange deinen neuen Einwohner: Einen, der ein Gemüthe mit sich bringt, das weder Ort noch Zeit zu ändern vermag. Das Gemüthe wohnet in ihm selbst, und kan in ihm selbst einen Himmel aus der Hölle, und eine Hölle aus dem Himmel machen. Was frage ich darnach, wo ich sey, wenn ich beständig

Es ist am besten, wir seyn am weitesten) Dieses ist aus dem griechischen Sprüchwort genommen, πόῤῥω Διὸς τε καὶ κεραυνοῦ. Bentley.

Sey gegrüßt, abscheulicher Ort) Die Gedancken und Entschlüsse Satans sind so beschaffen, wie es sich vor ein erschaffenes Wesen von der erhabensten und dabey verkehrtesten Natur gehört. Addison.

dig der vorige bin, und was ich seyn soll, alles, nur alleine geringer, als der ist, welchen der Donner grösser gemacht hat? Wenigstens werden wir hier frey seyn; der Allmächtige hat hier nicht gebaut, was er uns mißgönnen sollte, er wird uns von hier nicht verjagen wollen: Hier mögen wir in Sicherheit regieren, und in meinem Sinn ist Regieren des Nachstrebens werth, auch in der Hölle selbst: Es ist besser in der Hölle zu regieren, als in dem Himmel zu dienen. Aber warum lassen wir denn unsre getreuen Freunde, die sich unsers Verlustes mittheilhaftig gemacht haben, auf dem betäubenden Pful so daniedergeschlagen liegen, und ruffen sie nicht zu uns, daß sie ihren Theil an dieser unseligen Wohnung mit uns beziehen, oder daß sie noch einmahl mit neuvereinigten Waffen versuchen, ob im Himmel noch etwas könne erobert oder in der Hölle noch etwas verlohren werden?

Also sagte Satan. Beelzebub antwortete ihm dergestalt: Führer dieser glänzenden Kriegesschaaren, welche niemand als der Allmächtige hat schlagen können, wenn sie nur deine Stimme wieder hören werden, ihr lebhaftestes

Hier werden wir zum wenigsten frey seyn) Mitten unter den gottlosen Reden, in welche der rasende Geist hier und dar losbricht, hat der Poet nichts einfliessen lassen, was nicht bey seiner Erhabenheit ungereimt und unanstössig ist; Denn seine Reden waren nur dem Scheine nach erhaben, nicht in ihrem wahren Wesen. Addison.

[Critischs Samml.]

Hoffnungs-Pfand, in Furcht und Noth, die sie so oft in der höchsten Gefahr gehört, und in dem hartesten Stande des Gefechtes, in allen Anfällen, wenn die Wuth raſete, vor ihr sicherstes Wahrzeichen gehalten haben, so werden sie bald von neuen einen Muth fassen, und wieder aufleben, wiewohl sie jezo auf jener Feuer-See mit betäubten und erstarrten Sinnen, wie wir selbst unlängst, unter sich gekehrt auf dem Bauche liegen, das kein Wunder ist, nachdem wir von einer so erschrecklichen Höhe gefallen sind.

Er hatte kaum aufgehöret, als der höhere Teufel nach dem Gestade zu gieng; er hatte sein schweres Schild von einer Etherischen Stählung, massiv, breit, und rund, auf den Rüken geworffen; es hieng in einem weiten Umfange auf seinen Schultern, und war anzusehen, wie der Mond, dessen Scheibe der Toscanische Künstler des Abends von dem Gipfel des hohen Fesole oder zu Valdarno durch ein optisches Glas beschauet, damit er in seiner fleckigten Kugel neue Länder, Flüsse, und Berge, entdecke. Mit seinem Spiesse verglichen, wäre die längste Tanne auf den Norwegischen Bergen, welche für den Mastbaum eines grossen Admiral-Schiffes gehauen wird, nur eine Ruthe. Er stützete sich auf denſelben indem er seine mühsamen Tritte auf dem brennenden Moraſt fortsezete, nicht so gemächliche Tritte, als auf dem Lazur des Himmels; das sengende Clima, mit Feuer bewölbet, schmiß daneben häftig auf ihn

zu.

zu. Nichtsdestoweniger hielt er es aus, bis er den Strand dieser entflammten See erreichet hatte, an demselben stuhnd er stille und rief seine Legionen; Englische Gestalten, welche sinnlos über einander geworffen lagen, so dicht als die Blätter im Herbst, wenn die Bäche in Vallombrosa, über welchen die hetruriſchen Bäume hangende Sommerlauben ziehen, damit übersäet werden; und als das verzetelte Schilf, das an den Küsten des rothen Meers floß, da Orion dasselbe mit unbändigen Winden peitschete, und den Busiris mit seiner memphiſchen Reuterey unter die Wellen versenckete, als sie

Das sengende Clima, mit Feuer bewölbet, schmiß häſ[illegible] auf ihn zu.) Satans Ankunft auf dem Gestade von zusammengeronnenem Feuer ist keine neue Straffe, wie Mazini davor hält, sondern nur eine neue Art der Pein, die in dem Urtheil seiner Verdammniß schon enthalten war. Dieses ward an ihm und seinen Mitgesellen in tausend verschiedenen Veränderungen vollstrecket.

Und den Busiris unter die Wellen versenckete, - - - und zerbrochenen Wagenräder sahen) Milton wußte nichts von der falschen Zärtlichkeit in dem Geschmack einiger neuren Kunstrichter, welche in den Homeriſchen Gleichnissen dasjenige verwerffen, was sie mit einem vielmehr lächerlichen, als artigen Ausdruck, einen langen Schwantz heissen; die keinen überflüssigen Pinselzug darinnen leiden können, nichts darinnen dulden wollen, was nicht in dem Bild und dem Gegenbild in einem hohen Licht absticht, als ob eine kleine mahleriſche, lebhafte und anmuthige Zugabe, die bey Gelegenheit einer schönen Schilderey am rechten Orte angebracht wird, in solchen Wercken schädlich

gus unredlicher Feindſchaft den Gäſten der Landſchaft Goſen nachjagten, die jezo an dem ſichern Ufer ihre ſchwimmenden Leichnahme und zerbrochenen Wagenräder ſahen; eben ſo dicht, ſo verſtreuet, verzetelt und verlohren, lagen dieſe gefallenen Engel, bedeckten den Pful, und waren vor Beſtürtzung über ihrer gräßlichen Veränderung gantz auſer ſich ſelbſt. Er rief ſo laut, daß die gantze hole Tiefe der Höllen davon erſchallete.

Fürſten, Herzoge, Kriegeshäupter, der Ausbund des Himmels, der unlängſt euer war, jezo verlohren iſt, woferne ein ſolches Erſtaunen, wie dieſes, ewige Geiſter überfallen kan; oder habet ihr dieſen Ort erwehlet, hier nach der ſtrengen Arbeit des Gefechts eure müde Dapferkeit ausruhen zu laſſen, weil ihr vielleicht die Ruhe

lich und nachtheilig wäre, wo das Gemüthe durch das Mittel der Phantaſie in Bewegung gebracht werden muß. Seine Vergleichungen ſind nach Homers Manier verfaſſet, und dieſes dienet ihnen zum Ruhme, weil ſie zugleich der Natur derer gemäß ſind, auf welche ſie würcken ſollen. Man hat über dieſes beobachtet, daß der ſo genannte Schwantz eines Gleichniſſes bey ihm öfters zum Grund einer neuen Vergleichung geleget wird, und daß er das vorhergehende mit dem nachfolgenden verbindet; dieſe Verbindung kömmt deſto ſcharfſinniger heraus, weil wir auf dieſe Weiſe zwey Gleichniſſe in einem bekommen. Von dieſer Art ſind neben dem gegenwärtigen, das von den Chineſen im zweyten B. welche ihre Rohrwagen mit Segel und Wind forttreiben, und im vierten B. das von dem Feld der Ceres, und andere mehr.

Weil ihr die Ruhe allhier ſo ſüß findet) Magni hat nicht gemercket, daß Satan allein durch eine Ironie, oder auch

he allhier so süß findet, als in den Thälern des Himmels; oder habet ihr geschworen, daß ihr den Ueberwinder in dieser niederträchtigen Stellung anbeten wollet? Derselbe sieht jezt den Cherub und Seraph mit weggeworffenen Waffen und Fahnen in der Fluth sich überwerffen, und warten bis seine schnellen Nachjager von den Pforten des Himmels ihren Vortheil erblicken, herunterſteigen und uns danieder treten, indem wir so liegen; oder uns mit zusammengeketteten Donnerkeilen auf den Boden dieses Golfo anheften. Erwacht, steht auf, oder euer Fall müsse in Ewigkeit währen.

Sie höreten ihn, schämeten sich, und fuhren auf ihren Flügeln auf, wie, wenn Leute, die Amts wegen wachen sollten, von jemandem, den sie fürchten, schlaffend gefunden werden, aufspringen und sich geschäftig erzeigen, eh sie recht erwachet sind. Mithin wurden sie ihres schlimmen Zustandes bald gewahr, und fühleten die tobende Pein. Doch gehorsamten sie der Stimme ihres Obristen alsobald. Eine unzählige Menge, wie als der mächtige Stab des Sohns Amrams an Egyptens bösen Tage über

auch durch eine Verringerung, eine Ruhe heißt, was eine gänzliche Ohnmacht und ein völliges Stillstehen ihrer Kräfte war.

Sie wurden ihres schlimmen Zustands gewahr, und fühleten die tobende Pein) Magni macht den lächerlichen Schluß, weil sie erst jezo die Pein gefühlt, seyn sie zuvor, als sie noch in dem Pful ohnmachtig gelegen waren, noch nicht verdammt gewesen.

die See-Küste geschwungen ward, und eine pechschwartze Wolcke von Heuschrecken zusammen jagte, welche sich nach dem Ostwinde neigete, und wie eine Nacht über dem Königreiche des gottlosen Pharaoh hieng, daß das gantze Land am Nil verfinstert ward. So unzählbar viele böse Engel sah man unter dem Dache der Höllen auf ihren Flügeln schweben, oben, unten, und auf den Seiten mit Feuer umschlossen; bis daß sie auf das gegebne Zeichen, als ihr grosser Sultan den Spieß schwänckete, in geraden Linien auf den festen Bimsstein heruntersteigen, und die gantze Ebene anfüllen; eine Menge, dergleichen der volckreiche Norden niemahls aus seinen kalten Lenden ausgeschickt hat, damit sie über den Rhein und die Donau setzeten, als seine barbarische Söhne vor Zeiten wie eine Wasserfluth nach dem Süden kamen, und sich bis unter Gibraltar gegen den Lybischen Sand zu ausbreiteten. Alsobald eilen die Häupter und Führer von jeglichem Geschwader und Haufen dahin, wo ihr grosser Gebieter stuhnd; es waren göttliche Gestalten und Bildungen, über die menschlichen erhoben, fürstliche Würden und Hohei-

Göttliche Gestalten, und Bildungen, über die menschlichen erhaben) Der Poet konnte ihnen unter denen Gestalten, die in das cörperliche Auge fallen, keine würdigere zuschreiben, als die menschliche; diese leget er nicht alleine den seligen Engeln, sondern auch den verdammten zu, welche ungeachtet ihrer Verdammniß dennoch Engel, obgleich gefallene Engel, waren, fürstliche Würden und Hoheiten, die unlängst im Himmel auf Thronen sassen.

Er

Hoheiten, welche hiebevor in dem Himmel auf Thronen saſſen, wiewohl ihre Nahmen jezo in den himmliſchen Regiſtern nicht mehr geleſen werden, ſondern nach ihrem Aufſtand in den Büchern des Lebens ausgelöſchet und ausgetilget worden. Sie hatten auch die neuen Nahmen noch nicht angenommen, welche ſie hernach unter den Söhnen der Eva führeten, als ſie aus hoher Zulaſſung Gottes, zur Prüffung der Menſchen, den Erdboden durchwanderten, und durch ihre Falſchheiten und Lügen den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechtes verführten, daß ſie von Gott ihrem Schöpfer abtrünnig wurden, und die unſichtbare Herrlichkeit deſſen, der ſie gemachet hatte, in das Bild eines vernunftloſen

Er ſetzet ihre Verdammniß mehr in der innerlichen Verkehrtheit ihres Gemüthes und Verſtandes, als in der Veränderung ihrer äuſſerlichen Geſtalt, wiewohl er die Merckmale derſelben auch auf dieſen wahrzunehmen giebt. Dadurch empfängt die Vorſtellung derſelben einen vortrefflichen Grad der Erhabenheit. Die böſen Engel, die Dantes, Taſſo, und Ceva, aufgeführet haben, ſind dieſer Hoheit durch ihre viehiſchen und garſtigen Geſtalten beraubet.

Stampano alcuni il ſuol di ferine orme
E'n fronte umana han chiome d'angui attorte,
E lor s'aggira dietro immenſa coda
Che quaſi sferza ſi ripiega e ſnoda.

TASSO.

Milton hat dieſe hochmüthigen Engel nicht alleine ſolcher erniedrigender, und ihnen zu ihren feindſeligen und aufrühriſchen Anſchlägen nichts helfender Ungeſtalten entlediget, ſondern noch überdieß allen Fleiß angewendet, daß er die gemeine menſchliche Geſtalt, die er ihnen zutheilt, erhübe.

loſen Thiers verwandelten, und Teufel für Gottheiten anbeteten, die ſie mit zierlichen Religionen voll bunten Gepränges und Goldes ausſchmücketen. Damahls wurden ſie in dem Heidenthum unter mancherley Nahmen und mancherley Götzenbildern weit und breit bekannt.

Nenne ſie Muſe bey ihren Nahmen, die ſie damahls empfiengen; was vor hohe Fürſten kamen erſtlich, nachdem ſie in dieſem feurigen Lager vom Schlafe erwachet waren, auf den Ruf ihres groſſen Beherrſchers, nach ihrem Rang, in guter Ordnung, zu ihm an den dürren Strand, wo er ſtuhnd, da das gemeine Heer

Nenne ſie, Muſe, bey ihren Nahmen) Milton leget hier nicht einen bloſſen Kram von Gelehrſamkeit aus, die dabey mit einer poetiſchen Annehmlichkeit vorgetragen wird, damit er dem Leſer zeige, wie viel er wiſſe; ſondern er macht uns näher mit dieſen gefallenen Engeln bekannt, die in dem folgenden Buche zu unſrem Verderben eine ſo ſchwartze und grauſame Berathſchlagung halten. Er hat ein Mittel gefunden, uns die Erkenntniß derſelben durch die Erfindung, daß ſie eben die heidniſchen Götzen ſind, die wir ſchon zuvor kennen, gewaltig leicht zu machen. Und dieſe Erkenntniß dienet zu gleicher Zeit, uns in einen gewiſſen Affect gegen ſie zu verſetzen, der uns reitzet, an alle demjenigen Theil zu nehmen, was der Poet von ihrem Zuſtand, ihren Anſchlägen und Verrichtungen, nachgehends erzehlet. Wir fangen jezo an, uns gegen ſie zu partheyen. Daneben ſteht dieſe Muſterung ſehr geſchickt an dieſem Orte, die Aufmerckſamkeit, die durch ſo viele ſeltſame Vorſtellungen und erhabene Begriffe ermüdet worden, einigermaſſen zu erquicken.

Da das gemeine Heer immittelſt in vermiſchten Haufen ſtuhnd) Der Poet läßt ſie eben die Ordnung, den Rang, und

Heer immittelst auf dem weiten Feld in vermischten Haufen stuhnd? Diejenigen waren die ersten, welche lange hernach, als sie aus dem Loche der Höllen herausgestiegen, auf ihren Raub zu gehen, ihre Wohnungen zunächst bey dem Sitze Gottes, ihre Altare neben seinem Altare setzen durften, wo sie unter den Heiden als Götter angebetet wurden, und sich Jehovah, der aus Sion donnerte, und zwischen den Cherubim saß, an die Seite stellen durften; ja ihre Greuel, ihre Statuen, mitten in sein Heiligthum stelleten; und mit lästerlichen Dingen seine heiligen Ceremonien und feyrlichen Festtage entheiligten, und mit ihrer Finsterniß seinem Lichte trutzen durften. Zuerst kam Moloch, ein greulicher König, mit Blut von geopferten Menschen, und mit Thränen der Aeltern beschmüzt, welche doch das Geschrey ihrer Kinder, die seinem grimmigen Bilde auf die glühenden Armen geleget wurden, vor dem lauten Gethöne der Trummeln und Paucken nicht hören konnten. Der Ammonite verehrte ihn zu Rabba und in der wasserreichen Ebene daselbst, zu Argob und Basan bis an den weit abgelegenen Fluß Arnon.

und die Würde behalten, die sie in ihrem himmlischen Stande gehabt hatten, wie aus dem fünften und sechsten B. erhellet. Die gemeine Lehre von den Engeln lautet:

So ward die Geisterwelt; verschiedne Macht und Ehre,
Entschieden stuffenweis die unzählbaren Heere,
Die ungleich satt vom Glantz des mitgetheilten Lichts
In langer Ordnung stehn, von Gott zum öden Nichts.

Haller.

Er begnügte ſich mit dieſer verwegenen Nachbarſchaft nicht, ſondern verführte das weiſeſte Hertz Salomons durch Liſt, daß er ihm auf dem ärgerlichen Berge dem Tempel Gottes gegen über einen Tempel bauete, und ſeinen Luſtwald, das angenehme Thal Hinnon, zu einem Vorbild der Hölle machte, daher es auch Tophet, und das ſchwartze Gehenna geheiſſen ward. Hiernächſt kam Chemos, das unkeuſche Schreck-Bild der Söhne Moab; dieſer herrſchete von Aroar bis nach Nebo, und weit gegen Süden bis in die Wildniſſen von Abarim; zu Heſebon, und Heronaim, in dem Königreiche Sihons, den blühenden Thal Sibma hinunter, der mit Weinreben verhangen iſt, und zu Eleale, bis an den Aſphaltiſchen Teich. Peor war ſein andrer Nahme, als er Iſrael in ihrem Anzuge von dem Nile anreitzete, ihm wollüſtige Feſte zu halten, welches ihnen viel Schmertzen gekoſtet. Dennoch erweiterte er nachgehends ſein üppiges Reich bis zu dem Berge des Aergerniſſes und dem Hayne des mörderiſchen Molochs, wo Wolluſt und Grauſamkeit neben einander herrſcheten, bis daß der fromme Joſias beyde von dar zur Hölle jagte.

Mit dieſen kamen diejenigen, welche von dem alten Gräntze-Strohme Euphrates an, bis zu dem Fluſſe, der Egypten von den Syriſchen Landſchaften ſcheidet, mit einem gemeinen Nahmen Baalim und Aſtaroth genannt wurden, jene männliches, dieſe weibliches Geſchlechts. Denn Geiſter können nach ihrem Willen das

eine

eine oder das andere Geschlecht, oder beyde zugleich an sich nehmen; so zart und ungemengt ist ihr reines Wesen, nicht mit Gelencken und Gliedmassen zusammengeschlossen und geknüpft, noch auf die zerbrüchliche Stärcke der Beine gegründet, wie das verhinderliche Fleisch; was vor eine Gestalt sie aber an sich nehmen, eine ausgedähnte, oder zusammengezogene, eine helle oder dunckle, können sie in selbiger ihr geistiges Vorhaben bewerckstelligen, und Wercke der Liebe oder des Hasses vollbringen. Um diese vertauschte der Stamm Israel oft seine lebendige Stärcke, und ließ seinen heiligen Altar unbesucht, und bückete sich hingegen vor unvernünftigen Göttern zur Erden, welches machte, daß er den Nacken eben so tief im Kriege büken, und vor den Spiessen verächtlicher Feinde niederfallen mußte. In diesem Haufen kam auch Astoreth, welche die Phönizier Astarte nannten, eine Königin des Himmels mit wachsenden Hörnern; das Sidonische Frauenzimmer bezahlte des Nachts beym Mondscheine vor ihren glänzenden Statuen ihre Gelübde, und sangen ihr Lobgesänge; sie blieb auch in Sion nicht unbesungen, wo ihr Tempel auf dem ärgernden Berge stuhnd, der von dem verbuhlten König erbauet worden, dessen sonst so großmüthi-

Was vor eine Gestalt sie aber an sich nahmen) Dieses dienet, den Leser zu der wunderbaren Zusammenziehung der Englischen Gestalten in dem Saale des Pandämonium vorzubereiten, welche am Ende dieses ersten B. gedichtet wird.

müthiges Hertz durch den Reitz seiner schönen Abgötterinnen zu schändlichen Götzen übergieng. Thammuz gieng gleich hinter ihr her, dessen jährliche Verwundung die Syrischen Frauenspersonen auf den Libanon versammelte, damit sie allda sein unglückseliges Schicksal einen ganzen Sommer-Tag lang in verliebten Liedern beweineten, da der sanftfliessende Adonis inzwischen von seiner Geburts-Klippe purpurfarbe in die See floß, wie sie sich einbildeten, von des Thammuz Blut gefärbet, welcher jedes Jahr verwundet ward. Diese Liebesfabel sezte die Töchter Sions in eine gleiche Hitze; Ezechiel sah ihre schäumenden Lüste in dem heiligen Vorhofe, als sein Auge im Gesicht die schnöde Abgötterey des abtrünnigen Juda gesehen. Hernach kam einer, der im Ernst weinete, als die gefangene Bundslade seine thierische Statue zerstümmelte, und ihm in seinem eigenen Tempel Haupt und Hände an dem Fuß-Gesimse von dem Rumpf hinwegschlug, an welchem er den Kopf anstieß, und seine Anbeter zu Schanden machete: Dagon war sein Nahme, ein Meer-Wunder, oberhalb ein Mensch, und untenher ein Fisch. Doch hatte er in der Stadt Azot einen hochaufgebauten Tempel, und ward auf der gantzen Küste von Palestina, zu Gad und Ascalon, und Accaron, und an den Gräntzen der Stadt Gaza gefürchtet. Ihm folgete Rimmon, der seinen anmuthigen Sitz in dem schönen Damascus hatte, an den fruchtbaren Ufern des Abbana, und Pharphars, zweyer heller

Flüsse.

Flüsse. Auch dieser setzete sich voller Verwegenheit wider das Haus des Herren; auf eine Zeit verlohr er einen Aussätzigen aus seinem Dienst, und gewann hingegen einen König; nemlich den albern Achas, der ihn doch überwunden hatte; denselben überredte er, daß er Gottes Altar wegthat, und einen nach Syrischer Art dahin setzete, auf welchem er seine verhaßten Opfer brannte, und die Götter, die er überwunden hatte, anbetete.

Nach diesen erschien eine Schaar, welche unter den alten berühmten Nahmen, Osiris, Isis, Orus, und ihres Gefolges, des fanatischen Egyptens und seiner Priester mit ungeheuren Verwandlungen und zauberischen Künsten dergestalt spotteten, daß es seine herumirrenden Götter in verlarveten Gestalten suchete, welche vielmehr thierisch als menschlich waren. Die ansteckende Seuche ergriff auch Israel, als sie an dem Oreb von dem geborgten Gold ein Kalb macheten, und als der rebellierende König diese Sünde zu Bethel und zu Dan verdoppelte, und seinen Schöpfer in einen grasenden Ochsen bildete, denjenigen Jehovah, welcher in einer Nacht, als er aus Egypten zog, im Vorübergehen mit einem Streiche die erstgebohrnen Söhne dieses Landes, und alle seine blökenden Götter, umgebracht.

Belial kam zulezt, der unzüchtigste und gröbeste Geist, der von dem Himmel gefallen, der das Laster um des Lasters willen liebete; Ihm war zwar kein Tempel aufgerichtet, und kein

Altar

Altar räucherte ihm, aber wer wird öfter in den Tempeln und beym Altar gesehen, wenn der Priester zum Atheisten wird, wie die Söhne des Eli, welche das Haus Gottes mit unreiner Lust und Gewaltthätigkeit anfülleten? Er regieret auch an den Höfen, in Paläſten, und in wollüſtigen Städten, wo das Getümmel der Schwelgerey, und Unrecht, und Drangsal, höher, als ihre erhabenſten Thürme, ſteigt. Und wann die Nacht jezo die Gaſſen dunckel machet, ſo ſchwärmen die Söhne Belials, von Wein und Muthwillen geſpornet, auf denſelben herum; Zeugen deſſen ſind die Gaſſen von Sodom, und jene Nacht zu Gibea, da die gaſtfreye Thür eine Frau auf die Gaſſe hinausſtellte, damit eine ärgere Schande vermieden bliebe.

Dieſes waren die vornehmſten an Rang und an Macht; aller übrigen zu gedencken, würde zu weitläuftig ſeyn, wiewohl ſie weit und fern berühmt waren; die Joniſchen Götter, welchen Javans Nachkommen göttliche Ehre angethan haben, da ſie doch ſelber bekennten, daß ſie nicht ſo alt wären, als Himmel und Erde, geſtalt ſie dieſe vor ihre Stammväter ausgaben; Titan, der erſtgebohrne Sohn des Himmels mit ſeiner ungeheuren Brut, welchen Saturnus ſein jüngerer Bruder ſeines Geburts-Rechts beraubet, hernach von dem mächtigern Jupiter, ſeinem eigenen und der Rhea Sohn, ein gleiches Maaß empfangen hat; ſo daß Jupiter das Reich mit Gewalt überkommen hat. Dieſe

waren

waren erſtlich in Creta und auf Ida bekannt, herrſcheten hernach auf dem beſchneyten Gipfel des kalten Olympus in der mittlern Luft, ihrem höchſten Himmel; oder auf der delphiſchen Klippe; oder zu Dodona, und ſo weit die Gränzen des doriſchen Lands ſich erſtreckten. Andere flohen mit dem alten Saturn über Adria in die heſperiſchen Landſchaften, und ſtreifeten über das celtiſche Land bis in die entlegenſten Inſeln. Alle dieſe und noch mehr kamen zu Schaaren, aber mit niedergeſchlagenen und trüben Blicken, in welchen doch einige dunckle Funcken von Freude glimmmeten, weil ſie ihr Haupt nicht aller Hoff-

Herrſcheten hernach auf dem beſchneyten Gipfel des kalten Olympus in der mittlern Luft, ihrem höchſten Himmel) Dieſe und etliche andere dergleichen Stellen ſagen uns deutlich genug, was Milton von den mythologiſchen Fabeln hielt. Man muß ſehr unbillig mit ihm umgehen, oder von gar blödem Verſtande ſeyn, wenn man den himmelweiten Unterſchied, den er zwiſchen der Mythologie und dem wahren Grund ſeiner eigenen Erdichtungen machet, nicht wahrnehmen kan. Wer ſieht nicht, wenn er die mythologiſche Geſchichte mit einer hiſtoriſchen Art anführt, daß er alsdann nur der Mund der alten Poeten iſt, und in ihrem Nahmen das Wort führet? Es iſt ſo ferne, daß er ſie damit beglaubigen wolle, daß er vielmehr an den meiſten Orten ihre Falſchheit andeutet, und wo er dieſes nicht mit ausdrücklichen Worten thut, durch ſeine Verkleinerung derſelben zu erkennen giebt, in welcher Achtung und Anſehen ſie bey ihm ſtehen, und wie er ſie vor bloſſe Vorſtellungen der Phantaſie gebrauche.

In welchen doch einige dunckle Funcken von Freude glimmeten) Das war eine Freude nur in Abſicht auf die vorige

Hoffnung beraubt sahen, weil sie sich selbst mitten in dem Verlust nicht verlohren sahen. Eine zweydeutige Farbe bemahlete auch dessel-ben Gebehrden. Aber er holete seinen gewöhnlichen Hochmuth bald wieder hervor, und richtete ihren sinckenden Muth mit schwülstigen Worten, die zwar den Schein einer Hoheit, aber nicht das Wesen hatten, allmählig wieder auf, und verjagte die Furcht aus ihren Hertzen. Hernach befahl er, daß seine mächtige Standarte unter dem kriegrischen Gethöne der Lauten, Trompeten und Paucken aufgestellt werde. Diese stoltze Ehre gebührete dem Azazel von Amtes wegen, einem geraden Cherub; welcher stracks das Reichs-Panier von dem schimmernden Stabe abwickelte; dasselbe leuchtete wie ein Meteorum, als es in der Höhe ausgebreitet nach dem Winde flatterte; die Seraphischen Wapen und Siegeszeichen glänzeten von Gold und Edelsteinen, womit sie köstlich blasonniert waren, und inzwischen hörte man von dem klingenden Metall ein martialisches Gethöne erschallen, auf welches das Heer ein allgemeines Feldgeschrey empor sandte, das die Kluft der Hölen erschütterte, und draussen das Reich des Chaos

vorige gäntzliche Zerschlagung; und zwar eine Freude für die Verdammten; nach ihrer Sprache; weil sie ihr Oberhaupt nicht alle Hoffnung aufgeben sahen, weil sie sich selbst wieder fühleten, hielten sie sich vor glücklicher, als sie erst noch vermeint hatten, und empfanden daher eine Lust; die aber an sich selbst so eitel ist, als der Grund, worauf Satan seine Hoffnung gründet, und so elend, als ihr Zustand, in welchem sie sich wieder fühlen.

Chaos und der alten Nacht erſchreckete. Augenblicklich ſah man in dem düſtern Licht zehntauſend Panniere in die Luft emporſteigen, und von Aurora-Farbe ſchimmern; mit ihnen ſtieg ein ungeheurer Wald von Spieſſen in die Höhe; und Helme, und Schilde erſchienen gedrange und dichtgeſchloſſen, in einer Schlachtordnung von einer unmenſchlichen Breite. Nun ziehen ſie in einem vollkommenen Phalanx nach der doriſchen Melodie anmuthiger Flöten und Pfeifen; einer Melodie, welche die Helden des Alterthums auf den höchſten Grad der Großmuth erhub, wann ſie eine Schlacht antraten, und ihnen an ſtatt der Wuth eine geſezte Dapferkeit

Nach der Doriſchen Melodie) Wie der Poet im zwölften B. in den Geſichtern, die Adam vor Augen geleget worden, die Plätze, die damahls noch ohne Nahmen waren, bey ihren Nahmen genannt, ſo ſie nach der Zeit empfangen haben; alſo hat er hier dieſer Melodie den Nahmen gegeben, den ſie lange hernach in Griechenland bekommen hat. Es iſt ſo viel als wenn er geſagt hätte: Von dieſer Art war nach der Zeit die Doriſche Melodie. Was von der Würckung dieſer Melodie folget, iſt noch bey weitem nicht zulänglich, die hölliſchen Geiſter, wie Magni geglaubt hat, in einen Stand zu ſetzen, daß ſie den ſeligen Engeln ſchier nichts mehr zu mißgönnen hatten; denn die Ruhe und Stille, ſo ſie in der Bruſt verurſachte, und die Verjagung der Angſt und der Pein, ſo ihr durch eine poetiſche Vergröſſerung zugeſchrieben wird, ſind nur flüchtige und betrügliche Symptomata, von keiner Dauer und von keiner Sicherheit. Die unruhigen Gedanken wurden nicht aus dem Wege geraumet, ſondern nur eingeſchläffert, der Schmertze nicht geheilet, ſondern nur gebannet.

[Critiſche Samml.]

einblies, die gantz entschlossen ist, und sich von der Furcht des Todes weder zur Flucht noch zu einem schändlichen Abzug bewegen läßt; sie ist mit einer Kraft begabet, die unruhigen Gedanken mit ihrem feyrlichen Klange zu besänftigen und zu stillen, und Angst, und Zweifelmuth, und Furcht, und Leid, und Pein, in sterblichen und unsterblichen Gemüthern zu vertreiben. Also sammelten diese Geister ihre vereinigten Kräfte mit unverwandten Gedancken in eines, indem sie in tiefem Stillschweigen unter dem Spiele der Schalmeyen, welches ihnen ihre mühsamen Tritte auf dem verbrandten Boden linderte, heranwerts rücketen. Und jezo, da sie im Gesichte stehen, halten sie; ein gräulicher Flügel von erschrecklicher Länge, in blendenden Rüstungen, mit Schilden und Spiessen versehen, nach der Weise des Alterthums; sie warteten also auf die Befehle ihres mächtigen Haupts. Derselbe läßt seine erfahrnen Augen alle Linien der Schlachtordnung durchlaufen, und übersieht mit geschwinden Blicken das gantze Heer, seine geschickte Stellung, die Gesichter und das Ansehen dieser Krieger, die Göttern gleich sahen; zulezt überzehlt er sie. Und jezo blähet sich sein Hertz mit Hochmuth, und pochet verhärtend auf seine Stärcke: Denn seit der Mensch erschaffen worden, ist niemahls eine solche Kriegesmacht zusammengestossen, welche neben dieser gröſſer scheinen könnte, als jene kleine Infanterie, die von den Kranichen bekriegt wird; würde gleich das gantze Riesen-Geschlecht von

Phle-

Phlegra mit denen heroiſchen Nationen, die zu Theben und Ilium fochten, und auf beyden Seiten mit Hülfs-Göttern untermiſcht waren, in ein Heer zuſammengefüget, und würden überdieß die Völcker zu ihnen geſtellet, welche in der Fabel oder dem Roman von Uthers Sohne ſo viel Aufſehens machen, die Brittiſchen und die Armoriſchen Ritter, nebſt allen andern, getauften und beſchnittenen, die vor Zeiten in Aſpramont, und Montalban, Damaſco, Marocco, und Trapezunt Ritterſpiele gepfleget, und welche Biſerta von dem Africaniſchen Ufer herausgeſandt, als der groſſe Carl mit allen ſeinen hohen Fürſten zu Fontarabia geſchlagen worden. So weit überſtieg dieſe Macht alle Vergleichungen mit ſterblichen Kriegsheeren, dennoch ſah ſie auf ihren furchtbaren Gebieter. Derſelbe ſtach an Geſtalt und Gebehrdung über alle andern hervor, und ſtuhnd in der Höhe, wie ein Thurm; ſeine Bildung hatte ihren urſprünglichen Glantz noch nicht gäntzlich verlohren, und ſchien nicht ſchlechter, als eines Ertz-

Und ſchien nicht ſchlechter, als eines Ertzengels, der gefallen war) Angelici fervens ſupereſt natura vigoris.
ALCIMUS.

Der einzige Milton hat die Vortrefflichkeit der Engliſchen Natur gebührend in Acht genommen, indem er ſie an den gefallenen Engeln ſelber in allen denen Stücken vorgeſtellet hat, welche nur äuſſerlich ſind. Was vor einen Begriff macht er uns nicht von Satans ehmahligen Glantz und Herrlichket, den er auch nach ſeinem Fall ſo trefflich gläntzend vorſtellet, indem er ſagt, daß nur das Uebermaß

Engels, der gefallen war, und an einer Herrlichkeit, die zuvor übermässig gewesen war, verkürtzet worden: Wie wenn die aufsteigende Sonne mit verminderten Strahlen durch die benebelte Horizontal-Luft hervorblickt, oder in einer düstern Verfinsterung hinter dem Monden hervor eine unglückreiche Dämmerung auf den halben Theil der Welt fallen läßt, und die Monarchen in Sorgen setzet, daß Veränderungen erfolgen werden. Auf diese Weise war der Ertzengel zwar verfinstert, jedoch an Glantz vortrefflicher als die andern alle. Aber auf seinem Angesichte waren von dem Donner tiefe Narben eingegraben, und die Sorge saß auf seinen erblaßten Wangen; aber in seinen Augbraunen las man einen ungezähmten Muth und einen gesezten Stoltz, der

maß derselben sich verlohren habe? Dieser vortreffliche Rest von dem alten Glantze zeiget uns Satans Englische Natur in der Hölle selbst, welche er mit seinem Heere stets behalten, ein jeder hatte noch Glantz nach dem Grade, auf welchem er ihn in den seligen Refieren des Himmels besessen, jedoch alle mit einander mit einiger Verminderung. Miltons Hölle bekömmt durch diese natürliche Vorstellung eine Majestät, welche Dantes, Tasso und Ceva, mit ihren häßlichen und eckelhaften Vorstellungen Satans und seiner Engel übel verderbt haben.

Wie wenn die aufsteigende Sonne ꝛc.) Als Miltons Gedicht zum ersten mahl sollte gedruckt werden, fehlte nicht viel, daß es von dem vorwitzigen Censor wäre unterdrückt worden. Derselbe vermeinte in diesem Gleichniß eine politische Ketzerey und einen Hochverrath zu finden.

der auf Rache laurete; sein Auge war grimmig, doch gab es Zeichen einer nagenden Gemüthsleidenschaft von sich, wenn es seine Mitgesellen, oder besser zu sagen, seine Nachfolger betrachtete, die sich seines Verbrechens mittheilhaftig gemacht hatten, welche er hiebevor in einem ungleich andern Zustand der Seligkeit gesehen, jezo auf ewig verurtheilt sah, ihr Loos in der Pein zu beziehen; Millionen Geister, die wegen seines Fehlers aus dem Himmel ausgemertzet, und wegen seiner Empörung aus den ewigen Lichtern verstossen worden; wenn es sah, wie sie in ihrem verwelckten Glantz dennoch so getreu bey ihm stuhnten. Wie die herrlichen Stämme der Wald-Eichen und der Berg-Fichten, wenn sie das Feuer vom Himmel getroffen hat, mit versengtem Gipfel und verdürrt noch auf der verbrandten Heide stehen. Er war jezo bereit, sie anzureden; deßwegen schwenckten sie ihre gedoppelten Linien von Flügel zu Flügel, und schlossen ihn mit seinen Reichsfürsten halbig ein. Die Aufmerckſamkeit machte sie stumm. Dreymahl fieng er an, und dreymahl brach

Dreymahl brach er wider seinen hochmüthigen Willen in Thränen aus) Die Thränen der Unglücklichen, wenn das Unglück gleich eine verdiente Straffe ist, so fern es nur mit Reue begleitet ist, vermögen uns zum Mitleiden zu bewegen. Hier empfinden wir solches durch die Kunst des Poeten gegen Satan und seine gefallenen Schaaren selbst, ungeachtet wir so gerechte und schwere Ursachen haben, sie als Gottes und unsre geschwornen und boßhafte

er wider seinen hochmüthigen Willen in Thränen aus, solche, wie die Engel weinen, endlich

haftesten Feinde zu hassen. Die Ursache dessen mag seyn, weil wir uns in den Gedancken in einerley Umstände setzen, wie der vorgestellten Personen sind, und also denselbigen das Mitleiden zukommen lassen, das wir für uns selber empfinden würden; zumahl, da die Betrachtung dazu kömmt, daß wir selber nur allzu leicht in eine gleiche Noth fallen können, oder gewissermassen darinnen begriffen sind. Demnach irren diejenigen sehr, welche davor halten, daß die Geschichte der Engel nicht bequem sey, die menschlichen Gemüther in Bewegung zu setzen; denn da wir durch die Vorstellung der bösen und feindseligen Engel in dergleichen sanften Affect, wie das Mitleiden ist, gesetzet werden, was vor süsse Affecte werden nicht die Begegnisse der seligen Engel bey uns erwecken?

Solche Thränen, wie die Engel weinen) Milton hat den Engeln nicht nur diejenige cörperliche Gestalt angezogen, welche die ansehnlichste und bequemste war, nemlich die menschliche, sondern er hat diese noch sehr verbessert und verherrlichet. Ihre Schönheit, Grösse, Stärcke, Munterkeit, Schnelligkeit, Unsterblichkeit, sind übermenschlich, nicht nur an den seligen, sondern auch an den gefallenen Engeln. Sie haben daneben die Kraft, sich auszudähnen und zusammenzuziehen; das männliche oder das weibliche Geschlecht an sich zu nehmen; sie leben durch und durch in allen Theilen, ihr Leben besteht nicht, wie bey den gebrechlichen Menschen, nur in dem Eingeweide, dem Hertzen, Haupt, der Leber, oder den Nieren: in denselben ist alles Hertz und Haupt, Auge und Ohr, Verstand und Sinnen. Auf diesen Begriff sollen uns auch die Worte führen, Thränen, wie die Engel weinen; womit bey aller der Gleichheit zwischen unsrem und dem Englischen Cörper ein Unterschied unter denselben angedeutet wird.

lich fanden die Worte, mit Seufzern untermiſcht, einen Weg.

O ihr Myriaden unſterblicher Geiſter, o ihr Heere, die ihres gleichen nicht haben, den Allmächtigen ausgenommen, mit welchem ſelbſt ihr dennoch nicht ohne Ruhm gefochten habet, wiewohl der Ausgang des Streits für euch entſetzlich war, wie dieſer Platz und dieſe entſetzliche Veränderung zu erkennen geben, wovon man nicht ohne Zorn reden kan: Alleine was vor eine Gemütheskraft, was vor eine Gabe, das Künftige vorherzuſehen oder zu errathen, konnte aus der tiefen Betrachtung des Vergangenen oder des Gegenwärtigen befahren, daß eine ſolche vereinigte Göttermacht,

Die Worte mit Seufzern untermiſcht) Der Grund-Text hat: Die Worte mit Seufzern unterflochten; wovon Bentley ſagt, es übertreffe alle menſchliche Geſchicklichkeit, und komme Satan vor eigen zu. Daher er davor leſen will, mit Seufzern unterbrochen. Seine Critick ſcheint auf dem Grund zu beruhen, daß es in der That nicht angehe, die Worte und die Seufzer unter einander zu flechten. Alleine wer hat jemahls zur Rechtfertigung einer Metapher gefodert, daß das, was verglichen wird, und das, womit es verglichen wird, nur ein Ding und eben daſſelbe ſeyn? Es iſt genug, daß die Bilder, die vermechſelt werden, eine offenbare Aehnlichkeit mit einander haben. Der betrügliche Schein, da etwas für das andere geſetzet wird, kan dem Verſtande dann nicht verborgen bleiben. Und wie will Bentley ſeine erwehlte Lesart anderſt, als auf eben dieſe Weiſe beſchützen? Worte mit Seufzern brechen und unterbrechen, iſt eben ſo wohl, als ſie unterflechten, eine Metapher, die etwas betrügliches in ſich hat, und gehet in der That eben ſo wenig an.

welche so fest stuhnd, wie diese, jemahls von Abweisung hören könnte? Und wer kan jezo noch, selbst nach dem erlittenen Verlust, glauben, daß alle diese mächtigen Legionen, deren Verweisung den Himmel lähr gemachet hat, nicht aus eigener Kraft wieder hinaufsteigen, und ihren Geburts-Sitz wieder beziehen werden? Mich anbelangend nehme ich das gantze Heer des Himmels zum Zeugen, ob ungleiche Anschläge an meiner Seite, oder einige Gefährlichkeit, die ich hätte vermeiden wollen, unsre Hoffnung ruckgängig gemachet habe. Nein, sondern der, welcher in dem Himmel als ein Monarche herrschet, war bisdahin in voller Sicherheit auf seinem Throne gesessen, als einer, welchen ein altes Herkommen, eine lange Gewohnheit, und ein williger Gehorsam darauf befestiget hätten, und führte seinen königlichen Staat in vollem Pomp, hielt uns aber seine Stärcke allezeit verborgen, und eben

Der, welcher in dem Himmel als ein Monarche herrschet) Die Ursache, die der Poet den Satan vorwenden läßt, warum ihm und seinen Gesellen die Allmacht Gottes verborgen gewesen, ist zwar eine offenbare Falschheit, denn die Erschaffung ist eine so gute Probe der Stärcke Gottes, als die Zerstörung; indessen führt sie bey diesen verkehrten Geistern ein desto grösseres Blendwerck mit sich, weil sie auch die Erschaffung leugneten; und sich rühmeten, daß sie durch ihre eigene lebensreiche Kraft entstanden, als der Lauf des Schicksals seinen Circkel in einen vollen Ring geschlossen hatte, daß sie die reife Frucht des obersten Himmels, ihres Geburtsplatzes, waren; wie sie gegen das Ende des fünften B. zu vernehmen geben.

eben dieſes veranlaſſete uns zu unſrem Unternehmen, und verurſachete unſren Fall. Künftighin kennen wir ſeine Macht, und kennen die unſrige, inſoweit, daß wir nicht Urſache haben, Streit an ihn zu ſuchen, noch wenn ſolcher an uns geſucht wird, davor zu erſchrecken. Am vorträglichſten für uns wird wohl dieſes ſeyn, daß wir dasjenige mit verdeckten Anſchlägen, durch Liſt oder Betrug, zu erhalten trachten, was wir mit Gewalt nicht zuwege bringen können; damit er endlich nichtsdeſtoweniger an uns erfahren möge, daß wer ſeinen Feind durch Gewalt überwindet, ihn nur halb überwunden habe. Der Raum mag neue Welten hervorbringen; wie in dem Himmel durchgehends eine Sage gieng, daß er ſolche in kurtzem erſchaffen, und ein Geſchlechte darein ſetzen würde, welchem er ſeine Gunſt in einem gleichen Grade der Liebe, wie den Söhnen des Himmels zutheilen würde. Daſelbſthin wollen wir unſren erſten Ausfall thun, und geſchähe ſolches gleich, ſie nur zu verkundſchaften, daſelbſthin oder ſonſt wohin; denn dieſe hölliſche Grube ſoll himmliſche Geiſter nicht allezeit in Banden behalten, noch der Abgrund ſie länger mit Finſterniß bedecken. Aber dieſe Gedancken muß eine groſſe Raths-Verſammlung zur Zeitigung bringen. Zum Frieden iſt keine Hoffnung übrig, denn wer kan an Unterwerffung gedencken? Derowegen muß man ſich zum Krieg entſchlieſſen, zum Krieg, der entweder offentlich oder verdeckt geführt werden muß.

Er sagte so, und zur Bestätigung seiner Worte flogen Millionen flammender Schwerdter empor, welche die mächtigen Cherubim von den Seiten zücketen; der plötzliche Schimmer erleuchtete die Hölle weit in die Runde; sie raseten häftig wider den Höchsten, und schlugen ihre Waffen mit einem wilden Krieges-Gethöne auf die klingenden Schilde, indem sie Hohn und Trutz nach dem Gewölbe des Himmels hinaufsandten.

Nicht weit von da stuhnd ein Berg, dessen gräßlicher Gipfel Feuer und wallenden Rauch ausspukete; die übrigen Theile glänzeten mit einer funckelnden Rinde; ein ungezweifeltes Zeichen, daß er in seinem Schoosse hartes mineralisches Erzt führete; das Werck des Schwefels. Daselbsthin eilete eine zahlreiche Bande mit einer geflügelten Eilfertigkeit. Wie wenn Truppen Minierer mit Schaufeln und Spathen bewaffnet von einem königlichen Heerzeuge aufbrechen, ein Lager abzustechen, oder eine Schantze aufzuwerffen. Mammon führete sie an, Mammon, der niederträchtigste Geist, der

Mammon, welcher im Himmel selbst die Blicke nur niederwärts geneigt) Nemlich die wenige Tage über, welche die satanischen Rebellen in und nach ihrem Fall noch in dem Himmel gelitten worden. Der Schritt zur Sünde und zum Abfall ist in dem Himmel geschehen; man kan nicht einmahl begreiffen, daß er an einem andern Orte hätte geschehen können, weil man sonst die Engel, die gefallen sind, vor ihrem Fall aus dem Himmel verstossen müßte. Die Glückseligkeit und die Aufrichtigkeit der Engel

der vom Himmel gefallen, der im Himmel selbst seine Blicke und Gedancken allezeit nur niederwärts geneigt, und den Reichthum des Bodens daselbst, geschlagenes Gold, mehr bewundert hatte, als irgend andere göttliche und heilige Sachen, die man in dem seligen Gesichte geniessen konnte. Durch ihn, und durch sein Einblasen wurden die Menschen zuerst gelehrt den Mittelpunct zu plündern, und mit verruchten Händen das Eingeweide ihrer Mutter, der Erde, zu zerwühlen, um solcher Schätze willen, welche mit besserm Nutzen verborgen lägen. Seine Rotte hatte in dem Berge bald eine weite Wunde geöffnet, und Rippen von Gold hervorgegraben. Niemand verwundere sich, daß der Reichthum in der Hölle wächßt. Der Boden daselbst ist vor andern dieses theuren Gifts würdig

gel entspringt auch keinesweges von dem Orte wo sie sind, und ist nicht an denselben gebunden. Der Fall ist in dem Himmel gethan worden; und wenn die Hölleverdammten aus der Hölle auf die Erde oder den Himmel selbst gesezt würden, so würden sie nichts desto seliger werden, sie brächten die Hölle mit ihnen in alle Gegenden. Diejenige, welche die Vorstellung Mammons in gegenwärtiger Stelle getadelt, haben darinn geirret, daß sie solche vor seinem Aufstand verstanden haben; welches Miltons Meinung niemahls gewesen ist.

Seine Rotte hatte in dem Berge bald eine weite Wunde geöffnet) Je kleiner einigen die folgenden Umstände scheinen mögten, desto mehr ist Milton zu loben, daß er sie in einem so vortrefflichen Licht vorzustellen gewußt hat. Es braucht Kunst dazu, kleine Dinge ohne Niedrigkeit zu beschreiben.

dig. Und hier mögen diejenigen, welche auf menſchliche Dinge pochen, und voller Verwunderung von Babel und den Wercken der Egyptiſchen Könige reden, lernen, wie ihre vornehmſten Denckmahle des Ruhms, der Macht, und der Kunſt, von verworffenen Geiſtern ohne Mühe übertroffen werden, und in einer Stunde von dieſen verfertiget wird, was ſie ſchwerlich in einem Jahrhundert mit unaufhörlicher Arbeit und mit unzähligen Händen zu Stande bringen. Unten auf der Ebene ſchmelzete ein andrer Haufe in vielen zu dem Ende gemachten Hütten, die unten mit Adern voll flüſſigen Feuers, das aus dem See abgezapfet ward, durchfahren waren, die rohen Klumpen Ertzes mit verwunderſamer Kunſt, ſonderte die unterſchiedlichen Gattungen, und ſchäumte die ſiedenden Schlacken ab. Ein dritter hatte immittelſt mancherley Formen in dem Boden eingegraben, und durch ſeltſame Gänge aus den Schmeltzhütten alle holen Rinnen angefüllet; wie der Wind in einer Orgel aus einem Blaſe-Brete in manche Reihe Pfeifen geführt wird. Urplötzlich ſtieg ein mächtig groſſes Gebäude, wie ein Irrwiſch-Licht aus der Erden, unter dem Schalle lieblicher Melodien und

Urplötzlich ſtieg ein mächtig groſſes Gebäude aus der Erden hervor) Da der Poet Perſonen von übermenſchlichen Kräften vor ſich hat, welche ſeinen Bau ausführen, hat er nicht verſäumt, das Wunderbare, das in dem epiſchen Gedichte erfodert wird, durch die Vorſtellung einer mehr als menſchlichen Arbeit vorzuſtellen.

und ſüſſer Stimmen, wie ein Tempel gebauet, wo Pfeiler und doriſche Saulen in die Runde geſetzet, und güldene Hauptbalcken darüber geleget waren; auch waren daran Karniſſen, und Frieſen, mit erhobener Bilder-Arbeit, nicht vergeſſen; und die gewölbete Decke war mit Gold-Blech überzogen. Mit dergleichen Pracht hatte weder Babylon noch das groſſe Alcairo in ihrem gröſten Flor gebauet, dem Belus oder dem Serapis ihren Göttern, oder ihren Königen zu Wohnungen, als Egypten und Aſſyrien mit Reichthum und Gepränge auf einander eiferten. Die Saulen ſtuhnden jezo feſt, in einer ſtattlichen Höhe emporſteigend, und alſobald öffnen die Thüren ihre ehernen Flügel, und entdecken inwendig einen weiten Raum auf einem glatten und polirten Eſtrich. Von der gewelbten Decke hangen mittelſt einer magiſchen Kunſt viele Reihen brennender Lampen und ſchimmernder Leuchter, mit Naphta und Aſphalt unterhalten, und gaben das Licht wie von einem geſtirnten Himmel von ſich.

Die gantze Menge eilete voll Verwunderung hinein, etliche lobeten das Werck, und etli-

Wo Pfeiler und doriſche Saulen in die Runde geſetzet waren) Die vollſtändige Beſchreibung dieſes Gebaudes, dienete dem Poeten an dieſem Orte unter andern, die Leidenſchaften, wodurch das Gemüthe in der Betrachtung der ſataniſchen Gedancken und Anſchläge angeſtränget worden, durch eine geſchickte Veränderung der Eindrücke zu mäſſigen.

etliche den Baumeiſter ; ſeine Hand war in dem Himmel von manchem gethürmten hohen Bau bekannt, wo gekrönte Engel ihren Sitz hatten, und als Fürſten auf Thronen ſaſſen, weil der höchſte Herr und König ſie zu dieſer Macht erhöhet, und ihnen die Herrſchaft über die glänzenden Orden der Engel, einem jeden ſeine eigene Hierarchie, anvertrauet hatte. Sein Nahme war auch in dem alten Grecien nicht unbekannt, noch ohne Anbeter ; und in dem Auſoniſchen Lande nannten ihn die Menſchen Mulciber ; und ſie dichteten von ihm, wie er vom Himmel gefallen, da ihn der erzörnte Jupiter über die criſtallinen Zinnen des Himmels hinaus geworffen hatte, ſey er von Morgen bis Mittags, und von Mittag bis zum Abend-Thau, einen Sommertag lang, gefallen, und mit der untergehenden Sonnen wie ein fallender Stern von dem Zenith auf die Inſel Lemnos in dem Egeiſchen Meer geſuncken : Alſo ſagen ſie aus Irrthum, denn ſein Fall geſchah lange vorher mit dieſer aufrühriſchen Rotte ; und mochte ihm jezo nichts helfen, daß er in dem Himmel hohe Thürme gebaut, und er mochte ſich mit keinem von ſeinen Rüſtzeugen retten, ſondern ward quer über Ecke in die Hölle geſenckt, daß er mit ſeiner arbeitſamen Geſellſchaft daſelbſt bauete.

Immittelſt ward auf Befehl der höchſten Gewalt von geflügelten Herolden mit furchtbaren Ceremonien, und bey dem Schall der Trompeten, in dem gantzen Heer ein feyrlicher Reichs-

tag

tag ausgeruffen, der in Pandämonium, der Hauptburg Satans und seiner Reichsfürsten unverzüglich sollte gehalten werden. Die Mahnungsbriefe lauteten, daß von jeder Bande, und jedem gevierten Regiment der würdigste erscheinen sollte, welchen sein Rang oder die Wahl vor solchen erkennten. Zur Stunde kamen sie schaarweise mit einem zahlreichen Begleite von hunderten und von tausenden. Durch alle Zugänge war ein Gedränge. Die Schloß-Thore und die weiten Vorhöfe, die doch einem abgesteckten Felde gleich sahen, wo die kühnen Kämpfer sich zu Pferde tummelten, und vor des Soldans Bühne den besten Rittersmann von Panim zu einem Kampf auf Leib und Leben, oder einem Ritt mit stumpfen Lanzen ausforderten, wimmelten von dem herzudringenden Schwarm, beydes auf dem Boden und in der Luft, die von dem Gezische sausender Winde erklang. Wie die Bienen im Frühling, wenn die Sonne mit dem Stier durch den Himmel fährt, ihre volckreiche Jugend sich in langen Trauben um den Stock herum anhängen lassen, da sie inzwischen in dem frischen Thau unter den Bluhmen hin und her fliegen, oder auf der glatten Plancke, der Vorstadt ihrer Stroh-Festung, die mit Balsam neuüberstrichen ist, spatzieren und von ihren Staats-Angelegenheiten reden. So dicht schwärmeten diese Luft-Völcker, und drängeten sich, bis daß das Zeichen gegeben ward. Darauf konnte man Wunder sehen! Diejenige, welche allererst die riesenmässigen Söhne der Erden an Grösse übertraffen, sind

jezo

jezo kleiner als die schmälesten Zwerge; und drängen sich, wiewohl sie unzählig sind, in einen engen Raum zusammen, sie gleichen dem Volcke der Pigmeen jenseit des Indischen Gebürges, und den zauberischen Aelfen, derer mitternächtlichen Mummereyen ein Bauer, der sich verspätet hat, bey einem Wald oder einem Brunnen sieht, oder sich träumen läßt, indem der Mond herrschend über seinem Haupt steht, und jezo seinen blassen Lauf näher gegen der Erden nimt; alldieweil jene auf ihre Lustbarkeiten und Täntze erpicht sind, und sein Ohr mit einer lieblichen Musick ergetzen; so daß ihm sein Hertz zu einer Zeit vor Lust und vor Furcht pochet. Also zogen diese uncörperlichen Geister ihre ungemessenen Gestalten in die dünnesten Formen zusammen, und sassen gantz geraume, wiewohl ohne Zahl, mitten in dem Saale dieses höllischen Palasts. Aber weiter hinein, und in ihrem eigenen Maaß, sich selber gleich, sassen die grossen seraphischen Herren und Cherubim, hinter beschlossenen Schrancken in abgesonderten Zimmern, auf güldenen Stühlen, tausend Halbgötter, in voller Anzahl. Nach einem kurtzen Stillschweigen und abgelesenen Mahnungs-Briefen ward jezo der grossen Berathschlagung ein Anfang gemacht.

Alexander Popen

Versuch

Von den

Eigenschaften

Eines

Kunstrichters

Durch

Hrn. Hofrath Drollinger

übersetzet.

Verſuch
von den Eigenſchaften eines Kunſtrichters.

Es iſt ſchwer zu ſagen, worinnen mehr Ungeſchicklichkeit begangen werde, im üblen Schreiben, oder im üblen Urtheilen. Doch iſt das letzte gefährlicher als das erſte. Jenes ermüdet nur unſere Geduld, dieſes kan auch den Verſtand in Irrthum führen. Nur wenige irren in jenem, aber in dieſem gar viele, und werden allezeit zehen verkehrt urtheilen, für einen der ungeſchickt ſchreibet. Ehedeſſen machte ein Thor ſich allein ſelbſt zu ſchanden; nun macht ein Thor in Verſen ſo viel andere in der Proſe.

Mit unſrem Urtheilen iſt es bewandt, wie mit unſern Uhren. Keine kömmt mit der andern juſt überein. Und doch glaubt ein jeder der ſeinigen. Inzwiſchen iſt gleichwohl ein richtiger Geſchmack bey einem Kunſtrichter eben ſo ſelten, als das ächte Poetiſche Feuer bey einem Dichter.

Beyde müſſen ihr Licht vom Himmel empfangen, und der erſte muß zum Urtheilen eben ſowohl gebohren ſeyn, als der lezte zum Schreiben. Nur dieſe ſollten andere unterrichten, (a) die ſelbſt groſſe Meiſter ſind, und nur dieſe ſolten frey tadeln dürfen, die ſelber wohl geſchrieben haben. Es iſt wahr, ein Scribent iſt von ſeinem Witze eingenommen: Aber iſt es der Kunſtrichter nicht auch von ſeinem Urtheile?

Zwar was den erſten Samen der Beurtheilungskraft anbelangt, ſo finden wir ihn, nach genauer Einſicht, bey den meiſten Leuten. Die Natur giebt ihnen wenigſtens (b) ein glimmendes Lichtgen. Die Anfangszüge dieſer Fähigkeit finden ſich richtig, obwol nur matt und ſchwächlich in ihnen entworfen. Allein wie ein gar zu ſchwacher Umriß, wenn er regelmäſſig iſt, durch ein ungeſchicktes Uebermalen nur deſto mehr verderbet wird, ſo wird auch die geſunde Vernunft durch eine falſche Schulgelehrtheit verſtellet. Manche werden in dem Irrgarten der Schulen verwirrt, und manche aus bloſſen Einfältigen, wozu ſie die Natur beſtimmt hatte, zu lächerlichen Thoren. Dieſer verliehrt die Vernunft, weil er dem Witze nachjagt, und dann wird er ein Kunſtrichter, um ſich ſelbſt zu vertheidigen.

Einer

(a) Qui ſcribit artificioſe ab aliis commode ſcripta facile intelligere poterit. Cicero ad Heren. lib. 4.

(b) Omnes tacito quodam ſenſu ſine ulla arte aut ratione, quæ ſint in artibus ac rationibus recta ac prava dijudicant. Cic. de Orat. lib. 3.

Einer haſſet alle Scribenten als ſeine Mitbuhler. Ein anderer beneidet nur die aufgeweckten Geiſter, wie ein Lahmer einen fertigen Tänzer. Dieſe ſämtlich fühlen eine juckende Begierde, andere zu verlachen, und möchten gar zu gern auch höhniſch ſeyn können. Mävius ſchreibt dem Apollo zum Aergerniſſe. Noch giebt es Leute, die noch ſchlimmer urtheilen, als Mävius ſchreiben kan.

Mancher konnte im Anfang für einen aufgeweckten Kopf, und dann gar für einen Dichter mitlaufen. Bald will er ein Kunſtrichter ſeyn, und da zeigt er ſich am Ende, als einen ausgemachten Narren. Einigen fehlt es beydes an Witz und an Urtheilskraft: Sie ſind wie die ſchwerläſtigen Maulthiere, weder Pferde noch Eſel. Solcher halbgelehrten Witzlinge giebt es ſo viel in unſerer Inſul, als des halb ausgebildeten Ungeziefers an den Ufern des Nils. Man weis nicht, wie man dieſe unbeſtimmten Dinge nennen ſoll, ſo ungewiß iſt ihr Geſchlechte. Alle zu erzehlen brauchte man hundert Zungen, oder einen eitelen Witzling, der ihrer hundert müde machen könnte.

Ihr derohalben, die ihr Ruhm austheilen und ſelbſt verdienen wollet, die ihr den ehrenvollen Namen eines Critici mit Rechte zu führen verlanget, prüfet euch ſelbſt und eure Stärcke, und erforſchet ja wohl, wie weit euer Verſtand, euer Geſchmack, und eure Wiſſenſchaft reichen. Wagt euch nicht weiter als ihr Grund findet, ſondern unterſcheidet vernünftig und zeichnet den Punct wohl aus, da Verſtand und Dummheit zuſam-

mentreffen. Die Natur hat allen Dingen bequeme Grenzen bestimmt, und den Steigens begierigen Witz des stolzen Menschen weislich niedergebogen. So wie die See, wenn sie an einem Orte etwas an Lande gewinnt, am andern weite Sandfelder zurück läßt, so gehet es auch mit unserer Seele. Weil das Gedächtniß darinnen vortrift, so fehlt es an den höhern Kräften des Verstandes. Und wo die Strahlen der warmen Einbildungskraft spielen, da pflegen die zärten Bilder des Gedächtnisses hinweg zu schmelzen. Für einen Geist schickt sich nur eine Wissenschaft. So groß ist der Umfang der Kunst, und so enge sind des Verstandes Grenzen. Ja wir müssen uns nicht nur an eine einige Wissenschaft, sondern offt allein an einzele Theile derselben beschräncken. Sonst geht es uns wie einem Monarchen, der die bereits gemachten Eroberungen verliehret, weil er aus Ehrgeitz immer neue machen will. Jeder würde seinen Posten wohl behaupten, wenn er sich nur an das hielte, was er verstehet.

Zuvorderst folget der Natur und messet euer Urtheil nach ihrem gerechten und unänderlichen Probmaasse. Sie irret niemahls. Sie ist ein klares, ein allgemeines, ein unwandelbares Licht. Sie giebt allem Kraft, Leben und Schönheit. Sie ist zugleich die Quelle, der Endzweck und die Probregel der Kunst. Aus ihrem Vorrath nimmt die Kunst alles, was sie mit Rechte braucht. Sie wircket ohne sich zu zeigen und herrschet ohne Gepränge. So macht es in einem schönen Lei-

be die darinnen verborgene Seele, wenn ſie ihn mit Kraft und Lebensgeiſtern erfüllt, wenn ſie jede Bewegung regieret, jede Nerve unterhält, und doch ſelbſt nicht ſichtbar iſt, als in ihren Wirckungen. Bey manchem, der einen reichen Vorrath an Witze vom Himmel bekommen, findet ſich eben ſo viel Mangel ihn recht zu verwalten. Denn Witz und Urtheilskraft ſind immer im Zanke, obgleich eines dem andern wie Mann und Weib zur Hülfe beſtimmet iſt. Es iſt ſchwerer den Pegaſus zu leiten, als anzuſpornen, und ſeine Hitze zu mäſſigen, als ſeinen Lauf zu reizen. Der geflügelte Läufer iſt gleich einem edlen Pferde. Er zeiget niemalen ein ſchöners Feuer, als wenn man ihn vernünftig zurückehält.

Alle dieſe Regeln, welche die alten entdeckt und nicht ſelbſt erſonnen haben, ſind immer die Natur, aber die Natur in richtiger Lehrart. Die freye Natur gleicht einer Monarchie. Sie wird allein durch ſolche Geſetze beſchräncket, welche ſie anfangs ſelbſten gegeben hat.

Höret wie das gelehrte Griechenland uns ſeine lehrreiche Regeln eröffnet, wann wir unſern Flug zurücke halten, wann wir ihm Freyheit geben ſollen. Mich deucht, ich ſehe es, wie es uns ſeine Söhne auf dem höchſten Gipfel des Parnaſſus zeiget, und die ſchweren Wege andeutet, die ſie betreten hatten. Es hält den unſterblichen Preiß von ferne in der Luft, und reizet die andern, mit gleichen Schritten auch dahin aufzuſteigen. Es machte die richtigſten Regeln aus groſſen Exempeln, und nahm von den trefflichſten Geiſtern,

was ſelbige vom Himmel empfangen hatten. (c) Ein edelgeſinnter Criticus fachte damals des Poeten Feuer an, und lehrte die Welt, wie ſie mit Vernunft bewundern ſollte. Die Critick war der Muſen Aufwärterin, welche für ihren Aufputz Sorge trug, um ſie dadurch liebenswürdiger zu machen. Aber wie ſehr entfernten ſich nicht die nachfolgenden Witzlinge von dieſer Abſicht? Die die Muſe nicht gewinnen konnten, die buhlten mit der Dienerin. Sie warfen ſich ſelbſt zu Herren auf und fiengen an ein beſonders Gewerbe zu treiben. Ja ſie kehrten wider die Dichter ihre eigenen Waffen und ermangelten niemals ihre Lehrmeiſter am heftigſten zu haſſen. So macht es heute ein Apothecker, wenn er aus des Doctors Recepten gelernet hat, ſelbſt einen Doctor zu ſpielen. Er wird ſo verwegen in der Ausübung übel verſtandener Regeln, daß er getroſt verſchreiben, eingeben, und ſeinen eigenen Meiſter für einen Narren ausſchreyen darf. Manche fallen wie Räuber über die Schriften der Alten und verheeren mehr daran, als Zeit und Motten jemals thun können. Weil anderwerts ein trockener Regelſchmied ohne einigen Erfindungsſchmuck magere Recepte daher ſchreibt, wie man Gedichte machen ſolle. Dieſe räumen die Vernunft hinweg um ihren Schulkram auszulegen, und jene erklä-

(c) Nec enim artibus editis factum eſt ut argumenta invenīremus. Sed dicta ſunt omnia antequam præciperentur; mox ea ſcriptores obſervata & collecta ediderunt. Quintil.

erklären einen Scribenten ſo künſtlich, daß nichts vom Verſtande übrig bleibt.

Ihr alſo, die ihr im Urtheilen die rechte Straſſe brauchen wollet, bemühet euch den Character jedes Alten wohl zu erkennen. Ueberleget auf jedem Blatte die Fabel, den Inhalt und den Endzweck. Erforſchet ſeine Religion, ſein Vaterland, den Geiſt und die Art ſeiner Zeiten. Liegen euch alle dieſe Umſtände nicht auf einmal vor Augen, ſo möget ihr wohl klügeln, aber niemals mit Beſtande urtheilen. Laſſet euch die Werke des Homers eure Bemühung und eure Wolluſt ſeyn. Leſet ſie bey Tage, und überleget ſie bey Nacht. Aus dieſen müſſet ihr euer Urtheil bilden, eure Begriffe nehmen, und alſo den Muſen aufwärts bis zu ihrem Urſprunge nachfolgen. Durchleſet den Text ohnermüdet. Vergleichet ihn mit ihm ſelbſten, und brauchet die Mantuaner-Muſe zur Auslegung darüber. Da der junge Maro erſtmals von Königen und Schlachten ſang, (d) eh ihm noch der warnende Phoebus ſein zitternd Ohr gerühret hatte, ſo glaubte er ſich vielleicht auch über die Geſetze der Critick erhaben, und hielt ſichs ſchimpflich, aus einem andern als der Natur Brunnen zu ſchöpfen. Aber da er alles Stückweiſe unterſucht hatte, da fand er, daß die Natur und Homer einerley waren. Ueber dieſe Wahrheit erſtaunet, bezäumte er ſein verwegenes Vorhaben, und ließ uns ein Werck, das

(d) Cum canerem Reges & prælia, Cynthius aurem vellit. Virgil. Eclog. 6.

nach den ſtrengſten Regeln ſo genau ausgearbeitet iſt, als ob der Stagyrite über jede Zeile die Aufſicht geführet hätte. Lernet hieraus eine behörige Hochachtung für die Regeln der Alten. Ihnen folgen iſt der Natur nachfolgen.

Inzwiſchen giebt es doch auch Schönheiten, welche keine Regeln uns erklären können. Denn nicht alle ſind Früchte der Arbeit, einige müſſen glücklich gerathen. Die Dichtkunſt gleichet der Muſick. In jeder ſind gewiſſe Annehmlichkeiten, die man nicht nennen, die kein Unterricht lehren und nur eine Meiſterhand erreichen kan. Die Regeln ſind nur zu Beförderung eines Endzweckes gegeben. Erſtrecken ſie ſich zuweilen nicht weit genug, (e) und man kan den Zweck durch eine glückliche Freyheit erhalten, ſo wird dieſe Freyheit ſelbſt zur Regel. So weiß ſich der Pegaſus, mit einem edlen Abſprung von der gemeinen Straſſe, einen nähern Weg zu finden. So dörfen groſſe Geiſter unterweilen einen kühnen Flug, über die Regeln, wagen, und erhabene Fehler begehen, die ein rechtſchaffener Critikus nicht verbeſſern darf. Mit tapferer Unordnung unterfangen ſie einen Ausfall aus den gemeinen Gränzen, und erbeuten Schönheiten auſſerhalb des Gebietes der Kunſt, die, ohne durch unſer Urtheil zu laufen, gerade ins Herze dringen, und damit

(e) Neque tam ſancta ſunt iſta præcepta, ſed hoc quicquid eſt utilitas excogitavit. Non negabo autem, ſic utile eſſe plerunque. Verum ſi eadem illa nobis aliud ſuadebit utilitas, hanc, relictis magiſtrorum authoritatibus, ſequemur. Quintil. lib. 2. cap. 13.

damit ihren ganzen Zwek auf einmal erreichen. Alſo vergnüget unſer Auge zum öftern ein Gegenſtand in der Ferne, der von der gemeinen Ordnung der Natur auch abweichet; ein hangender Berg, ein ungeformter Felſen. Doch iſt in der Dichtkunſt allezeit eine Sorgfalt und mitten im Poetiſchen Raſen eine Beſcheidenheit nöthig. Haben gleich die Alten ihre Regeln gebrochen, (wie Könige über Geſetze diſpenſieren, die ſie ſelbſt gegeben,) ſo hütet euch doch dafür ihr neuere. Oder wenn ihr ja ein Geſetze überſchreiten müſſet, ſo überſchreitet doch niemals ſeinen Endzwek. Thut es ſelten, und nur aus Noth gezwungen, zum wenigſten aber nicht ohne Vorgänger, auf die ihr euch beziehen könnt. Sonſt macht euch die Critik ohne einiges Bedencken den Proceß und greift vermöge ihrer Geſetze auf euren Ruf und Namen.

Ich weis wohl, es giebt einbildiſche Geiſter, die dergleichen freyere Schönheiten auch in den Alten für Fehler halten. Aber viele Bilder ſcheinen unformlich und misgeſtaltet, wenn man ſie Stückweiſe oder zu nahe betrachtet, denen doch eine behörige Entfernung Form und Schönheit giebt, im fall ſie nur nach Licht und Stelle vernünftig proportionirt ſind. Ein kluger Feldherr muß ſeine Völcker nicht allezeit in regelmäſſige Haufen und zierliche Ordnung ſtellen, ſondern ſich nach dem Platze und der Gelegenheit richten. Er verbirgt zuweilen ſeine Stärke und ſcheinet wol gar zu fliehen. Und ſo iſt es oft eine Kriegsliſt, was wir

für

für einen Fehler halten. Aber Homerus ſchläft nicht, ſondern wir ſelbſten träumen.

Ihr groſſe Geiſter des Alterthums, eure Altare ſind mit immer grünenden Lorbeeren bedeckt. Keine Räuberhand darf ſich ihrem Heiligthum nähern. Sie ſind ſicher für Flammen und der noch ſchädlichern Wuth des Neides. Weder die verwüſtende Waffen, noch ſelbſt die Zeit, die alles verzehret, mögen ihnen ſchaden. Sehet, wie aus jedem Welttheile eure Söhne euch Weyhrauch bringen. Höret, wie in allen Sprachen euch übereinſtimmende Loblieder erſchallen. Und billig ſollen ſich alle Stimmen zu einem ſo gerechten Lobe vereinigen und das ſterbliche Geſchlecht in ein Chor treten, euch zu erheben. Seyd verehret, ihr triumphierende Dichter, in glücklichern Tagen gebohren, ihr unſterbliche Beſitzer eines allgemeinen Ruhms. Eure Würde wächſt mit dem Wachsthum der Zeiten, wie Ströme, die ſich im Herabfallen vergröſſern. Bey Völckern, die noch ungebohren ſind, werden eure mächtige Nahmen erthönen, und noch ungefundene Welten ſollen euch einſt bewundern. O, möchte doch den lezten den geringſten eurer Söhne, der euch mit ſchwachen Flügeln von ferne nachfleugt, der brennet, wenn er eure Wercke lieſt, aber, wenn er ſchreibet, zittert, o möchte ihn doch ein Funcken von eurem himmliſchen Feuer beleben, daß er die vielen Witzlinge die wenig bekannte Kunſt lehren könnte, eine höhere Vernunft zu bewundern und an ihrer eigenen zu zweifeln.

Unter

Unter allen Urſachen, welche der Menſchen fehlbares Urtheil verblenden, und den Verſtand misleiten, iſt keine, die ein ſchwaches Haupt gewaltſamer beherrſchet, als der Hochmuth, ein unausbleiblicher Fehler der Thoren. Was immer die Natur an wahrem Werthe verſaget, das erſezet ſie mit einer Fülle von dürftigem Stolze. Es gehet in den Seelen zu, wie in den Leibern. Wo Blut und Geiſter fehlen, da ſtrozet es von Winden. Und wo der Witz mangelt, da kommt uns der Hochmuth zu Hülfe, und füllt die ganze vernunftloſe Einöde aus. Doch wenn der Verſtand einmal dieſe Wolcke verjaget hat, ſo bricht die Wahrheit herein mit einem unwiderſtändlichen Lichte. Trauet euch dahero ſelbſten nicht, ſondern machet euch jeden Freund, ja jeden Feind zu Nuze, um eure Fehler zu erkennen.

Ein ſeichtes Wiſſen iſt gefährlich. Schöpfet tief aus dem Brunnen der Pierinnen, oder laſſet ihn gar ungekoſtet. Trincken wir nur oben herab, ſo bringt es den Schwindel ins Gehirne, aber ſtarcke Züge machen uns wider nüchtern. Die Gaben der Muſen entzünden uns beym erſten Anblicke ſo ſehr, daß wir in unſrer verwegenen Jugend ſogleich vermeinen, den Gipfel der Wiſſenſchaften zu erſteigen. Denn unſer beſchränckter Geſichtskreis entdecket uns gar zu wenig, und läßt uns die hinter ihm verborgene Weiten nicht erkennen. Aber wenn wir weiter kommen, ſo ſehen wir mit Erſtaunen, wie immer neue Schauplätze unendlicher Wiſſenſchaften ſich hinter einander entdecken. Eben ſo fangen wir freudig an,

die aufgethürmten Alpen zu beſteigen. Wir laſſen Thäler unter uns, und meinen den Himmel ſchon unter den Füſſen zu haben. Es deucht uns, wir haben ihren ewigen Schnee bereits überſtiegen, und die erſten Wolcken und Gebürge ſcheinen uns die letzten. Aber wenn wir dieſe erreichet haben, wie erſchreckt uns nicht der ſtarcke Anwachs unſerer Arbeit auf Wegen, die ſich immer verlängern. Eine neue Ferne ermüdet unſer wanderndes Auge. Hügel blicken über Hügel heraus und Alpen erheben ſich über Alpen.

Ein vollkommener Richter lieſet jedes Werck mit eben dem Geiſte, (f) worinnen es der Verfaſſer geſchrieben hat. Er überſiehet das ganze und mühet ſich nicht einen geringen Fehler in ſolchen Stellen zu finden, wo ſtarcke Triebe uns bewegen und die Entzückung uns anfeuert. Er mag um dieſes bosheitsvollen ſchlechten Kützels willen ſich nicht des edlen Vergnügens berauben, an Geiſt und Vernunft ſich zu ergötzen. Aber in einem Liede, worinnen weder Ebbe noch Fluth, worinnen eine regelmäſſige Kälte, eine gelehrte Kraftloſigkeit herrſchet, welches um nicht zu fehlen bey einerley ruhigem Tone verbleibet, finden wir wohl nichts zu tadeln. Aber wir möchten darüber ſchlafen. In geiſtreichen Schriften, wie in der Natur, iſt das, was uns rühret, nicht die genaue Richtigkeit einzeler Theile. Was wir

Schön-

(f) Diligenter legendum est, ac pœne ad scribendi solicitudinem. Nec per partes modo scrutanda sunt omnia, sed perlectus liber utique ex integro resumendus. Quintil.

Schönheit nennen, iſt nicht der Mund oder ein Auge, ſondern die vereinte Kraft, der volle Inhalt von allen. So wenn wir einen prächtigen Dom, der Welt, ja ſelbſten Roms gerechtes Wunder erblicken, ſo pflegen uns nicht ſeine beſondere Stücke mit Unterſchied zu rühren, alle zuſammen ziehen unſere Blicke zugleich auf ſich. Da ſehen wir keine ungeformte Höhen, noch Längen, noch Breiten. Das Ganze iſt zugleich ſtoltz und regelmäſſig.

Wer immer ein Werck ohne Fehler zu ſehen gedencket, der gedencket etwas, das nie geweſen, nicht iſt, und niemals ſeyn wird. In jedem Wercke muß man auf den Zweck des Verfaſſers ſehen, den niemand über deſſen eigene Abſicht erſtrecken kan. Und wenn er ſich bequemer Mittel und einer richtigen Ausführung bedient hat, ſo ſind wir ihm Beyfall ſchuldig, zu troze der geringen Mängel, die darinnen erſcheinen möchten; denn, wie ein wohlgeſitteter Mann im Umgange, ſo muß ein Scribent im Schreiben oft kleine Fehler begehen, um gröſſere zu vermeiden. Verachtet die Regeln, die ein jeder Wortgrübler ſtellt. Es iſt euch eine Ehre, dergleichen Kleinigkeiten nicht zu wiſſen. Mancher Critiſcher Unterbedienter hat ſich dergeſtalt in ſein Aemtgen verliebt, daß er den Stat darnach meiſtern, und das Ganze immer von einem Theile abhängig machen will. Sie ſprechen von Grundſätzen, und rühmen nichts als richtige Begriffe, opfern ſie aber alle einer einigen Thorheit auf, in die ſie ſich verliebet haben.

Man

Man sagt, daß einsten der Ritter von Mancha einen Dichter auf dem Wege angetroffen und sich mit ihm über die Grundregeln der Schaubühne unterhalten habe, mit eben so vernünftigen Blicken und geschickten Ausdrückungen, als immer Dennis thun können. Sein Schluß war, daß alle toll und wahnsinnig seyen, die sich hierinnen von des Aristoteles Vorschrift entfernen. Der Autor über einen so geschickten Richter erfreuet, zog eine Tragödie hervor und bat den Ritter um seine Meinung. Er erklärte ihm den Inhalt der Handlung, ihre Verwicklung, die Sitten und die Leidenschaften der Personen, die Einheit und was nicht mehr. Alles, erinnerte er, wäre genau nach den Regeln abgepaßt, wann nur ein Ritterkampf daraus geblieben wäre. Was, schrie der Ritter, den Kampf auslassen! Ja; oder wir müssen dem Stagyriten absagen. Nein beym Himmel! Antwortete jener halb rasend. Ritter, Schildträger und Pferde müssen alle auf der Bühne erscheinen. Aber die Bühne faßt kein so grosses Gedränge. So baut eine neue, oder spielt das Stuck auf einem offenen Plaze.

So macht es ein Kunstrichter, der mehr Fürwitz als Kenntniß besizet, der stärcker an Eigensinn als Urtheilskraft, und mehr seltsam als genau im Geschmacke ist. Er hat gar zu enge Begriffe, und begehet aus Parteyliebe in Wissenschaften Fehler, wie viele in den Sitten.

Einige haben an nichts keinen Geschmack, als an spielenden Gedancken. Jede Zeile muß ihnen von Flittergolde schimmern. Woran sie sich ergözen,

das ſind Wercke, worinnen nichts juſt und regelmäſſig iſt, ein glänzendes Chaos, ein wilder Haufen von Einfällen. Es gehet den Poeten wie den Malern. Wenn ſie nicht geſchickt genug ſind, die nackte Natur, und lebendige Annehmlichkeiten zu bilden, ſo bedecken ſie alles mit Gold und Edelſteinen, und verbergen ihre Schwäche unter einem Haufen von Zierrathen. Aechte Schönheiten in Schriften ſind nichts als die Natur zu ihrem Vortheil gekleidet. (g) Etwas, das man oft gedacht, aber nie ſowohl ausgedrückt hatte, deſſen Wahrheit wir beym erſten Anblike empfinden. Ein Wiederſchein der Bilder unſerer eigenen Seele. Wie der Schatten das Licht angenehmer macht, ſo wird durch eine ſittſame Einfalt die Lebhaftigkeit des Wizes erhöhet. Dann ein Werck kan auch mehr Geiſt haben, als ihm gut iſt, gleichwie der Ueberfluß an Blut einem Leibe verderblich fällt.

Andere bekümmern ſich allein um die Sprache, und ſchätzen die Bücher, wie manches Frauenzimmer die Männer, nur nach dem Aufputze. Ihr Lobſpruch heißt immer: Die Schreibart iſt vortrefflich. Die Gedanken nehmen ſie in Demuth ſtets für gerechte Wahre. Inzwiſchen ſind doch die Worte wie das Laub: Wo ſie zu häufig ſind, da findet man ſelten viel Früchte des Verſtandes darunter. Eine falſche Beredſamkeit ſpreitet, wie ein drepekichtes Glas, ihre

(g) Naturam intueamur, hanc ſequamur. Id facillime accipium animi, quod agnoſcunt. Quintil. lib. 8. c. 3.

Gaukelfarben rings herum aus, daß wir die Natur nicht mehr erkennen. Alles glänzet gleichlich; alles iſt ohne Unterſchied lebhaft. Aber ein ächter Ausdruck iſt wie die unwandelbare Sonne, die alles was ſie beſcheint, erhellet und zieret, die jeden Gegenwurf vergüldet, aber keinen verändert. Der Ausdruck iſt die Kleidung der Gedanken. Je beſſer ſie ihnen anpaßt, je anſtändiger kömmt ſie uns vor. Da hingegen ein niedriger Gedanke in prächtigen Wörtern ausgedruckt einem groben Bauern gleichet, der in Königlichem Purpur einher tritt. Dann ein verſchiedener Inhalt erfordert eine verſchiedene Schreibart, ſo wie nicht einerley Kleidung für das Land, die Stadt und den Hof, geſchickt iſt. Einige ſuchen Ruf und Nahmen durch alte Wörter. (h) Sie ſind alt im Ausdruck, aber völlige Neulinge im Verſtande. Dergleichen mühſeeliges Nichts in einer ſo wunderſeltſamen Schreibart bethöret die Ungelehrten und macht die Gelehrten lachen. Sie ſind ſo unglücklich als Fungoſo in der Comödie (i) und meinen trefflich zu prangen, wenn ſie in einer alten Kleidung erſcheinen, die ein galanter Hofmann ehdeſſen getragen hat. So ab-

men

(h) Abolita & abrogata retinere inſolentiæ cujusdam est & frivolæ in parvis jactantiæ. Quintil. lib. 1. c. 6. Opus est ut verba à vetustate repetita neque crebra sint neque manifesta; quia nihil est odiosius affectatione nec utique ab ultimis repetita temporibus. Oratio, cujus summa virtus est perspicuitas, quam sit vitiosa, si egeat interprete? Ergo ut novorum optima erunt maximè vetera, ita veterum maxime nova.

(i) Ben Johnson's Every Man in his Humour.

men ſie auch die groſſen Scribenten des Alterthums nicht beſſer nach, als Affen unſre Großväter, da ſie mit ihren Wämſtern bekleidet werden. In den Wörtern und in der Mode hat einerley Regel ſtatt. Zu neu oder zu alt, iſt beydes gleich phantaſtiſch. Sey nicht der erſte, ein neues Wort zu wagen, noch der lezte, ein altes bey Seite zu legen.

Aber die meiſten beurtheilen ein Gedichte nach dem Wohllaute. Gelind oder hart iſt ihnen gut oder ſchlimm. Laß tauſend Annehmlichkeiten ſich in der lebhafteſten Muſe vereinigen; die Thonſüchtigen Thoren werden nichts als ihre Stimme bewundern. Sie beſuchen den Parnaß nur um das Ohr zu kützeln und nicht den Verſtand zu beſſern, ſo wie mancher die Kirche nicht um der Predigt, ſondern der Muſik willen beſuchet. Dieſe ſehen auf nichts als gleiche Sylben; (k) Unbekümmert, ob ein öfterer Zuſammenlauf der Lautbuchſtaben das Ohr beleidige, ob die Flikwörter das beſte thun müſſen, und oft zehen niedrige Wörtgen in einem abgeſchmakten Verſe kriechen. Einerley Schellenklang gehet immer bey ihnen herum, mit

(na molli

(k) Quis populi ſermo eſt? Quis enim? Niſi carmina molli
Nunc demum numero fluere, ut per læve ſeveros
Effugit juncturа ungues: Scit tendere verſum
Non ſecus ac ſi oculo juncturam dirigat uno.
Perſius Sat. I.

(l) Fugiemus crebras vocalium concurſiones quæ vaſtam atque hiantem Orationem reddunt. Cic. ad Herenn. lib. 4. Vide etiam Quintil. lib. 9. c. 4.

geſchwohrnen Reimen die man ſtets erwartet.

Ein Dichter führt uns ſtets durch die ſmaragdnen Felder.
Wohin? Ich weiß es ſchon. In dikbelaubte Wälder;
Da ſucht ſein Coridon im Schatten ſeine Ruh,
Und ſchleußt (bald thu ichs auch) die müden Augen zu.

Die lezte und einige Strophe iſt hinten mit einem verſtandloſen Zeuge geſchmükt, welches ſie einen Gedanken nennen; und endet ſich mit einem unnöthigen Alexandriner, der wie eine verwundete Schlange ſeinen langgeſtrekten Cörper nachſchleppet. Laſſet ſolche ihre eigene dumme Reimen austhönen, und lernet ihr, eine männliche Anmuth von einer kraftloſen Weichlichkeit wohl unterſcheiden. Preiſet den ungezwungenen Nachdruck einer Zeile, worinnen Denhams Stärke und Wallers Lieblichkeit ſich vereinigen. Eine leichtflieſſende Schreibart kommt nicht von ungefehr; ſie wird durch Kunſt erworben, wie diejenige ſich am fertigſten bewegen, welche tanzen gelernt haben. Es iſt aber nicht genug, daß keine Härtigkeit das Ohr beleidige. Der Vers muß auch ein Echo des Verſtandes ſeyn.

Der Weſte Säuſeln ſoll im Liede wiederhallen,
Und eine ſanfte Fluth in ſanften Thönen wallen,
Doch wenn ſie tobt und brauſt, ſo ſtell' es unſrem Ohr
Ein Sturm im Verſe ſelbſt mit Lerm und Praſſeln vor.

Wenn Ajax ſich mühſam bearbeitet, eine Felſenlaſt umzuwelzen; ſo ſoll die Rede ſich mit bemühen; die Worte ſeyen langſam, arbeitend. Aber nicht ſo, wenn die Flügel-ſchnelle Camilla über ein Saatfeld daher fleugt, und kaum die ſich nicht biegenden Aehren mit flüchtigem

gem Fuſſe nur oben beſtreift. Höre die veränderlichen Thöne des Timotheus, wie ſie uns rühren, wie ſie den Regungen gebieten, wechſelweiſe zu ſteigen und zu fallen. (m) Man ſchauet den Sohn des Lybiſchen Jupiters nach jeder Tonveränderung bald brennend von Ruhmbegierde, bald weich von Liebe. Aus ſeinen wilden Bliken funkeln izt Wuth und Raſen, und izt bricht er in Seufzer aus, und zerſchmelzt in Thränen. Perſer und Griechen finden gleiche Regungen bey ſich, und den Weltbezwinger bezwingen die Thöne. Noch izo müſſen alle Herzen die Macht der Muſik bekennen, und was einſt ein Timotheus war, iſt izt ein Dryden.

Fallet niemals aufs äuſſerſte und vermeidet den Fehler derjenigen Köpfe, denen alles zu viel oder zu wenig gefällt. Haltet nicht alle Kleinigkeiten für würdig euch darüber zu ärgern. Dergleichen zeiget allezeit einen mächtigen Stolz oder geringe Vernunft an. Solche Köpfe ſind, gleich den Mägen, gewiß nicht die beſten, die über alles ekeln und nichts verdäuen können. Aber laßt auch nicht jeden lebhaften Einfall euch ſogleich entzüken. Denn ein Thor bewundert zu leicht, wo ein Vernünftiger nur beyfällt. Wie Dinge uns groß vorkommen, die wir durch einen Nebel anſehen, ſo iſt auch die Dummheit immer geſchikt zum vergröſſern.

Einige verachten die franzöſiſchen Scribenten, andere unſere eigene. Von dieſem werden nur die

(m) Alexander's Feast or the power of Muſick; An Ode by Mr. Dryden.

alten, von jenem die neuen hochgeschäzt. So pflegt ein jeder den Wiz, wie den Glauben, nur einer einigen kleinen Secte zuzueignen, und alle ausser ihr zu verdammen. Wie enge wollen diese die Seeligkeit einschränken und eine Sonne zwingen, daß sie nur an einem Ort hinscheine, die doch allgemein ist, sie sublimiert nicht nur den Wiz in warmen Sud- sondern zeitiget auch Geister in den kalten Nordländern. Wie sie von Anfang her die verlauffenen Alter beschienen, so beleuchtet sie noch das gegenwärtige, und wird einst das lezte erwärmen, obwohl ein jedes Ab- und Zunahme kennet, und bald hellerer bald trüberer Tage gewahr wird. So fraget denn nicht, ob etwas geistreiches alt oder neu sey; sondern tadelt das schlimme und schäzet das gute beständig.

Einige urtheilen niemals aus sich selbsten. Sie fangen die gemeinen Gassen-Urtheile auf und sind ewige Folger in ihren Schlüssen. Sie eignen sich einen alten sinnlosen Ausspruch zu, den sie selbst niemalen erfunden haben. Andere urtheilen nach dem Namen des Scribenten, und nicht nach seinem Werke. Der Mann ists und nicht die Schrift, die sie rühmen oder tadeln. Aber unter dieser knechtischen Heerde ist der ärgste, der in seinem dummen Hochmuth sich mit Standes-Personen geselket. Er gibt einen geschwornen Kunstrichter an der Tafel eines Grossen ab, der dem gnädigen Herren sinnlose Schriften zubringen und austragen muß. Für was für ein elendes Zeug würde nicht dieses Madrigal gehalten werden, wenn es einen hungrigen Lohn-Reimenschmied

ſchmied oder mich zum Urheber hätte. Aber laßt einen Lord ſich zum Vater der glüklichen Zeilen bekennen. O wie ſchimmert es darinnen von Geiſte, wie trefflich iſt die Schreibart geſchmükt! Vor ſeinem geheiligten Namen fliehen alle Fehler, und jede erhabene Stanza iſt ſchwanger mit Gedanken.

So irret der Pöbel im Nachahmen, wie oft die Gelehrten, wenn ſie zu ſonderlich ſeyn wollen. Der gemeine Haufen iſt ihnen ſo verhaßt, daß wenn es ihm einmahl blindlings geräth, den rechten Weg zu finden, ſie mit Vorſatz den Abweg erwehlen; nicht anderſt als die Sectirer, die ſich von den einfältig glaubenden trennen, und nur darum verdammt werden, weil ſie zu viel Wiz haben.

Viele loben am Morgen, was ſie des Abends ſchelten, und halten doch immer ihre lezte Meinung für die beſte. Sie gehen mit ihrer Muſe um, wie mit einer Buhlerin. In einer Stunde wird ſie angebetet, in der andern mishandelt. Ihre ſchwache Köpfe ſchlagen ſich wie unbefeſtigte Städte täglich zu einer andern Partie, und fallen bald der Vernunft bald der Unvernunft zu. Fraget ſie warum. Sie ſprechen, daß ſie beſtändig klüger werden, ſie ſeyen heut allezeit klüger als geſtern. Wir ſind ſo klug geworden, daß wir unſre Vätter für Thoren halten, und unſre noch klügere Söhne werden ohnzweifentlich uns auch dafür erklären. Als einſten die Schul-Theologen unſre Eifersvolle Inſel überſchwemmt hatten, da war der der gröſte Grundgelehrte, der

die meiſten Sprüche wußte. Der Glaube, die Schrift, und alles ſchienen nur zum diſputieren gemacht, und keiner hatte Verſtand genug, ſich wiederlegen zu laſſen. Nun ſchlafen Scotiſten und Thomiſten im Frieden beyſammen, unter den Spinnweben, (ihren nahen Anverwandten,) an der Duksſtraſſe. Iſt der Glaube ſelbſt in ſo verſchiedenem Aufzug erſchienen, was Wunders daß ſich auch beym Wize die Moden verändern. Oft muß die thörichteſte Mode, die alles, was natürlich und geſchikt iſt, verwirft, wenn ſie einmal den Lauf hat, für baren Wiz gelten. Und ein Scribente glaubt, es fehle ihm nimmer an Ruhm, wenn er ſolange lebt, als es Thoren beliebt, ihm zugefallen zu lachen.

Viele ſchäzen nur Leute von ihrer eigenen Partie oder Gemüthsart, und machen ſich immer ſelbſten der Welt zur Richtſchnur. Aus Eigenliebe glauben wir das Verdienſt zu verehren, wenn wir nur uns ſelbſt in andern rühmen. Die Factionen unter den Gelehrten hangen von den Staatsfactionen ab, und der Unterſchied der Partien verdoppelt den Privathaß zwiſchen ihren Zugewandten. Stolz, Bosheit und Thorheit erhuben ſich wieder Dryden in allerley Geſtalten, bald eines Prieſters, bald eines Kunſt- und bald eines Moderichters. Doch das Geſpötte vergieng und die Vernunft blieb dennoch über, denn ein wahres Verdienſt bringt ſich doch zulezt empor. Könnte er wiederkehren und noch einmal unſre Blike beſeeligen, ſo würde es nicht fehlen, es müßten neue Blakmoren und neue Milburnen entſtehen;

ſtehen; ja ſolte der groſſe Homer ſein ehrenvolles Haupt wieder empor heben, ſo würde auch Zoilus ſich ohnverweilt aus dem Grabe aufrichten müſſen. Der Neid verfolget das Verdienſt, als deſſen Schatten; aber er zeiget auch, wie der Schatten, ein Weſen an. Denn ein beneideter Wiz iſt wie die verfinſterte Sonne. Sie beweiſet einen groben Stoff an dem Cörper, der ihr entgegen ſteht, und nicht an ihrem eigenen. Wenn dieſe Sonne gar zu kräftig ſtrahlet, ſo ziehet ſie Dünſte in die Höhe, die Anfangs ihren Glanz verdunkeln. Aber eben dieſe Wolken verherrlichen zulezt ihre Reiſe, ſie zeigen uns neue Schönheiten im Wiederſcheine, und vermehren den Tag.

Sey du der erſte, ein wahres Verdienſt zu loben. Wer warten will, biß es jedermann rühmet, der kömmt zu ſpät mit ſeinem Lobe. Das Leben unſrer heutigen Reimen währet leider ohne das zu kurz. Wie billich iſt es denn, daß wir ſie ſolches deſto eher genieſſen laſſen. Die güldene Zeit erſcheinet nun nicht mehr, da die alten Weiſen, die Väter des Wizes, über tauſend Jahre lebten. Ein langer Nachruhm, unſer anderes Leben, wird nun umſonſt gehofft. Sechzig einige Jahre ſind alles, worauf wir trozen können. Unſere Söhne entdecken die Mängel in ihrer Väter Sprache, und was jezt Chaucer iſt, wird Dryden werden. So bringt oft der getreue Pinſel einen treffichen Gedanken des Malers ins Werk. Eine neue Welt entſtehet auf des Künſtlers Gebot, und die Natur wartet auf die Be-

wegung seiner Hand. Bald zeitigen die Farben, und beginnen sich angenehmer zu mildern. Alles schmelzet lieblicher in einander und bringt erst die rechte Schönheit von Schatten und Lichte hervor. Aber wenn eben die Jahre dem Werke seine völlige Reife gegeben, wenn jedes prächtige Bild just anfängt zu leben, so betriegen oft die verrätherischen Farben die schöne Kunst, und die Wundervolle Schöpfung erbleicht und verschwindet.

Unglücklicher Witz, der gleich den betrieglichsten Dingen für die Mißgunst, die er uns zuzieht, uns nie genug belohnet. Nur in der Jugend brüsten wir uns mit seinem leeren Ruhme. Aber wie bald ist diese flüchtige Eitelkeit verlohren, wie eine schöne Blume im frühen Lenzen, die frisch blühet, aber eben im Blühen verwelket. Was ist dieser Witz, um den wir uns so bemühen? Ein Weib das der Eigenthümer andern überlassen muß. Er macht uns die meiste Unruhe, wenn er am meisten bewundert wird. Je mehr wir geben, je mehr wird immer von uns gefordert. Wir erwerben unsern Ruf zu mühsam, und verliehren ihn gar zu leicht. Sicher, einige zu beleidigen, aber niemals allen zu gefallen. Er ist eine Sache, die die Bösen fürchten, und die Tugendhaften fliehen. Von Thoren wird er gehaßt, und von Lasterhaften vernichtet.

Muß der Witz so viel von der Unvernunft leiden, o so sollte doch die Wissenschaft nicht auch seine Feindin werden. Ehedessen belohnte man einen grossen Meister, und rühmte zum wenigsten diejenigen, die etwas würdiges nur unterfiengen.

War gleich der Triumph nur einem Feldherren vorbehalten, ſo gab es doch auch Kränze, zur Belohnung der Soldaten. Aber nun bemühen ſich die, ſo den Gipfel des Parnaſſes erreicht, andere herunter zu ſtoſſen. Und weil die Eigenliebe jeden neidigen Scribenten beherrſchet, ſo machen ſie ſich mit ihrem Zanken den Thoren ſelbſt zum Geſpötte. Dem ſchlimmſten unter ihnen fällt es immer am ſchwerſten, etwas zu loben. Denn ein ſchlechter Scribente iſt eben ſo ein ſchlechter Freund. Zu was für einem verwerflichen Ende muß doch die Sterblichen die verdammte Ruhmſucht beherrſchen! Auf was für ſchnöde Wege verleitet ſie ſie nicht! O daß doch niemand mit dem verderblichen Ehrdurſt prangen, noch in dem Tadler den Menſchen verliehren möchte! Ein guter Verſtand ſollte immer mit einem guten Herzen begleitet ſeyn. Denn irren iſt menſchlich, aber vergeben göttlich. Doch wenn ja in edlen Gemüthern noch ſolche Hefen überbleiben, die von der ſchwarzen Galle und jährenden Säure noch nicht gereiniget ſind, ſo laßt eure Wuth über Laſter aus, die es mehr verdienen, und ſorget nicht, daß es in dieſen Grundverderbten Zeiten euch daran werde manglen. Garſtige Dinge ſollen in Schriften nie keine Verſchonung finden, ſo ſehr auch Wiz und Kunſt ſich bemühen, ſie annehmlich zu machen. Aber wenn ſie dabey mit einer plumpen Dummheit begleitet werden, ſo verdienen ſie noch dazu die äuſſerſte Verachtung. In jener fetten Zeit, da Wolluſt, Reichthum und Ruhe im Flor waren, entſproß dieſes fruchtbare

Un-

Unkraut und verbreitete sich bald allenthalben herum. Da war die Liebe die einige Beschäftigung eines müssigen Monarchen, der selten im Rathe, und niemals in den Waffen erschien. Buhlerinnen regierten den Staat, und die Staats-Bedienten schrieben Comödien. Man gab dem Witze Besoldung und junge Lords waren damit versehen. Die Schönen sassen entzükt bey der Oper eines Hofmanns und keine Maske schied unverbessert davon. Kein schamhafter Windfächer wurde mehr empor gehoben, und Jungfrauen lächelten über das, worüber sie zuvor errötheten. Die folgende Ausgelassenheit einer fremden Regierung öffnete allen Hefen des frechen Socinus den Damm. Dann wurde zuerst die Sittenlehre der Belgier erhoben. Wir bekamen ihre Religion und sie unser Gold. Priester ohne Glauben reformierten die Nation, und lehrten eine angenehmere Weise seelig zu werden, bey welcher freye Unterthanen des Himmels auch ihre Rechte vertheidigen dürften. Denn sonst hätte Gott selbsten zu Absolut scheinen mögen. Man gewöhnte die Kanzeln mit ihren heiligen Satiren sparsamer zu thönen, und die Laster wunderten sich ihre Schmeichler darauf zu erbliken. Hiedurch wurden unsere Titanische Witzlinge so kühne, den Himmel zu stürmen, und die Pressen ächzeten über erlaubten Gotteslästerungen. Auf diese Ungeheure schiesset eure Pfeile, ihr Bücherrichter. Auf diese richtet euren Donner und erschöpfet alle eure Wuth. Doch meidet anbey den Fehler derer, die, zum Aergernisse seltsam, einen Scribenten

mit

mit Gewalt übel verstehen wollen, um böses in ihm zu finden. Einem angesteckten scheint alles angesteckt, wie einem gelbsüchtigen Auge alles gelb vorkömmt.

Lernet derohalben auch die moralischen Tugenden eines Critici, denn die blosse Wissenschaft ist nur die Helfte der Pflichten eines Richters. Es ist nicht genug an Witz, Kunst und Gelehrtheit: Es müssen auch Wahrheit und Redlichkeit aus allem, was wir reden, hervorblikken, damit jedermann bewogen werde, nicht nur unser Urtheil zu schäzen, sondern auch unsre Freundschaft zu suchen.

Schweigetallezeit, wenn ihr noch an eurer Einsicht zweifelt, und seyd ihr wirklich gewiß, so sprecht doch als ob ihr euch nicht genug trauetet. Es giebt Thoren, die in ihren unvernünftigen Machtsprüchen so halsstarrig sind, daß sie mit Gewalt fort irren wollen, wenn sie einmal geirret haben. Aber erkennet ihr eure vergangene Fehler mit Freuden, und stellet jeden Tag eine Critik über den vorigen an.

Doch ist es auch nicht genug, einen guten Rath schlechthin zu ertheilen. Eine plumpe Wahrheit stiftet mehr übels als eine künstliche Unwahrheit. Man muß die Menschen lehren, als ob man sie nicht lehrte, und Dinge, die sie nie gewußt, ihnen vorbringen, als ob sie sie nur vergessen hätten. Die Wahrheit findet keinen Eingang, wenn die Höflichkeit sie nicht begleitet. Nur dieses kan den Vorzug unsrer Vernunft einem andern beliebt machen.

Seyd

Seyd niemals sparsam in Mittheilung eurer Meinung. Kein Geitz ist häßlicher, als wenn man mit der Vernunft geizig ist. Hütet euch daß keine niederträchtige Gefälligkeit eure Aufrichtigkeit beflecke, und seyd nie so höflich, daß ihr darüber ungerecht würdet. Ihr dürft euch nicht fürchten einen Weisen so leicht zu erzürnen, denn niemand läßt sich lieber tadeln, als der gerühmt zu werden verdienet.

Doch o wie gut wäre es, wenn ein Kunstrichter sich allezeit diese Freyheit ausnehmen dürfte! Aber dem Appius steigt bey jedem Worte, das ihr sprecht, das Feuer in die Stirne. Er besitzt sich nimmer, und drohet bereits mit fürchterlichen Bliken, wie ein grimmiger Tyrann auf einer alten Tapezerey. Fürchtet euch ja einen vornehmen Thoren anzutasten, der die Freyheit hat, ohne Einrede dumm zu seyn. Ein solcher wird, wenn es ihm gefällig ist, ohne Geist und Witz zum Poeten, und darf sich graduiren lassen, ohne etwas zu wissen. Gefährliche Wahrheiten muß man einem ohnglücklichen Satirenschreiber, und Schmeicheleyen einem eckelhaften Dedicationsschmiede überlassen, dessen Lobsprüchen die Welt nicht mehr Glauben zustellt, als seinen Versprechungen, das Bücherschmieren aufzugeben. Es ist zuweilen am besten, wenn wir mit unsern Strafpredigten inhalten und dumme Köpfe in Liebe bey ihrer Einbildung lassen, denn wer kan so lange schmälen, als sie schreiben können? Sie sind wie Töpfe. Sie fangen an zu sumsen, und lassen in ihrem schläfrigen Laufe sich so lange herum

peit-

peitſchen, bis ſie zulezt gar entſchlafen. Ein falſcher Tritt reizet ſie nur wieder von vornen anzufangen, wie ein liederliches Pferd, wenn es geſtolpert hat, ſtärker anfängt zu laufen. Was für Schaaren von dieſen ohnbußfertigen Köpfen werden nicht alt und grau in ihrer Bemühung, mit Sylben zu klingeln. Sie wollen mit Gewalt Poeten ſeyn, und druken aus toller Reimſucht ihr Gehirne bis auf die Hefen aus; ſie erpreſſen auch die lezte trübe Tropfen ihres Verſtandes; und reimen mit allem dem Raſen, das die Unvermögenheit erweket.

Solche ſchandbare Dichter haben wir. Doch giebt es gewiß eben ſo thörichte und verwerfliche Reimrichter. Ein hirnloſer Kopf, mit Laſten von Folianten beſchwehrt, (n) voll von Beleſenheit und leer an Wiſſen, erbauet ſein Ohr ſtets mit ſeiner eigenen Zunge. Er ſcheinet immer ſich ſelbſt zuzuhören. Er lieſt alle Bücher uud taſtet alle an, die er lieſt, von Drydens Fabeln, bis auf Dürfeys Mährgen herab. Nach ſeinem Ausſpruche haben die meiſten Scribenten ihre Werke geſtohlen oder erkauft, und Garth hat ſein eigenes Diſpenſarium nicht ſelbſt geſchrieben. Nennet ihm eine neue Comödie. Er iſt des Poeten Freund.

(n) Nihil peſtis eſt iis qui paullum aliquid ultra primas literas progreſſi falſam ſibi ſcientiæ perſuaſionem induerunt. Nam & cedere præcipiendi peritis indignantur & velut jure quodam poteſtatis quo fere hoc hominum genus intumeſcit imperioſi atque interim ſævientes ſtultitiam ſuam perdocent. Quinctil. lib. 1. c. 1.

Freund.“ Ja er hat ihm seine Fehler gezeigt. - - - Aber wenn wird sich ein Poete weisen lassen? Die heiligste Stätte ist nicht genug für diesen Thoren verwachet, und die Pauls-Kirche ist nicht sichrer für ihnen, als der Pauls-Kirchhof. Ja fliehet ihr zu den Altären, so werden sie euch selbst allda zu tode plaudern. Denn Thoren dringen in Orte, die sich die Engel scheuen zu betreten. Die Vernunft trauet sich nie zu viel. Sie spricht allezeit mit einer sittsamen Vorsichtigkeit. Sie wagt sich nie zu weit hinaus und sieht immer nach ihrem Heymath zurüke. Aber die rasselnde Unvernunft bricht mit vollem Knallen heraus. Sie stürmet gerade vor sich, ohnabgewandt, ohnwiderständlich, und zerbirstet in ein Wetter mit Donnern und Krachen.

Jedoch wo finden wir heute einen geschikten Rathgeber? Einen Mann der willig zu lehren und doch von seinem Wissen nicht aufgeblasen ist. Den weder Gunst noch Haß zu lenken vermögen. Der mit keinem dummen Vorurtheile beladen, oder nur blindlings gut ist. Gelehrt aber doch wohlgesittet, und wohlgesittet aber doch aufrichtig dabey. Dessen Feuer mit Sittsamkeit und dessen Strenge mit Gelindigkeit gemässiget. Der einem Freunde seine Fehler freymüthig entdeken, und auch am Feinde das Verdienst aufrichtig rühmen kan. Der einen genauen doch nicht zu beschränkten Geschmak, und eine Kenntniß der Menschen sowohl als der Bücher besizet. Der einen edlen-Umgang und eine Seele hat, die kein Stolz befleket. Der mit Freuden rühmet, wenn er billig rühmen kan.

So

So waren ehedessen die Kunstrichter. So war die geringe Zahl der glücklichen Geister beschaffen, welche Athen und Rom in jenen bessern Zeiten gekannt haben. Der mächtige Stagyrite fuhr am ersten vom Ufer ab. Er ließ alle seine Seegel fliegen und durfte die Tiefen erkundigen. Er steuerte sicher und kam weit in seinen Entdekungen, vom Lichte des Mäonischen Sterns geleitet. Die Poeten, ein Volk, das lange Zeit ungebunden lebte, und eine wilde Freyheit eifrig behauptete; unterwarfen sich seinen Gesezen; und fanden sich überzeugt, daß derjenige billig dem Wize vorstehen sollte, der die Natur selbst unter sich gebracht hatte.

Horaz entzüket uns immer mit einer ohnbemüheten freyen Anmuth. Seine Reden bessern unsere Vernunft, ohne künstliche Lehrart. Gleich einem Freunde bringt er uns die schönsten Begriffe auf die leichteste Weise vertraulich bey. Er hätte bey seiner grossen Stärke an Wiz und Urtheilskraft eben so meisterhaft urtheilen dürfen, als meisterhaft er geschrieben. Aber er sang voll feuriger Bewegung und urtheilte in der sanftesten Stille. Seine Regeln lehren uns nichts, als was seine Werke wirklich in uns erregen. Wie sehr sind nicht unsere heutige Kunstrichter auf die Gegenseite gefallen. In ihren Urtheilen herrschet Wuth und Galle, aber in ihren Schriften das wäßrigste Wesen; und Dichter beschimpfen den grossen Horaz nicht ärger, durch ihre ungeschikten Uebersezungen, als Kunstrichter, wenn sie ihn so verkehrt anführen.

Siehe wie Dionyſius des Homers Gedanken erheitert, wie er neue Schönheiten aus jeder Zeile zieht. (o)

In dem lebhaften Petronius ſpielen Kunſt und Einbildungskraft; das Wiſſen eines Gelehrten mit dem ungezwungenen Weſen eines Hofmanns.

In des anſehnlichen Quintilianus reichem Werke finden wir die richtigſten Regeln mit der deutlichſten Lehrart vereinigt. So pflegen wir nützliche Waffen in einem Zeughauſe geſchickt einzutheilen und angenehm zu ordnen; damit ſie auf dieſe Weiſe nicht nur unſer Auge vergnügen, ſondern auch im Nothfall deſto eher gefunden werden können.

Den erhabenen Longin haben alle Muſen begeiſtert, und ihren Criticum mit der Glut eines Poeten belebt. Er iſt ein Richter voller Feuer, und ein Eiferer in ſeinem Amte. Er urtheilt mit Heftigkeit, aber allezeit gerecht. Sein eigenes Exempel bekräftiget alle ſeine Geſeze, und er iſt ſelber das groſſe Erhabene, das er abbildet.

Alſo führten die Critici in einer langen Folge eine gerechte Regierung. Sie beſchränkten die Ausgelaſſenheit, und ordneten die nützlichſten Geſeze. Die Wiſſenſchaften und Rom wuchſen zugleich in ihrer Herrſchaft; und wohin die Adler flogen, da folgten ihnen immer die Künſte nach. Aber auch beyde wurden zulezt von einerley Feinden zerſtöret, und eine gleiche Zeit ſah Rom und die Wiſſenſchaften fallen. Der Aberglaube verband

(o) Dionyſius Halicarnaſſeus.

band ſich mit der Tyranney, und brachte die Seelen, wie dieſe die Leiber, in die Knechtſchaft. Man glaubte viel, aber verſtund wenig. Und dumm ſeyn mußte, nach der damahligen Auslegung, fromm ſeyn heiſſen. Dergeſtalten überſchwemmete eine zweyte Sündfluth die Wiſſenſchaften, und die Münche vollendeten, was die Gothen angefangen hatten.

Zulezt kam Erasmus; ein groſſer ſo oft angegriffener Nahme; der Prieſterſchaft Ruhm und Beſchämung! Der ſtemmte die wilde Fluth der Barbarey und trieb die heiligen Vandalen von der Schaubühne.

Aber ſiehe! wie in Leons güldenen Tagen jede Muſe von ihrer Ohnmacht erwacht, und ihren verwelckten Lorbeerkranz wieder aufputzt. Der Geiſt des alten Roms über deſſen Schutt ausgeſtrekt ſchüttelte den Raub von ſich und hub ſein ehrenvolles Haupt empor. Dann ermunterten ſich die Bildhauerey und ihre verſchwiſterte Künſte von ihrem Schlafe. Steine eilten zur Form und Felſen begunnten zu leben. Jeder neuaufſtehende Tempel erſchall mit angenehmern Thönen. Ein Raphael malte, und ein Vida ſang. Unſterblicher Vida, (p) um deſſen würdige Scheitel ſich die Lorbeere der Dichtkunſt mit der Critik Epheu vereinigen. Cremona ſoll ewig mit deinem Nahmen prangen und Mantuen am Ruhme wie in der Lage am nächſten ſeyn.

Aber bald wurden die Muſen durch den Greuel der Waffen aufs neue aus Latien vertrieben, und verlieſſen ihre alten Gränzen. Denn verbreiteten ſich die Künſte durch die ganze Norderwelt. Doch florierten die critiſchen Wiſſen-

(p) M. Hieronymus Vida von Cremona ein vortreffſicher lateiniſcher Poet, der eine Dichtkunſt in Verſen geſchrieben. Er lebte zu den Zeiten Pabſt Leons des zehnten.

ſchaften am meiſten in Franckreich. Ein Volck zum Dienen gebohren gehorchet den Geſezen, und Boileau herrſchet daſelbſt an Horazen ſtatt. Aber wir muthige Britten verachteten die fremden Geſeze und behaupteten unſren Freyſtand mit unſren rohen Sitten. Verwegene und eifrige Verfechter der Freyheit des Wizes trozten wir die Römer wie vor Altem. Doch unter dem geringen Hauſen derer, die mehr Kenntniß und weniger Einbildung hatten, wagten es einige, die beſſere Sache der Alten zu vertheidigen und die Grundgeſezе des Wizes auch bey uns herzuſtellen. Von dieſen war die Muſe, deren Regeln und Exempel gelehret haben, daß das gröſte Meiſterſtük der Natur ſey, wohl zu ſchreiben (q). So war Roſcommon, das ſo gelehrte als tugendhafte Haupt, an Sitten ſo edel als am Geblüte. Er kannte den Römiſchen u. Griechiſchen Wiz und keines Scribenten Verdienſt war ihm verborgen, als nur ſein eigenes. So war zulezt auch Walſch der Freund und Richter der Muſen, der ſo gründlich zu rühmen als zu tadeln gewußt; Gelind gegen die Fehler und eifrig für das Verdienſt; Das aufgeklärteſte Haupt und aufrichtigſte Herze. Empfange dieſen demuthsvollen Ruhm von mir, du werther beweinter Schatten; das einige was meine dankbare Muſe dir noch geben kan. Du haſt ſie in ihrer frühen Jugend die Thöne gelernet. Du haſt ihr die zarten Schwingen beſchnitten und ihrem Fluge die gemeſſene Höhe vorgeſchrieben. Nun, da ſie ihren Führer verlohren, erkühnet ſie ſich nicht mehr zu ſteigen und wagt nur einen kurzen Ausflug in niedrige Gedichte. Vergnügt, wenn die Ungelehrten von ihr lernen ihre Mängel zu erkennen, und die Gelehrten, dem was ſie bereits wiſſen, weiters nachzudenken. Das Tadeln hat ſie nie bekümmert, und der Ruhm nie zu ſehr gereizet. Sie erfreuet ſich, wenn ſie loben kan, und iſt nicht furchtſam zu ſtrafen. Schmeicheln und Beleidigen ſind ihr gleich ſehr zuwider, und wie ſie nicht ohne Fehler iſt, ſo ſchämet ſie ſich auch nicht, ſich zu beſſern.

Von

(q) Eſſay on poetry by the Duke of Buckingham.

Von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen.

Von dem Sinnreichen und dem Scharfſinnigen.

Die deutſche Nation (*) iſt dem tiefſinnigen Weltweiſen, Herren Chriſtian Wolfen, davor verbunden, daß ſie die ganze Reihe derer Wiſſenſchaften, welche dienen das wahre Beſte der Menſchen zu befördern, und ſie zu einer vernünftigen Bewunderung der Werke Gottes in der Natur aufzumuntern, ohne einen Dollmetſcher leſen kan. Wer ſeine Schriften

(*) Im September von 1728. kamen zu Zürich unter dem Titel Anklage des verderbten Geſchmakes Criſtiſche Anmerkungen über den Hamburgiſchen Patrioten und die Hälliſchen Tadlerinnen heraus, worinnen alles, was in dieſen moraliſchen Blättern ſeinen Urſprung in dem Vermögen des Wizes hat, mit derjenigen Freyheit unterſuchet und beurtheilet wird, welche eben ſo angenehm als lehrreich iſt, wenn ſie auf die Wahrheit gegründet iſt. Dieſe Critik war ſchon im Jahr 1725. verfertigt, aber durch verſchiedene Zufälligkeiten an dem Druke gehindert worden. Sie berührt nicht mehr als hundert Stüke des Patrioten und vierzig der Tadlerinnen. Der Verfaſſer hatte eine Fortſezung derſelben verſprochen, wo die Fähigkeit des Verſtands beſagter Moraliſten, ihre Gelahrtheit, ihre Zuverſicht auf ihre Geſchiklichkeit, ihre Wiſſenſchaft

mit Aufmerksamkeit nnd Nachdenken durchgehet, geräth öfters in Zweifel, ob er die Reinigkeit der Sprache, oder die Deutlichkeit der Begriffe, oder die Gründlichkeit der Beweise, oder die geschikte Verknüpfung der Wahrheiten am meisten bewundern solle. Die Lehrart in denselben hat etwas Ungemeines, und wird vermuthlich die Finsterniß vertreiben, in welcher die Deutschen bisdahin grösstentheils in Ansehen derjenigen Wissenschaften getappet haben, zu welchen etwas mehreres als die Geduld eins Lastthieres erfodert wird. Die Hoffnung, die ich desfalls auf den innerlichen Werth dieser Schriften gesezet habe, hat einen so gewissen Grund, daß ich sie nicht sinken lasse, ungeachtet ich wohl sehe, daß die Anzahl derer noch sehr gering ist, welche die darinnen enthaltene Lehren mit Nuzen zu brauchen wissen. Dennoch hoffe ich, daß man in künftigen Zeiten die grossen und heilsamen Wirkungen derselben

schaft der deutschen Sprache hätten untersuchet werden sollen: Allein es ist bey dem Versprechen geblieben.

Da mithin in dem gedrükten Stüke die Urtheile nicht auf das Dünkel des Kunstrichters ausgesprochen, sondern auf gewisse Grundsäze, die man jedesmal fest sezet, gebauet werden, so glaube ich, daß mein Vorhaben die Artikel desselben sämmtlich, oder die vornehmsten in meiner Sammlung nach und nach wider aufzulegen, meinen Lesern nicht unangenehm seyn werde, ungeachtet die Wochenblätter, welche Anlaß dazu gegeben haben, seit etlichen Jahren die Gunst und den Beyfall der ehlern Deutschen verlohren haben. Ich will den Anfang mit dem Abschnitte von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen machen.

selben nicht ohne Erstaunen verspühren werde, wenn der Neid und die Boßheit, die sich allen nüzlichen Unternehmungen entweder durch offentliche Gewalt oder durch List entgegen sezen, von der Zeit geschwächet, allmählich verschwinden werden. Mein Zwek erfodert, daß ich mit einem Exempel weise, was für einen guten Einfluß seine Lehrsäze auf alle unsre Erkänntniß haben würden, wann man dieselben nach seiner Absicht anwenden wollte.

Ich finde in den **vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt, und der Seele des Menschen** eine so deutliche Beschreibung, was der Wiz sey, daß wir sie in der Untersuchung des Sinnreichen überhaupt, vor den sichersten Leitfaden gebrauchen können.

Der Wiz, sagt er, **ist eine Leichtigkeit die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen: Wer hierzu aufgeleget ist, den nennet man Sinnreich.** Diese Beschreibung erkläret er an einem andern Orte also. „Wenn die Einbildungskraft andere Dinge hervorbringet, die „man vor diesem erkannt, welche mit den Gegenwärtigen etwas gemein haben: so erkennet „man durch dasjenige, was sie mit einander „gemein haben, ihre Aehnlichkeit. Derowegen „da die Leichtigkeit die Aehnlichkeiten wahrzunehmen der Wiz ist; so ist klar, daß Wiz aus „einer Scharfsinnigkeit und guten Einbildungskraft und Gedächtniß entstehet. Daher treffen wir bey denjenigen Wiz an, die viel behalten, und sich leicht darauf besinnen, oder,

„ wie man zu reden pfleget, ein gutes Gedächt-
„ niß haben, wenn sie zugleich auf die Sachen
„ aufmerksam sind. Wiewohl er in einem gerin-
„ gen Grade angetroffen wird, wo nicht Scharf-
„ sinnigkeit dazu kömmt. Nemlich wo es an
„ Scharfsinnigkeit fehlet, da nimmt man nur
„ Aehnlichkeiten wahr, die bald in die Augen
„ fallen; hingegen wo man scharfsinnig ist, da
„ entdeket man Aehnlichkeiten, die nicht ein jeder
„ gleich wahrnimmt. In dem ersten Falle kan
„ man auch den Schein für das Wesen nehmen;
„ in dem andern Falle aber ist jederzeit eine wohl-
„ gegründete Aehnlichkeit vorhanden. Je mehr
„ also einer Aehnlichkeiten zu entdeken weiß, je
„ mehr hat er Wiz, und je sinnreicher ist er. In-
„ gleichen je verborgenere Aehnlichkeiten einer ent-
„ deken kan, je gröſſer ist sein Wiz. Hingegen
„ ist einer mit geringem Wize begabet, wann er
„ gar schwer Aehnlichkeiten entdeken kan, und
„ ohne allen Wiz ist, der nicht sehen kan, wenn
„ ein Ding dem andern ähnlich ist. „

In den **Anmerkungen** über das erwähnte Buch lehret Hr. Wolf ferner, wie diese Beschreibung des Wizes und derselben Erläuterung zum Nuzen anzuwenden sey: „ Was ich von
„ dem Wize gelehret habe, dienet nicht allein die
„ Redner und Poeten, auch Comödien- und
„ Tragödien-Schreiber, sondern auch selbst die
„ Autoren, welche die Disciplinen und dahin
„ gehörige Sachen beschrieben, zu beurtheilen,
„ und bey denen Erfindern und ihren Erfindungen
„ hat man auch darauf zu sehen. Ja wenn man

„ die

„ die Regeln der Redner-Kunſt, der Poeſie,
„ der Kunſt zu erfinden, demonſtrativiſch unter-
„ ſuchen ſollte, ſo würde man auch nöthig haben,
„ unterweilen dieſe Gründe zu brauchen. „

Ich kenne keinen deutſchen Scribenten, der ſich über dieſe Materie deutlicher und gründlicher erkläret habe; und kan darum nicht begreifen, warum die Kunſtlehrer, die das Sinnreiche in den Schriften unterſucht haben, nicht auf dieſe Grundſäze gebauet, ſondern lieber ihrem eigenen verwirrten Kopfe gefolget haben. Der Verfaſſer der **Hälliſchen Tadlerinnen** hat ſich in die Gefahr gewaget, dieſe Materie abzuhandeln. Er hat ſeine Entdekungen derjenigen von ſeinen aufgeführten Perſonen, die er Phyllis getaufet, in die Feder geleget. Ich habe dieſelben mit allem Fleiſſe erwogen, und beſtändig Anlaß gefunden wahrzunehmen, wie leicht man ſich verirren könne, wenn man gute Anleitungen in den Wind ſchlägt.

Phyllis eröffnet ihr Vorhaben ſchier zu Anfange des ſieben und dreiſſigſten St. mit folgenden Worten: **Ich habe vor dreyen Wochen verſprochen, meine Gedanken von einem ſinnreichen Ausdruke im Reden und Schreiben mitzutheilen.**; welche mir Anlaß zu einer Anmerkung geben, die aus den angeführten wolfiſchen Grundſäzen natürlich fließt, und die ganze Unterſuchung erleichtert, nemlich, daß kein langes Nachdenken erfodert werde, auszumachen, was im Reden und Schreiben den Nahmen des Sinnreichen verdiene. Man nennet alles Sinnreich, was uns gewiſſe Aehnlichkeiten zwiſchen unterſchiedenen

denen Dingen entdeket, es sey, daß diese Aehnlichkeiten ihren wahren Grund haben und in der Natur der Sachen wesentlich seyn, oder daß sie auf einem blossen Scheine beruhen. Das giebt uns schon der blosse Ursprung des Wortes sinnreich zu errathen. Sinnreich oder Geistreich ist eben so viel als reich an Sinnen oder Geist. Es ist eben nicht nothwendig, daß ein Einfall nach dem guten Geschmake sey, wann er mit dem Beywort Sinnreich oder Geistreich beleget werden soll. Die Spiele der Phantasie und was die Franzosen Esprit faux & mixte heissen, haben ein gleiches Recht zu diesem Titel. Es wird auch keine grosse Geschiklichkeit erfodert, in den Schriften das Sinnreiche von dem Vernünftigen oder Wahren, welches alles allgemeine Benennungen sind, zu unterscheiden.

Aber wie weit sich die Gränzen des Scharfsinnigen erstreken, worinnen die Natur desselben bestehe, und wie fern es von dem Sinnreichen unterschieden sey; dieses sind Fragen, derethalben die Gelehrten annoch mißhellig sind; und die so eigentlich noch nicht erörtert worden. Was der Engelländische Zuschauer in dem zwey und sechzigsten St. davon gesaat, ist noch das Kläreste und Gründlichste, das mir über diese Materie zu Gesicht gekommen ist; wiewohl auch seine Begriffe noch ziemlich unbestimmt sind, und die Stufen und Gränzen des Scharfsinnigen nicht genug auseinander sezen. Indessen ist es zu meinem gegenwärtigen Vorhaben genung, daß ich die allgemeinen Grundregeln des Scharfsinnigen nach Herren

Wolfen

Wolfen Anleitung in eine gewiſſere Ordnung bringe.

Ich finde in ſeiner Metaphyſik eine eigene Beſchreibung von dem Scharfſinnigen überhaupt. Es heißt auf dem 469ſten Bl. „ Wer viele Deutlichkeit in den Begriffen der Dinge hat, „ und alſo genau herauszuſuchen weiß, worinnen eines einem andern von ſeiner Art „ ähnlich, und worinnen es hinwiderum von „ ihm unterſchieden iſt; derſelbe iſt Scharfſinnig. Und alſo iſt die Scharfſinnigkeit die „ erſte Art der Vollkommenheit des Verſtandes, „ die ſich ſo wol auf die anſchauende, als figürliche Erkanntniß erſtrecket. Und demnach iſt einer um ſo viel ſcharfſinniger, je mehr er in einer „ Sache, die er ſich vorſtellet, entdecken kan, als „ der andere. Und in der figürlichen Erkanntniß „ kommt die Scharfſinnigkeit auf den höchſten „ Grad, wenn man alles erklären kan. „ Wenn wir nun dieſe Beſchreibung mit den ſchon angeführten Stellen zuſammenhalten, ſo können wir in unterſchiedlichen Sätzen herausbringen, was den allgemeinen Character des Scharfſinnigen im Reden und Schreiben ausmachet.

Erſtlich muß die Aehnlichkeit nicht allzu nahe ſeyn, noch ſo, daß ſie jedermann leicht in die Augen fällt. Es wird zum Exempel keine Scharfſinnigkeit erfodert, in gleichen Dingen Aehnlichkeiten zu entdecken.

Zweytens muß die Aehnlichkeit nicht allzu entfernt ſeyn, ſo daß man Mühe hat, dieſelbe nach einer langen Betrachtung zu errathen. Sie muß

nicht

nicht bloß in den Zufällen eines Dinges gesucht werden, z. E. in dem blossen Thone der Worte, wie in den Wortspielen, oder in der äusserlichen Figur, wie in den Bilder-Reimen, oder in einer blinden Versezung der Buchstaben und Sylben, wie in dem Anagramma.

Drittens ist in einem hohen Grade scharfsinnig, was uns mehrere verborgene Aehnlichkeiten verschiedener Dinge entdecket.

Folglich muß viertens das Scharfsinnige uns grosse, deutliche, und ergetzende Begriffe erweken.

Aus diesen Grundregeln kan sich ein jeder leicht einen Begriff von dem machen, was in den Schriften scharfsinnig heißt. Gegen dieselben will ich nun die Entdeckungen der verkappten Phyllis untersuchen. Denn wiewohl es das Ansehen hat, als ob ihr Vorhaben nur auf das Sinnreiche gehe; so ist doch die Wahrheit, daß sie diese Benennung in der Bedeutung genommen hat, die an das Wort **Scharfsinnig** gehänget ist: Woraus die Deutlichkeit ihrer Begriffe und ihre Kundschaft von der deutschen Sprache, worauf sie sich doch am meisten einbildet, abzunehmen ist.

Sie hat nachfolgende Stelle aus **Canitzen** Gedichten vor das 37ste Stücke gesetzt.

Man redt u. schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schiket,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket;
Der Bogen ist gefüllt,, eh' man an sie gedacht;
Was groß ist, das wird klein, was klein ist groß gemacht;
Da doch ein jeder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kan erfreuen;
Weil eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn man es in Gestalt der Riesen aufgeführt.

In

In der erſten Zeile ſteht der Text des Poeten verfälſcht, die ungereimte Einſchiebung des Wörtleins **redt**, an ſtatt **denkt**, ſchwächt und verderbt den Sinn der gantzen Stelle. Die zweyte Zeile hat mir den Betrug verrathen, und mich die wahre Lection errathen laſſen. Ohne Zweifel hat der Poet mit den dreyen erſten Zeilen auf den bekannten Vers des Horatz gezielet:

Scribendi recte ſapere eſt & principium & fons.

Aber durch den angeregten Wortwechſel wird der gantze Gedancke des Poeten verderbt.

In dem Eingang macht ſie folgende Gloſſen über dieſe Stelle des deutſchen **Poeten**: **In dieſen herrlichen Worten hat ein fürtrefflicher Staats-Miniſter ſchon zu ſeiner Zeit den Verfall einer vernünftigen und regelmäſſigen Schreibart bedauret. - - Dieſe Stelle handelt überhaupt von einer guten Schreibart, und wo ich nicht irre, hält ſie nachfolgende Regeln in ſich. 1. Ein Scribent muß natürlich ſchreiben. 2. Er muß vernünftig ſchreiben. 3. Er muß in Vergröſſerungen und in Verkleinerungen Maaß halten. Ich ſahe zwar, daß dieſe drey Hauptregeln einer guten Schreibart ſo nothwendig ſind, daß ſie auch aus der ſinnreichen Art nicht ausgeſchloſſen werden können: Allein es ſchien doch auſſer dieſen dreyen Stücken noch was mehrers zu einer ſinnreichen Schreibart zu gehören.**

Ich bin ſicher, daß der Poet in dieſen Verſen nicht den Verfall der ſcharfſinnigen Schreibart beklaget; ſondern die Quelle des Unnatürlichen entdecken

decken will, welche er darinnen findet, daß man ohne Gedanken und Verbedacht auf das Papier schmieret, was ein ungebundener oder finsterer Sinn in die Feder flößt. Es kan hiermit aus seinen Versen die einzige Regel herausgeleitet werden: Man solle natürlich schreiben, d. i. die Begriffe müssen sich vor die Sachen, von welchen man reden oder schreiben will, und die Worte vor die Begriffe schicken. In dieser Regel sind die zwo andern, die Phyllis so sorgfältig sondert, schon begriffen. Diese allgemeine Grundregel beziehet sich auf alle Gattungen der Schreibarten und giebt uns ein allgemeines Kennzeichen an die Hand, die gute Schreibart überhaupt von der falschen zu unterscheiden. Es ist fürwahr lächerlich, daß Phyllis aus dieser Stelle des Poeten mit Gewalt eine Beschreibung des Scharfsinnigen herausgrübeln wollen. Aber sie fährt auf ihrem Wege fort, und giebt sich in dem Verfolge viele Mühe zu erweisen, daß die Schreibart, die nach diesen Regeln abgefasset ist, noch nicht scharfsinnig zu nennen sey. Z. E. wenn der Herr von Besser in dem Lebenslaufe seiner Gemahlin so anfängt: „ wenn „ wir unsere Todten hertzlich beweinet und ih„ re Gebeine ehrlich zur Erden bestattet; schei„ nen wir wol ihr ganzes Verlangen und uns„ re Pflicht erfüllet zu haben: aber der aller„ nützlichste Liebesdienst, den wir ihnen und „ uns leisten können, ist, daß wir ihr Gedächt„ niß zum Exempel der Lebenden bewahren, „ und wie wir aus ihrem Tode unsre Sterb„ lichkeit erkennen; also auch aus ihrem rühm„ lich

„ lich geführten Wandel uns zu dieſer unver-
„ meidlichen Nachfahrt bereiten lernen: „ So ſind dieſe Zeilen zwar nach den vollkommenſten Regeln einer guten Schreibart abgefaſſet: ſie ſind natürlich; denn ich ſehe nichts gekünſteltes oder gezwungenes darinnen: ſie ſind vernünftig; denn alles, was er ſagt, iſt wahr, man mag es betrachten, von welcher Seite man immer will: ſie ſind endlich auch nicht voller gar zu hochgetriebenen Vergröſſerungen. Doch die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind alle dieſe ſchönen Ausdrückungen noch nicht ſinnreich. Aber wer iſt jemahls in dem Irrwahne geſteckt, daß alles was gut geſchrieben iſt, darum auch ſinnreich oder ſcharfſinnig ſey? Jedermann ſiehet leicht, daß die Beſſeriſche Stelle weder ſinnreich noch ſcharfſinnig heiſſen kan. Der wahre Grund deſſen iſt, weil darinnen keine Vergleichungen ähnlicher Dinge vorkommen, indem ſie aus bloſſen Vernunfts-Sätzen zuſammengeſetzet iſt. Im übrigen kömmt mir die Sprache, in welcher Phyllis dieſe Stelle beurtheilt, gantz unverſtändlich vor. Oder was wollen dieſe Worte ſagen? **Dieſe Zeilen ſind natürlich, denn ꝛc. ſie ſind vernünftig, denn ꝛc. ſie ſind endlich auch nicht voller gar zu hochgetriebenen Vergröſſerungen.** Kan denn etwas natürlich und dennoch unvernünftig, oder vernünftig und zugleich unnatürlich ſeyn? Und ſind nicht alle zu hochgetriebene Vergröſſerungen wider die Natur?

Dieſer Stelle ſetzet ſie noch einiche an die Seite, die nach ihrem Urtheile den Character des Sinn-

reichen an ſich haben; durch dieſen Gegenſatz in ein klärer Licht zu ſetzen, was ſie droben zu behaupten geſucht hat, daß nemlich noch was mehrers zu einem ſinnreichen Ausdrucke erfodert werde, als daß ein Gedancke natürlich und vernünftig ſey. Die erſte und zweyte ſind aus eben derſelben Schrift des Herrn **von Beſſer** entlehnet. **Das nette und wolgeſittete Leipzig die Mutter und Säugamme beydes der Muſen und Gratien.** Dieſe Stelle iſt ſinnreich, wegen der Aehnlichkeit und Kraft der Sinnbilder; da Leipzig unter dem Bildniß einer Mutter und Säugamme der Muſen und Gratien vorgeſtellet wird. Die Muſen ſind die Schutzgöttinnen der Gelehrten, die Gratien die Göttinnen der Annehmlichkeit, beyden wurden von den Dichtern Mütter und Säugammen zugeeignet; und als eine ſolche wird Leipzig hier vorgebildet. So bald ihr dieſe Aehnlichkeiten und Bilder auflöſet, und den Satz, der darunter ſtecket, mit eigentlichen unverblümten Worten ausdrücket, ſo verliert ſich das Sinnreiche, aber damit auch die Kraft des Ausdrucks. Der bloſſe einfältige Satz iſt folgender: **Leipzig erzeuget, nehret und hegt gelehrte und angenehme Leute.** Aber das wird mit gröſſerer Deutlichkeit, Kraft und Nachdruck geſagt, wenn man ſich ausdrückt, wie **Beſſer** in dieſer Stelle gethan hat.

Die Stelle, die hiernächſt aus eben demſelben Autor angeführt wird, iſt von einer andern Art; wenn er von dem Vater ſeiner **Kühlweinin** ſchreibet: **Unter den fünfzehen Kindern, mit denen er von dreyen Ehefrauen das Vaterland bereichert**

chert, hat er auſſer einer bald nach der Geburt wieder erblichenen Johannen, keine als dieſe einzige Tochter erzeuget. So werden die Edelgeſteine nur einzeln gefunden; und ſo ſparſam war das Verhängniß gegen denjenigen mit Töchtern, der das gemeine Weſen zur Tochter hatte. Dieſe Stelle iſt zwar ſinnreich; aber nicht ſcharffſinnig, weil die Aehnlichkeiten in den Vergleichungen allzuweit entfernt ſind. Ich will gerne zugeben, daß Edelgeſteine nur einzeln gefunden werden; aber einzele Töchter ſind nicht allemal Edelgeſteine, u. es iſt eben keine Nothwendigkeit, daß die Auferziehung ſchlimm ſeyn müſſe, wo viele Töchter ſind. Man kan dieſe Edelgeſteine, ich meine wolgeſittete Töchter, eben ſo oft in volckreichen Haushaltungen antreffen, als wo nur einzele Töchter ſind. Ferner; was iſt für eine gröſſere Aehnlichkeit zwiſchen einer Tochter und dem gemeinen Weſen, als zwiſchen einem Sohne und demſelben? Was heißt, **das gemeine Weſen zur Tochter haben**: Nichts anders, als für die Wohlfarth deſſelben getreulich wachen und ſorgen. Warum muß aber der ſo wenig Töchter haben, dem die Wohlfarth des gemeinen Weſens angelegen iſt? Es iſt alſo dieſe Stelle, wiewol ſie ſinnreich iſt, dennoch ein froſtiges Spiel der Einbildung, oder, des Geiſtes. **Opitz** hat dieſes Sinnbild geſchickt angewendet, in dem dritten B. der **Poet. Wälder.**

Die durch viel Frömmigkeit ihr Kind, das Vaterland,
Vielmehr geſchüzet hat, als jemand mit der Hand.

Das dritte Beyſpiel iſt aus des Herrn von **Canitz** Klag-Rede über die damahlige Brandenburgiſche Churprinceſſin Henriette genommen. Der

Untergang eines Tyrannen, entdecket ein Frohlocken bey allen; daß auch ein ſterbender Herodes ſein Teſtament zu einem Blut-Urtheile machen muß, damit, wo nicht ſein Abſchied, doch zum wenigſten das Angedencken ſeiner Grauſamkeit naſſe Augen verurſachen möge. Da iſt nichts gemeiners, als daß man die Lobſchriften und Ehrenpforten mit Füſſen tritt, daran Heucheley oder Zwang gearbeitet hat. Dieſe vortreffliche Stelle iſt vielmehr ein Exempel einer ſtarcken und nachdrücklichen, als einer ſcharfſinnigen Schreibart; weil darinne keine Aehnlichkeiten der Dinge vorkommen, hingegen kräftige Ausdrückungen, die uns lebhafte und hohe Begriffe erwecken. **Der Untergang eines Tyrannen entdecket ein Frolocken bey allen**; dieſes läßt euch gedencken, daß man beym Leben eines Tyrannen nur nicht einmahl die Freiheit hat, die Empfindungen ſeines Hertzens an den Tag zu geben; daß dieſes Frolocken ſchon zuvor in der Hoffnung oder dem Wunſche der gedrückten Unterthanen verborgen gelegen. Alſo ſtecket die gantze Kraft dieſes Ausdrucks in dem Worte **entdecken**, und daß dieſe Würckung dem **Untergange** zugeſchrieben wird; ſobald ihr dieſes verändert, ſo verliert ſich bey gleichem Verſtande der Nachdruck dieſes Satzes; wenn ihr z. E. ſaget: **Ueber dem Tode eines Tyrannen entſtehet ein allgemeines Frolocken.** Dieſe Art des Ausdrucks iſt bey weitem nicht von der Stärcke, als die, deren ſich **Canitz** bedient hat. Von gleicher Art ſind auch folgende Ausdrücke: **Das Teſtament zu einem Blutur-**

theil

theil machen; Lobschriften und Ehrenpforten, daran Heucheley oder Zwang gearbeitet, mit Füssen treten.

Nachdem Phyllis diese Exempel vorher gesetzt hat, so war es nunmehr an dem, daß sie uns die Natur des Sinnreichen oder Scharffsinnigen entdeckte. Nun fraget sichs, sagt sie, was zu einer so sinnreichen Schreibart gehöre? Ich unterstehe mich dieses nicht auf einmahl und in wenig Worten zu fassen: ich will es derowegen nach und nach in verschiedenen Anmerckungen erklären. Das Wort sinnreich selbst scheint schon anzudeuten, daß ein solcher Ausdruck voller Witz und reich an Gedancken seyn müsse, so daß er einem Leser viel Nachdenckens verursache. In dieser ersten Anmerckung, was das Sinnreiche sey, wird an statt daß sie die Natur desselben erklären solte, alles so bunt durch einander geworfen, daß man mit grosser Mühe den Sinn u. die Unrichtigkeit derselben errathen kan. Das Sinnreiche muß voller Witz seyn. Das ist soviel als, es muß sinnreich seyn. Erkläre sie mir zuerst was Witz sey, ehe sie verlangt, daß ich sie verstehen solle. Ich wäre werth, daß man meiner lachte, wann ich einem, der noch keinen deutlichen Begriff von dem Geld hat, also erklären wolte, was Geldreich sey: Geldreich ist ein Mensch, der viel Geld besitzet, oder dessen Kisten voller Geld sind. Das Sinnreiche muß darnach reich an Gedancken seyn: Wann sie durch die Gedancken etwas anders verstehet, als die Würckungen des Witzes, so ist dieser Satz falsch; denn die Vernunftschlüsse gehören eigentlich nicht

zu dem Sinnreichen; oder zeige ſie mir z. E. die reichen Gedancken (wann wir durch dieß Wort Vernunftſchlüſſe verſtehen,) welche in der erſten Stelle aus Beſſers Schriften ſtecken. **Drittens ſoll das Sinnreiche viel Nachdenckens erwecken.** Im Gegentheil muß es vielmehr ſo deutlich ſeyn, daß der Leſer die Aehnlichkeit, die es vorſtellet, ohne Mühe ſehen kan. Dahero iſt auch die angefügte Warnung, **daß man nicht alle Scribenten, die ſchwer zu verſtehen ſind, vor ſinnreich ausgebe**, gantz überflüſſig. Denn die dunckle und verworrene Schreibart iſt nicht dem Sinnreichen entgegengeſetzt. Vielleicht geben uns die folgenden Anmerckungen mehr Licht.

Das fürnehmſte / ſagt ſie ferner / wird in der ſinnreichen Schreibart wohl auf verblümte Gleichnißreden ankommen. Die oben erwehnten Exempel beſtätigen es / und man kan noch mehrere anführen. Doch iſt hiebey viele Behutſamkeit nöthig: die Gleichniſſe müſſen in der That Gleichniſſe ſeyn; denn ein bloſſes gleichwie . . alſo / macht es nicht aus; vielmehr muß dieſes gantz vermieden werden / wenn der Ausdruck ſinnreich ſeyn ſoll. Die Gleichniſſe müſſen nicht gar zu gemein / und bekannt ſeyn; ſonſt ſind ſie unangenehm. Endlich müſſen ſie auch weder von gar zu hohen / noch gar zu niedrigen Dingen hergenommen ſeyn. Die verblümte Gleichnißreden gehören freylich zu dem Geſchlecht des Sinnreichen; aber insgemein alles gehöret dazu, was durch die Vergleichung der Aehnlichkeiten, ſo zwiſchen den Dingen obſchweben, herausgebracht werden kan. Darum iſt der Lehrſatz,

daß

daß die offenbare Vergleichungen durch gleichwie-alſo / nicht ſinnreich wären, recht aber: Ich möchte nur auch einigen Beweiß für dieſe ſo verwegene Meinung ſehen. **Opitz** z. E. ſchreibt in dem **erſten B. der P. W.**

Ein Geiſt der Ehre ſucht, muß etwas weiter ziehn,
Denn wo der Gräntzſtein ligt. Drum biſt du ausgeriſſen
Als wie ein junger Leu, im Fall er an den Füſſen
Die Klauen wachſen ſieht, und um den Halß die Mähn,
Die Zähn im Maule merckt; er will nun ferner gehn
Aus ſeiner Hölen Loch, in der er iſt erzogen:
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewol er kümmerlich erſt jetzt hat ausgekielt,
Und noch der Nordwind nicht mit ſeinen Federn ſpielt.
Er macht ſich in die Luft, und ſchwingt mit freyem Zügel
Bis zum Gewölcke hin die wenig ſtarcken Flügel;
Alsbald er etwas dann erblickt in einer Bach,
So ſtürtzet er herab, und ſetzt den Enten nach,
Die groſſen Schreckens voll ſich für ihm untertauchen.

Nun wird mir niemand ſtreitig machen, daß dieſe Verſe nicht nur ſinnreich, ſondern auch ſcharfſinnig ſeyn, wiewol ſie ein offenbares Gleichniß in ſich enthalten. Aber auch diejenigen Regeln, die Phyllis von den Gleichniſſen vorſchreibet, haben nicht überall ihre Richtigkeit. Gleichniſſe müſſen von bekannten Dingen hergenommen ſeyn, weil ſie meiſtens erklären ſollen. Und hohe Sachen müſſen mit hohen, niedere mit niederen verglichen werden. Ich kan mir keinen deutlichen Begriff von den Superlativis machen: **Gar zu gemein und bekannt: Gar zu hoch und gar zu nieder.** Solche Scribenten, die keine gemeſſene und deutliche Begriffe von den Dingen haben, ſind in ihren Ausdrücken gantz unſtet und ungewiß.

Die Exempel, welche Phyllis zur Bestätigung ihrer Lehrsäze anführet, sind wiederum von ungleicher Art. Das erste aus **Canitz** verdienet den Nahmen des Scharfsinnigen mit höchstem Rechte: **Die Tugend entgehet uns allemahl zur Unzeit / und weil gemeiniglich auf einen schönen Morgen ein schöner Mittag folget; so giebt es ein trauriges Ansehen / wann die Sonne verdunkelt wird, eh sie kaum halb über unsern Horizont gestiegen.** Der Mittag unsers Lebens ist das Mittel von dem menschlichen Alter, in welchem man noch so viele Lebens-Jahre vor sich siehet, als man ungefehr hinter sich geleat hat; wann nun der Mensch in der besten Kraft seiner Jahre stirbt, ist es dem ordentlichen Laufe nach was eben so unerwartetes, als wenn die Sonne mitten an dem Himmel, wo sie zu Mittag stehet, verfinstert wird, welches sonst erst auf den Abend bey ihrem Untergang zu geschehen pflegt. Aber um so viel trauriger und unerwarteter ist das frühzeitige Ableben einer tugendhaften Person, als man mehr Ursachen hat, sich nach einem mässigen und tugendhaften Leben ein hohes Alter zu versprechen, eben wie nach einem schönen Morgen ein schöner Mittag zu folgen pfleget. Die nächstdarauf folgende Stelle aus Hrn. **von Besters Leichengedichten** ist von einer vermischten Art. Die erste Zeile:

Ach daß die bleiche Zeit auch Purpur bleichen mag!

ist sehr schwach; weil die Aehnlichkeit allzu entfernt ist. Purpur ist die Kleidung königlicher Personen, und die Leibfarbe der Schönen. Es ist zwar schade, daß die hohe Farbe des Purpurs durch

die

die Abnüzung bleich gemachet wird: aber weit mehr iſt zu bedauren, daß eine vornehme und ſchöne Frauensperſon in dem Tode allen ihren Glantz und Pracht auf einmal verlieren ſoll. Was **Beſſer** hier in der verblümten Gleichnißrede ſaget, iſt viel ſchwächer als ein bloſſer einfältiger Ausdruk ſeines Gedankens. Die zwo Zeilen, die auf dieſe folgen, ſind von beſſerm Schrote.

Daß ſelbſt das Sonnenlicht muß Finſterniſſe leiden!
Daß der Vergänglichkeit auch Fürſten unterthan!

Regenten, aber vornehmlich Monarchen, werden mit dem Sonnenlichte verglichen. Bey ihrem Abſterben geſchiehet ſo viel als eine Finſterniß, weil dadurch der gute Einfluß ihrer weiſen Regierung einsmals gehemmet wird. Und wie geſchikt iſt nicht der Gegenſaz: **Fürſten, aber dennoch Unterthanen der Vergänglichkeit.** Auch die lezte Zeile in dieſer Stelle iſt in einem hohen Grade ſinnreich:

Was Gott zuſammenfügt, der Tod vermag zu ſcheiden!

Als wann der Tod beynahe mächtiger wäre, als Gott. Dennoch weil dieſe Redensart durch den gemeinen Gebrauch faſt zu einem Sprüchwort geworden iſt, ſo verliert ſie die Kraft des Scharfſinnigen.

Was izt ferner die Stelle anlanget, die aus einer Huldigungsrede angeführt wird, ſo kan man darinnen den Unterſcheid zwiſchen dem Sinnreichen und dem Scharfſinnigen ohne Mühe wahrnehmen: Ich will ſie darum übergehen, damit die Bogen nicht ohne Noth verſtärkt werden. Laſſet

uns demnach zu der Unterſuchung der noch übrigen Anmerkungen der Phyllis fortgehen: **Ich fahre alſo fort und mercke zum andern an/ daß ein ſinnreicher Satz bißweilen nur in einem artigen Vortrage einer ſehr leichten Wahrheit/ und gantz gemeinen Gedanckens beſtehe.** Das Sinnreiche erfodert eben keine hohen Gedanken; aber was iſt ein **artiger Vortrag**? Es wird ſich wol niemand vermeſſen, uns dieſes im Ernſte zu erklären. Dieſe wortreiche, aber dabey ſinn- und kraftloſe Lehrſäze würden mich bald bereden, daß Phyllis einen Reifenrok trüge. Doch es kan ſeyn, daß ihre dunkle Begriffe aus den beygefügten Exempeln ein beſſer Licht empfangen. Das erſte iſt eine Aufſchrift aus Hrn. **Rathsherrn Brockes** vortrefflichen Buche, **Irdiſches Vergnügen in Gott** betitelt; wovon die lezte Zeile alſo lautet:

Der Narr lebt arm um reich zu ſterben.

Worüber die Jgfr. Phyllis dieſe Auslegung giebt: **Was iſt bekannter/ als daß ein Geitziger deswegen Hunger leidet/ weil er gern bis an ſein Ende reich bleiben will: und doch hat Hr. Brokes dieſes ſo ſchön, lebhaft und neu ausgedrükket, daß es mit unter die ſinnreicheſte Schreibart gehört.** Ich gebe zu, daß der Ausdruck ſinnreich ſey; die Urſache deſſen iſt, weil der Poet mittelſt Vergleichung des Lebens und des Todes eines Geitzigen dieſen ſinnreichen Gegenſatz herausgebracht, daß er jenes armſelig zubringe, damit er, wann es verlohren hat, und izt ohne Empfindung iſt, den Nahmen eines reichen bekomme, welches die Aufführung eines Harpax recht

lächer-

lächerlich machet. Und ich erkläre mich hier, wie in parentheſi, daß ich geſchikten Gegenſätzen den Titel, daß ſie ſinnreich ſeyn, nicht abſpreche, maſſen ſie aus der Vergleichung zweyer Dinge, welches ein Werck der Einbildungskraft iſt, entſtehen. Man muß mich demnach alſo faſſen, daß ich der ſinnreichen Schreibart alles zueigne, was aus der Vergleichung zweyer Dinge hergeleitet iſt; dasjenige, was herauskömmt, ſey nun gleich eine Entdeckung verborgener Aehnlichkeiten, oder verborgener Ungleichheiten. Wiewol ich aber dieſen Ausdruck des Hrn. **Brockes** für ſinnreich, ja für ſcharfſinnig, gelten laſſe, muß ich gleichwol bekennen, daß ich die Scharfſinnigkeit, die er mir entdecket, nicht Hrn. **Brockes** zuſchreibe, weil mir dieſer Gegenſatz nicht neu; ſondern ſchon vorher anderwärts bekannt geweſen. Ich glaube auch nicht, daß dieſer Poet, wann er die Stärke ſeines Wizes beweiſen wollte, eine Stelle von dieſer Art anführen würde; denn man muß ihm das Lob unſtreitig laſſen, daß er in dem Scharfſinnigen, inſonderheit was die Beſchreibungen der Natur und die Würckungen der Dinge anbelanget, vortrefflich ſey. Das zweyte Exempel iſt die bekannte Stelle des **Horaz** *Carm. Lib. I. Od. 4. Pallida mors &c.* Phyllis urtheilet davon alſo: **Dahin gehört auch folgendes: der Inhalt iſt dieſer gemeine Saz: Alle Menſchen müſſen ſterben: aber die Art des Ausdruckes macht ihn ſinnreich.**

Der Tod durchdringt ſowol die Schlöſſer groſſer Kaiſer,
Als ſchlechtgebaute Hirtenhäuſer.

Ich erinnere mich daß der Pater **Buhurs** in ſeinem

nem critiſchen Wercke *La maniere de bien penſer dans les ouvrages d'eſprit* betitelt, faſt gleiche Gedancken von dieſer Stelle des Horaz hat. Ich will ſeine Worte herſezen: La mort n'épargne perſonne: Voila une penſée fort vraye & qui ne l'eſt, que trop par malheur; mais c'eſt une penſée bien ſimple & bien commune. Pour la rendre nouvelle en quelque façon, il n'y a qu'à la tourner de la maniere qu'Horace & Mallhérbe ont fait. Der Inhalt dieſer Stelle iſt nicht: **Alle Menſchen müſſen ſterben**; ſondern: **Groſſe Herrn ſind vor dem Tode ſo wenig geſichert / als geringe Leute; der Tod ſchont keinen.** Die wahre Urſache, daß dieſe Stelle ſcharffſinnig genannt wird, iſt die Aehnlichkeit, welche ſie in der Vergleichung eines Königs und eines Hirten, zwoer Perſonen, die ſo weit von einander entfernt ſcheinen, als widerwärtige Dinge, entdecket; da ſie weiter nichts mit einander gemein haben, ſind ſie doch in dem Tode einander gleich.

Allein je weiter **Phyllis** in Entdeckung der Natur des Sinnreichen fortzugehen vermeint, deſtomehr geräth ſie auf Abwege, welche ſie je länger je weiter von der Wahrheit entfernen. **Oft /** fährt ſie fort, **geſchieht es, daß eine ſinnreiche Rede ſich auf eine Zweydeutigkeit gründet. Der Herr von Beſſer ſchreibt an Melinden, daß er ſie aufrichtig und nicht aus Begierde nach ihrem Reichthum liebe:**

Was wilſt du mehr? Ich meide dich,
Ich will dich andern überlaſſen;
Nur, haſt du ja kein Hertz für mich,
So hab auch keines mich zu haſſen.

Die

Die beyden lezten Zeilen enthalten hier das Sinnreiche: und es entſtehet bloß aus der doppelten Bedeutung des Worts Hertz. Wenn Melinde ſagt: Ich habe kein Hertz an dich zu verſchenken, ſo heiſt es ſo viel, ich bin dir nicht gewogen. Wann er aber bittet, daß ſie auch kein Hertz haben möge ihn zu haſſen, ſo meint er das eigentliche Hertz: denn wenn man ſagt. daß man jemanden gram ſey / ſo wird in keiner Redensart an das Hertz gedacht. Daß zweydeutige Reden und Wortſpiele in dem weitläuftigten Sinne, den ich oben erklärt habe, können ſinnreich genennet werden, iſt nicht zu läugnen; wiewohl ſie von äuſſerſt verdorbnen Geſchmack ſind: Aber daß ſie zu dem Scharfſinnigen ſolten gerechnet werden, wie Phyllis in dieſer Regel haben will, iſt abgeſchmakt. Das Exempel iſt ein kahles gezwungenes und froſtiges Wortſpiel. Man ſagt nicht ſchön: **Er hat für mich ein Hertz**, an ſtatt: Er iſt mir gewogen. Noch, **ſo hab auch keines**, d. i. ſey nicht ſo kühn, **mich zu haſſen.**

Die lezte Anmerckung: **Es giebt auch eine Gattung ſinnreicher Gedancken, die in einer geſchickten Vergröſſerung einer Sache beſtehen.** Wenn dieſe Vergröſſerung aus einer Vergleichung herkömmt. **Der Herr von Canitz lobt von ſeiner hohen Verblichenen, daß ſich die Lehrer ſelbſt über ihre Wiſſenſchaft verwundert, und daß auch die Unſträflichſten durch ihren Wandel erbauet worden. Imgleichen von ſeiner eigenen Gemahlin:**

Manches Weib wird hoch gepreiſen,
Das kaum ſo viel Tugend zehlt,
Als die Seeligſte vor dieſen
Aus Beſcheidenheit verhehlt.

Dieſe beyden Stellen ſind nicht nur erträglich, ſondern können dem Buchſtaben nach verſtanden werden. Aber wenn jemand von dem groſſen Alexander geſchrieben: Er habe ein rechtes Ertz-Hertz gehabt, in deſſen einem Winkelchen die gantze Welt ſo räumlich habe liegen können, daß noch ſechs andre Welten neben ihr Platz genug gehabt hätten: das kan wol ziemlicher Maſſen ausgeſchweiffet heiſſen. Dieſer Jemand iſt der berühmte Spanier Balth. Gracian. Der P. Buhurs führt in ſeinem obenerwehnten B. dieſe Stelle mit einichen Anmerkungen begleitet an. Il traite le cœur d'Alexandre d'Archicœur, dans un coin du quel tout ce monde étoit ſi à l'aiſe, qu'il y reſtoit de la place pour ſix autres. *Grande fue el de Alexandro y el archicoraçon, pues cupo en un rincon del todo eſte mondo holgadamente, dexando lugar para otros ſeis.* Avez-vous rien vû de plus recherché & de plus enflé?

Dieſes mag genug ſeyn den Leſern einen deutlichen Begriff davon zu machen, was in den Schriften überhaupt ſinnreich, und was insbeſondere ſcharfſinnig geheiſſen zu werden verdienet: Sie können daraus nicht allein lernen, woher die allgemeinen Grundſäze dieſer Schreibart müſſen geholet, ſondern auch wie ſolche gebraucht werden müſſen, wann man jede vorkommende Schrift beurthei-

urtheilen will. Ins beſondere darf ich hoffen, daß der Hr. **Philologus**, der im 34ſten St. die Jgfr. **Phyllis** durch ſein ſchriftliches Anſuchen zu dieſer unglücklichen Unterſuchung des Scharfſinnigen veranlaſſet hat, allhier den vollſtändigen Unterricht, den er bey den **Schweizeriſchen Kunſtlehrern** vergeblich geſucht, und von gedachter **Phyllis**, das iſt, von ſeiner eigenen Scharfſinnigkeit (†), in die er ſehr verliebt iſt, umſonſt erwartet hat, zu ſeiner Befriedigung antreffen, und wenigſtens die Beſcheidenheit daraus lernen werde, inskünftige nicht mehr ſo vermeſſen zu ſeyn, und ſich zu einem Richter des Scharfſinnigen aufzuwerffen, bevor er gelernet hat, was ſcharfſinnig iſt. Ich ſehe zwar eine einfältige Aufrichtigkeit in dem folgenden Bekänntniß, womit er ſich im Eingang verwahrt: **Wundert euch nicht / daß mich dieſe Urſachen bewogen haben euch um eure Gedanken von der ſinnreichen Schreibart zu erſuchen. Ich geſtehe es / daß ich in gewiſſen Fällen gar wol ſagen kan, welcher Gedancke ſinnreich ſey oder nicht: allein wenn ich eine Beſchreibung geben ſoll / ſo will es nicht fort. Ich habe oftmahls einen Streit gehabt / ob dieſe oder jene Redensart in einem Scribenten ſinnreich ſey oder nicht, und ich finde, daß man ſich ordentlich gantz andre Begriffe davon macht / als ich.** Aber ich entdeke hernach eine ſo viel gröſſere Vermeſſenheit bey ihm, wenn ich

(†) Denn eben derjenige, der ſich in die **Phyllis**, und die übrigen Tadlerinnen verwandelt hatte, hat auch die Perſon des **Philologus** an ſich genommen.

ich betrachte, mit was vor Eigendünkel er als ein vollmächtiger Richter einem Autor die Kundschaft des Scharfsinnigen abspricht, und dem andern zuerkennet, wie er eine Stelle als lächerlich verdammet, und hingegen eine andere eben so unbegründet canonisirt. Ich kan nicht fassen, wie sich diese Aufführung mit dem ersten Bekänntniß reime. Auf was vor einen Grund kan derjenige seine Urtheile von dem Scharfsinnigen bauen, der nach eigenem Geständniß nicht weiß, was scharfsinnig ist? Er muß es nothwendig riechen, oder schmeken, oder fühlen. Oder es kan seyn, daß der Hr. Magister eine von denen Magischen Maschinen des Hamburgischen **Patrioten** besizt, mittelst deren er diese unterschiedene Entdeckungen machet.

Lasset uns noch mit einem Exempel darthun, wie weit er es durch diese oder deraleichen Mittel gebracht habe. **Ein grosser Niedersächsischer Poet** / sind seine Worte in eben demselben 34sten St. der **Tadlerinnen** / **dessen Verdienste zu schmälern ich nicht im Stande bin** / **hat in seiner Passions-Geschichte diese Aria:**

Heil der Welt dein schmerzlich Leiden
Schrekt die Seel und bringt ihr Freuden,
Du bist ihr erbärmlich schön.

Da sind nun einige meiner Freunde in diese Redensart / **erbärmlich schön, so sehr verliebt** / **daß sie jeden Buchstaben eines Ducatens werth achten. Es hilft gar nichts** / **wann ich ihnen sage** / **daß dieses ein ganz unnatürlicher Ausdruk sey, den die Lateiner** *contradictionem in adjecto* **nennen. Ich frage sie vergebens. Ob sie**

ſie denn wohl ein Frauenzimmer abſcheulich angenehm nennen wolten? Sie bleiben allezeit dabey / das erbärmlich Schöne ſey was unvergleichliches / und ſie beruffen ſich ihre Meinung zu behaupten / auf die Glükwünſche anderer Poeten / die dem Vater dieſes erbärmlich ſchönen Ausdrucks deswegen gemacht worden. Der Hr. Philologus hätte dieſe Stelle und ſeine Freunde mit ſeinen pöbelhaften Schertzen billig verſchonen ſollen: Denn ſein Geſpötte läſt ſehr abgeſchmakt, indem es etwas ſchönes und geſchiktes anpakt. Es iſt natürlich, daß die Betrachtung des Leidens des Heilands zwo gantz verſchiedene Würkungen oder Empfindungen in dem Gemüthe hinterläſt. Die Betrachtung des Schmerzens oder die Gröſſe des Leidens an ihm ſelbſt, würket die Empfindung des Mitleidens, des Erbarmens und der Traurigkeit. Aber wenn man die Betrachtung auf deſſelben Folgen und Würkungen kehrt, ſo entſtehet nothwendig in dem Gemüthe eine Freude. Was uns ergezet oder beluſtiget iſt nun ſchön: Und es iſt erbärmlich einen Unſchuldigen an der Folter des Leidens zu ſehen. Kan ich dann nicht mit Recht ſagen, der leidende Heiland komme der Seele als erbärmlich und als ſchön vor? Wenn ich z. E. eine ſchöne Frau in einem mitleidenswürdigen Zuſtande begriffen ſehe, ſo darf ich mich mit gutem Grunde ausdrüken: eine mitleidenswürdige Schöne. Demnach muß Hr. Philologus beſſer lernen was *contradictio in adjecto* bey den *Logicis* ſey, denn die Lateiner reden nicht ſo kauderwelſch. Freylich wä-

re es abgeſchmakt, wenn man eine Frau abſcheulich angenehm nennen wollte; denn dieſes ſind nicht allein unterſchiedene, ſondern ſtreitende Dinge, diverſa, non oppoſita. Ich finde eine gleichmäſſige Stelle in Opizens IV. B. der P. W. nicht weit vom Ende der Oden, woraus ſich zeigt, daß dieſer treffliche Poet keinen Abſcheu vor dergleichen Gegenſäzen gehabt hat:

Sie weiß nichts von Menſchen-Gunſt,
Wie es zwar manch Freund hier machet,
Der aus falſcher Liebesbrunſt
Frölich klagt, und kläglich lachet;
Der zwar gut iſt vom Geſicht,
Und ſich aller Treu verſpricht;
Das Herze meint es nicht.

Solche haben in der That einen beſondern Nachdruck, wenn ſie nur nicht weit her, wenn ſie nicht gezwungen, und nicht unverſtändlich ſind. Und die Wahrheit zu bekennen, dünkte mich derjenige, den ich bißher vertheidiget habe, ein wenig zu gekünſtelt und zu dunkel, wenn ihm die nächſt vorhergehende Zeile nicht zu Hülfe käme, und ihn in ein helles Licht ſezete.

Hans

Hans Sachs

Ein

Heldengedichte.

Mit einigen

Erklärungen.

Fortunate puer, tu nunc eris alter ab illo.
Virg. Ecl. 5.

Vorrede des Verfassers (*) an den Leser.

WAs die Gelegenheit zu folgendem Gedichte gegeben (†), das hat man bey der ersten Ausgabe desselben in einer langen Vorrede weitläuftig angeführet. Wie man aber von Natur geneigt ist, allen Dingen ein gewisses Maaß zu setzen; Also hat man anizo dieselbe auch gerne unterdrücken, und den Leser wegen einiger Oerter dieses Gedichtes lieber im Dunckeln lassen, als die Thorheit eines andern weiter ans Licht setzen wollen (a). Man

Historische Anmerkungen des Herausgebers.

(*) Dieser ist Herr Wernicke, ehmahliger Königlich-Dänischer Staatsrath und Resident in Paris.

(†) Nemlich ein von Postel wider Wernicken verfertigtes Sonnet, weil der lezte den Lohensteinischen Geschmak getadelt hatte.

(a) Auch derjenige, der gegenwärtige neue Außage besorget, gedenket der Welt hiervon nicht mehrers zu offenbaren, als was der Verfasser ihr nicht hat verbergen wollen, oder nicht genug verborgen hat. Seine Absicht erstreket sich nur auf die Lebenden. Er will gerne die Todten ruhen lassen, die weder Scham noch Unterricht mehr bessern kan. Und er hält diese satyrische Schrift alleine hoch, in so ferne sie geschikt und poetisch geschrieben ist, nicht in so ferne sie vor ein Zeitungsblat angesehen wird. Wiewohl er nun nicht in Abrede seyn kan, daß Wernicke durch seinen anagrammatisirten Stelpo Postein gemeinet habe, so wäre ihm doch lieber daß man solchen künftig nur vor eine Symbolische Person ansähe, welche überhaupt den Character von einer gewissen Art unnatürlicher Poeten

hat Schimpf mit Scherz; und ein kleines Sonnet mit einem gantzen Heldengedichte beantwortet. Die Erfindung deſſelben hat man einem Engliſchen Poeten abgelehnet (b); die meiſten Einfälle aber von ſich ſelber nehmen müſſen. Wie ſolches diejenige, denen die eigentliche Umſtände des Orts und der Sache bekannt ſind, gar leicht von ſich ſelber werden erſehen haben. Es würden auch diejenige ihre Mühe verliehren, die die angeführte Deutſche, Welſche, Engliſche, und Franzöſiſche Oerter den Hans Sachs betreffend, anderswo, als in meinen Anmerckungen aufſuchen wollten. Welches aber bey denen nicht zu beſorgen ſtehet, die ſo gleich im erſten Anblicke verſpühren werden, daß auch eben dieſelbe nicht ohne ein gewiſſes Abſehen geſchrieben worden ſind. Die beſte ſatyriſche Schriften werden in Deutſchland von den wenigſten recht verſtanden, weil wir zu weitläuftig eingetheilet, und keine allgemeine groſſe Hauptſtadt haben, wornach ſich alle andre richten (c), ſo daß in dieſem Stüke die

ten vorſtellen ſoll. Er zweifelt nicht, daß man nicht auf den heutigen Tag noch eine ziemliche Anzahl ſolcher Stelpo antreffen werde, welche den erſten Stelpo nicht verleugnen können; und darum hat er die Mühe genommen, dieſe Satyre, die voll artigen Scherzes und lehrreicher Sticheley iſt, aus dem Staube hervorzuziehen.

(b) Nemlich Johann Dryden, der unter dem Nahmen Mac Flecko die abgeſchmakten Poeten ſeiner Inſel, wie Wernike Hans Sachſen und Stelpo, auf eine heroiſch-comiſche Weiſe beſungen hat.

(c) Ein jeder ſatyriſcher Scribent, er mag in einer allgemeinen groſſen Hauptſtadt, oder in einer nicht ſo volkreichen Stadt eines weitläuftig eingetheilten Staates ſchreiben, iſt der Gefahr unterworffen, daß ſeine Schriften in allen

die heutige Englische und Französische Poeten einen grossen Vortheil vor uns haben. Sintemahl die erste gantz England in London, wie die andre gantz Frankreich in Paris vor sich finden. Unterdessen so hat sich seit der Zeit ein andrer ge-

allen denen Stellen dunkel werden, wo er sich zu absonderlichen historischen Begegnissen, sonderbaren Sitten und Gewohnheiten, umständlichen Gemählden der Sitten, Allusionen, persönlichen Schwachheiten, hinuntergelassen hat. Denn wenn gleich zu der Zeit, da der Autor geschrieben, und an dem Orte, wo er seine Schriften an das Licht gestellet, jedermann von diesen Sachen Wissenschaft gehabt hat, wenn die Personen, auf die er deutet, gleich durchgehends bekannt gewesen sind, so gerathen solche doch mit dem Laufe der Zeit, und öfters nach wenig Jahren gäntzlich ins Vergessen. Wer Satyren an einem grossen Königlichen Hofe schreibt, hat desfalls keinen Vortheil vor einem andern, der in einer vornehmen Handelstadt eben dasselbe thut. Leute, die ausser der allgemeinen grossen Hauptstadt leben, haben selbst bey Lebezeit des Verfassers so wenig Wissenschaft von solchen Kleinigkeiten, als diejenige, welche ausser der Provinzialstadt wohnen, von eben dergleichen Sachen, die darinnen niemanden verborgen sind. Die Umstände von dieser Art haben in der Hauptstadt sowohl als in der Provinzialstadt nach einer kurtzen Zeit einen Geschichtschreiber oder Ausleger vonnöthen. Also wären des Boileau Satyren noch bey seinem Leben in vielen Stellen unverständlich geworden, wenn sich nicht einer gefunden hätte, der sich eine Arbeit daraus gemachet hat, daß er alle die Kleinigkeiten darinnen, derer Wissenschaft sich den Nachkommen entzogen hätte, sorgfältig erkläret hat. Und wie viele Sachen sind in Horaz, Persius, und Juvenal, zu unsrer Zeit dunkel, welche zu ihren Zeiten der gantzen Römischen Welt bekannt waren. Dieses ist zwar sehr verdrießlich, weil solche moralische und persönliche Umstände dienen, der Satyre Licht und Leben in einem hohen Grade mitzutheilen, indem sie die Sachen gantz nahe vor das Gesicht bringen. Dennoch leidet der moralische Unterricht von der Dunkelheit, in welche sie mit der Zeit verfallen, keinen grossen Abbruch, weil sie nur Nebenbegriffe geben, ohne welche die Hauptbegriffe nichtsdestoweniger wohl verstanden werden.

den (d), welcher ſich wieder Hans Sachſens rechtmäſſigen Nachfolger empöret, und demſelben die Folge der Herrſchaft ſtreitig machen wollen; indem er in einem ganz kunterbunten Buche ſo viel Keckheit, ſo viel Unverſtand und ſo viel grobe und garſtige Frazen ſehen laſſen, daß wenn man dieſen mit jenem vergleichen ſollte, jener in der That wegen ſeines Verſtandes vor einen Cato, wegen ſeines Wizes vor einen Horatius, und wegen ſeiner Gelahrtheit vor einen andern Varro würde gehalten werden. Weil nun dieſer ſich gleichfalls gelüſten laſſen, hin und her gröblich auf gewiſſe Leute zu ſticheln, ſo war man ſchon auf die Gedanken gerathen, einen zweyten Theil von Hans Sachs zu ſchreiben, welchen man die Empörung, wie den erſten die Krönung, würde genennet haben. Es hätte an der Erfindung nicht gefehlet. Man dachte aber hernach, daß man zwar unterweilen aus einem Schwan; niemals aber aus einer Ganß ein Schaugerüchte machte, und daß es ſchon genug wäre, denſelben mit einem paar Ueberſchriften, dergleichen folgends der Geſchichte ein gewiſſer Edelmann wol ehe ſeinem Koch vergeblich abgefordert, abzuſpeiſen. Hätte man nichts geſagt, ſo würden die Narren, und hätte man zuviel geſaget, ſo würden kluge Leute

(d) Humold, der ſo genannte Menantes, der eine ganze Comedie auf Wernike gemacht hat, genannt: Der thörichte Pruſchmeiſter, worinnen er aus Wernike per anagr Weknarr und Narrweke macht und lauter Injurien vorbringt.

Leute darüber gelachet haben. Ja wer weiß, ob ſich nicht ſchon viele von dieſen leztern verwundern, daß man ſchon ſo viel geſchrieben habe. Es müſſen dieſelbe aber bedenken, daß man niemals eine Thorheit nur halb begehen müſſe.

Hans Sachs ein Heldengedichte.

WAs irdiſch iſt, vergeht, was menſchlich iſt, nimmt ab,
Und ein Monarche ſelbſt fällt mit der Zeit ins Grab.
(herrſchte,
Diß ward Hanß Sachs gewahr, der lang' in Deutſchland
Und nach der Füſſe Maaß hier Schuhe macht' und verſchte;
Der in der Dummheit Reich' und Hauptſtadt Lobeſan
Den erſten Preiß durch Reim' ohn' allen Streit gewann.
Es war in langer Ruh ihm wiedrigs nichts begegnet,
Er fand mit manchem Sohn unzehlbar ſich geſegnet;
Doch alt, und durch die Laſt der Sorgen matt gemacht,
So war er auf die Folg' im Reich' anizt bedacht.
Er dachte welchem Sohn es möchte meiſt gebühren,
Nach ihm mit der Vernunft unendlich Krieg zu führen;
Und ruft: Es iſt geſchehn! denn Hertz und Neigung ſchließt,
Daß der mein Folger ſey, der mir am gleichſten iſt.
Mein Stelpo (e) zeigt allein mein Bild an ſeiner Stirne,
Und unzertheilte Dunſt' umnebeln ſein Gehirne;
Selbſt ſeine Amme faßt' in der Geburt ihn um,
Weiſſagt' und ſegnet' ihn mit dieſem Wunſch: Sey dumm.
Mein Stelpo iſts allein von allen meinen Söhnen,
Den an dem Pegnizſtrand ein Pfaltzgraf wünſche zu krönen;
Der ein verſtändlich Wort vor Ungelahrtheit hält,
Und die Undeutlichkeit am klärſten uns vorſtellt.
Mit Mühe kan man noch der andern Meinung rathen,
Und Wiz findt Herberg einſt bey einem Zeſ' und Spaten;

(e) Stelpo per anagramma Poſtel.

Mein Stelvo iſts allein, der niemals nicht nachſinnt,
Und ſich im rechten Weg', aus Irrthum ſelbſt, nie findt.
Bißweilen fällt ein Funck von Witz an andrer Seele,
Und blizt ein kurzes Licht durch die verſtockte Höle;
Nur Stelpos Grönlands-Nacht duldt keinen ſolchen Riß,
Kennt nichts als dürre Kält' und dike Finſterniß.
Zudem ſo findt man gleich, wenn man ſein Antlitz ſchauet,
Daß um dieß höckricht Feld der Wahn ſein Neſt gebauet (f);
Daß Unbedachtſamkeit in voller Majeſtät
Gleichwie in einer Wolck' an ſeiner Stirne ſteht.
Die hohle Stimme ſelbſt, die durch die Naſ' erſchraubet (g),
Zeigt ihren Meiſter an; und mancher Lehrling glaubet,
Wenn durch dieß thönend Ertz' ein ſchnarrend Unwort bricht,
Das keiner nicht verſteht, daß ein Orakel ſpricht.
Schoch (h), Zeidler, Zeſ' und Tiz, und andre Reim-Erfinder
Sind, wann man ſie mit dir vergleicht, nur arme Sünder.
Die erſte Stell' hört dir in dieſer Schwanen Reih'
Du groſſer Patriarch von der Pritſchmeiſteren.
Ich ſelbſt, ein Dudentopf berühmter als die andern,
Muſt' hinkend vor dir her mit meinem Schurzfell wandern,
Damit ich dir den Weg bereitete, O Held,
Und deinen gröſſern Ruhm verkündigte der Welt.
Oft, wenn ich lange gnug gebrauchet Ahl' und Feder,
Und manch unſchuldig Wort gereket wie das Leder;

Wenn

(f) Dieſes giebt ohne mein Erinnern zu verſtehen, daß Stelvo ein hokrigtes Geſicht voller Kupfer und Finnen gehabt habe.

(g) Dieſe Worte ſagen uns, daß er ein wenig durch die Naſe geſprochen habe. Ich bekümmere mich hier nicht, ob dieſe und dergleichen perſönlichen Umſtände ihren hiſtoriſchen Grund haben, oder nur von dem Satyrico zu ſtärkerer Brandmahlung des Contersaits erfunden worden ſeyn.

(h) Hr. Gottſched leget dieſem in dem Hauptſtüke ſeiner **Dichtkunſt für die Deutſchen**, wo er von den Hirtenliedern handelt, ein groſſes Lob bey, und meint er habe in ſeinem Blumengarten viel Ehre eingeleget, obgleich die Verſe zuweilen etwas hart ſeyn. Allein die Strophen, die er zur Probe anführet, und vor ungemein ausgiebt, bekräftigen vielmehr das Urteil unſers Satyrici.

Wenn ich, mit Tint' und Pech beſudelt, Verſ' erdacht,
Und manchen Schuh zu kurtz, und Fuß zu lang gemacht:
So muſt' ein Dudelſak mir meinen Unmuth ſtillen,
Und mein alduldend Ohr mit ſeinem Schnarren füllen.
Doch war mein Dudelſak ein Vorſpiel nur von dir,
Und deinem hellern Thon, wenn du ſchlägſt dein Clavier (i).
Mich dünkt, ich hör anizt dich neuen Orpheus ſpielen,
Weil deiner Finger Wink die ſcharfe Seiten fühlen;
Man ſingt. Das Lied iſt dein, und K..rs (k) die Muſick,
Der in des Stümpers Reim erweßt ein Meiſterſtück;
Der mit dem Thon erſezt, was den Verſtand verrüket,
Und uns mit deinem Wahn und Aberwiz entzüket;
Der dir zu Nuz die Sinn' uns oft verwirrt gemacht,
Und deine falſche Münz' im Klang' hat angebracht.
Zudem ſo ſtehen dir drey Nymphen noch zur Seiten (l),
Die was man nicht begreift, durch ihre Stimm ausdeuten:
O wer iſt ſo verſtokt, der dieſen Vers nicht ſchäzt,
Den Schönheit ſelber ſingt, und Kunſt in Noten ſezt?
Ich höre mit Begier die Clytemneſtra (m) ſingen
Die durch Gebärd' und Stimm' ins Herze weiß zu dringen;
Die dein gebrechlich Lied durch ihren Schall beſchirmt,
Und wie du die Vernunft, ſo ſie den Himmel ſtürmt;
Die durch die Raſerey des Schreibers Wahn beſchönet,
Und dich dem Neid zu Troz, zum Dichter ſingend krönet.

Die

(i) Poſtel ſpielte etwas mittelmäſſig auf dem Clavier, womit er ſich aber in Geſellſchaft breit zu machen pflegte.

(k) Iſt der berühmte Capellmeiſter Keyſer, ein vortrefflicher Componiſt, ohne deſſen Muſik Poſtels Singſpiele, wie man ſagt, unmöglich hätten gefallen können.

(l) Zielt auf drey berühmte Sängerinnen aus der Opera in Hamburg.

(m) Clytemneſtra iſt eine Rolle aus der Opera Iphigenia, welche von einer Sängerinn, Nahmens Couradine, geſungen ward, die eine Stimme wie eine Trompete hatte, und eine vortreffliche Actrice in wütenden Partien war.

Die Jole (n) folgt hernach, die Aug und Ohr erfreut
Durch ihre sanfte Stimm' und holde Sittsamkeit;
Die, weil ein Seufzer hier den andern lieblich jaget,
Des Dichters Wahnwiz mehr als Hyllas Noth beklaget;
Und der so sehr nicht schmerzt der Dejaniren (o) Schluß,
Als daß sie, was du hast geschrieben, singen muß.
Zulezt kommt Adelind (p), die mit den süßren Freuden,
Hier stehl' ich dir den Vers, ersezen kan das Leiden;
Die ihre eigne Wort' oft mit mehr Lust anbringt,
Und sprechend mehr gefällt, als wenn sie deine singt;
Die ohne Sorgen dich läßt deine Verse zimmern,
Und dich allein um das, was dich angeht, bekümmern;
Die

(n) Ist eine Rolle aus der Opera Hercules von einer Sängerinn, Nahmens Rischmüllerin, gemacht, die in traurigen Stücken nicht ihres gleichen hatte.

(o) Die Jole ward von der Dejanira im Singspiele zum Tode verdammt.

(p) Adelinda ist eine Rolle aus einem andern Singspiele, die von einer Nahmens Schoberin recitirt ward, die von einem sehr lustigen Humeur und scherzhaften Umgang war. Die unterstrichene Worte sind aus Postels Versen selbst genommen. Ich will diese Entdeckungen nicht vor wichtiger ausgeben als sie sind, und darum bekennen, daß sie der Schilderey des Satyrici eben kein viel gröſseres Licht mittheilen. Er hat uns den Character dieser drey Nymphen in einem so hellen Lichte vorgestellet, daß wir sie aus seinen lebhaften Pinselzügen genugsam kennen lernen. Er hat ferner den Gegensaz zwischen ihrem Gesange, und dem Inhalt desselben, wie auch die Hülfe, so sie dem Operndichter leisten, so sinnreich angezeiget, daß uns der Stachel seiner Satyre nicht verborgen bleibet. Was dieses Gedicht schäzbar macht, sind nicht kleine Begegnisse, und Umstände, die es uns in das Gedächtniß brächte, es sind Ausdrücke, Vorstellungen und Gemählde, die wir vor sich selbst hochschäzen, ohne daß dergleichen Histörgen etwas dazu helffen. Wir halten noch heut zu Tage so viel von des Seneca Satyre auf den Kaiser Claudius, als man zu Rom zwey Jahre nach seinem Absterben davon gehalten hat.

Die oft ſo wenig iſt, auf was ſie ſingt, bedacht,
Als du warſt, wie du es haſt zu Papier gebracht.
Hier ſchwieg der alte Greiß, und weinte faſt vor Freuden,
Die er an ſeinem Sohn' erlebt, und fing mit beyden
Den wolgerathnen Sohn, mit beyden Armen um,
Beſtetigend den Wunſch der Amme: Sey du dumm.
Nah' einem ſchönen Fluß, der hundert Schwanen träget,
Und erſt nur um ſein Schilf die ſchwache Wellen ſchläget;
Hernach der Stadt zur Luſt ſich weit und breit ergießt,
Der Stadt, die, wo ſie's ſelbſt erkennet, glücklich iſt.
An dem ein ſtrenges Haus (q) die feſte Mauren zeiget,
Worinn der Boßheit wird der ſteiffe Halß gebeuget;
In dem die Faulheit man zur frühen Arbeit zwingt,
Und ungerathne Söhn' oft zur Erkänntniß bringt.
Da ſteht, nicht weit von dem, doch wie vom Krieg der Frieden,
Und gleich wie Tag und Nacht durch dieſen Fluß geſchieden;
Auf daß uns zeig' ein Blick, daß hier die Ordnung wohnt,
Wo man die Laſter ſtraft, weil man die Tugend lohnt:
Da ſteht nicht weit von dem ein ſtarck und groß Gebäude (r),
Der fremden Zeitvertreib, der Eingeſeſſnen Freude;
Das ein berühmter Mann (s) zu Nutz und Zier der Stadt,
Der Kunſt und Sinnligkeit zugleich gewiedmet hat.
In dem die Götter ſelbſt vom Himmel prächtig ſteigen,
Und ſich die Element' in ſchöner Ordnung zeigen;
Wo Städte man einnimmt, und manches Reich zerſtört,
Verſtorbne Fürſten zeigt, und junge Helden lehrt.
Schad iſts, daß dieſen Plaz kein Hofmannswaldau ſtüzet,
Noch Lohenſtein und Gryph hier hinterm Vorhang ſizet,
Daß kein Antonius, und keine Catharin,
Kein treuer Schäfer nicht betritt die ſchöne Bühn (t);
Denn

(q) Zuchthaus an der einen Seite des Alſterfluſſes.

(r) Das Opernhaus an der andern Seite der Alſter.

(s) Ein gewiſſer Rathsherr Schott, in deſſen eine Tochter Poſtel verliebt und auf Werniken eiferſüchtig war.

(t) In dieſen Zeilen erkennen wir den Kunſtrichter nicht, der

Denn würd' ein solcher Vers die Anstalt hier begleiten,
So könnte man Paris den Vorzug selbst abstreiten:
Wiewohl auch dort wie hier die Dichtkunst hinten bleibt,
Und das was Lülly sezt, allein ein Quinaut schreibt;
Gleich als ob die Musik, die doch vom Himmel stammet,
An allen Orten wär zum Aberwiz verdammet.
Nun hatt' Hans Sachs dieß Haus der Ehre werth geschäzt,
Daß er des Stelpos Thron hierinnen prächtig sezt.
Denn es hatt' eine Hex ihm längst gewußt zu sagen,
Daß ein Tyrann allhier
Das Volk mit Versen würd' als Scorpionen plagen;
Daß er die deutsche Sprach' im Grund erschüttern würd,
Gebohrn dem Wiz zu Troz, und der Vernunft zur Bürd.
Nun hatte Fama schon, die nie mit Schweigen sündigt,
Des Stelpos Krönungs-Tag der ganzen Stadt verkündigt:
So daß ein grosses Volk vom Dreckwall, Misberg (u), kam,
Und auf dem Gänse-Markt die besten Pläz' einnam.
Es war der Weg belegt stat köstlicher Tapeten
Mit Blättern, welche man gepflükt aus den Poeten,
Die in dem finstern Thum (w) gleich als begraben sind,
Und die man eh' als hie bey Apothekern findt.
Fruchtbringend war der Staub, gekrönet alle Steine;
Doch aller andern Wert' erstekten Stelpos seine:

Be-

der zuerst die Kühnheit gehabt hat, sich dem Lohensteinischen Schwulst im offentlichen Druke zu widersezen, welches Lob ihm Herr Konig in seiner Untersuchung des Geschmakes mitgetheilet hat.

(u) Dieß sind Nahmen einiger Gassen in Hamburg, die er hier angebracht, um durch ihre häßliche Benennung den Stelpo noch lächerlicher zu machen. Auf dem Gänsemarkt stehet das Operuhaus, daher er da die Krönung angesezt.

(w) In der Doms- oder Thumskirche haben die Buchführer ihre Gewölber.

Betrogne Druker war'n an statt der Leibwach hier,
Und S . . (x) ging beherzt als Hauptmann allen für.
Man sah' hernach das Volk sich vor dem Fürsten neigen,
Und diesen auf den Thron mit schweren Tritten steigen;
Weil Stelpo, Rechtensfrey, des Reiches Satzung laß,
Und ihm zur rechten Hand Roms andre Hoffnung saß.
Er war mit diken Dampf gleich einer Wolk umfangen,
Und kele Dummheit spielt' um die verwellte Wangen.
Wie weyland Hannibal vors Vaters Altar tobt',
Und stete Feindschaft da mit einem Eid anlobt;
So schwur auch Stelpo hier, und wahrlich nicht vergebens,
In stetem Krieg und Kampf Zeit seines ganzen Lebens
So mit der reinen Sprach' als der Vernunft zu stehn,
Und keinen Stillstand nie mit beyden einzugehn.
Die Salbung ward hernach vom König selbst verrichtet,
Der ihm mit Pech und Talk stat Oels die Haare schlichtet,
Er riß ihm die Perruck vom ehrbarn Scheitel ab,
Weil sein geharnschter Daum den faulen Segen gab.
Ihm ward hernach ein Kranz von Blumen aufgesezet,
Von Blumen, derer Kopf ein Römer abgesezet,
Von Blumen, die so leer und leicht als sein Gehirn,
Jezt sinkend als im Schlaf sich neigten vor der Stirn.
Zwölf Eulen sahe man, wo nicht die Leute lügen,
Im selben Augenblik ehrwürdig vor ihm fliegen;
Und weil die Adler einst in Zahl den Eulen gleich,
Dem kühnen Romulus verkündigten das Reich,
So ward auch jezt vom Volk die Deutung angenommen,
Und jeder strebt im Wunsch dem andern vorzukommen.
Es war der alte Greis hierüber sehr erfreut,
Und schüttelt' einen Dampf der Ungeschiklichkeit
Von seinem Kopf auf ihn. Erst stand er wie entzüket,
Als wann sein Haupt die Kraft der Weissagung verrüket;
Zulezt brach der Prophet in diese Worte aus:
Der Himmel segne dich du Zier von meinem Haus,

Daß

(x) S . . . heist Spiering, welcher Postels Verleger war.

Daß deine Herrschaft nie mög' ihres gleichen haben,
Und sich von Schweizerland erstreke bis in Schwaben;
Daß Wohn und Eigenlieb' umzingle deinen Thron;
Und man den Vater kaum mehr nenne vor dem Sohn;
Daß alle Dudentöpf hinfort nach deinem Nahmen
Man Stelpos nenn'. Er schwieg -- u. alles Volck sagt: Amen.
Hernach so fuhr er fort: Mein liebster Sohn nimm du
Beyds in Unwissenheit und Unverschämtheit zu.
Laß andre viel auf Wiz, Verstand, und Ordnung truzen,
Lern' aber du von mir arbeiten ohne Nuzen;
Begreife wie man lang' in Kindesnöthen ringt,
Und eine Mißgeburt doch nur zu Lichte bringt.
Laß Hofmannswaldau du bey treuen Schäfern bleiben,
Und Lohenstein und Gryph ein prächtig Traurspiel schreiben;
Laß du Myrtill, Myrtill, Coris, Corisca seyn,
Und bilde keinen Schach und Ibrahim dir ein. (y)
Laß die mit grosser Müh oft Jahr und Tag nachsinnen,
Und in dem weiten Lauf den sichern Kranz gewinnen;
Sey du, auch wenn du schreibst mit deinem besten Fleiß,
Bedacht, daß ja kein Wiz verrathe deinen Schweiß.
Laß B -- seinen Kiel in Hippocrene nezen,
Und den Parnassus so wie die Stadt Wien entsezen (z),
Laß ihn einst im Triumph auf deine Bühne ziehn',
Weil falsche Wort' und Reim' als Türck und Tartar fliehn,
Laß Weisens (a) kluge Räth' auf Zittaus Schauplaz steigen,
Und des Verfassers Wiz in ihrer Thorheit zeigen:

Weil

(y) Das Verstandes-Auge, das in Gryphius und Lohensteins Dramatischen Stücken Weisheit und Ordnung erblicket, scheint mir so gemacht zu seyn, daß es eben dergleichen in Postels Singspielen entdecken sollte. Wenn Wernike eben so viel Gütigkeit für den leztern, als für die beyden erstern gehabt hätte, so würde er vermuthlich wohl gesehen haben, daß ihre Urtheilskraft so wie Postels durch sehr enge Gränzen eingeschranket gewesen, so daß sie nicht viel vor ihm zum voraus fodern können

(z) Dieß war von Postel der Bürgermeister, so auch ein Singspiel geschrieben, der Entsaz der Stadt Wien genannt, der aber einen bessern Geschmak hatte als Postel.

(a) Christian Weise hat in Zittau viele Comödien geschrie-

Weil jeder Narr den man in deinem Singſpiel lieſt,
Dein wahres Ebenbild und ſtets ein Stelpo iſt.
Laß auch den Helden ſelbſt vom Spiel' uns Luſt erweken,
Und unterſcheid' ihn bloß im Nahmen mit dem Jeken;
Damit man beyde gleich vor deine Söhn' erkenn'
Den kleinen Stelpo den, und den den groſſen nenn.,
Sieh' aber zu, wenn du nach Reim- und Verſen fühleſt,
Wie du Euripidens verbotne Waare ſtieleſt (b):
Vertraue der Natur, ſchreib was dir erſt fällt ein,
Und brich dir nicht den Kopf ein Dudentopf zu ſeyn.
Laß deinen Kiel ſich nie an fremdem Wiz vergaffen;
Was hat Euripides mit dir und mir zu ſchaffen,
Daß er mit Deutlichkeit dich etwann übereil'?
Du biſt mein Blut, an dem hat dieſer gar kein Theil.
Wenn hat Euripides Verſtand und Vers getrennet,
Und ſeiner Sprach', uns gleich, die Kelbanck zuerkennet?
Wenn hat er dem Adon verſtöret ſeine Ruh',
Mit: Zögre zögre nicht, ach komm, wo bleibeſt du?
Wenn ſagt er: Daß ſein Mund nicht kan vor Marmor
(ſprechen,
Daß ſeine Zungt nicht kan Stahl und Eiſen brechen;

ſchrieben, worinnen die Niedrigkeit in den Erfindungen, den Gedanken, und der Schreibart, eben ſo merklich iſt, als in Lohenſteins Trauerſpielen, oder Poſtels Opern, die Verſtei-gung. Wer denn räth, denſelben nachzuahmen, damit man die hohen Fehler vermeide, die dieſen beyden vorgeworffen worden, der befiehlt, daß man ſich auf die Erde niederlege, dem Fall vorzubiegen.

(b) Poſtel bracht in ſeinen Singſpielen viel aus dem Euripides an. Dieſes iſt an ſich ſelbſt kein Verbrechen, aber es wird leicht zu einem Verbrechen, wenn es ohne Urtheil, Wahl, Abſicht, und Ordnung geſchieht. Denn ſo bald ein Stücke aus ſeinem Orte, wo es der Abſicht und den Umſtänden gemäß in Grad und Maaſſe wohlbeſtimmt war, herausgenommen, und in einem andern Orte wieder eingeſchaltet wird, hat es nicht mehr die vorige Geſtalt, und Kraft, und thut nicht mehr den vorigen Eindruck.

[Crit. Samml.]

Weil ihm, der Vers ist dein, der Geist wie Wachs zerrinnt,
Und noch, zum Ueberfluß, die Sinne gläsern sind(c).
Wenn hat er - - Doch wer wolt' hier alle Wort' erzehlen,
Die ohne Nothzucht nicht, sich, weil du schreibst, ver-
(mählen;
Und deren keines nicht weiß wie ihm sey geschehn,
Wenn sie als deutsche sich bey Hottentotten sehn?
Sorg' aber daß du stets bey dieser Schreibart bleibest,
Auch wenn du ingeheim einst eine Schmähschrift (d) schreibest,
Drück hier in jeden Vers von Stelpo einen Riß,
Daß man dich selbst erkenn' aus deiner Finsterniß.
Vor allen suche die am meisten zu beschimpfen,
Die dich kaum angesehn und dir kein Haar nicht krümpfen;
Mach ohne Wiederred' im Lande dich bekannt,
Zugleich in Wort und Werck durch einerley Verstand.
Erweise daß viel Gift dein freslend Herz umzirket,
Ob Taratantel gleich es gleich nur Lachen wirket;
Doch siehe dich, daß dirs den Kopf nicht koste, für,
Daß es nicht tödlich sey, und heils durch das Clavier.
Laß, weil du spielst, den Mund viel Affenzüge machen,
Vertreibe Gift mit Gift, und Lachen durch das Lachen;
Fleuch, wenn du tadeln wilst, die sanfte Mittelstraß,
Und wenn du jemand rühmst, so halt' auch keine Maaß.
Laß keinen Dichterling, den du aufführst, im Blossen,
Vergleich' ihn ungescheut mit Kaiser Carl dem Grossen.
Und wenn in fremder Sprach' ein Buch du blindlings nennst,
So rühm am meisten das, das du am minsten kennst.
Laß aber andere den Lohenstein verfechten,
Und frische Lorbeer-Kränz' um seine Schriften flechten;
Vermeide, wann es ihm am meisten gilt, den Streit:
Er ist ein Feind von Uns und der Unwissenheit.
Gesezt auch, daß er einst in unser Amt uns fället,
Und durch vermessne Wort' ein jung Gedicht aufschwellet;
Er

(c) Die gröber gedruckten Verse sind alle von Postels selbst.

(d) Zielt auf das Sonnet, welches Postel wieder Werniken gemacht; und worauf dieses gegenwärtige Gedicht, statt der Antwort, verfertigt worden.

Er iſt ein falſcher Freund, der zwar ſich überſteigt,
Doch unſern Todtfeind Wiz, zulezt im Ende zeigt (e).
Laß ihn von Syphar viel und Maſiniſſa melden:
Weil Haſe, Löw, und Schwan, du machſt zu deinen Helden;
Mach als Eſopus dich berühmet durch die Thier, (f)
Und ſtelle deſſen Leib in deinem Wiz uns für.
Du darfſt auch ihnen nicht, wie der, die Zunge brechen,
Sprich du, und jedermann wird denken, daß ſie ſprechen.
Zeig' in geliebter Kurz' uns hundert Fehler an.
Den Löwen zeigt die Klau', und ein Sonnet den Mann.
Hier kanſt du Löw und Haſ' in einem Kampf aufführen,
Indem du einen machſt zum gröſten von den Thieren;
Doch ſo, daß du auch hier zweydeutig albern ſcheinſt,
Und keiner weiß, ob du Haſ' oder Löwe meinſt.

Er ſagt', und hatte kaum das lezte Wort geſprochen,
Als V - l (g) welcher hier den falſchen Grund gebrochen,
Ihn taumelnd unter ſich auf einem Fallbrett ſandt'.
Er ſanck, und ließ in Eil' als ſeiner Liebe Pfand
Sein Schurzfell Stelpo nach, worinn er mit viel Segen
Verdoppelt ſeine Kunſt: Und das von Rechtes wegen.

(e) Man muß nicht denken, daß Wernike nicht den Unverſtand und falſchen Witz, den man zu unſern Zeiten in Lohenſteins Schriften ausgeſezet hat, eben ſo wohl eingeſehen und erkannt habe, allein er hat ihm geglimpfet damit er es mit ſeinen Verehrern nicht gänzlich verderbete.

(f) Poſtel hatte in ſeinem Sonnet den Lohenſtein einem Löwen und Schwan, Werniken aber einem Haſen verglichen, der auf todten Löwen tanzt.

(g) Vogel war ein Sänger in der Opera, der die luſtige Partien von Poſtels Erfindung abzuſingen pflegte, und dem zu gefallen der Pöfel ſehr in die Opera lief.

Dunkle Erklärungen (†) dieses Heldengedichts.

DJes ward Hans Sachs gewahr.) Wo es dem Leser nicht allbereit bekannt ist, so wird ihm hiemit zu wissen gethan, daß Hans Sachs ein berühmter Schuster und Pritschmeister in Deutschland gewesen, welcher mit Verwunderung nicht allein Schuhe, sondern auch Füsse zu machen gewußt. Wie solches nicht allein der großmächtige Gregorio Leti in seinem Coglione, davon er in Parenthesi ein ganz

(†) Diese Erklärungen zielen auf die Postelschen Vorreden u. Anmerkungen zu seinen Singspielen, item zu seiner Juno, wo er aus allen Sprachen ähnliche Vorstellungen, Nachahmungen, Beschreibungen, Alterthümer, zusammengetragen, womit er unleugbar eine weitläuftige Belesenheit gezeiget, der es aber an einem ordnenden Verstande gefehlet hat, sie auf eine geschikte und angenehme Weise zu gebrauchen. Er hat meistentheils nur Stellen auf Stellen gehäufet, ohne daß er etwas von dem seinigen dazugethan, weil er zu wenig Tüchtigkeit besessen, das innre Wesen davon

ganz Buch geſchrieben, mit dieſen Worten klar und hell dargethan: Vaglia il vero, il più grande Coglione che ſi ſia mai trovato fra i Poetaſtri nella terra Tedescha, fù il chiamato Hans Sachs, und wie die Worte ferner lauten; ſondern auch unſer eigner Landsmann, und dem deßwegen ſo vielmehr zu trauen, der unvergleichliche Stephen Hartkopf in ſeinem nunmehro nicht mehr zu bekommenden Gedichte von der Marcketenterey mit dieſen Worten bezeuget:

Ein feines Knäblein Hans Sachs war,
Der Gänſefedern braucht, und auch zugleich Schweinshaar;
Der zwar durch ſeine enge Schuh den Leuten Leichtdorn (machte,

Doch war derer keiner nicht,
Der wenn er ſeine lange Vers las mit dem Angeſicht,
Daß er des Schmerzens ohngeacht nicht gleich darüber (lachte.

Welche ſchöne und vortreffliche Verſe der in den uralten deutſchen Gedichten wohlerfahrne

von zu beurtheilen, und den Werth einer jeden Stelle in Vergleichung der andern nach der beſondern Abſicht bey jeder zu beſtimmen und auszumachen. Dazu kömmt, daß er ſie zu ſeinen Opern angehängt hat, deren Leſer zu dergleichen gelehrten Kram keinen Magen hatten. Mithin muß ich der Wahrheit zum Behuf erinnern, daß dieſe Verſpottung über die Schnur geſpannt iſt. Denn geſetzt daß Poſteis Anmerkungen und Erklärungen ziemlich unverdaut ſind, daß ſie zu überhäuft und am unrechten Orte angebracht ſind, ſo zeigen ſie doch eine weitläuftige, ſeltene, und nicht unbrauchbare, oder der Aufmerkſamkeit unwürdige Gelehrſamkeit, welche zum wenigſten bequem war, den denkenden deutſchen Leſern die Fußſpur der alten Poeten von weiten zu weiſen. Und dieſes war die untadelbare Abſicht des Hrn. Poſteis, die er uns in der Vorrede zur liſtigen Juno genugſam erkläret hat.

und gelehrte Franzoß, Jerome des Flibustiers, Seigneur de la Rodomontade, alſo überſezet:

Moy Jerome des Flibustiers
Je confeſſe par les preſentes,
Que Jean Sachs n'avoit pas des rentes,
Mais qu'il gagnoit ſa vie en faiſant des ſouliers;
Que c'étoit un bon Allemand,
Qui faiſoit mainte vers en vuidant ſa bouteille,
Quoiqu'il bleſſoit egalement
Les pieds par ſes ſouliers, & par ſes vers l'oreille.

Am allerſchönſten aber und zwar ja ſo kurz hat ſie der ſinnreiche und niemahls gnug geprieſene Engliſche Ritter Thomas Cuckold alſo verengliſcht:

John Sachs a German, was a deviliſh fellow,
Whoſe fists all o'er of pitch and Ink were yellow;
Who with his Shoes made the feet ſore,
But with his Rhymes the head much more.

Wie dann auch ſchon Virgilius dieſen Schuſter und Poeten viel hundert Jahr zuvor im Geiſt geſehen, als er dieſe nachdenckliche Worte geſchrieben:

Ille meas errare boves, ut cernis, & ipſum
Ludere quæ vellem calamo permiſit agreſti.

Denn daß er auf einen ungeſchliffenen Poeten mit dieſem lezten Verſe gezielet, iſt ſonnenklar; und daß er durch den erſten in Meldung der Ochſen einen Schuſter verblümter Weiſe bezeichnen wollen, wird der nachdenckliche Leſer ermeſſen können, wenn er bedenket, daß man aus Ochſenhäuten die Schuhſolen zu machen pfleget.

Der

Der in der Dummheit Reich', und Hauptſtadt Lobeſan ꝛc.) Weil ſich dieſe Landſchaft in der gemeinen Landkarte nicht befindet, ſo hat man dem Leſer zur Nachricht vermelden wollen, daß derſelben Einwohner die wahren Antipodes von Utopia ſeyn: Und daß derohalben Papſt Bonifacius einen gewiſſen Biſchoff unrechtmäſſiger Weiſe lebendig verbrennen laſſen, dieweil er Antipodes ſtatuirt.

Der ein verſtändlich Wort vor Ungelahrtheit hält.) Wie Mendoza der vortreffliche Portugieß einen unvergleichlichen Tractat de ſurdo auditu; und der in den Grundgelehrten Schriften der Mohren wohlverſirte Spanier Spinalonga einen herrlichen Folianten de pulchra deformitate: Alſo ſcheinet es, daß der hochtrabende Italiäner Cuſa ein ganz Buch de docta Ignorantia geſchrieben. Wie nun dieſen leztern Stelpo in einer gewiſſen Vorrede cum elogio citiret; alſo erhellet es aus deſſen Schriften, daß er ein eifriger Fortpflanzer dieſer unwiſſenden Gelahrtheit, oder gelahrten Unwiſſenheit ſey. Sintemahl dieſelbe am beſten durch ungeheure Worte, die man nicht verſtehet, begriffen wird.

Daß ein Orakel ſpricht.) Und dieſes nicht ohne groſſe Urſach. Ja es iſt klar, daß die Orakel nur Stümper gegen Stelpo geweſen. Denn wenn jene nur zweydeutig geſprochen; ſo weiß dieſer ſo ſauber zu ſchreiben, daß man ihn gar nicht verſtehen kan. Dat inania verba, dat ſine mente ſonum.

Von der Pritſchmeiſterey.) Ob man unſere alte Meiſter-Sänger deswegen Pritſchmeiſter

ſier genennet, weil ſie, wie die heutige Harlequins eine Pritſche an der Seite getragen, und dieſe vielleicht alſo jenen den vielbedeutenden Zierrath abgeborget; oder ob es darum geſchehen ſey, daß ihre Verſe wie die Pritſche geklappert, und wenn ſie die Leute damit Satyriſcher Weiſe angegriffen, mehr Gepolter als Schmerzen verurſachet, ſolches ſtellen wir den Gelahrten anheim. Dieſes aber iſt unſtreitig, daß dieſelbe von undencklichen Jahren her in groſſem Ruffe geweſen, und die heutige fruchtbringende Geſellſchaft in der Dauer bey weitem übertroffen; biß endlich der (*) Schleſiſche Attila mit der grauſamen Reinligkeit ſeiner Sprache, die von Alters hergebrachte löbliche Freyheit der Deutſchen ungeſchickt u. albern zu ſchreiben zernichtiget; und ihnen nicht allein die unerträgliche Sclaverey ſinnlich und verſtändlich in ihren Schriften zu ſeyn, ſondern auch Maaß und Gewicht als eine Tyranniſche Schazung auferleget. Wiewohl er dieſelbe ſo gar nicht ausrotten können, daß ſich nicht denn und wenn noch ein neuer Pritſchmeiſter, als ein aus der Aſche der vorigen hervorgekommener Phönix, hervor thun ſolte. Jedoch mit dieſem Unterſcheid, daß da die alte ihre untaugliche Waare nur nach dem Augenmaaß; dieſe hergegen dieſelbe mit einer richtigen Elle meſſen. Wie; hievon in vielen Sprachen gelehrte Bücher geſchrieben worden, welche diejenige zur weitern Nachricht aufſchlagen können, die nichts anders zu thun haben.

So

(*) Opiz.

So muſt ein Dudelſak ꝛc.) Daß Hans Sachs auf dem Dudelſack, wie Stelpo auf dem Clavier, zu ſpielen gewußt, ſolches hat der in der höchlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft ſo genannte Schäfer Hylas, in dem 31ſten Cap. des 15den Buchs ſeines Poetiſchen Dudelſacks, gar ſtattlich, obgleich beyläufig, aus dem mit Ruhm vorher gemeldten Stephen Hartkopf erwieſen.

Und uns mit deinem Wahn und Aberwiz entzüket.) Virgilius hat ohne Zweifel auf eine gleiche Sache ſein Abſehn gehabt, als er geſaget:

. . . Numeros memini, ſi verba tenerem.

Ich höre mit Begier die Clytemneſtra ſingen.) Dieſen Ort, wie auch zwanzig andre mehr dieſes Gedichtes; ja was noch mehr iſt, dieſe hier gemachte Erklärungen ſelbſt, denjenigen zu erklären, welchen Stelpos Schriften ſamt ſeinen weitläuftigen und mit allen Sprachen angefüllten Vorreden, wie auch alle Umſtände hieſiger Gegend nicht bekannt ſind, würde mich weiter führen, als ich zu gehen geſonnen bin. Deßhalben finde ich vor rathſam hier ex abrupto, und zwar mit folgendem wohlbekannten Verſe zu ſchlieſſen:

Claudite jam rivos pueri, ſat prata biberunt.

Auszüge aus Herr Prof. Breitingers Widerlegung der Lettres

ſur la Religion eſſentielle à l'homme, diſtinguée de ce qui n'en eſt que l'acceſſoire.

Dieſe Widerlegung führt folgenden Titel: De principiis in examinanda & definienda Religionis eſſentia, ex mente nuperi ſcriptoris Galli adhibendis, Amica Diſputatio. Autore Joh. Jac. Breitingero, Prof. Publ. Tiguri Helvetiorum, Literis & ſumtibus Conradi Orellii & Socc. MDCCXLI. Sie iſt in allem nicht ſtärker als 9. Bogen: Die Abſicht des Verfaſſers erforderte nicht mehr. Man ſchreibt ganze Folianten vergebens, wann man auch nur einen einzigen Grundſaz, darauf ein Gegner bauet, unberührt ſtehen läſt, und wenige Bläter können im Gegentheile ganze Folianten zu nichte machen, wann die Schwäche ihrer Grundſäze deutlich erwieſen wird. Es iſt wahr, man hat alsdann kein Buch von der erſten Gröſſe geſchrieben, aber dieſes iſt auch nicht immer nöhtig, noch nüzlich.

Hr.

(*) Wiewohl dieſe Schrift Hr. Breitingers in ihrem Grunde ganz theologiſch und voller metaphyſiſchen abgezogenen Begriffe iſt, ſo hat man doch deſtoweniger Bedenken getragen, dieſen Auszügen aus derſelben in gegenwärtigem

II.

Hr. Breitinger sezet seiner Schrift eine Vorrede für, die zur Einleitung dienet; ihr Innhalt ist dieser: Das einfältige und natürliche Wesen des christlichen Glaubens ist bald nach der Apostel Lebzeiten durch vielerley abgeschmakte Künste und unerlaubte Absichten, welche angedeutet werden, gänzlich verstellt, und so verderbt worden, daß es kein Wunder ist, wann dieser heilige Glauben darüber in Verachtung gekommen, wenn demselben Sachen beygemessen worden, woran diese elende Künstler alleine schuld waren, wenn man endlich von der Gewißheit und Wichtigkeit desselben eben nicht viel gehalten hat, weil über denselben so viele ungleiche Meinungen und Streite entstanden, man auch daneben an den Bekennern solcher Glaubenssäze so wenig Friedfertigkeit, Ehrlichkeit, ꝛc. ꝛc. wahrnehmen können. Fromme und gelehrte Männer konten darum seit der sel. Reformation ihren Fleiß nicht besser anwenden, als diese Schandflecken von der christlichen Religion abzuwischen, sie in ihrer ersten Einfältigkeit vor Augen zu legen, das Gewisse und Wichtige von dem

tigem Werke einen Platz einzuräumen, weil der tiefsinnigste Verstand darinnen von dem gesundesten Wize in dem Vortrage und der Ausführung erhöhet wird, und sie also mit denen lebhaften Künsten, um die wir uns in dieser Sammlung eigentlich bekümmern, durch ein merckliches Band zusammenhängt. Dazu kömmt noch, daß der Leser, dem Hr. Breitinger schon aus seinen critischpoetischen Werken bekannt worden ist, hier mit Vergnügen antreffen wird, was ihm die Fahigkeit desselben auch in dieser ernstlichen Wissenschaft zu erkennen geben kan.

dem Dunklen, Uberflüssigen, und zum Wesen der Religion nicht gehörenden zu unterscheiden, und deutlich zu zeigen, was jeder Punct zur wahren Frömmigkeit für ein Gewicht und Einfluß habe. Zu diesen nun bekennt sich der ungenannte Autor der französischen Briefe über die wesentliche Religion des Menschen, in welchen er dieselbe in ihrer natürlichen Einfalt mit Wegschneidung alles dessen, was nicht dazu gehört, vorzustellen, und mithin die traurigen Folgen ihrer Verderbung zu heben sucht: Ob er aber nicht allzu viel weggeschnitten, und die Religion in seinem Systema nicht von dem ihrigen verliehre; ist eine nothwendige Frage. Indessen gestehet Hr. Breitinger dem ungenannten Verfasser gern nebst vieler Geschiklichkeit ein aufrichtig gutes Absehen zu, welches aber der Wahrheit niemahls nachtheilig seyn müste: Ansehen und Absicht, sagt er, machen eine Sache weder wahr noch falsch, weder nüzlich noch unnüzlich: Folglich solle auch das Urtheil darüber nicht auf dieselben fussen. Man weiß daß die Leute nicht allemal Ursach haben zu gedenken: Istiusmodi commemoratio est quasi exprobratio immemoris officii.

Hie auf theilt Hr. Breitinger mit Beyseitesezung alles äusserlichen, das die Person, die Umstände, ꝛc. des Gegners angehen mag, seine Arbeit in zwey Stücke; in die Betrachtung derjenigen Grundsäze, welche der Ungenannte bey der Untersuchung der Religion, zur Regel und zum Fundament sezet; und in die Erwägung derjenigen Glaubenspuncten, welche nach Wegschaf-

ſchaffung alles überflüſſigen, wie derſelbe meint, überbleiben, und das Weſen der Religion ausmachen.

III.

Die Religion iſt Wahrheit: Der Grund der Wahrheit muß in der Natur und Beſchaffenheit der Sache ſelbſt liegen. Daher entſteht der erſte Grundſaz des Verfaſſers; nemlich: Da die Religion in einer Beziehung zwiſchen Gott und den Menſchen beſteht, ſo müſſen die Wahrheiten / welche zur Religion gehören, beydes in der Beſchaffenheit Gottes und der Menſchen gegründet ſeyn: Folglich muß jeder Saz / der nicht in einem dieſer Stüke oder in beyden ſeinen Grund hat, oder denſelben widerſpricht / falſch ſeyn / oder doch zum Weſen der Religion nicht gehören.

So wahr dieſer Grundſaz in ſich ſelbſt iſt, ſo ſchwer iſt die Anwendung deſſelben, zu einer genauen Beſtimmung derjenigen Wahrheiten, welche zur Religion mit Ausſchluß alles andern gehören: Wer dieſes thun wolte, müſte nothwendig die Natur Gottes und der Menſchen völlig kennen; das iſt, wiſſen was durch die Natur beyder in Abſicht auf ihre Beziehung gegen einander möglich ſey. Das ſetzet Hr. Breitinger dem Unbekannten entgegen, u. bringt den gemachten Saz darum in ſolche Schranken, in welchen er nuzbar wird: Nemlich, alles was demjenigen widerſpricht, das wir von Gott und dem Menſchen deutlich als Wahrheit erkennen, daſſelbe iſt falſch, ꝛc. Wie oft aber

hat

hat etwas nur den Schein des Widerspruchs? Wie sehr irrete der, der keinen Unterscheid machte zwischen diesen beyden Sätzen, 1. die Verknüpfung und Wahrheit der Dinge nicht verstehen, und 2. gründlich erkennen daß sie einander aufheben? Kan es dann, da wir die Natur Gottes ꝛc. nicht genugsam kennen, nicht auch in Absicht auf die Religion Wahrheiten geben, die mit allem Schein des Widerspruchs doch Wahrheiten bleiben, und von uns als solche würden erkennt werden, wann wir ihren Zusammenhang mit andern einsahen? Sind wir also im Stande nach der von dem Ungenannten angegebenen Regel die Zahl und Beschaffenheit der Säze, welche zur Religion gehören, gewiß und genau zu bestimmen? (*)

IV.

Lasset uns sehen wie derselbe nun seinen Grundsaz anwende: Er betrachtet erstlich nach demselben die Natur Gottes und sagt: Gott ist ein Wesen das sich selbst genugsam ist; Folglich kan bey der

(*) Es lassen sich leicht aus einem gegebnen Begriffe, oder auch gewissen Würckungen, von einem vernünftigen Wesen einige Eigenschaften überhaupt herleiten, Z. E. Güte, Weisheit, Verstand, Willen ꝛc. aber wann, was, und wie, ein solches Wesen, nach dem Verhältniß dieser allgemeinen erkannten Eigenschaften gegen sich selbst und gegen die Dinge ausser sich, wirken solle, da liegt mehr Schwierigkeit: Weil es nicht so leicht angeht, die Zahl, den Grad, das Verhältniß dieser Eigenschaften gegen einander und gegen andern Dingen zu bestimmen. Ein Kind weiß überhaupt wohl daß seine Eltern gut, weise ꝛc. sind,

der Religion kein andrer Zwek seyn, als die Beförderung der Glükseligkeit der Menschen; Folglich streitet eine jede Religion, deren Lehrsäze in sich schliessen, daß aus derselben Gott ein gewisser Nuzen zukomme, welchen er sich als eine Absicht vorgestellt, mit den offenbaren Wahrheiten, die von Gott bekannt sind. Da wird leicht zugestanden, daß Gott sich selbst genugsam sey: Nemlich in dem Verstande daß er keine neue Vollkommenheit, die er noch nicht gehabt, von aussen bekommen, und seine Glükseligkeit dadurch vermehrt werden, könne: Es ist aber etwas anders ob mit dieser Selbstgenugsamkeit Gottes nicht gar wohl bestehen könne, daß derselbe in seinen Handlungen gegen die Geschöpfe seine eigene Vollkommenheiten, die er schon besizt, offenbare, das ist,

sind, aber wenn sie ihm dann Dinge vorsagen und befehlen, die es nicht begreift, und meint sie streiten mit den Eigenschaften der Eltern, solten dieselben wegen dieser Schwachheit des Verstandes, die in dem Kind ist, darum in diesen Eigenschaften der Eltern, welche das Kind so überhaupt erkennt, schlechterdings nicht gegründet seyn? Es läßt sich auch nicht sagen; gesezt es seyn Wahrheiten, so gehen sie doch das Kind und beyderseitige Relation gegen einander nichts an. Denn dazu hat man eben so wenig Grund, als zu läugnen, daß dieselben mit denen vom Kind überhaupt erkannten Eigenschaften der Eltern übereinkommen. Es ist wohl wahr, es kan in Gott noch viel Wahrheit seyn, die zur Religion nicht dienet; aber darum folget nicht daß nicht viele Säze zur Religion gehören und in der Natur Gottes und der Menschen gegründet seyn können, deren innere Möglichkeit und Verknüpfung mit andern Wahrheiten man nicht einsiehet; weil die Natur Gottes und der Menschen und beyder Theile Beziehung gegen einander insoweit unbekannt ist.

ist, so handle, wie es ihm nach dem ganzen Umfang seiner Eigenschaften geziemend ist; und ob in diesem Falle dann nur bloß seine Gütigkeit, in so fern sie Gütigkeit ist, in Betrachtung komme.

V.

Die Religion muß hernach auch kraft der Natur des Menschen möglich seyn. Was erkennt der Ungenannte hievon? Dieses: Der Mensch hat ein Vermögen auf eine freye Weise das Wahre, das Gute, und das Rechte, von dem Gegentheile aller dieser Stücke, zu unterscheiden und zu erwehlen: Folglich gehöret zur Religion nichts, dessen Wahrheit ꝛc. einem vernünftigen Menschen nicht klar und deutlich vor Augen ligt. Folglich ist diese Einsicht der Wahrheit, nemlich nach des Ungenannten Sinn, nicht nur die Erkänntniß daß ein Ding sey, sondern auch, wie und warum es sey, die Regel, nach der die Wahrheit, oder Falschheit der Religion zu beurtheilen ist.

Es wäre wol was darum zu geben, der Unbekannte hätte im Grund dieser Folgen, den er annimmt, recht: Nemlich daß der Mensch durch den Gebrauch seiner natürlichen Kräfte aus allen Eigenschaften Gottes zusammen, und aus dem Verhältniß der Menschen, gegen denselben, genau bestimmen könnte, was für und wie viel Säze zur Religion gehören. (*)

Aber

(*) Kan er das nicht, so ist ja möglich, daß es Säze geben könne, die zur Religion gehören, obschon er derselben mögliche und unmittelbare Verknüpfung mit andern

Aber das fragt sich erst; und nur wann es erwiesen ist, folgt was der Ungenannte nun ferner wolte: Nemlich, a daß eine Offenbarung im eigentlichen Verstand nicht möglich sey; b daß Geheimnissen, weder geoffenbaret, noch geglaubt werden können; und c daß der Glaube, und die deutliche Erkänntniß der Dinge, nicht unterschieden seyn.

VI.

In den drey folgenden Abschnitten zeiget darum Hr. Breitinger, daß das Gegentheil dieser Säze auf wahren Begriffen beruhe. Eine Offenbarung ist eine deutliche Erklärung dessen, was man aus der Natur der Sache, durch Hülfe der Vernunft, nicht erkennen kan. Die Möglichkeit dieses Begriffs, in Ansehung der göttlichen Offenbarung insbesondere, ist erwiesen, wann man zugiebt, daß der göttliche Verstand unendlich, der unsre aber sehr eingeschränket sey, und dieses füraus in Absicht auf den Rath, und die Wege Gottes bey unserm Heil, als welche derselbe nach einer unendlichen Weisheit, durch eine freye Wahl wehlet. Nemlich, diese Wahl und das daher fliessende Betragen Gottes, ist in dem Meer der ganzen Natur Gottes gegründet. Kan man nun nicht darthun, welches eigentlich diejenige

dern Wahrheiten nicht einsiehet: Es sey denn Sache, er spreche dem Menschen das Vermögen ab, einen Saz auf das Ansehen eines andern für wahr zu halten, und sein Betragen darnach einzurichten, welches man glauben heißt. In diesem Fall wird ihm jedermann recht geben müssen: Nur ist schade, daß der Saz allzustarck wider die tägliche Erfahrung anstößt.

Weise sey, nach der, (*) und keiner andern, es der göttlichen Natur mit dem Menschen diesfalls zu handlen geziemend sey; was Gott in besondern Puncten müsse wollen, daß sie glauben, und daß sie thun; so hat man kein Recht die Möglichkeit der Offenbarung dessen zu läugnen, was man natürlicher Weise nicht hat erkennen können: Dies will darum nicht sagen, daß man etwas glauben müsse, von dem man nicht sicher ist, daß es geoffenbaret sey, oder welches zu glauben, wir nicht im Stande sind. In diese Classe aber gehören gewiß diejenigen Säze nicht, deren Grund, und innere Möglichkeit wir nicht einzusehen vermögen.

VII.

Man bildet sich leicht ein, was Hr. Breitinger zu dem andren Saze des Ungenannten sagen werde, daß nemlich keine Geheimnisse können geoffenbaret werden; darum nicht, weil es Geheimnisse, das ist, Sachen seyn, die dunkel sind, den menschlichen Verstand übersteigen, und also

(*) An sich selbst und überhaupt ist es nicht unmöglich dergleichen Wahrheiten zu erkennen die auf eine freye Wahl gegründet sind: Ihr Grund machet sie gewiß. Gott hat z. E. diesen Rathschluß gefasset, handelt so und nicht anderst, in dem Reiche der Natur und der Gnade, weil er die und nicht andere Gründe dazu hat: Diese erkennt er als die besten, weilen er den höchsten Grad des Verstands besizet, und handelt darnach, weil es ihm so geziemet. Allein wir sind eben zu schwach in besondern Fallen die Application auf das, was Gott ohne Abbruch seiner höchsten Vollkommenheit thun soll, zu machen. Er wehlet aber allemahl das beste, welches einzel ist.

so nicht geoffenbaret heissen können, so lange das, was dabey verborgen ist, nicht entdeket werde, wie hingegen was klar und deutlich ist, keine Offenbarung nöthig habe. Der Ungenannte hält sich hier mit einem Wortspiele auf: Niemand, wenn er von geoffenbarten Geheimnissen redet, verstehet Säze, in so fern sie verborgen bleiben, sondern solche deren Sinn und Nuzen ihm, in so weit es nöthig ist, durch die Offenbarung genug entdeket werden. Ist es nun ein Widerspruch, etwas durch eine Offenbarung entweder völlig oder in so weit klar und deutlich machen, was aus keinen Grundsäzen der Vernunft konnte hergeleitet werden? Kan nicht ein solcher Saz, in so fern mir etwas davon deutlich gemacht wird, eine geoffenbarte Wahrheit und in so fern noch anders darinn verborgen bleibet, ein Geheimniß heissen? Z. E. wann die Weise und Möglichkeit einer Sache nicht offenbar ist. Gewiß bleibt es wahr daß Seel und Leib in ihren Würkungen übereinstimmen, daß wir hiemit etwas von Seel und Leib erkennen, welches schon Nuzen für uns haben mag, ob wir gleich nicht wissen, wie es mit dieser Uebereinstimmung hergeht. In so fern bleibt uns denn die Sache ein Geheimniß: Aber in Ansehung dessen, was davon erkennt wird, ist sie klar und nüzlich genug. Es läst sich wohl etwas für eine Offenbarung halten, wann uns schon nicht ganz ausgemachte (*) Begriffe davon gegeben werden: Die

(*) Wer weiß, nach welchen Gesezen die Begriffe in unsrer Seele entstehen, der wird leicht zugeben daß man von

Schranken unſers Verſtands ſind zu ſolchen zu enge. Wie kan man eine ſolche vollkommene Offenbarung fodern? Und wir fügen bey, was hätte Gott für Urſache dazu gehabt; wann das, was er offenbaret, zu dem Zweke, darum er es offenbaret, genugſam und dienlich iſt, das andere aber das verborgen bleibt, nichts dazu thut?

VIII.

Soll die deutliche Einſicht in die Möglichkeit der Wahrheit, das einige Beurtheilungs-Mittel der Religion ſeyn, ſo müſte der Ungenannte nothwendig glauben und wiſſen, zu einer und eben derſelben Sache machen. Es klingt wunderlich: Nichtsdeſtoweniger wird es von ihm behauptet. Der Glaube, ſagt er, iſt eine Gewißheit, die ſich auf einen deutlichen Begriff deſſen gründet, was man von Gott und ſeinen weſentlichen Eigenſchaften erkennen kan. Warum ſo? Der Glaube beziehet ſich auf Gott; dieſer Gegenſtand des Glaubens muß bekannt ſeyn, der Grund aber dieſer Erkänntniß, kan nir-

von einer Sache mehr und weniger das hiſtoriſche oder das, was den Grund derſelben angeht ꝛc. erkennen könne. Es begegnet kaum daß zween Menſchen von einer Sache völlig gleiche Begriffe haben: Weil ſie nemlich entweder nicht die gleichen Beſtimmungen darinn wahrnehmen, oder ihre Begriffe von eben denſelben Beſtimmungen doch nicht gleich klar, oder deutlich ſind. Man ſehe Wolfen Pſychologie nach, nnd was Hr. Rembek in der 35ſten Betrachtung über die Augſp. Confeſſ. bey einem beſondern Anlaß anführt.

nirgend anderswo, als in dem Objecto selbst und dem Vermögen des Menschen dasselbe zu erkennen liegen.

Eine offenbare Vermischung zweyer ganz unterschiedener Dinge, nemlich des Gegenstands des Glaubens, oder dessen was man glaubt, und des Fundaments oder Grunds, darum man glaubt! Hr. Breitinger nimmt daher Anlaß den Unterscheid der zwey Begriffe wissen, und glauben, in das rechte Licht zu sezen. Man weiß das, dessen Möglichkeit und unmitteibarer Zusammenhang mit andern schon bekannten Wahrheiten eingesehen wird; und man glaubt das, was mit den Wahrheiten welche die Vernunft erkennt, nicht unmittelbar zusammenhängt, ja oft mit denselben scheint zu streiten, (doch in den geoffenbareten Wahrheiten nur scheint, weil Gott kraft seines unendlichen Verstandes ihren Zusammenhang mit allen andern wohl erkennt,) und was wir hingegen durch Mittel anderer Säze damit verknüpfen, die uns nicht zeigen wie, wol aber daß sie mit denselben zusammenhangen, nemlich bey der Religion mit denen, daß Gott wahrhaftig, gerecht, gütig ꝛc. sey: Und gleichwie das zur Erläuterung von unserm Hr. Verfasser angebrachte Beyspiel des glaubenden Abrahams geschikt ist, den Unterscheid dieser zween Begriffe recht empfindlich zu machen; also glauben wir daß der Unbekannte selbst eben wie andere Menschen, nach Beschaffenheit der täglich vorkommenden Fälle, bald glaube, bald wisse, und so diesem Unterscheid Zeugniß gebe. Wann nun eine Of-

fenbarung überhaupt, und ein geoffenbartes Geheimniß insbesondre, möglich sind, auch wissen und glauben unterschieden bleiben, so ist klar daß der Saz des Ungenannten, die Einsicht der Wahrheit, verstehe nemlich in dem angeführten Sinn, ist die einige Regel nach der die Religion zu beurtheilen ist, falsch sey.

IX.

Der Glaube kommt mit der menschlichen Natur gar wol überein: Desselben thätliche Erweisung aber, in Religionssachen, hat nicht Plaz bis man weiß, daß eine Offenbarung von Gott herkommt. Daß aber Gott diesfalls etwas, und was er offenbaren wollen, erkennen wir a priori (*) nicht; Man muß die Göttlichkeit

(*) Dazu würde erfordert, daß einer aus dem Wesen und der Natur Gottes bestimmete, wie bey der Beschaffenheit und Einrichtung der ganzen Welt nur dieses die einige Weise zu handeln wäre, welche Gott geziemen könnte; daß er nemlich eine Offenbarung geben, und daß dieselbige just über die oder diese Puncten gehen würde. Denn so würde sie erst aus ihren unmittelbaren Gründen dargethan: Wer hat aber dißfalls des Herrn Gemüth erkennt? ꝛc. Es deucht uns deßwegen daß die Deutsche Autoren, welche sich in Disputationen u. ganzen Tractaten mit dergleichen Erwei e Mühe machen, selbige wohl ersparen könnten. Das nur jüngst in den gelehrten Zeitungen von Leipzig dem Hrn. Martin Knuzen, (welcher der Aufschrift seines Buchs nach neulich auch die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion nach mathematischer Lehrart aus ohngezweifelten Gründen dargethan) freygebig mitgetheilte Lob wird wenigstens nicht auf diesen absonderlichen Puncten zu ziehen seyn. Wer sich über diese Materie die

Mühe

lichkeit einer Offenbarung aus den Merkmahlen, die ſie mit ſich führt, ſchlieſſen. Unſer Hr. Verfaſſer hat dienlich erachtet, eine kurtze Anweiſung dieſer Kennzeichen zu geben. Unter dieſelben gehören die Wunderwerke; der Ungenannte hält nichts davon, worüber Hr. Theol. Zimmermann, und Hr. de Roches, gegen ihn geſchrieben haben. Indeſſen gehört dieſe Meinung mit zu dem Syſtema deſſelben: Dann er will bey der Religion lauter ſolche Säze haben, die jedem an ſich ſelbſt offenbar und deutlich ſind, dieſe aber erweiſen ſich durch ihre

Mühe geben wollte nachzuſehen, was der Hr. Regierungs-Rath Wolf in ſeinem Werke Theolog: Natur. Tom. I. davon ſchreibt, würde es nicht ohne Nuzen thun. Die Art wie er in ſeinen Erweiſen in Anſehung der göttlichen Offenbarung zu Werke geht, ſezt den Saz voraus, den er nur beyläuffig in N. ad §. 448. einflieſſen läßt: Num qua detur Revelatio, a priori demonſtrari haudquaquam poteſt, ſed a poſteriori conſtare debet, inquirendo ſcilicet num qua alicubi proſtet. Es hat ihn aber der gründlich gelehrte Herr Erneſti in einer eignen und von unſrem Verfaſſer bey dieſem Anlaß angeführten kleinen Schrift: De neceſſitate Revelationis divinæ diſputatio adverſus eos, qui ejus cognitionem rationi humanæ aſſertum eunt. Lips. 1739. in 4. vortrefflich abgehandelt. Wir können bey dieſer Gelegenheit nicht umhin, auch Meldung einer andern Diſſert. des belobten Hrn. Erneſti zu thun, darinn er Saltum in emendanda voluntate beſtreitet, welche Anno 1730. zu Leipzig ans Licht gekommen iſt. Wer ſie mit Bedacht und Luſt an dieſer Art Schriften lieſt, wird finden daß ſie weder in Anſehung der gründlichen Abhandlung der Sache, noch der vortrefflichen und allgemeinen Nuzbarkeit einer Anpreiſung bedarf. Es gibt wenig Erneſti. Wir wünſchen demſelben von Herzen Muſſe und Willen öfters dergleichen Themata in das wahre Licht zu ſezen.

eigene Natur schon genug; und Wunderwerke können zu ihrer desto mehrern Beglaubigung nichts beytragen: Credimus; & hoc nobis non altius (*) inferet Ammon. Der Beschluß des ersten Theils dieser Arbeit unsers Hr. Verfassers wird mit einer geschikten und angenehmen Zusammenfassung dessen, was er bisher abgehandelt, gemacht.

X.

Der andere Theil der gründlichen Arbeit Hr. Breitingers enthält in sich die Betrachtung der von dem Unbekannten übriggelassenen Fundamentalartikel der Religion. Dieselbige beruhen alle auf dem Saze: Gott ist ein Wesen, das sich selbst genugsam ist. Diesen wird jedermann als wahr gelten lassen: Nur fragt es sich, ob man das, was derselbe gerne wolte, daraus herleiten könne. Z. E., daß derselbe das Fundament der Religion sey, und daß jeder Saz der nicht daraus fliesse, auch nicht

(*) Was würde die Autorität eines andern (so stark sie immer wäre) helffen, daß einer zum Exempel desto fester glaubte 2. mahl 2. seyn 4? Nichts.

Wann die Menschen bey ihren angenommenen Sázen eine Empfindung einer mehrern Gewißheit derselben in dem Fall haben, da ein andrer sie bekräftiget, nemlich durch andere als innere und die Natur der Sache selbst angehende Gründe, so müssen sie in derselben Zeit entweder das Anschauen der Wahrheit beyseite gesezt haben, oder es ist bey ihnen noch ein heimliches Mißtrauen in Ansehung der Wahrheit eines solchen Sazes übrig geblieben. Es würde nicht ohne Nuzen seyn, wenn ein geschikter Mann diese Materie ausführlich und nach ihren Gründen abhandelte, weil man sie oft anzuwenden Gelegenheit hat.

nicht zur Religion gehöre. Er schließt ja gar keine Beziehung auſſer Gott in sich ein. Wie folget es? Gott ist sich selbst genugsam: Hiemit hat er eine Welt erschaffen, Menschen darauf sezen müssen ꝛc. Sachen ohne welche die Religion nicht besteht; die aber ja nicht aus der Selbstgenugsamkeit Gottes herfliessen! Vielmehr gründet sich keine einige Würkung Gottes auſſer ihm auf diesen Saz, (*) sondern es werden ganz andere Eigenschaften dazu erfodert, aus denen man selbige versteht. Mithin ist aller Nuzen dieses Sazes, Gott ist sich selbst genugsam, bey der Untersuchung der Religion dieser: Daß man als falsch verwerfen müsse, was mit demselbigen streitet. Wie z. E. ist, daß Gott durch seine Werke Vollkommenheit und Glük zuwachse, welches er zuvor nicht gehabt ꝛc. Hingegen läst sich nicht schliessen, jeder Saz, den man nicht aus demselben herleiten kan, ist falsch.

(*) Weil nemlich der Saz wahr bleibt, wann ich auch seze, Gott würke gar nicht auſſer sich: Folglich derselbe auch nichts in sich schliesset, daraus zu verstehen wäre warum Gott es thut. Eben wie er auf der andern Seite auch fest bleibt, wann ich seze, Gott habe eine Welt ꝛc. erschaffen. Kan er aber (wie der Unbekannte zugibt,) bey dieser Würkung Gottes, in so fern sie von seiner Güte determiniert worden, bestehen, so ist kein Grund vorhanden warum er nicht auch bey denen Würkungen desselben sollte bestehen können, welche von andern göttlichen Eigenschaften z. Ex. der Liebe zur Ordnung, und möglichsten Vollkommenheit in dem Ganzen, der Weißheit, (die unter anderm insbesondere auch die Fähigkeit der Geschöpfe betrachtet,) Heiligkeit ꝛc. bestimmet werden. Hat Gott nichts für sich selbst davon, wenn er gütig ist, so hat

XI.

Vielleicht aber hat der Unbekannte es nicht so eigentlich genommen, wann er gesagt, daß dieser Saz, Gott ist sich selbst genugsam, das Fundament der Religion sey. Wenigstens sezen diejenigen Religionspuncten, welche er übrig läst, mehr die Meinung voraus, daß derselben Gegentheile mit diesem Saze streiten, als daß er sie aus demselben als dessen Folgen herleite. Er schließt nemlich so: Gott ist sich selbst genugsam: Darum kan er nichts thun, um eigenen Vortheil zu erhalten. Ist dieses, so hat er bey der Schöpfung ꝛc. nicht seine eigene Ehre, sondern nur der Menschen Glük zum Zweke gehabt. Hiemit giebt es a nur einen einigen Zwek Gottes in Ansehung der Menschen, der ist ihre Glükseligkeit; b kan Gott, dessen Liebe und Wille unveränderlich ist, dieses seines Endzwekes nicht verfehlen; und c folget, daß in Gott entweder keine Strafgerechtigkeit Plaz

hat er ja auch eben so wenig davon, wenn er weise, heiliz ꝛc. ist, und mit einem Wort, so würket, wie es seine Eigenschaften insgesammt und nicht nur die Gütigkeit, in so fern sie selbige ist, erfordern Gesezt man richtete die Frage gegen den Ungenannten so ein: Warum will Gott gütig seyn und das Glük seiner Geschöpfe befördern? Fehlt ihm selbst dann etwas, wenn er es nicht thut? Er wird sagen müssen daß Gott ohne Abbruch seiner Selbstgenugsamkeit, seine Güte erweisen könne. Warum soll es aber denn mit derselben streiten, wann man fragt, warum will Gott seine Weisheit, Heiligkeit, Liebe zur Ordnung ꝛc. erzeigen? Fehlt ihm selbst etwas, wann er es nicht thut? Gewiß so wenig, als wenig es der Gegner in dem ersten Fall zugibt.

Plaz habe, oder daß sie von seiner Liebe nicht unterschieden sey. Wie diese drey Folgen mit ihrem Grunde zusammenhangen, wird nun von Hr. Breitinger näher untersucht.

XII.

Bey dem ersten, Gott habe die Menschen in keinem andren Endzweke können erschaffen, als sie glüklich zu machen; mithin könne auch die Religion keinen andern voraussezen ꝛc., wird zugegeben, daß es eine Würkung der Güte Gottes gewesen, daß die Geschöpfe aus dem Stande der Möglichkeit, von Gott zur Würklichkeit sind gebracht worden. Man betrachtet nemlich da nur überhaupt, wie durch diese Handlung Gottes die Geschöpfe eine Realität oder Vollkommenheit erhalten, und er dieselbe ihnen ohne eigennüzige Absichten mitgetheilt; allein es ist hiemit noch nicht erwiesen, daß Gott bey der Erschaffung weiter nichts, als diese seine Güte habe beweisen wollen, und können. Alle diese andern Absichten aber die die Eigenschaft der Güte Gottes nicht aufheben, sind Gott weder ungeziemend, noch werden sie durch den Begriff des sich selbst genugsamen Wesens ausgeschlossen.

Daß es nun dergleichen Absichten würklich gebe, ist offenbar, wann man gesteht, daß man aus den Nuzbarkeiten, welche aus dem Wesen und der Natur der Dinge herfliessen, auf die göttliche Absicht sicher schliessen könne.

Der Mensch ist nemlich nicht nur ein Geschöpfe überhaupt; etwas das aus dem Stande

der

der Möglichkeit zur Würcklichkeit gebracht worden, sondern er ist so gemacht wie er ist, mit solchen Vermögen oder Kräften ausgerüstet, die ihn just zum Menschen, und also zur Religion tüchtig machen. Nun fragt es sich nicht bloß, was Gott bewogen habe, dem Menschen das würkliche Seyn mitzutheilen, sondern warum er ihn so und nicht anderst, mit diesem und keinem andern Vermögen, Grade der Kräfte ꝛc., erschaffen habe. Kan man anderst antworten, als es sey geschehen, damit er dieselbigen gebrauche, Gott, sich selbst, beyder Beziehung, zu erkennen, und sein eigenes Glück dadurch zu befördern? Daß er trachte diesem herrlichen Muster, dessen Vollkommenheiten, und folglich die Ursache seiner höchsten Glükseligkeit in seinen Wercken an dem Tage liegen, je länger je näher zu kommen? Dies sind die Sachen, die aus der besondern Beschaffenheit des Menschen, aus den absonderlichen Eigenschaften, die ihm Gott mitgetheilt, fliessen. Da man nun diesen Gebrauch derselben sich nicht ohne den Begriff vorstellen kan, wie der Beförderung des eigenen Glückes, also der herrlichen Eigenschaften Gottes, die durch dieses Mittel dem Menschen offenbar werden, so läst sich ja mit Recht sagen, gen, daß die Absicht Gottes bey der Erschaffung des Menschen doppelt gewesen, a die Offenbarung seiner Vollkommenheiten (*) oder seiner

(*) Gesezt Gott habe dieselben erwiesen und der Mensch habe das Vermögen sie zu erkennen, Gott habe aber dasselbe ihm mitgetheilt daß er es gebrauche, und sein Glük hange

ner Ehre, und b der Menſchen Glück, welches aber eben durch die Erkänntniß Gottes befördert wird, und alſo dieſe beyde Abſichten, wiewohl eine nicht die andre iſt, unzertrennlich beyſammen ſtehen. Indeſſen da ſich der Unbekannte alle Mühe gegeben zu zeigen daß es mit dem Begriffe der Selbſtgenugſamkeit ſtreite, wann man ſage, Gott habe die Offenbarung ſeiner Ehre zur Abſicht gehabt, ſo entwickelt Hr. Breitinger den Begriff der göttlichen Ehre, damit das Gegentheil klar werde. Gott iſt die Liebe, die Liebe iſt eine Neigung aus dem Anſchauen des Vollkommenen Vergnügen zu ſchöpfen, die göttliche Ehre iſt die Würde aller Vollkommenheiten, welche ſeine Natur ausmachen. Gott kennet ſie, hiemit liebet er ſeine Ehre. Gott iſt demnach auch Liebe und Gütigkeit in Beziehung auf die Geſchöpfe. Dieſe Liebe iſt ohne Eigennuzen, das iſt, durch die Erweiſung derſelben kommt ſeiner Natur keine neue Vollkommenheit zu, die er nicht beſeſſen hätte: Da er aber nicht anderſt handeln kan, als wie es ihm geziemend iſt, (*) oder wie es der ganze Umfang ſeiner Voll-

hange von dieſem beſondern Gebrauch deſſelben, der Erkänntniß Gottes ꝛc. ab, ſo fehlt es nicht daß Gott die Erkänntniß ſeiner ſelbſt, welches ſeine Ehre heißt, hiedurch zum Zwecke gehabt.

(*) Nemlich alle Abſichten Gottes kommen zuletzt auf den Grund der Geziemendheit an, der in Gott iſt (rationem ſubjectivam decentiæ). Warum will Gott ſeine Ehre an den Tag geben und der Menſchen Glük befördern? Darum weil es ihm ſo geziemet. Und warum geziemet

es

Vollkommenheiten, die er ſchon beſizt, erfodert, ſo hat er bey der Schöpfung und dem ganzen übrigen Betragen gegen die Menſchen ja nicht anderſt können als ſeine Ehre an den Tag legen. Er hat vernünftige Menſchen erſchaffen, die mit dem Vermögen ausgerüſtet ſind, ſeine Vollkommenheiten zu erkennen, auch ſo beſchaffen ſind, daß durch dieſe Erkänntniß, die Liebe und Nachahmung ſeiner Eigenſchaften, ihr Glück kan befördert werden: Er muß hiemit gewollt haben daß ſeine Ehre offenbar werde. Das aber, um deßwillen einer handelt, iſt, ſein Zwek. Mithin muß Gottes Zwek auch die Offenbarung ſeiner Ehre geweſen ſeyn; woraus aber nicht er ſelbſt, ſondern ſeine vernünftige Geſchöpfe Vortheil haben, als derer Glük von dieſer Erkänntniß entſpringet. Und ſo ſtreitet es ja nicht mit einander, ſagen: Gott iſt gütig ohne ſeinen eigenen Vortheil zu ſuchen; Und ferner: Gott hat vernünftige Geſchöpfe erſchaffen, daß ſie ſeine Vollkommenheiten oder Ehre erkennen. Die Einwürfe welche der Unbekannte machet, beruhen alle

es Ihm? Darum weil Er ſolche Eigenſchaften hat, wie Er hat; den höchſten Verſtand, die höchſte Weisheit, Güte, Macht ꝛc. Geſezt Er hätte ſie nicht: So verſteht man nicht mehr warum er gehandelt, und warum ſo und nicht anderſt. Da nun dasjenige geziemend iſt, davon ein Grund in dem Weſen und den Eigenſchaften der Perſon ligt; und man nicht verſteht daß Gott, und warum Er ſich dieſen Endzwek vorgeſezt, wenn man nicht ſein Weſen und ſeine Eigenſchaften vorausſezt, ſo findet man in ſo weit den Grund ſeiner Abſichten in der Beſchaffenheit ſeiner Natur.

le auf seinem unrichtigen Begriffe von der Offenbarung der Ehre Gottes, so daß wer nur versteht, der Sinn des Sazes, **Gott hat die Offenbarung seiner Ehre zum Zweke gehabt**, sey, er habe wollen daß seine Vollkommenheiten erkannt, und seine Geschöpfe dadurch glüklich werden, sich nicht darüber aufzuhalten hat; sie fallen von sich selbst weg. Wir wollen sie darum nicht anführen sondern glauben, der Gegner werde obigen Beweis dieser Sache um so viel eher müssen gelten lassen, als er aus desselben eigenen Systema zu ziehen ist. Gott hat nach demselben bey der Erschaffung der Menschen nichts als seine Güte können zu Rath ziehen. Die Menschen werden glüklich, wann sie diese Güte Gottes erkennen, preisen, ihre Pflichten daraus herleiten ꝛc. Weil Gott der Menschen Glück will, so hat er hiemit auch wollen, daß sie seine Güte erkennen. Kan nun die Offenbarung **dieser Eigenschaft** Gottes mit dem Begriff eines sich selbst genugsamen Wesens wohl bestehen, warum nicht auch andrer Eigenschaften, die in Gott sind, und nach welchen (die Güte mit eingeschlossen) allen zusammen die Art und Weise der Handlungen Gottes hat müssen bestimmet werden.

XIII.

Gott hat nach des Unbekannten Meinung kein ander Fundament seiner Handlungen als die Gütigkeit, und keine andre Absicht, als des Menschen Glück. Daraus schließt er, Gott werde hiemit seinen Endzweck erreichen und der Mensch unfehlbar

fehlbar zur Glükſeligkeit gelangen; weil nemli
Gott immer gütig bleibt, und eigener Vortheil od
Nuzen ihm nicht im Wege ſtehet, dieſe Abſi
zu erhalten.

So ziehet ein Irrthum den andern nach ſich.

Es fehlt, wie unſer Hr. Breitinger oben gezeige
nur an den Grundſäzen dieſes Schluſſes: Iſt
nemlich nicht an dem, daß nur die Güte Gott
ohne Schaden des Begriffs ſeiner Selbſtgenugſa
keit, und des daher entſtehenden unintereſſierten W
tragens, auſſer ihm Plaz habe, ſo fragt es ſi
dann erſt, ob die andern Eigenſchaften Gottes, w
che er in ſeinen Werken eben ſo wenig, als ſei
Güte verläugnen kan, in Anſehung aller Me
ſchen, ſo wie ſie ſind, und ſich aufführen, die Gü
Gottes dergeſtalt beſtimmen, daß dieſelben not
wendig zur Glückſeligkeit gelangen müſſen. D
was der oben belobte Hr. Erneſti in ſeiner Diſſe
tation de neceſſitate Revel. divin. von dem Ungru
dieſes Schluſſes ſchreibet, iſt eben ſo bündig (*
als hertzhaft. Hr. Breitinger läſt ihn für ſich r
den, und die Sache kommt dahinaus: Die Me
ſchen ſeyn viel zu ſchwach, zeigen zu können, w
Gott ſeine Macht, Güte ꝛc. in beſondern Fäl
erweiſen müſte. Es ſchiene ihnen oft, Gott habe d
oder jenes thun ſollen oder müſſe es thun, welch

(*) Es ſey denn, der Gegner erweiſe, daß Gott lieb
gar keine Welt habe erſchaffen ſollen, als eine ſolche, dari
nen die pretendirte Glükſeligkeit aller Menſchen nicht p
findet, wenn ſie die höchſtmöglichen Vollkommenheiten
ſich faſſen, oder ein Werk ſeynſoll, welches Gott nach d
ganzen Umfang ſeiner Natur geziemend iſt. Es wi
aber ſchwer hergehen.

er weder thue noch gethan habe; weil es nemlich die Eigenſchaften Gottes zu beſtimmen einen unendlichen Verſtand braucht, eben wie der iſt, nach welchem Gott würklich handelt. Unſer Hr. Verfaſſer ſezt daher an dieſem Schluß des Unbekannten mit Recht aus, a daß er die Güte Gottes von ſeinen andern Vollkommenheiten abſondere (*) und zur einigen Richtſchnur ſeiner Thaten mache, als wann er nicht dem ganzen Umfang aller ſeiner Eigenſchaften gemäß würken müſte; b daß er nicht betrachte ob auch die Geſchöpfe in Anſehung ihrer natürlichen Beſchaffenheit und ihrer Auffühlung dieſer Glückſeligkeit allemal fähig ſeyn. Die Menſchen ſind nemlich freye Geſchöpfe; und Gott will ihr Glück vermittelſt des rechten Gebrauchs dieſer Freyheit: Fehlt es nun an ihrem Ort hie-

(*) Dieſelbigen, und insbeſondere die Weißheit, ſtreiten darum nicht wieder die Güte: Das iſt eben die höchſtmögliche Güte, welche mit der höchſten Weißheit ꝛc. beſtehen kan. Wann ein Kind nicht eines mehrern Genuſſes der Güter fähig iſt, welche ſein Vater beſizt, als es iſt, ſo iſt der Vater daran nicht ſchuld, er hört auch nicht auf gütig zu ſeyn, weil ſeine Weißheit ihm nicht erlaubt dem Kind mehrers zu geben. Und ein Richter ſtößt darum auch nicht wider die Güte an, wann er einen Schuldigen ſtrafet, und dardurch ein gröſſer Gutes in der ganzen Geſellſchaft derer, die unter ihm leben, erhält, als wann er es nicht thäte: Man wird ja nicht wollen daß Gott ſolle gütig ſeyn, da wo es entweder Phyſice oder Moraliter nicht möglich iſt. Es kan alſo in beſondern Fällen niemand beſſer wiſſen wie die Güte zu erweiſen, als der welcher alle dieſe Phyſiſche und Moraliſche Möglichkeiten einſiehet.

ran, wer will erweisen, Gott sey verbunden sie mit Gewalt oder mit Aufhebung ihrer Freyheit glücklich zu machen: Es komme dieses und kein anders mit seiner Weisheit und ganzen Natur überein. Die Würkung seiner Liebe müsse nothwendig so weit gehen, wann er soll Gott bleiben. Ohne eine besondere Offenbarung der Sache wird man sich hier vergebens bemühen. Es will darum auch nichts sagen wann der Gegner sezet, die Ehre Gottes bestehe in der Vollkommenheit und Glükseligkeit der Menschen; hiemit müsse er sie dazu bringen, und der Mensch sey kein vollkommenes Werck Gottes wann er nicht glüklich (†) werde. Dann beydes gründet sich auf den unerwiesenen Saz, daß Gott in seinen Würkungen keine andere Eigenschaft zur Regel habe, als allein die Güte, in so fern sie solche ist.

XIV.

Endlich ist es um den Begriff der Gerechtigkeit Gottes zu thun, welchen der Unbekannte nach seinen

(†) Gehet dieser Schluß an, so läßt er sich mit gleichem Recht auch auf andere Geschöpfe als die Menschen ziehen; ja weil die besondere Einschränkung des Wesens einer jeden Creatur ein Hinderniß wird mehrerer Vollkommenheiten; aller deren nemlich die bey solcher Einschränkung des Wesens, wie sie ist, nicht möglich sind, der Mangel aber eines grossern Glüks, in so fern es ein Mangel ist, ein Unglük ist, so kan nach dem Schluß des Unbekannten z. Ex. das Thier sagen, ich bin kein vollkommenes Werk Gottes, darum weil ich kein Mensch bin und dieser, ich bin es nicht, weil ich kein Engel bin ꝛc.

nen Grundsätzen darinn stellt, daß sie der **unveränderliche Wille Gottes** sey, **den Menschen zum Glück zu bringen, und weil dieses Glück mit der Ordnung verknüpfet ist, ihn zuerst wieder in die Ordnung zu sezen**: Dabey der Begriff von der Straffgerechtigkeit ausgeschlossen bleibt, weil es seiner Meinung nach mit der Güte Gottes streitet, daß die Menschen, obschon sie sich durch ihre eigene Schuld unglücklich machen, also bleiben. Diese Güte Gottes allein betrachtet, ist also auch in den Augen des Unbekannten der einige Grundsatz seiner Gerechtigkeit. Allein es folget zuviel, und hiemit nichts hieraus. So hätte es ja auch mit dieser Güte Gottes streiten müssen, daß Er zugelassen, daß die Menschen von der Ordnung durch die Sünde abwichen, und in soweit als sie in Unordnung gerathen sind, schon unglücklich worden. Kan das damit bestehen, was hindert daß nicht ebenfalls damit bestehen sollte, wann Gott es zulassen will, daß das Uebel, welches aus der Sünde oder Unordnung fließt, fortdaure. Der Mensch ist frey; Und Gott liebet die Ordnung: Kraft der Freyheit muß jener können übels thun, und dadurch die Straffe desselben natürlicher Weise sich zuziehen. Kraft aber der Liebe zur Ordnung, die darinn besteht, daß der Mensch durch die Erkänntnuß der Ehre Gottes und Ausübung dessen, was daraus fließt, glücklich werde, wird Gott gehindert, denselben wider seinen Willen zum Glücke zu bringen, und seine Güte zu erweisen. Sie wird **durch Weisheit ge-**

leitet, und in so fern heißt sie Gerechtigkeit. (†) Diese durch Weisheit geleitete Güte gehet also nicht unmittelbar auf das Glück der Menschen, sondern sie wird dadurch, daß sie durch Weisheit geleitet ist, zur Liebe der Ordnung, und der Vollkommenheit. Gott liebet folglich die Menschen und beförderet ihr Glück, sofern sie der Ordnung durch den rechten und vorgeschriebenen Gebrauch ihrer Kräfte nachkommen. Welches er Kraft dieser Vorschrift, und Liebe zur Ordnung nicht thun

(†) Es bestehet diese Erklärung der göttlichen Gerechtigkeit, so wie sie überhaupt gegeben wird, auch mit dem Lehrgebäude des Ungenannten: Allein seiner Meinung nach soll diese Weißheit nur dahin gehen, daß sie den einigen Endzwek der Glükseligkeit der Menschen mit Ausschluß alles andern wisse zu erhalten. Und diese besondere Application der Sache wird ihm streitig gemacht. Nemlich da alles in der Welt mit einander in einer Verknüpfung stehet, so ist es möglich, daß durch die Zulassung eines Uebels, die Reihe der künftigen Begegnissen, welche mit diesem zugelassnen Uebel in Verknüpfung sind, mehr Vollkommenheit in sich schliesset, als wann es wäre gehindert worden. Gesezt nun, (dann dieses eigentlich einzusehen, ist das Werk eines unendlichen Verstands, der die Verbindungen und Würkungen der Dinge in jeden Umständen kennet) daß durch eine fortdaurende Zulassung der Straffen der Sünden, solche Vollkommenheiten erhalten werden, die grösser sind als diejenige, welche bey der Hinderung oder Aufhebung dieser Strafen entstanden wären, soll in diesem Fall der weise Gott sie aufheben, darum daß bey einichen Geschöpfen einiche Unvollkommenheit damit nothwendig verknüpfet ist, welche aber gegen das in dem Ganzen zuerhaltende Gute gerechnet klein ist? Wie wenn zum Ex. einer auch jezo bey der gegebenen göttlichen Offenbarung sich nicht bessern will? Wie wann es

mit

thun kan, wann sie es unterlassen. Dann darinn ist Ordnung daß entgegengesezte Handlungen auch entgegengesezte Würckungen haben. Und so weit scheinet es daß der Unbekannte wohl gleicher Meinung sey, weilen er selbst die Wiederherstellung der Ordnung als eine mit dem Glück der Menschen verbundene Sache angegeben. Aber es ist zuviel auch noch behaupten wollen, Gott müsse dem Uebel, das eine Hinderniß dieses Glücks ist, nothwendig ein Ende machen, und den Menschen wieder in die Ordnung, welche das natürliche Mittel zu Erlangung der Glückseligkeit ist, bringen: „ Wie wann sie „ nicht

mit ihm in alle Ewigkeit so bleiben, und der Wille desselben aus natürlichen Gründen, die aus seinem Zustand herfliessen können, sich je länger je minder darzu neigen wird? Wie, wann ein solcher Zustand des Bösen mit dem Zustand z. Ex. der Seligen im Himmel, der Engel, der Erden, und alles dessen, was Gott auf derselben und anderstwo vorhat, so zusammenhängt, daß es in Ansehung dieser Sachen nicht so seyn, und werden könnte, wie es nach der Absicht Gottes seyn, und werden soll, so fern Gott den Zustand der Bösen änderte; soll Er diesen zu gefallen dann lieber Wunderwerke thun? Gewiß wenn er es schon nicht thut, so wird er darum nicht zum unweisen oder ungütigen Gott. Nicht jenes, weil er Kraft seiner Weißheit den besten Endzwek des höchstmöglichen Guten in dem Ganzen durch die Zulassung des Uebels zu erhalten weiß; Nicht dieses, weil die höchste Güte bey der Erhaltung der höchstmöglichen Vollkommenheit nothwendig miteingeschlossen ist. Die Schwachheit der Einsicht der Menschen nimmt ihnen das Recht, diese Güte Gottes darinnen zu sezen daß Gott sie alle ohne weitere Absichten solle glüklich machen. Lasse man nur Gott sorgen wie er gerecht seyn, das ist, seine höchste Güte durch die höchste Weißheit führen müße.

„ nicht wollen zu derselben zurückkehren? Soll „ Gott durch angewendete Gewalt die Freyheit „ ihres Willens aufheben? Kan Er sogleich ohne „ Schaden seiner Heiligkeit vergessen, was von „ den Menschen geschehen, und das, was ihnen darauf gebührt, aufheben? Oder kan Er „ auf gewisse Weise das geschehene zu nicht geschehenem machen? Gewiß das zeiget die Vernunft „ nicht; da trifft man ihre Gränzen an; und „ wann es möglich ist, so müssen wir es durch eine göttliche Offenbarung erfahren.„ So drücket unser Hr. Verfasser seinen Sinn mit Hrn. Bülfingers Worten aus, die am Ende seiner Schrift von dem Ursprung und der Zulassung des Uebels stehen; und beschließt seine geschickte Arbeit mit einer summarischen Wiederhohlung seiner bisher erklärten Säze: Gott habe ohne Absicht eines eigenen Vortheils bey dem Werck der Erschaffung und der Vorschrift der Religion die Erkänntniß seiner Vollkommenheiten zum Fundament des Glücks der Menschen gemacht: Mißbrauche nun der Mensch seine Freyheit, und verfehle also der ihm bestimmten Glückseligkeit, so zeige die Vernunft nicht, daß ihn Gott dessen ungeachtet müsse, oder wolle glücklich machen: Vielmehr scheine die Liebe der Ordnung, die in Gott ist, zu fordern, daß die Menschen sich selbst, und denen Straffen, welche sie sich zugezogen haben, überlassen werden. Die Betrachtung seiner unendlichen Güte könnte zwar die Gedanken erwecken, daß Er jenes thun würde. Allein da Gott nichts wolle als was seinen Eigenschaften insgesamt und mithin

hin ſeiner Ehre geziemend iſt, ſo könne uns auch unſer zu kurtzſichtige Verſtand nicht zeigen, ob und wie weit es Gott gezieme, bey ſolcher Beſchaffenheit ſeine Güte und Erbarmung zu erweiſen: Aus welchem alſo die Gröſſe der Gutthat, welche uns durch die göttliche Offenbarung wiederfahren iſt, erhelle.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und andrer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheils und des Wizes

in den Wercken

der Wolredenheit und der Poeſie.

Zweytes Stück.

Zürich,

M... Kaspar Orell und Comp. ...

Nothwendiges

Ergäntzungs-Stücke

Zu der

Schutz-Vorrede

Hrn. Dr. Tr-ll-rs

Vor ſeinem neuen Aeſopiſchen

Fabelwercke/

Durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben errettet,

Und den

Verehrern der Tr-ll-riſchen Muſe

Mitgetheilet von einem ihrer

Schweitzeriſchen Zunftgenoſſen.

* * *

\- - - - Ridiculum acri
Fortius ac melius magnas plerumque ſecat res.
HORAT.

1740.

Historische Nachricht.

Niemahls hat ein so treffliches Fragmentum von einem noch neuen Buche ein seltsameres Schicksal erlitten, als das gegenwärtige Stücke der Vorrede zu den Fabeln Hrn. D. Tr-ll-rs, welches ich das Glück habe zum Ruhme dieses vornehmen Dichters an das Licht zu stellen, und damit ein Werck zu ergäntzen, welchem die gröſten Kenner mit ungeduldiger Hoffnung schon entgegengesehen hatten, da es noch in dem fruchtbaren Gehirne seines Verfassers als in seiner Gebährmutter verschlossen gelegen war; ein Werck, das minder aus einem natürlichen Triebe geflossen, als durch so viele liebreiche Erinnerungen und mächtige Befehle grosser Gönner und Freunde dem Verfaſſer gleichsam durch einen Nothzwang abgedrungen worden, und welches ohne den glücklichsten Zufall und meine besondere Neigung der gelehrten deutschen Welt zu dienen, auf immer unvollkommen geblieben wäre. Ich versehe mich, daß ich meinen Lesern, bevorab denen, die sich um Hrn. D. Tr-ll-rs Ruhm und Schriften eben so sehr bekümmern, als ich, einen Gefallen erweisen werde, wenn ich ihnen

nen erzehle, wie mir dieses Fragmentum in die Hände gefallen sey. Die Freude theilet sich gerne mit, und sie düncket sich nicht groß genug, wenn sie keine Zeugen hat. Ich erhielt ungefehr vor einem Monath ein Päckgen von Canaster und andren kleinen Wahren, die ich durch einen Kaufmann von der Leipziger Michelismesse hatte bestellen lassen. Dieselben waren mit allerley gedruckten Bogen umwunden, und darunter war ein einziger halb überschriebener, welcher diesen unerkannten Schatz in sich enthielt. Die französischen und deutschen Verse, die mir gleich beym ersten Anblick in die Augen fielen, reizeten mich, daß ich den Anfang dieser Schrift mit einem flüchtigen Auge durchlief. Die erbärmliche Klagen und hertzbrechende Seufzer brachten mich auf die Vermuthung, der Verfasser derselbigen werde gewiß die Eyer verschüttet haben, und die Schuld auf den harten gepflasterten Boden legen wollen. Als ich aber aus dem Verfolge deutlich erkannte, daß es eine Schutzschrift für den Hrn. D. Tr-ll-r und seine Fabeln wäre, stuhnd ich gantz betreten, ob ich die Vermessenheit desjenigen, der diese Schutzschrift veranlasset hat, mehr verabscheuen, oder den überzeugenden Nachdruck dieser critischen Rechtfertigung mehr bewundern sollte; doch nach einer kleinen Ueberlegung wollte mich be-

duncken, daß ich diese so geistreich siegende Schrift (die man den Triumphbogen des Tr-ll-rischen Ruhms nennen könnte) der Verwegenheit des Schweitzerischen Kunstrichters eben so wohl zu dancken hätte, als sich Joseph ehmals vor seine Erhöhung in Egypten seinen treulosen Brüdern verbunden gesehen. Das Verbrechen des Schweitzers, der sich an dem Ruhm unsers deutschen Esopus so vermessen vergriffen hatte, kam mir nun gantz erträglich vor, wann ich mir vorstellete, daß die Welt ohne dasselbe, dieses vortreffliche Muster einer critischen Vertheidigung vermissen würde, und daß der Ruhm des deutschen Fabeldichters bey weitem nicht mit einem so hellen Glantz hervorstechen würde, wenn er nicht durch den Schatten, welchen die neue critische Dichtkunst darauf geworfen, wäre erhöhet worden. Ich konnte mir zwar anfänglich gantz nicht einbilden, daß dieses ein Original-Manuscript wäre. Das Glück schien mir zu groß, und nicht vor mich aufbehalten, daß ich durch Erhaltung desselben zu dem Ruhme dieses unverbesserlichen Dichters und seiner Wercke nur das wenigste beytragen sollte. Sollte es wohl möglich seyn, gedachte ich bey mir selbst, daß ein so herrlicher critischer Versuch, den niemand ohne Bewegung lesen kan, der scharfen Nachfrage der Deutschen sollte entgan-

gen,

gen, und bis an den Fuß der Schweitzerischen mit ewigem Schnee bedeckten Alpgebürge verschlagen worden seyn? Oder wer könnte glauben, daß in dem geschickten Leipzig ein so kostbarer Schatz auf eine so schnöde Weise sollte entweihet, und zur Ueberkleidung etlicher Rollen Tabacks gemißbraucht worden seyn, eh und bevor er noch unter der Presse etliche tausendmahl multiplicirt worden? Der Beschluß dieses Fragmenti schien mich auf die Vorrede der neuen Auflage der Tr-ll-rischen Fabeln zu verweisen. Ich stuhnd in der sichern und gäntzlichen Beredung, daß ich daselbst mein Manuscript nett und rein abgedrückt finden würde; alleine da ich dieselbe mit zitternder Begierde durchblätterte, fand ich nichts darinnen, das dem Innhalt meines Manuscriptes ähnlich war, ausgenommen einige dunckle Spuren, die mich errathen liessen, daß etliche schlechte rohende Neider und schäumende Verläumder sich gegen den unverbesserlichen deutschen Poeten aufzulehnen, sich müßten vermessen haben; er thut derselben hin und wieder mit vieler Sanftmuth und Bescheidenheit Meldung, unter den Titeln unreiffer Klüglinge, neu enstandener tiefsinniger Fabelrichter, frecher und hoßhafter Splitterrichter. Alleine auf wen diese Geheimnißreiche und verblümte Titulatur nach der Absicht des Verfassers

paſſete, ſtuhnd nicht dabey, und niemand hätte ſolches ohne eine vertrauliche Offenbarung errathen können. Es heißt auch hier, quod omnibus dicitur, nulli dicitur. Als ich an meinem wenigen Orte dieſe Vorrede das erſte mahl geleſen, hielt ich dieſe reſpective tobende Neider und ſchäumende Verläumder für pure Entia Rationis, die der Verfaſſer durch eine prophetiſche Begeiſterung ſich als gegenwärtig vorgeſtellet hätte, weil er wohl vorſehen können, daß das beſondere Glück, welches ihm den Ruhm eines unverbeſſerlichen Poeten erworben hatte, ihm nothwendig Neid erwecken müßte. Allein ſeit dem mir das beſagte Fragmentum zu Geſichte gekommen, ſehe ich mich genöthiget, dieſe erſten Gedancken zu wiederruffen, maſſen daſſelbe den Schlüſſel in ſich enthält, vermittelſt deſſen wir dieſe tobenden Neider und ſchäumenden Verläumder mit ihren Nahmen entdecken können, die ſonſt auf immer verborgen, und alſo auch ungeſtraft, geblieben wären. In der Ungewißheit, was ich aus meinem Manuſcript machen ſollte, fiel mir in den Sinn daß mir vielleicht der Hr. von Böhlau, der geheimſte Schüler des groſſen Tr-ll-rs, auf die rechte Spur helfen könnte: Ich zog daher ſeine poetiſchen Jugend-Früchte zu Rath, die erſt dieſes Jahr ans Licht getreten, und die Hr. D. Tr-ll-r mit einer

Vor-

Vorrede versehen, worinnen er die empfangene Höflichkeiten mit einem poetischen Rauchopfer freygebig erwiedert hat; aber auch allda konnte ich in meinem Zweifelmuth wenig Trost finden, und als ich auf die Zeitrechnung Acht schlug, befand es sich, daß diese poetische Jugend-Früchte schon im Frühling, hiemit zu einer Zeit an das Licht getreten waren, ehe noch diese beyden höflichen Dichter an dem süssen Genuß eines sanfte kizelnden Lobeswechsels gestöret worden; denn das Toben des Schweitzerischen Neders und schäumenden Verläumders war zu derselbigen Zeit noch viel zu schwach und leise, als daß es bis nach Leipzig und Hamburg hätte durchdringen mögen.

Je weniger ich nun für meine erste Meinung, daß dieses Manuscript schon gedrückt seyn müßte, einigen Grund fand, desto mehr wuchs die Vermuthung bey mir, daß es vielleicht noch gantz frisch und ungedrückt wäre: Als ich dasselbe hierauf mit mehrerm Bedacht, als das erste mahl, überlas, verwandelte meine Muthmassung sich in eine ungezweifelte Versicherung, ich befand, daß dieses geschriebene Stücke unfehlbar zu der Vorrede des neuen Tr-ll-rischen Fabel-Buchs müßte gewiedmet gewesen, und davon unbarmhertziger oder zufälliger Weise abgerissen worden seyn; allermassen es keine andre

Absicht hat, als das Gespötte des Schweizerischen Verfassers der neuen Critischen Dichtkunst über Hrn. D. Tr-ll-rs Untersuchung von der Natur der Fabel, und über ein Dutz Beyspiele, die sich in dem Anhange seiner Gedichte befinden, und die in dieser neuen Sammlung unverändert beybehalten worden, mit Glimpf und Ernst abzufertigen. Also blieb mir allein übrig, zu entdecken, auf welcher Stelle diese Schutzschrift mit dem gantzen Cörper der Vorrede erstlich in einem Zusamenhang gestanden hätte, hernach daron abgelöst worden wäre. Ich muß auch gestehen, daß die Wunde, welche man durch die Ablösung dieser Riebe geschlagen hatte, so schön und kunstmässig zugeheilet worden, daß ich diesen Mangel eines so schönen Glieds ohne die Hülffe meines Manuscripts niemahls hätte vermuthen können; denn die Vorreden sind gemeiniglich, wie die vielgebeinten Insecten, denen man es nicht so bald ansiehet, wenn sie schon etwann einen Schenckel verlieren. Aber da mir nun das von dem Cörper der Vorrede abgesonderte Glied wircklich vor Augen lag, so war es mir ein gar leichtes die Stelle zu finden, von welcher es abgelöset worden. Ich sahe nemlich, daß diese Vorrede mit den Thomisten und Occamisten plötzlich endet, nachdem zuvor die Nutzbarkeit der Fabeln mit der grossen

sen Luthers Zeugnisse und Exempel hinlänglich erwiesen worden; und daraus konnte ich mit sattsamem Grund abnehmen, dem sonst beredten Vorredner müßte durch einen gewissen Zufall das Wort in dem Munde erstecket worden seyn, daß er nicht weiter fortkommen können, daher ihm der scharfsinnige Balthasar Schupp das Wort abnehmen, und die Vorrede beschliessen müssen; ohne welches sie noch bis auf diesen Tag zwar aufhören, aber ohne Ende seyn würde. Und wie trefflich schicket sich nicht auf den Usum Institutorium der Usus elencticus? Ich rathe also allen denen, die sich Hrn. D. Tr-ll-rs neue Esopischen Fabeln angeschaffet haben, daß ein jeder in seinem Exemplare die Worte „ diese Vorrede beschliessen „ durchstreiche, und an dem Ende derselben Cetera desunt hinzusetze; mithin sich mit dem gegenwärtigen Anschlusse so lange behelffe, bis die neue Auflage von diesen Tr-ll-rischen Fabeln herauskommen wird, in welcher alle unvermeidlichen Fehler sollen angezeiget und gründlich verbessert werden, ungeachtet es eine schwere Arbeit ist, unvermeidliche Fehler zu verbessern. Sie können auch zuverlässig versichert seyn, daß sie nicht Jahre und Tage auf diese neue verbesserte Auflage werden warten müssen, denn der Vorredner sagt ausdrücklich, man wird dieselbe, trotz allen frechen

chen Widersprüchen boßhafter Splitterrichter, ehestens zu hoffen haben, wenn anders die geneigten Versicherungen gelehrter Kenner und Gönner nicht trügen, die schon schriftlich eingelauffen. Wer kan aber besser wissen, was Hr. D. Tr-ll-r im Sinn hat, als sein Vorredner? Und wie sollten die eingelaufenen schriftlichen Versicherungen gelehrter Kenner und Gönner trügen können? Es wird ja der Hr. Doctor nicht glauben, daß sie ihn durch ihre Complimente und Lobsprüche verieren dürfen. Diesemnach ist mit Grund zu vermuthen, daß künftigen Frühling diese neue von unvermeidlichen Fehlern gereinigte Auflage durch geneigten Vorschub dieser gelehrten Kenner und Gönner gewiß zum Vorschein kommen werde: Und darum muß ich alle diejenigen, welche die Esopischen Fabeln von dieser Auflage noch nicht gekauft haben, treulich warnen, daß sie sich damit nicht übereilen, sondern schauen, wie sie sich noch diesen Winter über gedulden, und womit sie sich sonst die Zeit verkürtzen können.

Bey diesem allem kam es mich überaus schwer an, mich in diesen unvermutheten Glückesfall zu schicken, und ich konnte mich nicht eher zufrieden geben, bis ich denselben, und die Art, wie es damit zugegangen, genauer überleget und ausgekundschaftet hatte.

Ich

Ich quälete mich eine geraume Zeit mit hundert Muthmassungen und Wahrscheinlichkeiten, wie es möchte gekommen seyn, daß dieses wichtige Stücke der Vorrede alleine ungedrückt geblieben, da es doch des Drucks eher als alles übrige würdig geschienen. Ich konnte von mir nicht erhalten zu glauben, daß der Hr. D. Tr-ll-r seiner und seines erworbenen Ruhms so weit hätte vergessen, und gestatten können, daß seine Neider und Verläumder ungestraft über ihn triumphierten; diese Vertheidigungsschrift selbst läßt niemand zweifeln, daß es nicht ein rechter Ernst bey ihm gewesen, mit seinen Feinden eine Lanze zu brechen; und gesezt, daß sein grosses und dabey sanftmüthiges Hertz dieses alles hätte verdauen können, so ist diese Schutzschrift an ihr selbst und nach ihrem innern Werth betrachtet, so wohl gerathen, daß ich nicht begreiffen kan, wie der Hr. Doctor, ohne die gröste Ungerechtigkeit zu begehen, in die Unterdrückung dieses vornehmen Stücks seiner Vorrede jemahls hätte einwilligen können. Ich an meinem Ort halte es vor ein rechtes Meisterstücke in der pathetischen Schreibart, und ich getraue mir ohne Schmeicheley zu sagen, daß Hr. Tr-ll-r noch nichts mit solchem lebhaften nnd ungekünstelten Feuer geschrieben habe, und ich zweifle ob Deutschland etwas in dieser Art

Schrif-

Schriften aufzuweisen habe, das mit diesem in einige Vergleichung komme. Fast aus gleichmässigen Ueberlegungen konnte ich nicht glauben, daß seine Freunde, diejenige nemlich, die seinen Ruhm vor allen Anfällen zu bewahren sich von Hertzen angelegen seyn lassen, sich sollten vermessen haben, dieses namhafte Stücke seiner critischen Einsicht ohne sein Vorwissen zu unterschlagen; sie konnten ja wohl gedencken, daß dieses ihr Beginnen nicht verborgen bleiben könnte, und daß sie sich dadurch nothwendig eines geheimen Verständnisses mit seinen geschwornen Feinden verdächtig machen würden. Zuweilen wollte mir sehr glaublich scheinen, daß diese Verstümmlung der Tr-ll-rischen Vorrede und Beraubung eines ihrer ansehnlichsten Glieder für eine Würckung des boshaften Neids seiner Feinde zu halten sey; alleine diese Wahrscheinlichkeit verschwand so gleich, wenn ich betrachtete, daß Hr. Tr-ll-r die Sorge und Verpflegung seines Fabelwercks seinen geheimsten Freunden anvertrauet, daß es also seinen Feinden unmöglich gefallen wäre, demselben beyzukommen, und ihren Muthwillen daran zu verüben. Als ich diese Unschlüssigkeit meiner Gedancken einem meiner vertrautesten Freunde eröffnete, wollte mich derselbe überreden, diese Verstümmlung wäre die Folge einer mit guter Vorbetrachtung

und auf hohen Rath der obrigkeitlich verordneten Bücher-Aerzte vorgenommenen Operation, die an dieſem Gliede eine häftige Entzündung wahrgenommen, zu welcher der kalte Brand geſchlagen, daher ſie keinen beſſern Rath gewußt hätten, als daß man dieſes angeſteckte Glied der Vorrede abſtieſſe, nach einer bekannten Regel, Enſe recidendum eſt, ne pars ſincera trahatur. Alleine mein Freund wollte nicht hartnäckigt auf ſeiner Muthmaſſung beharren, als ich ihm überzeugende Proben von der Gelindigkeit und Gefälligkeit der Herren Cenſoren in L. . . . vor Augen legete. Alſo mußten wir endlich dieſe Verſtümmlung einem ſeltſamen Spiel des Glückes zuſchreiben, wir befanden einmüthig, daß dieſer halbe Bogen in der Drükerey durch Verwahrloſung des Setzers müſte verlohren, und aus Unachtſamkeit zu dem Krämer getragen worden ſeyn; und da ſich niemand getraut hätte, dieſen Verluſt zu erſetzen, wäre man genöthiget geweſen, die Vorrede ex abrupto zu ſchlieſſen, dabey aber dieſen Mangel ſo gut als möglich zu verbergen, und inzwiſchen bedacht zu ſeyn, wie man dieſe Verwahrloſung beſchönigen, und gegen Hrn. D. Tr-ll-r entſchuldigen wollte.

Bey allem aber kam uns am allermerckwürdigſten vor, daß dieſes verlohrne Fragmentum viel eher in die Schweitz als anderſtwohin

wohin verſchlagen werden, und juſt demjenigen in die Hände fallen müſſen. der den wahren Werth deſſelben zu entdecken und es von ſeinem ſo nahen Untergange zu retten wußte, der aus beſonderer Hochachtung für Hrn. Tr-ll-r ſich auch dazu verbunden erkennete. Man ſetze nur, daß es dem Verfaſſer der Critiſchen Dichtkunſt oder einem ſeiner Freunde in ihre unbarmhertzigen Hände gerathen wäre, wie grauſam und unverantwortlich würden ſie ſelbiges nicht gemißhandelt und ſo zugerichtet haben, daß ſolches aus ihren Händen zu retten weder Rath noch Hoffnung übrig geblieben wäre? Man hat ſchon längſt angemercket, daß die Gerechtigkeit unter andern Regeln, die ſie in Beſtimmung ihrer Straffen insgemeine beobachtet, auch dieſer folget, daß ſie den Menſchen damit ſtraffet, womit er geſündiget hat. Ich kan mit Grund dazuſetzen, daß eben dieſelbe Billigkeit erfordere, daß einer an dem Orte büſſe, wo er geſündiget hat. Wenn dieſes Fragmentum in Deutſchland ans Licht wäre geſtellt worden, ſo hätte es bey weitem nicht die Dienſte leiſten und den Nutzen ſchaffen können, den es jezo unfehlbar ſchaffen wird. Ein volles Jahr ſtreicht insgemeine vorbey, ehe dergleichen Schriften wegen der Abgelegenheit in die Schweitz kommen, und unter uns bekannt werden; nun würden die-

se tobende Neider und schäumende Verläumder auf Hrn. Tr-ll-rs Unkosten sich inzwischen recht lustig gemachet, und über sein vorgegebenes Stillschweigen ungestüm getriumphiert haben. Hingegen wird jezo ihrem Muthwillen der Riegel beyzeiten vorgeschoben, und sie werden durch die Bekanntmachung dieser Schutzschrift so sehr in die Enge getrieben werden, daß guter Rath bey ihnen theuer seyn wird; jedermann wird die Gerechtigkeit dieser wohlverdienten Züchtigung erkennen, und ihnen von Hertzen gönnen, und sich erfreuen, daß sie endlich ihren Meister gefunden haben, der ihnen das Handwerck niedergeleget, und so viele unter diesem strengen Joche seufzende Seelen von dieser Critischen Tyrannie auf einmahl erlediget hat. Neben diesem versehe ich mich auch, daß diese Herausgabe die critische Gerechtigkeit der Schweitzerischen Nation von vielem Argwohn und von einem üblen Ruff befreyen werde. Die Deutschen werden daraus erkennen, daß die wenigsten Schweitzer so leckern sind, und einen eben so eckeln Geschmack haben, als die zween Zürchischen Critischen Helden, die alles nach ihrem Kopfe meistern wollen, und die eben deßwegen bey ihren Landsleuten überhaupt nicht höher geachtet werden, als in Ober- und Niedersachsen. Ich werde nun auch

deſto eher Glauben finden, wenn ich bey meiner Eidsgenöſſiſchen Treue verſichere, daß die Verdienſte des Hrn. D. Tr-ll-rs um die deutſche Poeſie, ſo wohl als die Schönheit ſeiner Gedichte, unter uns eben ſo viel Verehrer haben, als wahre Kenner ſind; und man wird ins künftige den regierenden Geſchmack der Schweitzeriſchen Nation nicht mehr, wie bisher, liebloſer Weiſe nach dem eckeln und verzärtelten Geſchmacke des Zürchiſchen Verfaſſers der Critiſchen Dichtkunſt beurtheilen.

Was indeſſen den Werth meines Manuſcriptes, und hiemit auch den Danck für meine Herausgabe, um ein nahmhaftes vermehren muß, iſt die Ueberzeugung, die ich bey mir ſelbſt habe, daß dieſes das Autographum und das einzige Exemplar ſey, welches jemahls in der Welt geweſen, und daß folglich die Erhaltung oder das Verderben deſſelben lediglich in meiner Gewalt und Willkür geſtanden: Ich bin davon ſo feſt überzeuget, als gewiß ich bin, daß derjenige nicht geſcheid handeln würde, der ein Manuſcript, welches jezt unter die Preſſe geleget werden ſoll, durch ſchriftliche Copien bekannt zu machen ſuchen, das iſt, der Sonnen eine Fackel anzünden wollte. Und dasjenige vorausgeſetzet, was ich bisdahin von dem ſeltſamen Geſchicke dieſes Manuſcrip-

scriptes, nicht etwann nur erdichtet, sondern mit Grund erzehlet habe, so kan ich eben so wenig begreiffen, daß Hr. D. Tr-ll-r von dieser Vorrede mehrere Abschriften sollte haben verfertigen lassen, als ich begreiffen kan, daß mein Exemplar mehr als eins sey.

Sollte es dennoch solche unglaubige Spötter geben, die mich in den Verdacht fassen, und die Leute bereden wollten, als ob ich dieses Manuscript nicht auf besagte wunderbare Weise bekommen, sondern aus Muthwillen erdichtet und Hrn. D. Tr-ll-r untergeschoben hätte, so würden sie dadurch entweder ihre dumme Einfalt, oder ihre Boßheit augenscheinlich verrathen: Ihre Einfalt, indem sie sich vermässen, mir etwas zuzuschreiben, welches ich, so wenig als sie selbst, auf eine solche Art und mit so vieler Geschicklichkeit auszuführen im Stande seyn würde; Ihre Boßheit, indem sie Hrn. D. Tr-ll-r aus Mißgunst eben so vermessen dasjenige absprächen, was nach aller Kenner Urtheil niemand als Hr. D. Tr-ll-r zu verfertigen geschickt gewesen. Diejenigen, die desselben moralische Ernsthaftigkeit, seine pathetische Schreibart, und seine feine Art höflich und galant zu spotten, kennen, sind gegen dergleichen verführerischen Argwohn genugsam bewafnet; In Ansehung solcher aber, die

wegen ihrer Leichtglaubigkeit in Gefahr ſtehen möchten, von dergleichen Spöttern verführt zu werden, mache ich mich hiemit öffentlich anheiſchig, ihnen mit ehrlichen Zeugen zu beſcheinigen, daß ich dieſes Manuſcript von ungefehr und auf die Weiſe, wie ich erzehlet habe, durch die Hand meines Kaufmanns von Leipzig empfangen habe; und ich zweifle keinesweges, wenn Hr. Tr-ll-r ſeine Freunde, denen er ſein Manuſcript anvertrauet, und dieſe den Schriftſetzer, dem ſie es werden überantwortet haben, darum mit Ernſt befragen werden, daß nicht ihre Ausſage mit meiner Erzehlung übereinſtimmen und ſie bekräftigen werde. Wenigſtens bin ich von Hrn. Tr-ll-rs moraliſcher Neigung zur Billigkeit verſichert, daß er mir ſelbſt, wenn es vonnöthen ſeyn würde, mit einem öffentlichen und unwiderſprechlichen Zeugniſſe zu Steuer der Wahrheit nicht entſtehen, ſondern dieſe Arbeit für die ſeinige erklären, und (*) alſo den Verdacht von mir ablehnen würde, als ob ich ſo ſchlimm wäre, ſolche Kinder, die ihrem natürlichen Vater boßhafter Weiſe entführt worden, in meinen Schutz zu nehmen und für die meinigen zu erziehen.

Da ich nun dieſe Vorrede und Schutzſchrift des Tr-ll-riſchen Fabelbuchs dem Hrn. Doc-

(*) Siehe die Vorrede zum II. Theil ſeiner Gedichte.

Doctor ſelbſt, als dem wahren Verfaſſer zuſchreibe, muß ich die Leſer erinnern, daß ſie ſich nicht etwann dadurch irre machen laſſen, wenn ſie gewahr werden, daß derſelbe nicht nur in der gedruckten Vorrede, ſondern auch in dem gegenwärtigen Anhange nicht in ſeinem eigenen Nahmen, ſondern in der dritten Perſon als von einem andern redet; denn dieſes geſchiehet nur aus einer poetiſchen Demuth und Beſcheidenheit, damit es nicht das Anſehen habe, als ob er ſich ſelbſten lobe, von dieſer Eitelkeit iſt ſeine großmüthige Seele himmelweit entfernet, allermaſſen wir überzeugende Proben davon haben, zum Exempel da ſeine Lobredner ſich ſelbſt öffentlich (*) beklagen müſſen, er ſey auf ſie recht böſe worden, und habe es ihnen nicht verzeihen wollen, daß ſie die Wahrheit ſo deutlich von ihm geſagt haben. Viele Vorredner unſrer Zeiten loben die Wercke ihrer Helden mit einer Niederträchtigkeit und Unverſchämtheit, welche man kaum einem Verleger zu gute halten kan. Ein gewiſſer geiſtreicher Mann hat das lächerliche Thun dieſer Leute in einem ſinnreichen Bild ſehr artig vorgeſtellet; er hat geſagt: „ Dergleichen-Vorſprecher und ihre „ Verfaſſer ſcheinen mir eben ſo lächerlich „ als jener welſche Marcktſchreyer, der mit „ einem tiefſinnigen Ernſt auf einem alten

(*) Siehe die Vorrede zum I. Theil ſeiner Gedichte.

„ Rosse einherzutraben pflegte, und einen „ Knaben voran lauffen ließ, der dem sich „ versammelnden Pöbel mit heller Stim„ me verkündigen muste, daß sein Herr und „ Meister, das Wunder seiner Zeit, der „ Phönix der Aerzte, die Sonne der Wis„ senschaften, ein unsterblicher Erhalter des „ menschlichen Geschlechtes, der Bezwinger „ aller Kranckheiten u. s. w. sey. Zu wel„ chem allem der Zahnarzt nur seinen Bart „ streichelte, und zu Zeiten zu den Umste„ henden nur dieses sagte: Der Knabe „ spricht nichts als die wahrheit: Ich rüh„ me mich nicht; aber er kennet mich. „ Alleine unser Hr. D. Tr-ll-r ist eines weit edelmüthigern Sinns, er hat deswegen dem J. C. B. der die beyden Theile seiner Gedichte mit Vorreden versehen, ausdrücklich untersagt, daß er den Werth seiner Gedichte nicht anpreisen sollte: Aber eben dieser Vorredner giebt nicht undeutlich zu verstehen, was für ein hartes Gebot dieses sey, und wie schwer es ihm falle, den Werth und die Verdienste eines Mannes oder einer Schrift, die jedermann so ausnehmend vorkommen, als gleichgültig zu behandeln. Man muß es darum vor die Würckung einer raren Bescheidenheit halten, daß Hr. Tr-ll-r bey der Ausgabe seiner Fabeln das Amt eines Vorredners keinem Fremden an-

ver-

vertrauet, sondern solches sich selbst vorbehalten, und durchaus so bescheiden von sich selbst geredet hat, daß man beynahe meinen würde, er kennete sich selbsten nicht, und der Verfasser des Fabelwercks gienge Hrn. Tr-ll-r von Haut und Haar nichts an. Ich habe mir auch sagen lassen, er habe sich über das, wiewohl höchstverdiente Lob, welches ihm der Hr. von Böhlau in seinen Jugend-Früchten Bl. 429. und 430. beygeleget hat, weit häftiger entrüstet, als über die Verläumdungen des Verfassers der Schweitzerisch-Critischen Dichtkunst. Alleine ich finde dieses Lob so gerecht, daß ich mich nicht entbrechen kan, solches hier anzufügen und zu wiederholen. Es heißt Bl. 430.

Das that der grosse Geist, der mehr als tausend nützet,
Mein Tr-ll-r, dessen Ziel die Ehre Deutschlands stützet,
Dem einst noch Gronov, Clerc, Grav u. Salmasius,
Ja Grot' und Scaliger den Vortritt gönnen muß.

* * *

Der Franckreichs Mundart, der Beinen Witz verlacht,
Weil seiner Muse Glutz sich ihrer Meister macht.

Die Gerechtigkeit dieser Lobeserhebung ist ja in dem allgemeinen Ausspruche Salomons gegründet, der in seinem Prediger Cap. IX. v. 4. 5. 6. sagt: „Ein lebendiger H-- ist „besser als ein todter Löwe; denn die Le-

„ bendigen wissen, daß sie sterben werden,
„ die Todten aber wissen nichts, sie verdie-
„ nen auch nichts mehr. Denn ihr Ge-
„ dächtniß ist vergessen, daß man sie nicht
„ mehr liebet, noch hasset, noch neidet,
„ und sie haben keinen Theil mehr auf der
„ Welt in allem, das unter der Sonnen
„ geschieht.„ Nun sind aber Gronov, Clerc, Grav, Salmasius, Groot und Scaliger todt; sollte denn nicht dem Hrn. Tr-ll-r ein billiger Vorzug über diese alle gebühren? Und die zwo leztern Zeilen sind so unbestimmt, daß ich gar nicht sehen kan, was die Neider des sich ausbreitenden Tr-ll-rischen Ruhms daran auszusetzen haben. Man wird bey den Franzosen und Britten noch allezeit solche Scribenten antreffen, die an Munterkeit und Witz zu übertreffen, eben keine grosse Kunst erfodert wird; und ich bin sicher, wenn der Hr. von Böhlau sich erklären müßte, was er vor Franzosen und Britten gemeint habe, über die er seinem Meister einen solchen Vorzug giebt, es würde jedermann den grossen Unterschied zwischen diesen und jenen erkennen und die Vergleichung gutheissen müssen. Aber so billig und bescheiden auch dieses Lob immer seyn mag, so muß dennoch Hr. Tr-ll-r selbiges nicht gerne, noch mit gleichgültigem Gemüthe aufgenommen haben, alleine aus

der

der vorsichtigen Beysorge, es mögte selbiges etwann von neidigen Spöttern wider die Absicht des Lobredners verdrehet und gemißdeutet werden. Sehet da ein seltenes Muster einer recht edelmüthigen Bescheidenheit bey einem Verdienst-vollen Dichter, und zugleich die wahre Ursache, warum er in der Vorrede zu seinem neuesten Fabelwerck das Wort selbst führet, doch so, daß es scheinet, als ob er von einem andern rede.

Wollte aber jemand nur dieses behaupten wollen, Hr. Tr-ll-r habe diese Vorrede nicht selbst geschrieben, sondern nur etwa in die Feder dictirt, oder nachdem sie von einem seiner Schüler verfertiget worden, übersehen, verändert und verbessert, so will ich mit einem solchen keinen Zanck anfangen, massen auch in diesem Sinne von Hrn. Tr-ll-r eben so wohl kan gesagt werden, daß er der Verfasser dieser Schutz-Schrift sey, als dorten von Herodes gesagt wird, er habe alle Kindlein zu Bethlehem geröder.

Alleine ich will das gereizte Verlangen meiner Leser nicht länger an dem Genusse meines Manuscripts hindern, zumahl da ich dessen Werth bisdahin nicht geschickter angepriesen habe, als dorten die Lobredner Salomons bey der Königin von Saba die

Weißheit desselben nach ihrer Würdigkeit beschrieben haben. Ich bin auch versichert, daß die eigene Erfahrung meine Leser eben so wohl, als jene Königin, von des Lobredners Ungeschicklichkeit überzeugen, und meinem Lobe erst das rechte Gewicht geben werde. Mithin da dieses Manuscript uns den schönsten Anlaß giebt, manche critische Wahrheit in ein helles Licht zu setzen, so wird man mir erlauben, selbiges mit Anmerckungen zu versehen, inmassen es diese Ehre besser verdienet, als manches altes lateinische oder griechische Manuscript, welche oft so unverständlich an sich selbst sind, oder von den Commentatoren gemachet werden, daß man selbst nicht weiß, woran man sich halten soll. Mein Manuscript bedarf keiner dergleichen Erklärungen, und sie würden eben so wenig nütze seyn, als wenn man der Sonne an dem hellen Mittag eine Fackel anzünden würde. Die Absicht meiner Anmerkungen gehet alleine dahin, einige moralische und critische Grundsätze, die nur beyläuftig angeführet werden, und auf welche der Verfasser seine Urtheile gründet, um der Einfältigen willen weiter auszuführen, und die Kunst, die in dieser gantzen Schutzschrift verborgen lieget, einigermassen aufzudecken.

Fra-

FRAGMENTUM
der Vorrede zu den
Tr-ll-riſchen Fabeln,
Oder
Schutz-Schrift
gegen den Verfaſſer der
Critiſchen Dichtkunſt.

* * *

MEin Gott! was erhebet nicht der ehrliche

Anmerckungen.

Mein Gott!) Sehet da, in was vor einer chriſtlichen Verfaſſung das ſanftmüthige Hertz des Verfaſſers geſtanden hat, als er ſich an dieſe Vertheidigung gemachet. Ein anderer hätte aus einem andern Thone angefangen, als etwann:

Arma Virumque cano! . . . .

Oder:

Muſa mihi cauſas memora, quo numine læſo,
Quidve dolens Regina Deûm, tot volvere caſus
Inſignem pietate virum, tot adire labores
Impulerit. Tantæne animis cœleſtibus iræ!

Aber unſer ſanftmüthige Verfaſſer nimmt ſeine Zuflucht, als ein chriſtlicher Poet, zu der Invocatione, oder Anruſung.

liche Mann vor ein greuliches Lermen: Mit

rufung. Er drückt dadurch seine Empfindlichkeit und innigste Wehmuth, nicht über die ihm angethane Unbill; sondern über die schwere Versündigung des Verfassers der neuen Critischen Dichtkunst, sehr lebhaft aus. Man kan im übrigen von dieser poetischen Anrufung Hrn. G-tsch-ds Critische Dichtkunst nachsehen.

Dieser ehrliche Mann) Er meinet den Schweitzerischen Verfasser der neuen Critischen Dichtkunst: Er neunet ihn einen ehrlichen Mann, nicht per antiphrasin, wie etwann die Spötter meinen mögten; sondern damit er zeige, daß ihn die empfangene Unbill nicht hindere, auch von seinen Feinden gutes zu reden, nach dem bekannten Axiomate, & in hoste laudanda Virtus. Und wenn wir dem Seneca glauben wollen, so ist der Ruhm eines ehrlichen Manns allem andern Ruhm, auch dem Ruhm eines grossen Dichters, eines scharfsinnigen Kunstrichters ꝛc. weit weit vorzuziehen: Magno impendio temporis, magna alienarum aurium molestia laudatio hæc constat, ô Hominem Literatum! Simus hoc titulo rusticiore contenti, ô VIRUM BONUM. Und in diesen Gedancken stehet auch unser Verfasser, daher er sich diesen Titel alsofort selbst beyleget, wenn er sagt: Wichtige Ursachen . . . ehrliche Leute so unbändig anzugreiffen! Wo dieses Beywort ja unmöglich antiphrastice kan verstanden werden.

Was erhebet er nicht vor ein greuliches Lermen?) Da er nemlich in dem siebenden Abschnitte seiner Critischen Dichtkunst, wo er von der Esopischen Fabel ausführlich handelt, sich daran nicht begnüget, die Tr-ll-rische Untersuchung von der Natur der Fabel, Bl. 173. 175.

Mit was vor Hefftigkeit und Bitterkeit stöſſet er seine Urtheile nicht aus? Warum denn dieſes alles? nemlich um Sylben, Gedanken,

175. 177. 188. u. f. 195. höhnisch durchzuziehen, sondern noch überdas von Bl. 214. bis 262. alleine bemühet ist, die in dem Anhange der Tr-ll-rischen Gedichte befindlichen Fabeln durch die Musterung gehen zu lassen. Was bedurfte es solcher Weitläuftigkeit, wenn er nichts mehrers sagen wollte, als daß ihm diese Fabeln mißfallen?

Mit was vor Hefftigkeit und Bitterkeit ꝛc.) Warum muß er die Tr-ll-rische Untersuchung unbegründet und unglücklich nennen? Warum die Fehler, die sich etwann ereignen, just vor eine Würckung einer schlechten Ueberlegung angeben? Warum auf den Widerspruch, den er zu entdecken meinet, als etwas recht kindisches schmähen? Und wann würde ich fertig werden, wenn ich alle die Critischen Hiebe und Streiche, womit er lincks und rechts unbarmhertziger Weise und ohne Mitleiden um sich schmeißt, nahmhaft machen wollte? Ich bitte meine Leser, die Mühe selbst zu nehmen, und den siebenden Abschnitt der Critischen Dichtkunst mit Nachdencken zu lesen, so werden sie dem Hrn. Doctor das Zeugniß geben müssen, daß er noch gnädig mit seinem Feinde verfährt, wenn er ihn bloß einer Hefftigkeit und Bitterkeit in seinen Urtheilen beschuldiget. Wenn er demselben nicht verschonet hätte, so wäre es ihm ohne Zweifel ein leichtes gewesen, seine Urtheile vor falsch und unbegründet auszuschreyen.

Um Sylben, Gedancken, Worte und Reime) Ich bin lange im Zweifel gestanden, ob sich nicht das Wort Gedancken hier wider die Absicht des Verfassers eingeschlichen habe: Denn, gedachte ich, falsche Gedan

ken, Worte, und Reime, um Fabeln und Mähr-

dancken sind endlich noch wohl einer Beurtheilung werth; und der Eifer eines guten Kunstrichters gegen solche mögte endlich noch wohl zu rechtfertigen seyn. Alleine da mir die Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen No. LXXIV. ungefehr in die Hände fielen, allwo die neue Auflage der Tr-ll-rischen Fabeln sehr fleissig angepriesen, dem Schweitzerischen Kunstrichter seine tollkühne Vermessenheit derbe verwiesen, und die Vertheidigung dieses unverbesserlichen deutschen Dichters mit seinen eigenen Kern-Worten beschlossen wird, fand ich zu allem Glücke eben diese Ausdruckung; es heißt gegen dem Ende: um Sylben, Gedancken, Wörter und Reime müssen Bescheidenheit, Gelindigkeit und Menschenliebe gänzlich hintan gesezt werden? Diese Stellen sind einander so ähnlich, daß keine ohne die andere kan verändert werden, und es schwer zu errathen ist, welche von der andern abgesehen worden: Auch kan Hr. Z* am besten wissen, was Hrn. D. Tr-ll-rs Gedancken über critische Materien seyn. Ich verwerfe daher meine erste Muthmassung selbst, und erkläre den Sinn des Verfassers so, daß er nicht mehrers sagen wolle, als, man müsse den irrenden Scribenten, wenn sie auch gleich in den Gedancken noch so übel verstossen, mit Sanftmuth und Höflichkeit zurecht helfen.

Um Fabeln und Mährchen) Mährchen sind wunderbare und abentheurliche Erzehlungen, die nicht die geringste Wahrscheinlichkeit haben; hiemit wunderbare Lügen, dergleichen unverständige Ammen den kleinen Kindern zu erzehlen, und ihnen damit die Zeit zu kürzen pflegen. Diese Mährchen haben eben eine so lehrreiche Absicht, als die guten Fabeln; doch kan dieses ihren Gebrauch nicht rechtfertigen: Man muß die Wahrheit und das Nützliche nicht durch Lügen fort-

pflan-

Mährchen, die zum Zeitvertreib für die Ju-

pflantzen, und die unerfahrne Leichtgläubigkeit der Kinder nicht mißbrauchen, noch weniger ihren Geschmack durch abgeschmackte und unmögliche Erzehlungen zu einer Zeit verderben, da sie noch nicht im Stande sind, zwischen link und recht selbst zu unterscheiden. Aus diesem läßt sich die Frage leicht entscheiden, welche Hr. Z* in der oberwehnten LXXIV. No. der Hamburgischen Berichte bey Anlaß der Tr-ll-rischen Fabeln auf die Bahn bringet, nemlich, Was vor deutsche oder lateinische Fabeln der Schul-Jugend zu belieben, und in denen untersten Classen einzuführen rathsam seyn mögte? Ich antworte, nur keine Mährchen nicht, sondern alleine solche Fabeln, die ihre Glaubwürdigkeit bey allem Scheine des Wunderbaren genugsam rechtfertigen können. Man würde sich aber übel betriegen, wenn man aus dieser Stelle schliessen wollte, als ob Hr. D. Tr-ll-r seine Fabeln selbst in keinem höhern Werth hielte, als die Mährchen unverständiger Ammen; Das sey fern. Er bedient sich hier sehr geschickt einer Figur, welche die Schulgelehrten Meiosin oder Tapeinosin heissen, welche etwas von seinem Werth künstlich herunterseţet und verächtlich macht, damit etwas anders dadurch augenscheinlich erhoben werde. Weil nun Hr. Tr-ll-r seines Gegners Heftigkeit und Bitterkeit in seinen Urtheilen recht lächerlich machen wollte, so mußte er seine eigene Arbeit, mit deren Beurtheilung sich dieser Criticus was grosses dincket, um ein namhaftes selbst verkleinern: Angesehen es ja recht lächerlich lassen würde, wenn ein grosser Kunstrichter mit eben dem Ansehen und der Ernsthaftigkeit, mit welcher er etwann die Wercke eines Homers und Virgils beurtheilen pfleget, die kindischen Mährchen einer Amme untersuchen, oder die Kinder in ihren närrischen Spielen hofmeistern wollte.

Jugend aufgesetzet, und als ein unvollkommener Versuch angegeben worden. Wichtige

Die zum Zeitvertreib für die Jugend aufgesetzet) Es fährt der Vorredner in der angefangenen Figur fort; und man muß dieses nicht im Ernst aufnehmen. Hr. D. Tr-ll-r weiß viel zu wohl, was für Behutsamkeit in dem Umgange mit der Jugend erfodert wird, und daß es nicht gleichgültig ist, woran man ihren Geschmack gewöhne: Nach dem bekannten

Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu. - - - - - - -

Als ein unvollkommener Versuch angegeben worden) Sein eigenes Bekenntniß in seiner Untersuchung von der Natur der Fabel Bl. 559. ist hierüber gar deutlich: „ Diese Fabeln werden hiermit dem geneigten Leser, als ein Anhang, dargereicht, zwar „ nicht in der Meinung, daß sie etwas vollkommenes seyn sollten. „ Und etwas ferner: „ Ich muß „ selbst bekennen, daß einige schon längst verfertigte „ die strengsten Prüfungen nicht aushalten dürften. „ Wiewohl er anbey versichert, daß er sich äusserst habe angelegen seyn lassen, mit Wissen und Willen nicht wider die schweren Regeln der Fabel zu verstossen. So groß aber die Bescheidenheit Hrn. D. Tr-ll-rs ist, kan ich gleichwohl das unhöfliche Zeugniß des Vorredners zu dem zweyten Theile der Tr-ll-rischen Gedichte darum nicht gutheissen, z. Ex. wenn er unter anderm von eben dieser Haupt-Tugend unsers grossen Dichters meldet, „ Er suche seinen unverdienten langen Ruhm mehr mit Bescheidenheit zu verbergen, „ als mit frechem Hochmuth auszubreiten. „ Heißt dieses nicht seinen Helden dem Gespötte der Feinde preiß geben, und ihnen die Waffen selbst in die Hände liefern,

rige Ursache, sich so lächerlich zu entrüsten, und

liefern, womit sie ihm beykommen können, wenn man öffentlich von einem bezeuget, daß er den Ruhm, welchen er erlanget hat, nicht verdiene? Der Hr. D. Tr-ll-r kan sein eigenes H u Stroh nennen; aber das ist darum einem andern nicht erlaubt, und Complimente muß man nicht grad vor Ernst aufnehmen. Nicht besser ist, was bald hernach folget: „Viele „ seiner Gedichte hat er in seiner noch blühenden und „ feurigen Jugend verfertiget, daher die Worte oft „ besser sind, als die Gedancken. „ Und an einem andern Orte: „ Er gläubt, die gelehrte Welt könne „ seiner poetischen Gedancken, die, aus Mangel der „ Zeit, nie sattsam ausgearbeitet werden können, „ mit leichter Mühe entrathen. „ Was könnte wohl der ärgste Feind schimmers von einem Gedichte sagen, als daß es nicht ausgearbeitet, und daß die schönen und prächtigen Worte wohl das beste daran seyn? Wenn Hr. Doctor selbst sich also erklären würde, so würde es jedermann vor eine Ausdruckung seiner angebohrnen Bescheidenheit aufnehmen: Aber da es von einem andern gesagt wird, von dem man voraussetzet, daß er ausser Stand sey, seinen Helden zu bekämpfen, so dürften dergleichen lose Reden im Ernst aufgenommen werden.

Wichtige Ursache, sich so lächerlich zu entrüsten) Man bemercke hier die pathetische Figur des Ausrufs, welche dem thörichten Kunstrichter nothwendig eine Röthe ins Angesicht jagen, und ihn mit Scham bedecken wird. Sollte es nicht lächerlich seyn, daß ein ernsthafter Criticus sich über unschuldige und dabey noch lehrreiche Mährchen einer Kinderwarterin, über junger Leute Scherz und Kurtzweil, über Sylben und Reimen, und andere solche Kleinigkeiten so heftig entrüstet, als ob es um die Bestrafung eines Hochverraths zu thun wäre?

und ehrliche Leute ſo unbändig anzugreiffen, als ob es einen ſonderbaren Glaubens-Artickel oder bedencklichen Friedens-Schluß anbeträfe. Richer mag ihm antworten:

Du ſolide Cenſeur diſtinguons le Pédant!
Cet Animal chagrin, plein d'un orgueil extréme,
N'aprouve rien, que ce, qu'il fait lui-méme.
Sur tout il imprime ſa dent.

Man weiß wohl die Freyheit, die Gelehrte dieß-

(Ehrliche Leute) Ehrliche Leute angreiffen, iſt eine zweydeutige Redensart; denn entweder heißt dieſes jemand durch Verleumdung an ſeinem ehrlichen Nahmen kräncken, oder, einen ehrlichen, unverleumdeten Mann wegen einiger Mängel und Gebrechen, die den ehrlichen Nahmen nicht berühren, tadeln und beſtrafen. Und in dieſem leztern Sinn wird dieſer Ausdruck öfters per fallaciam compoſitionis, wie die Schulgelehrten ſich in ihrer geweyheten Sprache ausdrücken, gemißbraucht; grad als ob einer kein ehrlicher Mann ſeyn könnte, wenn er nicht ein untadelhafter Poet, oder unverbeſſerlicher Fabeldichter wäre. Man kan darüber mit Erbauung nachleſen, was in der Sammlung ſatyriſcher und ernſthafter Schriften, in der Vertheidigung Briontes des jüngern, abſonderlich Bl. 254. und 255. über dieſe Materie vorkömmt.

Man weiß wohl die Freyheit, die ꝛc.) Und warum ſollten es die Herren Hamburger nicht wiſſen, da Briontes der jüngere ſolches erſt neulich mitten unter ihnen ſo handgreiflich erwieſen hat, daß ich glaube, es ſey wohl mehr als einer, der es heimlich beſeufze, daß dieſe Wahrheit Wahrheit iſt. Siehe die Vertheid. Bront. des jüngern Bl. 256. 259. 260. u. f. Aber

unſer

dießfalls über einander haben; es stehet jedem frey, Schriften zu beurtheilen; es ist auch nützlich und löblich: Alleine es muß mit Bescheidenheit und Gelindigkeit, und nicht in einer Sprache geschehen, die man eher in denen Mühlen, Scheuren und Schenken, als unter gelehrten und wohlgesitteten Leuten, zu hören gewohnt ist.

Sind Wort und Sylben denn von solcher Wichtigkeit,
Daß man so ungestüm, wie Härings-Weiber, schreyt?

Dieß

unser grosser Dichter hat keine Ursache, diese Wahrheit zu fürchten. Siehe daselbst Bl. 262. 264. Er hat mehr, als ein Kleid, „ er kan wohl leiden, wenn „ man ihm, so zu sagen, sein poetisches Kleid aus„ ziehet, ja es würde ihm ein leichtes seyn, solches „ selbst abzulegen, indem er noch andere Kleider im „ Vorrath hat, welche er geziemend anlegen, und sich „ damit unter Leuten zur Noth noch sehen lassen kan. „ Wie sein Vorredner zu dem zweyten Theil seiner Gedichte mit eben diesen Worten gar sinnreich und gründlich von ihm bezeuget.

Es muß mit Bescheidenheit und Gelindigkeit ꝛc.) Man kan dieses in der oben gedachten Vertheidigungs-Schrift, Bl. 270. u. f. desgleichen Bl. 281. u. f. gar gründlich ausgeführet lesen.

Sind Wort u. Sylben denn von solcher Wichtigkeit) Diese Verse haben die Kraft eines poetischen Exorcismi, der alle critischen Spottgeister in die Flucht treiben kan: Und sie gehören als ein wichtiger Zusatz in Hieronymi Mengi Flagellum Dæmonum.

Dieß bringt der Wissenschaft gewiß den gröſten Schaden,
Den ihre Meister selbst durch Grobheit auf sich laden,
Dadurch wird sie hernach vernünftigen verhaßt,
Und ein Gelehrter ist so viel als ein Fantast.

Man lese hiervon weiter unsers Verfassers Gedichte auf den seel. Hrn. Fabricius, von der unanständigen Schmähsucht der Gelehrten, nebst denen Anmerckungen, und bessere sich. Man weiß nicht, ob man den bösartigen Schriftrichter mehr belachen, oder beklagen soll, welcher andern Leuten die Fehler in Schriften zeigen will, und doch selbst einer viel wichtigern Verbesserung seiner rauhen und störrischen Sitten u. unhöflichen Schreibart nöthig hat, wie der Leser mit Erstaunen wahr-

Der selbst einer viel wichtigern Verbesserung nöthig) Ein bekanntes Schul-Dictum lautet: Turpe est Doctori, quem culpa redarguit ipsum. Wer andre mit Recht tadeln will, der muß selbst ohne Fehler und Gebrechen seyn: Da nun keiner vollkommen und Engelrein ist, so wäre es ja weit besser, und für die gemeine Ruhe weit verträglicher, daß man das Tadeln und Richten, als ein friedenstörendes Handwerck, gänzlich einstellete, und einander hälfe, die gemeine Unvollkommenheit mit dem Mantel der Liebe zudecken. Solcher läßt sich schon aus einander ziehen, daß er weit genug wird, die Blöſſe so vieler Leute zu bedecken.

Mit Erstaunen) Der Verfasser kennet das Herz der Menschen, insbesondere seiner deutschen Leser, so wohl, daß er mit Gewißheit voraus sagen kan, was diese oder jene Vorstellung vor einen Eindruck auf dasselbe machen werde. Hier verkündiget er ein Erstaunen

wahrnehmen wird. Alleine laßt uns nun einige der wichtigſten Einwürffe beſehen, die er

nen, nemlich ein ſolches, das mit Furcht und Abſcheu verknüpfet iſt:

Improviſum aſpris veluti qui ſentibus Anguem
Preſſit humi nitens, trepidusque repente refugit
Attollentem iras, & cærula colla tumentem.

Einige der wichtigſten Einwürffe) Das Gewichte der Einwürffe wird gemeiniglich von dem, der ſie machet, und von dem, der ſie beantworten ſoll, in einer ganz ungleichen Waage abgewogen. Sie werden hier die wichtigſten Einwürffe genennet, nicht als ob ſie an ſich ſelbſt einiges Gewicht haben; ſondern in Vergleichung mit den übrigen Einwürffen, die wahrhaftig leichter ſind, als die Spreu. Ich will meinen Leſern zu gefallen eine kurtze Liſte von dieſen Einwürffen herſetzen, damit ſie ſelbſt ein Urtheil davon fällen können. Der Verfaſſer der Crinſchen Dichtkunſt wirft demnach folgende Fragen auf, die ſich auf Hrn. Tr-ll-rs Unterſuchung von den Fabeln, und auf die Fabeln ſelbſt beziehen, die in dem Anhange ſeiner Gedichte ſtehen. Ob Eſopus ſeinen Fabeln die Lehren ſelbſt angehanget? Bl. 173. Ob Phäder zu tadeln ſey, daß er die Lehre der Fabeln mehrmahlen vorne zu Anfang der Erzehlung geſetzet hat? Bl. 175. Ob la Motte wegen der weitläuftigen Vorreden, die er vor ſeinen Fabeln geſetzet, zu entſchuldigen? Bl. 177. Ob die menſchlichen Fabeln wegen Mangel des Wunderbaren allemahl verwerflich ſeyn? Bl. 188. u. f. Ob la Motte geirret, da er die Fabel ein kleines Epiſches Gedichte genennet? Bl. 195. Ob die Fabel von dem kleinen Knaben, der das Meer in ein kleines Grüb-

er wider die Trillerischen Fabeln gemacht, um

lein ausschöpfen wollen, von Hrn. Tr-ll-r erfunden worden, und ob diese Erfindung gutzuheissen sey? Bl. 215. Ob die Veränderung des Oceans in den Rheinstrom, und des Grüblems in zween Töpfe, in dieser Fabel, ganz gleichgültig sey? Bl. 216. Ob die gelehrte Absicht, die Hr. Tr-ll-r dem Knaben bey diesem Unternehmen zuschreibet, wahrscheinlich sey? Bl. 218. Ob die Fabel von dem Kinde und dem Frosche nicht wegen Mangel des Wunderbaren verwerflich sey? und ob die Lehre, welche Hr. Tr-ll-r daraus herleitet, nicht gezwungen sey? Bl. 219. u. f. Ob die Fabel, der Hund auf einem sammtenen Küssen und der Hausherr, nicht ohne Noth unter die wunderbaren Fabeln gezehlet worden? Bl. 223. Ob die Fabel, der gereiste Mann ein wunderlicher Koch, etwas mehrers sey als ein blosses Gleichniß? Bl. 225. Ob die Fabel, die Raben-Bleiche betittelt, neu und nothwendig sey? Bl. 227. Ob Hr. Tr-ll-r in seiner Untersuchung von Fabeln Bl. 568. Ursache gehabt, die Eisenische Fabel von dem Fuchse in des Bildhauers Werckstatt, als unwahrscheinlich zu verwerffen? Bl. 238. Ob er des Hrn. la Motte Critick über diese Fabel recht verstanden habe? Bl. 240. Ob er Recht gehabt, die Fabel von dem Löwen, der sich in eine Schäferin verliebt, als unvernünftig und widernatürlich zu verwerffen? und ob seine vorgeschlagene Verbesserung derselben gutzuheissen sey? Bl. 241. u. f. Ob nicht die meisten Tr-ll-rischen Fabeln in ihrer Erfindung allzu menschlich seyn, so daß sie nichts wunderbares haben, als den Nahmen der Thiere? Bl. 246. u. f. ꝛc. Ich fürchte gar nicht, daß diese ausführliche Nahmhaftmachung so vieler Fragen und Einwürffe die Aufrichtigkeit meines Verfassers verdächtig machen werde; ders

um von dem Werth dieser Critischen Dichtkunst hieraus zu urtheilen; denn alles zu beant-

derselbe ist nicht von der Art derjenigen, die, wenn sie etwan mit einem strengen Gegner zu thun haben, aus einer ganzen Schrift nur dasjenige herausklauben, was am schwächsten scheinet, und noch wohl zu verantworten ist, inzwischen aber die stärcksten Einwürffe listiger Weise verhölen. Man darf nur diese Fragen durchlesen, so wird man mit Händen greiffen müssen, daß es lauter Kleinigkeiten sind, die keine Widerlegung verdienen. Was liegt endlich dem Staate, oder der Kirchen, oder dem Hauswesen daran, ob die Lehre vorne oder hinten an der Fabel stehe, wenn nur eine darinnen ist? Ob sie Wahrscheinlichkeit genug habe, wenn sie nur lehrreich und ergetzlich ist? Ist das Vorhaben, den Rheinstrom in zween Töpfe auszuschöpfen, nicht eben so thöricht und unmöglich, als das Weltmeer in ein Grüblein zu leiten? ꝛc. ꝛc.

Um von dem Werth dieser Critischen Dichtkunst hieraus zu urtheilen) Ex ungue Leonem! Es ist zwar nicht zu leugnen, was Plinius sagt: Nullus liber tam malus est, in quo non aliquid insit boni. Doch hindert dieses nicht, daß man nicht ein Buch dem andern vorziehen dürfe. Wir haben ja Hrn. G-tsch-ds Critische Dichtkunst, und so hätten wir dieser neuen Critischen Dichtkunst wohl entbehren können; um so viel mehr, da jener so bescheiden und höflich ist, daß er, die Lebenden nicht zu erzörnen, sich nicht scheuet, die Manes der abgelebten Dichter in ihrer Ruhe zu stören; ungeachtet es in dem gemeinen Sprüchwort heißt: De Mortuis nonnisi bene. Da hingegen der neuere Verfasser so unbescheiden ist, daß er auch der noch lebenden nicht verschonet, und ihnen ihre Fehler unter

beantworten verlohnet ſich nicht der Mühe, und das weitläuftige Gewäſche von lauter Kleinigkeiten verdienet keine Widerlegung. Er fraget alſo unter andern: Ob die Eſpen, Tannen, Buch und Linden in einer Caravane hinter dem Eichbaume hergezogen wären? Welche tiefſinnige Frage, die kein Oedi-

das Angeſicht verrücket. Horaz iſt ein abergläubiger Spotter, wenn er von einem gewiſſen Poeten ſagt:

Nec ſatis apparet, cur verſus factitet: utrum
Minxerit in patrios cineres, an triſte bidental
Moverit inceſtus: Certe furit. - - -

Er fraget alſo unter andern, ob die Eſpen, Tannen ꝛc.) Die verwegene Critick des Schweizeriſchen Verfaſſers über die Bibliſche Fabel des Joas lautet unter andern Bl. 259. 260. alſo: „Wenn wir die „ausführliche Abhandlung dieſer Fabel vor uns nehmen, ſo werden wir finden, daß Hr. Triller aller „ſeiner Kunſt aufgeboten hat, recht lächerlich zu werden. Dieſe Kunſt beſtehet darinnen, daß er die „Regel von dem Wahrſcheinlichen, in ſo ferne dieſelbe in der Natur und Beſchaffenheit der Dinge gegründet iſt, gänzlich aus den Augen geſetzet hat. „Die Bäume haben ihre ganze Natur abgelegt, und „können alle menſchlichen Verrichtungen ſo gut nachahmen, als die Menſchen. Sie verſammeln ſich „zuſammen in einen geheimen Rath, Bl. 605. ſie „halten Verlöger und legen ſich zuſammen ins Bette, „Bl. 606. ſie ſchweeren bey ihrer Seelen; die Geſchichte vom König Salomo iſt ihnen an Grund „bekannt; ſie beſitzen groß Geld und Gut, und wiſ-

„ſen

Oedipus auflösen kan! Welcher schertzhafter Einfall, der einem Thränen auspressen mögte! Welche Critische Dichtkunst, die den Aristoteles und Horaz weit übertrift! Er fraget ferner, ob die Bäume etwas vom König Salomo wissen können: Dieses

ist

„ sen solches eben so geschickt zu gebrauchen, einander
„ zu bestechen, als die Menschen, Bl. 607. und 608.
„ Sie schätzen den Adel nach der Zahl der Ahnen; sie
„ beobachten in dem geheimen Cabinete unter sich ei-
„ nen Rang; sie beschencken einander mit güldenen
„ Ketten; sie halten einander Hochzeit-Mähler und
„ Gastereyen; also werden sie auch mit einander strei-
„ ten, Bl. 609. u. 610. Sie können sich auf ihre
„ Füsse erheben, und nach Belieben langsam einher
„ spatzieren, oder geschwinde lauffen, und man trift
„ öfters ganze Caravanen auf der Strasse an, von
„ Espen, Tannen, Buch und Linden, Bl. 610.
„ Wie abentheurlich!„ Dieses weitläuftige Gemäsche verdienet zwar keine Widerlegung, und es verlohnet sich nicht der Mühe, alles zu beantworten. Ich will nur ein par kleine Anmerckungen beyfügen. Die erste siehet auf die Erkenntniß, welche die Dichtung leblosen Geschöpfen in der Fabel beyleget. Sind sie einiger Erkenntniß fähig, so müssen sie eine Seele haben, und warum sollten sie dann nicht bey ihrer Seelen etwas betheuren können?

So sprach er, jeder fiel ihm bey,
Aus unverschämter Schmeicheley,
Selbst Salomo, bey meiner Seelen!
Könnt weiser nicht und besser wählen.

Dieses ist die Sprache des Herren von Dornbusch.

ist gleichwohl sehr wahrscheinlich erdichtet, denn wenn die Bäume nach der Fabel denken und reden können; so müssen sie auch den König Salomo wohl kennen, als welcher sich um das Reich der Pflantzen so verdient gemacht, daß er sie von der Ceder auf dem Libanon an, biß auf den Ysop, der aus der Wand

Und warum sollten die Bäume und Pflantzen den König Salomo nicht kennen, der sich um ihr Reich so wohl verdient gemachet hat? Ich bin sicher, wenn einmahl das Fieber, der Mond, die Luft, das Firmament ꝛc in Fabeln eingeführt werden sollten, daß sie mit gleichem Grunde der Wahrscheinlichkeit Hrn. D. Tr-ll-rs Lob ausbreiten würden, als der Dornbusch hier das Lob des Königs Salomons ausposaunet. Die zweyte Anmerckung, welche dienet, einen grossen Theil der übrigen Schweitzerischen Beschuldigungen abzulehnen, beziehet sich auf den Grund der Dichtung in des Königs Joas Fabel. Die Dichtung, daß der Dornstrauch dem Cederbaum den Antrag habe machen lassen: Gieb deine Tochter meinem Sohne zum Weibe; ist nicht von Hrn. D. Tr ll-r, sondern von dem König Joas. Der Begriff aber von einer Heyrath oder Vermählung schliesset ja das Beyloger, eine Morgengabe, das Hochzeitmahl, und alle übrigen Umstände nothwendig mit ein. Also fallen alle diese Beschuldigungen nicht auf Hrn. D. Tr-ll-r, sondern auf den König Joas zurücke; der mag es nun selbst verantworten. Hr. D. Tr-ll r hat ja nichts mehrers gethan, als daß er die Begriffe dieses Königs in Jsrael aus einander gewickelt hat. Und ich glaube, wenn Joas diese Fabel lesen könnte, er würde sich über die geschickte Ausführung seiner ehmahligen Gedancken recht verwundern.

Wand wächst, oder biß zu der Mauer-Raute, das ist vom grösten biß zum kleinsten Gewächse, ausführlich beschrieben, wie die Schrift meldet, welche doch wenigstens unser Criticus gelten lassen wird. Er fraget weiter, ob die Mäuse des Sonntags um die Stadt spazieren giengen, wie die Bürger

zu

Er wird wenigstens die Schrift gelten lassen) Es ist in Wahrheit ziemlich verdächtig, wenn einer sich nicht scheuet, eine Fabel, die in der Schrift stehet, der Unwahrscheinlichkeit zu bezüchtigen, und noch dazu läugnen darf, daß die Ceder, und der Dornstrauch in der Fabel den König Salomo nicht kennen.

Er fraget weiter, ob die Mäuse ꝛc.) Ich darf statt einer Antwort nur die wohlausgebildeten Verse des Hrn. Tr-ll-rs hersetzen:

Sonntags, da die Predigt aus, die ja wohl so gut
gewesen,
Als wir sie gemeiniglich in den Haus-Postillen lesen,
Ließ die Stadtmaus sich gefallen, für das Thor hin-
auszugehn,
Allda frische Luft zu schöpfen, u. die Felder zu besehn:
Eben dieses hatte sich auch die Feldmaus vorgenommen,
Als sie nun von ungefehr auf dem Weg zusammenkommen,
Und sich unvermuthet sahen, war es beyden angenehm,
Denn sie waren alte Freunde u. Gevattern ausser dem.

Wer kan diese Beschreibung lesen, ohne daß er die sorgfältige und recht mahlerische Kunst in Beschreibung auch der kleinsten Umstände mit einem verwundersamen Ergetzen gewahr werde, es sey dann einer, der aus

zu Hamburg? Ingleichen, ob der Stadtmäuse ihre Löcher schöner und aufgepuzter wären; als der Feldmäuse ihre? Sinnreiche Einfälle, die man sich kaum artiger träumen lassen sollte! Wer vermag hierauf zu antworten? Und endlich fraget er (denn man wird dieser Possen geschwind müde,) ob die

Dosheit die Augen dafür zuschliesset? Muß sich nicht Horatz mit seinem magern

Ruſticus urbanum murem mus paupere fertur
Accepiſſe cavo &c.

vor dem Reichthum dieser prächtigen Mahlerey der Scham verkriechen? Man kan aus dieser Probe abnehmen, was die christliche Religion auch einem Fabeldichter vor Vortheile zur Auszierung seiner Fabeln an die Hand gebe, und wie die Poesie bald ein ander Ansehen bekommen würde, wenn sich alle Poeten derselben so geschickt zu bedienen wüßten, als Hr. D. Tr-ll-r.

Ob der Stadt-Mäuse ihre Löcher ꝛc.) Hr. D. Trll-r hat in seiner Fabel das Decorum gar richtig beobachtet, indem er nicht vergessen die Stadtmaus stansmässig einzuquartieren; er legt ihr daher folgende Worte in den Mund:

Und sie wünschte, daß sie sich nie in dieses Loch begeben,
Das so schmuzig, eng u. dunkel, abgelegen, fürchterlich,
Weil in dieser wilden Gegend niemand leicht für über
gehe.

Und doch will man ihm dieses zur Sünde rechnen, und gedenckt nicht, daß dieses eine Maus von vornehmem Stande und gutem Geschmack sey.

die Mäuſe, ohne Verletzung des Gewiſſens und der Religion, einander Gevattern heiſſen können.? Dieſes leztere bejahen alle neuen Fabuliſten, als La Fontaine, Richer, und La Motte, als der es ſo gar gebietet; daher iſt nichts gewöhnlicher bey ihnen, als Compére Renard, Compére Corbeau, Compére Haze, Lionne, und dergleichen, und bey dem ehrlichen Froſchmäuſeler kommt der Gevatter Fuchs, Heins, und ſo weiter, zum öftern für, welche Stellen der müſſige Criticus ſelbſt nachſehen kan. Nur unſer Verfaſſer ſoll die Freyheit nicht haben, die Mäuſe einander Gevatter heiſſen zu laſſen. Warum? Der ſtrenge Gebieter will es nun ſo haben. Dieſes iſt

Ob die Mäuſe einander Gevattern heiſſen können?) Dieſen Einwurff hat Hr. Doctor alleine einer Antwort würdig geachtet, weil er das Gewiſſen antaſtet, und die Vertheidigung derſelben iſt ſo bündig gerathen, daß ich nichts beyſetzen konnte, ohne ihren Nachdruck zu ſchwächen. Exemplis vivimus, non præceptis. Und wenn ich La Fontaine, La Motte, Richer, zu Vorgängern habe, malo cum his errare, quam ſolus recte ſapere. Es wäre auch eine lähre Spitzfundigkeit, wenn man ſagen wollte, bey den angezognen Fabuliſten werde dieſe Benennung den Thieren in den Mund geleget, hier aber ſage der Poet ſelbſt von der Feld- und der Stadt-Maus:

Denn ſie waren alte Freunde u. Gevattern auſſer dem.

Wenn das, was geſagt wird, wahr iſt, ſo liegt ja nichts daran, wer es ſage.

ist schon genug; man wird ihm also künftig auch hierinne blind gehorsamen. Was würde er aber nicht erst alsdann für ein Lärmen angefangen haben, wenn der Verfasser gar Apostel und Propheten von denen Thieren gebraucht hätte, als welches bey dem La Motte und Richer vorkömmt; keinesweges aber zu billigen ist, wenn es anders dem Criticus also und nicht anders gefällig ist.

Sehr lächerlich ist es indessen, daß dieser Mann jezt ein so zärtliches Gewissen hat, daß er denen armen Mäusen ihre Gevatterschaft nicht gönnen will; der doch kurtz zuvor das vornehmste Geboth der christlichen Liebe und Bescheidenheit so gröblich und so oft übertreten. Heißt dieses nicht recht Müken seigen, und Camele verschlucken? Sind dieses nun die gesunden, nützlichen, und einem ver-

Der das vornehmste Gebot der Christl. Liebe ꝛc.) Ein guter Criticus gleichet einem klugen Arzt, der sich nach dem Geschmack seines Patienten richtet, und die bittern Pillen übergüldet und überzuckert, damit sie desto angenehmer seyn. Man muß aber diese Vergleichung nicht so weit treiben, als die Spötter thun, wenn sie fragen, ob denn derjenige Arzt wider die christliche Liebe handle, der bey einem unheilbaren Schaden corrosiva appliciert, oder ein angestecktes Glied abstößt, oder dem Patienten durch seine Cur sonst Schmertzen verursachet. Wovon der Ertzvater der Spötter, Briontes der jüngere Bl. 283. u. f. nachzusehen ist. Denn omne simile claudicat.

vernünftigen Manne wohlanſtändigen Urtheile, das ſcharfe Saltz, und der gute und auserleſene Geſchmack; ſo hat man billig hohe Urſache, Gott hertzlich zu dancken, daß er einen mit einer ſolchen unmäſſigen Scharfſinnigkeit nicht geſtrafet, und mit einem ſo durchdringenden feinen Geſchmacke gnädig verſchonet habe. Erfodert denn dieſes ſo groſſe Kunſt und Gelehrſamkeit, Geſpötte mit Gegengeſpötte abzuweiſen, und Thorheiten mit Poſſen zu bezahlen? Eine Hand voll muthwilliger Einfälle, und die ſchädliche und elende Geſchicklichkeit, alles lächerlich zu machen, iſt der gantze Grund, worauf dieſe

Hohe Urſache Gott hertzlich zu dancken) Ein geſchickter Verfaſſer, der eine ſolche Dancksazungs-Formel aufſetzen und bekannt machen wollte, würde den mit ſich ſelbſt zufriedenen kleinen Geiſtern einen ungemeinen groſſen Gefallen erweiſen. Felices pauperes ſua ſi bona norint!

Thorheiten mit Poſſen zu bezahlen) Dieſes Wort Thorheiten beziehet ſich hier nicht auf Hrn. Tr-ll-rs Fabeln, ſondern auf des Schweitzers Critick, die ein lahres Geſpötte iſt, und alſo ohne Mühe mit Geſpötte abgewieſen wird.

Die elende Geſchicklichkeit, alles lächerlich zu machen) Wenn es anderſt wahr iſt, daß es eine ſolche Kunſt giebt, die alles ohne Unterſchied lächerlich machen kan, ſo muß es in Wahrheit eine elende und ſchädliche Kunſt ſeyn, weil ſie ſo wohl das gute als das ſchlimme lächerlich und verächtlich vorſtellen kan. So

hat

dieſe ſonderbare theatraliſche Kunſt beruhet, und welche viele andere vielleicht eben ſo gut, wo nicht noch beſſer und höflicher können, als der allzu ſcharfſinnige Gegner. „ Wie „ leicht könnte man antworten, die wohl „ ausgedachte Caravane der Espen, Tan„ nen, Buch und Linden hätten zuſammen „ im Thale ein groſſes Ballet getantzet, wo„ zu der Herr Br-t-ng-r (denn ſo heißt die„ ſer fürchterliche critiſche Golieth, der dem „ poetiſchen Zwerge hohn ſpricht) den Tri„ angel oder die Leyer zierlich geſpielet, oder „ beſſer einen groben Baß aufgeſtrichen hät„ te. Oder, er mögte den Unterſchied der „ Mäuſelöcher ſelbſt unterſuchen, damit er „ alſo gewiß wiſſen könnte, ob die Stadt„ mäuſe beſſre Schlupfwinckel hätten, als „ die Land- und Feld-Mäuſe, auf daß ſol„ cher

hat ein Scarron Virgils Eneis durch ſeine poſſierliche Nachahmung recht lacherlich gemachet. Darum will ich jedermann erinnert haben, daß man alle Critiken, wenn ſie nicht ernſthaft ſind, vor verdächtig halte, weil das, was auf eine poſſierliche Art vorgeſtellet wird, darum nicht allemahl verwerfflich iſt.

Eben ſo gut, wo nicht noch beſſer ꝛc.) So ſchädlich und elend dieſe Kunſt zu ſpotten iſt, ſo hat doch unſer Verredner in einem kleinen Verſuche zeigen wollen, daß er dieſe Kunſt ſo gut verſtehe, als irgend ein anderer, und jedermann wird ihm Beyfall geben, daß er den Schweitzeriſchen Kunſtrichter in dem feinen Hechel-Scherz weit übertreffe.

„ cher Gestalt diese hochwichtige Sache in
„ ein grösseres Licht gesetzet und der Verfasser
„ der Fabel desto nachdrücklicher von seiner
„ poetischen Todsünde überführet würde. „

Alleine man will nicht gleiches mit gleichem vergelten, noch mit dem Gegner wieder in die erste Kindheit und den muthwilligen Schul-Stand zurücke fallen, wo man dergleichen sonderbare Anmerckungen zu machen pfleget; daher soll dieses alles so gut, als nicht gesagt oder geschrieben seyn, und man bittet im Ernst um Verzeihung.

Jedoch es ist nun einmahl Zeit, im Ernst mit unsrem grossen Aristarch zu reden. Man will ihm nemlich aus schuldiger Ehrerbietung völlig recht geben, um ihn nicht weiter zu erzörnen; denn er gehöret unter die seltsamen Leute, die stets recht haben wollen. Wohlan dann, er soll und muß es auch haben. Wer will sich gern mit einem Manne einlassen, der einen eigensinnigen Widerspruch zur Richt-

Jedoch es ist nun einmahl Zeit, im Ernst ꝛc.) Hier fängt der Ueheber der Vorrede an, in der Ironie zu reden.

Wer will sich gerne mit einem Manne einlassen ꝛc.) In diesem Absatz macht unser Vorredner den Character des Schweitzerischen Kunstlehrers nach dem Leben: Aber ich muß dabey nothwendig erinnern, daß er hier die Ironie nicht fortsetzet; sondern daß dieser Character im Ernst aufzunehmen sey: Denn wenn man es

per

Richtschnur seiner Urtheile macht, der die Tugenden eines Scribenten verschweiget, und die geringsten Fehler hingegen auf das ärgste durchziehet, und lächerlich zu machen suchet; der den wahren Unterschied unter den wesentlichen Stücken einer Fabel, und unter den schertzhaften Nebenumständen und Auszierungen derselben nicht wissen will, damit er nur desto freyer spotten könne, und der endlich mehr Tadelsucht als Aufrichtigkeit und Bescheidenheit besitzet. Man gestehet

per Ironiam verstehen wollte, so würde es das feinste Lob eines Critici in sich begreiffen, welches man mit der verächtlichen Art, womit er sonst den Schweitzerischen Critickschreiber tractiert, nicht reimen könnte. Ich fürchte dennoch, wenn man den Abschnitt von der Esopischen Fabel in der Critischen Dichtkunst durchlesen würde, daß die Spötter dürften behaupten wollen, dieses sey eine blosse Ironie. Ich will also meinen Lesern gerathen haben, daß sie sich durch die Critische Dichtkunst nicht irre machen lassen, und lieber dieselbe ungelesen liegen lassen, damit Hrn. G-ttsch-ds Weissagung erfüllet werde, da er in seinen Beyträgen Tl. 666. vorher verkündiget, es werde diese Critische Dichtkunst (nicht seine eigene, sondern des kühnen Schweitzers) noch eines Buches bedürfen, welches sie anpreise und beliebt mache. Ich bin auch beglaubt, daß man den Werth von Hrn. G-ttsch-ds Dichtkunst erst recht erkennen werde, wenn man die neue Schweitzerische Dichtkunst wird gelesen haben, nach dem bekannten Axiomate Logico: Oppositа juxta se posita magis elucescunt.

het ihm also gerne zu, daß die Tr-ll-rischen Gedichte wenig; seine Fabeln aber gar nichts taugen. Man beklagt dahero billig mehr als ein hundert arme Leser, welche nun seit

Daß die Gedichte wenig, die Fabeln aber gar nichts taugen) Die Ironie, deren sich unser Vorredner bedienet, ist so fein, daß man öfters nicht zu sagen weiß, ob es eine ist oder nicht. Jedermann wird hier nichts destoweniger mercken, daß dieses poetische Glaubensbekenntniß als eine Ironie aufzunehmen sey. Und doch darf ich versichern, daß es Hrn. D. Tr-ll-r nicht sauer ankommen würde, ein solches Bekenntniß auch ohne Ironie abzulegen. Denn so meldet J. C. B. in der Vorrede zu dem zweyten Theil seiner Gedichte mit ausdrücklichen Worten: „Er „ hat den schwülstigen Titel eines Poeten nie begehrt, „ und wird es ihm daher gleich viel seyn, ob man ihn „ unter die grossen, mittelmässigen, oder gar kleinen „ Dichter rechne, oder aber gänzlich von der Zahl „ der Poeten ausschliessen wolle. . . . . „ . . . . Er wird demjenigen nicht unhöflicher begegnen, der ihn für keinen Poeten hält, als „ diesem, der ihn dafür achtet: Weil in dem einen „ die Schande klein, und in dem andern die Ehre nicht „ allzugroß: Er glaubt nicht, daß Versmachen eine „ Hexerey oder ein solches wichtiges Geheimniß sey, „ welches nur grossen und starcken Geistern mitgetheilt „ würde, und wovon alle übrigen ausgeschlossen wären. „

Mehr als ein hundert arme Leser) Wer sein Lebtag jemahls mit Manuscripten umgegangen ist, der weiß, daß sich die Fehler nirgend häufiger in einen Text einschleichen können, als wo die Zahlwörter vorkom-

seit zwanzig Jahren die Trillerischen Schriften vor nützlich und erbaulich gehalten; nun aber zu ihrem Glück, durch die durchdringende Einsicht des unbetrüglichen Richters, auf einmahl erleuchtet und auf den rechten Weg geführet worden; daß sie nun ohne Zweifel ihre Zeit und Kosten billig bereuen, und die poetischen Betrachtungen in Winckel werfen und zu Maculatur brauchen werden. Welcher Schimpf für den Verfasser, welcher Schaden für den Verleger! Welch grosses Unglück kan eine scharfe Critick nicht stiften!

Man

kommen. Mir kömmt auch hier die Lesart des Textes verdächtig vor. Sollten die Tr-ll-rischen Gedichte in zwantzig Jahren nicht mehr als hundert oder zweyhundert Leser gefunden haben? Wenn ich nicht überzeuget wäre, daß mein Manuscript das Original und Autographum wäre, so würde ich sagen und behaupten, daß in dem Original nicht hundert, sondern mit Ziefern 10000. gestanden hätten: Da aber von dem Copisten aus Unachtsamkeit zwey Zero ausgelassen worden, weil sie vor sich selbst nichts bedeuten. Gesetzt nun, daß in zwantzig Jahren 10000. Leser diese Gedichte vor unverbesserlich gehalten, so verhält sich das Urtheil des Schweitzerischen Kunstrichters wie 1. gegen 10000. Diese 10000. werden noch nicht alle todt seyn, und viele werden ihre billige Hochachtung für Hrn. D. Tr-ll-r, wie Hannibals Vater den Haß gegen die Römer durch Gelübde, auf ihre Erben fortgepflantzet haben. Und so getraue ich mir, wenn ich alle Verehrer und Leser derjenigen Poeten, die der kühne Schweitzer angegriffen hat, aufmahnen würde, bis

auf

Man bekennet ferner aufrichtig, daß der Criticus einen vollkommenen Sieg über die Dornen, Mährchen, Mäuſe, und Mäuſelöcher rühmlichſt erhalten, und wünſchet von Hertzen, daß er dieſer groſſen Ehre lange Zeit ruhig genieſſen möge.

Man dancket weiter demüthig und ſchuldig, daß er dem Verfaſſer die beſondere Ehre

auf künftigen Frühling gegen dieſen Schweitzer ein flies gendes Corpo von 40000. bis 50000. Mann auf die Beine zu ſtellen. Unſre heutigen Verfaſſer ſind nicht mehr des Sinns, wie ehedem Horatz:

- - Neque te, ut miretur turba, labores,
Contentus paucis Lectoribus. An tua demens
Vilibus in ludis dictari carmina malis? (audax
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere: ut
Contemtis aliis explosa Arbuſcula dixit.

Lib. I. Sat. X.

Und etwas weiterhin:

Plotius & Varius, Mecoenas, Virgiliusque
Valgius, & probet hæc Octavius optimus, atque
Fuſcus: & hæc utinam Viſcorum laudet uterque,
Ambitione relegata te dicere poſſum
Pollio, te Meſſala, tuo cum fratre: Simulque
Vos Bibuli & Servi: Simul his te candide Furni,
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens prætereo, quibus hæc, ſint qualiacunque,
Arridere velim, doliturus, ſi placeant ſpe
Deterius noſtra. - - - - -

Man dancket weiter demüthig ꝛc.) Es iſt was ſeltenes, daß ein Krancker, ſo lange er die Purgan

re anthun, und ihn so großmüthig schimpfen wollen. Denn dieses wollen die Leute würcklich haben, daß man ihnen noch dazu grossen Danck abstatten soll, daß sie einen gewürdiget, muthwillig durchzuhecheln. Welches lächerliche Begehren! Welches unverschämte Ansinnen! Doch es sey also! Man dancket billig, daß es der bescheidene Herr Urtheilstaffer nicht noch ärger und anzüglicher gemacht habe, und bittet ferner um ein gnädiges Verschohnen.

Man giebt ihm auch endlich gerne die Erlaubniß, etliche Quartanten oder Folianten, wie es beliebig ist, gegen die Ir-l-rischen Schriften zu schreiben, und sie dadurch gantz und gar von der Erden zu vertilgen.

noch im Leibe hat, dem Doctor für die Artzney danken sollte; es giebt gemeiniglich viel ungeduldige Worte. Und die Moralischen Patienten machen es gerne, wie der in seiner Einbildung glückselige Abergläubige, von welchem Horatz erzehlet:

Hic ubi cognatorum opibus curisque refectus,
Expulit elleboro morbum, bilemque meraco,
Et redit ad sese: Pol me occidistis amici,
Non servastis, ait, cui sic extorta voluptas,
Et demtus per vim mentis gratissimus error.

Lib. II. Epist. II.

Eine gleiche Sprache führet hier unser Hr. Doctor, wenn man die Ironie seiner Worte auflöset: Denn niemand wird diese Dancksagung vor Ernst aufnehmen.

tilgen. Er kan auch insbesondere gegen diese elenden Fabeln ein eigen Buch herausgeben; doch bittet man ihn gehorsamst, bey der XVII. XXVII. und XXXIIIsten Fabel ein wenig stille zu stehen, und deren Inhalt zu seiner Erbauung und Besserung anzuwenden. Wahrheit wird indessen doch Wahrheit bleiben, und rechte unpartheyische Kenner (worunter der Criticus und seine Helden gar nicht gehören) werden nie aufhören, denen Tr-ll-rischen Gedichten den rechten Werth zu bestimmen. Denn es ist sehr gut und tröstlich, daß dieser ehrliche Mann nur eine, und zwar noch sehr schwache und matte Stimme in dem grossen Rath der Gelehrten habe, welche der Sache keinen grossen

Gegen diese elenden Fabeln) Woraus klar zu sehen ist, daß dieses Manuscript zu der Vorrede der neuen Auflage der Tr-ll-rischen Fabeln gemeldet gewesen ist.

Nur eine, und zwar noch sehr schwache und matte Stimme) In dem grossen Rath der gelehrten kleinen Geister Sententiæ numerantur, non ponderantur: Und die unendliche Anzahl der kleinen Geister läßt uns nicht fürchten, daß dieser mit seinem Gewäsche jemahls aufkommen werde. Es werden allezeit 10. gegen 1. seyn, die den Werth der Tr-ll-rischen Fabeln erkennen werden; und dieses sind alleine die wahren Kenner: Denn wie sollten diejenige unter die Zahl der Kenner gehören, die nicht einmahl so viel Fähigkeit haben, daß sie die Schönheit der Tr-ll-rischen Fabeln einsehen können?

ſen Ausſchlag geben wird, weil ſich gar wenige darnach richten werden. Daher wird man nun alle ſolche knarrenden Critiquen vor ungedrückt und ungeſchrieben halten, und vielmehr in dieſem Stücke dem hochberühmten Moſheim nachzuahmen trachten, welcher die zwey groſſen Bücher, die der bekannte Peterſen gegen ihn wegen der Wiederbringung geſchrieben, vor ungeſchrieben achtete. Denn unnütze Streitſchriften und unnöthige Federkriege ſind kein Werck vor einen Mann, der ſeine ohne dem enge Zeit nützlicher und Gott wohlgefälliger anzuwenden gedencket.

Nec bella geri placuit, nullos habitura triumphos.

Der ärgerliche Geiſt, den viel Gelehrte treiben,
Wird von ihm lebenslang mit Ernſt vermieden bleiben;
Wie mancher heiſt ein Fürſt in Kunſt und Wiſſenſchaft,
Und ſchreibt und zanckt ſich doch mit andern pöbelhaft.
Wer bey den Künſten nicht die Höflichkeit ſtudiret,
Scheint ihm wie eine Sau, mit güldnem Band gezieret.

Doch wir halten uns mit ſolchen Kleinigkeiten allzu lange auf; und wollen dieſe Vorrede nicht zum Kampfplatz unnützer Grillenfängereyen und Sylbenkriege machen, inſonderheit wegen der hohen Nahmen, welchen dieſes Buch zugeſchrieben worden. Phädrus mag indeſſen von dieſem Ausbunde eines recht höflichen Gelehrten in des Verfaſſers Nahmen Abſchied nehmen, und ihm

vor ſeine liebreiche und beſcheidene Unterweiſung den gebührenden Danck abſtatten.

Tu, qui, Naſute, ſcripta deſtringis mea,
Et hoc jocorum legere faſtidis genus,
Quid ergo poſſum facere tibi, Cenſor Cato,
Si nec Fabellæ te juvant, nec Fabulæ!
Noli moleſtus eſſe omnino litteris,
Majorem exhibeant ne tibi moleſtiam.
Hoc illis dictum eſt, ſi qui Stulti nauſeant,
Et, ut putentur ſapere, *Coelum vituperant.*

Et ut putentur ſapere, Coelum vituperant.) Und ich ſchlieſſe meine Anmerckungen im Nahmen des Verfaſſers mit den Worten Horatii:

Prætulerim Scriptor delirus inerſque videri,
Dum mea delectent, mala me, vel denique fallant:
Quam ſapere & ringi. - - - -

Nützlicher Anhang
von einigen authentiſchen Urkunden,
welche dienen,
den Ruhm der Tr-ll-riſchen Fabeln
zu befeſtigen;
und die neue Critiſche Dichtkunſt ſchwartz und häßlich zu machen.

I.

Hamburgiſ. Berichte von Gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1740. den 16. Herbſtm. No. LXXIV. Bl. 641. u. f.

PHÆDRUS I. 30.

- - *Facilis vindicta eſt mihi,*
Sed inquinari nolo ignavo ſanguine.

Hamburg.

IN Herolds Verlag iſt heraus, D. Dan. Wilh. Trillers neue Eſopiſche Fabeln in Ver-

Anmerckungen.

Facilis vindicta eſt mihi) Dieſe Worte des Phädrus hat der Verfaſſer dieſer gelehrten Berichte Hr. D. nicht in ſeinem eigenen Nahmen, ſondern im Nah-

men

Versen, worinn in gebundener Rede allerhand erbauliche Sittenlehren und Lebensregeln vorgetragen werden. Der berühmte Hr. Triller gehöret unter die geringe Zahl der-

men und auf hohen Befehl des deutschen Esopus, Hrn. Doctor Tr-ll-rs, vorne an dieser Nachricht gesetzet, dieser wollte dadurch vor den Augen der gantzen Welt eine feyrliche Erklärung thun, daß er den Schweitzerischen Gegner viel zu verächtlich hielte, als daß er in eigener Person mit ihm anbinden sollte. Es müssen andre Helden seyn, an denen er in einem Duell Ehre einzulegen suchet. Zudem hat er auch nicht nöthig seine eigene Person zu wagen, er hat ja ein par Dutzt Zeitungsschreiber und Vorredner im Sold und zu Diensten, die er nach Belieben für den Riß stellen kan, und es ist Ehre genug für den Schweitzerischen Partheygänger, wenn dergleichen Buschklopfer sich mit ihm rauffen. Wenn Hr. Tr-ll-r nicht ein Doctor der Artzney-Kunst wäre, so hätte er ohne Zweifel diesen Versen des Phäders das nachdrückliche Distichon jenes alten Kirchenlehrers: Hoc scio pro certo, quod si cum stercore certo &c. an die Seite gesetzet. Wenn denn schon die folgende Nachricht, insonderheit was partem elencticam angehet, in Ansehung der Schreibart, des Ausdrucks, der Anzüge u. s. f. der Tr-ll-rischen Vorrede eben so ähnlich ist, als ein Ey dem andern, so muß man darum den Verfasser dieser gelehrten Nachricht Hrn. Z* nicht als einen Plagiarium oder gelehrten Beutelschneider verdächtig halten, weil er sich dieser ansehnlichen Waffenrüstung nicht ohne Vorwissen und Verwilligung des Hrn. Doctor Tr-ll-rs bemächtiget hat.

derjenigen Männer, die den Werth der Sittenlehre und der Dichtkunst richtig zu bestimmen wissen. Durch seine moralischen Gedichte, wovon die Welt bereits zween Theile lieset, hat er seit einigen Jahren gezeiget, wie redlich er es mit den Menschen meine, und wie geschickt er sey, die Schönheiten der Tugenden und die Häßlichkeit der Laster in ihrer wahren Gestalt abzuschildern. Gegenwärtig hat der Hr. Verfasser einen Versuch gemacht, uns die Wahrheiten der Sittenlehre mit schertzvermischtem Ernst unter dem Flor

Den Werth der Dichtkunst richtig zu bestimmen) Wenn ich a priori zeigen müste, wie begründet dieses Lob sey, so würde ich allzu weitläuftig und verdießlich fallen. Wir dürfen nur sein poetisches Glaubensbekänntniß in der Vorrede zu dem zweyten Theil seiner Gedichte aufschlagen, so werden wir finden, wie genau er den Werth der Dichtkunst zu bestimmen gewußt hat: „Er glaubet, daß der geringste Künstler und „ Handwercksmann, der seine Handthierung wohl verstehet und fleissig treibet, dem gemeinen Wesen mehr „ nützliche Dienste leiste, als der beste Poet, und siehet daher die Poesie als Blumen an, welche schön „ aussehen und annehmlich riechen, aber doch in der „ Artzneykunst keinen Nutzen schaffen. - - - Er „ ist nicht von denen, welche glauben, daß das Verse „ machen eine Hexerey, oder ein solches wichtiges „ Geheimniß sey, welches nur grossen und starcken „ Geistern mitgetheilet würde, und wovon alle übrigen „ ausgeschlossen wären.„ Wer hat jemals den Werth der Dichtkunst richtiger und genauer bestimmet?

Flor der Fabeln zu verhüllen. (Er kennet den Menschen: Er weiß, daß man sich unterschiedlicher Mittel bedienen müsse, wenn man ihm seine Blösse zeigen, und die Wege des Guten lehren will; denn er höret ungerne, daß er gefehlet habe, und noch weniger kan er sich so weit herunterlassen, solches zu bekennen. Ein geschickter Schriftsteller, handelt daher nach Art eines vernünftigen Artzneyverständigen, der seine heilsamen, aber bittern Hülfsmittel seinen eigensinnigen Kranken unter mancherley Gestalten beybringet. Es ist bisher fast durchgehends ein Fehler in der Sittenlehre gewesen, daß man ihre Sätze und Wahrheiten in einer trockenen und magern Schreibart vorgetragen; daher haben nur einige wenige, die sich zum Nachsinnen gewöhnet, sich daraus erbauen, andere aber hingegen solches unterlassen müssen. Die Fabel ist von je her geschickt gewesen, diesem Mangel abzuhelffen; nur schade, daß wir

(Er kennet den Menschen) Nicht nur als ein Anatomicus, sondern auch als ein guter Moralist: Eine Probe davon ist folgende Entdeckung: Der Mensch höret ungerne, daß er gefehlet habe, und noch weniger kan er sich so weit herunterlassen, solches zu bekennen. Wer muß nun nicht wider Willen gestehen, daß Hr. Tr-ll-r unter die Zahl und in die Classe dieser Menschen gehöre, und also, weil er geartet wie der gröste Hauffen, bey sich abnehmen kann, wie der Mensch beschaffen ist?

wir Deutsche uns derselben so spät bedienen, da wir doch fast in allen Nationen geschickte Vorgänger gehabt haben. Wir wüsten in in unsrer Sprache nichts besonders namhaft zu machen, als was uns erst kürtzlich ein aufgeweckter Stoppe und scharfsinniger von Hagedorn in dieser Art geliefert. Der Hr. Triller hat daher sich seine Landsleute noch mehr verbindlich gemacht, da er sich diesen geschickten Köpfen zugesellet hat. Seine Fabeln sind so beschaffen, daß sie alle Aufmercksamkeit eines vernünftigen Lesers mit Recht verdienen. Ein jedes Alter und Geschlecht, uud ein jeder Stand kan hier seine Lehre lesen. Wir sind völlig überzeuget, daß viele

Da er sich diesen geschickten Köpfen zugesellet hat.) Aus der Vorrede der neuen Auflage des Tr-ll-rischen Fabelwercks zeiget sich, daß sich diese beyden Fabeldichter ihm zugesellet haben: Denn er versichert, daß seine Fabeln fast alle mit einander schon entworffen gewesen, ehe noch diese beyden Fabelbücher ans Licht getreten waren, und beruffet sich deßfalls fein keck auf die Zeugnisse seiner Freunde: Wie meine Freunde wissen. Doch was er alsobald beyfüget, zeiget uns, daß er es sich vor keine Schande halte, wenn man von ihm sagt, daß er sich ihnen zugesellet habe: „Denn, „ wie glücklich auch etwann jene neue Fabeldichter ge„ wesen seyn mögen, wiewohl deren Arbeit in denen „ Gelehrten Zeitungen auf ganz unterschiedliche Art „ beurtheilet worden, so möchten doch vielleicht auch „ hierinne noch manche Stücke vorkommen, welche „ zugleich erbauen und belustigen könnten.„

viele nach Durchblätterung dieſes Buchs zu einer gewiſſen Selbſterkenntniß gelangen werden, die ſie nöthiget, ſelbiges mit einem angenommenen Lächeln von ſich zu legen. Denen aber der Poet antworten mag: Quid rides? mutato nomine de te Fabula narratur. Der heranwachſenden Jugend können wir dieſes Buch nicht genug anpreiſen, und unſer müſſiges Frauenzimmer dürfte auch noch vieles in ſelbigem bemercken, worauf bisher wenige geachtet haben. Es wäre zu wünſchen, daß geſchickte Schullehrer ſelbiges in den erſten Claſſen einführen mögten. Es gehöret in unſern Tagen mit zum Verfall der Schulen, daß man die Jugend mit Lateiniſchen Fabeln quälet, da ſie doch noch lange nicht geſchickt iſt, das Nützende und Ergetzende derſelben einzuſehen.

Die Schreibart des Hrn. Trillers iſt nach dem Begriff eines jeden Leſers; und ſie gehöret eigentlich zur mittlern. Sie iſt zwar nicht erhaben, doch auch nicht kriechend, ſondern

Daß ſie alle Aufmerckſamkeit eines vernünftigen Leſers mit Recht verdienen) Wer hiemit dieſes Fabelbuch ſeiner Aufmerckſamkeit nicht würdiget, der kan ſich verſehen, daß er in die Claſſe unvernünftiger Leſer werde eingeſchrieben werden. Zwar iſt das Wort Aufmerckſamkeit vox media, hier aber wird es unſtreitig für Hochachtung genommen: Sonſt müſte man auch den Schweitzeriſchen Criticus unter die guten Leſer zehlen.

dern zierlich, deutlich, und rein. Es wä
auch unbillig, wenn man einen Æſopum
cothurnis begehren wollte. In der Vorre
wird auch gemeldet, warum dieſe Schreibe
beliebet worden. Hieran hätte ſich, unſe
Erachtens, der Hr. Breitinger begnüg
ſollen; ſo wäre vieles aus dem ſiebenden A
ſchnitt Bl. 164 ſeiner Critiſchen Dichtkun
da er von der Eſopiſchen Fabel handelt, vie
leicht weggeblieben. Wir behalten uns vo
das Schätzbare dieſes Buchs zur andern Ze
nahmhaft zu machen. Hier erwehnen w
nur beyläufig, daß Bitterkeit, Schmäh
ſucht, und Unhöflichkeit eine jede Wahrhe
ur

Hieran hätte ſich, unſers Erachtens, der H
Breitinger begnügen ſollen.) Hier verräth ſich d
Hr. Zeitungsſchreiber, daß er weder den anzüglich
Abſchnitt in der Critiſchen Dichtkunſt geleſen, noch d
Statum controverſiæ verſtehe: Maſſen der Schweitz
nicht die Tr-ll-riſche Schreibart, ſondern den Mang
der Wahrſcheinlichkeit in der Dichtung der Fabeln a
gegriffen hat: Auch hatte er die Vorrede und die Ve
theidigung der Schreibart in derſelben nicht leſen kö
nen, ehe ſie auf der Welt war. Man würde es ihm
noch wohl zu gute halten, wenn ſeine beiſſende Cr
tick ſich nur über der Schreibart aufhalten würde.

Daß Bitterkeit, Schmähſucht und Unhöflichke
eine jede Wahrheit ꝛc.) Ich würde bald ſagen, No
his auxiliis, nec defenſoribus iſtis T. . . . . eget
Grad als ob man zugeben müſte, daß die Urtheile un
Criticken des Schweitzeriſchen Cenſors an und für ſic
ſelbſt gegründet und die Wahrheit ſeyn!

und Beurtheilung vielmehr schwächen und verstellen, als annehmlich machen. Soll denn hierinn der gute Geschmack bestehen, wovon man auf allen Blättern so viel Rühmens macht? wir glauben es nicht: Es ist wahr, es scheinet, als ob die Kunstrichter einer gewissen Nation bey ihren Urtheilen allemahl eine grobe Sprache führen wollen. Wir sind es seit einigen Jahren also gewohnt. Wir gestehen aufrichtig, daß sie uns durch ihre critische Schriften viel falsches in der Beredtsamkeit und Dichtkunst entdecket haben, welches von vielen so heilig ist verehret worden. Es sind aber auch zum öftern unnöthige Klaubereyen mit untermengt. Den Vortrag aber, dessen sie sich bedienet, haben gesittete Leute jederzeit verabscheuet. Sie werden aber auch glauben, daß sie nicht die einzigen Beförderer des guten Geschmacks sind. Hinter dem Gebirge wohnen auch Leute.

Als ob die Kunstrichter einer gewissen Nation ꝛc.) Parcite paucorum diffundere crimen in omnes! Sonst mögte man euch die Höflichkeit eines Neum.. Edz.. und so vieler anderer auch in die Rechnung bringen. Ich hoffe aber mein Beyspiel werde diese Nation gegen den Vorwurff der Liebloſigkeit und Unhöflichkeit genugsam schützen.

Viel Falsches in der Beredtsamkeit) Wer hat dem Hrn. Z* befohlen, dieses zu bekennen? Da die Deutschen ihre Verbesserung lieber den Franzosen als den Schweitzern zu dancken geneigt sind?

Leute. Es iſt eben nicht allemahl nöth
ein Schweitzer zu ſeyn, wenn man vernün
tig dencken will. Alles was der geſchick
Hr. Verfaſſer der Critiſchen Dichtkunſt w
der den Hrn. Doct. Triller anbringet, hät
er in einer andern Sprache ſagen können
und wir ſind überzeuget, daß der Hr. Tri
ler, als ein beſcheidener Gelehrter, ihm g
gerne die Freyheit und das Recht, welch
Gelehrte diesfalls über einander haben, z
geſtanden hätte. Er weiß mehr als zu woh
wie nöthig und nützlich eine vernünftige un
beſcheidene Critick ſey. Allein wo geht
wohl wunderlicher her, als im Reiche d
Dichter? Um Sylben, Gedancken, Wö
ter, Reime, und Mährchen müſſen Beſche
denheit, Gelindigkeit, und Menſchenlieb
gäntzlich hintan geſetzet werden? Wo ble
bet hier der Ausſpruch ihres göttlichen H
ratz, von welchem ſie ja ſonſt keines Finge
breit abweichen wollen: Ubi plura niten
pau

Es iſt eben nicht allemahl nöthig ein Schweiz
zu ſeyn ꝛc.) Man hat ja bisher geglaubt, daß
Schweitzer ſeyn, und vernünftig gedencken, aſyſta
ſeyn. Und die Deutſchen haben noch nicht Urſache
fürchten, daß ſie den Ruhm wohlgedenckender un
geiſtreicher Köpfe verliehren: Trotz dem Verfaſſer d
Lettres Germaniques, und andern Spöttern ſeiner A

Hätte er in einer andern Sprache ꝛc.) Vielleic
meint er die lateiniſche: Denn ſo hätten ſeine Criti
nicht alle Deutſche leſen können.

pancis non offendar maculis. Was für Vortheile haben ſich die Wiſſenſchaften von einem ſolchen Betragen zu verſprechen? Ein Poet mag es melden:

Sind Wort und Sylben denn von ſolcher Wichtigkeit,
Daß man ſo ungeſtüm, wie Häringsweiber, ſchreyt?
Dieß bringt der Wiſſenſchaft gewiß den gröſten Schaden,
Den ihre Meiſter ſelbſt aus Grobheit auf ſich laden;
Dadurch wird ſie hernach vernünftigen verhaßt,
Und ein Gelehrter gilt ſo viel als ein Fantaſt.

Ein Poet mag es melden) Und der iſt mit Nahmen Hr. D. Dan. Tr-ll-r ſelbſt, der dieſe Verſe aus einer nicht nur poetiſchen, ſondern gar prophetiſchen Begeiſterung, welches er aber ſelber nicht gewuſt hatte, ſchon vor einiger Zeit geſchrieben hat.

II.

Herrn G-ttsch-ds Critische Beyträge.
Stück XXIV. Art. IV. Bl. 666.

„ Zum Schlusse macht sich der Herr Ver-
„ fasser die trostreiche Hoffnung, daß die
„ neue Critische Dichtkunst, (die nämlich in
„ Zürch neulich herausgekommen,) nicht
„ we-

Anmerckungen.

In Zürch neulich herausgekommen) Diese Parenthesis war überaus nothwendig den Leser zu erinnern, daß Herr G-ttsch-d auch einen Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen an das Licht gestellt habe, wovon schon im Jahr 1737. die zweyte Auflage herausgekommen. Wie begierig dieses Werck sey gelesen worden, was vor einen gesegneten Einfluß dasselbige auf die falschen Begriffe der Deutschen von dem wahren Wesen der Poesie, und auf die Schriften der Poeten gehabt, und was vor ein Ansehen ihm selbiges erworben habe, das kan man aus der Vorrede zu der neuen Auflage von ihm selbst mit mehrerm vernehmen, wo er sich auch auf schriftliche Urkunden und Versicherungen von bekannten Personen beruffet, an denen die herrliche Würckung einer poetischen Wiedergeburt sich augenscheinlich geäussert hat. Man hat sich also wohl vorzusehen, daß man den Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen, der in Leipzig im Jahre 1737. herausgekommen, und Hrn. G-ttsch-d zum Verfasser hat, nicht mit der Critischen Dichtkunst, die in Zürch neulich herausgekommen, vermische. Denn so weit Leipzig von Zürch entfernet ist, eben so weit sind diese beyde Wercke in Ansehung

ihres

„ wenig zu dem Ende, das ist, den Mil-
„ ton in Ansehen zu bringen, beytragen wer-
„ de.

ihres Werths von einander unterschieden. Ich will nur beyläuftig zwey einzige Merckmahle anderen, welche dienen können, diesen Unterschied einigermassen zu erkennen zu geben. Das erste ist, daß das eine Werck in Leipzig, das andere aber in Schweitzerland verfertiget und gedruckt worden; Kan man nun in Absicht auf das leztere nicht mit Recht fragen: Sollte auch etwas gutes aus N-z-r-th kommen? Das andere Merckmahl ist, daß dieses eine Critische Dichtkunst überhaupt, jenes aber eine Critische Dichtkunst für die Deutschen ist. Es kan zwar das eine Werck so wenig als das andere von jemand gelesen werden, der die deutsche Sprache nicht versteht, und in diesem weitläuftigen Sinn sind beyde Wercke nur für die Deutschen geschrieben: Aber das Leipzigische Werck ist auf den deutschen Horizont so geschickt eingerichtet, daß wenn es gleich in eine andere Sprache übersezt würde, dennoch niemand als ein gebohrner Deutscher solches verstehen, oder sich zu Nutze machen könnte: Es leitet das innere Wesen der Poesie und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt, sondern aus der Natur der deutschen Nation ins besondre her: Und der Verfasser hat aus diesem Grunde gar genau und mit einer mehr als mathematischen Gewißheit bestimmen können, daß es lediglich unmöglich sey, und daß es mit der Natur der deutschen Nation streite, daß ein redlicher Deutscher jemahls einen Geschmack an Miltons Verlohrnem Paradiese finden sollte. Wenn also noch einige Tropfen deutsches Bluts in den Adern rinnen, der wird den Lohensteinischen Geschmack, der in dem Miltonischen Gedichte herrschet, verabscheuen,

„ de. Künftige Dinge sind ungewiß, und
„ wir wollen ihm also nicht vor der Zeit alle
„ Hoffnung absprechen. Alleine nach vielen
„ Wahrscheinlichkeiten, die wir hier besser,
„ als in der Schweitz haben können, zu ur-
„ theilen, sollte man eher das Gegentheil
„ glauben; indem auch diese neue Dichtkunst
„ viel-

und Addison, als einen Verführer der gantzen Englischen Nation, und als einen Verfechter des verderbten Geschmacks verachten. Man wird hieraus nun genugsam abnehmen können, daß die Critische Dichtkunst, auf welche der Schweitzerische Verfechter des Miltonischen Ansehens alle seine Hoffnung setzet, nicht die Leipzigische seyn könne, die Hrn. G-ttsch-d zum Verfasser hat.

Künftige Dinge sind ungewiß) Etiam sententias loquitur . . . . Terent.

Die wir hier besser, als in der Schweitz haben können) Freylich kan man in Deutschland die Wahrscheinlichkeiten besser haben, als in der Schweitz, wie es einem gedruckten Wercke ergehen werde; allermassen sie diese Wahrscheinlichkeiten und das Schicksal eines Buchs selbst machen können. Wie leicht wird es ihnen fallen, durch ihr Ansehen, welches sie bey ihren Schülern haben, durch die Gefälligkeit ihrer Vorredner, Journalisten, Zeitungsschreiber, die sie überall zu ihren Diensten haben, durch ihre gelehrten Bündnisse ꝛc. ein Buch, das dem Ruhm einiger von den berühmtesten deutschen Poeten so sehr im Lichte stehet, in den Ruff zu bringen, daß es weder gelaufft, noch gelesen zu werden verdiene.

„ vielleicht noch ein Buch bedörfen wird,
„ welches ſie anpreiſe und beliebt mache.„

Vielleicht noch ein Buch bedörfen wird) Eben wie Milton des Addiſons Vertheidigung bedürftig geweſen. Hr. G-ttſch-d, und alle Deutſchen, die einen eben ſo feinen Geſchmack haben als er, glauben nicht ſo leicht, daß man guten Wein finde, wo kein Krantz ausgehänget wird.

III.

In Herren G-ttſch-ds Critiſchen Beyträgen, Stück XXIV. Bl. 679. und 680. ſtehet von der neuen Critiſchen Dichtkunſt folgendes Urtheil: „In dieſem Buche ſind „ einige Materien, die zur Dichtkunſt über-
„ haupt

Ueberhaupt gehören) Er verſtehet diejenigen Materien, die aus der Natur des Menſchen überhaupt hergeleitet werden, als da ſind, von der Nachahmung der Natur, von der Wahl der Materie, von dem Neuen, von dem Wunderbaren und von dem Wahrſcheinlichen, von der Eſopiſchen Fabel, von den Characteren, Reden und Gemüthesgedancken, oder Sprüchen ꝛc.

Sehr weitläuftig) Hr. G-ttſch-d hat ja in ſeinem Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen ein vollkommenes Muſter gegeben, wie man die Haupt-Materien, die zur Dichtkunſt gehören, nicht eben nöthig habe aus allgemeinen Grundſätzen herzuleiten

„ haupt gehören, ſehr weitläuftig, andre
„ aber

leiten und ſo weitläuftig auszuführen, ſondern wie dieſe Materien geſchickt auf das Abſonderliche gezogen, und nach dem verjüngten Maßſtabe ins Kleine gebracht werden können. So hat er z. Ex. in dem 4ten Hauptſtücke, wo er von den drey Gattungen der poetiſchen Nachahmung handelt, die gantze weitläuftige Materie von der Poetiſchen Schilderey, wovon Hr. Bodmer von Zürch erſt neulich ein groſſes Werck mehr als 40. Bogen ſtarck herausgegeben, in zwo Octav-Seiten Bl. 136. u. 137. gantz vollſtändig abgehandelt. So hat er auch die Materie von den Characteren Bl. 138. bis 141. in 3. §. §. gar künſtlich ausgeführet. Die Erklärung von der Natur der Fabel hat ihm recht ſaure Mühe gekoſtet, und doch als er ſie zu Stand gebracht hatte, blieb ihm noch die Frage übrig zu erörtern: Ob die poetiſchen Fabeln nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen? Bl. 151. In dem folgenden fünften Hauptſtücke bekümmert er ſich nicht lange, die Natur des Wunderbaren zu erklären, ſondern er theilet das Wunderbare in ſeine Claſſen ein, und iſt insbeſondere der Abſchnitt von der poetiſchen Anruffung der Götter ſehr ausführlich gerathen, von Bl. 162. bis 170. In dem ſechsten Hauptſtücke, wo er von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie handelt, giebt er ſich nicht lange Mühe, die Natur derſelben auszukundſchaften und ihre Grade zu beſtimmen; ſondern er läßt die alten und neuen Epiſchen Dichter von Homer an bis auf Voltaire durch die Muſterung gehen, und verweiſet ihnen alle die Unwahrſcheinlichkeiten, die ihnen jemahls mögen zur Laſt geleget worden ſeyn, denn er gläubt, daß diejenigen keine Narren geweſen, von denen er ſeine Beſchuldigungen geborget hat. Es verdiente auch dieſe Dichtkunſt in Abſicht auf den Verfaſſer

„ aber gar nicht berühret: Dagegen ſind
„ einige Capitel eingeſchaltet, die man hier
„ gar nicht ſuchen würde; darinn ein par
„ unſrer berühmteſten Poeten angegriffen
„ wer-

faſſer viel ehender Hiſtoriſch als Critiſch genennet zu werden, es ſey denn, daß man das vortreffliche Critiſche Stücke, Bl. 181. wo er Sal. Francken Abendſegen auf eine ſcharfſinnige Weiſe beurtheilet, in eine beſondere Betrachtung ziehen wollte. Im übrigen iſt alles auf den deutſchen Horizont gerichtet, und es werden darinn ſolche Fragen erortert, die niemand als einem Deutſchen in den Sinn kommen könnten.

Andere aber gar nicht berühret) Nämlich die ſo nothwendigen Capitel und Abſchnitte, die in Herrn G-tſch-ds Dichtkunſt gleich zu Anfang ſtehen, vom Urſprunge und Wachsthum der Poeſie überhaupt; von dem Charakter eines Poeten; vom guten Geſchmacke.

Sind einige Capitel eingeſchaltet) Dergleichen ſind: Vergleichung der Mahlerkunſt und der Dichtkunſt; Erklärung der Poetiſchen Mahlerey; von der Verwandlung des Wirklichen ins Mögliche; von der Kunſt gemeinen Dingen das Anſehen der Neuheit beyzulegen; von etlichen abſonderlichen Mitteln, die ſchlechte Materie aufzuſtützen; von der Wahl der Umſtände und ihrer Verbindung ꝛc.

Ein par unſrer berühmteſten Poeten) Nämlich in dem ſiebenden Abſchnitte Herr D. Tr-ll-r wegen ſeiner Fabeln, und im zehnten Abſchn. wo die Frage erörtert wird: Ob die Schrift Auguſt im Lager ein Gedicht ſey; Hr. König.

Angegriffen werden) Verſtehe, durch eine allzu freye critiſche Unterſuchung und Prüfung ihrer Fabeln

„ werden. Vielleicht geben wir mit der Zeit
„ noch ausführliche Nachricht davon. „

und Gedichte: Equidem vita & fama pari paſſu ambulant, ſagt der Lateiner; doch iſts noch beſſer, als mortuo inſultare leoni.

Vielleicht geben wir ꝛc.) Hr. G-ttſch-d wird ſich um den deutſchen Pindus recht verdient machen, wenn er ſein bald in ſeinen Beyträgen, (auf welchem Kampfplatz er ſchon manchen Ritter, und erſt neulich einen Damm, einen Hirſch, einen C. G. G. erleget hat,) dieſem Critiſchen Tell nach dem Kopf greiffet, und dieſe neue Critiſche Dichtkunſt als ein höchſtſchädliches und gefährliches Buch, mit ſeiner recht höflichen und dabey immer ſieghaften Schreibart fein ſchwarz und verhaßt machet.

Poſt Scriptum.

Sollte dieſe Schutzſchrift das Glück haben, den deutſchen Leſern nicht zu mißfallen, worüber ich meinen geheimen und vertrauten Correſpondenten N. N. um ſchleunige Nachricht hiemit will gebeten haben, ſo würde mir dieſes Muth machen, auch die übrigen angefochtenen Poeten Deutſchlands in meinen Critiſchen Schutz zu nehmen, und gegen meinen Landsmann zu vertheidigen.

Pinge duos angues:
Pueri! Sacer eſt locus, extra mejite!
PERSIUS.

Ableh-

Ablehnung des Verdachts,
daß die Schweitzerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons Verl. Par. einen Geschmack zu finden.

DEr Hr. G-ttsch-d, der gröste iztlebende Kunstrichter u. Poet Deutschlandes nach Hrn. Fr-ll r, hat im 4ten Art. des 24sten St. seiner Crit. Beyt. den Abschlag der D. an Miltons Verl. Par. eine Lust zu finden, so bündig gerechtfertiget, daß ihm alle diejenigen Beyfall gegeben haben, die bey ihm in die Schule gegangen sind. Er gründet sich auf die unstreitige Freyheit dieser Nation, welche ihren Character, ihre Erziehung, ihre Lustbarkeiten, für sich selber hat, u. nicht gezwungen werden kan, solche mit andern zu vertauschen; am allerwenigsten ihren Geschmack zu ändern, nachdem sie sich dabey jederzeit wohl befunden, u. bey allen andern Völkern in Ruhm u. Ansehn gebracht hat. Es ist eine Lust zu sehen, wie dapfer er den eigenmächtigen Zürchischen Kunstrichter zurückeweiset, der die Deutsch zwingen will ein ausländisches Buch zu bewundern; welche doch den Opitz selbst nicht anderst als freywillig hochgeschätzet haben, bis ein besonderes Schicksal ihn durch seine Gewalt verdrungen. Ein Deutscher kan nicht anders, als eine hohe Meinung von seiner Nation u. sich selbst empfangen, wenn er siehet, wie B-dm-r mit Addison u. der gantzen Engl.

Nation in eine Linie geſetzet wird, nur zu dem Ende, damit er mit ihnen von dieſer Höhe daniedergeſtürzet u. zum Gelächter gemacht werde. Kein beſſeres Schickſal verdienete mein Landsmann, nachdem er ſich vermeſſen, die D. in ihrer alten Gleichgültigkeit im Anſehen Miltons zu ſtören, u. ſich für ihn, wie Addiſon bey den Engl., müde zu ſchreiben u. zu verbürgen, damit man dieſen Poeten einiger Aufmerckſamkeit würdigte. Dieſer Addiſon war ein leichtfertiger Kopf, wie jener beym Erasmus, der ſ. Gefährten, ſo mit ihm über Land ritten, beredet, ſie ſähen ein Luftzeichen am Himmel. Er überredete die Engelländer, daß ſie dergleichen Dinge in Milton ſähen. Lächerlich genug! Hr. G-ttſch-d hat dieſe Thorheit derſelben in der charactermäſſigen Rede, die er ihnen in den Mund leget, in ihrem Urſprung vorgeſtellet. Wie, läßt er ſie ſagen, ſollen Griechenland u. Rom alleine groſſe Poeten haben? Wir ſind eben ſo ehrlich als ſie. Milton ſey alſo ein Poet! Wir wollen den Homer u. Virgil zuſammenſchmeltzen, u. einen Milton daraus machen. Wer will uns das wehren? Wir Engel. werden es doch beſſer wiſſen, als die Ausländer. - - Er läßt ſie hier vollkommen reden, wie ſie ſeinen Abſichten gemäß reden mußten. Er kennet ſie beſſer als ſie ſelber. Nur reden ſie zu geiſtreich, ſo daß man ſchier dächte, er hätte ihnen etwas von ſeinem eigenen Witz geliehen. Allein was die D. anbelangt, ſo geht es nicht ſo leicht an, ſie aus ihrer Kaltſinnigkeit zu ſetzen:

ſie

ſie ſind gegen die Blendungen beſſer verwahrt, und auf ihren freyen Willen eiferſüchtiger; ſie laſſen ſich durch die Natur der Dinge, und ihre Eindrücke ſelbſt nicht zwingen. Sie machen die Eindrücke lieber, als daß ſie ſolche von den Sachen empfangen. Allein ſo gründlich die Vertheidigung des willkührlichen Geſchmacks der freyen D. gerathen iſt, ſo übereilt muß ich es heiſſen, daß Hr. G. die ſchweiz. Nation in Verdacht faſſet, daß ſie ſich eben ſo leichtſinnig habe hintergehen laſſen, als die Engl. den M. hochzuſchätzen. Er ſagt: Was die Ueberſetzung Addiſons anbetrift, ſo kan ſie vielleicht in der Schw. ſo gute Würckungen haben, als die Ueberſetzung M. gehabt hat. Ich muß ihm mit aller der Höflichkeit, die ein Schweitz. haben kan, ſagen, daß er dieſe Nation nicht recht kennet, wenn er ihr dergleichen elenden Geſchmack zutrauet. Wir ſind auf unſre geiſtliche Freyheiten, unter welche ich die Freyheit des Geſchmacks zuerſt zehle, eben ſo eiferſüchtig, als auf die leiblichen; wir haben eben ſo wol als die Sachſen Scythiſches Blut in den Adern, u. bleiben ſo ſteif auf dem hergebrachten Geſchmack unſrer Vorfahren, als ſie, wofern es uns nicht von uns ſelbſt, ohne jemands arbeitſame Bemühung, anderſt in den Sinn kömmt; die Dinge mögen denn ihrer Natur nach einen Eindruck auf das Gemüthe fodern, welchen ſie wollen, ein Schw. wird ſich demſelben ſo handfeſt als ein D. zu widerſetzen wiſſen, & ſibi res non ſe rebus ſubmittere. Um deſſentwillen hat es uns ſehr geärgert, als

der

der Ueberſetzer M. nicht gewartet, ob wir die Schönheiten in dem V. P. freywillig empfinden wollten, ſondern ſich vermeſſen, uns in einer langen Legende zu überführen, daß wir es aus Nothwendigkeit thun müßten, weil M. ſolche Springfedern u. Triebräder in ſein Gedichte gebracht, welche der Natur des menſchl. Herzens gemäß ihre gewiſſen Würckungen thäten. Auf dieſe Weiſe köñt man mit uns nicht aus; wir wiſſen uns, weñ es uns gefällt, in unſrer alten Gleichgültigkeit zu erhalten. Ich kan zwar nicht leugnen, daß nicht ein halb duzt ungerathene Landskinder in Zürch u. Bern zur Secte Addiſons übergegangen; allein mit dem groſſen Haufen hat es keine Gefahr; insbeſondere kan mir Hr. G. glauben, daß die Einwohner der Alpen, je tieffer ſie in den Spälten der Berge wohnen, deſtoweniger von M. Lobrednern eingenoñen ſind; man köñte alſo noch richtig zu 50000. Eidsgenoſſen zehlen, ohne Weiber u. Kinder, welche nur nicht gehöret haben, daß ein Milt. oder Addiſon geweſen. Ich muß auch ihm zum Troſt erwähnen, ob Hr. Haller gleich dieſe Alpenbewohner, ihre Berge, Kräuter u. Blumen auf das genaueſte kennet, daß die Gedichte dieſes halben Milt. bey ihnen hingegen ſo unbekañt ſind, als Arminius u. Baniſe, ſo daß man nicht fürchten darf, daß der Miltoniſche Schwulſt, ſeine ungeheure Einbildungen u. hochtrabenden Ausdrückungen mit ihrem glänzenden Nichts den unſchuldigen Geſchmak dieſer Leute ſo bald verderben werden. So fern

iſt

iſt es, daß die Schw. alle Addiſons Geſchmack haben. Der Eifer für die Ehre meiner Landsleute hat mich nicht ruhen laſſen, bis ich Hrn. G. davon Nachricht gegeben, u. ihn gebeten hätte, daß er gütiger von uns dencken, u. das Verbrechen, deſſen ſich etliche wenige unter uns ſchuldig machen, nicht der gantzen Nation in die Rechnung ſetzen mögte. Ich zweifle nicht, daß er ihr nicht Recht wiederfahren laſſen werde, indeſſen hat ſein übereilter Verdacht mich u. andre von meinen Landsleuten, die von der glaubigen Secte ſind, ſo ſehr in die Naſe gebiſſen, daß wir die Freude nur halbig empfunden haben, ſo ſeine meiſterhafte Umtreibung unſers eigenſinnigen Landsmanns uns ſonſt verurſachet hätte. Wir haben doch nicht ohne Luſt beobachtet, wie ſinnreich er die Gewohnheit der Alten ihre Schriften auf öffentlichen Plätzen vor gantzen Verſamlungen von Leuten allerley Stands zu leſen, u. die Eindrücke derſelben in der Zuhörenden Gebehrden zu beobachten, auf das Leſen in den Trivialſchulen verdrehet. Und wie geſchickt hat er B-d-m-rn auf einmahl alle Deut. Poeten über die Haube gerichtet, weil er geſagt, daß in Deutſchl. gemeine Poeten wären, die man fleiſſig läſe, u. die ihren Leſern ein ungereimtes u. wunderliches Ergetzen gewähreten. Hr. G. hat dieſes ſehr glücklich auf alle D. Poet. gute u. böſe, erſtrecket, u. der Amtseifer ſteht ihm trefflich wohl an, mit welchem er ihn deßwegen zum Läſterer wider unſer Vaterland erkläret. Und wie fein hat er den freyen

Geiſt

Geiſt, den der Ueberſetzer dem knechtiſchen entgegenſetzet, der von fleiſchl. Affecten u. irdiſchen Geſchäften regieret wird, von dem flüchtigen Mercurialiſchen verſtanden! Wie ſchlau hat er vorgegeben, daß Milt. Stärcke in Fehlern wider die Grammatick, in Verkehrungen aller gewöhnlichen Wortfügungen, u. in tauſend andern ſonſt unerlaubten u. von keinem andern Poeten begangnen Schnitzern beſtehe; wie ſcharfſinnig hat er auf dieſen Grund Hans Sachſen zum geſchmeidigſten deutſch. Poeten gemacht! Wie künſtlich hat er das Lob wieder zurückgenommen, das er im 19ten St. der Crit. Beytr. Art. 18. B-dm-rs Ueberſetzung ertheilet: „Gewiß alle Kenner Miltons ſind erſtaunet, als ſie dieſe Dollmetſchung deſſelben geleſen haben. Denn wer hätte ſichs eingebildet, daß dieſes mit Gedancken ſo beſchwerte Gedichte, deſſen Ausdruck ſo körnigt, ſinnreich u. tief iſt, ſich ſo nachdrückl. u. vollſtändig deutſch würde geben laſſen! U. doch hat es der Hr. B. gethan.„ Alſo redete die Höflichkeit; aber nachdem B-dm r dieſelbe verwürcket hat, führt Hr. G. billig eine gantz andre Sprache, u. warum ſollte er nicht berechtiget ſeyn, was er einſt ohne Verdienen gelobet hatte, ein andermahl ohne Verdienen zu tadeln? Warum ſollten ſeine Liebeswürckungen länger dauren als ſeine Liebe? Ich verwundere mich gar nicht, daß ihm der deutſche Ausdruck in dem V. Par. ſeltſam u. widerlich dünkt, er könnt uns in der Schweiz, ſo hart gleich unſre Ohren ſind, eben ſo vor, B.

ſollte

ſollte ihn verſchönert haben, welches gar leicht geweſen wäre, wenn er den Teufeln nur ſolche Redensarten zugeeignet hätte, wie in unſern galanten, verliebten u. vermiſchten Gedichten gefunden werden. Nicht nur die Ausdrückungen, ſondern auch die Gedancken des Poet. ſind ſchrecklich u. wild, wie die böſen Engel, denen ſie in den Mund geleget werden, die Catonen, Portii, Arſenen, in unſern guten Trauerſpielen haben ſchon mehr Lieblichkeit u. Zierlichkeit in ihren Sprüchen u. Meinungen. Wie ungeſchikt hat ferner Hr. G. ſeinen Gegner ſagen laſſen, unſre Kunſtr. haben Milt. Gedicht aus einem Abſcheue vor der Materie verworffen, u. dieſes Vorurtheil könte mit gleichem Grunde von der Ilias, der Odyſſea, u. Eneis gefaſſet werden! Wie liſtig verweiſet er endlich den ſchweiz. Kunſtricht., daß ſie Brockes u. König für die gröſten izlebenden Poeten erkläret haben, ohne Zweifel, weil ſie dieſelben am fleiſſigſten angezogen, u. am liebſten getadelt haben! Grad als ob ſie in den G-ttſch-diſchen Schriften nicht eben ſo wol Exempel von herrlichen Fehlern, die einen eignen Abſch. verdienten, angetroffen hätten. Auf dieſe Weiſe bemeiſtert ſich ein guter Redner ſeiner Materie u. ſeines Gegners, kehret die Worte u. Gedancken deſſelben nach ſeinen Abſichten, u. leihet der Widerparte ſeine eignen Meinungen, wodurch er ſie am allergewiſſeſten ſchwarz, ungereimt u. lächerlich machē kan. Wollte jemand Scrupel machen, daß dieſe Rednerkünſte ſich mit der Billigkeit nicht wol

vertragen, der muß wissen, daß wider einen Mañ, gegen den uns die Höflichkeit, das Band aller Pflichten u. Tugenden, nicht mehr bindet, alles erlaubet ist. B. mag es sich selber danken, daß er von diesem Muster der Höflichkeit, der sich sonst nicht überwinden kan, jemand zu tadeln, der es nicht mit seinem Tode verschuldet hat, nicht gelinder tractirt wordē; warum hat er lieber scharf beurtheilet u. getadelt, als mit Stillschweigen übergangen werden wollen; u. warum hat er sich die Freyheit genomēn, alles nach seiner Einsicht u. Meinung, nicht nach H. G-ttsch-ds oder Tr-ll-rs, zu beurtheilen. Darum wird er mir u. andern von seinen Landsleuten, ob wir gleich seine Eidsgenossen sind, nicht verübeln können, wenn wir uns mit dem sieghaften Hrn. G-ttsch-d wider ihn verbinden, u. also zu erkennen geben, daß wir, ob wir gleich Nachkommen der Alpinischen Risen sind, die den Oestreichischen Jupiter bekrieget haben, wie Hr. G-ttsch-d sich in geschmeidigem deutsch ausdrüket, dennoch Deutsche seyn wollen, wo nur die Deutschen uns, die wir so grundböse Hæreticos in der Critick unter uns erzogen haben, mit denselbigen, Unschuldige mit den Schuldigen, nicht vermischen. Wir hoffen aber, daß sie sich an unsrer Erklärung begnügen, und bey ihnen, wie wir bey uns, fortfahren werden, den alten Geschmack, wie die alte Religion, zu verfechten, damit alle Einwohner Deutschlands in allen Provinzen, als Kinder eines Scythischen Geblütes, ohne ein gefährliches Schisma, in vollkommener Einigkeit des Geschmacks, beständig mit dem Hertzen verstehen und mit dem Verstande glauben.

Nachrichten

von dem

Ursprung und Wachsthum

der

Kritik

bey den

Teutschen.

Nachrichten von dem Urſprung und Wachsthum der Critik bey den Deutſchen.

Opizens poetiſche Schriften, welche die erſten ſind, die wir ohne Schamröthe anziehen dörffen, geben uns durch die Eindrücke, ſo ſie in dem Gemüthe verurſachen, genug zu erkennen, daß dieſem geſchickten Mann keines von denen Kunſt-Stücken verborgen geweſen, wodurch das Hertz gerührt, und die Wahrheiten auf eine angenehme Weiſe in den Verſtand gebracht werden. Es wäre einem Wunderwerke gleich, wenn er Schriften, die ſo tüchtig ſind, uns zu gefallen, und dieſes mit ſo vieler Gewißheit und Gleichheit thun, ohne eine genaue Erkänntniß der Mittel, wodurch ſolches zuwegegebracht wird, verfertiget hätte. Unterdeſſen hat er die Grundregeln, nach welchen er gearbeitet hat, die Anmerkungen von dem Verhältniß des menſchlichen Gemüthes mit den Dingen, und die Mittel, wodurch daſſelbe einer gewiſſen Abſicht gemäß in Bewegung geſezet wird, lieber im Werke ſelbſt und in der Ausführung anwenden, als in einem Kunſtbuche zuſammenſchreiben wollen. Er hat uns einzig und allein ein Lehrbuch von wenig Bogen hinterlaſſen, worinnen er etliche wenig allgemeine Anmerkungen von der Erfindung, von den Gattungen der Gedichte, von der Zubereitung und Zierde der Worte ꝛc. zuſammengetragen hat, ohne ſich in die beſondern Grundſätze und Theile der Dichtung oder der Rede tiefer einzulaſſen. Er

sagt in der Vorrede zu diesem Werckgen gleich beym Eingange; „ Er vermeine keinesweges daß „ man jemanden durch gewisse Regeln und Gese„ ze zu einem Poeten machen könne, massen die „ Poeterey auch eher getrieben worden, als man „ je von derselben Art, Amt, und Zugehör ge„ schrieben, so daß die Gelehrten, was sie in den „ Poeten, welcher Schriften aus einem göttli„ chen Antriebe und von Natur herkommen, auf„ gemerket, nachmals durch richtige Verfassun„ gen zusammengeschlossen, und aus vielen Tu„ genden eine Kunst gemachet haben. „ Wir thäten ihm unrecht, wenn wir aus diesen Worten eine Geringachtung der Regeln schlieſſen wollten. Er hat damit allein den Nuzen derselben bestimmen wollen. Denn es ist gewiß, daß diese ohne das Naturell, ohne einen Affectreichen, schnellentbrandten Geist, ohne einen reichen Vorrath an Bildern nicht zureichen, einen Poeten zu machen. Wie sollte aus einem ungehirnten, in der Erkänntniß der Natur, des Menschen, der Welt Sitten und Händel, unerfahrnen Mann ein Poet herauszubringen seyn? Die Regeln sind nur eine Hand, welche den Weg zeiget, den man gehen soll, eine Fakel, welche um uns her helle machet, aber gleichwie die Erkänntniß des Weges einen Lahmen, und eine aufgesteckte Fakel den Blinden nichts nüzet, also geben die Regeln einem plumpen und schweren Geist wenig Trost. Aber ohne die Wegweisende Hand und ohne das Licht steht auch ein guter und scharfsehender Läufer in Gefahr irre zu gehen.

Die

Die muntern Köpfe, die zu einer Zeit mit Opizen lebeten, empfanden zwar die Gewalt der Regeln, die er in seinen Schriften angewandt hatte, nicht nur so gut, als der gemeine Mann, sondern nach dem grössern Maasse ihrer Geschicklichkeit in weit höhern Graden. Doch besann sich keiner von ihnen, dieselben darinnen aufzusuchen, und die Uebereinstimmung der Eindrücke mit der menschlichen Natur, auf welcher sie beruheten, in sorgfältigen und wohlüberlegten Untersuchungen der Opizischen Exempel zu entdecken. Sie giengen nicht weiter, als daß sie seinen neuen Vers nach seinem äusserlichen Aussehen betrachteten, und einige Regeln auf das Muster derselben festsezeten. Wenn sie die innerliche Kunst seiner Gedichte im Tiefen und Absonderlichen eingesehen, und aus seinen, oder ihren eigenen, Erfahrungen und weitern Nachsinnen eine gründliche Theorie bekommen haben, so haben sie diese nicht in critischen Schriften oder Kunstbüchern sondern ebenfalls in der Ausübung gebraucht.

Wir sehen in der That, daß sie ihren Opiz fleissig gestudiert haben; der Schwung, den sie ihren Gedichten gegeben, insbesondere mittelst dergleichen Zusäze, womit Opiz das Ende seiner Redesäze so gerne mit unerwartetem Nachdruck verstärkete, eine Menge Redensarten, Bilder, Lebensregeln, Gleichnisse, Allusionen, so sie von ihm angenommen haben, zeigen genugsam, daß sie ihm mit sorgfältigen Schritten nachgegangen sind. Andreas Tscherning hat zum Ex. ein Glückwünsch-

wünſchungsgedichte an David Rheniſchen mit folgenden Zeilen angefangen:

Wir müſſen freylich nur, wir armes Volck, bekennen,
Daß Erde, Feuer, Luft, und Waſſer, ſchrecklich brennen,
Aus Eifer gegen uns: Des hohen Himmels Haus,
Das ſchüttet ſeinen Zorn mit Blitz und Donner aus,
Von allen Ecken her, nachdem ſo ſchwere Plagen,
In dieſer See der Welt mit Macht zuſammenſchlagen
Auf unſren Sündenhals; doch gleichwohl iſt ein Gott,
Der ſeiner Gnaden Licht läßt ſcheinen in der Noth,
Wann Taurus um den Maſt mit harten Stürmen ſauſet,
Wann die erzörnte Flut um alle Seiten brauſet,
Und will mit uns Grundab: Dem nichts ſich bergen kan;
Der, ob er ſchon betrübt, nimmt dennoch wieder an,
Nur daß man eifrig bläßt die ſtarken Bußpoſaunen
Aus Feindſchaft unſrer Schuld, und auch die Bethcarthaunen,
Die Himmelsbrecher, pflanzt vor Gottes ſchöne Stadt,
Uns zeucht nicht eher ab, bis man das Jawort hat.
Das güldne Sonnenrad hat fünfmahl ſeinen Wagen
Durch alle Zeichen ſchon am Himmel durchgetragen,
Seit mich das Vaterland hat heiſſen fremde ſeyn. ꝛc.

Wer erinnert ſich nicht faſt alle dieſe Bilder und Ausdrücke im Opitz geleſen zu haben? In dem Gedichte an den Freyherren von Burghaus heiſſet es:

Wir können freylich nicht vorbey, mein Vaterland,
Und müſſen nur geſtehn, der Himmel ſey entbrandt
Aus Eifer gegen uns, nachdem ſo ſchwere Plagen
Von allen Ecken her bey dir zuſammenſchlagen.

* * * * * * * * *

Doch gleichwohl iſt ein Gott,
Der ſeiner Gnaden Licht auch mitten in der Noth
Des trüben Wetters zeigt.

* * * * * * * *

Wo Taurus um den Korb des hohen Maſtes pfeift,
Wo die ergrimmte See mit ganzen Wellen ſtreift,

Und

Und jagt das Schiff grundab. Doch der wird Hand anlegen,
Der lieb hat, wenn er zörnt.

In der Ode auf das Leichbegängniß der Herzogin zu Münſterberg:

Der des Gebethes Stücke
Pflanzt für die Himmelsſtadt,
Und weichet nicht zurücke,
Bis er das Jawort hat.

Und in der Daphne ſagt der Chor der Hirten zu Apollo:

Du groſſer Gott, der du den Feuerwagen
Rings um den ſchönen Himmel führſt.

Allein gleichwie es eben keine groſſe Kunſt braucht, dergleichen Formen der Rede nachzumachen, ſo wächßt Tſcherningen, Dachen, Flemmingen und andern von ihrer Zeit ein ſchlechter Ruhm daher zu. Opitz wußte Kunſtſtücke, die eine tiefere und verborgenere Erkänntniß des Menſchen und der Dinge zu erkennen geben; dieſe können wir in ſeinen Nachfolgern, die mit ihm lebeten, keinesweges in dem Grade wahrnehmen, wie ſie bey ihm vorhanden waren. Sie mögen aber eine groſſe oder kleine Theorie davon gehabt haben, ſo haben ſie von ſolcher keine Lehrbücher noch critiſche Abhandlungen verfaſſet. Was wir critiſches von ihnen haben, ſind kurze Urtheile, flüchtige Lobſprüche, Meinungen, die nicht bewieſen, oder auf gründliche Unterſuchungen gebauet, noch zum wenigſten mit Exempeln erkläret werden, ſondern ſchlechthin auf dem Glauben beruhen, den wir

von dem Verstande, der Geschicklichkeit, und der Aufrichtigkeit dessen haben, der solche Urtheile gefället hat.

Von dieser Art ist der Ausspruch, den Rist von Opitz gefället hat: „ Es hat uns zwar der edle und hochberühmte Poet Martin Opitz in seinen theils lustigen theils nützlichen Schriften und Gedichten genugsam Anleitung gegeben, wie wir unsrer fast verderbten und durch so viel fremdes in dieselbe gleichsam vermummten deutschen Sprache wieder auf die Beine helffen, ihr die unbekannten Larven wieder abziehen, und derselben Glantz, Zier, und Reinlichkeit in Aufnehmen bringen können. „ Und an einem andern Orte: „ Wir Deutschen, ob wir schon in den Lateinischen und Griechischen Sprachen so vortreffliche Poeten gehabt, und noch zur Zeit haben, daß wir auch keinen fremden Nationen in denselben etwas bevorgeben; so ist doch fast niemand gefunden, der sich um unsre so schöne und wortreiche Muttersprache hätte bekümmern, oder dieselbe durch die göttliche Poesie hätte berühmt machen wollen, bis endlich vor wenig Jahren der hochgelahrte Opitius hervorgekommen, der den Weg zur selbigen gebahnet, das Eis gebrochen, und uns Deutschen die rechte Art gezeiget, wie auch wir in unsrer Sprache Petrarchas, Ariostos, und Ronsardos haben können. „ Buchner hat von der Opizischen Muse noch in höherm Thone bezeuget: Non potest ascendere altius Musa patria, & necesse est, ut quiescat eo fastigio quo

quo tu collocasti: Interim te sequemur longe, & tua vestigia adorabimus: Sic tamen non obscuri prorsus morituri. In diesem panegyrischen Thone hat damahls jedermann von Opizen geurtheilet; ohne daß nur ein einiger die innerliche Art seiner Gedichte mit characteristischen Zügen bestimmet hätte.

Hofmannswaldau hat zuerst einen Character von seiner Poesie zu entwerffen vorgenommen, den er über dieses durch eine Vergleichung derselben mit andern Poeten in ein verschiedneres Licht gestellet hat. „ Folgende Jahre, sagt er, ist die „ deutsche Poesie nicht viel besser worden, bis un„ gefehr vor fünfzig Jahren Opitz als ein unge„ meiner gelehrter und aufgeweckter Kopf die „ rechte Reinlichkeit der Wörter und eigentliche „ Kraft der Beywörter genauer beobachtet, und „ das Maaß der Sylben, richtige Reimendung, „ gute Verknüpfung, und sinnreiche Sprüche, „ seinen Gedichten einverleibet. Wie er denn in „ allen Stücken der Poesie besonders in Ueberse„ zungen vortrefflich glückselig gewesen. - - Wel„ chem bald drey seiner Landsleute, als Tscher„ ning, so sich sehr an seine Art gehalten, dann „ Coler und Czepko rühmlich gefolget, nach wel„ chen auch Dach, ein Preusse, dem die Lieder „ nicht übel gerathen, und Flemming, ein Meiß„ ner, so vor andern ein Sonnet gar wohl ge„ schrieben, wie auch Rist, ein Holsteiner, so „ viel geistliche Gesänge herausgegeben, dann „ Tiz und Mühlpfort, als Poeten bekannt wor„ den. Dabey ich dann auch des weitbekannten

„ Harsdörfers unvergeſſen, der zwey berühmten „ ſinnreichen Männer, Gryphii und des von Lo„ henſtein ſchuldigſt gedenke, ſo, wie in allen Sa„ chen, ſo ſie angegriffen, alſo auch in ihren „ Trauerſpielen, nach Art Sophocles und Se„ necä gefertiget, was ein hurtiger und gelehrter „ Geiſt kan, zur Gnüge erwieſen.„ Er meint ferner, daß durch gedachter Männer Fleiß und Nachſinnen die deutſche Poeſie ſo reine worden, daß ſie der ausländiſchen nichts mehr nachgebe. Doch geſtehet er, daß die Welſchen, wegen ihrer insgemein angebohrnen Verſtandes und Scharfſinnigkeit, an guter Erfindung den Deutſchen manchesmahl zuvorgehen. Von ſeinen eigenen Gedichten, insbeſondere von ſeinen Heldenbriefen, urtheilet er: „ Die Art zu ſchreiben darinnen iſt „ geläufftig, leicht, und mehr lieblich als prächtig, „ dazu denn Ovidius mein Anführer geweſen. „ Viel von heidniſchen Göttern und überſteigen„ den gezwungenen Redensarten, wie auch ande„ re gemeine Schulpoſſen, werden hier wenig zu „ finden ſeyn, und machen die den Enthalt der „ Sachen eigentlich bedeutende Wörter, etliche „ kräftige Beywörter, und andre mit Verſtand „ angewandte Kleinigkeiten die ganze Verfaſſung „ meines Schreibens.„

Welcher dieſem flüchtigen Urtheil Glauben zuſtellen ſoll, muß das Anſehen Hoffmannswaldaus ſo viel bey ſich gelten laſſen, daß er ihm auf ſein bloſſes Wort gläubt. Eine obgleich nur kurze Einſicht in die Schriften Opitzens und ſeiner Schüler, eine Vergleichung derſelben mit Gryphii, und

Lo-

Lohensteins Gedichten, eine nur flüchtige Betrachtung der eigenen Hoffmannswaldauischen Gedichte, vornehmlich seiner Heldenbriefe, würde zu bald verrathen, wie übel ausgemessen, wie unbegründet, wie ungereimt dieses lobreiche Urtheil ist, und wie wenig es mit sich selber bestehen könne. Denn Hoffmannswaldau ist zuerst von Opitzens Muster abgewichen, welche bey dem Mangel gründlicher Lehrbücher bisdahin vor Vorschriften gedienet hatten; er hat eine Schreibart eingeführt, welche von dem, was er selbst von ihr rühmet, das Wiederspiel in sich hat, und eben so wenig Natur in den Sachen als in dem Ausdrucke zeiget; aber nichtsdestoweniger von seinen Landsleuten vor ein gleich so treffliches oder noch trefflicheres Modell poetischer Wercke, als Opitz wäre, angenommen worden. Es ist am Tage, was vor einen Haufen Uebels dieser Irrthum in der Poesie nach sich gezogen, welches sich destoweniger zu verwundern ist, weil ihm durch keine critische Untersuchung, so sich auf die Natur der Sachen bezogen hätte, Einhalt gethan ward. Die ungemessenen Lobsprüche, die ehdessen zu Gunst der opizischen Poesie gefället worden, wurden izo mit eben derselben Dreistigkeit, aber mit mehr Ungeschicklichkeit und Parteiligkeit dem Hoffmannswaldau und seinem übersteigenden Nachfolger dem von Lohenstein, verschwendet.

Dieser hat sein Urtheil von dem erstern mit folgenden Worten abgefasset: „ Dem Herren von „ Hoffmannswaldau hat es die deutsche Sprache „ zu dancken, daß ihr Spanien mit seiner nach-

„ denck-

„ denclichen, Welſchland mit ſeiner ſcharffſinni-
„ gen, Franckreich mit ſeiner lieblichen Feder
„ nicht mehr überlegen iſt. Denn Opitz that es
„ den Alten und Ausländern nach, unſer Herr
„ von Hoffmannswaldau aber zuvor. „ Und in dem Gedichte an den von Logau hat er dieſes Lob noch weiter getrieben:

Denn Opitz iſt zwar werth,
Den erſten Lorbeerkrantz in Deutſchland zu erlangen,
Er hat mit ſolchem Ruhm das Hauptwerck angefangen,
Daß keiner nach der Zeit ihm iſt geflogen für,
Als Hofmannswaldaus Geiſt, der Oder höchſte Zier;
Der deutſche Pindarus, dem keiner nach wird kommen.

Wir müſſen uns über dieſes ausſchweifende Lob nicht verwundern, weil Lohenſtein wahrhaftig ſich ſelbſt in Hoffmannswaldau geprieſen hat. Ihm hat hernach gantz Deutſchland dieſes Urtheil nachgeſagt, und nicht leiden wollen, daß jemand ſolches groſſe Lob mit Hoffmannswaldau theilete, als nur eben der von Lohenſtein ſelbſt. Alſo ward Opitz von ihnen hinuntergeſezet.

Neukirch, der für den Erben der Lohenſteiniſchen Feder geprieſen worden, hat ſein Urtheil davon mit dieſen Worten gegeben: „ Wir wenden
„ uns zu dem vortrefflichen Herrn von Lohenſtein,
„ deſſen Nahme bereits ſo weit erſchollen, daß er
„ unſre Ausblaſung nicht mehr vonnöthen hat.
„ Alle ſeine Gedancken ſind ſcharffſinnig, ſeine Aus-
„ bildungen zierlich, und wenn ich die Wahrheit ſa-
„ gen ſoll, ſo findet man in dieſem einzigen faſt alles
„ beyſammen, was ſich in denen andern nur ein-
„ zeln zeiget. Denn er hat nicht allein von Opi-

„ zen

„ zen die heroiſche, von Gryphio die bewegliche,
„ und von Hoffmannswaldau die liebliche Art an
„ ſich genommen; ſondern auch viel neues hinzu-
„ gethan, und abſonderlich in Sententien, Gleich-
„ niſſen, und hohen Erfindungen ſich höchſtglück-
„ lich erwieſen. Seine Tragödien ſind von den
„ beſten, ſeine geiſtlichen Gedancken voller Kraft,
„ und ſeine Begräbnißgedichte unvergleichlich. In
„ ſeinem Arminius aber hat er ſich als einen rech-
„ ten Poeten erwieſen, und ſo viel artige, kurze,
„ und Geiſtvolle Dinge erſonnen, daß wir uns
„ nicht ſchämen dürffen, dieſelbigen allen heuti-
„ gen Franzoſen entgegen zu ſetzen. „ Er bringet nach dieſem etliche Exempel, um denjenigen, welche die Deutſchen ſo hoher Gedancken unfähig achten, die Augen, wie er ſagt, zu öffnen. Das erſte iſt ein Sonnet, worinnen Olympia, eine Perſon aus dem Arminius, welche zu Bewahrung ihrer Keuſchheit den König Artabazes und ſich ſelbſt erſtochen hatte, der römiſchen Lucretia vorgezogen wird. Der Schluß davon lautet:

Lucretzen ſey nur recht,
Olympien zuviel durch ihren Stich geſchehen.

Und dieſer wird aus dem Förderſatze gezogen.

Lucretia ließ zu vorher die ſchnöden Lüſte,
Olympia hat nichts von geiler Brunſt geſchmeckt.

Hier ſetzet Lohenſtein voraus, daß Lucretia dem Tarquin ohne Zwang zu Willen geweſen, welches der Geſchichte zuwiderläuft. Sie iſt eben darum

rum von ihren Landsleuten so hoch erhoben worden, weil sie eine Schandthat, zu der sie gezwungen worden, nicht hat überleben wollen. Das Lob, das Olympien den Vorzug vor einer solchen giebt, welche die schnöden Lüste zugelassen hat, will also nicht viel sagen. Der Poet meint es damit zu erheben, daß er von Olympia sagt:

Die ihren Heldenarm zu strenger Rach ausstreckt,
Eh als zum ersten mahl sie Artabazes küßte.

Sie strafft demnach nur den Vorsatz, nicht die That, und diesen an ihr selbst, an der unschuldigen; eine Ungerechtigkeit, die wahrhaftig strafwürdiger ist, als Artabazens bloßer Vorsatz!

Wenn wir mithin der Lucretia That beym Licht besehen, so war sie selbst höchst strafwürdig; sie hat gewaltsame Hand an sich selbst geleget, ihre Rache an Tarquin zu befördern, sie hat vorher ihre Anverwandten zur Empörung wieder ihren rechtmässigen König angestränget, und hierdurch das gantze römische Volck in einen unsichern Stand und eine langwierige Unruhe gesetzet. Dieses machet sie noch mehr schuldig als den Tarquin selbst, dessen Uebelthat nur ein Weib getroffen hat. Und dieses fällt auch Olympien zur Last, welche eine gleiche That begangen, ohne daß sie dergleichen Bewegursache dazu gehabt hatte, wie Lucretia.

Neukirch giebt unter den Exempeln, womit er die Fähigkeit der Deutſchen zu hohen Gedancken beweiſen will, auch den bekannten Strophen einen Platz, worinnen die Annehmlichkeit der Liebe über die Süſſigkeit des Zuckers, des Honigs, und alles deſſen erhoben wird, was in der Natur und neben der Natur ſüß iſt, das iſt, er vergleichet die Luſtbarkeiten des Geſchmackes mit den Luſtbarkeiten der Einbildungskraft, wozu kein groſſes Beſtreben des Geiſtes erfodert wird. Wenn man nichts trefflichers hat, den Frantzoſen entgegenzuſetzen, ſo wird man klüger handeln, daß man ſich mit ihnen in keinen Eiferſtreit einlaſſe.

Er hat uns zugleich ſeine Urtheile von allen andern berühmten Poeten Deutſchlands eröffnet, und dieſes mit mehr Umſtänden, als noch keiner vor ihm gethan hatte. Er hält Opitzen vor einen Mann, welcher ſo viel Verſtand, als Feuer, viel Sprachen zu ſeinen Dienſten, und von allen Wiſſenſchaften eine gründliche und ungemeine Känntniß gehabt. „ Ich will, fährt er fort, „ eben mit Buchner nicht ſagen, daß er die Poe„ ſie ſo hoch erhoben, daß ihm alle die andern „ nur folgen müſſen: Es iſt aber unſtreitig, daß „ er darinnen mehr gethan, als man meinet, „ und daß viel Versmacher in Deutſchland le„ ben, welche die Kräfte dieſes Poeten noch nicht „ erkennet. „ Er verweiſet es denjenigen, welche meinen, daß ſie lauter Wunderdinge im Boileau finden, und dennoch nicht wiſſen, was in unſrem

aller-

allererſten Poeten, dem Opitzen, ſtecket. „ Wenn „ wir uns alle bemüheten, ſagt er ferner, den „ Weg zu gehen, den er gegangen, das iſt, „ durch Leſung der Griechen und Römer klug zu „ werden, ihre Gedancken mit Anmuth anzubrin„ gen, und endlich eigne aus unſrem Gehirne aus„ zubrüten, ſo würden wir den Franzoſen bald „ näher kommen, und über die Ungleichheit ihrer „ und unſrer Schriften nicht mehr klagen dürffen: „ Maſſen ſie doch alles, was ſie ſagen, den Al„ ten entweder nachgeafft oder abgeſtohlen. „

Er meint, Tſchernings ſey Opitzen nicht beygekommen, Dach ſey unvergleichlich in geiſtlichen Liedern, und ungemein glücklich in Ueberſetzung der Pſalmen, Flemming behalte noch wohl den Ruhm, daß er unter ſeinen Landsleuten am beſten geſungen, wenn er ihn aber bey die drey berühmten Männer Gryphius, Hoffmannswaldau und Lohenſtein ſtelle, ſo dürfte er faſt von ihm und ſeines gleichen das Urtheil fällen, ſie wären zwar groſſe Helden, aber ſie kämen nicht an die Zahl der drey. Denn dieſe haben nicht allein dem Opitz weit glücklicher als Flemming gefolget, ſondern ihn in gewiſſen Stücken auch übertroffen. Und zwar, was Gryphius belange, ſo ſey unſtretig, daß ſeine Gelehrſamkeit unmäßlich, ſein Verſtand unvergleichlich, und ſowohl in Erfindung als Ausbildung der Dinge ſehr hurtig und ſchnell geweſen. „ Seine Tragödien, ſagt er, ſind voller Kraft, „ alle Beywörter wohl ausgeſonnen, und wenn „ ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo männlich, nach„ drücklich, und donnernd, daß es ihm keiner

„ von

„ von allen seinen Nachfolgern hierinnen gleich
„ gethan. In Bewegung und Vorstellung der
„ Affecten hat er ebenfalls etwas sonderliches.
„ Was man aber am meisten an diesem Mann
„ bewundern muß, ist, daß er in lustigen Sa-
„ chen eben so glücklich gewesen ist, als in trauri-
„ gen. „

Von Hoffmannswaldau merket er an, er habe gantz einen andern Weg, als Opitz und Gryphius erwehlet, indem er sich sehr an die Italiäner gehalten, und die liebliche Schreibart, welche in Schlesien herrschete, am ersten eingeführt. Er gestehet zwar, daß sein Stylus zu Tragödien oder heroischen Gedichten sich nicht wohl schicken würde; allein er habe sich auch an dergleichen Dinge niemahls gemacht, sondern seine meiste Kunst in galanten und verliebten Materien angewandt, worinnen er sich auch so sinnreich erwiesen, daß man ihn billig für den deutschen Ovidius preisen mag; seine Liebesbriefe seyn ausser etlichen harten Metaphoren, so er von den Welschen behalten, nicht zu verbessern; aus seinen Begräbnißgedichten könne man sehen, daß es ihm an ernsthaften und moralischen Gedancken auch nicht gemangelt: Seine Liebesbriefe aber haben ihm nicht allein über alle Deutschen sondern auch über die meisten ausländischen Poeten den Sitz erworben, und er kan schwerlich glauben, daß ihm denselbigen auch in künftigen Zeiten jemand bestreiten werde.

Von Morhof urtheilet er, daß er zwar so liebe lich nicht geschrieben, als gelehrt, er habe aber

sehr wohl verstanden, was zu einem Gedichte erfodert wird. Besser sey in beyden sehr glücklich, und habe nicht allein einen scharfen Geschmack von guten Gedancken, sondern schreibe auch solche Verse, welche ein jegliches Ohr vergnügen können. Wiewohl man nun meinen sollte, daß zu der Vollkommenheit der deutschen Poesie wenig mehr übrig wäre, habe es dem Hrn. Opitz noch an Zierlichkeit, dem Hrn. von Hoffmannswaldau an Ernsthaftigkeit, dem Hrn. von Lohenstein an Zeit, andern an was anderm gemangelt. Er schlägt zuletzt etliche Mittel vor, wie der Poesie bald aufzuhelffen wäre. Wir können daraus etwas mehrers von seinen Einsichten in das Wesen der Poesie erlernen. „ Wer in der Poesie groß „ zu werden gedencket, sagt er, muß nicht allein „ an natürlichen Gaben überaus reich, sondern „ auch in Erfindungen tiefsinnig, in der Arbeit „ gedultig, nnd in der Schreibart gantz fest und „ poliert seyn. - - Er muß viel Sprachen „ verstehen, in allen Wissenschaften wohlgegründet, in der Welt erfahren, durch eigne Zufälle „ gewitziget, seiner Affecten Meister, und in Urtheilung andrer Leute Gebrechen vernünftig seyn. „ Alsdann ist es Zeit, daß er allgemach anfange, „ ein Poete zu werden, welches aber ohne Lesung „ und Unterscheidung poetischer Bücher nicht wohl „ geschehen kan. - - Die einheimischen Poeten lieset man vornehmlich wegen des Styli. „ Weilen aber dieser nach Erfoderung der Materien mancherley ist, so muß man auch hier einen Unterscheid machen, und von Opitz und

„ Flem-

„ Flemming die heroiſche, von Gryphius die be„ wegliche und durchdringende, von Hoffmanns„ waldau die liebliche, galante, und verliebte, „ von Lohenſtein die ſcharfſinnige, ſpruchreiche „ und gelehrte, und alſo von einem jeden eine be„ ſondere Schreibart lernen, und durch deren „ künſtliche Vermiſchung diejenige zuwegebringen, „ welche die Lateiner den Stilum Sublimem nen„ nen. „ Endlich ſchließt er, daß unter tauſenden kaum einer ſo glückſelig ſey, daß er ſich zur Poeſie rechtſchaffen ſchickete; und ſo er es ja endlich ſey, ſo gebreche es ihm doch entweder an Gedult, oder Zeit, oder am Glücke in ſeiner Beförderung, und alſo am vornehmſten, welches zu einem Dichter erfodert wird, nemlich an einem frölichen Gemüthe. Dannenhero thun nach ſeinem Erachten diejenigen am beſten, welche die Mittelſtraſſe halten, ſich bloß auf galante Gedichte legen, und um die Geheimniſſe der hohen Poeſie unbekümmert laſſen. Ein Schluß, welcher der Meinung der Alten ſchnurſtracks zuwieder iſt:

. . . . Mediocribus eſſe poetis
Non DI, non homines, non conceſſere columnæ.

Dieſe Urtheile ſind zur ſelben Zeit durchgehends vor feine Critick angeſehen worden, ungeachtet ſie allein auf den willkürlichen Geſchmack des Kunſtrichters gebauet ſind. Ja ungeachtet man von der Kraft, ſo den Trauerſpielen Lohenſteins, und Gryphius, und den Heldenbriefen Hoffmannswaldaus zugeſchrieben wird, in Durchleſung derſelben nichts empfindet, hat man dieſe Ausſprüche doch

mit Verleugnung der eigenen Empfindung ohne Foderung eines gründlichen Beweiſes, ohne Unterſuchung, mit Glauben und Liebe angenommen. Was man darinnen nirgend hinzubringen gewußt hat, was dunckel, zweydeutig und verworren geſchienen, hat man lieber ſeiner eigenen Ungeſchicklichkeit, als des dreiſten Kunſtrichters verworrenen Kopf zugeſchrieben. Indeſſen iſt Neukirch ſelbſt einer der erſten geweſen, der in die Lohenſteiniſche Schreibart einen Zweifel geſetzet, und ſein Urtheil auf gewiſſe Weiſe zurückgenommen hat. Er that dieſes eine ſehr kurtze Zeit hernach; wie wir aus folgenden bekannten Zeilen ſehen, die aus einem Vermählungsgedichte von 1700 genommen ſind:

Mein Reim klingt vielen ſchon ſehr matt und ohne Kraft:
Warum? Ich tränck ihn nicht mit Muſcateller-Saft;
Ich ſpeiſ' ihn auch nicht mehr mit theuren Ambrakuchen,
Denn er iſt alt genug, die Nahrung ſelbſt zu ſuchen.
Zibeth und Bieſam hat ihm manchen Dienſt gethan:
Nun will ich einmahl ſehn, was er alleine kan.
Alleine? Fraget ihr: Ja, wie gedacht, alleine.
Denn, was ich ehmahls ſchrieb, war weder mein noch ſeine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was geſagt;
Da hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt;
Und etwann anderswo den Tacitus beſtohlen.
Auf dieſen ſchwachen Grund, ich ſag es unverholen,
Baut' ich von Verſen oft damahls ein gantzes Haus,
Und ziert' es noch dazu mit Sinnebildern aus.
Wie oftmahls muß ich nicht der abgeſchmackten Sachen,
Wann ich zurücke ſeh, noch bey mir ſelber lachen.
Gleichwohl gefielen ſie, und nahmen durch den Schein,
Wie ſchlecht er immer war, viel hundert Leſer ein.
Ha! ſchrie man hier und da; für dem muß Opitz weichen.
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur ernſtlich könnt erreichen!
Den Willen hätt ich wohl. So wie ich es gedacht,

So

So iſt es auch geſchehn. Ich habe manche Nacht
Und manchen Tag geſchwizt; allein ich muß geſtehen,
Daß ich ihm noch umſonſt verſuche nachzugehen.

In den folgenden Zeilen ſaget er uns auch, wem er dieſe Veränderung ſeines Geſchmackes zu danken habe:

O grauſamer Horaz, was hat dich doch bewegt,
Daß du uns ſo viel Laſt im Dichten aufgelegt?
So bald ich nur dein Buch mit Luſt und Ernſt geleſen,
So iſt mir auch nicht mehr im Schreiben wohl geweſen. ꝛc.

In der Satyre auf unverſtändige Poeten hat er von ſeinem erſten Sündenſtande und hernach gefolgten Bekehrung mit demſelben bußfertigen Herzen geredet:

Ein halb mit Pikelſcherz vermengtes Opereitchen,
Ein ſtinkender Roman von raſenden Chryſetichen,
Ein geiles Myrthenlied, und ein nach dem Adon
Des üppigen Marin erbauter Venusthron,
Der der Geliebten Schoos bis auf den Grund entdecket,
Und Büſch und Brünnen draus, und Vogelneſter hecket.

* * * * * * * *

Ein rohes Trauerſpiel, in dem die Regeln fehlen,
Und ſo viel Schnizer faſt, als Sylben ſind, zu zehlen;
Ein Brief, den Adam ſchon der Eva zugeſandt,
Da beyde dazumahl doch keine Schrift gekandt;
Ein kreiſſendes Sonnet, das mit dem Tode ringet,
Und der Gedanken Rad, ſo wie die Reimen zwinget,
Und ein nach Pöbelart geprieſner Buhlerblick
Iſt oft bey dieſer Zeit das gröſte Meiſterſtück.
So lang ich meinen Vers nach gleicher Art gewogen,
Dem Bilde der Natur die Schminke vorgezogen,
Der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeſchmückt,
Und abgeborgte Kraft den Wörtern angeflickt;
So war ich auch ein Mann von hohen Dichtergaben;
Allein ſobald ich nur der Spure nachgegraben,

Auf der man zur Vernunft beſchämt zurucke kehrt,
Und endlich nach und nach nur den Parnaß erreicht,
So iſt es aus mit mir.

In eben derſelben Satyre ſchmälet er auf die ſchwärmende Vernunft

Der von der Hungerſucht bethörten Dichterzunft,
Die ſich durch falſche Kunſt auf den Parnaß geſchlichen,
Von der geſezten Bahn der Alten abgewichen,

* * * * * * * * *

Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Wiz in Kinderclaſſen weiſt,
Horazens Dichterbuch verrauchte Grillen heißt. ꝛc.

Nichtsdeſtoweniger, wenn wir ſeine letztern Werke nach dieſen griechiſchen und lateiniſchen Muſtern beurtheilen, müſſen wir ſchlieſſen, daß er die Kunſt derſelben nicht in ihrer vollen Kraft eingeſehen habe, oder daß der Wille bey ihm beſſer geweſen ſey, als das Vermögen, maſſen wir darinnen zwar nicht mehr dergleichen falſche Pracht, aber hingegen ſehr viel gemeines, plattes, niederträchtiges, und verworrenes Zeug ſo wohl in den Gedanken, und Bildern, als dem Ausdruck wahrnehmen, das einen unbefeſtigten Geſchmack anzeiget. Ich finde zum Exempel in eben dieſer Satyre auf die unverſtändigen Poeten folgende theils pöbelhafte theils ungeſchickte Redensarten: In Schulſtaub ſpringen; mit Ebreerwiz geſpickt: einen ins Re Mi Fa Sol La der Hübneriſten jagen; notenmäſſig ſeyn; ein Jammerlied im Tanze drechſeln; das Dichterſaltz zückt in den Adern; zum Flötenritter ſchlagen; den Trieb der Redlichkeit

keit mit Silberzäumen lenken; nach Narrenwaſſer lechzen; durch ein Haberrohr zum Federſturme blaſen; einem Mühe und Schweiß in den Jammerbuſen ſchieben; auf den Weg der Hungerwieſen führen. Multi dum vitant vitia in contraria currunt.

Zu derſelben Zeit, da Neukirchen zu Berlin dieſes ungewiſſe Licht in der Critik aufgegangen war, hatte die Stadt Hamburg einen Kunſtverſtändigen, bey welchem ein hellerer Tag in dieſer Wiſſenſchaft ſchon angebrochen war. Wernike tappete daſelbſt nicht im Dunckeln, er verließ ſich nicht auf die betrügliche Empfindung in Schriften, wo nicht das Hertz und die Affecte allein, ſondern eben ſo oft der Witz und der Verſtand herrſchen ſollen. Er urtheilte auf feſtgeſetzte und beſtändige Grundſäze; welches vor ihm noch keiner gethan hatte. Er betrachtete die Gedichte der Deutſchen ohne Vorurtheile, und ſah auf die Wahrheit der Sache, nicht auf das Anſehen, oder den Beyfall andrer. Aufrichtigkeit und Freyheit, mit Beſcheidenheit ohne Schmeicheley, führten ihm die Feder. In ſeinem Verſuche von Ueberſchriften ſind die geſchickteſten Exempel von ſcharfſinnigen Gedancken in groſſer Verſchiedenheit enthalten, und in den Anmerckungen, die er hinzugeſetzet hat, findet man gantz natürliche Grundſätze von dem Witze und der Scharfſinnigkeit, die derſelbe manchmahl in Beurtheilung der abſonderlichſten Einfälle mit gehöriger Einſicht und Beſtimmung anwendet. Wir werden öfters von ihm berichtet, was ſeine erſten Einfälle über eine

Sache geweſen; indem er dieſelben izo ſelbſt verwirfft, zeiget er uns zugleich an, warum er ſie ausgelöſchet habe; und wie er bey einer Veränderung nicht nur geſucht, den erſten Fehler zu heben, ſondern an ſtatt des ungeſchickten Gedankens einen trefflichen zu erſinnen. Unter einer groſſen Anzahl Ueberſchriften gehen nun eine ziemliche Menge auf die deutſchen Poeten, den Witz der Deutſchen, die Vorrückungen des Vater Buhurs, und dergleichen Dinge. Der Autor iſt dann befliſſen, die Urtheile, ſo er in den ſtichelnden Ueberſchriften gefällt hat, in den Anmerckungen zu erklären und zu bekräftigen. Wir wollen ihn ſeine Begriffe von der Poeſie, der Critik, und ihrem Gebrauche ſelber entdecken laſſen.

„ Etliche Ueberſchriften, ſagt er, ſind wider unſere deutſchen Poeten, oder daß man ſeine Meinung deutlicher ausdrücke, mehr wider die eingeführte Schreibart, als die Poeten ſelbſt gerichtet. Man hält davor, und man hoffet, es werde dem Verfaſſer von keinem vernünftigen Menſchen übel gedeutet werden, daß er ſeine Meinung ſo frey herausſaget; man hält davor, daß wir bißher in unſern Verſen mit eiteln und falſchen Wörtern zuviel geſpielet, und ſehr wenig auf das bedacht geweſen, was die Welſchen Concetti, die Franzoſen Penſées, die Engelländer Thoughts, und wir füglich Einfälle nennen können; da doch dieſelbe die Seele eines Gedichtes ſind. Ja daß auch eben die, welche ſinnreich zu ſeyn gewußt, dennoch nicht eine nachdrückliche und männliche Art zu ſchreiben

„ ben gehabt haben. - - Wohlflieſſende Ver-
„ ſe zu ſchreiben iſt die geringſte obgleich nöthige
„ Tugend eines Poeten, und verdienet niemand
„ dieſen Nahmen, der nicht zugleich die Eigen-
„ ſchaft der Sprache, in der er ſchreibt, und der-
„ ſelben Stärcke zierlich auszudrücken, und da-
„ bey mit groſſer Sinnlichkeit zu ſchreiben weiß.
„ Die höchſte Vollkommenheit der Poeſie aber be-
„ ſteht darinnen, daß man erſtlich die Anſtänd-
„ lichkeit in allen Dingen genau beobachte, und
„ hernach durch edle und großmüthige Meinungen
„ die Seele ſeines Leſers entzücke. - - Bey
„ uns haben Opitz und Gryph, und derſelben zwey
„ berühmte Nachfolger, Hofmannswaldau und
„ Lohenſtein den gröſten Preiß bisher verdienet.
„ Dieſe zwey letztern inſonderheit werden anizt
„ am meiſten geleſen. Sinnreich und lieblich iſt
„ der erſte; ſinnreich und durchdringend der an-
„ dere. Jenen iſt jedermann geneigt; dieſen iſt
„ jedermann gezwungen zu rühmen. Man findet
„ in der That in den Trauerſpielen des leztern
„ unterſchiedliche vortreffliche Oerter, und unter
„ denen einige, welche es in Ausdrückung einer
„ Sache den beſten alten Poeten gleich thun.
„ Wenn man aber die Wahrheit geſtehen darf,
„ ſo hat er ſich auch hierinnen unterweilen durch
„ ſeine Hitze ſo weit verführen laſſen, daß er ſchö-
„ ne Sachen zur Unzeit angebracht; und prächti-
„ ge Worte ſeinem Verſtande zum Nachtheil,
„ und gleichſam in einer poetiſchen Raſerey geſchrie-
„ ben hat. Unzeitiger Witz iſt Unverſtand, und
„ die Einfalt hingegen in vielen Gelegenheiten

„ verwunderungswürdig. - - Man ist gäntz-
„ lich der Meinung, daß was die französische
„ Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit ge-
„ bracht hat, meistentheils daher rühre, daß so-
„ bald nicht ein gutes Buch ans Licht kömmt,
„ daß nicht demselben eine sogenannte Critique
„ gleich auf den Fuß nachfolgen sollte, worinnen
„ man die von dem Verfasser begangenen Fehler
„ sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehrer-
„ biethung anmercket. Sintemahl dadurch ohne
„ alle Aergerniß dem Leser der Verstand geöff-
„ net, und der Verfasser in gebührenden Schran-
„ ken gehalten wird. „ Ueber das Epigramma auf die schlesische Poeten fügt er seine Anmerckung mit folgenden Worten bey: „ Der grosse Ruhm
„ den man allhier den schlesischen Poeten zuleget,
„ stimmet mit einigen vorhergehenden Ueberschrif-
„ ten und denen Anmerckungen nicht allerdings
„ überein; und dieser Unterscheid im urtheilen
„ rühret von dem grossen Unterscheid des Verfas-
„ sers Jahre her. Man hatte, als man diese Ue-
„ berschrift schrieb, nicht allein keine englische
„ und französische Poeten, sondern so gar auch
„ die besten lateinischen nicht anders als der Spra-
„ che halber gelesen, wannenhero es kein Wunder
„ ist, daß man sich damahls in seinem Urtheil
„ in etwas verstiegen. Die Sache kurtz zu ma-
„ chen, so ist man annoch der Meinung, daß
„ die schlesische nicht allein unsre beste Poeten,
„ sondern auch mit den besten Ausländischen mög-
„ ten zu vergleichen seyn, wenn die zwey berühm-
„ ten Männer Lohenstein und Hoffmannswaldau

„ es

„ es bey der reinen und natürlichen Schreibart
„ des Opizs und Gryphs hätten bewenden lassen,
„ und nichts anders als ihre eigene Scharfsinnig-
„ keit derselben zugefüget hätten. Es scheint aber
„ daß sie beyderseits unter allen fremden Poeten
„ sich die Welschen zum Muster gesetzet. „

Er zeiget hernach aus des Hoffmannswaldaus eigenen Geständniß, daß dieser sich die Welschen, und zwar die schlimmen unter denselben zum Beyspiel gesetzet, welches er ferner mit etlichen Exempeln aus desselben Heldenbriefen besteiffet, über die er folgende drey Dinge mit Bedacht und ohne Vorurtheil zu erwegen bittet, eh man ihn einer Unbescheidenheit beschuldige, die unbequemen Redensarten, die harten Metaphoren, und den falschen Witz. Von allen drey Arten führet er Exempel mit seinen Anmerckungen an, und diese werden in der That so bescheiden und ehrerbiethig eingeführt, daß man in Zweifel geräth, ob er mehr Fehler eingesehen oder mehr verschwiegen habe.

In der Ueberschrift, wo er so schertzreich sagt, daß seine Muse, wenn sie zornig ist, keine Biesamkuchen bake, erklärt er sich von dem damahligen Zustand der Poesie bey den Deutschen sehr verständig. „ Diese Zukerbekerey, sagt er, läßt man gar ger-
„ ne den heutigen Schlesischen Poeten, als wel-
„ che dergleichen lekerhafte Sachen in ihren Ver-
„ sen so häuffig zu Kauffe haben, daß sie so gar
„ auch nicht der Mändeln und des Marzipans
„ vergessen, und man sich folgends einbilden soll-
„ te, daß sie alle ihre Leser vor Kinder hielten.
„ Ich weiß zwar wohl, was Deutschland Schle-

„ sien

„ sien wegen der Dichtkunst schuldig ist; derselben
„ Ursprung, Fortgang, so gar, alle Poeten,
„ die sich bishero unter uns einen Nahmen ge-
„ machet haben. Es fehlet aber so weit, daß sie
„ unsre Poesie annoch in den Stand sollten gese-
„ zet haben, worinnen wir, ich will nicht sagen
„ der Griechen und Lateiner, sondern nur der heu-
„ tigen Franzosen und Engelländer ihre finden,
„ daß sie vielmehr uns zu vielen Fehlern verführt,
„ und dieselben durch ihre wohlfliessende und zahl-
„ reiche Verse so gar unter uns gangbar gemacht
„ haben, daß man sich sogleich einen gantzen
„ Schwarm deutscher Dichterlinge auf den Hals
„ ladet, so bald man Liebe genug zu seinem Va-
„ terlande trägt, dieselben als Fehler anzumer-
„ ken. Die Rede nach der unterschiedenen Art
„ der Gedichte unterschiedlich einzurichten; in ei-
„ nem Schäfergedichte sittsam zu sinken, ohne zu
„ fallen, in einer Ode hergegen zwar hoch aber
„ nicht aus dem Gesichte zu steigen, und in die-
„ ser unterweilen eine künstliche Unordnung sehen
„ zu lassen; in den Schauspielen die Einigkeit der
„ Zeit, des Orts, und der Sache gantz genau
„ zu beobachten, und zwar in den Lustspielen die
„ Sitten zu verbessern, und in den Trauerspielen
„ die Hörer zum Schrecken und zum Mitleiden
„ zu bewegen; in allen aber insgemein voller sinn-
„ reichen Gedancken und Einfälle, und großmü-
„ thigen und schönen Meinungen zu seyn, so daß
„ dieselben nach Lesung des Gedichtes in dem Ge-
„ dächtniß stecken bleiben; dieses alles ist das,
„ worauf die wenigste unsrer Poeten bishero ge-

„ dacht,

„ dacht, oder was die wenigste ihrer Leser in ih-
„ nen gesucht haben. Ein wenig Zeit hoffe ich,
„ wird diese Anmerckung in ihr rechtes Licht sezen,
„ und ihr den Neid und Haß benehmen, den sie
„ sich hierdurch bey unbedachtsamen und partheis-
„ schen Lesern anizo ohne Zweifel erwecken wird. „
Wernike war der einzige zu seiner Zeit, der die Poesie in diesem wahren Lichte erkannte; ich finde insbesondere nicht, daß jemand vor ihm dasjenige angepriesen habe, was er gar geschickt die **Meinungen**, und die Franzosen les Sentimens, heissen. Er ist daneben der erste, der die Einführung der gleichgeltenden Wörter bestraffet hat, Bl. 93. der erste, der die poetische Zahl darinnen grossentheils gefunden, daß die Wendung und der Fall der Verse unterschiedlich sey, und daß die Verse zwar fliessen, aber einer dem andern nicht allzeit gleich fliessen müsse, Bl. 99. der erste, der die Schreibart, die von den Franzosen Burlesque genannt wird, welche er Knittelgedichte heißt, in der rechten Materie angewendet, und das unterscheidende Zeichen, (wie er Bl. 209. das Wort Character giebt,) dieser Art Gedichte sowohl in den Reimen Bl. 331. als in den Gedanken genau bestimmt hat, der erste der von den Eigenschaften des guten Witzes mit Begründniß geschrieben hat. ꝛc.

Das Bekenntniß, das dieser satyrische Kunstrichter hier und dar seiner eigenen Fehler halber thut, ist eben so liebenswürdig, als die Verbesserung derselben, die er zugleich hinzufüget, lehrreich ist. Er hatte von einem Kind und einem

Grei-

Greisen den Gegensatz gemacht: Die Kindheit nehme bey dem ersten durch die Jahre ab, bey dem andern zu; straft sich aber wegen dieses Einfalles selber mit diesen Worten: „ Zu der Zeit da ich „ diese Ueberschrift auffetzte, dacht ich Wunder, „ was ich vor einen herrlichen Fund gethan, an„ izo aber erkenne ich nur gar zu wohl den alber„ nen Witz derselben. Ich war damahls in ei„ nen Emanuel Thesaurus, Juglaris, und Ma„ senius verliebt, anizo kan ich kaum einen Se„ neca und Plinius mit Vergnügen lesen. „ In einer andern Ueberschrift hatte er die Mutter zu Rom, die ihren todtgeglaubten Sohn gesund und munter heimkommen sehen, zweymahl sterbend, und den Sohn als den Nachlaß beyder Leichen eingeführt; eine jede Reihe, ein jedes Wort, zeigten durch eine gezwungene Sinnlichkeit, wie er selber bekennt, nur gar zuviel die Jahre an, darinnen sie geschrieben waren. Nun hätte er diese von ihm selbst verworffene Ueberschrift wohl unterdrücken können, allein er wollte sie lieber mittheilen, den Leser damit zu seiner Unterrichtung zu belustigen, und demselben zugleich anzuzeigen, wie wenig man den Leuten gefalle, wenn man denselben gar zu viel zu gefallen sucht. Sehet auch Bl. 128. und 203. Man erkennet wohl, daß er zuerst nachgedacht, eh er die Feder ergriffen, und daß er Zeit uud Mühe an die Ausführung seiner Gedancken gewendet hat. Eben dieses hat er seinen Landesleuten empfohlen, von denen er sagt, sie haben Witz genug, aber sie lassen sich nicht Zeit genug, etwas dauerhaftes zu schreiben; sie

lassen

lassen es nicht allein bey dem ersten Einfall, sondern auch bey der ersten Redensart bewenden, und wie sie allein zu schreiben scheinen, damit es der Sezer in der Druckerey lesen könne, also verändern sie in ihren Schriften auch nichts, als was dieser darinnen versehen hat. Weise und Franciſci, vieler anderer zu geschweigen, hätten sich mit Recht einen Nahmen in Deutschland gemachet, wenn sie weniger geschrieben hätten: Sie seyn zwey Flüsse, welche wegen ihres schnellen und ungewissen Laufs so viel Schlamm und Unflat mit sich führen, daß man den güldnen Sand derselben nicht erkennen könne.

Mit allen diesen critischen Einsichten und Tugenden hat Wernike nicht vermeiden können, daß seine Strafurtheile nicht solche Leute in den Harnisch gejaget, welche in der Poesie von nichts als einem Lohenstein und Hoffmannswaldau wissen, und weil sie in denselben ohne Unterscheid alles mit Verwunderung lesen, diejenigen mit Zorn und einem poetischen Amtseifer ansehen, welche sich unterstehen, etwas in denselben zu tadeln. Es hat darwieder nicht geholffen, daß er den Verehrern Hoffmannswaldaus und Lohensteins das Exempel Homers und Virgils vorgehalten, welche wegen vieler Dinge von vielen grossen und berühmten Leuten, und zwar insgemein ohne ihre Schuld, getadelt worden. Die Höflichkeit und geziemende Ehrerweisung, die er mitten in seinen Bestrafungen gebraucht, haben ihn vor Hasse nicht bewahren mögen. Das Lob, das er besagten deutschen Poeten beygeleget, hat ihm keine Vergebung des

Tadels

Tadels derselben erlanget, ungeacht es ihm gewiß Mühe gemacht hätte, das Lob mit eben so gültigen Anmerckungen zu erweisen, als die sind, womit er die getadelten Stellen verworffen hat. Lasset uns ihn wieder selber vernehmen. „ Es haben diese zwey berühmte Männer zwar das ihrige mit grossem Lob, aber doch noch lange nicht „ so viel gethan, daß ihre Nachfolger, so wie „ Alexander über seines Vaters Siege, Ursache „ zu seufzen haben sollten, daß ihnen nichts mehr „ zu thun überlassen worden sey. Des von Hoffmannswaldaus Gedichte werden wegen seiner „ Heldenbriefe mehr als des von Lohensteins gelesen. Weswegen ich zum Versuche den ersten „ derselben durchgegangen, und einige Anmerkungen darüber gemachet habe. Wer dergleichen über des von Lohensteins Schriften machen wollte, der würde Zeug genug zu seiner „ Arbeit finden. Es ist derselbe, man gestehet es gerne, ein grösserer Poete als der erstere. „ Der vom Horatius erfoderte, und von hohen „ Sachen klingende Mund läßt sich mit Vergnügung in hundert Oertern seiner Schriften hören. „ Allein dieses ist auch unstreitig, daß wie man „ an ihm vielmehr zu rühmen, also auch vielmehr „ zu tadeln findet, als in dem erstern. „ Er zieht hierauf einen ungeschickten Vers aus Lohenstein an, den er beurtheilet, und dann fortfährt: „ Wären aller unserer Poeten Gedichte diesem Verse, „ oder alle Verse des Herrn von Lohensteins diesem gleich, so könnte man es dem ehrwürdigen Vater-Buhurs nicht verdencken, daß er

„ uns

„ uns nicht mehr Witz als den Moſcoviten zuer-
„ kannt hat. Unterdeſſen ſo gehet man ſo weit
„ nicht, um dem von Lohenſtein zu nahe zu tre-
„ ten. Man vergißt gern ſeine Fehler, wegen
„ ſeiner anderwärtigen herrlichen Tugenden. Man
„ hat es nur mit denen zu thun, die deſſen Tugenden
„ nicht erkennen, und ſich allein an deſſen Fehler
„ halten, dieſelben zu ihrer Richtſchnur im Schrei-
„ ben ſezen, und wenn ſich jemand findet, der
„ aus keinem Neide des Poeten, ſondern bloß
„ allein zu Beförderung der deutſchen Poeſie dieſel-
„ ben anmerket; ſich gleich thörigter Weiſe ein-
„ bilden, man hätte einem König nach ſeiner Krone
„ gegriffen. Glaubet man in der That, daß die
„ Poeſie mit der Zauberkunſt eine gleiche Grund-
„ feſte habe? Und bildet man ſich ein, daß man
„ den Unverſtand, ſo wie das Fieber mit nichtsbe-
„ deutenden Worten und Zeichen vertreiben kön-
„ ne? „ Dergleichen Leute gab es würcklich.

Poſtel, deſſen Singſpiele damahls in dem Hamburgiſchen Opernhauſe erſchalleten, konnte Hoffmannswaldaus und Lohenſteins Schreibart nicht verurtheilet ſehen, ohne zu begreiffen, daß ihm ein gleiches Urtheil wie denſelben geſprochen wäre. Seine Gelahrtheit war ſo groß, als Lohenſteins, ſein Witz nicht geringer, aber wegen Mangel an Urtheilskraft eben ſo ausſchweifend. Wenn Wernike von einer Muſe redete,

Die in ein Spinngewb das Bild der Dichtkunſt trägt,
Die Marmor und Albaſt aus Bruſt und Händen haut,
Die Edelſtein und Stern aus ihrer Feder ſpritt,
Die in dem Aug Achat, in Thränen Perlen findt,
Und aus den Diſtein Zeug der Luſt zum Schlafrock ſpinnt,

ſo paßte dieſes ſo wohl auf Poſtel, als auf Hoffmannswaldau, und wenn Poſtel es nicht ſelbſt wahrnahm, ſo ſagten es ihm andere. Seine Ueberſetzung eines der anmuthigſten Stüke aus der Ilias war ſchon im Druke und mit einem groſſen Krame von Gelehrſamkeit, wie er auch mit ſeinen Singſpielen pflegaete, begleitet worden, in welchem man mehr Gedächtniß und Fleiß im Zuſammentragen, als Verſtand im Anbringen fand. Er hatte auch ſchon 1698. angefangen, die erſten Bücher von ſeinem Wittekind zu ſchreiben; dieſes Gedichte hatte alle die Fehler, die Hr. Wernike angegriffen. Die Singſpiele hatten einen groſſen Zulauf bekommen, welchen ihr Urheber nicht ermangelte ihrem eigenen Werthe zuzuſchreiben, das aber, wenn wir Werniken glauben, mehr den Sängern und Sängerinnen zu danken war; man gieng in die Oper, wie viel Leute die Kirche beſuchen, nicht um der Predigt, ſondern um des Geſanges Willen. Poſtel müßte ſehr gelernig geweſen ſeyn, und ſich ſelber gewußt haben zu verleugnen, wenn er Hoffmannswaldaus, Lohenſteins und ſeine eigene Vernichtung ohne Empfindung geſehen hätte. Es fehlte ihm nicht an Verehrern, die in ſeinem Geſchmacke waren, die von ſeinen Gedichten urtheilten, wie Hr. Weichmann noch vor wenig Jahren (1724.) von ſeinem Wittekind mit dieſen Worten gethan hat: „Er hat den „Geſchmack der Alten und Neuern zu verbinden ge„wußt: Ich erſtaune über die vielfältige und „wohl darinn angebrachte Wiſſenſchaft. Die Leb„haftigkeit und das Feuer, womit die verſchie-

„denen

„ denen Affecten ausgedrückt ſind, rühret mich „ öfters auf das empfindlichſte. Der Reichthum „ und die Stärcke in der Sprache bewundere ich. „ Die häufig einflieſſenden erbaulichen Sittenleh„ ren dienen mir zu ſo viel Wegweiſern durch die „ Welt. Kurtz ich bin verſichert, daß wenn „ dieß Werck völlig wäre ausgearbeitet worden, „ Deutſchland weit gröſſern Ruhm davon gehabt „ hätte, als Italien von ſeinem Taſſo und Ma„ rino zugleich. „ Die bey Poſteln im Schwang gehende, nichtsbedeutende Worte, dieſe inornata & dominantia nomina tantum, bekleideten, wie Wernike Bl. 184. ſagt, ſo artig ihren Platz, und waren von ſo geſchickten Leuten eingeführt worden, daß ſie faſt durchgehends angenommen worden. Nam decipit Exemplar vitiis imitabile. Poſtel dachte darum bald mit Werniken fertig zu werden, und mit einmahl Lohenſtein und ſich ſelber zu ſchützen: Er ſchrieb ein kurzes Sonnet, in welchem er Lohenſtein einem Leuen, Werniken aber einem Haſen vergleicht, der auf dem todten Leuen herumſpringet. Dieſer antwortete ihm mit dem comiſchen Heldengedichte Hans Sachs, worinnen er Poſteln von Hans Sachſen zu ſeinem Reichsnachfolger einſegnen läßt. Poſtel ſchämte ſich und ſchwieg ſtille. Oder wie einige Berichte lauten übergab er die Feder Menantes d. i. Georg Siegmund Hunolden, der damahls als ein irrender, verliebter armer Ritter zu Hamburg war, wo er ſich anfangs bey einem Advocaten mit ſchreiben genehrt, nachgehends aber ſelber Rechtsſachen zu verwalten übernommen, daneben auch anfieng

mit Romanen ſchreiben ſich etwas zu verdienen, auch einige Opern verfertigete. Dieſer ließ erſtlich etliche ſatyriſche Briefe, und hernach ein rechtes Poſſenſpiel voller Frazen und Anzüglichkeiten wieder Wernike druken, unter dem Titel: Der thörigte Pritſchmeiſter, oder, ſchwermende Poet ꝛc. von Menantes. Cölln, bey Peter Martau dem jüngern 1704. Die Perſonen dieſes Poſſenſpieles ſind, ein gelehrter Mann, der von ſeinen Renten lebet, ein Schulmeiſter, ein Ertzpritſchmeiſter, ein luſtiger Bedienter, ein Pegnitzſchäfer, Hans Sachſens Geiſt, Mirandola, in die ſich der Ertzpritſchmeiſter verliebt, Amarillis des gelehrten Manns Tochter, die er gleichfalls liebt, eine Schuſtersmagd, eine Milchdirn, eine Trödelfrau. Der Schertz, und das Gelächter, das ſie führen, und das Werniken gelten ſoll, iſt dem Stande dieſer Perſonen aus dem niedrigſten Pöbel gemäß. Es beſteht meiſtens aus ungereimten Anwendungen der Wernikiſchen Sinngedichte, welche ſie ſich durch ihre Verdrehungen zugleich eigen und lächerlich machen. Es ſind immunda, ignominioſaque dicta, die niemand anderm als dem gemeinen Pöbel zur Ergetzung dienen können. Der Nahme Wernike, wird in Wecknarr und Narrweck verwandelt, und dem Ertzpritſchmeiſter der erſte, der andere der luſtigen Perſon beygeleget. Das Lächerliche, worauf Wernike mit einem ſchertzreichen Einfall geſtichelt, wird ihm ſelber aufgebürdet, und alſo der Stachel ſtatt des Schuldigen auf ihn geworffen. Dieſe Poſſen ſind mit Anmerckungen begleitet, worinnen Menan-

Menantes theils anzeiget, auf was vor Sinngedichte Wernikens er gezielet habe, theils von solchen nach seiner Weise urtheilet, und insbesondere einige von demselben angegriffene Stellen zu entschuldigen suchet. Er zeiget aber in dieser Arbeit eben so wenig Aufrichtigkeit als Einsicht. Was sich noch am besten hören läßt, besteht in Vertheidigung derjenigen Fehler, so in Hoffmannswaldaus Sprache ausgesezet worden; und in Gegenbeschuldigungen eben dieses Punctens halber. Wernikens Sprache war in der That nicht die reineste noch die bestfliessende; indem er beflissen war, die Sachen mit Geist und gepreßten Nachdruck auszudrüken, versäumte er manchmahl das äusserliche in den Worten und dem Verse. Ich will ein Paar von den ernstlichsten Wiederlegungen der Urtheile des Hr. Wernike zum Muster vor Augen legen. Dieser tadelte vor harte Metaphern folgende:

Ich weiß daß meine Glut sich denckt zu hoch zu heben,
Und daß mein Kieselstein zu Diamanten will.

„ Das ist zu sagen; der Schreiber will der Prin-
„ zessin zu Leibe; was aber des Geheimschreibers
„ Kieselstein sey, ist nicht wohl zu begreiffen, und
„ macht folgends wunderliche Gedancken. Drauf
„ sagt er von der Liebe:

Sie bindet Gold an Stahl, und Garn zu weisser Seide
Macht daß ein Nesselstrauch die edle Rose sucht,
Zu Perlen legt sie Gras, zu Kolen legt sie Kreide.

„ Die Metapher von dem Nesselstrauche und der

„ Roſe iſt zierlich genug, und drückt des Poeten
„ Meinung gnugſam aus; die übrigen aber ſchei-
„ nen nicht allein nur lauter Flickwörter zu ſeyn,
„ die Verſe damit zu füllen, ſondern zeigen auch
„ gar nicht an, was ſie hier ſonſt bedeuten ſollten.
„ Denn daß die Liebe Gold mit Stahl, das iſt,
„ Reichthum mit Dapferkeit verbinde, iſt gar nichts
„ ungemeines. Aus Garn kan man faſt ſo zarte
„ und koſtbare Tücher, als aus Seide machen:
„ Und ich finde keinen andern Unterſcheid zwiſchen
„ den Kolen und den Kreiden, als daß die eine
„ weiß, die andere ſchwartz, und im übrigen bey-
„ de ungefehr einerley Werthes ſind. Ich ge-
„ ſchweige der Perlen und des Graſes, welche
„ mit einander gar keine Vergleichung haben.
„ Denn ich ſchreibe es dem Drucker zu, welcher
„ vielleicht Gras vor Glas mag geſetzet haben. „
Hierauf ſagt Menantes zur Vertheidigung der zwey erſtern Verſe: „ Die wunderlichſten Ge-
„ danken machen des Hrn. Autors unzeitige Gril-
„ len; denn wenn gleich ſonſten des Geheimſchrei-
„ bers Kieſelſtein zu der Princeſſin ihrem Dia-
„ mant gekommen wäre, ſie würden einander kei-
„ nen Schaden gethan haben. Aber vernünftiger
„ zu reden; die Glut ſteiget zu hoch, und ein Kie-
„ ſelſtein will zu Diamanten, oder was ſchlechtes
„ zu was koſtbares, ſind Metaphoren, die abge-
„ ſchmackte Meiſterſänger nicht verſtehen, aber
„ bey verſtändigen längſt mit Approbation gele-
„ ſen worden.

Zur Rettung der drey letztern Verſe ſagt er:
„ Daß er dieſe Metaphoren nicht verſteht, iſt

„ daraus

„ daraus zu ersehen, indem er meinet, Gold und „ Stahl bedeute hier Reichthum und Tapferkeit. „ Allein Eginhard will sich gantz nicht gegen die „ Prinzessin rühmen, daß er mehr Dinte als Blut „ vor sie vergossen; sondern erniedriget sich nur „ auf eine anständige Art gegen eine so hochge„ schätzte Person, indem er sie dem Golde sich „ aber geringen Stahl vergleichet. ꝛc.

Wernike hatte folgende drey Verse aus Lohensteins Ibrahim angezogen:

Und meiner Adern Brunn, für dem Cristall nicht rein,
Und Schwanen flekigt sind, soll ein Gefässe seyn,
Darinn der geile Hengst den Schaum der Unzucht sprütze?

Und darüber folgendergestalt geurtheilet: „ Wer „ findet diese Verse nicht schön? Aber was kan „ wohl ungereimter als eben dieselben seyn, wenn „ man betrachtet, daß er solche Worte, welche „ allein von einer wohlberittenen und abgenutzten „ Thais mit Fuge gesprochen werden können, der „ Ambre, des Musti Tochter, einem unerfahr„ nen Kinde von zwölf Jahren in den Mund ge„ leget? Viel ehe könnte man die angenehmen „ Sitten eines zu Hofe aufgebrachten Jünglings „ in einem wilden Tartar; und einen schlauen „ und durchtriebenen Machiavelli in einem Dre„ scher in der Scheune vorstellen. „ Auf diese Beschuldigung antwortet Menantes: „ Die gan„ ze Censur bestehet darinnen, daß die Worte „ zwar schön, aber viel zu frey und ungereimt wä„ ren, indem Lohenstein sie der Ambre, als ei„ nem jungen Frauenzimmer in den Mund geleget

„ hätte. Nun frage ich, ob das vernünftig cen„ sieren heißt; einen Mann nach seinem Tode „ wegen eines freyen Verses durch die Hechel zu „ ziehen? Dem Leser geschiehet vielleicht durch „ diesen einzigen Vers ein unvergleichlicher Nu„ zen in der Poesie? Oder der Hr. von Lohen„ stein wird deßwegen seine Gedanken im Grabe „ verbessern lernen? Oder des seligen Mannes „ höchstschätzbare Meriten und andre Vortrefflich„ keiten in der Poesie verdienen nicht, daß man „ ihm das geringste nachsiehet?

Ich finde nicht, daß Wernike diese abentheurliche Frazen einer Antwort gewürdiget habe, auf die satyrische Briefe Menantes hat er wohl in etlichen Ueberschriften gestichelt. Was er von dergleichen Schnapphanen für Gedanken gehabt habe, giebt er in dem Epigrammatischen Gespräche zwischen Mävius und Bavius d. i. Menantes und Posteln Bl. 311. zu verstehen. Bavius sagt daselbst zu Mävius:

Wer lachenswerth mich schätzt, der denckt nicht einst an dich.

Ich weiß nicht, ob die Deutschen sich durch dergleichen Widerleaungen und Vorstellungen haben abschreken lassen, Wernikens Censuren Gehör zu geben, das ist gewisser, daß die Vorurtheile zu Gunst der Hoffmannswaldauischen Schreibart, unacachtet der eben so gründlichen als scharfsinnigen Critiken des Hr. Wernike, hernach wie zuvor in ihrer vollen Kraft geherrschet. Ich darf dem Argwohn nicht Platz geben, daß die Sinngedichte dieses muntern Kopfs den Deutschen zu

voll Geiſtes geweſen, dadurch ihnen die Leſung derſelben zu mühſam und unangenehm gefallen ſey. Dieſes würde einem franzöſiſchen Vater Buhurs beſſer anſtehen zu behaupten. Wernike ſagt zwar in der Vorrede zu denſelben, daß ſie an einem groſſen Königlichen Hofe von hohen Perſonen mit Vergnügen geleſen worden, und der berühmte Clericus hatte eine Ueberſchrift deſſelben auf den König Wilhelm von Groß-Britannien, die er in der Ueberſetzung geſehen, nicht allein in ſeinem hiſtoriſchen und politiſchen Mercur vom Monat October 1699. angezogen, ſondern auch hiervon Gelegenheit genommen, den Pater Buhurs durch die Hechel zu ziehen. Si le Pere Bouhours, ſagt er, voyoit cette Epigramme, il ne mettroit point en queſtion, je m'aſſeure, ſi un Allemand peut être bel Eſprit, il avoueroit que l'eſprit eſt de tout pais. Indeſſen weiß mich nicht zu erinnern, daß ihrer von einigem geſchickten Scribenten nur ſchlechthin öffentlich wäre gedacht worden, Hrn. König ausgenommen, der in ſeiner Unterſuchung vom Geſchmacke, mehr als zwanzig Jahre nach ihrer Herausgebung, ihn als einen Mann von ausbündigem Geſchmacke gelobet, und für den erſten angeprieſen, der das Hertz gehabt ſich der Lohenſteiniſchen Schreibart in öffentlichem Drucke zu wiederſetzen. Die Exemplare von ſeinem Werke haben ſich auch ſo gäntzlich verlohren, daß ich ungeachtet aller Mühe, die ich mit Nachfragen gehabt, nur neulich dasjenige, deſſen ich mich izo bediene, durch einen Zufall entdecket habe. Nichtsdeſtoweniger

war des Verfaſſers Perſon in ſeinem Leben bekannt genug, und konnte er ſich, wie Horatius, rühmen, daß er mit groſſen Standsperſonen Umgang gehabt habe. Von ſeiner Herkunft zwar iſt mir nichts mehrers bewußt, als daß er von väterlicher Seite ein Sachſe, von der mütterlichen ein Engelländer, und von Geburt ein Preuſſe war. Man hatte ſeine Jugend dem berühmten Morhofen zur Aufſicht und Unterweiſung anvertrauet. Hernach bracht er drey Jahre an einem vornehmen Hofe zu, wo eine hohe Frauensperſon ſeinen muntern Kopf fleiſſig übete, indem ſie ihm bald dieſe, bald jene geiſtliche oder weltliche Begebenheit vorlegete, daß er ſein Urtheil davon in einigen kurtzen Zeilen abfaſſete. Nach dieſem trat er eine Reiſe nach Franckreich und den damit benachbarten Ländern und Königreichen an, bis er nach Verflieſſung etlicher Jahre Anlaß hatte, ſich an dem Engliſchen Hofe aufzuhalten, wo ihm aber das Glück, das er ſchon bey der Hand erwiſchet zu haben vermeint, fehlgeſchlagen. Seine Hoffnung desfalls war auf viele geleiſtete Dienſte gegründet, und der Compaß ward ihm ohne ſeine Schuld durch einen unverſehenen Zufall verrücket. Dennoch hat Hunold hernach eben hiervon Anlaß genommen, die anzüglichſten Gloſſen über Wernikens Betragen in Engelland zu machen, ſo daß er ihn treuloſer Handlungen und ſich ſelbſt damit zugezogener Straffe verdächtig gemachet. Das in Londen mißlungne Glück machte, daß Wernike wieder an den Ort zuruckkehrete, woſelbſt er ſeine erſten Jahre mit vieler Zufriedenheit zugebracht

bracht hatte. Damahls suchte er seine bey Hrn. Rath Pf. . . . in Verwahrung gelassenen Schriften wieder hervor, und schickte erstlich nur einige wenigere Ueberschriften zum Versuche in die Welt hinaus; hernachmahls aber übersah er alle insgesammt, sonderte viele aus, verbesserte viele, und sezete noch viele neue hinzu. Nachdem er einige Zeit ohne Dienst in stiller Ruhe zugebracht, ward er von ihrer Königl. Dänischen Majestät zu ihrem Staatsrath ernannt, und darauf nach Paris gesandt, wo er auch in der Qualitet eins Dänischen Residenten ungefehr vor 20. Jahren gestorben.

Nach diesem Anfall, den Wernike mit mehr Recht und Geschicklichkeit als Glück auf den falschen Geschmack gethan, führten Hoffmannswaldau und Lohenstein ihre poetische Herrschaft unangefochten fort. Männling und Schröter posaunten den letztern mit aufgeblasenen Backen aus. Selbst Thomase und Gundling erhuben seine Schriften ungemein. An dem Berlinischen Hofe schrieben zwar Canitz und Besser, am Braunschweig-Lüneburgischen Bressand, in einer natürlichern Schreibart geschicktere Sachen, wie hernach König an dem Sächsischen, und Heraus an dem Wienerischen. Ich gedencke Weisen und Hübners mit Vorsatz nicht, welche das Natürliche von der Schreibart in der Leichtigkeit eines magern von Kraft der Gedancken und Eindruck der Vorstellungen lähren Gedichtes gesucht, und die Lohensteinische Art zu schreiben vielmehr aus einer einfältigen Empfindung, als aus einer wohlbefestigten Einsicht verworffen haben. Mithin

haben

haben ſich auch Caniz und Heräus ſelbſt von dem groſſen Strohme fortreiſſen laſſen, und Hoffmannswaldau und Lohenſteinen Weyhrauch geſtreuet. Der erſtere hat in der Satyre, wo er die unnatürliche Schreibart mit ſo geiſtreichen und artigen Schertzen zum Gelächter machet, etliche Verſe einflieſſen laſſen, die Hoffmannswaldau und Lohenſteinen nebſt Opitzen alleine vor Poeten gelten laſſen:

Wo ſieht man Hoffmanns Brunn, und Lohnſteins Ströhme (flieſſen?

In dieſer Metapher hat er zugleich die Kennzeichen ihrer Schreibart ausdrücken wollen. Er hatte in der vorhergehenden Zeile geſagt:

Durch Opitzs ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Füſſen.

Und auf dieſe beyden Zeilen folget:

Und nehm ich Beſſern aus, wem iſt wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippocrene kennt?

Der andere, Heräus, hat ſein Urtheil von dieſen und andern berühmten Poeten Deutſchlands mit dieſen Worten eröffnet: „Wem dürffen „ nachgehen in gravitetiſcher Sprache der Tra„ gödien ein Lohenſtein, ein Gryphius? In ver„ liebten Schertzen, und durchgehends (wo die„ ſer angenehme Poet mehr auf ſeinen Lands„ mann den Opitz, als auf die welſchen Allego„ rien und Metaphoren gedacht,) ein Hoffmanns„ waldau? In Satyren und Oden ein Canitz, „ der Herr Kanzeleyrath Amthor, der Herr „ Rath

„ Rath Menken? In Staatsgedichten und histo-
„ rischen Erzehlungen ein Besser, und andere sich
„ gleichsam in die Wette hervorthuende, als der
„ Herr Pietsch, Herr Neukirch, Hr. König,
„ Hr. Richey, Hr. Stief? Des Hrn. Brokes
„ genaue und künstliche Uebersetzung einer bisher
„ welschen Schreibart kan gleichfalls ein Beweis-
„ thum seyn, wie fähig die deutsche Sprache
„ sey, allerley Arten nachzureden. „ Es ist schwer sich vorzustellen, wie der Verstand eines Kunstrichters solche Schreibarten, und Dichtarten, die manchmahl so verschieden sind, als wiederwärtige Dinge, z. Ex. Canizens, Bessers, Königs, einestheils, und Hoffmannswaldaus, Lohensteins, Amthors, anderntheils, in einem Satze habe anpreisen, und hier und da Geschmack finden können.

Wir können dergleichen wiedersinnige Urtheile nicht anderst aufnehmen, als daß sie von einer überspannten Höflichkeit, in Hoffnung auf eine gleiche Lobeserwiederung, oder aus Furcht vor Unglimpf, Haß, und Lästerungen, die man sich mit Aufrichtigkeit und großmüthiger Freyheit zuziehen mögte, entsprungen seyn.

Der blinde Geschmack, dem die rechtschaffene Critik keinen Wiederstand that, fieng izo an, sich nicht nur über Opitzen, sondern auch über Opitzens Muster, die alten Griechen und Römer mit hochgetragenen Haupte zu erheben. Dieses hat Amthor ungestraft mit folgenden Worten gethan. „ Wie hoch ich sonst auch selbst die noch
„ vorhandene Ueberbleibsel der alten Poeten schä-

„ ze,

„ ge, ſo laſſe ich doch dahin geſtellet ſeyn, ob nicht
„ die Ehrerbiethung gegen das Alterthum hierin
„ manchmahl zu weit gehe, wenn man deſſelben
„ Poeſien zum Theil vor ſo unvergleichlich hält,
„ daß ſie alle heutige weit übertreffen ſollen. Wahr
„ iſt es, daß die lateiniſchen Redensarten guten-
„ theils kürtzer als die Deutſchen ſind, und man-
„ ches mahl vor andern Sprachen viel mit weni-
„ gem ſagen können; doch iſt dieſes eben nicht ſo
„ allgemein, daß nicht auch im Deutſchen ſehr
„ viel ſich ja ſo kurtz, und nachdrücklich ſollte ge-
„ ben laſſen. - - Die vormahlige heidniſche
„ Mythologie gab den Poeten gleichfalls einen
„ groſſen Vorrath von Nahmen und Göttern,
„ die nicht nur ſich überall, wie die Scharwen-
„ zel gebrauchen lieſſen, ſondern auch Gelegen-
„ heit zu hunderterley Erfindungen gaben, de-
„ ren man heutiges Tags müſſig gehen muß. Und
„ iſt in dieſem Anſehen freylich wahr, daß ein
„ ſolches Heldengedichte, wie Virgilius von ſei-
„ nem Eneas aufgeſetzet, nicht wohl mehr ge-
„ ſchrieben werden könne. Ob es aber deßwegen
„ nicht in ſeiner heutigen, obſchon von jener unter-
„ ſchiedenen Art, eben ſo gut zu machen ſtühnde,
„ iſt eine andre Frage, die meines Bedünckens
„ nicht ſo ſchlechterdings muß verneinet werden.
„ Dann daß man meinet, es könne kein Helden-
„ gedichte vollkommen ſeyn, wo es nicht mit über-
„ natürlichen Wunderfällen den Leſer hier und da
„ erſtaunen machet, iſt ein handgreiflich falſches
„ Vorurtheil, nach welchem die Leute vor die-
„ ſem dasjenige am liebſten hatten, was in ih-

„ nen

„ nen die meiste Verwunderung erweckte, wann
„ auch die Fabeleyen noch so plump, und darinn,
„ so zu reden, Stein und Bäume aus der Erden
„ gelogen waren. Selbst nach eingeführtem
„ Christenthum, da man sich solcher grober heid-
„ nischer Possen hätte entschlagen, und mit de-
„ nen sogenannten Fictionen wenigstens behutsa-
„ mer umgehen sollen, klebte den Poeten dieser
„ alte Irrthum noch immer an, und wird man
„ schwerlich einen Italienischen, Spanischen,
„ Französischen, oder deutschen Roman, in ge-
„ bundener, oder ungebundener Rede, von sel-
„ bigen, ja wohl von noch viel jüngern Zeiten
„ finden, der nicht durch und durch mit Beschwee-
„ rungen, Verwünschungen, Riesen, und an-
„ derm solchem Zeuge angefüllet ist, das alle Ver-
„ nunft und Wahrscheinlichkeit übersteigt. Nach-
„ dem aber nunmehr die vorige Leichtgläubigkeit
„ der Leute sich um ein grosses vermindert hat,
„ und die alten Hexen und Herenmeister bey
„ uns nicht mehr so starck in der Mode sind, so
„ muß auch dieser Handgriff der Dichtkunst bey
„ vernünftigen Gemüthern nothwendig seinen
„ Preis verliehren, und folglich getrachtet wer-
„ den, daß man dagegen die Stelle mit andern
„ anmuthigen Dingen ersetze: Wie meines Er-
„ achtens, wenn man ja ein grosses Heldenge-
„ dichte schreiben wollte, durch Erwehlung, und
„ fernere künstliche Ausschmückung einer zwar
„ sonderbaren, jedoch wahrscheinlichen Begeben-
„ heit, und sonst in andern Versen überhaupt
„ durch schöne Beywörter, Gleichnisse, Meta-
„ phoren,

„ phoren, und dergleichen, gar füglich geschehen
„ kan. Dann wann man die Blendungen bey-
„ seite setzen will, so gehet das heidnische Fabel-
„ werck, nebst allen gar zu weit hergeholten Fic-
„ tionen, doch hauptsächlich nur auf Belusti-
„ gung, wo nicht gar auf eine annehmliche Ver-
„ derbung der Einbildungskraft, die so zu reden
„ von Natur Lust zum gaukeln hat, und weil sie
„ der gemeinen Ideen leichtlich müde wird, ger-
„ ne mit beständiger Abwechselung solcher gantz
„ ausserordentlicher Gemüthsbilder spielen mag.
„ Was hingegen durch scharfsinnige Gedancken
„ und wohl angebrachte Realien zur Zierde der
„ Poesie beygetragen wird, gereichet mehr zur
„ Belustigung oder Ausarbeitung des Verstands:
„ Und da wenigstens nach diesem letztern Stück
„ die heutige Dichtkunst ja so reich, wo nicht
„ noch vollkommener ist, als die alte jemahls ge-
„ wesen, so folget hieraus von selbsten, daß sie
„ wohl so edel und männlich als jene sey, obgleich
„ in der Erfindung und gewissen heidnischen Re-
„ densarten ein und andrer vermeinter Vortheil
„ verlohren gegangen. Bevorab da der eigent-
„ lich sogenannte Verstand niemahls leicht zu viel
„ geschärfet, die Phantasie aber gar bald durch
„ unzeitige Uebung kann verwirret werden,
„ und eben daher vielleicht das ehmalige Vorur-
„ theil bey viel Leuten mag entstanden seyn, daß
„ grosse Poeten selten mit gantz unverrückten Spar-
„ ren gefunden würden. „

Wir erkennen hieraus genug, daß Author von der Kraft des Wunderbaren, die Einbildungs-

kraft

kraft zu rühren, und dem geschickten Gebrauche desselben nur eine kahle und flüchtige Theorie gehabt hat. Er sieht in den Wercken der alten Poeten nichts als Mythologische Dinge, die izo nicht mehr geglaubt werden; der hypothetische Grund ihrer Erdichtungen, der Zusammenhang ihrer Erfindungen, die Verknüpfung ihrer Absichten, die Affecte, so sie dadurch so geschickt zu erhöhen, und zu verringern gewußt, der Eindruck, und die Empfindungen, so sie an jedem Orte ihrer Absicht und der Sache gemäß in dem gehörigen Grade mit einer beständigen Anmuth erwecken, die Sitten der Menschen, der Nationen, die Arten der Länder, der gantzen Natur Lauf und Wesen, das Schöne, das Grosse, das Wilde in derselben, wovon sie so vortreffliche Gemählde machen, der moralische Unterricht, der mit allen diesen Sachen vergesellschaftet ist, die geschickte und mahlerische Ausdrückung, und dergleichen Dinge sind vor den Augen und dem Verstande dieses übersichtigen Kunstrichters gäntzlich verborgen geblieben. Nach diesem kömmt uns nicht fremd vor, daß er die Verdienste der damahlslebenden deutschen Poeten eben so wenig zu schätzen gewußt hat. Er meinete, die viere, nemlich Besser, Canitz, Neukirch, und Wenzel, könnten mit allen übrigen um den Vorzug streiten, und er gab unter diesen vieren dem letztern den Vorzug. „Insonderheit hat Wenzel, sagt er, „mir zum Muster gedienet, dem ich in meiner „Maasse, so gut ich gekonnt, zu folgen getrach„tet, weil die liebliche Flüssigkeit des Hoffmanns-

„ waldaus, und das heroische Wesen von Lo-
„ henstein schwerlich bey irgend einem andern unse-
„ rer iztlebenden deutschen Poeten in einem höhern
„ Grade als hier verknüpft dürfte gefunden wer-
„ den. „ Nun hat dieses Urtheil, das Wenzeln so hoch erhebet, zwar keinen Beyfall gefunden, aber die Verkleinerung der alten Poeten hat dennoch dieselben bey vielen jungen Leuten noch in grössere Verachtung gebracht, man hat sie im Staube ligen lassen, und die Hochachtung, die ihnen gebührte, ihren unverständigen Verächtern zugewandt. Amthor selbst ist in ein grosses Ansehen gekommen, und zwar bey solchen Männern, die sich zu unsern Zeiten für die Verfechter des durch die Critik gereinigten Geschmackes ausgegeben haben.

Indem nun die geschickten Männer, welche die Hochachtung gegen die Alten nicht abgeleget hatten, und deren Gedichte zeigeten, daß sie mit ihnen vertraulich genug bekannt waren, als Menken zu Leipzig, König zu Dresden, Pietsch zu Königsberg, Günther und andre an andern Orten sich keine besondere Mühe gaben, dem herrschenden Uebel der schreibsüchtigen Zeiten mit Nachdruck zu wiederstehen; erwekete ein günstiger Stern an einem Orte, wo es niemand vermuthet hatte, dem falschen Geschmacke etliche mächtige Wiedersacher, welche ihn in seinen innersten Brustwehren anfallen durfften. Sie machten zwar den Anfang dazu ohne einen absonderlichen Vorsatz und gleichsam nur beyläuftig und im Vorbeygehen: Aber die Umstände führen sie nach und nach auf

solche

ſolche Unterſuchungen, welche nicht nur der ſchlimmen Schreibart den Untergang droheten, ſondern zugleich bequem waren, die rechtſchaffene Poeſie in ihrem natürlichen Licht und Leben herzuſtellen. Sie nahmen hierzu die ächte und reine Critik, die in Deutſchland noch gantz unbekannt war, zu Hülffe.

Nemlich in den Jahren 1721. 1722. lieſſen einige Schweizer von Zürich in einer moraliſchen Wochenſchrift, die ſie unter verdeckten Nahmen nach der Art des Engliſchen Zuſchauers verfertigten, verſchiedene kleine Abhandlungen von critiſchen Materien mit unterlaufen; worinnen ſie ſich zur Behauptung ihrer Urtheile in die Unterſuchung einiger Grundſätze der Schreibart und der Wohlredenheit einlieſſen. Solche giengen über die Kunſt zu leſen, über die Beywörter, die gleichgültigen Wörter, die verſchiedenen Arten der Wortſpiele, die Phantaſieſpiele, die Anbauung der Einbildungskraft in Anſehen der Poeten, über das Phöbus, die Fabeln, und dergleichen. Dieſe Unterſuchungen wurden durch Exempel, ſowohl aus verſtorbenen als damahlslebenden Poeten, mit einer Freyheit erläutert, welche ſich vor keiner Gefahr oder Nachrede fürchtete. Opitz ward bey allen Anläſſen hervorgezogen; eine Ehre, deren er nur allzulange beraubet geweſen war! Den Sachſen, und andern, die izo gewohnt waren, nur Lohenſteins, Hunolds, Amthors, und Neumeiſters Lob zu hören, kam dieſes ſo fremde vor, daß ſie dieſe critiſchen Blätter, die in der Provinzial-Mundart von Zürich, und für die

Züricher geſchrieben waren, nicht ohne Vergnügen laſen, ungeachtet ihr zartes Gehör dadurch ſehr ſtarck beleidiget ward. Man hat in den gelehrten Zeitungen von Leipzig N. XVII. mit dieſen Worten davon geurtheilet: „ Die Schreibart „ ſcheint je länger je ſinnreicher zu werden; ſie „ fahren noch fort, ſowohl die Fehler im gemeinen Leben, als auch die Schwachheiten der „ Bücherſchreiber, als des Lohenſteiniſchen Arminius, des deutſchen Hercules, ſonderlich der „ Poeten, Hunolds, Neukirchs, Lohenſteins, ꝛc. herunter zu machen, aber zugleich von allerhand Materien verſchiedene ſinnreiche und vernünftige Urtheile zu geben. Die Verfaſſer ziehen Opitz, „ Canitz, und Beſſer, allen deutſchen Poeten „ vor. „ Vor allen andern hat ihnen Herr Gottſched in einer gleichmäſſigen moraliſchen Schrift, die Tadlerinnen betitelt, ſeinen Beyfall durch Ausſchreibung vieler Stellen aus ihnen und ruhmesvolle Beynahmen öffentlich bezeuget. Im XIV. St. des zweyten Th. ſagt er von ihnen: „ Vor wenig Jahren haben ſich in der Schweitz „ etliche muntere Köpfe gefunden, die einen guten Anfang zu dergleichen öffentlichen Beurtheilungen gemachet haben. Sie haben die gebundene Beredtſamkeit vorgenommeu, und in manchem groſſen Poeten und Redner Schnizer gewieſen, die vorhin niemand bemercket hatte. „ Sie haben dieſes auf eine ſo ſinnreiche Art gethan, daß ſich kein Vernünftiger des Lachens „ enthalten kan, wenn er es lieſet. Und es iſt „ nicht zu ſagen, was ſie bereits an verſchiedenen „ Orten

1725 -6

„ Orten vor gutes geſtiftet. Ein einziges hat „ dieſen geſchickten Männern noch gefehlet, nem„ lich das Vermögen ſich in einer reinen hochdeut„ ſchen Schreibart auszudrüken. Ihr Vater„ land hat ſie gehindert, daß ſie in Worten und „ Redensarten die Richtigkeit nicht beobachten „ können, die ſie in ihren Gedancken und Ver„ nunftsſchlüſſen erwieſen. Dieſes ſollte aber „ bey einem öffentlichen Beurtheiler der Scriben„ ten von Rechtswegen ſeyn. - - Es wäre „ alſo nichts mehr zu wünſchen, als daß ſie ihre „ Schrift noch einmahl überſehen, und mit Bey„ hülffe eines rechten Kenners der Zierlichkeit unſ„ rer Mutterſprache alle diejenigen Stellen, die „ mehr nach der Schweitz, als nach Deutſch„ land ſchmecken, ausbeſſern mögten. Daß es „ ihnen leicht ſey, ihre eigene Fehler zu erkennen, „ haben ſie ſchon ſelbſt gewieſen. „ Im Eingange deſſelben vierzehnten Stückes hatte Herr Gottſched ausdrücklich bekannt, daß die Deutſchen noch wenige Criticos oder Beurtheiler von dergleichen Sachen gehabt haben, und es dieſem Mangel zugeſchrieben, daß dieſelbigen es in den freyen Künſten, die mit zur Gelehrſamkeit gerechnet werden, noch nicht ſoweit gebracht haben, als die alten Griechen und Römer, und als die heutigen Franzoſen. „ So lange unter den Ge„ lehrten niemand iſt, ſind ſeine Worte, der „ das albere Weſen der meiſten Bücherſchreiber „ öffentlich entdecket, ihre Fehler durchziehet, „ und den übeln Geſchmack des ſtudierten Pöbels „ verlacht; ſo lange ſind alle Tintenkleker groſſe

„ Scribenten. - - Sobald ſich aber ſtrenge
„ Beurtheiler unter den Gelehrten hervorthun,
„ die das Gute gut, das Gründliche gründlich,
„ das Schlechte ſchlecht, das Matte matt, nen-
„ nen; ſobald kommt viele Bücherſchreiber Furcht
„ und Zittern an. „ In beſagter Schrift der Tadlerinnen wird das Lob, das die Züricher Opitzen beygeleget, zuerſt mit einem gewiſſen Fleiſſe wiederholet. In dem XXXVIII. St. wird geklaget, daß dieſer groſſe Dichter weniger geleſen werde, als er wohl verdienete. „ Auch
„ ſo gar diejenigen, die Poeten heiſſen wollen,
„ heißt es daſelbſt, haben oftmahls ſeine Schrif-
„ ten nie geſehen: Da ſie doch eine rechte Quelle
„ des guten Geſchmackes in ſich faſſen. Und nim-
„ mermehr würde Deutſchland ſo viel Italieni-
„ ſche, und Spaniſche, ich meine ſchwulſtige,
„ ausſchweifende, und zuweilen gar raſende Ge-
„ dichte geſehen haben: Wenn man Opitzen fleiſ-
„ ſiger, als einige andre inn- und ausländiſche
„ Poeten geleſen hätte. „

In Hr. Junkers Unterſuchung der Hankiſchen Gedichte kan man ohne Mühe wahrnehmen, wie viel er auf den Urtheilen der Zürichiſchen Kunſtrichter gehalten hat, indem er zu glauben ſcheint, daß ſeine Sätze durch ihre angeführten Zeugniſſe ein mehrers Anſehn erhielten. Man ſieht auch, daß er ihre Abhandlungen fleiſſig geleſen, und geſchickt angewendet. Er nahm ihre Partie öffentlich gegen Hr. Hanken; dieſer war nicht damit zufrieden, daß ſie Opitzen, Canitzen und Beſſern dem Hrn. Neukirchen vorgezogen hatten.

„ Iſt

„ Ist es schon so weit gekommen, lauten seine „ Worte, daß man dem gelehrten Hr. von Lohen„ stein und dem berühmten Hr. Neukirch, unge„ achtet der erste bey Kennern wahrer Gelehr„ samkeit einen allgemeinen Beyfall und unsterb„ lichen Ruhm erworben, der andere aber unter „ allen jemahls gewesenen, und noch lebenden Poe„ ten keinen seines gleichen gefunden, in öffentli„ chen Schriften viele Fehler beyzumessen, und „ ihnen andre Leute, welche vielleicht noch nicht „ unter die Deos medioxumos gehören, vor„ zuziehen weiß, so stelle ich mir das Progno„ sticon, daß man mit mir nicht säuberlicher „ verfahren, sondern meine wenige Gedancken „ mit eben so zornigen Augen ansehen werde. „ Worauf Hr. Junker dieses geantwortet: „ Es „ sollte uns ein Vergnügen seyn, wenn der Herr „ Hanke diese Tadler mit kräftigen Gründen wie„ derlegete. So aber bleibt der Beyfall Leuten von gutem Geschmack noch unbenommen. „ Hr. Junker hat in der Untersuchung der Hankischen Gedichte den Zürichern auch in ihrer Freyheit im Beurtheilen gefolget, welches ihm ziemlich übel bekommen, indem Herr Hanke ihm deßwegen schlimme Händel gemachet hat. Indessen haben wir an dieser Schrift einen Beweisthum, wie bald der gute Geschmack die Oberhand erhalten würde, wenn die Critik nicht durch Macht und Ansehn an ihrem freyen Gerichte gehindert würde.

Hr. Johann Georg Hamann hat um dieselbe Zeit ein Lexicon von poetischen Redensarten, Beywörtern, und Beschreibungen herausgegeben,

mit einer Anweiſung zur Dichtkunſt, in welcher er ſich öfters auf die Lehrſätze der critiſchen Schweizer bezieht; mithin aber in einigen Stücken von ihnen abweichet, wo ſie die beſten Gründe gegeben: Zum Exempel, da ſie diejenigen getadelt haben, welche die Beywörter allein aus dem Gedächtniſſe und nicht von der Beſchaffenheit der Sache, und der beſondern Abſicht einer Beſchreibung hernehmen. Herr Hamann hat dieſes Urtheil für ſein Lexicon, das eben nur für die Erleichterung der Gedächtnißarbeit gewiedmet war, ſo ſchädlich gehalten, daß er ſich verpflichtet geſehen, demſelben zu wiederſprechen. Er ſagt: „Wie „ich aber die Hochachtung hiermit öffentlich be„kenne, die ich gegen dieſen groſſen Kenner des „guten Geſchmackes habe, ſo wird mir doch „mit deſſen Vergünſtigung erlaubet ſeyn, mein „Unternehmen nach meinem Vermögen zu recht„fertigen.„ Hierauf ſagt er ferner, ſeine Abſicht gehe nur auf die Jugend, die noch die Sprache nicht verſtehe, nicht Bilder genug beſitze, ſolche nicht auszubilden wiſſe. Man müſſe ihr eine Menge Beywörter, als Prædicata von einer Sache, vor Augen legen, und ſie ſich dann mit einiger Wahl derſelben üben laſſen. Allein warum bringet er ihr nicht lieber die Sachen ſelber vor Augen, und weiſet ihr nicht darinnen das verſchiedene Licht, die Seiten und Umſtände derſelben; und zeiget ihr die Nahmen eines jeden Stükes derſelben an? Nach dieſem würde ſie gewiß ſtärcker davon gerührt werden, die Bilder, ſo ſie davon faſſete, würden lebhafter ſeyn, und ſie

würde

würde in ihrer Wahl ihre Zuflucht nicht zu den Wörterbüchern nehmen dürffen. Eben ſo wenig iſt Hr. Hamann mit den Zürchiſchen Kunſtrichtern wegen ihrer Verwerffung der Reimen zufrieden. Er erklärt ſich hierüber mit dieſen Worten: „ Diejenige ſcharfſinnige Geſellſchaft in der „ Schweitz, welche verſchiedene Theile allerhand „ geiſtreicher Diſcurſe drücken laſſen, hat einen „ bel Eſprit unter ſich, der ſich die Mühe gegeben, den Geſchmack unſers Vaterlands in der „ Dichtkunſt zu verbeſſern, und dabey die gemeinen Fehler unſrer Poeten auszuhönen. Er hat „ an den bisher ſo hochgeſchätzten Schriften des „ Hoffmannswaldau, Neukirchs, und Lohenſteins, ꝛc. ſehr vieles auszuſetzen gefunden, „ und wie er hin und wieder die Gedancken unſrer Dichter mit ſeinen Satyren lächerlich gemachet, ſo hat er auch endlich den äuſſerlichen „ Zierrath ihrer Verſe, nemlich die Reimen, „ ziemlich hart angegriffen. „ Er erzehlet hierauf des Schweitzers Gründe, meinet aber, daß ſie von Hrn. Weichmann ſehr wohl beantwortet worden; und weil er über dieſes nicht wahrgenommen, daß jemand den Vorſchlägen des Kunſtlehrers gefolget, hält er dafür, daß das Capitel von den Reimen von ihm nicht habe dürffen übergangen werden. Aus welchem Schluſſe ſcheinet, daß er mehr bekümmert geweſen, ſein Capitel von den Reimen, als die Reimen ſelber zu retten.

Hr. Weichmann hatte ſich am meiſten daran geärgert, daß der Zürchiſche Zuſchauer die Reimen unrecht und eine Narrheit genannt hätte.

Er hingegen hielt ſie vor ein bloſſes Mittelding, und meinte, es wäre ein wenig zu hitzig, ſo viele groſſe Poeten einer Narrheit in Mitteldingen zu beſchuldigen, daran ſie von undencklichen Jahren ein allgemeines Belieben gehabt. Wenn man erſtlich einräumete, daß die Reimen nur ein kleines und kindiſches Ergetzen verurſachten, welches durch den Zwang, worinn ſie den Poeten ſetzen, allzu theuer gekauft würde, und andern Quellen eines höhern Ergetzens, ſo von dem Verſtande und der Phantaſie entſpringet, im Wege ſtühnde, würde man ſie nothwendig unter die Thorheiten zehlen müſſen, ſie wären dann auch kein Mittelding mehr. Hierauf kömmt es hauptſächlich an. Herr Weichmann hat bey dieſem Anlaſſe geſagt: „Wer an bündigen Einfällen „einen Ueberfluß hat, und dazu ſich auf ſeine „Sprache recht verſtehet, der iſt niemahls mehr „durch den Reim, als durch die Scanſion, ja „durch das eine ſo wenig, als durch das andre, „gezwungen, das geringſte unvernünftige nie„derzuſchreiben. Wird ſein Gedancke auf eine Art „durch den Reim zurückgehalten, ſo fällt es ihm „nicht ſchwer, denſelben in verſchiedene andre „Formen zu gieſſen, wovon zum wenigſten eine „ſich endlich ſchicket.“ Dieſer Satz iſt noch weit verderblicher, als die Lehre von den Reimen, die man damit vertheidigen will; denn er ſetzet voraus, daß an einem Orte, bey einer, obgleich gantz beſondern, Abſicht, viele gleichgültige Einfälle ſeyn, ferner daß ein Gedancke in verſchiedene Formen der Rede gegoſſen werden könne, und doch unverändert der vorige bleibe.

Man

Man schrieb den Zürichischen Sitten- und Kunstlehrern, der Hr. von Besser würde sich die Mühe geben, durch wichtigere Einwendungen die Reimen wider sie zu vertheidigen. Allein er ließ es bleiben, wiewohl er deßwegen so sehr aufgebracht war, daß dieses eine Ursache mit gewesen, warum er sogleich dem Hamburgischen Patrioten seinen Beyfall gegönnet; zumahl da er anfangs von der damahls fast überall angenommenen irrigen Meinung nicht abzubringen war, als ob ein gewisser Baron Knigge der Verfasser des Patrioten wäre; wie er sich dann hernach, da er die Gewißheit davon erfahren, nicht wenig geschämt. Was zwar die Stelle des Hrn. von Besser zu des Patrioten Lob anlangt, welche man in einem Papiere desselben eingetragen findet, so hatte derselbe solche nur an den Verleger geschrieben, von welchem der Herr Weichmann sie bekommen, und seinen Papieren eindrücken lassen, welches den Hrn. von Besser nicht wenig verdrossen.

Sonst hat Hr. Weichmann auch die Urtheile der Zürichischen Kunstrichter von den deutschen Poeten nicht nach seinem Geschmacke gefunden: Er hat sich zwar nicht bemühet, Gründe gegen Gründe zu setzen, sondern sich mit Nebensachen beholfen, welche ich hier ausschreiben muß, damit wir daraus die Manier seiner critischen Schreibart bemercken. „Der Feind von gereimten Versen, sagt er, hat zugleich an verschiedenen Orten fast über jedweden unserer deutschen Poeten insbesondere geurtheilet. Nun stehet es ihm zwar so wenig zu verdencken, daß er vielmehr

„den

„ den verbindlichsten Danck verdienet, wenn er
„ zugleich an seinem Orte die gar zu harten und
„ schwülstigen Metaphoren, die läppischen Wort-
„ spiele, und andere mehrentheils freywillige
„ Schwachheiten des Verstandes, den Leuten
„ verhaßt zu machen suchet; doch scheinet es fast,
„ als ob er hierbey dem Verdacht einiger Par-
„ theiligkeit nicht gäntzlich ausweichen werde.
„ Opitz, von Canitz, und von Besser sind die-
„ jenigen, welche er nicht allein allen übrigen
„ Poeten weit vorzieht, sondern auch von ihnen
„ bey jeder Gelegenheit eitel nur erlesene Stellen
„ anführet, von den andern aber insgesammt
„ nichts anders zusammenträgt, als was er ih-
„ nen nachtheilig zu seyn geglaubet; ja wohl gar
„ ihre beygebrachten Oerter gantz unrichtig, ver-
„ stümmelt, nnd verfälscht darstellet. So wird
„ unter andern folgendes von dem seligen Cantz-
„ leyrath Amthor eingeführt, da alle besonders
„ gedruckten Worte im Original gantz anders ste-
„ hen:

„ Monarch daß in verwehnten Zügen
„ Mein eitler Kiel von neuem sich vergißt,
„ Und deiner Saamen Preis nach seinem Schatten mißt,
„ Den lüstern Trieb der Sehnsucht zu vergnügen;
„ Ist deiner selbstbeliebten Huld
„ Und eigner Gnade mehr, als meiner Frechheit Schuld.
„ Hieß dein Befehl mich selbst doch näher rücken,
„ Und an der Strahlen Gold erquicken;
„ Was Wunder, daß sich dann der kalte Nesselstand,
„ An dem bisher der ferne Fuß geklebet,
„ Hiervon erhitzt ein frisches Lorbeerlaub
„ Durch einen kühnen Schluß verwandelt und erhebet;
„ Daß meiner Musen böse Kraft ꝛc.

„ Es

„ Es können dieses nicht wohl eitel Druckfeh-
„ ler seyn, voraus weil das Wort Schluß gleich
„ darauf in der Beurtheilung ausdrücklich wieder-
„ hohlet worden. Daß aber solche Verfälschung
„ mit Vorsatz geschehen, kann ich ebenfalls nicht
„ wohl glauben, weil es der Haupt-Absicht ei-
„ ner so rühmlich-geschäftigen Versammlung nur
„ gäntzlich zuwieder seyn würde, wann man je-
„ mand heimtükischer Weise, und dazu nach sei-
„ nem Tode, recht mit Fleiß lächerlich zu ma-
„ chen suchte. Meine Schuldigkeit erfodert in-
„ deß zur Ehre des seligen Mannes solches anzu-
„ zeigen, und den Leser zum unverfälschten Ab-
„ druck davon (p. 41. im ersten Theile dieser
„ Sammlung) zu verweisen. Wir finden zwar
„ noch mehr Exempel einer gleichmässigen Unrich-
„ tigkeit; ich bin aber izund des Vorhabens nicht,
„ mich weitläuftig dabey aufzuhalten.

„ Er scheinet sonst auf Herrn Neukirch am
„ meisten unwillig zu seyn, und lässet nicht gern
„ einige Gelegenheit vorbey, ihn hönisch anzuza-
„ pfen: Oder aus seinen Wercken etwas anzu-
„ ziehen, das er eines billigen Tadels werth schä-
„ zet. Nun habe ich zwar gegen seine besondere
„ Hochachtung für unsern Opitz, von Canitz,
„ und von Besser nicht das geringste einzuwen-
„ den; vielmehr glaube ich, das Verdienst und
„ der Ruhm dieser Männer sey weit gröser, als
„ daß sie einiger Erhöhung durch die zusammen-
„ gesuchten Fehler anderer Poeten bedürffen; doch
„ wird auch ein ieder mit mir gestehen, daß Hr.
„ Neukirch verschiedene unverbesserliche Meister-

„ stücke

„ ſtücke verfertiget hat, darunter ich inſonderheit
„ ſein Schreiben der Aurora an den gottſeligen
„ König von Preuſſen, ſeine Gedancken auf deſ-
„ ſen Krönung, über die befreyten Nachtigallen,
„ ingleichen über den Tod des groſſen Künſtlers,
„ Falk, nebſt andern mitrechne. Man würde
„ ſich alſo dem Argwohn der Parteiligkeit weni-
„ ger bloß geſtellet haben, wenn man gleichfalls ſo
„ wohl von ihm und andern, als von rühmlichſt-
„ erwehnten Männern etwas gutes zu ſagen, oder
„ anzuführen beliebt, und nicht vielmehr bey je-
„ der Gelegenheit ſie bloſſerdings zu tadeln geſucht
„ hätte. „

Eine Widerlegung, die nur ſuchet, die Gegenpartey anzuſchwärtzen, verräth einen Mangel an gründlichen Antworten. Der Zürichiſche Kunſtrichter hatte nicht von dem gantzen Vermögen der Geſchicklichkeit dieſer Poeten, ſondern nur von einigen Stellen derſelben geurtheilet und dem Leſer überlaſſen nachzuſehen, ob er viel oder wenig dergleichen Zeug bey ihnen finde. Hrn. Weichmanns Schutzſchrift hätte darum mehr Glauben verdienet, wenn er aus den getadelten Poeten eben dergleichen geſchickte Stellen, und zwar in gleich groſſer Anzahl, als von dem Kunſtrichter aus den gelobten angeführt worden; oder wenn er aus den gelobten eben ſo ſchwülſtige Metaphoren und läppiſche Wortſpiele, als von jenem aus den getadelten beygebracht worden, zuſammengetragen hätte. Er beruffet ſich auch in der That auf etliche geſchickte Stücke des Neukirchen, die aber ſelbſt nicht alle von einerley Geſchicklichkeit ſind.

Das

Das Gedicht deſſelben über die Nachtigallen iſt ſehr unbequem, die Unrichtigkeiten der Neukirchiſchen Muſe zu verbergen. Was die Entdeckung der Druckfehler in einer getadelten Stelle Amthors anlangt, ſo ſieht man nicht, was ſolche zu ihrer Rettung beytragen könne, weil die Critick nicht auf Gedancken gefallen war, die aus der Verfälſchung entſtanden wären, ſondern auf ſolche, die in der wahren eigenen Lesart ihren Grund haben: Welches uns zugleich Anzeige giebt, daß man die Fehler des Buchſetzers ohne genugſamen Grund dem Kunſtrichter zur Laſt legen würde. Endlich ſagen, daß die läppiſchen Wortſpiele, und die ſchwülſtigen Metaphoren freywillige Schwachheiten des Verſtandes der getadelten Poeten geweſen wären, iſt viel ärgers von ihnen geſagt, als der Züricher geſagt hatte, der ſie bloß dem Mangel an Einſicht zugeſchrieben. Denn die Fehler, die aus Unwiſſenheit entſpringen, laſſen ſich mit der redlichen Entſchuldigung verglimpfen, daß man es lieber beſſer gemachet hätte. Darum beklaget Herr König in der Unterſuchung von dem guten Geſchmacke Bl. 239. mit dem beſten Recht, daß der gröſte Hauffen bey uns dem Joche des übeln Geſchmackes noch immer freywillig unterworffen bleibe, und, durch deſſen falſches Anſehen geblendet, dieſen Götzen, als den vermeinten Vater der höchſten Zierlichkeit zu verehren halsſtarrig fortfahre.

Als die ſchweitzeriſche Critici aus dieſen Widerlegungen ſelbſt abgenommen, daß ihre Beurtheilungen der Poeten mehr Aufſehens gemachet hätten,

ten, als sie in einer Schrift, so sie nur für ihre Landsleute geschrieben, und die eigentlich moralisch war, vorgehabt hatten, kam sie die Lust an, die Critick der deutschen Poesie mit einigem Ernst und Fleisse vorzunehmen. Der Leipziger-Diogenes, der Hamburgische Patriot, und die Hällischen Tadlerinnen stärcketen sie in diesem Vorhaben durch die Blösse, welche sie ihnen in dem Geschmacke, und der Critick der Deutschen zu erkennen gegeben hatten, zumahl da die beyden letztern Schriften mit einem so starcken und allgemeinen Beyfall aufgenommen worden. Dazu halffen ferner ein Paar Correspondenzen mit Leipzig, wozu die Zürichischen Critiken Anlaß gegeben hatten; welche daselbst mehr als an keinem andern Orte gutgeheissen worden. Ein sehr geschickter Mann von D., welchem sie in ihren critischen Angelegenheiten zugeschrieben hatten, gab ihnen seine Gedancken darüber mit diesen Worten zu vernehmen: „ Wenn sie auch einige Begierde mich zu kennen bezeugen, so kan versichern, „ daß nicht weniger neugierig nach dero schriftlichen „ Bekanntschaft gewesen, sobald einige einzelne „ Blätter derselben, und darunter etliche critische „ Stücke zu sehen bekommen. Ich war gleich „ damahlen auf der Messe in Leipzig, und brachte solche in einer gelehrten Gesellschaft zum Vorschein, welche aus den aufgeweckteſten Köpfen „ daselbst besteht, und sich alle Wochen einmahl „ zu versammeln, und von gelehrten Neuigkeiten „ zu unterreden pfleget. Alle stimmten einmüthig „ damit überein, daß dero Bemühung nicht fruchtlos

„ los abgehen, ſondern dem verdorbenen Geſchmack
„ in der deutſchen Poeſie rühmlichen Einhalt thun
„ würde. Sobald ich wieder nach D. kam, be-
„ ſprach ich mich darüber mit dem Hrn. von - -,
„ welcher von gleicher Meinung war. Der Vor-
„ zug, welchen ſie hin und wieder dreyen von un-
„ ſern beſten Poeten, nemlich Opitzen, Cani-
„ zen, und Beſſern gegeben, iſt ſo gerecht, und
„ die Beurtheilung der lohenſteiniſchen und wal-
„ dauiſchen gezwungenen Schreibart, und ihrer
„ Nachfolger, ſo billig, daß nicht nur ich, wie
„ alle rechtſchaffene Kenner, hierinn verlängſt
„ mit ihnen einig, ſondern dereinſt ganz Deutſch-
„ land ihnen wird nachrühmen müſſen, daß ſie
„ einer von den erſten geweſen, welcher das
„ Hertz gehabt, ſich offentlich wider den bisher
„ eingeriſſenen verdorbenen Geſchmack zu erklä-
„ ren, und die Falſchheit derjenigen aufgeblaſe-
„ nen Dichtart zu zeigen, welche von den unver-
„ ſtändigen insgemein die hohe genannt worden.
„ Inzwiſchen dürffen ſie ſich nicht wundern, wenn
„ etliche mittelmäſſige Geiſter dieſe Wahrheit noch
„ nicht erkennen wollen. Es iſt viel leichter aus-
„ ſchweifend, unnatürlich, ſchwülſtig, und mit
„ einem Worte ſchulfüchſiſch; als männlich, na-
„ türlich, ſittſam, und nach dem Geſchmacke
„ des Hofes, und der Weltklugen zu ſchreiben. „

Erſtlich ſchrieben die Zürichiſchen Kunſtrichter den geſtäupten Leipziger-Diogenes wider die moraliſche Wochenſchrift eines Unbekannten, die 1722. in Leipzig herausgekommen, und nach kurzem wieder verſchwunden; ein elendes Ding, das

Leute von Qualität nicht angeſehen, und nur Studenten-Jungen und Lakeyen geleſen haben, ſo daß ihm mit dieſer Critick nur gar zu viel Ehre wiederfahren. Dieſe critiſche Schrift iſt hernach in dem XIV. St. der Beyträge zur critiſchen Hiſtorie N. III. ohne der Verfaſſer Dazuthun wieder aufgeleget worden. Hernach lieſſen ſie die critiſchen Anmerckungen über den Hamburgiſchen Patrioten und die Tadlerinnen folgen. In dieſen Schriften wird ein fruchtbarer Saame zur Entdeckung vieler abſonderlichen Theile die Beredtſamkeit, die von dem Witze entſpringen, ausgeſtreuet. Die Blätter beſagter Wochenſchriften werden von ihnen nicht anderſt angegriffen, als daß ſie die Application ihrer zuerſt wohl unterſuchten und feſtgeſetzten Grundſätze auf dieſelben machen. Darum hat der Hr. Götten in dem Leben des Hrn. Richey nur für die lange Weile geſchrieben, der Herr Bodmer, den er für den Verfaſſer ausgiebt, habe der Welt damit zeigen wollen, was die verblendeten Augen nicht ſehen wollen, daß ſeine Diſcurſe beſſer wären, als der Patriot und die Tadlerinnen, wenn dieſe letztern die getadelten Dinge vermieden hätten, würden ſie vielleicht eben ſo unbeliebt geblieben ſeyn, als die trockene Schreibart des ſchweitzeriſchen Tadlers. Wer will, mag dieſes auf das Wort und das Anſehen des Herrn Götten glauben, ſowohl als was er von dem Werthe und den Vorrechten des Patrioten ſagt: „ Der beſte Verthädiger deſſelben war „ die innerliche Güte und vortreffliche Einrichtung. „ Das Angenehme war mit dem Nützlichen,

„ das

„ das Deutliche mit dem Gründlichen verbunden.
„ In Deutſchland war er der Anfang ſolcher
„ wöchentlichen Blätter, dergleichen man in Eng-
„ land bereits vorher an dem Spectator und Guar-
„ dian gehabt. „ Das Lob, das er dem Patrio-
ten mittheilt, iſt an ſich ſo ungläublich für gewiſſe Leute, daß er es nicht nöthig gehabt hatte, durch den offenbahren Parachroniſmus verdächtig zu machen, daß der Patriot in Deutſchland die erſte Schrift nach dem Muſter des Zuſehers geweſen.

Die Schweitzer hatten ihre Anmerckungen über den Patrioten unter dem Titel der Anklage des verderbten Geſchmackes einem Verleger in Leipzig überlaſſen, wo aber der Druck derſelben nicht erlaubet ward.

Dieſe Schrift war nach ſichern Nachrichten einem gewiſſen vornehmen Profeſſor zur gewöhnlichen Cenſur übergeben worden, die Erlaubniß zum Drucke zu erhalten; die er doch, eben wie vorher ſchon ein anderer Cenſor abgeſchlagen; theils weil er einige Perſonalien darinnen befürchtet, und die Wahrheit zu bekennen, das gantze Ding nicht verſtuhnd, theils weil der Verleger den Verfaſſer nicht nennen wollen. Es währete eine lange Zeit, und koſtete die Verfaſſer viele Mühe dieſe Schrift wieder zur Stelle zu bringen. Alſo ward ſie erſt im Jahr 1727. von ihnen ſelbſt in Zürich zum Drucke befördert. Einige Stellen, die ihren Leipzigiſchen Freunden zu hart oder nicht gründlich genug geſchienen hatten, wurden gemiltert, oder ſonſt verändert. Unterdeſſen hatten ſie ihr critiſches Unterfangen weiter fortgeſetzet, und eine

dogmatische Arbeit vorgenommen, in welcher die Beredtsamkeit auf festgesetzte philosophische Grundsätze gebauet werden sollte. Sie machten den Anfang dazu 1727. mit einer Abhandlung von dem Einflusse und dem Gebrauche der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmackes, vor welcher sie ihr Vornehmen in einem Schreiben an Herrn Christian Wolf mit folgenden Worten eröffnen: „Die Bemühungen der vornehmsten critischen „Verfasser ist bisdahin meist oder bloß dahin ge„gangen, wie sie dem schlimmen Geschmacke „Einhalt thun, und ungereimte Schriften zum „Gelächter machen möchten: Sie haben darüber „versäumt, den guten Geschmack zu lehren, und „anzupflantzen. Der Vorschlag des Engländi„schen Zuschauers ist noch unausgeführt geblie„ben, daß ein rechtschaffener Criticus ein gan„zes Werck, das in dem guten Geschmacke ge„schrieben ist, vor die Hand nehmen, und die „Quellen und Ursachen, aus welchen die unter„schiedliche Schönheit desselben und das daher „entspringende Ergetzen herfließt, genau und aus„führlich anzeigen mögte. Was unsre Deut„schen insbesondere anlanat, so sind ihnen fast „alle Arten critischer Aufsätze über Wercke der „Beredtsamkeit noch etwas unbekanntes, und „diejenige, welche von der Wohlredenheit über„haupt geschrieben haben, halten sich einzig bey „der äusserlichen Form der Rede auf; und brin„gen es nicht weiter, als daß sie mit lährem „Kopfe lange schwatzen lehren. Die Figuren der „Rede sind ihre Rhetorick und die Lexica der

„Bey-

„ Beywörter dienen ihnen für die Kunst Beschrei-
„ bungen zu machen. Erst jüngst haben sich ei-
„ nige unterstanden absonderliche Stellen zu beur-
„ theilen: Aber es fehlet ihnen an der critischen
„ Waage; sie urtheilen nicht auf einen gewissen
„ Grund; sondern auf gerathewohl. „ In die-
sem Thone fahren sie noch etliche Seiten fort;
darnach geben sie uns einige Nachrichten von der
Gemüthesart, womit sie ihr Vorhaben unterneh-
men, und fallen dann auf die nähere Bestimmung
und Eintheilung ihres Werckes: „ Diese Ge-
„ müthesart habe ich zu meinem lange überlegten
„ und spath beschlossenen Vornehmen gebracht,
„ alle Theile der Beredtsamkeit in mathematischer
„ Gewißheit auszuführen, und den wahren Quel-
„ len sowohl des Ergetzens, das uns gute Schrif-
„ ten mittheilen, als der Kaltsinnigkeit, in welcher
„ uns schlimme Wercke stehen lassen, nachzuspü-
„ ren. Was ich dießmahl an das Licht stelle,
„ ist allein der erste Theil von dem gantzen Wer-
„ ke, welchem noch vier andre Theile folgen sol-
„ len. Diese Eintheilung gründet sich auf die
„ verschiedene Kräfte der Seele, von welchen die
„ unterschiedene Stücke der Wohlredenheit und
„ Poesie hervorgebracht werden. Der gegen-
„ wärtige Theil handelt von dem Einfluß, welchen
„ die Einbildungskraft auf die Beredtsamkeit hat,
„ und begreifft also alle Gattungen Beschreibungen
„ deren Dinge, so die Natur oder die Kunst her-
„ vorbringt; auch selbst die Beschreibungen des
„ menschlichen Gemüthes, welche mit einem eigenen
„ Nahmen Character der Sitten genannt werden,

„ und wieder von verſchiedener Art ſind, gehören
„ hieher, nachdem an derſelben Verfertigung die
„ Einbildungskraft den meiſten Antheil hat. Der
„ zweyte Theil wird die wichtige Frage von dem, was
„ in den Reden und Schriften geiſtreich oder ſcharf-
„ ſinnig iſt, erörtern; auch über dieſen Punct leh-
„ ren, was der Witz als eine beſondere Kraft der
„ Seele für Einfluß auf die Beredſamkeit habe.
„ In dem dritten werde ich unterſuchen, worinnen
„ der gute Geſchmack in Anſehen aller Gattungen
„ der Dichtung beſtehe, und wie die Kraft zu dich-
„ ten, welche die Seele empfangen hat, gebraucht
„ werden müſſe. Der vierte Theil iſt nur ein be-
„ ſonderer Abſchnitt von der Dichtung, und han-
„ delt von den verſchiedenen Gattungen der Poeterey,
„ als dem Epiſchen Gedichte, allen dramatiſchen
„ Stücken, der Satyre, der Ecloge, der Ode.
„ Des fünften Theiles Inhalt iſt von dem höchſten
„ Grade der Vollkommenheit, zu welchem die See-
„ le in dem Punct der Wohlredenheit hinauf ſteigen
„ kan, nemlich dem Erhabenen in den Schriften:
„ Hier unterſuche ich von Capitel zu Capitel den
„ Tractat des Longinus, ſo der einzige iſt, der
„ über dieſe Materie geſchrieben hat. Ich getraue
„ mir die Schwäche ſeines Buches mit erforderlicher
„ Gründlichkeit und Deutlichkeit entdecket zu haben.
„ Dagegen ich dann gantz neue Begriffe von dem
„ Erhabenen durch gültige Schlüſſe herhole und
„ feſtſetze.„

Der erſte Theil von dieſem weitläuftigen Pla-
ne hat um ſo viel mehr Aufſehens gemacht, als
eine ungewöhnliche Freyheit in demſelben herrſche-

te,

te, mit welcher Lob und Tadel ohne Ansehen der Personen, sie mogten noch im Leben, oder schon gestorben seyn, nach Verdienen ausgetheilet ward. In den gelehrten Zeitungen von Leipzig hat man davon dieses Urtheil gefället: Die Beurtheilungen der Autoren, sagt man, sind bisweilen etwas herbe abgefasset; ihre Critik aber gründet sich auf gute Regeln. Daselbst wurden die Verfasser auch das erste mahl mit Nahmen genannt: „ Die „ Autoren sollen, wie man sagt, Hr. Professor „ Bodmer und Herr Breitinger, von dem wir „ die neue Auflage der LXX. Dollmetscher zu hof„ fen haben, seyn. „ Man hat sie in der That errathen. Diese beyde sind es, die mit gemeinschaftlichen Anschlägen erstlich die moralische Wochenschrift nach der Art des Englichen Zuschauers, hernach die andern oben erzählten critischen Schriften verfasset haben, und wir verstehen eben dieselben, wenn wir die schweitzerischen Kunstrichter anführen. Die Scribenten, die in ihrem langen Besitze eines niemahls untersuchten Ruhmes gestöret worden, mußten nothwendig ein Mißfallen an diesen Critiken haben, und warum sollten sie den gefaßten Unwillen nicht öffentlich zu erkennen gegeben haben? In dem Biedermanne, einem moralischen Wochenblate von Leipzig, stellte der verkappte Philologus, dessen eigenes Geständniß seiner Schwäche in critischen Dingen man mit seinen vermessenen Urtheilen zusammen gehalten hatte (*), die Zürchischen Kunstrichter unter einer Ge-

(*) Er hatte in dem 34sten St. der Tadlerinnen gesagt:

Geſtalt vor, welche ſie mehr als alle ihre Vorgänger in Deutſchland vermieden hatten. „ Sie „ ſind, ſagt er, durch das hin und wieder erlang„ te Lob einiger Tiefſinnigkeit und Gründlichkeit „ im Beurtheilen der Schriften ſo ſtolz geworden, „ daß

ſagt: „ Ich geſtehe es, daß ich in gewiſſen Fällen gar „ wohl ſagen kan, welcher Gedancke ſinnreich ſey oder nicht, „ allein wenn ich eine Beſchreibung geben ſoll, ſo will es „ nicht fort. „ Wie kömmt es denn, ſagten die Züricher, daß er mit ſo viel Eigendünckel einem Autor die Wiſſenſchaft von dem, was ſcharfſinnig iſt, abſpricht, und ſie einem andern zugeſteht, eine Stelle als lächerlich verurtheilt, und eine andre gleich ſo unbegründet canoniſirt. Es iſt furwahr, fahren ſie fort, eine Thorheit zu hoffen, daß dergleichen Critici den Geſchmack verbeſſern werden, daß dieſe Anführer die wahre und philoſophiſche Wohlredenheit wieder herſtellen werden. Die Antwort, die Herr Philologus auf dieſe Beſchuldigung im LVIſten St. des Biedermanns gegeben, iſt recht fremd und ſonderbar. „ Was kan ich davor, ſagt er, daß ich in meinem Va„ terlande kein ſo großſprecheriſches Pralen gelernet, als „ der Criticus in dem ſeinigen? Ich ſage aus Be„ ſcheidenheit lieber zu wenig von mir, als daß ich mit „ ihm groſſe Rodomontaden machen dürfte. „ Die Beſcheidenheit iſt wahrhaftig recht exemplariſch, da man ſich ſelber der Unwiſſenheit in einer Sache ſchuldig erkennt, von welcher man im Begriffe ſtehet Lehren und Regeln zu geben! „ Ich habe mich, ſagt er ferner, zu Verbeſſe„ rung des Geſchmackes in meinem damahligen Schrei„ ben nicht anheiſchig gemachet, und in dieſem Abſehen „ wäre es freylich eine Thorheit etwas von mir zu hof„ fen, was ich doch nicht verſprochen habe. „ Dieſer Verfaſſer ſchreibt demnach nicht, damit er uns etwas lehre, er ſchreibt um des Schreibens ſelber willen, nicht zu Verbeſſerung unſrer Begriffe; oder wenn er dieſes thut, ſo will er es uns vorher ausdrücklich ankündigen. Man muß ihn darum auch nicht in der Hoffnung leſen, etwas bey ihm zu lernen, man muß ſich nichts weiter vornehmen als, zu leſen.

„ daß sie sich nunmehr zu allgemeinen Richtern
„ aufwerffen, und die grosse Menge unsrer Dich-
„ ter und andrer Bücherschreiber in ein Bocks-
„ horn jagen wollen. Mich dünckt nicht anders
„ als sähe ich den erboßten Critikverfasser, (so
„ nennt er selbst seine Handwercksgenossen) mit
„ einem grämischen Gesichte und der Ruthe in
„ der Hand, von seinen beschneyten Alpen herun-
„ tergestiegen kommen, und mit einem fürchterli-
„ chen Thone in einer lieblichen schweitzerischen
„ Mundart alle unsre Scribenten in die critische
„ Acht und Oberacht erklären. Er poltert und
„ störet in unsren Büchern herum, und befiehlt
„ uns bald dieses bald jenes vor possierlich, phan-
„ tastisch, ungereimt, dumm, kalt, schwülstig
„ und lächerlich zu erkennen, unter der angehäng-
„ ten unbarmhertzigen Bedrohung, daß er uns
„ den guten Geschmack absprechen wolle, da-
„ fern wir das Hertze haben sollten, uns wieder
„ sein Urtheil nur im geringsten aufzulehnen. „
Hr. Philologus will doch hierdurch nicht alles das-
jenige verwerffen, was die Schweitzer vorgetra-
gen haben. Er hält das meiste davon vor gar
wohl geschrieben, aber doch nicht vor so neu und
unerhört, daß die Deutschen eben eines schweitze-
rischen Lehrmeisters nöthig gehabt hätten, um ih-
nen dasselbe sagen zu lassen. „ Die allermeisten
„ Stellen, saat er, so sie getadelt und verwerf-
„ fen, sind bey uns niemahls in Hochachtung ge-
„ wesen, vielweniger bewundert worden. Dies
„ les haben wir längst ohne ihren Befehl ausge-
„ lachet, und etliche Poeten, über welche sie

„ ſich in ihren Critiken ſo lange aufhalten, ſind „ noch gar nicht bey uns gewürdiget worden, daß „ man ſie durchgeleſen hätte. „ Er gedencket bey dieſem Anlaſſe des groſſen Wittekinds, von dem er meldet, daß er ſeinem Verleger zu Maculatur worden, wodurch ſeine Landesleute eine beſſere und nachdrücklichere Probe ihres feinen Geſchmackes gegeben, als wenn ſie viele Bücher dagegen geſchrieben hätten. Er meint man habe in der Zuſchrift gern etlichen Widerſachern eines verſetzen wollen, welches eine rechte ſchweitzeriſche Gattung von Artigkeit ſey, ſo die ungeſchliffenen Ober- und Nieder-Sachſen mögen nachahmen lernen; er fraget ſehr geſchickt, ob eben die Schweitzer diejenigen ſeyn, welche den Deutſchen zuerſt entdeken müſſen, daß eine wahre Beredtſamkeit ſich auf eine gute Philoſophie gründen müſſe, und ſonderlich eine geſunde Vernunftlehre vorausſetze; ja daß ein Redner und Poete aus der Pſychologie und Moral die Kräfte des Verſtandes und Willens wohl inne haben müſſe, ehe er im Stande iſt, was tüchtiges zu ſchreiben.

Dieſer Philologus hatte die Anmerckungen wider den Patrioten zu Leipzig in Manuſcripto geleſen, und war ſo gütig daß er ihn in ſeinen Schutz nahm, eh er noch gedruckt war, er that dieſes mit der theuren Verſicherung, daß des vortrefflichen Patrioten Papiere, ſo dieſe ſcharfen Zuchtmeiſter ſo verächtlich tractiert hätten, ihnen und allen Schweitzern zu Troze in- und auſſer Deutſchland Beyfall finden würden. Solcher ſeltſame Troz einer einzeln Perſon, die ſich vor

den

den Mund und Redner einer gantzen Nation aufgeworffen, bewog die Züricher vornehmlich, daß sie die Anklage des verdorbenen Geschmackes, so sie schon unter die Bancke werffen wollten, wieder hervornahmen, und an das öffentliche Licht stelleten.

Man dächte, daß die Wahrheiten, welche der Hr. Philologus in den Criticken der Schweizer erkannt hatte, ihn nicht so sehr verdrossen, weil es Wahrheiten waren, als weil sie ihm von Schweitzern vorgehalten worden. Weiter scheinet es überhaupt, daß er und andre ihnen ihre Urtheile und die Beweise derselben eingeräumet hätten, wofern sie nur von ihnen mit mehr Höflichkeit Artigkeit und Gelindigkeit wären vorgetragen worden. Man fand sie zu hart, zu scharf, zu herbe, und, mit einem Worte, zu grob. Eben dieses hatte man ehmahls an den verständigen Urtheilen des Hrn. Wernike ausgesetzet.

Ich wünschte, daß diese Richter ihre Begriffe hierüber etwas klärer aus einander gesetzet hätten. Diejenigen Kunstrichter sind unhöflich zu heissen, welche die kleinsten Fehler, die sonst geschickten sittsamen und in Ansehen stehenden Männern unter einer Menge Schönheiten entfallen sind, aus hämischem Gemüthe aufmutzen, welche hingegen eben derselben treffliche Schriften mit einem Zwange loben, den sie nicht verbergen können, oder ihnen gar einige Klecke anzuwerffen suchen; welche im loben und tadeln weder Ziel noch Maaß halten, und beyde mahl zu rasen scheinen. Ich begehre die Schweitzer nicht zu entschuldigen, wenn sie

auf

auf dieſe Weiſe ſcharf, herbe und beiſſend geſchrieben haben. Aber wenn die Grobheit, deren man ſie beſchuldiget, darinn beſtehen ſollte, daß ſie die Schönheiten und Fehler in ihren wahren Graden beſtimmt, und bey den verdienten Nahmen genennet, daß ſie die Verſehen berühmter Leute nicht zu Tugenden, noch ihre Schönheiten zu Vortrefflichkeiten gemacht, oder, daß ſie manchmahl die Gröſſe eines Fehlers empfindlich zu machen, und die beleidigte Vernunft zu rächen, ſich des Geſpöttes und der Satyre bedienet haben, vornehmlich wenn ſie mit einem hochmüthigen, verſtockten und hartnäkigten Gegner zu thun gehabt; in dieſen Fällen kan ich ſie nicht ſchuldig finden. Wenn man die Höflichkeit ſo hoch treiben wollte, ſo würde ſie zur Schmeicheley, Zaghheit, und Scheinfrömmigkeit werden, die Critik würde dadurch ihre Nerven verliehren, und die albernen Scribenten würden der verdienten Strafe, womit ſie andern zum Exempel dienen ſollen, entriſſen werden. Ich finde in der That in den ſchweitzeriſchen Critiken nichts weiter, als eine einfältige und aufrichtige Freyheit, welche nur der Wahrheit gut iſt, und darum Lob und Tadel bey einem Autor nach der Beſchaffenheit der Sache austheilet; worinnen ſeit vielen Jahren her der Character der ſchweitzeriſchen Nation beſtanden; gens rudis, ſcapham ſcapham, ficum ficum, vocitare ſolita. Die ſchweitzeriſchen Kunſtrichter ſahen wohl, daß man ihre hertzhafte und bisweilen mit ſatyriſchem Schertz begleitete Aufrichtigkeit mit dem Nahmen der Unhöflichkeit

ſchwartz

schwartz zu machen suchete, sie liessen darum in dem Schreiben an den Hrn. König vor der **Anklage des verderbten Geschmackes** etwas weniges zum Schutze derselben einfliessen. „Ich habe, „ heißt es daselbst, die verzärtelte Höflichkeit mit „ der Wahrheit nicht vergleichen können; sie ist „ von der Aufrichtigkeit allzuweit entfernt, denn „ sie verstellet, verkehret, und verkleistert die „ Wahrheit, so oft es wehe thut, sie zu hören.„ Nach etlichen Zeilen erkläret man sich noch deutlicher: „ Indem ich hier der aufrichtigen Grobheit „ zu Gunst der Wahrheit das Wort rede, müßte man sehr geneigt seyn, mir unrecht zu thun, „ wenn man das ungerechte Gespötte hieraus „ rechtfertigen wollte, welches die Sachen gäntzlich aus Augen setzet, und uns an deren statt „ einen ungeschickten Ausdruck unterschiebt, der „ seinen Grund nicht in der Sache, sondern in „ der ausschweiffenden Phantasie, oder dem blöden Verstande des Verfassers hat.„ Die verzärtelte Höflichkeit ist von der wahren Höflicheit weit unterschieden, und die aufrichtige Grobheit ist eben so weit von der wahren Unhöflichkeit entfernt. Es giebt in der That in den Schriften alberner Scribenten manchmahl so dumme, und ungehirnte Dinge, daß ob man gleich nichts weiters thut, als sie in ihrer Natur auf eine lebhafte Weise vorstellig machet, man in der Verfasser Augen scharf, herbe, und beissend wird.

Derjenige, der den letzten Artikel der XCI. N. in den gelehrten Zeitungen von Leipzig 1728. verfertiget hat, hat nicht absehen können, wie sich

in

in beſagtem Schreiben an Hrn. König die Schutzſchrift vor die Grobheit zu dem Hrn. geheimen Secretar ſchicken ſollte, der als einer der höflichſten Männer ſowohl aus ſeinen Schriften, als aus ſeinem Umgange bekannt iſt. Und ich kan nicht abſehen, warum er nicht wahrgenommen habe, daß es eine Schutzſchrift nicht vor die Grobheit, ſondern vor die aufrichtige Freyheit iſt, welcher die Schmeicheley, die Furchtſamkeit, und die Heucheley bisweilen unter dem geborgten Scheine der Höflichkeit zu nicht geringem Hinderniß der Wahrheit im Lichte ſtehen. Nun ſind ohne Zweifel dieſe unpartheilige Aufrichtigkeit, und die wahre Höflichkeit unter einander nicht ſo ſtreitige Dinge, daß ſie ſich nicht in einer Perſon beyſammen finden können. Der Hr. Gabriel Wilhelm Götten hat in ſeinem Leben des Hrn. Michael Richey aus dieſem Schreiben an den Hrn. König auch eine Schutzſchrift vor die Grobheit gemacht. Hr. Bodmer, ſagt er, ſchrieb ſeinen Antipatrioten ſo, daß er ſelbſt vor nöthig fand, demſelben eine Schutzſchrift vor die Grobheit voran zu ſetzen. Die bekannte Aufrichtigkeit dieſes Mannes läßt uns aber nicht zweifeln, daß ihm nicht die Feder hier von jemand andern, der nicht ſo aufrichtig geweſen, geleitet worden ſey.

Mit dieſer aufrichtigen Freyheit der Zürichiſchen Kunſtrichter waren ſelbſt diejenigen nicht allzu wohl zufrieden, welche ſonſt davor wollten angeſehen ſeyn, daß ſie mit ihnen einerley Geſchmack hätten. Dieſelbe dauchte ſie ein wenig zu weit getrieben, weil das ſchlechte und mittelmäſſige in

den Schriften der Freunde und Correspondenten selbst vor ihr nicht sicher blieb. Manchem schien schon die blosse Freundschaft mit ihnen voller Gefährlichkeit. Einige, so die Partie derselben zu öffentlich genommen hatten, klagten ihnen, daß B... und W.... ihnen aus dieser Ursache gantz aufsätzig geworden. Die Schweizer hatten mit Hrn. König und noch ein paar geschickter Correspondenten in Sachsen viel von einem Anschlage geredet, sich mit einander zu vereinigen, und wieder die schwülstige Schreibart und die falschen Gedanken offentlich, jedoch anfangs unter verdeckten Nahmen zu schreiben. In diesem Vorsatz hatte sie die neue Auflage des brockisischen Kindermords bestärckt, darinnen etliche niedersächsische Poeten sich so viel Weihrauch gestreuet, daß alle rechtschaffene Leute dergleichen hochmüthiges Bezeigen mit Zorn angesehen. Man war auch schon begriffen Abrede zu nehmen, wie der hamburgische Patriot nach Verdienst könnte gestriegelt werden. Von diesem Vorhaben findet man in dem Schreiben, das vor die Anmerckungen über den Patrioten gedruckt worden, einige Anregung, man sagt uns dabey, daß diese Schrift ihren Ursprung von demselben hätte. Hr. König, an den das Schreiben gestellet ist, muß gefürchtet haben, daß diese Anzeige ihn bey den Urhebern des Patrioten in Verdacht bringen mögte, als ob er würcklich und in Person die Feder wider sie gespizet hätte; nun wollte ers mit ihnen nicht verderben: Daher fand er nöthig in dem oben angezogenen XCI. N. der gelehrten Zeitungen von Leipzig mit der höchsten

ſten Sorgfalt zu proteſtieren, daß es ihm niemahls in den Sinn gekommen, mit den Schweizern gemeinſchaftlich wider den Patrioten zu ſchreiben. Dieſes wahrſcheinlich zu machen, hat er daſelbſt melden laſſen: „Es iſt allhier in Leipzig „kundbar genug, daß Hr. Bodmer dieſe Schrift „nicht nur ohne Vorwiſſen Hrn. Königs verfertiget, ſondern auch ſolche ſchon vor zwey Jahren „heimlich an einen hieſigen Verleger geſchickt, „und demſelben ausdrücklich verbothen, Hrn. Königen das geringſte davon zu ſagen; ungeachtet Hr. Bodmer damahls in vertraulichem Briefwechſel mit ihm geſtanden.„ Allein in dem beſagten Schreiben wird nur geſagt, daß der Anſchlag mit Hrn. König gemachet, aber nicht, daß er ausgeführet worden; vielweniger findet man da, daß Hr. König die Anklage des verdorbenen Geſchmackes, oder ſonſt eine Schrift mit den Zürichern verfertiget hätte. Wohl hat der Autor deſſelben Schreibens ausdrücklich und ohne Zweydeutigkeit geſagt, daß er mit Hrn. König zur Verbeſſerung des Geſchmackes einen gemeinſchaftlichen Anſchlag gemacht habe; dabey hat er ferner zu verſtehen gegeben, daß Hr. König in ſeinen Briefen von der Schrift des Patrioten auf eine gewiſſe Weiſe geurtheilet hätte. Daß nun dieſes der Wahrheit gantz gemäß ſey, kan man aus Hrn. Königs eigenhändigen Schreiben innen werden, welche Bodmer, der die Correſpondentz mit demſelben geführt, unverſehrt behalten hat. Man kan daraus zugleich ſehen, was vor Urſachen eigentlich die Vertraulichkeit zwiſchen dieſen beyden

unter-

unterbrochen. Niemand wird leicht vermuthen, daß hierzu nicht ein geringes beygetragen, weil die Schweitzer eine gewiſſe Redensart des Hr. Brockes geſchützet haben, welche Hr. König verworffen hat.

Was in der That die Freunde der Zürchiſchen Kunſtrichter am meiſten verwirrete, war, daß ſie ohne Bedencken diejenigen ſelbſt lobeten und vertheidigten, von welchen man ſie berichtete, daß ſie ihre Feinde wären, und die Bolzen ſchnitzen hälffen, welche ihre Handlanger auf ſie verſchieſſen mußten; daß ſie die Anſtifter wären, wenn dieſe ſich in ihren Vorreden unnütze machten. „Ich kan nicht abſehen, ſchrieb ihnen hierüber „einer von ihren Correſpondenten, was ſie bewegen kan, B... ſo hoch zu erheben, da er, „wie ſie aus beyligendem Briefe ſehen werden, „ihr abgeſagter Feind iſt, und es ſehr zu ihrem „eigenen Nachtheil mißbrauchen würde, wenn „er ſich von ihnen auf die Art gelobet fände. „ - - Wollen ſie dieſe Leute noch in ihrem un„erträglichen Hochmuth ſtärcken, und ihnen die „Waffen ſelbſt in die Hände geben, womit ſie „wider den guten Geſchmack fechten ſollen?„ Es kam ihnen unbegreifflich vor, daß einer das Schöne und Gute an ſeinem Feinde mit Eifer und Begierde anpreiſen ſollte. Aber es ſchien ihnen unerträglich, daß man den Freunden ihre Fehler nicht überſehen konnte; und dadurch verderbten die Schweitzer es mit ihren Sächſiſchen Correſpondenten noch viel mehr, als durch das Lob, das ſie ihren Widerſachern ertheilten. Sie ſchrieben

ihnen darum gantz schlimme Neigungen und Absichten zu; daß sie nur aus bösem Hertzen tadelten; daß sie nur aus Liebe zum Widersprechen lobeten, was ein andrer getadelt, tadelten, was ein andrer gelobet hätte; man eignete ihnen darum die seltsame Kunst zu, daß sie alles critisiren könnten; daß sie das ernstlichste lächerlich, das schönste häßlich, wie hingegen das possierliche ernsthaft, das verwerffliche angenehm vorstellen könnten. Doch getrauete sich niemand, oder niemand wollte die Mühe nehmen, die sophistischen Griffe dieser verderblichen Kunst in ihren Schriften zu entdecken, und die Wahrheit, deren beständiger Character sich durch die angeworffenen Kleke nicht tilgen läßt, in ihrem reinen Lichte herzustellen.

In der Zeit, daß man die Fortsetzung der vernünftigen Gedancken und Urtheile von der Beredtsamkeit erwartete, da ihrem Plane gemäß die wichtige Frage, was in den Schriften geistreich oder scharfsinnig sey, erörtert, und gezeiget werden sollte, was der Witz für Einfluß auf die Beredtsamkeit hätte, gab Herr Prof. Gottsched zu Leipzig den Versuch einer critischen Dichtkunst für die Deutschen heraus, worinnen er sich vorgenommen, etwas tiefer zu gehen, als die blosse Mechanick des Verses, und der Versarten zu untersuchen. In der Vorrede, wo er uns seine poetische und critische Lebens-Geschichte erzehlt, sagt er, daß der Hr. Prof. Pietsch schon vor dem Jahr 1724. einmahl gedacht, daß er nicht ungeneigt wäre, eine Anweisung zur Poesie zu schreiben, nicht zwar auf den Schlag, als die gewohnlichen

Anlei-

Anleitungen wären, daran man keinen Mangel hätte, ſondern ſo daß darinnen der innere Character und das Weſen eines jeden Gedichtes gewieſen würde. Damahls, ſagt er, geſchah es daß ich mir den rechten Begriff von einer critiſchen Dichtkunſt machete, deren Nutzbarkeit ich gar wohl einſah, aber mirs noch nicht träumen ließ, daß ich mich dereinſt an dergleichen Arbeit wagen ſollte. Er fiel erſt auf dieſes Vorhaben, „ als „ ihn die critiſchen Diſcurſe der Schweitzer in ih„ rer moraliſchen Wochenſchrift durch ſo viele Be„ urtheilungen der deutſchen Poeten begierig ge„ machet, alles aus dem Grunde zu unterſuchen, „ und wo möglich zu einer völligen Gewißheit zu „ kommen, was richtig oder unrichtig gedacht, „ ſchön oder häßlich geſchrieben ſey. „ Am allermeiſten ſtärckte ihm den Muth zu dieſem Unternehmen die zahlreiche Bibliotheck von critiſchen Schriften der Ausländer, die in Leipzig zu ſeinem Dienſte ſtuhnd, und welche er in beſagter Vorrede nahmhaft machet. Wie ſchwach damahls noch der Geſchmack an critiſchen Sachen bey den Deutſchen geweſen, nehmen wir dabey ab, daß Hr. Gottſched nöthig gefunden, in derſelben die Ueberſchrift ſeiner Dichtkunſt, die er critiſch geheiſſen, zu vertheidigen. Man hat wider dieſes Werck eingewendet, daß es ausgeſchrieben wäre, dawider der Verfaſſer ſich bey der zweyten Auflage dergeſtalt vertheidiget: „ Diejenigen groſſen „ Leute, die alles, was ſie ſchreiben, aus ihrem „ eigenen fruchtbaren Geiſte hernehmen, und kei„ nem Lehrmeiſter etwas zu verdancken haben,

„ mögen auf ihre Schriften ſtolz werden. Sie
„ haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht
„ ſtreitig machen kann. Sie ſind ſo glücklich
„ dasjenige in ſich ſelbſt zu finden, was Leute von
„ meiner Gattung, nach Art ämſiger Bienen,
„ erſt auf fremden Fluren mit vieler Mühe zuſam-
„ menſuchen müſſen! Ihr unerſchöpflicher Witz
„ vertritt bey ihnen die Stelle groſſer Bücherſäle,
„ und einer langweiligen Beleſenheit. Daher
„ können ſie ungeſcheut diejenigen Opfer ſich ſelbſt
„ anzünden, die wir andern unſern Vorgängern
„ und Lehrern zu bringen pflegen. Was iſt billi-
„ ger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet,
„ daraus er geſchöpfet hat! Und ich bin alſo ver-
„ ſichert, daß niemand von dieſen groſſen Gei-
„ ſtern mir das Bekänntniß mißgönnen wird,
„ daß ich alles, was in meiner critiſchen Dicht-
„ kunſt gutes enthalten ſeyn würde, nicht mir
„ ſelbſt, ſondern den gröſten Critickverſtändigen
„ alter und neuer Zeiten zu verdancken hätte.„
Allein hat ihm nicht eine unzeitige Beſcheidenheit dieſen ironiſchen Schertz wider die Erfinder neuer Wahrheiten, oder wenigſtens neuer Formen, ſchon bekannte Wahrheiten vorzutragen, in den Sinn gegeben, und ihn geheiſſen, auf dieſe Weiſe die rühmliche Eigenſchaft eines Urhebers von ſich abzulehnen? Jemand hat vermeinet, daß er die Sachen, ſo er aus andern genommen, ſich durch eine gewiſſe Umgieſſung ſo gar zu eigen zu machen gewußt habe, daß ſie ſelbſt ſchwerlich vermercken könnten, was davon erſtlich ihnen zugehört hätte. Hr. Voltaire, Hr. Muratori, und

andere

andere, die noch bey Leben sind, mögen selber sagen, ob sie die Gedancken, für die Hr. Gottsched ihnen so feierlich danckſaget, darinnen erkennen. Ich bin versichert, daß sie durch das gantze Werck sich selber nirgend, Hrn. Gottsched auf allen Blätern antreffen werden. Die Hauptmaterien; welche auf den Titeln der Capitel angekündiget werden, sind gantz bequem, die Aufmerckſamkeit des Lesers zu erwecken, aber werden mit so grosser Sparsamkeit der Gedancken und Schlüsse ausgeführet, daß man nach vollendetem Lesen fast nichts gründlichers weis, als was einem der bloſſe Titel zu verstehen gegeben hatte. Er bekümmert sich nicht sonderlich, die Natur derer Sachen, von denen er zu reden verspricht, auszuforschen und klar zu machen, sondern läßt uns öfters im Dunckeln sitzen, wenn wir eben verhoffen die wesentlichsten Lehren zu empfangen. Wir haben es vor einen Vortheil zu halten, wenn er uns nicht verwirret, an statt daß er uns erleuchten sollte. Giebt er uns ein geringes Licht von etwas, so hat er es bey irgend einem andern entlehnet, so daß man sein Werck in diesem Ansehn vor etwas bloß historisches halten muß. Was er eigenes hat, sind solche Fragen, die schwerlich jemand andrer vor nöthig achten würde abzuhandeln. Er aber ist darüber sehr ausführlich. In dem Vortrage herrschet ein hinläſſiges Wesen ohne Annehmlichkeit, und eine trockene Kaltsinnigkeit ohne Geschicklichkeit. Das eigenste in dieser Dichtkunst für die Deutschen ist, daß der Autor, der seine Lehrsätze in der Vorrede mit so bescheidener Erniedrigung seiner

ſelbſt Fremden zugeeaet und gedancket hat, hingegaen die Exempel zu denſelben niemanden als ſich ſelber hat wollen ſchuldig werden. Er hat dieſe gröſtentheils aus ſeinen eigenen Schriften genommen, welches vor ihm keiner von den Alten oder den Neuern Criticis gethan hat. Er iſt alſo der einzige itzlebende Poet, den er angezogen, und dem zu gefallen er die Regel gebrochen hat, ſo er ſich ſelber vorgeſchrieben, daß er keinen lebenden Dichter weder tadeln noch loben wollte. Weil er ſahe, daß er die Tadelhaften nicht nach ihrem Verdienen beſtraffen könnte, ohne daß er ſich ihren Haß zuzöge, ja weil ſie auch die bloſſe Erwähnung der Geſchickten bey ihrer eigenen Ausſchlieſſung vor eine heimliche Verurtheilung hätten aufnehmen mögen, ſo hat er vor gut befunden, ſowohl das Lob der letztern als die Straffe der erſtern in der Feder zu behalten.

Nachdem Hr. Gottſched dieſen Grund zu einer Critik für die Deutſchen geleget hatte, ruhete er in ſeinem critiſchen Laufe nicht, ſondern fieng 1732. an, die Beyträge zur critiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredtſamkeit, herauszugeben, womit er ſich vorgenommen, zwar hauptſächlich das Aufnehmen der deutſchen Sprache, und den Fleiß ſeiner Landsleute dieſelbe zu beſſern, zu unterſuchen, jedoch damit Abhandlungen von allerley in die deutſche Literatur, Critik, Dichtkunſt und Beredtſamkeit laufenden Materien zu untermiſchen. Hiſtoriſche und Grammatiſche Artikel machen darinnen weit die gröſte Zahl aus. Jene beſtehen aus truckenen Nachrichten von alten

und

und neuen Schriften, so zur Beredtsamkeit und Sprachlehre gehören, aus langen Auszügen derselben, so bisweilen mit einigen flüchtigen Beurtheilungen begleitet werden. Diese sehen meistens nur auf die äusserliche Form der Wörter, auf die Rechtschreibung, auf die Abfälle der Nennwörter und der Vornennwörter, auf die Fließarten der Zeitwörter und dergleichen. Die Natur und Eigenschaft der deutschen Sprache in zusammenhangenden Redensarten, ihre Kraft in der Bedeutung, ihre Biegsamkeit, und Geschicklichkeit zu allen Schreibarten, ihr Reichthum in Ansehen der absonderlichsten Bestimmungen, werden vielmehr vorausgesetzet, als erwiesen. Die critischen Untersuchungen sind in sehr geringer Anzahl. Von diesen gehören einige Fremden, die mehrern Herrn Gottscheden, welcher in dem ein und zwanzigsten Stücke seinen Anspruch auf das gantze Werck öffentlich behauptet, gleichwohl aber bekannt hat, daß ihm viele Artickel von geschickten Freunden eingesandt worden. Zuvor hatte jedermann die deutsche Gesellschaft von Leipzig für die Urheber dieser Monatschrift gehalten. Von den critischen Artikeln hab ich überhaupt urtheilen gehöret, daß man den Verfasser der critischen Dichtkunst darinnen alsobald erkenne, daß die Urtheile nicht auf solche Wahrheiten gegründet werden, die nur Hintersätze von unleugbaren Fördersätzen sind, und sich bequem unter einen solchen bringen lassen. Einige von den allgemeinsten Grundsätzen werden mit grossem Dünckel eingeführt, aber in ihrer Anwendung, wo es um die Beurtheilungen der

Mittel und Umstände zu thun ist, und untersucht werden soll, wie man in der Wahl dieser Dinge die besondere Absicht in einem Theile getroffen habe, will es nicht fort. Also wird die Grundregel, **ahmet der Natur nach**, in allen absonderlichen Fällen darein geworffen; man macht sich groß, daß man alle vorkommenden Fragen damit unfehlbar erörtern wolle, und betrachtet nicht, daß diese Regel nur anzeiget, woher man den Unterricht nehmen soll. Einige Ausdrückungen in den Urtheilen sind auf Schrauben gesetzet, oder stossen sich unter einander dergestalt, daß man nicht errathen kan, was der Kunstrichter damit haben wolle, ob es gleich hier und da scheint, daß er einen Strahl der Wahrheit erblicket habe. Abentheurliche Ausdrücke, welche die Sache verstellen, haben oft die Stelle des feinen Schertzes, der aus der Eigenschaft des Gegenstands herfliesset, vertreten müssen. Die Herren Damm, Hirsch, Bock, Venski, Hr. Prof. D. und C. G. G. und vor allen andern der geschickte Autor der Probe des übersetzten Virgils könnten uns davon aus der Erfahrung erzehlen. Ich will mithin nicht diesem Urtheile zum Vortheil verschweigen, daß andre viel günstiger von dieser Monatschrift gesprochen haben. Die Verfasser der Beyträge berichten uns davon hin und wieder selbst. Zum Exempel:
„ Da wir den fünften Band dieser Beyträge hie-
„ mit anfangen, so können wir nicht umhin, dir
„ für den bisherigen Beyfall, den du unsern Be-
„ mühungen gegeben, den gebührenden Danck
„ abzustatten ꝛc. Haben dir also bisher die Bey-
„ träge

„ träge gefallen, so werden sie dir weiter gefal-
„ len. „ Von dieser Art Zeugnisse könnte man eine ziemliche Zahl zusammenlesen, welche alle von demjenigen sorgfältig aufgehoben worden, dem am meisten daran gelegen war, daß man sie wüßte.

Indessen haben die richterlichen Sprüche in diesem Wercke etliche Jahre nach einander das Schicksal der poetischen Schriften bey den Deutschen regiert. Scribenten, die ihnen an Einsichten nichts nachgeben, erfuhren das eiserne Scepter dieser Kunstrichter. Herr Heineken empfieng wegen seiner Untersuchung vom Erhabenen, die er zu seinem übersetzten Longinus gedrückt, folgendes Urtheil: „ Seine angehängte Abhandlung
„ ist zwar mehr ein Zeugniß seines guten Willens
„ und seines Eifers für die Verbesserung des Ge-
„ schmackes, als ein Zeugniß von der Geschick-
„ lichkeit und Einsicht, welche bey Untersuchung
„ und Einrichtung etwas schwerer Begriffe nöthig
„ ist. „ Es thönet auch sehr vornehm, wenn der Journaliste sagt: „ Ob ich gleich bekennen
„ muß, daß ich nicht in allen Stücken mit dem
„ Longin zufrieden bin, so muß ich doch auch sa-
„ gen, daß indessen seine Schrift alle Hochach-
„ tung bey mir erwecket. „ Von dieser Schrift hat Hr. Prof. Gottsched in der zweiten Auflage seiner Dichtkunst weiter geurtheilet, daß Herr Heineken die Ursachen und Regeln seiner Urtheile nicht angeben können. Er hatte eben dieses von dem Pater Buhurs gesagt, und darauf hinzugesetzet: „ Und so gehet es auch denen, die uns im
„ Deutschen haben lehren wollen, was Longin

„ durch das Erhabene verſtehet; als die auſſer „ vielen Schmeicheleyen gegen einige noch lebende „ Dichter, und manchen vergällten Cenſuren, „ wider andere, denen ihre Schutzgötter nicht „ wohl wollen, nicht viel deutliches zuwegege„ bracht haben. „ Daß dieſer Verweis Hrn. Heinecken gelte, hat mich das Regiſter gelehret, wo es heißt: **Heinecken weis nichts deutliches vom Erhabenen Bl. 338.** Durch die noch lebenden Dichter meint er ſich ſelbſt, und durch die Schutzgötter, ſo dieſen nicht wohl wollen, den Herrn geheimen Rath König. Er hat dieſen von ſeiner gutthätigen Regel keinen Itztlebenden zu tadeln in ſoweit ausgenommen, daß er ihn tadelt, wenn er ihn gleich nicht mit Nahmen nennet. Z. E. im 18ten §. der critiſchen Dichtkunſt ſagt er, er wolle aus vielen hunderten niederträchtigen Scherzen, oder vielmehr Frazen unſrer Dichter nur ein Paar eines ſolchen Meiſters zur Probe geben; und bringt hernach ſolche aus Hrn. Königs Schimpfgedichten. Und im 10ten §. redet er von gewiſſen Klüglingen, die in ſeiner Eintheilung der Schreibart einen Miſchmaſch finden wollen; und die ſich einbilden, was nicht nach ihrem unreifen Sinne ſey, oder vielmehr was denjenigen, deren Sprachrohr ſie abgeben, nicht gefalle, das ſey nicht richtig. Da ſind wieder Hr. Heineke und Hr. König gemeinet. Auch in den critiſchen Beyträgen giebt er zu verſtehen, daß er in ſeiner Einbildung Hrn. König an poetiſchen Verdienſten weit übertreffe. Wenn man ihm dieſes glaubet, ſo kan er es für ein Glück halten, welches aber dem Wechſel ſehr unterworffen ſcheinet.

Die

Die Zürichischen Kunstrichter können sich rühmen daß sie von den Verfassern dieser Leipzigischen Beyträge eine lange Zeit hochgehalten worden. Diese gedencken ihrer selten, daß sie dieselben nicht sich selbst an die Seite setzen. Im achten Artikel des fünfzehnten St. heißt es ausdrücklich: „ Was „ uns Zürich seit wenigen Jahren für Proben einer gesunden Critik geliefert, das muß nothwendig, auch ohne mein Erinnern, aus den „ Discursen der Mahler bekannt seyn, als welche nicht nur Richter der Sitten, sondern auch „ der freyen Künste bey uns abgegeben, und gewiß nicht wenig gutes gestiftet haben. Ja wir „ würden gar behaupten, daß man den Ursprung „ der izigen critischen Zeiten von diesem Buche herleiten müsse, wenn ihm Hr. Werenfels nicht „ den Rang abgewonnen hätte. „ Nemlich mit seinem lateinischen Werckgen von den Meteoren einer Rede; welches in der That denjenigen, die sich der deutschen Wohlredenheit vor den Zürichischen Kunstrichtern angenommen haben, vortreffliche Dienste hätte thun können, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre, oder wenn sie den Lehrsätzen darinnen weiter nachgespüret und gefolget hätten.

Obiges Lob hat man den Zürichischen Kunstrichtern in den critischen Beyträgen bey Anlasse des Briefwechsels von der Natur des poetischen Geschmackes gegeben, welches Werckgen von ihnen in dem Jahre 1736. an das Licht gestellet worden. Es bestehet aus etlichen Briefen, die zwischen ihnen und einem Italienischen Grafen, der

nicht

nicht genannt wird, im Jahre 1729. waren gewechſelt worden. Dieſe ſuchen darinnen zu behaupten, daß der metaphoriſche Geſchmack, wordurch ſie die Fertigkeit das Schöne in den Schriften ſchnell und ſicher wahrzunehmen verſtehen, nicht willkürlich ſey, nicht auf einer ſinnlichen Empfindung beruhe, ſondern ſich auf die Uebung gründen, und die Unterſuchung aushalten müſſe. Der Italiener macht zuerſt nicht viel mehrers daraus als eine mechaniſche Kraft und gleichſam einen ſechſten Sinn, der von dem Angenehmen in der Poeſie ſo gültig urtheilete, als der eigentlich genannte Sinn des Geſchmackes von den Eigenſchaften der Speiſen. Der Urheber des beſagten VIII. Art. in den critiſchen Beyträgen erzehlt den Inhalt und die Abſicht der gantzen Schrift kürtzlich, und, wie ſein eigenes Bekenntniß lautet, ſo, daß er ſich hierbey **nicht der Gedancken und Worte des Verfaſſers ſondern ſeiner eigenen Art zu denken und zu ſchreiben bedienet hat.** Hernach ſagt er zum Lob derſelben; das Werckgen trage in wenigen Bogen die nützlichſten und angenehmſten Sachen in groſſer Menge vor; der Streit ſey von den geſchickteſten Gegnern von der Welt geführt, und mit ſo vieler Scharfſinnigkeit als Höflichkeit von beyden Theilen fortgeſetzet worden; er ſagt noch andre Sachen, dieſe Schrift zu loben, welche er mit dieſer Anmerckung beſchließt: „Wer „das dritte Capitel in der critiſchen Dichtkunſt „geleſen hat, der wird finden, daß dieſer Briefwechſel nur eine weitläuftige Ausführung deſſen „enthält, was der Urheber von jener gelehrt und

„be-

„ behauptet hat.„ Der Briefwechsel ist im Jahr 1729. geführt worden, und die critische Dichtkunst für die Deutschen ist erst in dem darauf folgenden Jahre an das Licht getreten. Demnach müssen die Verfasser der Briefe das dritte Capitel der gottschedischen Dichtkunst prophetischer Weise vorhergelesen haben, wenn es wahr ist, daß sie es weitläuftiger ausgeführet haben. Dieses braucht einen handfesten Glauben, welchen noch dazu die Vergleichung beyder Schriften gäntzlich zu nichten machet. In den Briefen des Eurisus ist es heller Tag, alles wird endlich klar und deutlich bestimmt: In Hrn. Gottscheds dritten Capitel regiert lauter Verwirrung und Dunkelheit. Er sagt, der gute Geschmack sey der von der Schönheit eines Dinges nach der blossen Empfindung urtheilende Verstand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat; der üble Geschmack hingegen sey ebenfalls der Verstand, der nach der blossen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet; aber sich in solchen seinen Urtheilen betrüget. Er versteht durch die blosse Empfindung, auf welche das Urtheil sich gründet, die innerliche Empfindung einer schönen Sache, die entweder würcklich ausser uns vorhanden ist, oder von unsrer eigenen Phantasie hervorgebracht worden. Allein dieser letztere Verstand, der von undeutlich erkannten Sachen urtheilt und sich betrügt, wird mit besserm Recht Unverstand genannt. Der erstere, der von denen Sachen urtheilet, von welchen er kein gründliches und deutliches Erkenntniß hat, ist nicht viel

besser,

beſſer, ob er es gleich trifft. Aber wie kan er richtig davon urtheilen? Es iſt nur ein blindes Ungefehr, wenn er es mit ſeinem Urtheile trifft; zumahl da die Empfindung bey beyden Arten Geſchmackes gleich iſt. Er verdient denn keinen gröſſern Ruhm, als daß er ſich aus Irrthum ſelbſt im rechten Wege befindet; wovon er aber ſelbſt keine Gewißheit hat. Und was vor einen Nuzen hat er davon? Was vor einen Vortheil hat der Poet davon, der dieſen guten Geſchmack Hrn. Gottſcheds beſitzet? Warum ſoll man nach einem Geſchmacke ſtreben, von dem man es nicht weis, wenn man ihn gleich erhalten hat, und wenn man ihn nicht hat, ſich ſolches mit eben ſo gutem Recht ſchmeicheln kan, als wenn man ihn hat? Aber mit welcher Kühnheit darf man uns in der Anmerckung ſagen, **der groſſe Leibnitz ſey vollkommen Hrn. Gottſcheds Meinung**; welches noch vornehmer thönet, als wenn es hieſſe, Hr. Gottſched wäre des groſſen Leibnitzens Meinung. Dieſer hat geſagt: Le goût diſtingué de l'Entendement, conſiſte dans les perceptions confuſes, dont on ne ſçauroit aſſez rendre raiſon. C'eſt quelque choſe d'approchant de l'Inſtinct. Le goût eſt formé par le naturel & par l'uſage: Et pour l'avoir bon, il faut l'exercer à goûter les bonnes choſes, que la raiſon & l'experience ont déja autoriſées. Iſt dieſes nicht grad das Gegentheil deſſen, was Hr. Gottſched davon lehret? Man gebe nur Achtung auf die Worte, *diſtingué de l'Entendement*; dont on ne ſçauroit *aſſez* rendre raiſon; quelque

que chose *d'approchant*; il faut *l'exercer* à goûter les bonnes choses que la *raison* & *l'experience* ont *déja autorisées*. Es verdrüßt mich weiter in diesem Capitel der Gottschedischen Dichtkunst zu grübeln, wo die Worte von dem Zufall scheinen entstanden zu seyn, daher ein Satz den andern schlägt.

Schon seit etlichen Jahren hatte sich in Niedersachsen ein geschickter Kopf hervorgethan, der das allgemeine Recht der Menschen zu critisiren, nicht nur durch unumstößliche Beweise öffentlich behauptete, sondern auch durch die unerschrockensten und muntersten Proben in der satyrischen Schreibart ausübete. Dadurch ward bey denjenigen, welche den verderbten Geschmack in seiner völligen Ungestalt einsahen, die Hoffnung auf ein neues aufgewecket, daß derselbe durch die durchbrechende Macht der Critik bäldest würde vertrieben werden. Denjenigen ist nicht zu helffen, welche des Hrn. von Liscow satyrische Schriften gelesen, und doch nicht erkannt haben, daß er die Critik, welche die bestgegründeten Urtheile in der feinsten Ironie und andern Hülfsmitteln der Satyre einzukleiden weiß, vollkommen in seiner Gewalt hat. Seine Critiken gehen nicht auf die Poesie und Wohlredenheit allein, sondern insgemeine auf alle freyen Künste und Wissenschaften, welche von ungehirnten Köpfen entheiliget werden. Er stellet sich zwar an, als ob er es nur mit den elenden und dunckelsten Scribenten aufgenommen hätte, und man dächte, daß er vor eine grössere Ehre hielt, daß diese durch seine Feder aus dem Staube erho-

erhoben und erſt berühmt gemachet würden, als wenn er ſeinen Ruhm der Erlegung groſſer Helden, die ſich mit Schreiben ſchon einen Nahmen gemachet hatten, wäre ſchuldig worden: Indeſſen ſind in ſeinen Sievern, Backmeiſtern, Philippi, Rodigaſten, Manzeln, Hilligern, Fürſten von Auslegern der Heiligen Schrift, Predigern, Naturkündigern, Lehrern des natürlichen Rechten, der Wohlredenheit und der Poeſie, verſtecket. Die Streiche, die auf dieſe geführt ſcheinen, treffen Männer, die bey dem Anſehen, das ſie ſich durch andere Geſchicklichkeiten, nicht des Verſtandes und des Geiſtes, erworben, ſich längſt vor dem Geſpötte der Satyre frey und ſicher geglaubt hatten. Wenn zum Exempel in der Antwort auf die Antrittsrede des Hrn. Prof. Philippi in der Geſellſchaft der kleinen Geiſter geſagt wird: „ Ich „ bin verſichert, groſſer Philippi, du wolleſt ſo „ viel ſagen, daß unſre Feinde thörigt handeln, „ wenn ſie, obgleich die deutſche Sprache ihre eigenen Regeln hat, doch verlangen, man ſolle „ ſich nach den Regeln der lateiniſchen und griechiſchen Redekunſt eines Cicero und Demoſthenes „ richten. Auf ſolche Art würde unſer drittes Geſetze, nach deinem Sinn, folgender Geſtalt „ lauten müſſen: Binde dich nicht an die Regeln „ der lateiniſchen und griechiſchen Redekunſt eines „ Cicero und Demoſthenes, denn die deutſche „ Sprache hat ihre eigenen Regeln. Dieſes wäre ein Geſetze vor uns, und der Schluß, auf „ welchen ſich daſſelbe gründet, würde uns als „ kleinen Geiſtern wohl anſtehen, weil in ſelbi-

„ gem

„ gem die Sprach- und Rede-Kunſt ſo artig mit
„ einander vermenget ſind, und nicht undeutlich
„ zu verſtehen gegeben wird, daß es eine lateini-
„ ſche, eine griechiſche, und eine deutſche Beredt-
„ ſamkeit gebe, die weſentlich von einander un-
„ terſchieden: Welches gewiß unſern Feinden
„ eben ſo wunderlich vorkommen würde, als wenn
„ man ihnen von einem lateiniſchen, griechiſchen,
„ und deutſchen Ein mahl eins vorſagen wollte. „
Wer hat nicht eben dergleichen Sätze in einer oder etlichen Vorreden, Anweiſungen, und Lehrſchriften unſerer hochgeſchätzteſten Itztlebenden geleſen? Etliche von denſelben, denen ein wenig mehr Verſtand übrig geblieben, als ihren Brüdern in Midas, haben ſich ſelber in der Perſon des Herren Philippi wohl erkannt, und darum nicht ſo hertzlich darüber gelachet, als ſie ſich angeſtellet. Man hat auch wahrgenommen, daß eine gewiſſe Art Scribenten insgemeine weniger Geſchmack an den Schriften des Hrn. Liſcows gefunden hat, als Leute, die ſich niemahls ins Schreiben gemenget haben. Es iſt ſonſt nicht zu zweifeln, daß nicht die Gemüther der Deutſchen überhaupt durch dieſe ſatyriſchen Verfaſſer zu Critiken ſowohl gewöhnet und zubereitet worden, daß man deßwegen denen neuen Schriften, ſo gleich hernach zum Aufnehmen des Geſchmackes in der Wohlredenheit und der Poeſie an den Tag gegeben worden, einen deſto leichtern Eingang mit aller Wahrſcheinlichkeit verſprechen darf.

Es hatte geſchienen, daß die Züriciſchen Kunſtrichter, wie Hr. Arnold ſchon 1732. in der Vorre-

de zu seinem Versuche einer poetischen Anleitung gefürchtet, ermüdet wären, uns ihre Einsichten in die Natur der Beredtsamkeit und Dichtkunst mitzutheilen; die Fortsetzung der critischen Gedancken von der Beredtsamkeit war izo in das dreyzehnte Jahr ausgeblieben. Man redete ganz zweifelmüthig davon. „Vielleicht, hieß es in „dem Vten Art. des XVII. St. der critischen Beyträge, wird uns die Geschicklichkeit des Hrn. „Bodmers dasjenige ersetzen, was dieser Abhandlung Hrn. Heineken vom Erhabenen man „gelt: wenn er seine Beurtheilung des Longini „der gelehrten Welt nur nicht länger mißgönnen „will, die auf eine erwünschte Erfüllung seines „Versprechens längst gehoffet hat.„ Auch Hr. Heineken hatte ihn deßwegen etliche mahl angestochen. In der Vorrede zu der Uebersetzung des verlohrnen Paradieses war zwar aufs neue Hoffnung dazu gegeben worden, indessen wollte nichts zum Vorscheine kommen. Ich zweifele nicht daß die Ungeduld dieses Versprechen erfüllt zu sehen, den Hrn. Arnold, den Hrn. Bock, den Hr. Heineken, bewogen habe, dem Mangel, der ihnen durch die Gottschedische Dichtkunst nicht genug ersetzet geschienen, durch ihre Untersuchungen nach ihrem Vermögen abzuhelfen, welches sie mit ungleichem Fortgang gesucht haben. Einesmahls wurden die schweitzerischen Kunstlehrer wieder wache, und überraschten die halbverstorbene Hoffnung ihrer Gönner mit einer Menge critischer Lehrschriften, welche sie ohne Unterbrechen auf einander folgen liessen. Die Abhandlung von der

Gleich-

Gleichniſſen, die neue critiſche Dichtekunſt in zweyen Theilen, die Abhandlung von dem Wunderbaren, in einer Vertheidigung Miltons Paradieſes, der Unterricht von poetiſchen Gemählden, kamen alle in 1740. zum Vorſcheine. Die beyden erſtern ſind von Johann Jacob Breitingern, die beyden letztern von Johann Jacob Bodmern. Da ſie zuvor gewöhnlich an einem Werke gemeinſchaftlich mit einander gearbeitet, hatten ſie die Arbeit izo unter ſich vertheilet; zuvor hatten ſie ohne Nahmen geſchrieben, izo ſetzete jeder ſeinen Nahmen vor die ihm gehörige Schrift. Dieſe beyden Züricher ſind die einzigen Schweitzer, die bis zu dieſer Stunde über critiſche Dinge in deutſcher Sprache geſchrieben haben. Der Grundriß, den ſie ehmahls zu dieſer Arbeit geleget hatten, ward in dieſer Ausführung von ihnen gänzlich verworffen und mit einem andern vertauſchet.

Die Preſſe ruhet noch izo nicht von ihren critiſchen Arbeiten, womit ſie dieſelbe beſchäftiget hatten. Bodmer hat die neue Ueberſetzung, ſo er von Miltons verlohrnen Paradieſe verfertiget, mit durchgängigen Anmerckungen, worinnen des Poeten Erfindungen, Vorſtellungen, und poetiſche Farben ſorgfältig erkläret werden, würcklich in die Druckerey gegeben. Man ſagt auch, daß eben derſelbe und ſein Freund an der Monatſchrift, die unter dem Titel der critiſch-poetiſchen Sammlung in Zürich neulich angefangen worden, den meiſten Antheil haben. Wenn uns die Zeit genauer und umſtändlicher von dem Fortgange belehret haben wird, welchen alle dieſe eifrigen Bemühun-

mühungen zum Aufnehmen der Wohlredenheit und der Poesie mit vieler Zuverlässigkeit versprechen, werde ich den Faden dieser kurtzen Geschichte der Critik, den ich hier abschneide, wieder suchen und weiter fortsetzen. Die häftige Bestrebung, womit sich einige bekannte Kunstrichter und Poeten in Sachsen ihren unschuldigen Bemühungen wiedersetzet haben, und welche man nicht geneigt scheinet, mit Stillschweigen zu erdulden, läßt mich hoffen, daß meiner Feder ein guter Vorrath von denckwürdigen Begegnissen aus dem critischen Reiche nicht entstehen werde.

Ode

Ode über die Unſterblichkeit der Seele.

Beherrſcherin von meiner Hütte! (a)
Dein Cörper eilt zur langen Ruh, (b)
Es nah't ſich ihm mit ſchnellem Schritte (c)
Die Herrſchaft der Verweſung zu.

Anmerkungen.

(a) In dieſem ganzen Gedichte iſt die Abſicht des Philoſophiſchen Poeten, Hrn. Hofrath Drollingers, das Geſchicke der Seele und des Cörpers nach ihrer Trennung, das aus der ungleichen Natur dieſer beyden Theile herfließt, aus poetiſchen d. i. wahrſcheinlichen Gründen zu beſtimmen, und auf eine poetiſche d. i. ganz lebhafte und ſinnliche Weiſe auszuführen. Nach dieſer Abſicht müſſen wir nun die Kunſt des Poeten prüffen. Derſelben gemäß iſt die erſte Zeile ſehr geſchickt ausgebildet, da ſie euch in einem künſtlich gewehleten Bilde nicht nur die Verbindung dieſer zwey Weſen, ſondern auch die Urſache und den Grund ihrer Verbindung, und, welches das vornehmſte iſt, die groſſe Verſchiedenheit ihrer Natur vorſtellet, wenn ſie den Cörper als etwas mechaniſches unter dem Bilde einer Hütte, die Seele aber als eine mit Verſtande und Klugheit begabte Beherrſcherin zu betrachten verleget. Denn wie es keine natürliche Folge iſt, wenn eine Machine durch Abnutzung und Verſchleiſſung, oder durch einen gewaltſamen Zufall zuſammenfällt, daß derjenige Verſtand, der ſie in ihren mechaniſchen Würckungen nach gewiſſen Abſichten dirigirt hat, mit in das Verderben hingeriſſen werde, ſo iſt es auch, weniger ungereimt, die Seele in die Zerſtöhrung des Cörpers mit einzuflechten. Alſo iſt dieſe perſonificirende Anrede und Beſchreibung der Seele nicht gleichgültig; ſondern ſie hat ihre Nothwendigkeit in der Abſicht des Poeten, und man kan mit Grunde ſagen, das ganze Gedichte ſey eine bloſſe Entwickelung derjenigen Saamenskörner, die in dieſen fruchtbaren Ideen eingeſchloſſen ſind.

Kaum ſtößt annoch des Hertzens Höle
Das halb verrauchte Lebens-Oele (d)
Mit ſchwachen Schlägen langſam aus,
Die Muſkeln ſind entſpannt und ſchwinden,

Der

Anmerckungen.

(b) Nachdem ich in der vorhergehenden Anmerckung die Nothwendigkeit und den Grund der Umſchreibung der Seele in der erſten Zeile aufgedecket habe, ſo habe ich damit auch denjenigen genug gethan, die ſich bereden wollen, der Poet, wenn er in der zweyten Zeile auſſer der Figur von dem Cörper der Seele redet, verführe den Leſer auf den Wahn, als wenn die Hütte, die ſie beherrſchet, und der Cörper, zwey gantz verſchiedene Dinge wären. Denn wenn man die erſte Zeile als eine nothwendige poetiſche Umſchreibung der Seele, die ihre Abſicht auf das gantze Gedicht hat, aufnimmt, ſo kan dieſer Betrug nicht mehr Platz haben.

(c) Der Poet hätte nach der gemeinen und gewohnten Art zu reden ſagen können:

Er nahet ſich mit ſchnellem Schritte,
Der Herrſchaft der Verweſung zu.

Aber er wollte ſich hier ſeines poetiſchen Vorrechts, das ungemeine dem gemeinen vorzuziehen, nicht begeben, noch dieſe Gelegenheit, durch eine kleine Veränderung die Aufmerckſamkeit des Leſers zu ſchärffen, vorbeygehen. Auſſerdem hat dieſe Veränderung auch mehr Licht und Nachdruck, als die gemeine Redensart: Es nahet ſich alles der Verweſung; oder: Es gehet alles mit ſtarcken Schritten nach der Verweſung; maſſen ſie uns die Verweſung als eine Perſon vorſtellet, ihr eine Herrſchaft zulegt, und eine Begierde und Bemühung die Gräntzen derſelben immer weiter auszubreiten.

(d) Die Metapher, welche das Blut als ein Lebens-Oele vorſtellet, könnte nicht bequemer ſeyn: Und wir erkennen in dieſer und andern dergleichen Beſchreibungen den Pinſel eines geſchickten Mahlers, deſſen Kunſt in der

Der Sinnen ſchwächliches Empfinden
Verkündigt ſchon der Fäulniß Graus.

Wohlan! Der Cörper mag verſtäuben,
Sein bloder Zeug kan nicht beſteh'n,
Doch du, O Seele, wirſt du bleiben?
Wie, oder muſt du mit vergeh'n?
Iſt dann dein Stoff auch ein Gedränge
Von Theilen ohngezählter Menge,
Woraus der Cörper zugericht?
Ein Bau von ſo viel tauſend Stücken,
Auf welche Zeit und Zufall drücken,
Bis ihre Fügung wieder bricht?

Doch nein! Du öffneſt deine Schätze
Und legeſt uns ein etwas dar,
Das keines Cörpers Grundgeſetze (e)
Das keine Miſchung je gebahr.

Anmerkungen.

Wahl der kleinſten und abſonderlichſten Umſtände, die zur Ausbildung des Gemähldes vortrefflich dienen, und meiſtens in der bequemen Anwendung der Beywörter, beſteht.

(e) Die Conſtructio activa hat hier etwas zweydeutiges, oder wenigſtens nicht Deutlichkeit gnug. Man könnte Grundgeſetze und Miſchung im Klagefalle nehmen, aber das wäre wieder die Abſicht des Poeten. Die Meinung, die alsdann herauskäme, iſt zwar ſo offenbar unbequem, daß nur ein kleines Nachſinnen vonnöthen iſt, ſie zu verwerffen, und die wahre Meinung zu entdecken. Dennoch hat Quinctilianus den Scribenten beſohlen, dergleichen Arten von Zweydeutigkeit eben ſo ſorgfältig zu vermeiden als gewiſſe andre, welche der verſtändigſte Kopf nicht auflöſen kan. Vitanda imprimis ambiguitas, ſagt er, non hæc ſolum, quæ incertum intellectum facit, ut, Chremetem audivi percuſſiſſe Demeam, ſed illa quoque, quæ etiamſi turbare non poteſt ſenſum,

in

Was iſt ein Leib? Des Geiſtes Hülle,
Sein Klumpe liget todt und ſtille,
So oft ihm ein Beweger fehlt.
Nicht ſo der Geiſt, der lebt und dencket,
Mit ſchneller Macht die Sinnen lencket,
Erwiegt, beſchleußt, verwirfft und wehlt.
So lerne dann, daß Tod und Sterben
Allein in grobe Cörper dringt,
Und der Verſtörung Grundverderben
Ein geiſtlichs Weſen nie bezwingt.
Der Miſchung Bau wird leicht zerſtücket,
Dich aber hat ein Seyn beglücket,
Das weder Stück noch Theile kennt,
Vergeblich ſucht der Raub der Zeiten
Dein einfach Weſen zu beſtreiten,
Was nicht gefügt, wird nicht getrennt.

Anmerckungen.

in idem tamen verborum vitium incidit, ut ſi quis dicat, viſum à ſe hominem librum ſcribentem. Nam etiamſi librum ab homine ſcribi pateat, male tamen compoſuerat, feceratque ambiguum, quantum in ipſo fuit. Vortreffliche Scribenten laſſen manchmahl dergleichen Unrichtigkeiten mit Vorſatz ſtehen. Sie werffen damit dem Neide ein Bein vor, daran er nagen möge, damit ſie inzwiſchen ungeſtöret bleiben.

(f) Was ich oben in der erſten Anmerckung von den wahrſcheinlichen poetiſchen Gründen beyläuftig geſagt habe, davon giebt uns dieſe Strophe ein gar deutliches Exempel. Sonderlich iſt in den zwo letztern Zeilen die Wahrſcheinlichkeit in das helleſte Licht geſetzet. Denn wenn die Seele von einer göttlichen Natur iſt, die Gottheit aber in ihrer Natur unzerſtöhrlich und nothwendig iſt, ſo hat der poetiſche Schluß:

Wer kan ein ſolches Seyn zerſtöhren?

ſeine völlige Richtigkeit. In den folgenden Strophen führet der Poet den Unterſatz ſeines poetiſchen Schluſſes weitläuftiger aus, und zeiget aus den wunderbaren

Wer-

Iſts glaublich daß dich Gott zernichte?
Er machte dich zu groß und ſchön.
Schau welch ein Glantz! Schau welche Früchte
Aus edler Seelen Trieb entſtehn!
Mich deucht, in jeder Seele funckelt,
Wenn ſie kein grober Dunſt verdunckelt,
Ein Schimmer von der Gottheit Licht,
So zeugt er auch von ihrem Währen,
Wer kan ein ſolches Seyn zerſtöhren?
Was Göttlich iſt, das ſtirbt doch nicht. (f)
Schau wie bey Sturm und Kriegs-Gefahren
Ein Mann oft einen Hauffen ſchreckt,
Und für dem Raub der wilden Schaaren
Den unbewehrten Säugling deckt!
Wie dort ein Held von Gott beſeelet
Die Wohllust fleucht, die Sorgen wehlet,
Vor andrer Glücke ſich verbannt; (g)
Er wacht, damit wir ſicher ſchlaffen,
Erhält ſein Volck durch Witz und Waffen,
Und ſtirbt mit Luſt für Kirch und Land.
Und ihr der Weisheit erſten Söhne,

Anmerckungen.

Wirckungen der Seele, und den Kräften, von welchen ſie herrühren, daß die Seele etwas von dem göttlichen Weſen in ſich habe; Divinæ particula auræ. Welches ihm Anlaß giebet, ſich in die herrlichſten Beſchreibungen auszubreiten.

(g) Dieſe Redenkart iſt ſichtbarlich von beſonderm Nachdruck. Sie ſtellet uns einen tugendhaften Menſchen in ſolchen Umſtänden vor, daß er entweder ſich ſelber des Umganges mit ſeinen Freunden und Anverwandten, des Genuſſes ſeiner Güter und Häuſer, berauben, oder andere von ſeinen Mitbürgern im Elende und in der Noth ſehen muß; da er die Großmuth hat, das erſtere zu erwehlen, und dieſen zum beſten aus freyem Willen in das Elend zu gehen. Ovid hat daſſelbe Wort mit gleichem Nachdruck von den Tyrannen gebraucht:

Die erſtlich gute Leut, hernach ſich ſelbſt verbannen.

Geweyhte Dichter! Heilger Chor!
O welche Kraft! O welche Thöne
Durchdringen plötzlich Hertz und Ohr!
Es würcket euer mächtger Wille (h)
Der tiefſten Sinnen Sturm und Stille,
Er ſtellt den Regungen Gebot.
Ich hör, ich höre Davids Lieder,
Der Himmel ſteigt zu uns hernieder,
Und unſer Geiſt hinauf zu Gott.

Wer zehlt das Heer der lichten Sternen,
Wer mißt der Sonnen ſchnellen Lauf?
Wer bringt in ungemeſſne Fernen
Und deckt der Himmel Ordnung auf?
Iſts nicht des Geiſtes Wunderſtärcke?
Hier ſetzt er Schrecknißvolle Wercke,
Gebäude, die den Wolcken drohn.
Bald ſtürtzt er wieder Thurm und Mauren.
Die Laſt, die ewig ſchien zu dauren,
Sein donnernd Ertz zermalmt ſie ſchon.

Doch hör ich nicht ein Lied erklingen,
Das unſern Geiſt zu prächtig ſchmückt,
Und eines Weſens Kraft beſingen
Aus dem ſo mancher Mangel blickt?
Wo bleiben ſeiner Stärcke Proben,

Wann

Anmerckungen.

(h) Sturm und Stille in den innerſten Sinnen würken; und den Regungen Geboth ſtellen, hat den Schein von einem Wunderwercke; da itzo dieſes dem Willen zugeſchrieben wird, den man in eine Perſon verwandelt, empfängt die Rede daher etwas ungemeines an Leben, und Nachdruck. Ein ſchlechter Poet hätte ſich begnüget zu ſagen: Ihr könnet die Gemüther nach Belieben in Bewegung bringen, und wieder beſänftigen, ihr könnet die Affecte, nachdem ihr ſie durch eure Kunſt aufgebracht habet, eben ſo leicht wieder ſtillen. Das wäre auch nicht übel geweſen; aber wie matt, wie unbelebt iſt es gegen dem obigen, wie proſaiſch!

Wann der Begierde wildes Toben
Dem ſchwachen Herrſcher ſelbſt gebeut?
Iſt dieſes der geprieſne Schimmer,
Den Wahn und Zweifel je und immer
Mit dickem Nebel überſtreut?

Wohlan! Es mengt in unſre Schätze (i)
Sich auch der Schwachheit Zuſatz ein;
Doch dies beſtärcket ſelbſt die Sätze
Von unſers Geiſtes ſtetem Seyn.

We

Anmerckungen.

(i) In dem dritten Cap. der franzöſiſchen Briefe ſur la Religion eſſentielle à l'homme wird ein Menſch eingeführet, welchen ſeine Empfindungen und Begriffe nach und nach ſo weit führen, daß er endlich bis in eine andre Welt hindurchdringet. Seine Vernunftſchlüſſe kommen mit unſers Poeten Gedancken in dieſer und den 3. folgenden Strophen ſehr genau überein, und können für eine weitere Ausführung derſelben genommen werden. Une autre experience, heißt es von dieſem Menſchen, le conduit plus loin. C'eſt la pente invincible, qu'il a pour le bonheur. Ce ſentiment, qui marque une eſpece de diſette, lui fait faire une attention; c'eſt qu'il y a une ſorte de diſtance entre ce but auquel il aſpire, & l'état où il eſt actuellement: Il comprend que le déſir inſeparable de ſon être, ne peut être desavoué de celui qui en eſt l'auteur: Il en conclut, que le Bonheur eſt la fin de ſa deſtinée. Cette concluſion le conduit à une autre. Il remarque que ni lui ni les autres hommes, qui tous ont le même deſir, ne parviennent point à leur but; que du moins il n'y parviennent pas dans le rôle ſi court qu'ils jouent ſur cette terre; que s'il étoit poſſible, qu'ils n'y parviſſent jamais, le grand ouvrier auroit manqué ſon but. - - Il en conclut que le rôle qu'ils jouent en ce monde, n'eſt que le commencement de leur exiſtence, ou de leur durée; qu'il doit y avoir au delà une maniere d'exiſter que nous ignorons; - - que ce but doit avoir ſon accompliſſement ailleurs.

Wo bliebe sonst des Schöpfers Liebe,
Der uns durch so viel starcke Triebe
Zur Forschung seiner Wunder treibt,
Wofern wir, ehe wir erbleichen,
Den Zweck, aus Schwachheit, nicht erreichen,
Und nach dem Tode nichts mehr bleibt?

Es bringt doch unsrer Gaben Menge
Uns oft im Leben nur Verdruß.
Wie mancher kürtzt nicht dessen Länge
Durch vieles Wissens Ueberfluß?
Gebricht mirs hier an Ruh und Glücke,
Obgleich kein Fernglaß meine Blicke
Des Mondes Flecken je gelehrt,
Ob Hügens Fleiß in jenen Fernen (k)
Mit seinen neuen Folgesternen
Die Herrschaft der Planeten mehrt?

So merket dann daß dieses Leben
Auf eine lange Zukunft zielt.
Hier ist uns nur ein Raum gegeben,
Drauf unsers Geistes Kindheit spielt.
Dann öffnet sich nach kurtzen Zeiten
Der Schauplatz grosser Ewigkeiten,
Da geht sein Lauf unendlich fort.
So hat die Allmacht es beschlossen.
Hier treibt der Geist die ersten Sprossen,

Was

Anmerckungen.

(k) Diese prächtige Redensart ist auf einen Wahn der Sinnen gegründet, welchen es vorkömmt, der Umkreis der Planeten sey kleiner gewesen, eh sie die Trabanten darinnen wahrgenommen haben. Nachdem denn Hügens ihnen etliche neue von dieser Art gezeiget, hat es ihnen geschienen, ihr Umkreis sey gröſſer geworden. Itzo wird diese Vergrösserung demselben zugeschrieben, der sie in unsern Sinnen verursachet hat. Man sagt auf denselben Grund, Columbus habe eine neue Welt zu der alten hinzugefüget.

Was hier zekeimt, das reifft ſich dort.

Drum zeigt er jetzt ſchon ein Gefühle
Von Trieben, die nichts Endlichs ſtillt,
Er ſetzt ſich immer neue Ziele,
Und ſucht umſonſt, was ihn erfüllt,
Er wünſcht, geneußt und wünſcht aufs neue,
Durchgeht der Güter lange Reyhe
Und kan bey keinem ſtille ruhn.
Gab Gott, der nichts vergeblich füget,
Uns einen Trieb, den nichts vergnüget?
Die Ewigkeit die muß es thun.

O was entdeckt ſich meinem Blicke,
Was wird mir für ein Schauſpiel kund?
Welch unerforſchliches Geſchicke
Beherrſcht der Erden weites Rund!
Hier ſeh ich unter Ach und Flehen
Den Heiligen in Qual vergehen,
Den Dampf und Flamme langſam ſchmaucht;
Wenn ſatt von Jahren, Luſt und Fülle,
Sein Würger dort in ſanfter Stille
Den Laſtervollen Geiſt verhaucht.

Wie! Theilt uns denn mit blinder Wage
Ein Schickſal zu, was uns befällt?
Regiert ein Zufall unſre Tage,
Und miſcht verwirrt den Lauf der Welt? (1)
Doch nein! Des Zweifels Nebel brechen,
Kein ungerechtes Urtheilſprechen
Entehrt der Allmacht Richterthron.
Du ſterblichs Volck! Die Wahrheit lehret,
Dein Weſen wird nicht ganz verſtöret,
Es bleibt noch was zu Streff und Lohn.

Es iſt, es iſt noch ein Gerichte,

Die

Anmerckungen.

(1) Sehet hier die Perſon des Zufalls, die Milton neben Orcus, Adeß, dem Tumult, und der Unordnung als Aufwärter und Bediente des Chaos und der alten Nacht aufgeführt hat.

Die Zukunft kömmt mit Lohn und Schwerdt, (m)
Und reicht mit billigem Gewichte
Den Thaten den verdienten Werth.
Mein Fürwitz soll sich nicht vergehen,
Den tieffen Abgrund einzusehen,
Der hier der Allmacht Rath verhüllt.
Doch diesen Satz kan nichts zertreiben;
Gott ist gerecht, die Seelen bleiben,
Was hier gebricht, wird dort erfüllt.

Der Wahrheit Macht ist durchgedrungen
Es schallt ihr überzeugend Wort
Durch ungezählter Völcker Zungen,
In Ost und West, in Süd und Nord.
Gesetzt, daß noch ein Hauff bethöret;
Was uns ein Plato Göttlich lehret,
Braucht keines Hurons Beyfall nicht.
Soll dies der Lehre Kraft vermindern,
Wenn dort, vermengt mit seinen Rindern,
Ein viehisch Volck ihr widerspricht?

Getrost! Es macht sich ihre Stärcke (n)
Durch gröster Geister Zeugniß kund.
Der Helden göttlich schöne Wercke
Entspringen nur aus ihrem Grund,
Sie hören ein geheimes Sprechen:
Ihr Seelen! Eure Cörper brechen,

Doch

Anmerckungen.

(m) Was ist der Zukunft natürlicher als das Kommen? Und mit welchem Leben wird sie zu einer thätigen Person erhoben, und ihr die Rolle der Gerechtigkeit aufgegeben, welche nicht plötzlich schlägt, sondern mit der Zeit kömmt!

(n) Die Betrachtungen des Hr. Probst Reinbecken über die Unsterblichkeit der Seele, geben uns einen solchen grossen Geist zu erkennen, der diese Lehre in ein ganz neues Licht gesetzet, dadurch sie eine ungemeine Klarheit empfangen hat.

Doch euch zernichtet keine Zeit.
O folget einem edlen Ziele!
Verübter Tugend Luſtgefühle
Begleitet euch in Ewigkeit.

O Geiſt, der Geiſter erſte Quelle!
O Weſen unumſchränckter Macht!
Schick einen Strahl von deiner Helle
In finſtrer Geiſter trübe Nacht;
Erleucht ein Volck, von dir gebauet,
Dem noch vor ſeiner Gröſſe grauet, (o)
Das der Zernichtung Scheuſal ehrt,
Und gieb daß nach vollbrachten Stunden
Mein froher Geiſt, der Laſt entbunden,
Zu deiner Gottheit wiederkehrt.

Anmerckungen.

(o) In folgenden Zeilen aus einem ungedruckten Gedichte werden dieſe Gedancken gleichſam erweitert:

Zernichtung unſers Seyns, Gedancke voll Entſetzen,
Der nur ein feiges Hertz bequem iſt zu ergetzen,
Das gern das Hoffnungsrecht zur Ewigkeit vermißt,
Weil's zum Unſterblichſeyn zu blöd und furchtſam iſt!
Das ſich zuwieder wünſcht und hoffet im Verſchwinden
Ein finſteres, nichtigs, Glück und Beſſerſeyn zu finden;
Das den Gedancken liebt, daß ſeine Seel im Ruß
Sich unter todten Schutt dereinſt verlieren muß.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wolredenheit und der Poeſie.

Drittes Stück.

Zürich,

Bey Conrad Orell und Comp. 1742.

Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfaſſer der Lettres ſur la Religion Eſſentielle à l'homme gegen gewiſſe Einwürffe Hr. Prof. Breitingers geliehen hat.

Ich bin Eu. Hoche. für ihr gütiges, mit geſchickten Anmerckungen angefülltes Antwortſchreiben ſehr verbunden: Sie löſen ſich dadurch für die Ueberſendung der Breitingeriſchen Schrift wieder den ungenannten Verfaſſer der Lettres ſur la Relig. Eſſent. ſo völlig, daß aller fernere Danck, den ſie mir deßwegen abzuſtatten belieben, überflüſſig und nur eine Würckung ihrer Höflichkeit iſt. Sie erklären ſich bey dieſem Anlaſſe, daß man auch rechtgläubige Sätze wohl vertheidigen könne: Ich habe dieſes Urtheil, welches ihnen die Wahrheit abgenöthiget, mit Vergnügen geleſen, und ich hoffe den Tag noch zu erleben, da Eu. Hoche. geſtehen ſollen, daß es der guten Orthodoxie überhaupt weit minder an der Wahrheit fehlet, als an deutlicher Vorſtellung, und Auswicklung der dabey vorkommenden Begriffe. Lachen ſie hier, wann ſie wollen; ich laſſe darum meine gefaſſte Hoffnung nicht fahren: Olim hæc meminiſſe juvabit.

Was indeſſen meine Gedancken in ihrem Schreiben meiſtens an ſich gezogen, war die Anmerkung, daß der Ungenannte, und die, ſo ſeiner Lehre folgen, vielleicht glauben werden, er habe auf Hr. Breit. Schrift ſchon vorläuftig, eh ſie ans

Licht gekommen, geantwortet; auch habe dieser einige Wahrheiten erwiesen, welche jener zugestehe, und in seinem Systeme selbst gebrauche. Ich schlug die von Eu. Hoche. mir hierüber angewiesene Introduction aux quatorze Lettres de l'A. A. de l'edition d'Amsterdam 1733. begierig nach; und da ich sie mit Bedacht durchgelesen, werden Eu. Hoche. mir die Freyheit, ihnen meine Meinung über ihre Anmerckung des mehrern zu eröffnen, hoffentlich nicht in üblem vernehmen.

Ich gestehe dann Eu. Hoched. es sey möglich, daß der Ungenannte sich auf die von ihnen bemeldete Weise gegen Hr. Breit. werde schützen woller: Es sey daß er das, was in dieser Einleitung stehet, bey einer künftigen Antwort wiederhohle, oder sich lediglich darauf beziehe: Allein ich glaube zugleich daß nicht eine jede Antwort auch nothwendig alsobald eine gründliche, und genugsame Antwort sey; und daß insbesondere die in gedachter Schrift des Ungenannten vorkommende Beantwortungen, mit dem andern von sich selbst fallen, wann man mercket, wie weit Hr. Breitingers festgestellte und erwiesene Sätze reichen; ob dieser gleich nicht ausdrücklich gesagt, der Unbekannte hat auf dieß und jenes so und so, schon vorläuftig geantwortet, ich aber zeige aus dem, und diesem nun abgehandleten, daß er damit unmöglich auskommen könne. Gescheute Leser, wenn man sie einmahl auf die Spuhr der Wahrheit geführet, können sich selbst leicht forthelffen; und es ist so fern daß die Begriffe von der Freyheit des Menschen, von seiner Fähigkeit glücklich zu

werden,

werden, von den natürlich-nothwendigen Folgen und Wirckungen der Dinge, von der Weisheit Gottes ꝛc. welche der franzöſiſche Verfaſſer zum Behuffe ſeiner Sache auch zu gebrauchen nöthig gehabt, die gründliche Anwendung derſelben, ſo wie ſie Hr. Breit. das Syſt. des Gegners umzuſtürtzen machet, aufhebe, daß dieſer vielmehr durch das, was er der gedachten Begriffe halben gantz freywillig geſteht, ſelbſt Hrn. Breitingern die Waffen in die Hände liefert, mit denen er den Sieg über ihn deſto ſicherer und gewiſſer erfechten kan.

Ich glaube hiermit nicht zuviel zu ſagen: Eu. Hoche. belieben doch ſich die Ordnung der Begriffe beyder Gegner, mit wenigem vorzuſtellen, und urtheilen dann ſelbſt, wie zulänglich oder unzulänglich der Inhalt dieſer Einleitung ſey, und was der Fremde ſonſt von gleichem Gelichter in ſeinen Wercken hin und wieder gegen die Begriffe Hr. Breitingers einflieſſen läßt. Dieſer gelehrte Mann denckt ſo: Gott ſuchet bey allen ſeinen Wercken auſſer ſich, keinen eigenen Vortheil: Gott kan aber, wann er würcket, doch nicht anderſt würken, als gemäß ſeinen Eigenſchaften: Dieſe erforderten, daß er eine Welt erſchüffe, in welcher neben tauſenderley andern höhern und niedern Geſchöpfen ſich auch der Menſch befände; das iſt, ein Geſchöpfe, welches juſt diejenigen und keine andern Eigenſchaften, und Grade der Kräfte hat, als die zum Begriffe eines Menſchen gehören; Ein Geſchöpfe, wo jedes Individuum Kraft ſeiner beſondern ſo und nicht anderſt beſchaffenen Be-

Bestimmungen, mit dem Gantzen nach Zeit und Ort auch seine eigene besondere Verbindungen als die beste von Gott bekommt. Seine Güte erstreckt sich über alle Geschöpfe. Seine Weisheit zeiget ihm, wie die **höchstmögliche** Vollkommenheit in dem Gantzen könne erhalten, und mithin auch die **höchstmögliche** Güte erwiesen werden. Und durch die Gerechtigkeit endlich eignet Gott einem jeden seiner Geschöpfe, und also auch dem Menschen das zu, was seine Weisheit als gereichend zur Erhaltung des höchstmöglichen Guten einsiehet. Da aber die Menschen durch den Mißbrauch ihrer Freyheit sich in Sünde, und folglich in Unvollkommenheit stürtzen können, wer will darthun, daß in der bestmöglichen Verknüpfung, in welcher sie mit dem Gantzen stehen mögen, dies mit enthalten seyn müsse, daß Gott nicht zulassen könne, daß sie **würcklich** fallen; oder wann sie gefallen, er dieselbe durch übernatürliche Mittel entweder insgesamt, oder einige darvon, wieder herstellen müsse; daß es geschehen müsse jetzo in der Zeit, oder dann in der Ewigkeit ꝛc. ꝛc. Dieses zu bestimmen meinet Hr. Breitinger sey über unsere Kräfte; und ich glaube, es werde jeder, der nachsinnet, was dazu erforderet würde, es mit ihm auch so glauben müssen.

Hingegen ist des Ungenannten Lehrgebäude zu folge obgedachter Einleitung dieses: Gott der für sich bey der Erschaffung aller Dinge keinen eigenen Vortheil suchen konnte, mußte nothwendig das Glück seiner Geschöpfe, in so fern sie desselben fähig sind, zum Zwecke haben. Sie sind

aber

aber deſſelben fähig, wo nicht allemahl hier in Zeit, doch in der Ewigkeit. Dieß iſt der einige Zweck, den Gott hat haben können. Seine Weisheit, und ſeine Gerechtigkeit ſind keine Begriffe, die der Güte im Weg ſtehen; ſie gewähren nur die Art und Weiſe, nach welcher Gott zu ſeinem Zweck kommt, und die Menſchen zum Glücke bringt. Die Gerechtigkeit insbeſondere, ſo wie ſie in Gott weſentlich iſt, ſollte ehe Billichkeit (Equité) heiſſen; der Begriff der Härte (de la Rigueur) iſt bey derſelben nur zufällig, und hätte ohne den Fall des Menſchen keinen Platz: So fern aber dieſe Billichkeit mit oder ohne die Härtigkeit ein Mittel wird, dadurch ſeine Güte erwieſen wird, harmonieren beyde, und kan es nicht fehlen, denn daß alle Menſchen zur Glückſeligkeit gelangen.

Ich frage nun Eu. Hoche. ob nicht aus den veſten Sätzen Hr. Breit. nemlich der beſonders beſtimmten Einſchränckung der menſchlichen Natur, der Unwiſſenheit der Menſchen, auf was Weiſe in der gantzen verknüpften unendlichen Reihe der Dinge die höchſte möaliche Vollkommenheit erhalten, und wie alſo in Anſehung derſelben auch die höchſte mögliche Güte erwieſen werden könne, natürlich flieſſe daß der Unbekannte viel zufrühe den Schluß mache: Die Menſchen alle und jede ſeyn nach ihrem Zuſtand, ihrer Aufführung und Verknüpfung mit dem Gantzen ohne Widerrede der Glückſeligkeit fähig, und weil Gott bey der Hervorbringung aller Dinge nicht ſeinen eigenen Vortheil ſuchen könne, müſſen ſie zu derſelben nothwendig gelangen. Wie wenig will es ſagen, wann derſel-

be wieder Hr. Breit. Sätze gleichſam als eine unhintertreibliche Abfertigung vorbringt: **Es laſſe ſich die Gerechtigkeit Gottes ꝛc. ſeiner Güte nicht entgegenſetzen, ſo daß eine die andere aufhebe; Gott ſey ein einfaches Weſen, in welchem alſo die Eigenſchaften, und derſelben Würckungen nicht wider einander ſtehen.** Dieß alles bleibt ja auch in Hr. Breit. Lehrgebäude wahr. Lieber wer kan ſich vorſtellen, daß Gottes Güte, um deßwillen endlich, und eine in ſo weit aufgehobene Güte ſey, weil ſie ſich nicht weiter erſtreckt, als es durch das Weſen und die Natur der Dinge und durch diejenige Verknüpfung eines jeden Individui mit der gantzen Welt, vermittelſt welcher in dem Gantzen, zuſammengerechnet, die meiſte und höchſte Vollkommenheit erhalten wird, möglich iſt. Mir fällt es unmöglich zu begreiffen, daß die Güte Gottes anderſt in Gott ſey, als wie ſie mit der höchſten Weisheit, Gerechtigkeit ꝛc. beſteht; wird ſie weiter ausgedehnt, ſo wird ſie ein Non Ens; noch mehr, ſie wird eine Sache, die wann ſie möglich wäre, das Werck Gottes nothwendig, durch den und dieſen Erfolg müßte unvollkommener machen als es jetzo iſt. Dieſes nun vorausgeſetzt, und daß die eigene Beſchaffenheit, und beſtmögliche Verknüpfung einicher Individuorum mit allen übrigen Dingen nicht zulaſſe, daß dieſe einzele Geſchöpfe zu mehrerem Glücke gelangen als ſie gelangen, wenn je die meiſte und höchſte Vollkommenheit in dem Gantzen ſoll erhalten werden; ſoll es dann heiſſen, die Gerechtigkeit Gottes werde fei-

ner

ner Güte entgegen gesetzt, ein Begriff hebe den andern auf, wenn Gott bey diesen einzelen Individuis ein Uebel zuläßt, damit nicht ein noch gröseres entstehe, im Fall daß er es nicht zuliesse? Wenn Eu. Hoche. einem trägen und unnützen Bettler nicht einen Thaler schencken, sowohl in Betrachtung der Convenienz dieses ihres gegenwärtigen Betragens, als in Absicht auf die viele gute Folgen, die dieser Abschlag, ich will setzen nur für ein Jahr haben würde, (weil doch derselbe mit allem Künftigen verknüpfet ist,) hebet dann ihre Weisheit, und Gerechtigkeit, die sie diesfalls erzeigen, ihre Güte auf? Mich dünckt ein Weiser werde sich nicht einmahl eine andere Güte wünschen.

Eu. Hochedlen gedencken vielleicht; es sey eine unerwiesene Sache, daß das Bestmögliche welches Gott bey seinen Geschöpfen erhalten kan, wircklich mit dem Unglück einzeler Arten, oder *Individuorum* begleitet sey.

Sie haben gantz recht: Allein es ist nur darum zu thun, ob es möglich, nicht ob es wircklich sey; ob man einen Widerspruch finde, wenn man es setzet: Und ob in diesem Falle dann die Eigenschaften Gottes einander aufheben. Von diesem letztern habe ich Eu. Hoche. die Ehre gehabt meine Meinung zu sagen: Werden sie mir aber nicht auch die Möglichkeit des erstern gestehen, wenn sie belieben sich des oben schon angedeuteten zu erinnern? Eine jede Art der Geschöpfe und also auch der Mensch hat seine besondere Einschränkung, durch welche er eigentlich der wird, der er ist. Diese machet ihn nun tüchtig, just in die,

und keine andern Umstände gesetzt zu werden, als er gesetzet wird: Gesetzt nun, er mißorauche in denselben seine Freyheit so, und denn, wie er es thut; ist es ein Widerspruch, daß die Folgen dieser Aufführung so beschaffen seyn, daß er **natürlicher Weise** nicht aus dem Elend herauskommen wird: Und was haben wir einzuwenden, wenn Gott dann durch würckliche Zulassung derselben weit mehr gutes in andern Geschöpfen, mit denen diese verknüpfet sind, erhält, als wann er es hinterte? Ich habe ja nicht nöthig Eu. Hochw. zu erinnern, in wie viel tausend Fällen etwas Unvollkommenes dienen könne, etwas Gutes zu befördern, und sage nur, wie ich nicht sehe, daß es ein Widerspruch sey, setzen, daß auch ein immerdaurendes Unglück einicher einzeler Geschöpfe, natürlicher Weise in der Welt platz haben könne; eben so wenig, als es nach des frantzösischen Verfassers eigenen Geständniß eine solche Unmöglichkeit ist, daß die Menschen wenigstens eine Zeit lang Elend und Unglück ertragen. Die Offenbarung muß dann aber ausmachen, ob es wircklich seyn werde. Hier hat man genug, wann man es als möglich begreifft.

Eu. Hochw. scheinen aber selbst in ihrem Schreiben mehr von der folgenden Antwort zu halten, welche der Ungenannte in besagter Einleitung nicht undeutlich auf diese gesetzte innere Möglichkeit einer solchen Verbindung der Dinge giebt, bey welcher das beste in dem Gantzen, nicht ohne das Uebel einicher Theile bestehen kan: Nemlich; **Wenn Gott seine Geschöpfe nicht könnte glück-**

lich

lich machen, ſo ſollte er lieber keine erſchaffen haben; weil doch die verderbte Menſchen ſelbſt, wenn ſie das Vermögen hätten, Geſchöpfe auſſer ſich hervor zu bringen, es in dem Falle nicht thäten, da ſie wüßten daß dieſelbige unglücklich würden.

Ich darf gegen Eu. Hochw. frey ſeyn, und darum ohne Scheue ſagen, daß dieſes mich von Herzen ſchwach dünckt: Der Schluß iſt nemlich darauf gebauet, daß die Geſchöpfe Gottes nur aus den einigen Menſchen beſtehen. Es iſt freylich wahr, eine Welt ohne das Merckmahl der Güte Gottes, ja der höchſten Güte die möglich iſt, würde ein Werck ſeyn, das Gott nicht geziemet; aber wer hat denn dem Unbekannten geſagt, daß nur die Menſchen auf der Welt ſeyn, und mithin Gott nur allein für ſie zu ſorgen habe? Lieber wie viel andere Dinge kan der Menſch unter und über ihm erkennen, die eben ſowohl Gottes Geſchöpfe ſind, als die Menſchen: Und wie viel tauſend Arten, vermuthlich auch noch andrer vernünftiger Geſchöpfe, mögen ſeyn, die wir nicht erkennen? Ich meines Theils möchte in Anſehung der Verſchiedenheit und Menge der Geſchöpfe Gottes eben nicht den Schnitzer begehen, den die guten Kirchenväter in Anſehung der Gegenfüſſer gemacht. Ich wollte doch gern hören, was der Ungenannte gedächte, wenn er nach Durchleſung der Entdeckungen der Geſtirnsverſtändigen und des Gedichtes Eſſai on Man von Herr Pope, etwann bey einer hellen Nacht den Himmel betrachtete. Wir haben aber zu unſerm Zwecke nicht einmahl

so viel nöthig; lasse man den Satz nur gelten, in so fern er gantz keinen Widerspruch leydet; ich will sagen in Absicht auf die Geschöpfe Gottes, vernünftige und unvernünftige, die uns neben den Menschen bekannt sind, und in Absicht auf die Verschiedenheit der Individuorum, die unter dem Geschlechte der Menschen stehen, es ist schon genug. Nemlich diese Geschöpfe alle zusammen genommen (gesetzt es seyn weiter sonst in der gantzen Welt nirgend keine andere mehr als die wir kennen,) machen ein gantzes aus: Und in diesen, (alle zusammen genommen,) kan es wegen ihrer besondern und jedem Individuo eigenen Einschränkung, und der daher entstehenden NB. auch einziger möglich besten Verbindung mit einander, ja wohl seyn, daß einiche einzele Arten oder einiche Individua gewisser Arten, für sich des Glücks entweder für eine gewisse Zeit, oder aus dem gleichen Grunde für immer missen; und daß eben dadurch das höchstmögliche Gute in dieser Welt entsteht; welches allezeit gegen das berechnet, was unvollkommen ist, weit mehr beträgt. Aber nun gesetzt, die Menschen wären eine solche einzele Art dieser Geschöpfe, oder doch wenigstens unter den Menschen einiche Individua; warum soll Gott lieber keine Welt erschaffen? Warum sollen nur diese allein seine Lieblinge seyn? Gewiß dieß ist ein wenig zu vornehm von sich selbst, und hingegen zu schlecht von der Unendlichkeit der Eigenschaften Gottes gedacht: Mich nimmt oftmahl mehr wunder, daß für die Menschen überhaupt und für einzele Individua dieser Art der Geschöpfe

nach

ihrer Beschaffenheit, und dem Ort, den sie in der Welt ausfüllen, noch so viel unverdiente Güte Gottes platz haben kan, als daß ihnen nicht mehr zukommen mag. Urtheilen demnach Eu. Hoche. über den Satz des Ungenannten, und über folgende Rettung desselben, welche mich an einem andern Orte seiner Schriften besinne gelesen zu haben: „ Gesetzt (sagt er) daß durch die Zulas„ sung des Unglücks einicher Geschöpfe das „ höchstmögliche Gute in dem Ganzen erhal„ ten werde, was haben diese einzeln davon? „ Nichts: Man gestehet es gern. Aber der Gegner soll erweisen, daß Gott um deßwillen lieber noch das übrige Gute, welches zusammengerechnet weit mehr beträgt, als das, so man sich bey der gäntzlichen Unterlassung des Werckes der Schöpfung vorstellen kan, hervorzubringen hätte unterlassen sollen. Der Beweiß kommt mir etwas schwer vor, wenigstens glaube ich dißfalls nicht, bis ich sehe.

Ich muß E. Hochedlen bitten, sich die Zeit nicht lange werden zu lassen. Ich habe das meiste gesagt: Doch thäte es mir weh, wann ich nicht noch etwas über die Anwendung einicher Begriffe beybringen dürfte, welche der Ungenannte zum Behuffe seines Systeme eben sowohl gebrauchet, als Hr. Breitinger bey dem seinigen. Schreiben sie diese Verlängerung ihnen selbst zu; sie haben mir den Anlaß dazu durch ihre nicht unbegründete Vermuthung gemachet, es möchte Leute geben, die glaubten Hr. Breitingers Schrift müßte eben nicht gar zu gründlich seyn, weil der

fremde

fremde Verfasser diese Sachen selbst gestehe, und so gar gebrauche. Nemlich Eu. Hochedlen, indem sie die gedachte Anmerckung gemachet, richteten ihre Augen auf die Begriffe von der Freyheit, von der besondern Einschränckung, von der Fähigkeit und Unfähigkeit der Geschöpfe, item von der natürlich-nothwendigen Würckung, und den Folgen der Dinge; aus welchen Hr. Breitinger zeiget wie es möglich sey, daß durch eben diese Sachen das Glück einicher einzeler Geschöpfe, so wie es der Ungenannte haben will, gehintert werde, und gehintert bleiben könne, (denn der Grund gehet auf dieses so gut an, als auf jenes,) dabey zugleich behauptet wird, man schräncke die göttliche Güte deßwegen nicht ein, wenn man glaubt sie thue nichts, als was mit der höchsten Weisheit bestehen könne. Diese Begriffe sind es, die der Unbekannte beyzubehalten gut befunden, obschon man meinen sollen, es wären just die Sachen, die er nimmermehr würde gelten lassen, da sie seinem Systeme so sehr schaden. Nemlich fraget man denselben; wie kommts, da der Begriff von der Güte Gottes für sich betrachtet nur lauter Gutes thun in sich schließt, daß dessen ungeachtet der Mensch sich in Unvollkommenheit, Sünde, Elend und Jammer befindet, wenigstens in dieser Zeit? Wie reimt sich dieß mit der göttlichen Güte? ꝛc. So ist die Antwort eben diejenige, welche Hr. Breitinger giebt seine Sache zu erweisen. Da, heißts, stehen im Wege, die Freyheit des Menschen, die natürliche Ordnung der Dinge, da jedes seine bestimmte Folgen nach

seiner

ſeiner Beſchaffenheit, ſeinen Umſtänden ꝛc. haben muß. Or Dieu ne renverſe point l'ordre Naturel: Ce ſeroit deſavouer la ſageſſe qui regne dans toutes ſes œuvres: La Bonté infinie ne ſçauroit s'oppoſer à cet ordre ſans lequel tout ſeroit confondu: Item; les Miſeres de la vie ſont une demonſtration parlante de la neceſſité des Moyens indirects, nemlich die Menſchen zum Glück zu bringen: La divine Bonté conſentiroit-elle à ce que les hommes ſouffriſſent tant de maux, ſi elle pouvoit les leur epargner? Item: Un étre ſans Liberté ne ſeroit plus l'homme, & il faudroit demander, pourquoi Dieu a trouvé a propos, de former des hommes. La liberté de l'homme exige que Dieu ſe ſerve de Moyens pour les ramener à l'ordre, tout changement ſubit aneantiroit l'uſage de ſa liberté &c. So ſchreibt der Ungenannte, und durch dieſe unerwartete Freygebigkeit könnten gewiſſe Leute Anlaß nehmen von Hr. Breitingers Schrift nicht allzuguͤnſtig zu urtheilen; ich geſtehe es, aber geſtehen Eu. Hochedlen mir auch, (ich fordere nur was wahr iſt,) daß ein ſolch Urtheil, wer es immer fällen möchte, übereilet ſey; und der Ungenannte ſich mit ſeinen eigenen Waffen ſchlage. So bleibt es denn dabey; nach dieſer Bekänntniß des Gegners bleibt die Güte Gottes dieſelbe in ihrer völligen Kraft, ob ſie ſchon der Beſchaffenheit, Fähigkeit, und natürlichen Ordnung, die ſich in und bey den Geſchöpfen befinden, auf gewiſſe Weiſe nachgeben muß. Kan ich nun den Ungenannten

nach

nach seinem andern mit diesem nicht wohl zusammenstimmenden Grundsatz nicht mit Recht fragen: Warum erspart die göttliche Güte den Menschen nicht auch dieses Uebel alles; und bringt sie nicht ohne dasselbe zur Glückseligkeit? Sie kan es nicht, saat er, weil jenes im Wege steht. Wie aber wenn es immer im Weg stehen sollte? Wie ist zu erweisen, daß dieses und jenes einzele Individuum &c. zur Erhaltung der Absicht Gottes, das höchstmögliche Gute in dem Gantzen zu befördern, nothwendig durch sein eigen Glück etwas beytragen werde? Man weiß ja so wenig daß die künftige Beschaffenheit und immerwährende Umstände, welche einem jeden besondern Individuo als eigen zukommen, diese Glückseligkeit in sich schliessen, als wenig man weiß, daß sie (gleich den gegenwärtigen) dieselbe nicht mit sich bringen werden. Der Ungenannte will darum auch lieber den Nodum gordium zerschneiden, als ihn aus der Natur der Dinge auflösen: Er sagt, es muß so seyn, daß die Menschen zum Glücke kommen, weil sonst Gottes Güte durch seine Weisheit und Gerechtigkeit eingeschränckt würde. Gleich als ob diese Einschränckung, (wenn dieß wahr ist,) nicht schon vorhanden sey, wenn die göttliche Güte nach des Gegners eigener Geständniß den Menschen nicht anderst als durch viel Elend und Unvollkommenheit zum Glücke bringen kan; und gleich als ob man dieselbe, **so wie sie in Gott ist**, sich ohne Weisheit und Gerechtigkeit vorstellen müßte. Ich beziehe mich aber über diese Einwendungen im mehrern auf das oben gedachte. Gewiß diese lezte

Eigen-

Eigenſchaften ſind in dem Beariff, nach welchem man ſich Gott vorſtellt, da er jetzt eine Welt erſchaffen wollen, eben ſo weſentlich, als die Güte: und es iſt eine Verwirrung der Dinge, wenn der Ungenannte vorgiebt, das, was in der Idee der Gerechtigkeit Härte heißt, ſey nur etwas Zufälliges; etwas, das nicht platz gehabt hätte, wenn die Menſchen nicht würden geſündiget haben. Dieſe beſondere **Ausübung** der göttlichen Gerechtigkeit iſt wohl zufällig; eben wie auf gleiche Art die **Ausübung** der göttlichen Güte zufällig iſt, als die ja auch erſt zu ſehen iſt, nachdem Gott Hand an ſein Werck geſchlagen hat: Aber nicht die Eigenſchaft, und der Wille Gottes ſo und nicht anderſt gegen ſeine Geſchöpfe zu handeln, in ſo fern derſelbe in Gott betrachtet wird. Man kan ja doch ſeyn, was man iſt, ob man es gleich nicht immer in dem Wercke zeiget;

- - Quamvis tacet Hermogenes, Cantor tamen atque
Optimus eſt modulator. - -

Der Zweck Gottes bleibet auch immer einfach. Dieſer iſt das **mögliche Beſte**, wie es die Beſchaffenheit und Verknüpfung ſeiner Creaturen leidet, in dem Gantzen zu erhalten. Daſſelbige aber einzuſehen und zu erlangen iſt ein Werck nicht allein ſeiner weſentlichen Güte, ſonder dazu gehören auch noch ſeine Weisheit, Gerechtigkeit und Macht, welche in ihm ſind, wie die Güte: Oder beſſer zu ſagen, die von ſeiner Güte, **welche auf die mögliche Förderung des Glücks der Geſchöpfe geht**, nicht unterſchieden ſind, nur daß wir wegen unſrer

Schwach-

Schwachheit die Güte durch abgezogene Begriffe uns bald vorstellen, in so fern sie bloß eine Neigung ist Gutes zu erweisen, bald aber in so fern sie eine erleuchtete Güte ist, die sich nach den Geschöpfen, und der Erkänntniß dessen richtet, was in der ganzen Welt, bey so beschaffenen Sachen wie sie sind, das höchste Gute, die meiste Vollkommenheit, heissen kan: Unsre Vorstellungen ändern indessen in dem einfachen Wesen Gottes nichts.

Dieses sind meine Gedancken: Ich bin zum Zwecke gekommen, wenn Eu. Hochedlen daraus erkennen, es werde vergebens seyn, wenn der Ungenannte, oder andere, in Ansehung der Schrift Hr. Breitingers sich auf die von ihnen vermuthete Weise verhalten sollten. Käme es darzu, so würde Hr. Breitinger mit mehrerm Recht sich hinwiederum statt einer Antwort auf seine Sätze und derselben natürliche Folgen beruffen können. Indessen laßt uns immer die Wahrheit suchen. Wissen sie daß nächstens eine französische Uebersetzung von Hrn. Breitingers Schrift ans Licht treten wird? Ich verharre mit aller Hochachtung ꝛc.

Von

Von der verblümten Schreibart. (*)

Dieſe **verblümte Schreibart** beſtehet aus uneigentlichen, figürlichen und verblümten Ausdrücken und Gleichniſſen. Sie iſt eingeführet worden, I. den Begriff durch die Vergleichung mit einem andern, der eine gewiſſe Aehnlichkeit damit hat, in ein klåreres Licht zu ſetzen, und gleichſam ſichtbar zu machen: Opportunus translationis uſus illuſtrat orationem, ſchreibt Quintilianus; II. den Ausdrücken eine beſondere Kraft, ein Gewicht und einen Nachdruck zu geben, damit ſie deſto tiefer in das Gemüthe des Leſers eindringen, wann ſie durch ihre reichen Bilder ähnlicher Dinge die Sinne und das Gemüthe füllen.

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus.

Horat. A. P.

III. Durch die Entdeckung der verborgenen Aehnlichkeiten der Dinge den Geiſt des Menſchen zu ergötzen und zu beluſtigen. Car nous aimons ſuivant la remarque d'Ariſtote, à voir une choſe dans une autre, & ce qui ne frappe pas de ſoy même, ni à face decouverte, ſurprend dans un habit emprunté, & avec une maſque.. Demnach irren diejenigen gröblich, die ſich bereden, daß die Vorſtellungen ähnlicher Dinge, oder die Vergleichungen die Kraft eines Beweiſes haben, maſſen ſie alleine dienen zu erklären und zu beluſtigen. Ich habe wahrgenommen, daß dieſer Irrwahn bey unſern Poeten faſt

(*) Iſt die Fortſetzung der Abhandl. von dem Witz, und Scharfſinn, aus der Anl. des verd. Geſchmacks.

allgemein ist, wie ich solches an einem andern Orte und zu einer andern Zeit darthun will. Wann nun die verblümte Schreibart ihren Zweck treffen soll; so muß sie nach den Grundregeln des Scharfsinnigen eingerichtet seyn, die ich eben ausgeführet habe, und nach denselben muß sie auch beurtheilt werden.

Die Schweizerische Mahler (*) haben eine Probe von der verblümten Schreibart gegeben, da sie nach Opitzens und andrer Exempel eine **Beschreibung des Reiches der Freude** gemachet. Dieselbige hat Herr **Philologus** in dem 24sten Stücke der **Tadlerinnen** sehr unbescheiden angezäpft. Ich will die Stelle gantz hersetzen, damit ihr daraus die Scharfsinnigkeit und Höflichkeit dieses critischen Magisters um etwas ermessen könnet. **Die Mahler scheinen mir nicht die rechten Richter der sinnreichen Schreibart zu seyn. Wie sollte ich das Urtheil derer annehmen / die mit eben den Fehlern behaftet sind / so sie an andern tadeln? Herr Rubens weiß von nichts als**

(*) Diesen Titel hat eine moralische Wochenschrift, die in den Jahren 1721. 1722. zu Zürich herausgekommen, daher empfangen, weil die Verfasser derselben, die Arbeit eines jeden von des andern zu unterscheiden, solche mit den Nahmen berühmter Mahler gezeichnet haben. Da übrigens der Character eines solchen Blats mit dem Character des Mahlers, dessen Nahme darunter geschrieben steht, wenig oder gar nichts Gleiches hat, soll der erste Titel in der verbesserten Auflage, die man jüngst versprochen hat, mit dem einfältigen Nahmen des Zuschauers vertauschet werden. Doch wird man den Character, den Addison und Steele ihrem Zuschauer gegeben haben, in etlichen absonderlichen Zügen verändern.

als Phöbus / Galimathias und Wortſpielen zu ſchreyen ; weiß aber nicht / daß er ſelbſt ein Meiſter in dieſen Künſten iſt. Leſet doch ſeine Beſchreibung die er vom Reiche der Freude gegeben. Ich will jetzo nicht an ſeine über das Land ſpatzierende Augen / auch nicht an die Blumen gedencken / die ihre Hälſe hervorrecketen / und die heiterſte Strahlen der Morgenröthe nachmahleten / ja ihm Geruch von Balſam / Weyhrauch und Myrrhen in die Naſe bliesen ; wiewohl man über dieſe hochgetriebenen Redensarten eben ſo luſtige Dinge ſagen könnte / als über Neukirchs Verſe von ihm geſchrieben worden. Wenn aber der Hundsſtern gerühmet wird / daß er niemahls die Saat verbrennet habe ; wenn der Nordwind die Wälder niemals ihres grünen Haares beraubet hat ; wenn die Blumen wie Rubinen brennen / und ihre Blätter mit Atlas und Damaſt ſchmücken ; wenn der Winter ſein gläſernes Eis auf die Berge getragen ; wenn endlich die Freude über alle Sachen / ſo ſie berühret / einen neuen Glantz ſaet / ſo weiß ich nicht / was ich von dem Luchsaugigten Verfolger unnatürlicher Gedancken und Ausdruckungen dencken ſoll ? Ich enthalte mich alle dieſe Redensarten ſo lächerlich zu machen / als dieſer Schweitzeriſche Scioppius des Hoffmannswaldaus / Lohenſteins und andrer Gedichte gemacht / und wollte nichts mehr wünſchen / als daß ihr / wehrteſte Tadlerinnen / den ſcharfſichtigen Herren Rubeen zu einer Vertheidigung ſeiner Redensarten bringen könter ; denn ich bin gewiß / daß ſeine Entſchuldigun-

digungen zugleich alle von ihm getadelte Poeten rechtfertigen würden. Weil diese unzeitige Critick, so viel mir bewußt ist, von den schweitzerischen Kunstrichtern nicht anderst als mit Verachtung beantwortet und wiederlegt worden; so will ich die Mühe nehmen, ihre so kühn geforderte Vertheidigung zu verfertigen. Ich habe ausserdem Exempel nöthig meine Sätze recht deutlich zu machen; ich schmeichle mir aber daß diese Vertheidigung eine weit andre Wirckung haben werde, als sich Philologus davon versprechen dörffen. Rubens nennet sich derjenige unter den Mahlern, der seine Feder allein gewiedmet hat, einiche grobe Fehler unsrer deutschen Poeten, die den guten Geschmack verletzen, zu bestreiten. Er hat deßfalls den Frantzosen gefolget, und ihre Gedancken, damit ich mit denselben rede, geheyrathet (*); aber sie mit Exempeln aus unsern deutschen Poeten erläutert, und bekräftiget: So daß derjenige Sinn, der auf die Vertheidigung der getadelten Stellen nur gedencket, in der critischen Wissenschaft schlecht bewandert seyn muß. Der Herr Philologus hat sich nicht getrauet, auch nur eine einige von diesen Stellen zu retten, oder die Lehrsätze des Hrn. Rubens anzugreiffen; er läßt es daran bewenden daß er eine Gegenbeschuldigung machet. Aber

Nil

(*) Diese Redensart wird hier einem Frantzosen zugeleget, und also nur vor Französisch-Deutsch angebracht. Nichtsdestoweniger würde ein Frantzose einen ziemlichen Grund fur sie in der engen Verbindung finden, die zwischen den Gedancken zweyer Personen so genau seyn kan, als zwischen ihren Cörpern.

Nil agit exemplum litem quod lite resolvit.

Seine Beſchuldigungen fallen auf etliche Metaphoren, die ihm nicht gefallen. **Opitz** wird eingeführt, wie er den **Rubens** alſo anredet: **O Freund meiner Poeſie! Laſſe deine Augen über dieſes luſtige Land hinſpatzieren; führe ſie längſt dieſem groſſen Fluſſe hinauf. ꝛc.** **Philologus** meint, er könnte ſich, wenn er wollte, über dieſe **Stelle** recht luſtig machen. Ich mögte es gern ſehen. Weiß er nicht, daß dieſe Metapher, promener ſes yeux, bey den Frantzoſen ſo gemein iſt, daß ſie faſt nicht mehr für eine Metapher gehalten wird. Aber auch die deutſche Sprache hat keine eigene Wörter, die verſchiedenen Bewegungen der Augen und Blicke auf die auſſern Gegenſtände auszudrücken, ſie iſt gezwungen ſich derjenigen Wörter zu bedienen, durch welche die verſchiedene Bewegungen des menſchlichen Cörpers bezeichnet werden; daher entſpringen die gebräuchlichen und auch in täglichen Geſprächen vorfallende Redensarten, **er läßt ſeine Augen frey herum gehen; er wirfft die Augen auf mich; er hat ſie auf dieſen ſchönen Gegenſtand angeheftet; er verfolgete mich mit ſeinen Augen. ꝛc.** Dieſe Redensarten können ihm neue Materie ſich luſtig zu machen vollauf an die Hand geben. Er kan ſich verwundern, wie die Augen ohne Füſſe gehen können; ob man ſie ohne Schmertzen auf einen Gegenſtand anheften könne; ob es möglich ſey, daß ein Menſch ſeine Augen ſelbſt wegwerffen werde; ꝛc. Wenn von den Augen

gesaat wird, daß sie gehen; so wird die gemessene Bewegung ihrer Gesichtesstrahlen von einem Gegenstande zu dem andern angedeutet; können sie nun gehen, warum nicht auch spatzieren? **Spatzieren** bezeichnet eine freye Bewegung der Gesichtesstrahlen von einem Gegenstande zu dem andern, wenn sie mit einem Ergötzen vergesellschaftet ist. Oder sage mir Philologus, wie er diesen Begriff eben so starck mit einem einigen Worte ausdrucken wolle? Aber die Augen können nicht nur spatzieren, sie können gar **laufen**. Der geistreiche Poet Hr. J. U. **König** sagt in dem **Heldenlobe Sr. Königl. Majest. in Pohlen**:

Er kan den Augen kaum den freyen Lauf erlauben,
Aus Zweifel ob er auch soll dem Gesichte glauben.

Und der eben so scharfsinnige **Hr. Brocks** in dem Gedichte von der **Allee**:

Sonst aber war die Wand so dicke,
Daß, wann die Augen oftermahl
Von Blat auf Blat in Schatten-reichen Tiefen
Verwirret hin und wieder liefen,
Sie keine Thür zu finden wußten,
Und, angenehm beschämt, zurücke kehren mußten.

Ja sie machen zuweilen weitläuftige Reisen, z. E. in desselben **Ode von den Bergen**:

So entsetzlich sind die Höhen,
Die bald steil, bald rauch, bald glatt,
Daß das Aug von vielem sehen,
Und so ferner Raise, matt,
Kaum zun Gipfeln kan gelangen,
Die, wenn sie voll Wolken hangen,

Nach

Nach dem blöden Augenſchein,
Selbſt des Himmels Stützen ſeyn.

Und grad auf dem dritten Blatte ſtehen dieſe ſchöne Zeilen auf das Firmament:

Als jüngſt mein Auge ſich in die Saphirne Tiefe
Die weder Grund noch Strand, noch Ziel, noch End (umſchränckt,
Ins unerforſchte Meer des holen Luft-Raums ſenckt',
Und mein verſchlungner Blick bald hin bald dahin liefe
Doch immer tiefer ſanck. . . . .

Philelo-us ärgert ſich ferner, daß Rubens ſagt: Als wir an dem Fuſſe deſſelben waren / giengen wir Landwerts ein / von allen Seiten mit Hügeln umſchloſſen / auf welchen Blumen ihre Hälſe hervorreckten / welche die heiterſten Strahlen der Morgenröthe nachmahlten / die auf die Wolcken fallen; und die uns Geruch von Balſam Weyhrauch und Myrrhen in die Naſe blieſen. Es iſt auch in den gemeinen Reden üblich, daß man den Blumen ein Haupt zuſchreibet. Beſſer in dem Lebenslaufe ſeiner Kühlweinin: Wenn ſie unter ihnen ſtuhnd / ließ es ihr wie einer Lilien auf einem Blumen-Felde, welche mit ihrem Atlas-Haupte über alle hervorraget. Und ich finde in dem 39ſten St. der Tadlerinnen einen gleichen verblümten Ausdruck: Die Tulpe ſchien ihren Hals aus Ehr-Begierde hoch zu tragen. Und der Herr Brockes redet in der Betrachtung eines zeitigen Frühlings von der Stirne einer Blume:

Es blühete bereits
Die Silber-weiſſe Schnee-die güldne Crocus-Blume

Die letzte hebt der güldnen Sterne Zier
Fast ohne Stiel gleich an der Erd herfür.

Und an einem andern Orte vergleicht eben dieser vornehme Poet die vermischten Farben des Regenbogens und der Abendröthe mit den buntvermischten Farben eines Blumenfelds:

Der Iris farbenreicher Kranz,
Des hellen Abendsterns so lieblich reiner Glanz,
Erquicken kaum so sehr das menschliche Gesichte,
Als das auf hundert tausend Arten
Gefärbet und gebrochne Licht
Von einem bunten Blumen-Garten.

Das Wort **nachmahlen** zeiget sehr nachdrücklich die Aehnlichkeit der Farben. Aber vielleicht ärgert ihn am meisten, daß Rubens beyfüget: **Und die uns Geruch von Balsam, Weyhrauch und Myrrhen in die Nase bliesen** Doch ich will zur Vertheidigung dieses verblümten Ausdruckes abermahl eine ähnliche Stelle aus Hrn. **Brockes** beysetzen.

Haucht ihre Menge nicht den stärcksten Bisam aus,
Sie würtzen durch so angenehme Düfte,
Die voller Amber und Ziebeth,
Die ausgespannten lauen Lüfte,
Daß ihre Balsam-Kraft uns recht ans Hertze geht.

Die Beschreibung der Arten Geruches ist überaus schwer und muß nothwendig durch Vergleichung mit Balsam und andern bekannten wohlriechenden Dingen geschehen. Aber die folgenden Ausdrücke kommen dem Hrn. Philologus noch weit lächerlicher

cher ver: Die Jahrszeiten verändern unſre Felder nicht, der Hundsſtern hat niemahls unſere Saat verbrennet / und der kalte Nordwind hat niemahls unſere Wälder ihres grünen Haares beraubet. Er muß in guten Schriften der alten und neuen Poeten ſchlecht bewandert ſeyn, daß ihn dieſe Metaphoren fremd duncken. Horatz:

Hic in reducta valle canicule
Vitabis æſtus. - -

Carm. L. I. Od. 17.

Und Perſius.

En quid agis, ſiccas inſana canicula meſſes
Jamdudum coquit.

Sat. III. lin. 5.

Welches Opitz in ſeinem Vielgut alſo nachahmet:

Indem der Hundesſtern anjetzt ſo heftig gleißt,
Und Feld und Wieſen kocht mit ſeinem ſchweren Hitzen.

Die andre verblümte Gleichnißrede erkläret Opitz in dem dritten B. der P. W.

Ein jeder Baum der muß ſein Haar die Blätter legen,
Iſt todt bis ſich der Weſt im Lentzen pflegt zu regen.

Welches er aus Horatz nachgemachet hat:

Diffugere nives, redeunt iam gramina campis,
Arboribuſque comæ. - - - -

Carm. L. IV. 7.

Noch eine Stelle in der Beschreibung des Reiches der Freude, welche des Philelagi Geschmack bekeckelt, lautet also: **Ein ewiger Frühling beherrschet sie, und die sanften Zephire wehen einen kühlen Wind auf unsre Blumen, die ungepflegt hier wie Rubinen brennen, dort ihre Blätter mit Atlas und Damast schmücken.** In des Hrn. Licentiat Brockes Abschilderung eines Gartens finden wir diese geschickte Stelle.

Die dunckel-rothe Glut der Aramanthen,
Der bunte Mahn, worauf, wie Diamanten,
Der Tropfen Menge lag,
Samt der Peonien Blut-rothem Funckeln;
Convolvulen, Violen und Ranunckeln,
Die theils, wie Himmel-Blau und Silber, theils vergüldet,
Und theils in rothen Flammen glüh'n. ꝛc.

Sonst dünckt mich, daß **Rubens** seine Ausdrükung dem Hrn. **von Besser** abgeborget, der in **Florens Frühlings-Fest** von der ungezehlten Blumen-Menge also schreibet:

Hier sieht man euch als wie Smaragden grünen,
Hier brennet ihr als wie Rubinen,
Dort werdet ihr dem Türckis gleich geacht.
Der bunte Schmeltz, den man auf euch erblicket,
Der Atlas und Damast, der eure Blätter schmücket,
Ist reicher, als was sonst Natur und Kunst erdacht.

Auch der folgende Ausdruck dünckt unsern Kunstrichter zu kühn, wann Rubens sagt: **Der Winter selbst hat uns seinen Schnee und sein gläsernes Eis geschencket / das er vor unser Gesicht auf diese hohe Berge in dem Norden getragen,**

tragen, die ꝛc. Kan er dann nicht begreiffen, wie der Winter das Eis auf die Berge hintrage? Was könnte ähnlicher seyn, als das Glas und das Eis? Trägt nicht der Winter den Schnee herbey? Ich kan fast nicht errathen, was er an dieser Stelle ausetzt. Horatz in dem Schreiben an Mecenas drückt dieses noch kühner dergestalt aus:

Quod si Bruma nives Albanis illinet agris.

Aber warum mißfällt ihm folgende Redensart: **Die Freude saet über alle Sachen einen neuen Glantz.** Es ist ja eine sehr übliche Redensart der Mahler, die einem so grossen Kunstlehrer, als Herr Philologus in seiner Einbildung ist, nicht unbekannt seyn sollte. Ich gebe ihm darum den wohlmeinenden Rath, daß er ein andermahl zuerst seine Kräfte prüffe, bevor er sich so verwegen bloß giebt.

Sumite materiam vestris, qui scribitis, æquam
Viribus, & versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. - - -

Horat. de A. P.

Von

Anm. Der Herr Philologus hat um alles, was ihm hier zur Vertheidigung dieser metaphorischen Redensarten gesagt worden, sein Urtheil nicht geändert. In dem funf und siebenzigsten Blate des **Biedermanns**, in welchen die **Hällischen Tadlerinnen** sich 1728 verwandelt haben, ist ein Schreiben unter Philologi Nahmen eingerücket worden, wo er seinen ersten Ausspruch davon wiederholet, und vornehmlich damit behaupten will, weil diese Ausdrücke im **Deutschen** unerhört seyn. Dennoch giebt er nicht zu verstehen, daß er den Grund der Aehnlichkeit, worauf dieselbe beruhen, nicht offenbar und richtig darinnen

nen finde, oder daß solcher jemand verborgen bleiben könne, wenn er gleich, wie in den Metaphoren geschieht, nicht angezeiget wird. Er sieht auch nicht, daß sein Grundsatz ihn so weit führet, daß er nach demselben uns alle neuen und unerhörten Gleichnisse verbieten müste: Weil die Metaphoren nichts anders sind, als abgekürzte Vergleichungen. Er sollte sich erklären ob er die Uebereinstimmung, die sich zum Ex. zwischen dem Haupt, der Stirn, und dem Halse einer Blume und eines Menschen befindet, nicht erkenne, und ob ihm diese so unerhört sey, oder wenn er sie erkennet, ob er darum uns nicht erlaubet, eine Metapher daraus zu formieren, weil dieses noch von niemanden geschehen ist? Wenn das ist, so wird er uns sagen müssen, was ihm erhört oder unerhört sey, und es scheinet, daß seine Sprache und Redekunst gar trucken und leblos herauskommen werden. Haben die Blumen Haupt, Stirne, und Hals, sagt er, warum nicht auch eine Nase, Ohren und Schultern? Will er denn haben, daß niemahls zwey Dinge mit einander verglichen werden, welche nicht in allen Theilen und Stücken mit einander übereinstimmen, das ist, welche nicht einerley sind? Allein ich verweise ihn auf den siebenten Abschnitt der Fortsetzung der critischen Dichtkunst Bl. 331. Ich sage nichts von der Anmerckung, womit er seine Critick zu verstärcken sucht, daß in der ungebundenen Schreibart nicht alles erlaubt sey, was in der Poesie vergönnet wird, denn die Schrift, darinnen Rubens sich der angetasteten Redensart bedienet hat, ist eben prosaisch-poetisch, Poesie in Prosa. Endlich, wenn es ihm lächerlich vorkömmt, daß Rubens sich durch Hr. Brockes schützet, den er, wie er sagt, sonst so oft eines übeln Geschmacks beschuldiget hat, so sollte er gedacht haben, daß die aus demselben angeführten Exempel ihre Kraft nicht von dieses berühmten Mannes Ansehen, sondern von ihrer Uebereinstimmung zwischen den Bildern, bekommen sollen. Und scheint es ihm lächerlich, daß ein Kunstrichter in einem Buche von vermischtem Witze einige Sachen tadelt, andere verwirfft; hält er vor weiser und billiger, daß in einem Wercke alles entweder verurtheilt, oder erhoben werde?

Von der poſſenhaftigen Schreibart.

WEnn die verblümte Schreibart keinen Geſetzen noch Regeln folget, ſondern über die geſetzten Schrancken ausſchweiffet, wenn die Aehnlichkeiten, die ſie in den Dingen entdecket, allzu entfernt ſind; wenn entweder groſſe Dinge mit kleinen, oder kleine mit groſſen in Vergleichung geſtellt werden; ſo verartet ſie in die poſſenhafte **Schreibart**. Von dieſer Art ſind insgemeine die Ausdrücke des **Patrioten**, ſo oft er etwas Geiſtreiches verbringen will. Ich darf nur hier und dort einige Bläter aufſchlagen, ſo werden ſich Exempel vollauf hervorthun, dieſe elende Schreibart nach ihrer Häßlichkeit vor Augen zu legen. N. 1. fällt mir gleich der Titel in die Augen: **An alle meine Mitbürger in und auſſer Hamburg / in Städten / Dörffern und Flecken.** Ich kan nicht wiſſen, ob er ſeine Bläter nur den Hamburgern, ſie wohnen jetzt in oder auſſer der Stadt, wiedmen will; doch ich lerne aus dem Verfolge, daß ſeine Anrede an alle Menſchen, die er für ſeine Mitbürger hält, gerichtet iſt: Nur ſchade, daß dieſelbigen nicht in einer allgemeinen Schrift gedruckt ſind; oder daß die wenigſten ſeiner Mitbürger deutſch verſtehen! Aber was dieſe Zuſchrift recht poſſierlich machet, iſt die Proportion, welche er in der Eintheilung des menſchlichen Geſchlechtes beobachtet hat: An die Hamburger und übrige Menſchen. Er kan auf dem Globo ſehen, was ſeine **Reſidentz-Stadt** mit dem übrigen Raum der Erdkugel verglichen,

für

für eine groſſe Figur machet. N. 4. auf der erſten Seite: Tauſend Dinge kommen vor / wordurch die Geſundheit / der Wohlſtand / und das Vermögen Anſtoß leidet. Auch dieſe brauchen ihrer eigenen Cur / und iſt ihnen oft durch ein bloſſes auslachen abgeholffen worden. Die Hechel iſt mancherley / wodurch ein ſolches Flachs rein wird; wiewohl auch die allergelindeſte ihre Spitzen haben muß. Die Urſache, die mich bewogen, dieſe Stelle unter die poſſenhaften zu zehlen, iſt, weil die Metaphoren zu weit getrieben und die Aehnlichkeiten allzu entfernet ſind. Es geht noch wohl hin, daß die ſatyriſche Manier die Laſter zu beſtraffen einer Hechel verglichen wird; ſo ſagt man, etwas durch die Hechel ziehen: Aber entdecke er mir die Aehnlichkeit zwiſchen dem Flachs und den Laſtern; wie werden die Laſter rein? N. 9. Es erhob ſich ſo manche nachdrückliche Stimme der Herren Pferde-Regenten, daß es ſchien / als ob ſie die Häuſer weiter von einander ſchreyen wollten / um Raum zu gewinnen. Wir hatten Gelegenheit / uns über die handfeſte Beredtſamkeit zu verwundern / die von den Bier-Karren mit ſo vieler Veränderung der Schelt-worte durchſpicket, in unſre Ohren fielen. Dergleichen Ausdrücke würden trefflich in Hans Wurſtens Locos communes dienen. Die Hrn. Pferde-Regenten, iſt eine poſſierliche Vergleichung kleiner Dinge mit groſſen; was darauf folget, iſt ſo ausſchweiffend, daß es auch die Gränzen des Möglichen überſchreitet, und das es ſchien reimt ſich trefflich damit. N. 24. In Ausrich-

tung

tung meines Amts, als Aufſeher über die Kleider-Tracht / werde ichs machen, wie ein geſchickter Gärtner / und alle überflüſſige Zweige wegſchneiden / die mir den vornehmſten Stücken des Baums ihre Nahrung entziehen. So weit iſt das Gleichniß erträglich. Aber es wird lächerlich, wenn er es weiter treibet: Zuerſt wird mein Garten-Meſſer ſich an die Reif- und Unterröcke machen / welche ꝛc. Hiernächſt gedencke ich die groſſen geknipften Perücken / die Haar-Beutel ꝛc. unter mein Meſſer zu nehmen. Warum verwandelt er ſeine Feder in ein Garten-Meſſer, und nicht lieber in eine Scheer, oder ein Beil, oder einen Hirſchfänger, welche ihm den Dienſt, darzu er das Garten-Meſſer brauchte, eben ſowohl oder beſſer thun könnten? N. 25. Er ſtellet mit ſeinen Gliedmaſſen eine Schlaf-Mütze vor. N. 40. Noch andere mußten es für die beſte Augenweide halten / wenn man gar nichts ſehen kan. N. 39. Er hat einen Lehrer / ich weiß nicht von wie viel Rechten und Lincken / mit ſich gebracht. N. 64. Sie meinten ſie wären Flachs und befanden ſich in den Zähnen einer Hechel. Dahin gehören alle pöbelhafte Sprüchwörter und Redensarten, deraſeichen folgende ſind. Pithagoras iſt kein Narr geweſen; ſich zu Boden zanken; die ſehr practiſche Kunſt den Leuten die Köpfe einzuſchlagen; dem Landsfrieden nicht trauen; Sätze abwürtzen; eine hagenbüchene Politick ꝛc. An dergleichen ſind die Blätter des Patrioten ſehr reich. Aber auch die Tadlerinnen verfallen zuweilen auf ſolche niedri-

ge und possierliche Scherze. Bl. 227. **Das sechste Gebot ganz und gar durchlöchern.** Bl. 228. **Seine Neugierigkeit hat ihn an das Schlüssel-Loch angeheftet.** Bl. 278. **Den Schmalhans als Küchen-Meister in Bestallung nehmen.** ꝛc.

Aber neben diesen einzeln Ausdrücken, finden sich gantze Stücke sowohl in dem **Patrioten**, als in den **Tadlerinnen**, die in diese Classe gehören: Ich will nur einige zur Probe anführen: Die zweite N. in dem **Patrioten** ist mit einem possierlichen Briefe, und einer eben so possierlichen Extract-Rechnung eines verdorbenen Kauffmanns angefüllet: Es hatte der **Patriot** in dem ersten Stüke sich erboten, **seine Leser** durch seine Lehren **auf einen Weg zu führen / wobey sie Ansehen / Reichthum und gute Tage** solten geniessen können. Diese Metapher hat das gantze zweite Stücke gebohren, denn er dichtet einen durch die tolle Verschwendung seines Sohnes in den äussersten Ruin gestürtzten Kauffmann, der mit dieser Metapher also spielen muß: **Ich kan demnach sagen / daß es mir in meinen alten Tagen eine grosse Freude gewesen, wie ich aus dero gedruckten Schrift wahrgenommen daß mein Hochgeehrter Herr Patriot uns Hamburger auf einen Weg zu führen sich erbietet / wobey wir Ansehen / Reichthum und gute Tage solten geniessen können. Eu. Hochadel. Gestr. Herrlichkeiten kan ich versichern, daß sie niemand antreffen werden / der alles dieses mehr bedürftig / und in dessen Erlangung den Vorzug vor andern zu fordern / berechtiget sey /**

als eben ich / der alle dieſe Vortheile vorhero beſeſſen, derſelben aber durch ſchwere Unglücks-Fälle leider plötzlich bin beraubet worden. Jeder geſcheide Leſer wird erwarten, daß die folgende Erzehlung des Kauffmanns von dem Verfalle ſeiner Handlung und ihrem dießmahligen elenden Zuſtande das Mitleiden bey ihm erwecke, aber er wird mit Beſtürtzung ſehen, daß ſie ihn vielmehr zum Lachen beweget. Ich will nur die Unterſchrift melden: Ich hoffe Eu. Gnaden werden mich mit einer tröſtlichen Antwort erfreuen / dafür ich lebenslang zu verharren gedencke Eu. Hochadelichen Geſtrengen Herrlichkeiten / Deh- und Wehmuths-voller Diener / Matz Schamroth / *Senior.* Daß dieſes meines Hrn. Großvaters Unterſchrift ſey / und der Brief von mir concipirt und geſchrieben worden / auch alles / was darinn befindlich, ſich würcklich alſo verhalte; ſolches atteſtire hiermit *in fidem requiſitus Ego MATTHIAS CHAMMAROTIUS, Jun. Matthiæ ex filio Nepos, J. V. C. &c. Notariandus.* Und endlich, was will dieſer gantze Vortrag ſagen, als, die Verſchwendung ſey die Urſache, daß viele Kauffleute unglücklich werden. Aber auch die folgenden Stücke ſchickten ſich beſſer in einen luſtigen Redner, oder in eine Sammlung poſſierlicher Schwäncke. N. 9. und 16. werden abentheurliche Erzehlungen von einem alberen Baccalaureus, und ſeinem Buche gemachet; deſſen Titel lautet: *Ochippologia exetaſtico eriſtica:* Das iſt: Tiefgeholte Widerlegung der vornehmſten Einwürffe wider die ſo anſehnliche als nützliche Mode / mit Kutſchen und Pfer-

den einen Staat zu machen / wodurch allen groſſen Handels-Städten / und deren zum Theil gar zu bedachtſamen Einwohnern ein Triumph über alle Ungemächlichkeit angewieſen; dagegen die Vertheidiger der Haushaltetiſchen Klugheit in dieſem Stücke eines *Singularismi*, *Menagianismi* und *Patriotismi* mit derber Gelindigkeit überführet werden. Alles aus der allergeſundeſten Vernunft / und ſo wohl Jüdiſchen / als Griechiſchen und Römiſchen Staats-Gelehrten und Weltweiſen hergeleitet / auch mit Ein- und Ausführung vieler ſonderbaren Neben-Dinge ausgeſtaffiert von Philippo Schmalwitz *P. H. Baccal.* Es wird daſſelbe N. 16. der Länge nach recenſirt. Aber ich ſchäme mich, darüber weitläuftiger zu ſeyn: Dergleichen Erfindungen ſtühnden beſſer einem Pickel-Hering, als einem Patrioten und ernſthaften Moraliſten an. N. 42. enthält zwey ziemlich weitläuftige Briefe, die mit gleichmäſſigem abgeſchmacktem Zeuge angefüllet ſind. Der erſte iſt von Gerh. Liebenthaler, einem angehenden Buchhändler, unter deſſen Perſon ſich der Patriot über einiche Betrüge dieſer Profeſſions-Verwandten, und über die allzugroſſe Schreibſucht luſtig machen will, aber es läßt ſo erbärmlich, daß man es faſt nicht errathen kan, daß dieſes ſein Vorhaben geweſen. Er hat demſelben ein Verzeichniß etlicher Bücher beygefügt, von denen gedichtet wird, daß der gedachte Buchhändler ſie in ſeinem Verlage gedruckt habe: Zum Ex. *La Revolte des Braſſellets*, oder rechtmäſſige Beſchwerden der Arm-Bänder wider die ſchmalen

Muffen

Muffen; worinn das Frauenzimmer kaum die Finger bergen, hingegen ſelbige über die Hand ſtoſſen / und dadurch den Arm-Bändern in ihrem Rechte Eintrag thun kan: Aus dem Franzöſiſchen des Hrn. *D* * * in drey Tagen überſetzt. Zweiter Druck / von vielen Fehlern geſäubert / und mit einem poetiſchen Anhange von der gelehrten Bären-Haut vermehret. 13. Bogen in 8. Kurtz und gut / d. i. 23. Lob-Gedichte auf die Comtiſchen / worinn allein 23. *Façons* derſelben erzehlet werden. 4. Bogen in 8. Der wohl unterwieſene Beutel-Schneider / welcher beſondere Handgriffe anzeiget / einen Haar-Beutel nach der neueſten Mode zu ſchneiden ꝛc. ſamt einer Zugabe von der ſchwartzen Kunſt in dem lebendigen Haare 9. Bogen in 12. Der zweite Brief iſt eben ſo abgeſchmackt, er fängt alſo an: Ein ſehr Kunſtreicher Grob-Schmid hieſiges Ortes / der ſeit kurtzer Zeit das Perlenſticken angefangen / hat eine neue Art zu punctieren erfunden ꝛc. er hat glücklich herauspunctiert / daß der Patriot gantz gewiß mit dem letzten Stücke aufhören werde / welches die Zeit zweifelsohne beſtätigen wird. Aber ich würde mich ſeiner Thorheit theilhaft machen, wenn ich mehrere Stellen von dieſer Art, dergleichen N. 70. 79. und anderſtwo häuffig zu finden ſind, anführen wollte. Doch muß ich in Anſehung des N. 70. eingerükten poſſierlichen Briefs erinnern, daß er ſich nicht geſchämt, durch folgende Vorrede dieſe Poſſen anzupreiſen: In dieſer Abſicht gebe ich den folgenden Brief öffentlich zu leſen / weil er nicht

allein beluſtigen / ſondern auch zu allerhand dienlichen Unterſuchungen veranlaſſen kan. Fürwahr das muß ein kleiner Geiſt ſeyn, der ſich mit dergleichen Salbadereyen beluſtiget; und ich glaube nicht, daß der Hr. **Patriot** vorwitzig ſeyn werde, zu wiſſen, zu was für Unterſuchungen mich dieſer Brief veranlaſſet habe. Zwar hat er meiſtens die Vorſichtigkeit gehabt, die mehreſten von dieſen Poſſen fremden Perſonen anzudichten, aber dieſes rechtfertiget ihn bey weitem nicht; wenn er ſie nicht für was ſchönes angeſehen hätte, würde er ſeine Leſer damit verſchonet haben.

Was die **hälliſchen Tadlerinnen** anlanget, ſo muß ich bekennen, daß ſie in dieſem Stücke über den **Patrioten** einen groſſen Vorzug haben. Sie ſind mit dergleichen poſſierlichen Einfällen ſparſamer: Ich finde unter denen Blättern, die mir bishero zu Geſicht gekommen, mehr nicht als zwey, die in dieſe Claſſe gehören, nemlich das fünfte und das ein und zwanzigſte Stück, in jenem wird eine ausſchweiffende Geſellſchaft unter dem Nahmen Societé des galants hommes beſchrieben, die zum Zweck hat, die Einmiſchung fremder Wörter in unſre Mutter-Sprache mit ihrem Anſehen gegen die Geſellſchaft der deutſchen Muſen zu vertheidigen. Das andre Stück enthält eine ſolche gemiſchte Unterredung zwiſchen Deutſchlieb und Miſchmaſch, die ein wenig zu ausſchweiffend iſt.

APOLO-

APOLOGIA
DEL EDIPPO
DI SOFOCLE CONTRA LE CENSURE
DEL SIGNOR
DI VOLTAIRE.

HO letto con piacere, Onoratiſſimo mio ſigr. N. che ſienvi ſtate in grado le Oſſervazioni da me fatte ſopra il nuovo Edippo; uſo peró la Confidenza di mandarvi anche l'apologia di Sofocle, che m'era impegnato d'aggiungere. Vero egli é benſi, che nell' intendere per voſtra Lettera che un tale mio aborto doveva paſſare ſotto gli occhi altruj, aveva quaſi perduto il coraggio di trasmettervelo, perche non ardiva promettermene quell' aggradimento, che per aventura era toccato alla mia critica: Ma conſiderando poſcia

Anm. Da dieſe Sammlung vernehmlich für ſolche Leſer gewiedmet iſt, welche die Poeſie und was zu der Erkenntniß derſelben dienet, mit einer gewiſſen Affectvollen Heftigkeit lieben, ſo darf ich mich verſichern, daß die Italiäniſche Sprache denſelben vollkommen bekannt ſeyn werde: Angeſehen in dieſer Sprache nicht wenig der vortreffſlichſten Meiſterſtücke verfaſſet ſind, die gantz bequem ſind, eine ſolche Begierde mit Vergnügen zu unterhalten. Ich habe darum kein Bedencken gehabt, gegenwärtiger Schrift, die den Verfaſſer des Paragone della poeſia trag. d'Italia con quella di Francia zum Urheber hat, in ihrer Grundſprache einen Platz unter den deutſchen Stücken einzuräumen. Man wird mir dieſes um ſo viel lieber zu gut halten, weil ſie noch niemals gedruckt worden, und ſelbſt in der Handſchrift in ſehr weniger Leute Hände gekommen iſt, vornehmlich auch ohne meine Vorſorge niemals im öffentlichen Drucke erſchienen wäre.

che tanto avete per me di benevolenza, quanto di giudizio per discernere il valore dell' opera, ho ripreso animo; perche mi sono assicurato, che o ritrovandola Voi indegna dell'altrui vista non l'esporrete à quel biasimo, che le potrebbe provenire; o piacendovi all' incontro di communicarla ad altri, essa non sarà cotanto immeritevole, come io l'averei considerata.

Io non voglio essere nel numero di Coloro, che preoccupati dalla riputazione degli antichi autori si persuadono che sien senza difetti, e giungono talora a far legge de'loro stessi errori; restando quindi sforzati a fare apologie, in cui mostrano più d'arte che di raggione; come osservo essere avenùto in questi ultimi anni appunto in Francia d'alcuni partiggiani d'Omero, che sono stati tanto appassionati difensori d'ogni sua Censura quanto arditi gli avversari in condannare più cose degne di lode non che capaci di giustificazione. Che che abbia scritto Mr. Dacier nelle sue Riflessioni sulla poetica in favore delle Tragedie de' Greci; assai comune é tra Francesi il giudizio poco loro favorevole, il che credo essere accaduto particolarmente 1. per il mal esito che hanno avuto i primi loro imitatori Jodelle e Ronzard. 2. Per i Costumi che paiono sovente poco dicevoli, non tanto per la diversità loro, quanto per una certa rozzezza di quel secolo, in cui s'aveva minor dilicatezza nella decenza de' Caratteri, e mancava certa nobiltà de' sentimenti che i tempi posteriori hanno acquistato. 3. Per alcuni difetti eziandio, che io non negarei appartenere all'arte delle medesime Tragedie più ch'al Tempo in cui furono scritte; come averò occasione di mostrare in alcune

mie

mie oſſervazioni ſopra la Tragica poeſia. Ma Mr. Voltaire parmi che ſiaſi oltre modo avanzato mordendo e lacerando in più luoghi fuori d'ogni raggione quel Edippo che per tanto tempo è ſtato il modello della perfetta Tragedia. Non potendo io però di buon animo vedere tanto ingiuſtamente inalzarſi la Critica contra i padri ſi benemeriti delle buone arti come è Sofocle; ho voluto eſaminare ad una ad una le cenſure del Critico Franceſe per farvi quindi ſcorgere quanto ſieno elleno mal fondate e quanto per conſeguenza inconvenevoli al merito di coſi celebrato autore. Doverebbe à dir vero eſſer egli abbaſtanza difeſo da ſe ſteſſo per quel lungo poſſeſſo di Gloria, che ſin ad ora ha goduto preſſo tutti più dotti: Ma poſciache ſiamo in un ſecolo in cui ſi contende agli antichi autori tutto ciò, che non appare legittimato con i fondamenti della Raggione; e ſi pretende che gli applauſi reſi loro dalle paſſate età abbiano fomentato mille pregiudizii ne' loro ammiratori; traendo queſti ad una adorazione ſuperſtizioſa; non ſara forſe inutile queſta mia impreſa; ed ancorche non giovaſſe ad altro, metterà maggiormente in chiaro gli artifizii del Edippo calunniato, ſiccome pomice tergendo dalle machie i metalli fa meglio riſplendere la loro finezza.

Incomincia queſta Tragedia da un atto di paterno amore che uſa Edippo verſo i ſuoi ſudditi, i quali eſſendo per l'eſtrema loro deſolazione, caggionata dalla graviſſima peſtilenza, ragunati di buon mattino appreſſo le ſoglie della Reggia per implorare quaſi con ſolenne ambaſciata il ſoccorſo del loro Sovrano, ivi ſedeanſi attendendo ora più propria d'incommodarlo. Esce egli dunque

ſcordatoſi non pure della ſua dignità : ma dell'amore della propria ſalute come privato , e per far comprendere à que' Citadini una azione ſi pietoſa, dice

Αὐτὸς ὅδ' Οἰδίπους
Ὃν πᾶσι κλεινὸς ἐδόκησε καλέμενος.

Ecco che vengo io ſteſſo
Cui tutti voi chiamate inclito Edippo.

Il che vale come ſe diceſſe. „ Io che ſono quel „ Edippo tanto da voi ſtimato , e venerato , de„ poſta ogni mia dignità vengo ad aſcoltare le „ voſtre ſuppliche per recarvi quel ſoccorſo , che „ poſſo. „ Ora veggaſi quanto ſia inetta la prima taccia impoſta a Sofocle dall'autor della Critica.

Condanna egli in primo luogho il poeta perche ſiaſi ſervito d'una troppo rozza maniera di far conoſcere i ſuoi perſonaggi ; introducendo Edippo a dire , *je ſuis Edipe ſi vanté par tout le monde E.* per caricarlo maggiormente ſoggiunge ; che ciò vale quanto inſegnare il ſuo nome , cioé dire *je m'apelle Oedipe.* Per il Teſto da me ſopra allegato appare , che Mr. de Voltaire ho preſo motivo di qui credere difetto d'arte dalla Traduzione frànceſe, che aſſai s'allontana dal ſenſo dell' originale Greco ; perocche la dove ſecondo quello ſuona male il diſcorſo d'Edippo ; giuſta queſta ſpicca la di lui pietà , ed eſtimazione ; delle quali coſe l'una e l'altra giova mirabilmerte per diſporre li uditori ad una maggiore compaſſione delle ſue diſgrazie. Jo non mi ſtendero dunque maggiormente in riprovare una cenſura ſi mal fondata. Ma non poſſo qui trapaſſare ſotto ſilenzio la debolezza della diſeſa, che

che Mr. Dacier reca in favore di questo Testo da lui malamente interpetrato; che a dir vero io mi sono stupito assai, che non ostante la sua celebre letteratura, e lo studio particolare ch'egli ha fatto sopra Sofocle, sia caduto nell' errore di credere, che questi faccia dire ad Edippo; *je suis si vanté par tout le monde*, per dimostrarlo di natura orgoglioso. S'egli venisse in scena a così parlare senza un giusto motivo, offenderebbe troppo con tale indecenza. Primamente le parole *ὁ πασι καλυμενος* significano che dalla cittadinanza circostante veniva esaltato il suo nome; come osserva anche un anticho autore di greci scolii, che dice *πιθανως δὲ το ὄνομα τε προλογιζοντος ἐδήλωσεν*; e come appare anche meglio da seguenti versi della risposta del sacerdote.

Θεοῖσι μὲν νῦν ἐκ ἰσαμενόν ἐγὼ
ἀδ' οἱ παῖδες ἑζόμεσθ' ἐφέστιοι,
ἀνδρῶν δὲ πρῶτον ἔντε συμφοραῖς βίῳ
κρίνοντες.

L'esposizione de' quali versi non è per mio giudizio se non questa:

Noi stiam qui tutti assisi appoi tuoi Lari
Asserendo che sei
Se non eguale a Dei
Almen tra tutti gl'uomini il migliore
Per liberarci dagli umani mali.

Quindi è ch'egli non viene in scena a gloriarsi fuori di proposito: Ma piglia occasione dagli applausi fattigli di mostrare l'umanità sua, come ho gia sopra accennato. Ma dato ancora, che senza le dette raggioni Edippo prendesse a dire i

ſuoi vanti, a me ſembra in vero, che averebbeſſi potuto addurre una migliore difeſa. Ed ecco, ſe qui v'aggrada, ch'io mi ſtenda alquanto, ciò che io averei piú tosto detto in tal caſo.

Egli é certo, che in molte occaſioni non ſolo ſi può ſcuſare il lodare ſe ſteſſo: ma merita approbazione. Plutarco nel trattato della lode di ſe medeſimo, dopo aver dimoſtrato poterſi ſovente ciò fare ſenza riprenzione in ſei occaſioni; cioè: Se s'ha a liberare di qualche calunnia; ſe prouaſi aſſai avverſa fortuna; ſe trovanſi degli ingrati; ſe l'opere ben fatte ſi veggono biaſimate; ſe alcuno lodaſſe di coſe frivole un uomo pregievole per azioni grandi; ſe ſi miſchia la lode con i difetti; paſſa indi ad annoverare tre cagioni, per cui le proprie lodi ſono talor convenevoli, e neceſſarie. Cioè: Quando con eſsi puoſſi eccitare altri ad impreſe onorevoli; come fece Neſtore nel II. dell' Iliade rammentando a Patroclo le ſue glorie e Raimondo a ſua imitazione nell' VIII. della Gieruſalemme del noſtro Taſſo. 2. Quando ſi tratta di reprimere alcun feroce. Coſi vantaſi Achille eſſendo per combattere con Enea nel XXI. dell' Iliade, e coſi pure nell' Eneide Liguri contro Enea, Enea contro Turno. 3. Quando s'animano i Cittadini, o gli amici abbattuti da diſgrazie, o da timore; ſiccome fece Uliſſe nell XII. dell' Odiſſea, accennando a' Compagni ſuoi la prudenza e deſtrezza, con cui gli aveva già liberati dal pericolo del Ciclope. A che io tre altre occaſioni aggiungerei in cui conviene aſſai la lode propria; e ſono, qualor ſi vede non averſi riguardo a proprii meriti; peró diſſe con frutto i ſuoi vanti quell' Orazio, che rimaſto ſolo de tre fratelli liberatore della patria, fu toſto dopo

il

il trionfo condannato a morire, per avere ingiuſtamente trafitta la moglie di un Curiazio. 2. Qualor il lodarſi giova a captivarſi la benevolenza, il che avvenne a M. Valerio Corvino dittatore, quando a' Soldati congiurati contro la Patria coſi parló, come leggeſi in Tito Livio Lib. 7. *Ego ſum M. Valerius Corvinus, Milites, cujus vos nobilitatem beneficiis erga vos, non injuriis ſenſiſtis - - ac ſi cui gens, ſi cui ſua virtus, ſi cui etiam majeſtas, ſi cui honores ſubdere ſpiritus potuerunt, iis eram natus, id ſpecimen mei dederam, ea ætate conſulatum adeptus, ut potuerim tres & viginti annos natus Conſul patribus quoque ferox eſſe, non ſolum plebi.* Finalmente qualor la lode dataſi promove coſe utili, o buone ritraendo dalle inutili, o ree, di che puó ſervire per eſempio ció che diſſe Q. Fabio Maſſimo pure preſſo Tito Livio D. 3. L. 8. perſuadendo i padri a ſoſpendere la ſpedizione dell' Africa. *Cunctationem meam metum pigritiamque homines adoleſcentes apellent, dum me non pœniteat adhuc alicrum ſpecioſiora primo aſpectu conſilia ſemper viſa, mea uſu meliora.* Ora venendo al caſo noſtro dico io, chi non vede che averebbe Edippo molta raggione di rammemorare le ſue glorie, nell'udire le querele de ſuoi ſudditi afflitti; mentre giova a ſollevarli, ed empierli di ſperanza la memoria della ſua ſperimentata Virtú, per cui già furono liberati da altre diſgrazie per l'addietro ſofferte? La jattanza in ſimili caſi é non gia un'oſtentazione di chi cerca plauſo: Ma un offrire il proprio potere in pegno di confidenza. In fatto qual animo non averebbono dovuto acquiſtare quelle genti, vedendoſi in tal guiſa fidanzare da colui che ſtimavano non ſolo qual Ré; ma qual Sapiente; come ſpieganſi ne'-

greci

greci ſcolii quelle parole ἀνδρων δὲ πρωτον ſopra citate.

La ſeconda cenſura ſi fonda ſopra la riſpoſta del ſacerdote. Diceſi che la deſcrizione, che queſto fa delle perſone ivi preſenti, che dovevano eſſere dal Ré conoſciute, e della peſtilenza, di cui egli doveva avere tutta la notizia, é poco naturale, e peró un mezzo poco artifizioſo d'inſtruire gli uditori del ſoggetto della Tragedia.

Ma il fine, per cui eranſi congregate tutte quelle perſone, era di movere la Compaſſione del Ré loro; perche avendone queſti concetto d'uomo quaſi divino, pareva loro, che per eſſere liberati dalle calamitá, non mancaſſe che la ſua accurata ſollecitudine: Quindi ne ſiegue, che il ſacerdote, chi pare eſſere il loro Oratore doveſſe ſervirſi di tutti quei mezzi, che potevano eſſere efficaci per la loro commozione. Or vediamo quali ſieno eſſi, e come ſe ne ſia egli ſervito nella ſua perorazione, per poſcia conoſcere ſe queſta meriti la taccia d'inveriſimile. Io qui non voglio entrare in altro raggionamento, dimoſtrando che per muovere la noſtra Volontá ſieno il più idoneo mezzo le impreſſioni della noſtra imaginativa, perche avendo queſta, come materiale, una particolar comunione colle noſtre paſſioni, il di cui moto agevolmente trae ſeco la noſtra Elezione; queſte tanto più s'eccitano facilmente, quanto é più quella agitata. Baſta per comprendere ció la quotidiana eſperienza. Da queſta preſe motivo Carteſio di racchiudere ſotto nome di paſſioni le di lei impreſſioni confondendole col timore, colla compaſſione ed altre ſimili commozioni dell' anima. Da ció derivaſi, che tutte le coſe opportune per imprimere

primere maggiormente nella fantaſia noſtra oggetti eccitatori d'alcun affetto, ſieno altreſi più valevoli á perſuadere. Or chi non ſa che le coſe ancorche note non producono giammai ſi notabile effetto, come allorche ſe ne ravviva l'impreſſione. Queſto accade in due maniere. Una é quando ſi richiama la memoria delle ſpecie dal tempo mitigate, a che s'aſpetta il caſo d'Enea, allorche dovendo raccontare l'eccidio di Troja a Didone, diſſe: Che alla minuta rimembranza di tale ſtoria averebbono pianto i Mirmidoni ed i Dolopi ſteſſi. Il medeſimo puó dirſi del Commovimento, ch'egli ſentiſſi nel Tempio di Cartagine, vedendo rappreſentati i combattimenti dello Aſſedio di Troja, a cui non poté frenare le lagrime. L'altra é quando ſi conſiderano con particolarità molti oggetti, i quali tuttoche preſenti, ſe confuſamente da noi foſſero appreſi, reſtarebbero privi della loro efficaccia, come molti aghi congiunti aſſieme perdono la virtú del loro acume. Quinci preſe Argomento M. Valerio di ſedare i ſoldati armati contro la Patria, facendo loro conſiderare mentre già erano a viſta di Roma, che quello non era già il paeſe de' Volſci, o de' Sanniti, ma il Romano; che i colli che avevano ſotto gli occhi erano quelli della patria; ch'egli era il ſuo Conſole, e loro concittadini quelli, con cui averebbon dovuto combattere. A queſta appartiene anche il preſente caſo, nel quale il ſacerdote con artifizio Oratorio proccura di rendere più compaſſionevole ad Edippo la diſgrazia de' circoſtanti ivi rifugiati, con indicargli ſingolarmente chi foſſero tutti coloro, che ſtavano implorando il ſuo ſoccorſo, e di renderla più terribile con il ſpecifi-

ſpecificare l'univerſale deſolazione. Io concordo in dire, che non convenga alla narrazione iſtorica la particolare eſpoſizione delle coſe notorie, ma non poſſo approvare lo ſteſſo della narrazione Oratoria, quale deve riputarſi queſta. Il fine della prima é ſolo la notizia delle coſe; onde note che queſte ſieno eſſa ſi rende ſuperflua; il fine della ſeconda è la perſuaſione; peró ſi rende tanto più perfetta, quanto abonda più di Circoſtanze, che conducono al ſuo fine. Sarei troppo lungo, s'io qui voleſſi addurre altri eſempii di quelli infiniti, che ſi trovano ne' poeti e negli Oratori, ne' quali con Artificio deſcrivonſi le coſe più manifeſte. Ben ſi ſcorge per le coſe fin ora dette, quanto ingiuſta ſia anche in queſta parte la Critica di Mr. de Voltaire, biaſimando egli una perorazione ſi raggionevole, e che merita anzi che biaſimo molta lode; perocche con tale occaſione rendeſi più patetica l'introduzione della Tragedia, ed é più propria che la ſua per intereſſare la Curioſità degli ſpettatori. Per altro è troppo chiaro, quanto ſia inetto il dire, che l'accennamento delle perſone ivi affollate ſia una invenzione da Sofocle prattica-ta per notificare agli uditori il ſoggetto Tragico; perche qual biſogno aveva egli d'avvertire di ciò? é egli coſa niceſſaria per il comprendimento della favola l'annoverare tali perſone? Si deve notare altreſi, che la traduzione di cui s'é ſervito non é neppur qui totalmente espreſſiva del Teſto Greco, ἐγω μεν ζηνος, dovendoſi intendere, che doppo che il ſacerdote ha nominati i ſuoi compagni dica come di coſa nota, *di cui ſono il diale.*

La cenſura che ſiegue riguarda l'ignoranza d'Edippo circa la morte di Laio.

Queſta

Queſta taccia é la piu giuſta, che ſi poſſa dare al Edippo di Sofocle: Ma non é nuova; ſon gia più ſecoli, che ſcrittori autorevoli hanno diſapprovato l'inveriſimile di queſta ignoranza. Pure acciocche facciate giudizio proporzionato alla qualità del errore, diró ció che ſi puó recare per la ſua ſcuſa. Ariſtotile che é ſtato il primo, che ci ha laſciato memoria di tale cenſura, ſcuſa queſta ignoranza nel tempo ſteſſo, che l'accuſa, poſciache avendo nella poetica detto, che non ſi devono coſtituire le favole di parti irraggionevoli-ſoggiunſe: *ει δε μη ἐξω του μυθευματος, ὡσπερ οἰδιπους το μη ειδεναι πως ὁ λαιος ἀπεθανεν.* Cioé: *Se pure ſi faceſſe altrimenti, ſia l'irraggionevole fuori del Teſſimento della favola; ſiccome é nell' Edippo il non aver ſaputo in qual guiſa Laio foſſe morto.* Il che parmi giuſtamente da lui detto, perche l'uditore occupato dalle imagini coſtumate de' ſucceſſi preſenti, non riflette tanto agevolmente al difetto de' paſſati. Siccome dunque nella Pittura ſi rimedia ſovente a qualche proporzione delle figure con naſconderne parte nel buio, coſi ſi laſcia fuori della preſente favola la ſconvenevoleza del non aver udito in tempo proprio le circoſtanze d'un paſſato avvenimento, ſenza offendere almeno aſſai ſenſibilmente l'uditore. Aggiungeſi a queſto il giovamento della favola che quinci naſce, il quale appartiene principalmente all'arte del poeta, ed é degno di tanta conſiderazione, che ſovente s'é creduto più tolerabile l'irraggionevolezza d'una azione, che la mancanza di queſto; per la quale reſtano fredde le invenzioni ancorche veriſimili. Peró vedeſi eſſerſi diſapprovata la trasformazione delle navi d'Enea in ninfe; tuttoche ſia credibile

bile che Cibele la voleſſe, per onorare quelli alberi, ch'erano ſtati ſu'l monte Ida allei conſacrari; mentre ció non giova nulla alla coſtituzione della favola. All'incontro s'approva la caccia data ad Ettore da Achille preſſo Omero, ed il favore preſtato da Menelao a Tindaro piùtoſto, ch'al nipote Oreſte, appreſſo Euripide; perche ſebbene ambedue queſte azioni vengono riputate alquanto irragionevoli, giovano di molto al maraviglioſo Commovimento.

Quindi ſi paſſa a cenſurare la fama ſparſa da colui, ch'eraſi ſalvato con la fuga; cioè: Che Laio foſſe ſtato occiſo da ladri, parendo impoſſibile che il teſtimonio della morte di quel Ré voleſſe aſſerire, che molti l'havevano occiſo, quando era ſtato un ſolo.

Non avvi nulla di più veriſimile, che il dire, che un ſervo atto a paſcer pecore più toſto, che a trattar armi, [come appare di ció, che dice egli medeſimo dappoi,] il quale intimorito dalla improviſa uccisione del ſuo ſignore e d'altri compagni, aveva penſato più alla fuga, che ad altro, riferiſſe male il ſeguito. L'ardire ſtraordinario d'Edippo poteva fargli apprendere per inimici che lo ſpallegiaſſero altri paſſageri innocenti, e poteva egli medeſimo eſſerſi ſervito di tale preteſto, per coprire la ſua viltá; mentre era per altro molto agevole a crederſi allora una ſorpreſa di Ladri, perche in que' tempi, come s'ha nella vita di Teſeo di Plutarco, la Grecia era infeſtata talmente da Masnadieri ch' Ercole ſteſſo non poté liberarnela affatto. Onde é probabile che ſi foſſero per l'addietro ritrovati in que'contorni, ove ſecondo l'antica Geografia erano i confini della Beozia e della

della Focide frequentatissima per l'oracolo di Delfo. Ma perche nella Critica dell' Edippo di Pier Cornelio dice Mr. de Voltaire, che l'azione d'Edippo e gigantescha; perche si fanno da lui uccidere sette persone, giudico che non mi convenga ommettere qui la risposta di questa riprenzione; e prima d'ogni cosa piacemi di citare i versi stessi del poeta.

> Πεντ' ἦσαν οἱ ξυμπαντες ἐν δ' αὐτοῖσιν ἦν
> Κηρυξ, ἀπηνη δ' ηγε λαιον μια.

Cinque soli erano dunque in tutto, ne' quali se s'eccettua chi doveva essere inabile all'armi, non debbesi considerare colui, che vien chiamato κηρυξ, che qui significa colui, che noi chiamiamo il cavalcante, perche come raccogliesi da varii antichi autori, e particolarmente da Omero, ἀπηνη era una specie di carro, a cui qualor attaccavasi più di due muli, o cavalli, montava alcuno sopra uno degli anteriori, e chi stava nel Cocchio reggeva quelli del Timone; come appunto pare esser seguito nella congiontura presente, dicendo Edippo a Giocasta, ch'egli fu spinto a forza giu della strada dal rettor de' Cavalli, che precedeva, indi dal vecchio Re percosso colla sferza, che anch' esso aveva. E tanto meno si deve far conto di costui, quanto che fu ferito all'improviso dall'impetuoso garzone. Nulla più si puote avere in considerazione Laio, che oltre l'avere le mani impacciate, e l'essere pure sorpreso da colpo non aspettato, era inabile per la Vecchiaia a resistere al furore giovanile d'Edippo. Degli altri tre il pastore sopra vissuto e

credibile che tosto si volgesse in fuga; onde due soli rimangono quelli, che potevano contrastargli. Or qual meraviglia è, che un giovane ardente e feroce, quale ci vien qui rappresentato Edippo, potessegli vincere, e trucidare? Dirò solo che non v'ha soldato in Omero, ed in Virgilio, che non faccia maggiori prodezze senza paragone; per non parlare di quel valore assai particolare, che i riprensori del primo hanno riconosciuto in Achille, allorche col suo braccio fa strage di molti illustri Trojani. Per altro concesso, che fosse una tale Azione assai rara e poco propria per una verisimile invenzione, niun pregiudizio ne risultarebbe a questa Tragedia per esser ella un punto d'istoria, (come si legge in Diodoro Siculo) il quale a tempi di Sofocle doveva essere assai famoso; onde egli averebbe anzi mal fatto ad alterarlo, dovendo il poeta seguitare la fama, la quale, come bene osserva il Castelvetro, è in luogho di possibilità, e di credibilità, di che ci sono essempi i voli di Dedalo, e di Pegaso. Che se a Sofocle fosse appartenuto il fingerla, qual difficoltà poteva egli avere d'àggiungere ad Edippo alcun Compagno?

La Critica che succede non è manco degna d'ammirazione. Dicesi che Edippo confessa aver udito che Laio e stato ucciso da Viandanti, e che però contradicesi una fama all' altra; da che ne nasce una oscurità maggiore, che non era quella degli Enimmi della Sfinge.

Quando anche fosse vero, che qui si trovi contradizione, non veggo quale inconvenienza potesse nascere dalla diversità della fama, la quale appunto suole essere varia ed incerta, e mesce ordi-

nariamente il vero con il falso; ſiccome la dipinge Silio Italico nel Lib. 6. ove dice.

Vera ac ficta ſimul ſpargebat fama per urbem.

Pero nella invocazione delle Muſe diſſe Omero.

Ημεις δε κλεος οιον ακουομεν ουδε τι ιδμεν.

Cioé:

Noi che la Fama ſola udito abbiamo
Nulla bene ſappiamo.

Ma prendee errore Mr. de Voltaire ingannato forze dalla Traduzione di Mr. Dacier in credere che qui ſiaci oppoſizione. La Voce ὁδιτης non ſignifica qui propriamente Viandante, ma è ſinonimo, o un attributo degli aſſaſſini di ſopra mentovati, che vale Vagabondo, e chi batte le ſtrade. Ciò ſi prova con quelle parole che Giocasta dice in una Scena poſteriore, parlando degli ſteſſi, ξενοι λῃσται φονευσαι, cioé Ladri pellegrini. Si vede dunque per tutto ch'ogni diſcorſo concorda, ma quello che merita altresì particolare oſſervazione, e, che la circoſtanza de' pellegrini è poſta con artifizio per rendere più veriſimile la poca cura avutaſi al Tempo della Morte di Laio. Il che ho voluto dire, acciò veggiate, quanto ciò ſia lontano dalla Sconvenevolezza.

Si biaſima ancora ch' Edippo cerchi come abbiano potuto i Ladri ammazarlo, ſe Laio non aveva ſeco Dinari.

Due raggioni ſi ponno rendere di queſto diſcorſo d'Edippo; una é che ſenza la Certezza d'un groſſo bottino, non ſembrava probabile, che

da masnadieri ſi tentaſſe un' impreſa ſi atroce; l'altra che non avendo egli gran coſa à prendere, non pareva credibile che gli aveſſe irritati ad ucciderlo. Quale ſconcio é dunque in queſta riſpoſta, ſe ritrovando Egli dificoltá per credere ſi ſtrano avvenimento della morte di Laio, cerca per appagarſi più minute circoſtanze di tal fatto?

S'oppone inoltre al Poeta, ch' Edippo dopo aver inteſo che vive ancora il paſtore, che ſcampò, non penſi a farlo cercare ma ſi perda in fare imprecazioni, ed in conſultare Oracoli. A questo facilmente riſpondeſi, che allor ch'eſſo ſi trattiene in fare imprecazioni non ha notizia alcuna di lui; egli non ſa, ſe non per voce di Creonte, che uno ſi ſalvó con la fuga; ma che costui viva, & dove ſia il Poeta glielo fa ſcoprire con arte ſolamente nell' atto 3. mentre parla con Giocasta, laquale gli paleſa d'avergli permeſſo, che ſi ritiraſſe in Campagna, a paſcere le Greggie, il che a pena viene da lui ſcoperto, dice egli toſto ció, che ſuppone il Critico, che doveſſe dire, cioé, che lo faceſſe tosto venire. Io non ſo dunque come ſi poſſa ſe non per gran confuſione di mente riprendere Sofocle, il quale ha fatto appunto ciò, che ſtimaſi, che conveniſſe. Io giudico queſto uno ſbaglio di memoria, per cui Mr. de Voltaire abbia creduto eſſer paleſato da Creonte ció, che ſolo Giocaſta manifeſta, da che nondimeno ſi comprende, ch'egli non ha conoſciuto l'arte del poeta.

Diceſi poi ch'era dificile ſpiegarſi meno oſcuramente, che Tireſia, allor'che terminando i ſuoi vaticinii ſcopre ad Edippo, ch'Egli é l'uccisore del padre, marito della madre, e tutto il reſtante,

restante, e che però pecchi Sofocle non conservando il Costume degli Oracoli, siccome pure in terminare la riccognozione della Tragedia nel principio del secondo atto, giacche la risposta di Tiresia s'uniforma in tutto ai pronostici d'Apollo ed alla dichiarazione gia fattagli da colui, che nell' alterazione dell' Ebriachezza l'aveva rimproverato per figlivolo supposto.

Si puo col fondamento di molte storie provare, che non sempre gli Oracoli, e gli indovini rispondevano oscuramente. Calcante presso Omero non parla certamente men chiaro scoprendo la cagione della peste, che infestava i Greci; nè punto astrusa secondo cio, che narra Diodoro Siculo, nel Lib. 4. fu la risposta ch'ebbe Laomedonte Ré di Troja da Apollo delfico allor ch'esso ricorsogli per la Balena, che divorava tutti gli abitanti, e per la pestilenza che tutti i frutti corrompeva intese, che la cagione di tanto male era Nettuno, ilquale si sarebbe mitigato, con il sagrifizio d'un fanciullo Trojano a sorte scelto. Lo stesso potrebbesi dire dell' Oracolo che denunziò a Danao il pericolo della morte machinatagli da uno de cinquanta nipoti; come s'ha da Pausania e da Apollodoro. Il vaticinio con cui da Giove Ammone fú predetto ad Alessandro il Dominio di tutto il mondo, come dicono Curzio, e Plutarco, fu parimente apertissimo. Ma sopra tutti puo servire per Esempio di chiarezza l'Oracolo dato a Cipselo Figliolo di Dezio di Corinto dalla Pitia in Delfo, e rapportato da Erodoto Lib. V.

Ολβιος ὁυτος ἀνηρ ὁς ἐμου δομον ἐσχατα βαινει
Κυψελος Ηετιδις βασιλευς κλεινοιο Κορινθου
Αυτος καὶ παιδες, παιδων δε μεν οὐκ ἐτι παιδες.

Che coſi ſi potrebbe tradurre:

Queſto d'Eezio filio, uomo felice
Cipſelo che qui ſceſe entro i miei Lari
Celebrato ſara Ré di Corinto:
Nel Regno i Figli a lui ſuccederanno,
Ed i figli de' figli excluſi ſieno.

Ma ſi diſtrugge la Cenſura in altra maniera, ella a dir vero non puote eſſere più ſtrana; ſi riprende il parlare dell' Indovino perche non s'aſſomiglia all' oſcuritá degli Oracoli, quando l'Oracolo già gli aveva pronoſticato le coſe medeſime. Vero é che Tireſia aggiunge più coſe ommeſſe da Apollo dicendo ch'egli non è figlivolo di Polibo; ma Tebano, e che le maledizioni del padre e della madre l'hanno ſcacciato dal ſuo paeſe; ma tutto queſto benche paia detto aſſai chiaramente, non è però che non ſia oſcuro in riguardo d'Edippo, ch' era perſuaſiſſimo d'eſſer Figlivolo del Ré di Corinto. Che ſe un Uomo caldo di vino lo aveva gia gran Tempo rimproverato d'eſſer Figlio ſuppoſto, eſſo aveva a fare la dovuta ſtima di ciancie pronunciate da perſona reſa irragionevole dal vino, ne doveva ſopra un detto tale ſtabilire la fede di ſi mirabili paradoſſi. Oltre di che pare veriſimile, che aveſſe ad allontanarlo da tale credenza il ſoſpetto concepito, che l'Indovino foſſe ſubornato da Creonte. Reſta pero dimoſtrato ancora, che ſin qui non ſi forma la ricognizione preteſa. Ma ciò che ſopra modo è degno d'oſſervazione é che i preſaggi dell' Indovino ſi fanno con tal arte prevedere dal poeta, che ben lontani dall' impedire il piacere della ricognizione, accrescono la bellezza della Tragedia.

Se

Se lo ſpettatore non é prima diſpoſto ad attendere che colui che ha fatto ignorantamente coſa orribile debbe al fine ricconoſcerla, non puo ricevere gran diletto in tal ſorta di favole, perciocche l'attenzione di vedere quando ed in qual guiſa deveſi fare il ricconoſcimento, ne fa guſtare ogni Circoſtanza, maſſimamente ove queſto ſiegua per vie veriſimili inſieme e maravigliose. Quindi aviene, che ſi da luogo a fare ſpiccare certi tratti che chiamanſi commotivi del Teatro, di cui moltiſſimi ne ſono ſtati oſſervati in queſta favola dagli Uomini dotti. Sotto tal Titolo ſi ponno ridurre tutti quelli, ove ſi vede, ch'Edippo incorre nella ſua diſaventura per que' mezzi ſteſſi, onde credeva evitarla; e quegli altri ove dicendo egli alcune coſe per un fine diverſo coglie fatalmente nel vero della ſua diſgrazia. L'Abb: Lazzarini, Autore dell'Uliſſe, che fra le moderne Tragedie occupa quel luogo, che ha ſempre avuto l'Edippo di Sofocle fra le antiche, avvedutoſi giudizioſamente del bell' effetto che queſti fanno in tal genere di favole, avvene quà e la ſparſo, come quando Polinio che era ſtato preſſo Eurinome in figura di padre dovendo dallei partire dice parlando d'Uliſſe ch'era ſuo vero padre, ma non conoſciuto:

Ei da qui'n poi ti ſara ſpoſo e padre.

Il ſimile accade quando dicendo Uliſſe d'avere ſchivato il deſtino, allorch' appunto s'era compito, il Coro caſualmente riſponde:

E molte volte ancor per quelle vie
Per cui fugge il dèſtino altri l'incontra.

Nulla meno si puo giustificare il disprezzo ch'Edippo ha dell' indovino, il quale si dice essere contro il Decoro. Egli é tanto credibile che sembra quasi contro il verisimile, che maggiormente non si risentisse un Re nel vedersi improvisamente rimproverare di cose, in contrario delle quali doveva essere sì fermamente persuaso, che conveniva, che gli paressero incredibili. Che poteva egli giudicare se non, ch'a stimolo di maligni Insidiatori, che non sono mancati a più giusti, e più ben veduti Monarchi, costui volesse presso il popolo, che suole essere di sua natura superstizioso, impedirgli la venerazione ch'aveva, giacche appunto come poscia Alessandro M. ebbe a dire del suo Augure Demosonte, *nullum majus impedimentum, quam Vates superstitione captus.* Sapeva, ch'un Re straniero, per acclamato che sia non puo non avere degli Emoli, e de' malevoli, e doveva avere avanti gli occhi l'esempio d'Egeo Ré d'Atene, il quale sì perche non apparteneva alla stirpe degli Eretidi; come perche meditava la suvversione del figlivolo creduto straniero, assalito fu da' Pelopidi che speravano d'occupare il regno dopo di lui. Ma rendeva ancor più probabile l'intelligenza dell' indovino con qualche suo Emolo, il considerare che costui, il quale era creduto profeta anche al Tempo della morte di Laio non aveva giammai fatto menzione d'Edippo, ancorche non regnasse. Che se i suoi vaticinii erano uniformi alle predizioni d'Apollo in qualche parte, non poteva esso credere che si serviisse dell suo profetico spirito per confonderlo, e rendere credibili le sue calunnie? Molte posteriori storie c'insegnano quanti ingannatori siansi ritrovati tra l'indovini antichi. Raccon-

ta

ta Erodoto nel Lib. 5. che sbanditi gli Alchemenidi da Ippia Ré d'Atene, cercavano ogni mezzo per ritornare in patria; ottennero però costoro mentre stettero a Delfo dalla Pitia Divinatrice del Tempio, che ogni volta che i Lacedemoni chiedessero alcuna risposta, dicesse loro, che dovessero liberare Atene dalla Tirannia; onde avenne ch'essi mandarono Anchiolio, a cacciare Ippia da Atene, benche fossero collegati con esso lui. Il medesimo narra nel Lib. 6. che mal contento Cleomene Ré di Sparta di Demareto suo Collega nel regno, s'ingegnò di far credere agli Spartani, ch'egli non fosse figlivolo d'Aristone, a cui era succeduto; per il che parve loro necessario proccurare dall' Oracolo di Delfo la certezza della sua Origine. Cleomene però corruppe Colono figlio di Aristofante, Uomo molto Autorevole nella Città di Delfo, accioche persuadesse a Perilla una delle Vergini vaticinanti a rispondere, che Demareto non era nato da Aristone. Eseguita pero da costei la trama, questi fu deposto dal Trono. Mi riccorda ancora che Xenofonte racconta nella spedizione di Ciro, aversi avuto sospetto di se medesimo, che avesse corrotto Avecione Augure dell' Esercito accio dicesse che gli Intestini degli Animali sagrificati non erano favorevoli alla partenza, che i soldati bramavano. Ora quello, che più volte é posteriormente accaduto, non doveva essere nuovo nè pure al Tempo d'Edippo, e se alcuno poteva aver penetrato le frodi loro, esso s'ha a credere che fosse il più atto, venendoci rappresentato di si fino Intendimento che solo aveva potuto indagare la nascosta significazione del più celebre Enigma. Aggiungo, ch'egli non s'era fi-

dato dell' Indovino nel caſo ſteſſo del contaggio, benche doveſſe eſſergli noto ; per ſegno manifeſto che di lui non aveva tutta la fede e tutta la venerazione.

Sembra ancora a Mr. de Voltaire mal fondato il ſoſpetto d'Edippo contra Creonte, maſſimamente poiche l'ha chiamato poc'anzi ſuo fedele Amico. Per conoſcere la perfezione d'alcuna dipinta Tavola non avvi miglior mezzo, che pareggiarla con l'originale Idea della natura ; in tal guiſa mi avviſo di dover far io per far vedere con quanto retta imitazione abbia Sofocle rappreſentato il ſoſpetto che cade ſopra Creonte.

Gia per le coſe ſopra dette appare quanta raggione aveſſe Edippo di credere Tireſia ſubornato dalla malignitá di qualche mal contento perſecutore ; ora reſta a vederſi chi doveſſe tra gli altri eſſere il più ſoſpetto, il che ſi può ſcoprire con più rifleſſioni, ch'io faccio ſopra l'ordinaria qualitá delle azioni Umane, che ſi ſono vedute in ſimili occaſioni : Prima io trovo, che la fede de' maggiori Amici è molte volte mancata per l'intereſſe del comando. Antipatro, che fu ſcelto da Aleſſandro tra tutti i ſuoi amici per il più fedele ; é prepoſto al Governo della Grecia, e della Macedonia, fu poſcia il ſuo Traditore. Maſſimino alla cui fede fu commeſſa la direzione di tutto l'Eſercito da Severo Aleſſandro, tolſe al ſuo Signore la vita, e l'imperio. Rufino fu tutore d'Arcadio, poi ſuo fellone e. Stilicone fu per l'amicizia inalzato alla cognazione d'Onorio, gli teſe poſcia inſidie, per traſportare ſu'l Capo d'Eucherio ſuo figlivolo la Corona, e mill' altri, che non mi ſovvengono, e che ſarebbe ſuperfluo rammentare

tare, ſi ſono ſerviti dell' amicizia per maggiormente aſſicurare i loro tradimenti. Molto piu però debbeſi ſtimare mal ſicura la Fede di coloro, che con qualche raggione potrebbono aſpirare al Dominio. Tiberio ch'era altrettanto ſagace nel conoſcere i pericoli de' regnanti quanto crudele nell' evitargli ben ciò previde, però benche foſſe adottato per figlivolo da Auguſto, ed inſtituito erede dell' imperio, non ſoffri che viveſſe Agrippa, che poteva avere pretenzione al medeſimo; e Tacito atto più d'ogni altro a penetrare i conſiglii, che naſcono dalla gloria del regnare, benche la morte d'Agrippa aveſſe apparenza del tutto contraria, e per i pubblici rimproveri a lui già fatti dall' Imperatore defonto, e per il bando a cui dal medeſimo era ſtato condannato, non laſcia di dire eſſere nondimeno più probabile che la ſua morte proveniſſe da Tiberio per il ſoſpetto che doveva avere di chi poteva eſſergli Competitore. Veggiamo ora come s'adattino al noſtro propoſito queſte coſe. Creonte era il più diſtinto, ed il più potente tra' Tebani, e l'unico che poteſſe aſpirare ad eſſer Ré, come in fatti divenne poco appreſſo, eſtinta che fu la ſchiatta d'Edippo. Egli oltre ciò era colui ch' aveva perſuaſo il cognato ad affidarſi all' Indovino, il quale e perche non aveva mai fatto motto alcuno della ſua reità, quando il male era recente, e non doveva aver riſpetto alcuno a parlare, perche ancora non regnava e per altre cagioni ſopra toccate, ſi doveva credere ſubornato. Chi ſarebbe dunque ſtato ſi ſcemo, che non giudicaſſe Creonte reo di quelle inſidie apparenti? Sopra tale fondamento era agevole di paſſare al ſoſpetto anche della

Morte

Morte di Laio, perche chi ſi moſtra capace d'un misfatto, puo facilmente eſſerne ſtato anche d'un altro. In fatti Edippo ſi trattiene nel ſolo ſoſpetto, perche trattando di voler condannare Creonte alla morte, moſtra di non moverſi per queſto, ma principalmente per il tradimento contro di ſe machinato, e per la propria ſicurezza. Deveſi per tanto conchiudere ch'Edippo non potevaſi far procedere con maggiore naturalezza e che i ſuoi giudizii ſono tanto veriſimili, che paiono neceſſarii, e che ſono ſi lontani dalla follia, di cui vengono accuſati, che non ponno eſſere piu ſaggi e convenienti alla politica di un ſagace regnante.

S'accuſa indi la difeſa che ſi fa Creonte come frivola e poco ſpettante al ſoggetto, riſpondendo Egli che preferiſce la ſicurezza dello ſtato privato a quella d'eſſere Ré, perche ha la ſorte di godere mercé di lui la reale potenza, libero nello ſteſſo tempo da quelle cure, che porta ſeco il regnare; in vece di ſcolparſi.

Se l'Autore della Critica aveſſe oſſervato tutto ciò, che doveva, averebbe ritrovato, che questo non è che l'eſordio della ſua riſpoſta, e di vero molto convenevole, perche cerca prima di mitigarlo con moſtrare la ricconoſcenza del favore che godeva; dimanda poi più oltre tempo, accioche poſſa far apparire la ſua innocenza; dice che un ſoſpetto non é fondamento baſtante per condannare, e non potendo far altro conferma la ſua integrità co'giuramenti. Come puo dunque meritare le ſopradette taccie queſta riſpoſta, s'ha detto tutto ciò che dir poteva?

L'Altera-

L'Alterazione d'Edippo con Creonte, che pur viene riprovata, non ha biſogno di Difeſa, perocche già s'é provata la ragionevolezza del traſporto del Re; nè Creonte dice nulla difendendoſi, ch'oltrepaſſi la moderazione, ma perche qui fa'l Critico molto schiamazzo contro il pocodecoro d'un tale contraſto, ſpecialmente per queſte parole che coſi tradotte egli reca:

Edippo.

O Thebe Thebe!

Creon.

Il m'est permis de crier auſſi Thebe, Thebe!

ſtimo opportuno dire alcune coſe ancor intorno a queſta.

E degno primieramente d'oſſervazione l'errore di molti, che dal coſtume de' Ré moderni pigliano la norma del decoro degli antichi. La Grecia a tempi d'Edippo era diviſa in gran numero di piccoli ſtati, i cui principi non viveavno con quella grandezza, che colla vaſtità de' Dominii s'é poſcia introdotta. Quindi e ch'eſſi veggonſi ſpeſſo in tutte le greche Tragedie famigliarizzarſi con i Cori, e trattenerſi con più perſone in diſcorſi, che disdicerebbono a' regnanti de' noſtri tempi. Ed in vero averebbono peccato contro il coſtume i poeti di que' tempi, attribuendo loro una gravità ſuperiore al conſueto. Se un Re dunque non foſſe ora per degnare della propria preſenza una perſona creduta rea di leſa Majeſtà, non per queſto ſi potrebbe dedurne, che non conveniſſe ad Edippo udir Creonte a ſcolparſi. Se ſeguiſſero

tra

tra di loro reciproche ingiurie, la Cenſura non diſconverrebbe, perciocche le regole del coſtume ſono in queſto inalterabili, e ſi debbono in ogni tempo oſſervare: Ma quale Indegnita é egli, ch'un Innocente ſi difenda preſſo un ingannato Ré, che l'incolpa? Che ſe il ſopracitato Verſo ſembra poco dicevole, aviene queſto per la traduzione, che veſte il ſentimento di Sofocle d'una maniera ſconcia e puerile. Il Verſo Greco é tale.

Καμοι πολεως μετεστι τησδ' α σοι μονω.

Cioé:

A me nulla men cale
Ch' a te del comun ben della Cittade.

Ove ſi vede, che Creonte non puo meglio riſpondere, poiche dalla Eſclamazione d'Edippo piglia motivo di ſcolparſi moſtrando il zelo ch'egli ha per la patria. Non poſſo dire quanto mi ſembri ſciocca e diſadatta la Critica di ciò, che non s'intende che per altrui interpretazione, perciocche oltre il ſoggiacer ſovente a cattive ſpiegazioni, come é queſta, i ſentimenti anche più fedelmente tradotti perdono talora tutto il loro vigore. Per quanto riguarda la Lingua franceſe, ciò m' è occorſo d'oſſervare in alcuni verſi d'Omero, che ſono da Longino citati, per Eſempii d'uno ſtile ſublime, e che portati in Franceſe da Madama Dacier con tutta la fedeltà, non hanno pregio conſiderabile. I verſi ſon queſti:

Ζευ πατερ αλλα συ ρυσαι υπ' αρεος υιας Αχαιων
Ποιησον δ' αιθρην, δος δ' οφθαλμοισιν ιδεσθαι
Εν δε φαει καὶ ὀλεσσον επει νυ τοι ἡνδανε θυμος.

Cui

Cui traduce così Mad. Dacier : *Grand Jupiter ! diſſipès cette obſcurité , qui couvre les Grecs , rendés nous la Lumiere , permettes que Nous puiſſions voir , & pourvu que ce ſoit à la Clarté des Cieux , faites nous perir , puiſque c'eſt votre volonté.* Mr. Deſpreaux ſentendo il difetto della eſatta traduzione la quale riuſciva troppo verboſa e languente giudicò meglio traſportarli coſi.

Grand Dieu , chaſſe la nuit , qui nous couvre les yeux,
Et combats contre nous à la clarte des cieux.

Poi ſoggiunge in una Annotazione : *Il y a dans Homere , aprés ce fais nous perir ſi tu veux à la Clarté des Cieux : Mais cela auroit été foible en nôtre Langue & n'auroit pas ſi bien mis en jour la remarque de Longin.* Da tutto ciò riſulta quanto ſia vana l'Impreſa di Mr. de Voltaire in criticare ciò , che a fondo non intende. L'eſempio di Perrault doverebbe avere perſuaſo a baſtanza ogni Franceſe della inſufficienza della Critica ſcompagnata dalla cognizione delle Lingue. E benche ſi dica che la bella traduzione che ha fatto Mad. Dacier d'Omero abbia aperta una ſicura ſtrada agli ignoranti di criticarlo, ella medeſima confeſſa, ch'egli perde aſſai nella traslazione ; oltre che mi riccorda aver letto più d'un Autore , che ha notato degli errori nel ſuo volgarizzamento. Si dice che Sofocle ha pure errato nel far che Giocaſta ſentendo che dal Coro le vengono negate le notizie dallei richieſte intorno alla conteſa d'Edippo con Creonte non paſſi ad altre interrogazioni : Ma reſti paga come ſe ſapeſſe il tutto.

Il fatto convince Mr. de Voltaire. Giocaſta non perde punto di tempo a dimandare il reſto ch'e-

ch'erale naſcoſto: A pena aveva il Coro finito
parlare, Edippo a lui ſoggiunge due verſi,
cui come era di dovere, ne riſponde quell
pochi altri; poi toſto Giocaſta ſcongiura per g
Dei Edippo che gli narri la Cagione del ſuo sde
gno; dicendo: *προς θεων διδαξον καμ' αναξ ὁτῳ πο*
μηνιν τοσην δε πραγματος στησας ἐχεις.

Cioè:

Deh dimmi per gl' Idii quale cagione
Ora ti move o Rege a tanto sdegno?

Avendo dopo il Coro parlato toſto Edippo no
era egli decentiſſimo, ch'ella differiſſe ſi poch
momenti la ſua dimanda?

Si rinova dappoi la Critica ſpettante alla ricco
gnizione. Si dice che nella Scena in cui Edipp
e Giocaſta ſi fanno vicendevoli ſcoprimenti dove
vaſi conoſcere il fine della Tragedia, particolar
mente perche ella ſentendo le predizioni d'Apol
lo non poteva non rammentarſi, e non dire ch
le ſteſſe erano ſtate fatte al ſuo Figlivolo: Di pi
per l'inſulto gia fatto ad Edippo dall' ebbro ingiu
riatore, e per le cicatrici ch'egli doveva anco
avere ne' piedi, come coſe tutte, che s'acor
davano a confermare il parricidio. Riſpettivamen
te a Giocaſta riſpondo eſſere credibile, che s'u
niformaſſero in tutto l'oracolo del Figlivolo d
Laio, e quello d'Edippo, benche non conſti ad
evidenza, che foſſero o totalmente concordi, o
egualmente chiari; ma che non veggo in lei ver
una neceſſità di paleſare queſta concordia, perche
del canto ſuo ella appare ſi perſuaſa della morte
del proprio Figlivolo, e per conſeguenza della va
nità del vaticinio, che una tale uniformità in ve
ci

ce di recarle alcun Timore, la rendeva incredula, e dispregiatrice d'ogni pressaggio; Sicche dice:

Βροτων ουδεν, μαντικης εχον τεχνης.

Non avvi tra mortali
Scienza divinatrice.

All' incontro vedeva ella Edippo tutto agitato da Timori ed Anzietà, sicche s'affligeva, come ivi confessa di cosi rimirarlo. Per qual fine dunque aveva essa a palesarla, poiche averebbegli solamente accresciuti i suoi sospetti, la dove si mostrava anzi intenta a confortarlo? Certamente Sofocle averebbe fallito in trasgredire qui l'osservanza d'un costume si idoneo. Ma posto ch'ella gli avesse palesato essere l'oracolo del figlivolo di Laio interamente uniforme al suo, che poteva egli perciò conchiudere? Nè l'asserzione d'un Uomo preso dal vino, di cui gia sopra ho notato qual Conto si doveva fare; nè le Cicatrici de' piedi ch'erano un indicio lontano, perche potevano essere per altra cagione, era verisimile, ch'avessero levato ad Edippo la credenza ch'aveva d'essere Figlivolo di Polibo. Come poteva egli dunque rinunziando alle sensibili notizie, che avevano già fatto in esso una antica impressione, spogliarsi d'ogni prevenzione, e per la sola uniformità di questi Oracoli, credere ch' Esso fosse il Figlivolo di Laio? Le notizie però che qui si vanno scoprendo, se bene s'esaminano sono tali che bastano solamente per isvegliare in Edippo del sospetto. In che debbesi osservare un artifizio notabile, perciocche trattandosi d'una peripezia si strepitosa, come è quella che siegue poi,

la Concordia di questi precedenti avisi serve per render ad evidenza credibili le cose, che indi si scoprono dal Ministro di Polibo. Altrimenti chi sulla fede d'un Uomo ignoto sarebbe si credulo di tali stranezze che venisse in risoluzione d'ammazarsi, come fa Giocasta, o di cavarsi gli occhii, come fa nel fine Edippo? Ma cio che mi rende più strana la presente Censura si è che gli scoprimenti medesimi si fanno nella scena prima dell' atto 4. nel nuovo Edippo di Mr. di Voltaire con maggiore chiarezza, e l'avvenimento della morte di Lajo si conforma a quello, che racconta Edippo essergli accaduto nel medesimo distretto, sicche gli resta ivi assai meno luogo di dubitare, ch'egli ne fosse l'uccisore: pure non appare che in tale scena ciò si creda provato ad evidenza; perche sopraggiungendo Forba dice Edippo: *Mon doute affreux va donc être eclairci:* Nè però nell' esame che prende a farsi si rigorosamente l'Autore s'ascrive questo difetto. S'inoltra il Critico ad affermare, che quando il Pastor di Corinto scopre ad Edippo che ei non é figlivolo di Polibo, ma che fu da Fanciullo esposto sopra il monte Citerone da persona Tebana, egli con tutto ciò non sospetti ancora di nulla, e che peró la sua Ignoranza é un artificio assai rozzo del poeta, che per dare giusta lunghezza alla Tragedia trasporta sino al fine del quarto atto una ricognizione si manifesta.

Che Edippo non sospetti ancor di nulla é cosa contraria al fatto. Egli ha cominciato a dubitare sino nella sopradetta scena, al sentire le notizie, che gli dava Giocasta, d'esser l'omicida ricercato; peró dice:

Οιον μ' ἀκουσαντ' αρτιος εχει γυναι
Ψυχης πλανημα κ' ανακινησις φρενων.

Ahi

Ahi quale o Donna in aſcoltar tai Caſi
Conformevoli a miei mi ſi riſveglia
Tumulto di penſier ch' agita l'Alma !

Circa la ſua naſcita non ci ha dubbio, ch'egli averebbe qualche raggione di concepire gran ſoſpetto del vero; quando nulla non ne lo ritraeſſe. Ma gli ſi oppone l'opinione, che ſ'aveva che'l figlivolo di Laio foſſe gia perito; ſiccome prima ha moſtrato di credere anche Giocaſta allorche ha recato la ſua Morte per prova della Vanità degli Oracoli; e le circoſtanze della narrazione del Miniſtro di Corinto, che dice aver ricevuto il Bambino da un paſtore della Famiglia di Laio, ſono contrarie altreſi agli Ordini dati da Laio medeſimo: Però non s'offende lo ſpettatore di queſta Arte del poeta, la quale non tanto giova per dare una giuſta lunghezza alla Tragedia, come dice l'autor Franceſe, quanto per rendere piu ſenſibile e violenta la peripezia, che poi ſiegue in un ſol punto. Molto meno per tanto ſi puo dire che qui ſi faccia una compita riccognizione. Che ſe Giocaſta ſenza attendere altro ſ'uccide, ella ha motivi aſſai maggiori. S'avvede che tutto s'accorda con l'oracolo del ſuo figlivolo, ed alla qualità del paſtore nominato dal Miniſtro ſopradetto, connoſce che non puote eſſere, ſe non quegli à cui eſſo fu conſegnato. Ma non voglio a tale Propoſito laſciar qui di dirvi, che quando anche foſſero eguali in ambedue i motivi di diſperare, non ſarebbe fuori di raggione ch'ella piu toſto s'abbatteſſe. Cercaſi da Philoſophi naturali per quale raggione di due perſone poſte in uno ſteſſo pericolo una pur ſi luſingha, l'altra diſpera. Non v'ha dub-

bio ch'egli proviene dalla diverſa Diſpoſizione, ch'abbiamo circa l'ardire ed il timore. Ove il languor de ſpiriti diſponga al timore, a meſura che creſce queſta paſſione, piu ſi riſtringono le vie, per cui eſſi hanno il lor moto; onde piu facilmente reſtano ſorpreſi ed oppreſſi da quello ſtupore dal quale naſce l'abbatimento dell' animo, e lo ſgomento, ch'ha talor reſa amabile la morte. Il contrario avviene ne' temperamenti atti all' ardire; perche avendo queſto una comune origine con la ſperanza, colui ch'inclina ad un' affetto, ſenteſi portato anche all' altro; peró ſi legge nel 2. della Rettorica d'Ariſtotele το τε ἐλπιζειν ἀγαθον τι ταραγαλεον ἐϛι; avendo egli oſſervata la loro ordinaria corriſpondenza, della quale rende appieno raggione Carteſio nel trattato delle paſſioni. Quinci e ſovente avvenuto, che ſ'é preſo un affetto per l'altro, come fece Orazio, da cui la turba de giganti, che da l'aſſalto al cielo, viene chiamata fida Juventus. Per tanto ad Edippo il cui carattere é d'ardito, qualor anche aveſſe tutti i mottivi di Giocaſta converrebbe forſe il luſingarſi, ed a queſta giuſta il coſtume timido delle donne l'abbaterſi.

Una altra taccia qui s'impone a Sofocle perche moſtri obliare, che il ſoggetto della tragedia é la vendetta della morte di Laio, introducendo Edippo a porre ogni ſua cura nel ricercare la propria origine. Se ſoggetto della favola ſi chiama il principale ſuo ſcopo, queſto certo é la riccognizione d'aver comeſſo coſa orribile; che ſ'ella conſiſte nello ſcoprimento d'avere ucciſo il padre, e ſpoſata la madre; come puo dirſi fuori del ſoggetto, che Edippo cerchi di cui ſia figlivolo; cioé la notizia

tizia di cui dipende tutto, il ricconoſcimento? Il caſtigo dell' ucciſore di Laio voluto dagli Iddii é piu toſto occaſione, che ſcopo della favola: Ma quando ancor ſi conſideri ſolamente per ſoggetto della Tragedia l'impreſa d'Edippo intento ad eſeguire il volere de Numi; in qual guiſa piu artifizioſa e piu propria ſi poteva venirne al fine, tanto piu ſorprendente, quanto meno aſpettato; che per mezzo d'una ricerca, che pare manco acconcia al propoſito? Dall' altro canto quale inconvenienza é egli ch' Edippo interroghi il paſtore delle coſe ſpettante alla ſua origine; mentre l'occaſione coſi richiedeva, e l'attuale commozione del ſuo cuore a ciò lo portava, ſenza guari interrompere l'altre ſue cure?

S'aggiunge che il coro dimoſtra una ignoranza affettata non meno ch' Edippo, poiche ſebbene é ſtato preſente a tutti gli avvenimenti della tragedia ed é compoſto, di gente illuminata, eſſo ſi trattiene in raggionamenti che riguardano ſolo la conoſcenza, che ſpera avere de di lui parenti. Intorno a queſta ignoranza del coro ſi potrebbe riſpondere (oltre che egli rappreſenta la moltitudine de Cittadini, la quale ſuol poſſedere le notizie imperfettamente) ció che ſopra ho detto d'Edippo ſteſſo. Anzi doveva avere difficoltá di perſuaderſi le ſtrane di lui ſciagure piu che queſto infelice Re; eſſendo come ci ſi rappreſenta nel decorſo di tutta la tragedia ſi prevenuto in ſuo favore, che lo credeva un ſemideo generato da Mercurio, o da Bacco, o nato di qualche figlivola di Febo.

Tutto l'atto 5. é l'oggetto della cenſura che ſiegue. Riprovaſi queſto come ſuperfluo, e ſe

ne trae una raggione dal poco applauſo, ch'ebbe il nuovo Edippo allorche fu rappreſentato con una ſimile aggiunta, la quale fu peró levata dall'autore. Un' altra ſe ne cava dalle annotazioni di Mr. Dacier nelle quali ſ'avverte, che la favola non é finita nel quarto atto; dice per tanto il noſtro critico, n'eſt ce pas avouer, qu'elle eſt finie que d'etre obligé de prouver, qu'elle ne l'eſt pas?

Il fondamento, ſi puo dir, unico di queſta cenſura é la diſapprovazione ch'ebbe la prima volta la Tragedia di Mr. de Voltaire, e da queſto egli ha preſo motivo di ſofiſticare ſopra l'aſſerzione di Mr. Dacier. Io non poſſo ſapere tutte le cagioni per cui fu diſaprovata queſta parte che da lui poſcia é ſtata ommeſſa, non avendo avuto la ſorte di vederla. Una nondimeno io ne deduco dalla lettura delle coſe precedenti della ſteſſa ſua Tragedia; ed é che la peripezia del nuovo Edippo ſi compie in due volte; perche prima ſi riconoſce, ch'egli é parricida, poi ch'egli é figlivolo di Giocaſta; quindi é che gran parte della paſſione eſſendo nella prima cataſtrophe, la ſeconda fa molto minore impreſſione che nella Tragedia di Sofocle, in cui ſi fà tutta la riccognizione e tutta la cataſtroſe in un ſol punto; onde tocco lo ſpettatore da piu recente e da piu grande ſorprendimento, attende piu vivamente gli effetti, che ſon per ſeguire. Per altro Mr. de Voltaire moſtra di poco conoſcere la perfezione della favola tragica, nel dire che queſta nell' atto quarto ſia compita. Non baſta dar l'eſſere all'azione, che ſ'imita. Ma debbeſi formare la favola grande bella e perfetta: E ſicome un cavallo di freſco nato, ancorche abbia le parti eſſenziali,

ſenziali, che coſtituiscono il ſuo corpo, riceve dalla natura ſolo dopo il debito creſcimento quella bellezza e quello Spirito, che ci fa godere nella ſua giuſta grandezza; coſi l'arte imitatrice della natura, benche colla riccognizione dia qui l'eſſere alla favola, non dalle ſe non dappoi quel compimento, onde ella acquiſta maggior vaghezza e maggiore energia. In fatti quanto debbono accreſcere la compaſſione le circoſtanze delle doloroſe azioni, che poi fanno Edippo e Giocaſta? Sofocle ch'aveva dipinto Edippo nel colmo maggiore della felicitá, per cui parreggiavaſi a' Dei, doveva opporgli un altro termine pari d'infelicitá: Però dopo che gli ha fatto conoſcere eſſer egli parricida, inceſtuoſo, condannato da ſe ſteſſo imprudentemente alla perdita del regno, ed all'eſilio; aggiunge la perdita della madre e della viſta che dopo la vita é la piu dolce coſa che abbiamo.

L'ultima cenſura é di que' Verſi del quinto Atto, che Mr. Voltaire rapporta coſi tradotti da Deſpreaux.

Hymen funeſte Hymen tu m'as donné la vie,
Mais dans ces mêmes flancs, où je fus renfermé,
Tu fais rentrer ce ſang, donc tu m'avois formé;
Et par là tu produis & des fils & des Peres,
Des freres, des maris, des femmes, & des meres,
Et tout ce, que du ſort la maligne fureur
Fit jamais voir au jour & de honte & d'horreur.

Si riprova l'ammirazione ch'ebbe Longino di queſte eſpreſſioni, e diceſi che biſognava eſprimere, che nella medeſima perſona ſi trovino le dette qualitá; di piu che l'inveſtigazione ſi curioſa del-

le circoſtanze del ſuo delitto, ſi minuta commemorazione dit tanti titoli inceſtuoſi, e la combinazione di tanti orrori, in vece d'aggungere all'azione attrocitá, la diminuiscono.

Qui prima é degno d'avvertimeno che la traduzione franceſe ha certa condotta e certe locuzioni che pregiudicano al bello e paſſionato ſentimento di Sofocle: Ma non ſi puote ad ogni modo compatire la franchezza con cui ſ'accuſa ſi celebrato poeta ed un critico ſi dotto e giudizioſo qual é Longino. Per altro qual biſogno aveva Edippo di ſpiegarſi piu chiaramente, ſe parlava di coſe a tutti note, come ſoggetto della ſua diſgrazia e motivi delle paſſate querele? Una eſpreſſione piu chiara ſarebbe da riporſi nel numero di que difetti, che ſecondo Ariſtotele fanno il parlar freddo. Ma piu ſi convince il critico noſtro si perche Edippo parla qui ſeco medeſimo per modo d'eſclamazione, lagnandoſi del ſuo perverſo deſtino; come perche s'eſprime meglio il traſporto delle paſſioni con l'ommiſſione di qualche coſa ancor che ſoſſe neceſſaria. Però Virgilio volendo eſprimere meglio il traſporto di Niſo nel vedere che ſi trucidava Eurialo dice, che egli eſclamó quaſi impazzito per lo furore

Me me adſum qui feci, in me convertite ferrum.

Per ciò che ſ'aſpetta all' altra parte della cenſura dico, che per movere meglio l'altrui compaſſione non v'era mezzo piu proprio, che moſtrare l'eccesſo del proprio dolore giuſta quel verſo d'Orazio.

Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi, tunc tua me infortunia lædent.

Ne

Ne ſi poteva meglio dimoſtrare il dolore eccesſivo, che con l'eſprimere il cumulo delle ſciagure; onde era tormentata in quel punto la ſua fantaſia; ne queſto finalmente ſi poteva in forma piu idonea rappreſentare che con l'accoglier molto in poco; perche in tal maniera l'eſpreſſione é piu grave piu viva ed una immagine piu retta di ciò che ſi rappreſenta. Non ſo come ſi poſſa dire, che le particolarità delle ſue fatali e lagrimevoli diſaventure ſcemino la forza delle ſue querele; ſe quelle appunto ſono i mezzi unici per commovere gli Uditori. Cicerone che nel Libro del Oratore dice come Orazio, *neque fieri poteſt ut dolent is qui audit, - - ut ad fletum miſericordiamque deducatur, niſi omnes illi motus, quos Orator adhibere volet judici, in ipſo Oratore impreſſi eſſe atque inſerti videantur*, eſequisce poi per tutto queſto precetto con l'accenamento di ſimili circoſtanze. Virgilio chi come bene oſſerva l'abbate Terraſon, é ſtato ſino a noſtri tempi il poeta piu atto ad eſprimere paſſioni triſti, ſolo di quelle medeſime ſi ſerve. Eſempio ſiane queſto della ſorella di Didone, laquale ſi lagna ſulla di lei pira coſi.

Hoc illud Germana fuit? Me fraude petebas?
Hoc rogus iſte mihi, hoc ignes, aræque parabant?
Quid primum deſerta querar? Comitemque ſororem
Sprevisti moriens? Eadem me ad fata vocaſſes:
Idem ambas ferro dolor, atque eadem hora tuliſſet!
His etiam ſtruxi manibus, patriosque vocavi
Voce Deos, ſic te poſita ut crudelis abeſſem?
Exſtinxi te meque ſoror, populumque patresque
Sidonios urbemque tuam.

Qual circoſtanza avvi del dolore di queſta meſchina, che non ſia eſpreſſa in tale lamento? Ed all'

all' incontro qual commozione recarebbe egli, ſe terminaſſe in alcuni generali ſoſpiri? Non poteva dunque Sofocle meglio adempiere l'ufficio del poeta tragico in rappreſentare gli affetti al naturale, ed in quella maniera che piu ſembra efficace per eccitarli in altrui. Però ben ebbe raggione Longino di lodarlo in queſta parte come maraviglioſo, e merita tanto d'approvazione il ſuo ſentimento, quanto é degno di diſpregio, chi lo diſapprova. I rifleſſi fatti intorno a queſte eſpreſſioni di Sofocle baſtano per far conoſcere i ſuoi vantaggi ſopra quella di Pier Cornellio, la quale il Critico qui paragona, indi Paridis ſuffragio, come ſuol dirſi, l'antepone.

Eccomi al fine delle cenſure di Mr. de Voltaire. Se voi le avete prima di me ben conſiderate, vi farete ſtupito del applauſo, che gli hanno in Francia ottenuto. Se non ci avete fatto ſopra oſſervazione, ſpero che vene ſtupirete ora, e giudicarete meco, che tutta la riputazione di queſta opera s'é ſtabilita piu ſu'l numero che ſu'l valore delle medeſime, per le quali ſi puo dire che l'Autore, giuſta l'adagio antico *convicii pœnam debet.* Onde deveſi conchiudere, ch'aſſai grande é la fallacia de volgari giudizii, appo cui é paſſato per ingegnoſa critica cio che non é ſtato ſe non un arte per far pregio maggiore alla nuova Tragedia.

Abhandlung
von der Schreibart in Miltons verlohrnen Paradieſe.

Ich habe die Begierde noch nicht verlohren, meinen Landesleuten das Vortrefflichſchöne und Angenehme in Miltons Paradieſe zu ihrem Gebrauche zu entdecken und mitzutheilen. Die neue Ueberſetzung und vornehmlich die Erklärungen von des Poeten Erfindungen, Vorſtellungen, und der Ausbildung derſelben, ſind Zeugen davon. (*) Ich habe mich in derſelben befliſſen die Tüchtigkeit der Kunſtmittel vor Augen zu legen, welche der Poet gebraucht hat, eine gewiſſe Würckung ſeiner eigenen Abſicht gemäß in dem Gemüthe hervorzubringen; ich habe gezeiget, daß ſelbige in der Natur des menſchlichen Gemüthes und deſſen Verhältniß mit den Sachen gegründet ſind; daher die Würkungen derſelben natürlicher Weiſe und ohne Zwang folgen müſſen. Ich habe viele beſondere Nachrichten und Anmerckungen einflieſſen laſſen, welche dienen, die Fähigkeit des Leſers zu erweitern, ihn in die Gedancken, und Vorſtellungen des Poeten einzuführen, und die Vorurtheile, welche desfalls im Lichte ſtehen, wegzuräumen. Der auſſerordentliche Inhalt mußte nothwendig in einem gemeinen und am Irdiſchen klebenden Verſtande, der weder genugſam angebauet, noch

(*) Dieſe neue Ueberſetzung kan auf künftige Oſtermeſſe aus der Preſſe kommen.

mit Wiſſenſchaften bereichert iſt, viele Schwierigkeiten finden. Dieſe Hinderniſſe ſind durch das Beſtreben derer, welche des Poeten Gedanken bey ihren kurtzen Einſichten und groſſen Eigendünckel mit verkehrten Auslegungen verſtellet haben, noch mehr verſtärket worden. Eben dieſer ſchädlichen Bemühung habe ich meine Arbeit entgegengeſetzet, und das gute Zutrauen, das ich in die Verſtandes- und Geiſtes-Kräfte der Deutſchen ſetze, läßt mich nicht zweifeln, daß ſie nicht die natürlichen Eindrücke von Miltons Vorſtellungen nach ihrer vollen Macht mit Vergnügen bey ſich empfinden, und mit ihrem Beyfall die ſtoltze Vermeſſenheit derjenigen zu Schande machen werden, welche den Verſtand und das Hertz der Nation nach ihrer eigenen Blödigkeit und Kaltſinnigkeit ſchätzen. Mithin iſt mir noch ein Vorurtheil wider Miltons Gedichte zu beſtreiten übrig geblieben, welches man den Leichtgläubigen mit aller Macht beyzubringen gearbeitet hat. Solches iſt von einigen beſondern Eigenſchaften hergenommen, die man in Miltons Sprache wahrnimmt. Ich muß mich darum befleiſſen die wahre Beſchaffenheit der miltoniſchen Schreibart mit einer ſorgfältigen Genauigkeit zu unterſuchen. In den Anmerckungen über des Poeten Erfindungen habe ich nichts davon geſagt, damit ich den Leſer nicht allzuweit von den Sachen abführete. Ich dachte, daß es ſich beſſer in einer abſonderlichen Schrift ſchickete, wo man es lieber in einem fort leſen würde.

Alles, oder das meiſte, was Milton in der Sprache beſonders hat, beruhet darauf, daß er die Eigenſchaf-

genſchaften gantz fremder Sprachen in der Form der Wörter und Redensarten in die ſeinige hinüber getragen. Virgil hatte dieſes vorlängſt gethan, und hundert Formen der Rede von den griechiſchen Scribenten geborget, welche von den Kunſtrichtern Helleniſmi geheiſſen werden. Und Horatz hat ſolche in ſeinen Oden noch häufiger als Virgil angebracht. Und wer hat nicht von den verſchiedenen Mundarten reden gehöret, welche Homer gebraucht hat? Dadurch befliſſen ſie ſich, die Sprache zu erheben, und ihr eine poetiſche Geſtalt zu geben. Die alten Kunſtlehrer hielten ſo viel darauf, daß Ariſtoteles eine Regel daraus formiert hat. „Der herrliche Ausdruck, ſagt er, „der ſich von den gemeinen Redensarten der Leute entfernet, entſteht von dem Gebrauche entlehnter Wörter. Ich heiſſe entlehnte Wörter „die Wörter fremder Sprachen, die Metaphoren, die verlängerten Wörter, kurtz, welche „nicht eigentliche Wörter ſind. - - Soll „der Ausdruck weder pöbelhaft noch niedrig werden, ſo muß man ſeine Zuflucht zu fremden „Wörtern nehmen, zu Metaphern, zu Figuren, und dergleichen. Ein gantz ſicheres Mittel, die Rede zugleich deutlich und prächtig zu „machen, iſt dieſes, daß man die Worte verlängere oder beſchneide, oder ſonſt auf eine „andre Weiſe verändere; denn was in dieſen „Wörtern ungewöhnliches iſt, und was ſie von „den eigentlichen und gemeinen Wörtern entfernet, theilet ihnen eine gewiſſe Pracht mit; und „was ſie von dem gemeinen Gebrauche noch behalten, machet ſie deutlich.“

Milton

Milton hat ſich aller dieſer Mittel ebenfalls bedienet, jedoch dieſes mit gewiſſer Maaſſe und Beſcheidenheit, in ſoweit als es ihm ſeine Sprache zugelaſſen hat. Dieſe hat von Alters her ein groſſes Belieben gehabt, die nachdencklichen und nachdrücklichen Wörter aus fremden Sprachen aufzunehmen und zu gedulden, wie ſie denn nichts anders als ein Gemiſche von verſchiedenen Sprachen ungleichen Stammes iſt. Sie hat dieſe Neigung noch zu unſern Zeiten behalten, und einige Scribenten haben derſelben in ihren Schriften ſo übel mißgebraucht, daß ſie zuletzt ohne Noth ausländiſche Wörter in ihre Schreibart gemenget, welches die Sprache auf eine ſeltſame Weiſe zerhudelt hätte, wenn nicht verſtändige Kunſtlehrer dieſem ausſchweifenden Miſchmaſch Einhalt gethan hätten. Milton hat ſich damit in den gebührenden Schrancken gehalten, und kein fremdes Wort gebraucht, das nicht ſeinen gewiſſen Werth gehabt hätte. Alſo hat er auch mit einigen Formen aus fremden Sprachen gethan, welche er geſchickt nachgemachet hat; dergleichen ſind, daß er das Beywort nach dem Hauptworte geſtellt, daß er das Beywort in ein Hauptwort verwandelt, und, daß er die Wörter in einer veränderten Ordnung zuſammengeſetzet hat. Die Metaphoren hat er allemahl angebracht, ſo oft ſie ſeinen Vorſtellungen Zierde, Licht, Glantz, oder Nachdruck mittheilen konnten. Alſo hat er eine Menge Metaphoren und metaphoriſcher Reden, die er ſelbſt zu ſeinen Abſichten erfunden hat. Dieſes that er kraft der natürlichen Freyheit, nach wel-

welcher einem jeden erlaubt iſt, neue Vergleichungen zu erfinden, oder ähnliche Dinge unter gantz neuen emblematiſchen, jedoch deutlichen und lebhaften Bildern vorzuſtellen, folglich auch vergönnet iſt, ſolche Vergleichungen in Metaphoren einzukleiden. Zu dieſen neuen Metaphoren hat er ferner eine groſſe Anzahl andrer zuſammengeleſen, welche er in ſeiner Sprache ſchon ſeit uralten Zeiten ſo wohl eingeführt gefunden, daß ſie izo von den wenigſten mehr vor Metaphern angeſehen werden. Die Engliſche Sprache iſt an dergleichen vor andern reich. Aber Milton begnügete ſich nicht an denen, welche zu ſeiner Zeit in dem gemeinen Umgange gebraucht wurden, ſondern zog eine Menge ſolcher, die theils dem Untergange nahe waren, theils ſchon ins Vergeſſen gekommen, wieder ans Licht hervor. Er bemächtigte ſich ſolcher in Spenſers, Fletſchers, und Sakſpers Schriften, ſo oft ſie ihm dieneten, eine Sache und einen Begriff nach einer abſonderlichen Einſchränckung vorſtellig zu machen. Daneben thaten ihm dieſe veralterten Wörter den Dienſt, daß ſie ſeinem Gedichte einen gewiſſen Schein von Alterthum mittheileten. Auch das lezte Mittel, das Ariſtoteles in Vorſchlag gebracht hat, hat Milton mit Nutzen anzuwenden gewußt. Er hat eine Redensart mit Hinzuſezung ſolcher Wörter länger gemacht, welche nach Belieben geſetzet oder ausgelaſſen werden können; und er hat abſonderliche Wörter mittelſt Einſchiebung oder Hinauswerffung gewiſſer Sylben ausgedähnet, oder abgeſtutzet. „ Giebt man auf das „ Maaß ſeines Verſes acht, ſagt Addiſon, ſo

„ wird

„ wird man sehen, daß er in verschiedenen Wor-
„ ten mit grosser Geschicklichkeit eine Sylbe ver-
„ drückt, und andre mahl zweysylbigte Wörter
„ in eine Sylbe zusammengedrungen, wodurch
„ er seine Sprache erhöhet, und seinem Sylben-
„ maasse ein verschiedeneres Aussehen mitgetheilet
„ hat. Dieses hat er insonderheit in den Nah-
„ men der Personen und der Länder gethan, in-
„ dem er entweder den Nahmen einigermassen ge-
„ ändert, oder einen gebraucht, der am wenig-
„ sten bekannt war, damit er die Sprache des
„ gemeinen Volckes desto besser vermiede. „

Eben derselbe berichtet uns, daß Milton verschiedene Wörter aus eigener Macht gepräget habe, und verweiset den Leser, der sich daran ärgerte, auf eine Schrift des Plutarchs, worinnen gezeiget wird, wie vielmahl Homer sich eben dieser Freyheit bedienet habe. Wenn wir ihm Glauben zustellen, so hat der Poet mittelst aller dieser Hülfsmittel, und mittelst der trefflichsten Wörter und Redensarten, so ihm die Englische Sprache mittheilete, dieselbe zu einer grössern Hoheit erhoben, als jemahls ein Englischer Poet vor oder nach ihm gethan hat, und seine Schreibart eben so erhaben gemachet, als seine Gedanken sind.

Die Herren Richardsonen, Vater und Sohn, haben in ihrer Lobschrift des verlohrnen Paradieses mit eben demselben Lobe von Miltons Schreibart geredet. Und der Journaliste, der in der Britannischen Bibliotheck im April 1737. I. Artick. einen Auszug davon gemachet, giebt zu verstehen, daß

er

er es ihnen nicht wiederſprechen könne, wiewohl er ziemlich unbeſtimmte Begriffe davon hat, und zu fürchten ſcheinet, ſeine franzöſiſchen Leſer werden mit den Hrn. Richardſonen nicht eines ſeyn. „ „ Dörffen wir, ſagt er, auch alles erwähnen, was „ Richardſon von Miltons Schreibart ſagt? Alle unſre Leſer wiſſen, was Boileau von Ron„ ſard geſagt hat, ihn herunter zu machen, nem„ lich daß **ſeine Muſe im Franzöſiſchen Grie„ chiſch und Latein geredet habe.** Wo ſind „ nun die Frantzoſen, welche bey dem Vorur„ theile, das ſie von dieſen Worten empfangen, „ ohne Erſtaunen hören könnten, daß jemand „ mit Worten, die eben das ſagen, was Boi„ leau geſagt hat, die Schreibart eines heutigen „ Poeten loben wollte? Dennoch iſt dieſes ein „ Paradoxum, welches ſie verdauen müſſen, „ wenn ſie begreiffen wollen, worinnen der wah„ re Werth der miltoniſchen Schreibart beſtehe. „ Vielleicht iſt die Engliſche Sprache, die aus „ der augenſcheinlichen Vermiſchung vieler and„ ren entſtanden iſt, ſchon daran gewöhnt, daß „ ſie ſich nach den Eigenſchaften ausländiſcher „ Sprachen bequeme. Vielleicht hat ſie ſo viel „ von dem Naturelle derer, die ſie reden, in ſich, „ daß ihre Natur nicht ſo enge eingeſchräncket iſt, „ als der frantzöſiſchen Sprache. Vielleicht laſ„ ſen ſich alle Sprachen aus dem Vorrathe der „ andern bereichern, und der vornehmſte Unter„ ſcheid zwiſchen Milton und Ronſard beſteht da„ rinnen, daß jener desfalls mehr Geſchicklichkeit „ und mehr Behutſamkeit gebraucht hat, als Ron„ ſard.

„ sard. Das ist gewiß, daß die Herren Richard-
„ sonen unsern Poeten damit loben wollen, und
„ ihn in der That loben, wenn sie sagen, daß
„ man in einem gewissen Dinge, das man nicht
„ recht nennen könne, das seine Schreibart so nach-
„ drücklich und so eigen mache, was fremdes und al-
„ tes erkenne, welches viel von dem Römischen und
„ Griechischen an sich habe, aber naturalisirt
„ Englisches sey. Da Milton viele alte und neue
„ Sprachen verstuhnd, nahm er aus jeglicher,
„ was sich vor die Natur der Englischen schickete.
„ Indem das Feuer, dessen er voll war, alle
„ Theile dieser Vermischung durchdrang, sah
„ man ein neues Gemische daraus entstehen, wel-
„ ches nach dem Urtheile der Kenner in den Spra-
„ chen eben das ist, was das Corinthische Ertzt ehe-
„ mahls unter den Metallen war. - - Ueber-
„ haupt zu reden, hat Miltons Schreibart zu ih-
„ rem Eigenthume, daß sie reich und überfliessend
„ ist, ohne Gewasche. Der Ueberfluß ist viel-
„ mehr in den Begriffen als in den Worten. Sie
„ ist allemahl nachdrücklich, klar und genau. Die
„ Genauigkeit ist so groß, daß Hr. Richardson
„ saat, sie verursache bisweilen etwas, das den
„ Schein einer Dunckelheit habe, aber doch nicht
„ dunckel sey, oder wenn es dunckel sey, so sey die
„ Schuld nicht der Schreibart sondern des acht-
„ losen und im Denken ungeübten Lesers, und
„ solcher Leute, welche in Miltons Ausdrücken aus
„ derselben Ursache keinen Verstand finden, als
„ wir bey hellem Mittage in der Sonnenscheibe
„ nichts sehen, dieweil ihr eigner Glantz sie vor
„ uns verbirgt. „

Man

Man hat von dem Character der französischen Sprache angemercket, daß sie von einer sehr zärtlichen, lekeren und eingeschränckten Beschaffenheit sey, insbesondere daß sie eine Menge eigensinniger und gleichsam geweiheter Redensarten habe, welches machete, daß sie deßwegen der Grundschrift, die man aus einer andern Sprache in dieselbe übersetzen will, nicht lange Fuß für Fuß nachgehen könne. Einige der geschicktesten Franzosen selbst haben sich geklaget, daß ihre Sprache arm, mager, und truken gemachet worden, daß man sie in Fesseln und Bande gezwungen habe; und sie bekennen, daß sie keinen Schritt thun dörfe als nach den strengesten und allezeit gleichförmigen Regeln der Sprachlehre. Der Herr von Fenelon, Boileaus und andrer, die eine gleiche Klage geführt haben, an diesem Orte nicht zu gedencken, hat in seinem Entwurffe einer Poetick ihre Strengigkeit sonderlich in Ansehung der Versetzungen der Wörter beklaget. „ Man hat „ sich, sagt er, ohne Noth selber die Folter zu„ erkannt, damit man eine Schrift verfertigen „ könnte. Man dürfte schier auf die Gedancken „ fallen, daß man sich mehr um das, was schwer „ ist, als um das, was schön ist, bekümmert „ habe. Bey uns hat ein Poete eben so sehr „ nöthig sich in den Gedancken zu schlagen, wie „ er die Sylben in Ordnung stellen, als wie er „ starcke Empfindungen, lebhafte Schilderey en, „ kühne Gedancken erfinden wolle. „ Nach diesen Worten bringt er etliche Exempel von dem Gebrauche, zu welchem die Alten die Versetzungen

gen der Wörter angewendet, und worinnen die französische Sprache zu kurtz kömmt; welches ihm Anlaß giebt von Ronsard zu reden: „ Ronsard, „ sagt er, hatte der Sache auf einmahl zu viel „ gethan. Er hatte unsrer Sprache durch allzu „ verwegene und dunkele Versetzungen Gewalt „ angethan. Er machte eine rohe und ungestalte„ te Sprache daraus. Er brachte allzu viel zu„ sammengesetzte Wörter in dieselbe, welche in „ dem gemeinen Umgange noch nicht eingeführt „ waren. Er redete französisch auf griechisch, „ und dieses ohne die Einwilligung der Franzo„ sen. Er hatte meines Bedünckens nicht un„ recht, daß er das Eis brechen wollte, unsre „ Sprache zu bereichern, und unsre Poesie küh„ ner zu machen. Aber in den Sprachen richtet „ man ohne die Beystimmung der Leute, für „ welche man redet oder schreibet, nichts aus. „ Man muß niemahls zween Schritte zugleich „ thun, man muß stille stehen, sobald man sie„ het, daß die Leute uns nicht nachfolgen. Vor „ sich allein stehen, ist allemahl und in allen Din„ gen mit Gefahr begleitet; und in Sachen, „ wo es bloß auf den Gebrauch ankömmt, ist „ man nicht zu entschuldigen, wenn man allein „ bleibet. „ In dem Verfolge sagt er, eben dieses, daß Ronsard der Sache zu viel gethan habe, sey die Ursache gewesen, daß die Franzosen auf das Gegentheil gefallen, uud zu furchtsam geworden seyn; dadurch sey nun die französische Sprache dürftig und schwindsüchtig geworden.

Wenn zween Menschen sich vornehmen, einerley zu thun, so bringen sie doch nicht einerley heraus.

aus. Sie greifen die Sache nicht mit gleichem Vermögen, nicht mit gleicher Geschicklichkeit und Behutsamkeit an; sie sind nicht in gleichen Umständen und dergleichen. Von Milton wissen wir, daß er in seinem Gebrauche der ausländischen Mundarten die damahlige Verfassung seiner Sprache nicht aus den Augen gesetzet, sondern auf den Grund derselben gebauet; er hat sie nicht gekrümmet, er hat sie nur gelenket. In dieser Arbeit ist ihm trefflich zu statten gekommen, daß er sie ganz biegsam gefunden hat, (*) noch mehr, daß er bey denjenigen, die sie reden, ein so ungezwungenes, so freyes, und kühnes Naturell wahrgenommen, daß er sich versichern können, sie würden seine Neuerungen nicht nur nicht verwerffen, sondern sie mit dem nöthi-

(*) Addison hat von ihr als ein besonderes Glück angemerket, daß die Hebräischen Mundarten mit einer sonderbaren Anmuth und Schönheit in die Englische Sprache einschlagen. „ Unsere Sprache, sagt er, hat unzählige Zierlichkeiten und Verbesserungen von denen „ Hebräischen Redensarten empfangen, welche aus den „ poetischen Stellen in der Heil. Schrift in dieselbe hergebracht worden. Sie geben unsern Ausdrückungen einen kräftigen Nachdruck, sie machen unsre Sprache warm und lebhaft, und treiben unsre Gedancken in „ feurigere und strengere Ausdrücke als sonst in unsrer „ Sprache angetroffen werden. Wenn jemand urtheilen will, sagt er ferner, wie sanft sich die Hebräischen „ Redensarten mit der Englischen Sprache vermischen, „ und mit ihr zusammenfliessen, der mag das Buch der „ Psalmen lesen, und dann eine buchstäbliche Uebersetzung „ des Pindarus oder Horazen dagegen halten. Er wird „ in den beyden letztern lauter Ungeschicklichkeit und Verwirrung der Schreibart wahrnehmen. „

gen Beyfalle aufnehmen; zumahl, da der wunderbare Inhalt seiner Gedichte eine ungewöhnliche Schreibart erfoderte. Ronsard hat hingegen nicht nur dem Naturell der französischen Sprache, wie sie zu seiner Zeit beschaffen war, zu viel Zwang angethan, wie wir von Fenelon berichtet werden, sondern er hat auch die Gemüthesart seiner Landesleute, für die er geschrieben, nicht genug eingesehen, und nicht betrachtet, daß es allzuschwer ist, sie von ihren gewohnten Manieren abzubringen, und ihnen an deren Statt etwas ausländisches beyzubringen. Er sollte wenigstens überleget haben, daß sie mit den Schriften der Griechen und Römer, keine so genaue Bekanntschaft hatten, daß sie die Redensarten, die Bilder und Figuren, so von ihren Gebräuchen hergeholet waren, in das Französische übersezt, ohne Schwierigkeit hätten verstehen, und mit Vergnügen aufnehmen können. Man hat ohne dies angemerket, daß die Franzosen überhaupt mehr Mühe als andre Nationen haben, sich aus ihrer Sphär heraus zu begeben, und sich in die Gedanken, die Gewohnheiten, die Lebensart andrer Völker zu richten. Welches Ursache ist, daß man in ihren Tragödien die Moden, die Lebensregeln, die Höflichkeit, die Galanterie von Paris und Versailles wahrnimmt, wenn die Scenen gleich zu Athen, Mycene, Corinth, und Babylon sind. Also hat man den Racine beschuldiget, daß er seine Helden nach Paris habe reisen lassen, daselbst die Kunst zu lieben zu erlernen, und z. Ex. des Euripides Hippolitus in Mr. Hippolite verwandelt habe.

Dem-

Demnach muß man die Freyheiten, die Milton in ſeiner Sprache genommen, und nach der Fähigkeit und der Verfaſſungsart derſelben, und dem Naturelle der Engelländer abgemeſſen hat, nicht nach der gewiſſenhaften Sorgfältigkeit der franzöſiſchen oder, ſonſt einer eingeſchränckten Sprache beurtheilen, noch ſich einbilden, was in den furchtſamern nicht angehet, ſtehe auch in den kühnern nicht wohl. Man handelt verſtändiger, wenn man dergleichen kühnen Gebrauch nach demjenigen mißt, was in einer eben ſo freyen, und eben ſo gelenkigen Sprache einer großmüthigen und gelehrten Nation ohne jemandes Aergerniß geſchehen kan. Eine ſolche Sprache war ehmahls die Griechiſche, in welcher Homer mit ſo gutem Fortgange die Formen und Arten fremder Sprachen und Dialecten eingepfropfet hat. Eine ſolche iſt zu unſern Zeiten die Italiäniſche, von der man rühmet, ſie ſey wie Wachs, und nehme alle Figuren an, die man darinnen ausdrüken wolle, ſie bequeme ſich, wozu es ſey, und lenke ſich, wie die Regula Lesbia, nach den Sachen; ſie ſey nicht ſo ſpröde, nicht ſo eigenſinnig und mit ſich allein zufrieden, daß ſie nicht die Formen andrer Sprachen gerne an ſich nehme, und ſich eigen mache. Wir haben auch den Beweis deſſen aus der Erfahrung. Denn eben deswegen iſt es einigen geſchickten Italienern gelungen, daß ſie die Redensarten des verlohrnen Paradieſes mit alle den Freyheiten des Engliſchen Poeten gegeben haben. Salvini, Magalotti, Rolli haben gemeiniglich alle ſeine Worte, und

mit seiner Ordnung, und Zusammensetzung geliefert. (*) Sie haben in ihre Uebersetzungen nicht nur die Gedancken Miltons, sondern auch seine Sprache hinübergebracht, welche die Form und das Siegel der Gedancken ist. Und niemand hat ihnen vorgeworffen, daß sie damit den Character ihrer eigenen wohlverfaßten Sprache verletzet, oder dieselbe dunkel, anstössig, unzierlich oder ungereimt gemachet haben. Nun muß man sich in der Englischen Sprache eben dergleichen Fertigkeit und Vermögen vorstellen, die glücklichen Eigenschaften andrer Sprachen nachzuahmen. Man muß denn Milton eben so viel in seiner Sprache erlauben, als seine Italienischen Uebersezer sich in der ihrigen erlaubet haben, und auch niemand von ihren geschicktesten Landesleuten ihnen verübelt hat.

Wir können selbst in unsrer Sprache eine weit grössere Fähigkeit wahrnehmen, die Mundarten und Manieren fremder Sprachen an sich zu nehmen, und nachzumachen, als die französische besizet. Die deutsche Mundart hat wahrhaftig keine ekelnde Abneigung gegen einigen von diesen Hülfsmitteln selbst, welche die alten Kunstlehrer so sehr angepriesen haben, die Rede helle, kurtz, genau, nachdrücklich und erhaben zu machen.

Es

(*) Derselbe Salvini hat eben dieses mit Homer und den besten griechischen Poeten gethan, und Maffei hat das erste Buch der Ilias mit einem noch weit genauern Einschlagen in die Worte, die Form, die Fügung und Ordnung der griechischen Sprache in der Italienischen übersetzet.

Es mag der Mühe werth seyn, solches mit etlichen Exempeln auszuführen, weil es dienet, die Freyheit, so Milton desfalls in der weit kühnern Sprache einer geschickten und großmüthigen Nation genommen hat, zu rechtfertigen. Indem wir dieses thun, wollen wir ein sorgfältiges Auge auf die Gemüthesart unsrer Nation, und die dießmahlen gewissermaassen eingerichtete Verfassung unsrer Sprache richten, und fleissig Acht haben, was ohne Abbruch derselben, und ohne daß wir die Eigenschaften unsrer Sprache umkehren, oder Dunkelheit und Verwirrung darinnen anrichten, geschehen möge.

Die deutsche Sprache könnte vielleicht auf den Grad der Reinigkeit gebracht werden, daß nicht ein einziges fremdes Wort mehr darinnen gelitten würde, wenn eine Gesellschaft geschickter und erfahrner Männer wäre, welche Befehl und Gewalt hätten, für die neuen Sachen, und für neue Bearisse alter und gewissermaassen schon bekannter Sachen, neue Nahmen zu erfinden, die deutschen Ursprungs, Stammes, und Aussehens wären. Alleine da die Aufrichtung einer solchen Gesellschaft, die mit der erforderlichen Geschicklichkeit und Klugheit zu diesem Werke versehen wäre, sehr grosse Schwierigkeit findet, da über dieses wenig Hoffnung vorhanden ist, daß so viele verschiedene und freye Provinzen der deutschen Nation sich vereinbaren werden, die Gewalt einer solchen Gesellschaft zu erkennen, und sich ihrem Ansehen und Geschmacke zu unterwerffen, so wird es izo sehr schwer seyn, sich allemahl zu ent-

brechen, ſolche jüngſt erfundene Dinge und Begriffe, die noch keine Nahmen bey uns haben, mit denjenigen zu benennen, mit welchen ſie von einer andern Nation ſchon bezeichnet worden, zumahl wenn wir die Erkenntniß derſelben eben von Fremden bekommen haben. Einige mahl, inſonderheit in Begriffen und Sachen, die von deutſcher Erfindung ſind, wird man freylich ſich noch ziemlich wohl aus ſeinem eigenen helffen können, wovon ich unten bey Gelegenheit der neugepräaten Wörter etwas mehrers ſagen werde.

Diejenigen, die eine Sache zuerſt erfunden haben, ſind ohne Zweifel am meiſten berechtiget, ihr einen Nahmen zu geben; ſie können es auch mit der meiſten Geſchicklichkeit thun, weil ſie die Natur derſelben am beſten kennen. Was Oerter, Länder, Städte, Gegenden, Berge, beſondere Menſchen und Thiere anlanat, wird dieſes Recht denjenigen, ſo den erſten Beſitz und die erſte Bekanntſchaft davon gehabt haben, insgemeine eingeräumet. Wir heiſſen darum **Pantheon** und **Koronda** den Tempel, den ſeine Stifter und Beſucher alſo genannt, wir heiſſen mit den mythologiſchen Poeten **Elyſium** die anmuthreichen Auen, die ſie ſo genannt haben, **Styx** den Fluß, **Cerberus** den Höllenhund, **Pluto** den Gott der Hölle; **Gratien** die Göttinnen der Holdſeligkeit. Eben ſo halten wir es mit Zeug und Geräthe. **Cothurn** ſagen wir, wenn wir den griechiſchen Stifel der Perſonen im Trauerſpiele, **Jamben**, wenn wir einen gewiſſen Fuß des Griechiſchen und Lateiniſchen Verſes, **Romanzen**, wenn wir die

Erzeh-

Erzehlungen, die zuerst in der Romanischen Sprache geschrieben worden, **Persienne**, **Indienne**, wenn wir gewisse fremde Arten wöllinnen Tuches anzeigen wollen. Dergleichen ausländische Wörter werden zugleich mit der Erkenntniß der Sachen erlernet. Und wenn sie gleich mit Nahmen von deutschem Stamme bekleidet würden, so würden auch diese gleicherweise gelernet werden müssen. Wenn wir von diesen Dingen reden wollen, so sind wir genöthiget diese Nahmen zu brauchen, weil uns unsre Sprache keine eigenen dazu leihet, und wir noch unverständlicher würden, wenn wir neue ersinnen wollten. (*) Das lächerliche Thun der Sprachenmengerey bestehet eigentlich darinnen, daß man fremde Nahmen für solche braucht, die man zu Hause in seinem eigenen Vorrath eben so gut oder besser findet. Es entsteht bald, weil man seiner eigenen Sprache nicht mächtig genug ist, bald weil man aus Eitelkeit das entfernte, das schwere und das unbekannte, dem leichten und bereitstehenden vorzieht. Die alten Deutschen haben sich sonst vor undenklichen Jahren schon die Freyheit genommen, auch die Nahmen aus andern Sprachen zu entlehnen, aus welchen sie die Begriffe und Sachen sich nicht geschä-

(*) Und wie soll man es anstellen, wenn man die Eigenschaften ausdrüken soll, welche uns der Sinn des Geschmakes in den Gegenständen zu erkennen giebt, falls wir nicht Sapores, oder irgend ein Wort aus einer andern Sprache, das eben dasselbe bedeutet, entlehnen dürfen? Der Mangel dieser Benennung in unsrer Sprache zeiget uns eine Nachlässigkeit in einem von den gemeinesten Begriffen.

geſchämet zu borgen. Solches bezeugen die uralten Wörter, Natur, Kirche, Thür, Mönch, Materie, Prieſter, Cörper, Vers, Chor, Meſſe, Thron, Kron ꝛc. Und wir ſagen nach ihrem Beyſpiele, Syſtem, Phantaſie, Symphonie, Harmonie, Proſa, Religion, Sphär, Hiſtorie, Allegorie.

Ich erinnere mich bey dieſem Anlaſſe einer fremden Mundart, die nicht in den Wörtern ſelbſt, ſondern in ihrer Form beſteht, wie dieſe Exempel zu erkennen geben:

Er bracht ihr in den Sinn, wie oft hier Hand in Hand
Ulyſſes ſie geführt.

*

Wie Zeil- und Reihenweis die Ding' in Dingen ſtecken.

*

Läßt Märtrer in den Streit auf andre Märtrer gehen,
Und Inſeln in dem Feld vor Feindes Inſeln ſtehen.

*

Der Bann von Niedergang zerblizt den Bann aus Norden.

Ich finde dieſe Form der Rede zwar in keinem Sächſiſchen Poeten, doch iſt ſie bey ihrer Einfalt ſehr nachdrücklich, weil das wiederholte Hauptwort die Sache ſelbſt weit lebhafter anzeiget, als das Vornennwort gethan hätte.

Iſt es in oben beſtimmtem Falle verönnet, Wörter aus fremden Sprachen in die unſrige aufzunehmen, ſo iſt es ohne Zweifel mit demſelben Rechte erlaubt, veralterte Wörter, die ehmahls in der Sprache geweſen, wieder zurück zu holen, ſo oft dieſelben mit keinen andern erſezet worden.

Es

Es iſt nicht billig, daß die Begriffe davon zugleich mit den Nahmen untergehen, und wenn ich ihrer gedenken ſoll, ſo kan ich es mit keinen bequemern Nahmen thun, als den vormahligen, welche der izigen Sprache ſo nahe verwandt ſind, als die Wurzeln den Zweigen, wiewohl ſie wie dieſelben im Dunkeln verborgen liegen.

Hätten unſre Scribenten mehr Bekanntſchaft mit den Schriften der alten Deutſchen, ſo würden ihnen dergleichen Wörter nicht ſo fremde, noch wegen ihres fremden Weſens ſo ungereimt und hart vorkommen; und durch den Gebrauch, ſo ſie davon macheten, würden ſolche auch ihren Leſern geläuftig werden.

Wir dürften dann **Pfeiſen** ſagen, den Sibilum der Schlangen auszudrüken, welches wir in dem Amadieſe finden, wo es heißt: **Eine ſehr groſſe Schlange, welche, ſobald ſie den Ritter erblikete, auf die Erde ſprang, und mit groſſem Pfeiſen davon lief.** B. XXIII. Bl. 281. Pfeifen ſchickte ſich da nicht. Wir dürften **Bulgen** brauchen, das wir in Wikrams Ueberſezung des ovidiſchen Gedichtes von der Veränderung der Geſtalten finden, wo im eilften B. ſteht:

> Das Schiff leidt groß Noth zu der Fahrt,
> Die Bulgen führten es aufwart,
> Daß es in aller Höhe ſtuhnd.

Bulgen ſind nicht ſchlechtweg Wellen, ſondern ungeheure Wellen. Wir dürften uns des Wortes **ungefug** bedienen, das in eben derſelben Ueberſe-

berſezung öfters vorkömmt, und kraft ſeiner Abſtammung ſehr nachdrücklich iſt, und uns mangelt. Ich finde es daſelbſt in dieſen Zeilen:

Indem ein Ries groß und ungefug
Mir auch ſehr groſſe Liebe trug.

Und in folgenden:

Polyphemus lief Aci nach,
Der rolandiſch ungefuge Mann.

Und wenn wir verſchiedene Arten von Fahrzeuge anzeigen wollen, dürften wir die Nahmen gebrauchen, die man ihnen gegeben, als ſie erfunden worden, und welche ſie an denen Orten, wo ſie noch gebraucht werden, noch haben. Z. Er. **Barke, Fuſte, Nave**; welche wir in Seb. Brauden Narrenſchiffe antreffen, und in der deutſchen Ueberſezung des Amadieſes, wo ich finde: **Lezlich erſchienen anſtatt der brennenden Fuſten drey Schlangen, welche ſo groß waren, als drey groſſe Naven.** Und: **Wir haben ihn allein auf dem Meer in einer kleinen Barke ſchiffen laſſen.** Mich dünket, daß die Nahmen der Kunſtwerke mit dem beſten Recht gebraucht werden, wenn die Werke ſelbſt gleich nicht mehr in Uebung ſind, ſo oft man von denſelben wieder zu reden kömmt. Wir dürften **Eſtrich** nicht nur von einem ſolchen Boden brauchen, der von Thone geſchlagen iſt, ſondern von allen Stratis, welches das Wort iſt, wovon jenes ſeinen Urſprung genommen, das noch in vielen Provinzen Deutſchlands in einem weitläuftigen

Ver-

Verſtand üblich iſt. Wir dürfften das Wort **Gauch** noch immer anwenden, das Sebaſtian Branden ſo manchen guten Dienſt gethan hat, und ſeine Kraft von der Blödſinnigkeit des Vogels, der ehmahls dieſen Nahmen geführt, erhalten hat. Jzo heißt er gewöhnlicher Gukguk, iſt aber noch wie zuvor ein Sinnbild der Thorheit, wofür ihn Brand beſtändig gebraucht hat.

Jch weiß daß Vinum heiſſet Wein,
Cuc'lus ein Gauch, Stultus ein Thor.

*

Dagegen ſind viel Narren auch,
Die ausgebrütet hat ein Gauch.

*

Des Eifers Zeit iſt nicht die beſte,
Er fürcht ein andren Gauch im Neſte.

Auch das Wort **Ungefähr** würde uns nicht geraubt werden, das ſeinen ſo guten und augenſcheinlichen Grund in der Abſtammung hat. Aber mit was vor Rechte kan man uns verbieten, noch auf den heutigen Tag die eigenen Nahmen der Perſonen, der Götter, der Geiſter, und dergleichen zu gebrauchen, wenn wir davon zu reden haben, ungeachtet wir ſie nicht mehr glauben? Alſo dürffen wir den Nahmen **Alf**, **Aelf**, **Aelfen**, **Waſſerälfen**, **Landälfen** ſezen, ſo oft wir die Art Geiſter anzeigen wollen, welche die Angelſachſen mit dieſem Nahmen genannt hatten. Und wenn wir eine andere Art, ſo man ehmahls **Feyen** geheiſſen, aufführen wollen, ſo wird uns auch

auch dieſer Nahme erlaubet ſeyn, welchen die Franzoſen noch gewöhnlich brauchen; und der in Wikrams Veränderungen der Geſtalten öfters vorkömmt.

Einsmahls als die Waldfeyen zugen
In obgemeldten Wald.

Item:

Zu den Waldfeyen ſchwamm ſie dar,
Von welchen ſie erzogen war.

Diejenigen, welchen dieſe Nahmen, ſowohl als dieſe Geiſter, welche dadurch benennet werden, fremd und unbekannt ſind, werden ſie bald aus den Eigenſchaften und Handlungen, ſo ihnen zugeſchrieben werden, kennen lernen, und ſich damit keine gröſſere Mühe geben dörffen, als die Nahmen der Helden in einer Geſchichte oder einem Gedichte ins Gedächtniß zu faſſen.

Wenn wir denn in dieſem Stüke der deutſchen Sprache eine gewiſſe Ungelenkigkeit beymeſſen wollen, ſo iſt dieſe nicht weiter in derſelben, als inſoweit diejenigen, die darinnen reden, und ſchreiben, ungelenkig ſind. Sie ſelber iſt deſſalls eben ſo wenig ſteif, und unbiegſam, als in den folgenden Mitteln, die Schreibart zu erhöhen. Erſtlich, da das Beywort nach dem Hauptworte geſezet wird. Unſere geſchickteſten Poeten haben dieſes mit gutem Fortgange gethan; z. Ex. Haller:

Ein Kind iſt noch ein Baum von eiteln Blättern grün.

Ein

Ein Unfeld iſt reich an ja.

. . Eine Nacht, wie Erndte-Tage lang.

. . Mein noch wundes Hertz von langer Wehmuth weich.

Drollinger:

Die Wieſen, reich an Klee, an Holtz und Wild die Wälder.

. . Eine Frevelhand begierig auf Verderben.

Gebäude mancher Art, nicht dürftig, nicht zu ſtolt.

Ferner gehet die Verwandlung des Beywortes in ein Hauptwort bey uns ſehr leicht an: Z. Ex.

Der Purpur, der im Weſten funkelt,
Erblaſſet in ein falbes Grau.
Der unerfüllte Raum, das ungeheure Lähre,
Hört auf, und iſt nicht mehr.
. . . Der Wahrheit Heiterkeit
Fängt in dem Gröſten an, und fängt auch an im Kleinen.
Am Groſſen und Unendlichen ſich weiden.
Das Uebel in dem Theil iſt Wohl im Allgemeinen.
Ich will nicht, daß mir zu gefallen,
Wir Stäubgen von dem groſſen Allen,
Des Ganzen Ordnung ſtille ſteh.

Ja wir können auf gleiche Weiſe das Zeitwort in ſeinem Infinitivo, oder der unbeſtimmten Weiſe, in ein Hauptwort verändern. König:

Ihr freundlichs höflichſeyn.

Brocks:

Ihr feurig unaufhörlichs Regen.

Unbeschreiblich ist das Glänzen.

Der leichten Vogel Zwitschern.

Drollinger:

Ich will nicht, daß der Wolken Triefen.
Mein dürres Land zu oft begießt.

Auch die Versezung der Wörter aus der prosaischen Fügung kömmt mit dem Naturell unsrer Sprache besser überein, als der furchtsame Weise seinen Schülern vorgegeben hat. Man würde in der gemeinen Prosa sagen, mache deinen Raupenstand nicht zu deinem Zwecke, und einen Tropfen Zeit nicht zur Ewigkeit. Ein Poet versezet diese Worte ohne Zwang:

Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Und mit eben dieser Herumwerffung hat ein andrer Poet gesagt:

Hier war ein schwarzer Hut, hier wehlte man Kamaschen,
Mit Silber den bebrämt, und schneeweiß die gewaschen.

Dieses hätte ein Prosaist von Weisens Phlegma ohne dergleichen Herumschiebung gegeben: Hier war ein schwarzer mit Silber bebrämter Hut, hier wehlte man schneeweiß gewaschene Kamaschen.

In der ordentlichen Prosa heißt es: O das gerechte Wesen hat mir recht in seinem Zorn dieses ferne Land zur Wohnung auserlesen; wie folget versezet, hat es mehr Affect in sich:

O recht

O recht in ſeinem Zorn hat das gerechte Weſen
Mir dieſes ferne Land zur Wohnung auserleſen.

Und die Deutlichkeit leidet dabey nicht das wenigſte. In der proſaiſchen Fügung lautet es ſehr ſorgfältig: Wenn du eine längere Zeit in dem Finſterniß, worinnen wir, die mit Denken noch nicht feſt, und an den Sinnen klein ſind, begraben ſind, gehangen ſeyn würdeſt. Aber wenn dieſe Worte folgendermaſſen verworffen werden, ſind ſie nichts deſtoweniger verſtändlich genug, und reizen über dieſes die neugierige Aufmerckſamkeit:

Wenn in dem Finſterniß, worinn wir ſind begraben,
Mit Denken noch nicht feſt, und an den Sinnen klein,
Du eine längre Zeit gehangen würdeſt ſeyn.

Dieſes iſt auch nicht ſo matt geſetzt, als das erſtere. Mithin wird man dergleichen Herumwerfung auch in der alltäglichen Proſa derer Menſchen, die im Affecte reden, oder auf einen beſondern Nachdruck bedacht ſind, ſehr häufig antreffen. Der Pater Buhurs hat für ſeine Sprache ein Lob darinnen geſucht, daß die Verſetzungen in derſelben nicht angehen. Allein wer es recht erweget, wird leicht faſſen, daß ſie dadurch eines wahren Vortheiles beraubet iſt. Es iſt zu einem geſchickten Vortrage nothwendig, daß wie die Gedanken und Meinungen, auch die Worte, die Abſätze der Rede, und die Ordnung derſelben von des Pöbels ſeinen unterſchieden ſeyn, damit die poetiſche Schreibart majeſtätiſcher, herrlicher

und wunderbarer klinge. Und geſezt, daß die Verſezungen bisweilen einige Dunkelheit zu verurſachen ſcheinen, ſo wird dieſe Dunkelheit ſelbſt, wenn wir dem Herren Muratori Glauben zuſtellen, ſofern ſie mit Verſtand begleitet iſt, zu einer Tugend; ſo wie es in der Schreibart eine Tugend iſt, wenn man die Gedanken und Meinungen mit einer verſtändigen Dunkelheit bedekket, maſſen uns nicht allemahl angenehm iſt, alle Dinge mit ihren gemeinen, eigenen und natürlichen Nahmen ausſprechen zu hören. Dergleichen Dunkelheit verdient nemlich dieſen Nahmen nur in Abſehen ſeichter Leſer, die mit Wiſſenſchaft und Gaben übel verſehen ſind. Aber in der franzöſiſchen Sprache ſind die Verſezungen ſelten möglich, ohne daß man dem Vortrage nicht die nothwendige und unentbährliche Klarheit nehme. Der Hr. Fenelon hat es in der Stelle, die ich ſchon oben angezogen habe, bekennet und zugleich beklaget. Er hat dabey auch angemerket, daß die Alten mittelſt häufiger Herumwerffungen den Wohlklang in dem Falle der Rede, die ändernde Abwechſelung, und die Affectreiche Ausdrükung trefflich vermehrt und befödert haben. „ Die „ Verſezungen, ſagt er, wurden zu einer zierli„ chen Figur gemachet, und unterhielten den Geiſt „ mit der Hoffnung des Wunderbaren, das ſie „ verhieſſen. Dieſes ſieht man in dem Anfange „ dieſer Ecloga.:

„ Paſtorum muſam Damonis & Alpheſiboei,
„ Immemor herbarum, quos eſt mirata juvenca
„ Certantes, quorum ſtupefactæ carmine Lynces,

„ Et

„ Et mutata ſuos requierunt flumina Curſus,
„ Daemonis muſam dicemus & Alpheſiboei.

„ Löſet dieſe Verſezung auf, und ſtellet dieſe Wor-
„ te in eine grammatiſche Ordnung, ſo wird alle
„ ihre Cadanz, ihre Pracht, ihre Anmuth und
„ Harmonie wegfallen. Wie furchtſam und wie
„ angſthaft iſt hingegen unſre Sprache? Soll-
„ ten wir folgenden Vers, in welchem alle Wor-
„ te von ihrer Stelle gehoben ſind, nachmachen
„ dürffen?

„ Aret ager, vitio moriens ſitit aëris herba.

„ Wenn Horaz ſeinen Leſer zu irgend einem vor-
„ nehmen Gegenſtande vorbereiten will, ſo füh-
„ ret er ihn mit ſich fort, ohne daß er ihm ſage,
„ wohin er gehen wolle, und ohne daß er ihn aus-
„ raſten laſſe:

Qualem miniſtrum fluminis alitem &c.

Der Herr Fenelon gedenket nach dieſem wie man auch in der franzöſiſchen Sprache dergleichen Ver-ſezungen einführen könnte: „ Ich bekenne, ſagt
„ er, daß man nicht auf einmahl eine groſſe Zahl
„ ſolcher Verſezungen anbringen muß. Man iſt
„ derſelben nicht gewohnet, ſie würden hart und
„ gantz dunkel ſcheinen. Man müßte zuerſt die
„ gelindeſten ausleſen, diejenigen, welche mit
„ denen, die unſre Sprache ſchon erlaubet, am
„ nächſten gränzen, und ſo von einer zur andern
„ fortgehen. „

Mit dieſer behutſamen Vorſicht werden wir es mit den Verſezungen in der deutſchen Sprache ſehr weit bringen können, und eben ſowohl wird uns dieſelbe in Anſehen der Auslaſſungen gewiſſer Hülfswörter zuſtatten kommen. Der ſeltene Gebrauch dieſes Hülfsmittels, das unter dem Nahmen der Ellipſis bekannter iſt, in unſern wohlflieſſenden Poeten, könnte uns vermuthen laſſen, die deutſche Sprache litte dergleichen nicht: Allein die Exempel einiger neuren Poeten, welche mittelſt derſelben einen ungemeinen Nachdruck und eine Verſtandesvolle Kürze in ihre Rede gebracht haben, geben uns vielmehr zu erkennen, daß eben die Verabſäumung dieſes Kunſtmittels an der Mattigkeit, welche wir in gewiſſen Schriften wahrnehmen, nicht geringe Schuld hat. Herr Haller hat geſagt;

Du ſchwinge ſelbſt vielmehr des Geiſtes Kräfte los,
Nicht ewig für die Zeit, nicht für die Erde groß,
Und höhrer Dinge werth.

Hier iſt es ein ſo angenehmes als leichtes Geſchäfte für einen verſtändigen Kopf in der zweyten Zeile zu ergänzen: Gedenke, daß du nicht für die Zeit ewig, nicht für die Erde groß, gemachet ſeyſt. Ein geſchickter Kopf freuet ſich, daß ihm Anlaß gegeben wird, ſeine Fertigkeit zu erzeigen, wenn dieſes nur mit gewiſſer Maaſſe geſchieht, ſo daß er nicht überläſtiget wird; und er danket dem Scribenten, daß er ihn ungeſäumt fortgeführt hat. Dieſes Exempel lehret uns auch, daß der Vers durch die Ellipſis nicht hart gemachet wird. Wer

ſich

ſich hier über eine Härtigkeit klaget, der verräth ſich, daß die Schwierigkeit, die ſein langſamer Verſtand findet, die Auslaſſung zu ergänzen, ihm den Inhalt des Verſes ſchwer gemachet hat; denn nichts anders als dieſes hat ihn auf den Wahn gebracht, der Vers ſelbſt, und die Redensart wären nicht flieſſend noch ſanft. Eben derſelbe Poet ſagt:

Der nur ans izige ſich, klug wie Thiere, hänckt.

Wie langſam und froſtig würde er geſezt haben: Der ſich nur an das Izige hänckt, und nur ſo klug iſt, als die Thiere. Ein munterer Kopf kan dieſes Verſtandes in dem Verſe nicht verfehlen, wenn er gleich auf obige Art zuſammengepreßt iſt. Eben ſo wenig in folgenden Exempeln:

Du haſt getroſt durch ſie, und kühn durch eigne Kraft,
Schon oft den Götzendienſt des Wahnes abgeſchafft.

Von der Art dieſer Ellipſis ſind alle Participia paſſiva, alle leidenden Mittelwörter; nicht gezwungner und nicht dunckler.

Mein Sinn verwirrt vor Angſt, vor Schmerzen und Begier,
Wünſcht bald ſie wieder mein, bald aber mich zu ihr.

In der lezten von dieſen beyden Zeilen iſt die Ellipſis bey ihrer Kürze von ſolcher Deutlichkeit, daß man dieſe Art derſelben vor ein herrliches Vorrecht der deutſchen Sprache preiſen darf. Folgende hat ihren Urſprung in der Schnelligkeit des Affectes:

Ach nur ein Blick von ihr, nur eine von den Stunden,
Die zwiſchen ihr und mir oft unvermerckt verſchwunden!

Wie weit es in der deutſchen Sprache mit der Ellipſis zu bringen ſey, ohne daß ſie eingezwänget werde, wird man am allerbeſten abnehmen können, wenn man ſolche in der Unterredung mit einem hurtigen und ſcharfſinnigen Kopfe prüfet, ſo daß man Achtung giebt, ob ihn dieſelben leicht oder ſchwer ankommen. Unter die Ellipſes gehört auch folgende Art;

Indem er drauf, die er ſich ausgewählt,
Den Würden nach vertheilet, ſtellt, und zählt,
Bezeichnet er die ihm recht artig ſcheinen.

Haged.

Dieſe Art der Ellipſis können die Engelländer nicht nur mit den perſönlichen Vornennwörtern, ſondern mit den Hauptwörtern ſelbſt auf dieſe Weiſe bewerckſtelligen.

. . . . Plead to her
With all the ſtrenght and heat of Eloquence
Fraternal Love and friendſhip can inſpire.

Ein Hülfsmittel von einer andern Art deſſen Milton ſich bedienet, die Rede von der Proſa zu unterſcheiden, iſt der geſchickte Gebrauch der Metaphoren, welche er nach ähnlichen von ihm ſelbſt entdeckten Bildern formirt hat. Dieſes läßt ſich darum wegen des allgemeinen Grundes, den es in der Natur hat, in allen Sprachen mit dem gröſten Rechte und am ſicherſten nachmachen.

Von

Von dieſer Art ſind folgende: **Eine Ruthe mit Feuer beſprenget**; Er redet von einer Zündruthe; **mit Schilfe und Sträuchern verbrämtes Geſtade**; **Violen und Hyacinthen brodirten den Boden mit einem reichen Stickwerke**; **Die Erdenklöſſer kalberen.** (*) Man ſollte darum nicht fürchten dürffen, daß jemand von unſern deutſchen Sprachlehrern dergleichen Redensarten verwerffen würde, wenn es nicht würcklich geſchehen wäre; denn welcher Deutſcher verſtehet nicht, was **beſprengen**, was **verbrämt**, was **brodirt**, und endlich was **kalben** iſt? Und wenn dieſe Bilder zu den Wörtern **Feuer**, **Schilf**, **Violen**, **Erde**, geſezet werden, wer iſt ſo plump, daß er dasjenige, was von dieſen Dingen geſagt wird, nicht in der ähnlichen Vorſtellung erkenne? Ich erinnere mich hier, daß man in der Abhandlung von poetiſchen Gemählden, welche zuerſt unter

(*) Ich will die ganze Stelle ausſchreiben: „Die „Erde öffnete ihre fruchtbare Schooß, und begunte eine „unzählige Menge von lebendigen Geſchöpfen mit voll„kommenen Geſtalten und ausgewachſenen Gliedmaſſen „auszubeken; - - die Grasreichen Erdklöſſer kalberen „iezo; izo erſchien der braune Löwe mit dem halben Leib.„ Iſt ſchier nach dem Buchſtaben wahr, weil ſie Kälber hervorbrachten. Alſo gründet ſich dieſer wunderbare Ausdruck auf die Erzehlung einer ſonderbaren Geſchichte. Von dieſer Art iſt, was Herr Haller von den Egyptern geſagt hat, daß ſie die Gartenbetter zu heiligen Tempeln gemacht und ihre Götter gedünget haben. So wunderlich und krauſe die Verbindung dieſer zwey wiederwärtigen Ideen ſcheinet, **Götter**, und, **Düngen**, wird ſie doch durch die Geſchichte genugſam gebilliget, daß die Egypter dem Knoblauch göttliche Ehre bezeiget haben.

ter dem Titel **vernünftiger Gedanken von dem Einflusse der Einbildungskraft in den Schriften der Redner und der Poeten** an das Licht gekommen, in einer Beschreibung der wunderbaren Fähigkeit der Phantasie einige Züge von dieser Art hat einfliessen lassen. Man wollte in der Erzehlung zugleich das Muster und Exempel von dem, was man sagte, hinzufügen. „ Der „ Poet, heißt es daselbst, versetzt euch durch die „ Kraft seiner Beschreibungen in eine anmuthreiche Gegend, eine Herberg der Silvanen und „ der Waldnymphen, wo der Schatten der höchsten „ Wipfel, der Ceder, der Tanne, der Fichte, „ und des zakigten Palmenbaumes, indem sie staffelweise hinter einander hinaufwerts steigen, „ ein Waldtheater auffuhren, das überaus prächtig anzuschauen ist. Mitten darinnen stellet er „ dem Gesichte einen Krantz der besten Obstbäume dar, welche zu einer Zeit mit Blüthe und mit „ Früchten einer güldenen Farbe, die mit einem „ heitern Schmeltz eingesprenget ist, beladen sind. „ Er tischet euch in ihrem Schatten die niedlichsten Speisen auf, mit einer fleissigen Sorge, „ daß er die von unterschiedenem Geschmake nicht „ vermenge, nicht übel zusammenfüge, sondern „ eine Gattung Geschmakes nach der andern auftrage. Er häufet allerley Arten Früchte in Häuten, in rauchen oder weichen Rinden, oder in „ bärtigen Hülsen, oder in Schalen auf; für „ den Tranck drüket er einen unschädlichen Most „ aus den Trauben aus. Die linden Weste „ flössen euch durch das sanfte Weben ihrer ge-

„ ruch-

„ ruchreichen Flügel ein natürliches Rauchwerck
„ in die Naſe, das ſie von den kräftigſten Spe-
„ cerystauden geſtohlen haben. Und damit euer
„ Gehöre nicht allein ohne Speiſe bleibe, ſo läßt
„ er die Vögel ihre Chöre anſtimmen, und die
„ Blätter der Bäume, wenn die Frühlingslüfte
„ damit ſpielen, von einem wohlklingenden Schal-
„ le erthönen. „ Dieſe Metaphoren ſind ſämmtlich oder doch meiſtentheils aus Miltons Beſchreibung des Paradieſes im vierten B. genommen. Von denſelben nun hat der bekannte Kunſtrichter, der von unſers Engliſchen Poeten Schreibart ſo übel denket, folgender Geſtalt geurtheilet: „ So poetiſch oder vielmehr ſo ausſchweifend klin-
„ get eine proſaiſche Beſchreibung nach dem Ge-
„ ſchmacke dieſes ſchweizeriſchen Kunſtlehrers. „ Und dieſes Urtheil hat er mit dieſen Worten zu behaupten vermeinet: „ Wenn mich, ſagt er,
„ die Furcht vor der Weitläuftigkeit nicht abhielt,
„ ſo wollte ich mir die Luſt machen, und unſerm
„ hochſinnigen Schreiber darthun, daß er machi-
„ naliſche Gedächtnißkünſte, unnöthige und aus
„ einem poetiſchen Lexicon erborgte Beywörter,
„ und ſeltſame Metaphoren, oder verblümte Aus-
„ drükungen darinnen angewandt. Was iſt ſei-
„ ne Herberg der Faunen und Silvanen, ſein za-
„ kigter Palmenbaum, ſein Waldtheater, ſein
„ Krantz von Obſtbäumen, die güldene und mit
„ einem heitern Schmeltz eingeſprengte Farbe,
„ der unſchädliche Moſt, die geruchreichen Flü-
„ gel des linden Weſtes, die ein natürliches Rauch-
„ werck von den Specerystauden geſtohlen haben!

„ ende-

„ endlich die Blätter, die von den Frühlingslüf-
„ ten mit einem wohlklingenden Schalle erthönen?
„ Was sind alle diese herrlichen Blumgen anders,
„ als Lohensteinische und Hofmannswaldauische
„ Broken, die nach dem heutigen Geschmake
„ kaum in der Poesie, geschweige denn in der
„ Prosa zu dulden sind. „

Poetisch mögen diese Ausdrükungen mit gutem Rechte heissen, weil sie voller lebhafter und scharfsinniger Bilder sind; weil sie auch die wunderbaren Würkungen der poetischen Phantasie nach der Art der Poeten auf eine wunderbare Weise vor Augen führen, und das, wovon da geredet wird, in der Zeit, daß sie es beschreiben, vollziehen. Daher steht diese Poesie hier mitten unter der Prosa an dem rechten Orte; und die Worte stimmen mit den Sachen und der Absicht allzu genau überein, als daß man sie mittelst einer mechanischen Kunst hätte aus dem Gedächtniß nehmen, oder aus einem Hamanischen Lexicon borgen können. Und warum werden sie vor ausschweifend, Lohensteinisch, und Hoffmannswaldauisch erkläret? Die waldigten Lauben, die Zaken des Palmenbaumes, die theatralische Form eines Waldes, der Schmeltz des Obstes, das Rauchwerck der Specereystauden, der Schall der Blätter, sind ohne Zweifel in der Natur. Derjenige muß eine magere Wissenschaft von den irdischen Dingen besitzen, der sie darinnen noch nicht wahrgenommen hat. Mißfällt denn dem Tadler die metaphorische Einkleidung dieser Vorstellungen? Aergert es ihn, daß dem Obst ein Schmeltz, den Specereystauden ein

Rauch-

Rauchwerck, dem Wald eine theatraliſche Geſtalt, zugeeignet wird? Er muß demnach nicht leiden wollen, daß ähnliche Dinge unter ähnlichen Bildern vorgeſtellt werden. Wie es ſcheint, ſtößt er ſich noch mehr an der Herberg der Sylvanen, an den Flügeln des Weſtwindes, und an dem Diebſtal, den ſie begangen haben. Dieſes giebt uns zu verſtehen, daß er kein Poet iſt; er hat das Reich des Wahrſcheinlichen niemahls beſucht; er weiß nicht, daß das Mögliche eben ſowohl nach der Natur iſt, als das Würckliche, und daß ein Poet ein Schöpfer iſt, der das Mögliche zur Würcklichkeit bringt; die Dichtung, die reichſte Quelle des Neuen und des Wunderbaren, hat keinen Reitz für ihn. Man muß ſich nicht ſchmeicheln ſeinen Beyfall zu erhalten, wenn man die platte und alltägliche Proſa verlaſſen darf.

Wer die poetiſchen Schriften der Alten und der geſchickten Neuren fleiſſig ſtudirt hat, wird ungleich kühnere Figuren und dieſe häufig darinnen angetroffen haben, als die bisher vertheidigten ſind. Ich will nur einer Art von dergleichen gedenken, die bey unſerm Engliſchen Poeten öfters vorkömmt. Da nemlich die abgeſonderten Dinge, die für ſich kein eigenthümliches Weſen beſitzen, in materialiſche Sachen verwandelt, und ihnen ſolche Eigenſchaften, Veränderungen und Eindrüke zugeſchrieben werden, die ſonſt nur dem Cörper und der irdiſchen Materie zukommen. Von dieſer Art ſind folgende: **Die Eitelkeit verſüſſen. Das Leid erſäuffen. Die verwelckte Pracht. Mit Wahrheit unterſetzt. Mein Geiſt war**

in

in ſeinen Geiſt gewebet. Es wird in ſeinen Reden niemahls Tag. Das Leben vergieſſen. (*) Die Hölle ſtille ſtellen. (a) Die Rede in Ertzt gieſſen. (b) Ein Begriff ſtreift an den andern. Das Gemüthe in Luſt wiegen. Kühlung in das Geblüte gieſſen. Die Neigung ſtimmen. Mit Sport gewürtzt. Die Gedanken ſenken ſich in einander. Wahrſcheinlichkeit in die Fabel ſenken. Ein Gedicht mit falſchem Witze düngen. Den Witz mit Unwitz beſprengen. Den Gang der Neigung auffangen. Die Luſt in Thiere und Menſchen ſenken. Den Geiſt erſchöpfen. Der Schmerz, der mit Haken ausgeſpizt iſt. Die Tiefe, die im Schickſal hängt. Verſtand und Anmuth flieſſen in ſeinen Verſen. Die Trauer von den Wangen wiſchen. (c) Das Wun-

(*) Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergieſſen.
Character der deutſch. Ged. V. 39.

(a) Milt. im zweyten B. Ihr Geſang war partheyiſch, aber die Harmonie deſſelben ſtellete die Hölle ſtille.

Their ſong was partial but the harmony
Suſpended Hell.

(b) Auf dieſe Weiſe hat Boileau geſagt, peindre la parole, parler aux yeux, donner de la couleur & du corps aux penſées, welche Redensarten von den franzöſiſchen Kunſtlehrern ſehr bewundert worden.

(c) Ich habe dieſes Bild in der Klageſchrift gebraucht, der ich die Aufſchrift gemacht hatte, die Trauer eines Vaters, welche hernach von dem Herausgeber mit der lang-

Wunderbare in dieſen Redensarten entſteht daher, daß Dinge, die keinen Cörper haben, die ſich nur empfinden und gedenken laſſen, als Sachen vorgeſtellet werden, welche materialiſcher Zufälligkeiten und Veränderungen fähig wären. Nun iſt dieſes eine Freyheit, welche die Nothwendigkeit ſelbſt in der gemeinen Rede eingeführt hat. Es kommt nur darauf an, daß dieſe cörperlichen Bilder bequem ſeyn, die Beſchaffenheit, die Folgen und die Eindrüke der empfundenen und gedachten Sachen durch ihre Uebereinſtimmung in das Gemüthe zu bringen. Da nun die Natur ſich ſelbſt in allen Ländern gleich iſt, dürffen wir dieſer und aller andern Metaphoren und Figuren halber, welche auf Aehnlichkeiten beruhen, ſo in der Natur vorhanden ſind, gegen gewiſſe furchtſame Sprach-

langſamen Ueberſchrift vertauſchet worden: Trauergedichte eines Vaters über ſeinen Sohn; als ob das Wort Vater die Beziehung auf den Sohn nicht ohne dieſes in ſich ſchlöſſe, und die Trauer für ſich allein nicht was weit empfindlicheres ſagte, als Trauergedichte, das ſo viel iſt, als ein Gedichte von einer Trauer. In dieſer Trauer eines Vaters hatte ich nun geſchrieben:

Die Einſicht wiſchet ihm die Trauer von den Wangen.

Worauf ſich auch die nächſt darauf folgenden Zeilen ſchiken:

Die meinen dunkeln Geiſt mit Aengſten hat umfangen;
Und nicht verlaſſen wird. - - - -

Ohne Zweifel aber hatte das Bild, die Trauer von den Wangen wiſchen, den Herausgeber zu ſeltſam gedaucht, daher er vor daſſelbe geſezet:

Die Einſicht wiſchet ihm die Thränen von den Wangen.

Sprachlehrer ohne Furcht behaupten, daß sie sich aus einer jeden Sprache in eine jede andre überse-zen lassen, ohne daß sie von ihrem Werthe oder ihrem Lichte, etwas verliehren. Sie müssen nothwendig allen denjenigen verständlich seyn, welchen nur die Bilder bekannt sind. Aus dieser Ursache empfehlen sich diejenigen Bilder, welche aus dem gemeinen und bekanntesten Laufe der Natur hergeholet sind, vor allen andern. Daher würde ich kein Bedenken haben, selbst in der gemeinen Rede nach dem französischen zu sagen: **Pfeile von allerley Holtz machen.** Was Bilder sind, die von den Sitten und Gebräuchen besonderer, vornehmlich entfernter und alter, Nationen entlehnet worden, so haben solche ihren Preiß und Glantz vornehmlich, wenn man geschickte und in den Geschichten der Völker und ihrer Sitten erfahrne Leser hoffen darf. Also ist folgende Redensart sehr geschickt und deutlich für diejenigen, welche in den Manieren der alten Griechen und Römer keine Fremdlinge sind: **Sie gestatten nicht daß etwas in den öffentlichen Druck komme, welches nicht vorher unter ihrem Schwamme gewesen ist.** Aber unwissende Leser aus dem Pöbel werden nicht wissen, was sie aus diesem Schwamme machen sollen.

Mithin muß ich auch noch mit wenigem dieses erinnern. Wenn die Metaphoren, sie mögen auf natürliche Werke oder auf Gewohnheiten der Nationen sehen, in der Ueberseʒung geschickt klingen sollen, muß man vielmehr auf den Grund derselben, der in der Aehnlichkeit lieget, Achtung geben,

geben, als nur allein darauf bedacht ſeyn, daß man ſie mit denen Wörtern gebe, welche in den Wörterbüchern als gleichgültig mit denſelben hingeſezt werden. Denn es geſchieht allzu aerne, daß die Wörter, welche in verſchiedenen Sprachen vor gleichgültig unter einander gehalten werden, wiewohl ſie in dem Hauptbegriffe eines ſagen, dennoch durch gewiſſe Nebenideen, ſo ſich daran anzuhängen pflegen, unvermerckt davon abgeführt, und nach und nach hauptſächlich verändert werden. Dieſe Behutſamkeit wird deſto nothwendiger, weil es in den Sprachen gewiſſe angenommene Metaphoren und Formen der Rede giebt, welche bloſſe Anomalien ſind, indem ſie nur auf irgend eine äuſſerliche und zufällige Aehnlichkeit, oder den willkürlichen Eigenſinn eines Volkes gegründet ſind. Dergleichen Metaphoren in der Ueberſezung beybehalten, wird ſie eben ſo ungereimt machen, als ſie in der Grundſprache ſelbſt ſind, und jedermann ſo vorkommen würden, wenn ſie nicht durch den langen Gebrauch wären vor bündig erkennt worden, ſo daß ſie izo vor eigentliche Wörter gehalten werden, nachdem ihre unächte Geburt ins Vergeſſen gekommen iſt.

Aber mit dieſen unbegründeten Metaphoren muß man diejenigen nicht vermiſchen, die einen natürlichen Urſprung haben, wiewohl ſolcher nicht mehr bekannt iſt, oder nicht mehr in Acht genommen wird, weil die Dinge und Geſchäfte, ſo dazu Anlaß gegeben, aus der Uebung gekommen ſind, oder ein langer und alltäglicher Gebrauch gemacht hat, daß ſie vor eigentliche Wörter

nommen werden. Es giebt in unſrer deutſchen Sprache noch eine Menge von dieſer Art, und doch iſt eine ſtarke Anzahl dergleichen aus der Gewohnheit gekommen, wiewohl ſie wegen ihres Nachdrukes und ausgemeſſener Bedeutung vor andern werth ſind, beybehalten zu werden. Man verſtehet mich wohl, daß ich von ſolchen rede, wie folgende ſind: **Seine Kunſt behälligen**; **Sich mit Reden verhauen**; **Einen ſpöttiſch aufziehen**; **Ein Adler, der die Flügel leichtet**; **Einem einen Fehltritt aufheben**; **Einem Schreken einſpinnen**; **Sich auf ſeine Macht triegen**; **Der Reichthum iſt zerronnen**; **In einen Anſchlag gehällen**; **Nach mißſchlagender Verheiſſung**; **Schwartzbraune Haare, welche ſich wohl werffen**; **Gewand, das mit ſeinen Schlingungen wohl geworffen iſt**; **Das Aehrenfeld ſpreußt ſich.** Einige von dieſen Exempeln mögen noch hier und dar im Gebrauche ſeyn, andere ſind in dieſer Bedeutung ins Vergeſſen gerathen. Und die deutſche Sprache hat in der That an dieſer Art Wörter einen groſſen Verluſt erlitten, wie denjenigen nicht verborgen ſeyn kan, welche in den alten Schriften von Luthers bis zu Opizens Zeiten wohlbeleſen ſind. Wer über Luthers Zeiten hinaus in das Alter der Kaiſer aus dem Hauſe von Hohenſtaufen zurückſteiget, wird eine noch gröſſere Empfindung von dieſem Verluſt bekommen. Wir finden in der heutigen Holländiſchen Sprache noch eine ziemliche Anzahl derſelben, die von den Scribenten dieſer Nation aufbehalten und bis auf unſere Zeiten gebracht

bracht worden. Sollte es nun dem Naturell der deutſchen Sprache zuwiederlaufen, wenn Wörter von dieſer Beſchaffenheit wieder in Uebung gebracht würden, wie Milton in ſeiner Sprache gethan hat? Man hat nicht zu fürchten, daß dadurch eine Dunkelheit in dem Vortrage verurſachet würde; denn dieſe Wörter haben noch ſo viel Aehnlichkeit mit andern noch izo gebräuchlichen Wörtern, die mit ihnen verwandt und von einem Stamme ſind, daß man ihre Bedeutung ohne Mühe verſtehet; und es iſt allemahl noch eine Provintz Deutſchlandes, wo ſie noch in der täglichen Rede gehöret werden, wiewohl ſie aus den Schriften weggekommen ſind. Opitz und die geſchickten Scribenten, die mit ihm zu einer Zeit gelebet, haben viele dergleichen in ihren Schriften zurückgeholet, und man hätte wahrhaftig beſſer gethan, daß man ſolche um dieſer Schriften willen aufgenommen hätte, als daß man die Schriften um dieſer Wörter willen verworffen hat. Wer beſorgt iſt, auch die geringen Abſätze in gleichmäſſigen Begriffen vor Augen zu legen, wird die Zurückholung dergleichen Wörter vor gantz nothwendig finden, und ſich darum keine Scrupel machen, ſie wieder ins Leben zu bringen. Doch wollte ich rathen, vor allen andern diejenigen wieder hervorzuſuchen, von welchen uns die Abſtammung und Zuſammenſezung ſamt der Uebereinſtimmung mit einem natürlichen Werke noch nicht gantz unbekannt iſt.

Unter dem Mitteln, die Ariſtoteles vorgeſchlagen hat, die Poeſie von der Proſa zu unterſcheiden,

den, iſt die Manier ein Wort um eine Sylbe zu verkürzen, oder zu verlängern, unſrer Sprache in vielen Wörtern ſo gemein und eigen geworden, daß ſie den Dienſt, den dieſer Kunſtlehrer damit ſucht, nicht mehr thut. In wieviel Zeitwörtern und Endungen der Nennwörter darf das leiſe E. behalten oder weggeworffen werden? Jemand hat dieſes zwar eine Dürftigkeit genennet, die man nicht müſſe von ſich ſpüren laſſen. Man müſſe nicht zeigen, daß man es nur des Maaſſes wegen übrig, oder nöthig gehabt habe. Es iſt in der That eine Dürftigkeit, die von der Natur des Verſes entſteht, daß der Poet bald eine Sylbe übrig, bald eine nöthig hat. Es iſt darum umſonſt, daß er dieſe Dürftigkeit verbergen wolle. Es iſt auch nicht nothwendig, weil er ſich derſelben nicht zu ſchämen hat, er wolle ſich denn des Verſes ſelber ſchämen. Wenn es aber eine Dürftigkeit bey dem Versmacher iſt, ſo iſt es auf der andern Seite ein Reichthum in der Sprache, die dieſer Dürftigkeit ſo geſchickt zu Hülfe kömmt. Iſt es nicht eine Geſchicklichkeit derſelben, daß ſie ſich nach dem Bedürffniß des Ausſprechenden richtet, wann er eilfertig iſt, und wann er gemächlich gehet? Eben dergleichen Geſchicklichkeit weiſet unſre Sprache auch in der Verſchlükung des Buchſtabens J. Zum Exempel:

So ſah man damahls auch den ein'gen Opitz fliegen.

So hat ſein glücklich Schiff zwar einen luſt'gen Grund.

Wenn er den ſel'gen Schluß an ſeinem End erwegt.

Wie

Wie ſtuhnd's mit ihm die vor'ge Nacht?

Mich dünckt, man könne dieſe Verſchlükungen der Härtigkeit nicht beſchuldigen, man wolle denn die Sprache ſelbſt einer ſolchen anklagen, weil in derſelben ganze und ungeſtümmelte Wörter ſind, wo eben dieſe ſchweren Mitlauter beyſammenſtehen. Da haben wir **Beingen, Guſtgen, ich borge, Schweigen.** Und ich dächte, daß diejenigen Eliſionen, die ſich auf dieſe Weiſe ſchüzen können, Verzeihung verdieneten. Die von folgender Art fällt es ſchon ſchwerer zu entſchuldigen:

Ob er im künft'gen Wohl das iztge Leid erſäuft.

Und nur ein Zeitvertreib von recht vernünft'gen Leuten.

Sie ſteigt vom Abgrund an mit einem einz'gen Schritte
Bis an des Himmels Thor. - - - -

Noch harter iſt die Zuſammenkunft von Mitlautern in folgendem Exempel, wo das A. verbiſſen wird:

Unfruchtb'rer Müſſiggang! - - -

Wenn ein Poet dergleichen Härtigkeit Platz giebt, ſo hat man alles Recht von ihm zu fodern, daß er ſolche durch den Nachdruck, den ſie in den Vers bringt, erſeze und verbeſſere. Man kan ſich auch deſtoweniger entbrechen ihm dieſe Licenz zu geſtatten, wenn man bey ſich überleget, was vor eine Menge zweyſylbigter Beywörter in der Sprache liegt, welche in den Abfällen für den jambiſchen Vers gantz und gar unbrauchbar werden, wenn

durch deraleichen Zuſammenziehung nicht dazu bequem gemachet werden Unſre Sprache erlaubet noch einige Ausſtoſſungen der Sylben. Die ganze Endung es in den Beywörtern kan ausgelaſſen oder geſezet werden. Z. Ex.

Da du dein mächtig Heer noch jeden Tag vermehreſt.

Unſelig Mittelding von Menſchen und von Vieh.

Man darf ſich auch nicht allemahl Scrupel machen, einige Artikel mit dem Vornennworte zuſammen zu ſchmelzen:

Und wütend übern Schwarm entbauchter Hunde ſezet.

So hat man auch in den Zeitwörtern die lezte Sylbe et, wenn ein t vorhergegangen, mit der anderlezten in eine Sylbe zuſammengeſchlungen, als acht, verachtet, ſtatt, achtet, verachtet; welches noch klinget, aber andre mahl das Gehör ziemlich verlezet. Z. E.

Es lautt zwar herrlich in den Ohren.

Und wo manch Schiff vergieng, izt Laſtenkorn geerndt.

Ich habe hier Anlaß zu gedenken, daß die dritte Perſon der gegenwärtigen Zeit in den ungleichflieſſenden Zeitwörtern von vielen Scribenten wieder ausgedähnet wird, da ſie eigentlich nach der Natur dieſer Art Zeitwörter zuſammengepreßt ſeyn ſoll. Zum Exempel:

Was Göttlich iſt, verdirbet nicht.

Der Mond verbirget ſich.

Und

Und er durchläufet izt von Hinderniſſen frey.

Er ſtirbet allzugern.

Niemand hat noch **erhälret**, **gilret**, geſagt.

Addiſon hat angemerket, daß Milton dieſes Mittel den Vers von der Proſa zu entfernen, meiſtens in den Nahmen der Oerter und Perſonen angebracht, zum Exempel da er **Heſſebon** ſtatt **Heßbon** und Beelzebub ſtatt Belzebub geſezet. Auf dieſe Weiſe wird es auch in unſrer Sprache eben ſo glücklich angehen. Was eben dieſer Kunſtverſtändige bey dieſem Anlaß gedenket, daß Milton aus derſelben Urſache allemahl die Nahmen der Städte und Perſonen geſezet, welche am wenigſten bekannt ſind, damit er nur die Sprache des Pöbels vermiede, kan uns zu dieſem Ende eben ſo wohl dienen. Ich habe darum lieber **Lindemag**, welches der alte und ſchier vergeſſene Nahme iſt, als den heutigen Nahmen der Limmat geſezet; in dem Verſe:

Der an die Lindemag die Muſen pflegt zu bringen.

Und eben deßwegen habe ich auch **Grăcien** ſtatt Griechenlands geſezet:

Erſchallt gantz Grăcien nebſt Priams Fürſtenthume.

Darum gefällt mir auch **Barde** beſſer, als Dichter, in der Zeile:

Kein Einfall wird von Barden unterdrüket.

Die Freyheit endlich anlangend, womit Milton ſeine Sprache zu erheben, neue Wörter gepräget, ſo

so ist auch diese, wenn sie nicht ohne Ursache genommen, und mit Vorsichtigkeit und Bescheidenheit gebraucht wird, der deutschen Nation in ihrer Sprache nicht zuwieder, und die Sprache läßt es ihr nicht entgegen seyn, daß sie auf diese Weise erweitert wird, massen sie wohl empfindet, daß sie noch nicht auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gestiegen ist, dessen sie fähig ist. Darum können wir ohne Furcht neue Wörter von der Sittsamkeit der folgenden einführen: **Verparadiest, Paradiesmässig, mißgeschaffen, Mißthon, Hölleverdammt, Verkehrtheit, Enthaltsamkeit, sonnigt, abändern, thauend, dämmernd, Unding, veredeln, überthürmen, überfliessen, schlakigt, unablänglich, Empfindniß, Nothgeschicke, abgezogen, bräutlich, unwillkommen, Unreife, Unform, Innigkeit, Zugethanheit, Luftig** für Aereus, **beschönen, unerkennbar, Begriff** in seiner ursprünglichen Bedeutung, die es in dem Verse hat:

Dieweil er im Begriff von ihrem Würbel stand.

Mürben:

Und mürbte sie der fremde Zwang.

Spreng 106. Pf.

Vervielfachen:

Die in gehäufter Zahl sich izt vervielfacht haben.

König.

Alle diese und dergleichen Wörter sind eigentlich nur in ihrer Zusammensezung neu, wegen der vorgesetzten oder angehängten Sylben, das Grundwort darinnen ist gantz bekannt; ja diese Beysäze selber haben schon eine bestimmte Bedeutung in

unsrer

unſrer Sprache, welche in dieſer Zuſammenſezung beybehalten wird. Daneben können ſie ſich auch durch ihren Nuzen ſchüzen. Wenn wir ſie auch nur in Anſehen des Vortheils betrachten, den ſie haben, die Rede ändernd, harmoniſch, rund, zierlich zu machen. Der Begriff, den ſie vorſtellig machen, hat ſeinen trefflichen Werth. Einige davon ſind noch nicht in der deutſchen Sprache, ausgenommen mittelſt der Umſchreibung, alſo daß ihre nachdrückliche Kürze ſie allen denen empfiehlt, welche nichts von Weitläuftigkeit und Geplauder halten. Ueber das Wort **abgezogen** muß ich abſonderlich erwähnen, daß man das Wort **allgemein** dafür hat ſezen wollen. Ich hatte in der Vorrede zu der **Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie** geſagt: Die Neigung zu philoſophiſchen Wiſſenſchaften und **abgezogenen** Wahrheiten hätte die Deutſchen ſo vernünftig und ſchlieſſend gemacht, daß ſie zugleich matt geworden. Da hat man lieber ſchreiben wollen, **allgemeine Wahrheiten**. Allein wer ſieht nicht, daß dieſes nicht das iſt, was ich habe ſagen wollen? **Stygiſch, Cerberiſch, Sataniſch, Chaotiſch, Centaurmäſſig**, ſind auch dergleichen neue Wörter, welche man erlauben muß; ſo bald man die Grundwörter derſelben erlaubt, die zwar ganz neu doch nichts anders ſind, als eigene Nahmen der Perſonen und beſondern Oerter, welche mit der Hiſtorie gelernet werden, daher ſie niemanden unverſtändlich ſeyn können, als denen, welche in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften unerfahren ſind.

Man ſiehet demnach, daß dasjenige, was Miltons Schreibart ſonderbares und in das Gehöre fallendes in ſich hat, ſo beſchaffen iſt, daß die deutſche Sprache ſelbſt, die doch nach dem Naturell derjenigen, die ſich vor ihre Erhalter und Pfleger ausgeben, weit furchtſamer und zaghafter iſt, als die Engliſche, daſſelbe in gewiſſen Schranken nachthun kan. Wie böſe und unbillig ſind denn diejenigen deutſchen Kunſtrichter, welche dem Engliſchen Poeten ſeine gebrauchte Freyheit, die ihm ſeine Landesleute gegönnet, und gutgeheiſſen, verarget haben? Denn ob die Engliſchen Kunſtrichter gleich angemerket haben, daß Milton ſich der obenerzehlten Kunſtmittel zu häufig bedienet, und ſeine Rede dadurch manchmahl etwas ſteif und dunkel gemachet hätte, ſo haben ſie doch zugleich geſtanden, daß ſie überhaupt recht wunderbar und vortrefflich ſey. Das Schlimmeſte, das Addiſon und Schaftsbüri davon geſagt haben, war, daß man in ſeinen Worten manchmahl eine Art Geſchälles wahrnähme, wie zum Exempel in folgenden Stellen: **Er brachte eine Welt voll Weh in die Welt; dieſes führte uns in Verſuchung, daß wir es mit ihm verſuchten; du wirſt dann ſehen, ob wir kommen, den Thron des Allmächtigen zu verehren, oder zu verheeren.** Hingegen hat einer von unſern deutſchen Sprachlehrern Miltons Schreibart vor ein Gewebe ausgeſchrien, das in Fehlern wieder die Engliſche Grammatick, in Verkehrungen aller gewöhnlichen Wortfügungen, und in tauſend andern ſonſt unerlaubten und von

keinem

keinem andern Poeten begangenen Schnizern beſtühnde: „ Wenn das eine Sprache reich und „ geſchmeidig machet, ſagt er, daß man ſie verderbt, wieder alle Regeln handelt, und faſt „ bey jedem Worte Schnizer macht; ſo iſt ja „ Hans Sachſe unſer geſchmeidigſter und beſter „ Poet geweſen, und man hat ſehr übel gethan, „ daß man die Freyheit der alten Poeten in dieſem Stüke gezähmet. Man hätte ja billig das „ hahn, lahn, und ſtahn, beybehalten ſollen, wie „ die Italiener ihr Alma für Anima und ſpeme „ für ſpe ſezen. „ Dieſes Urtheil trägt das Brandmahl eines aufgebrachten Richters ſo deutlich, daß ich mich vor den Engelländern ſchäme, indem ich es anziehe; was Milton in zerſtreuten Stellen, in einzeln Wörtern oder deren Zuſammenordnung vor Licenzen genommen, wird hier ſoweit aufgemuzet, als ob er ſeine ganze Sprache daraus formiert hätte. Ein paar Worte dieſes Kunſtrichters, die nach Miltons Schreibart gegeben ſeyn ſollen, verrathen noch mehr, was vor einen verkehrten Begriff er davon gehabt habe: „ Addiſons Cato, ſagt er an einem Orte, langet im Original, ich will einmahl auf gut Miltoniſch reden, nicht an das **gedankenträchtige, ſinnenſchwangere**, und **gräßlich-erhabene Weſen** Miltons. „

Dieſes wird vornehmlich das ſeyn, was er **Zieglerſchen und Lohenſteinſchen Schwulſt** heißt, deſſen er den Poeten beſchuldiget. Doch hat er dieſen nicht nur in dergleichen hochtrabenden Ausdrükungen, ſondern auch in der ungeheuren Einbildung

bildung und unrichtigen Urtheilskraft Miltons herrschend gefunden. „ Ich habe die Probe gemacht, „ sagt er, und ganze Stüke aus dem deutschen „ Milton mit aller möglichen Lebhaftigkeit Leuten vorgelesen, die sonst im Lesen der Poeten „ unverdrossen sind: Allein man hat theils an der „ seltsamen und wiederlichen Art des deutschen „ Ausdrukes, der sonst in allen unsern Büchern „ unerhört ist, theils an den schrecklichen und wilden Gedanken des Poeten einen Ekel bekommen, „ und mich aufhören geheissen. „ Ich zweifele nicht, daß diese guten Leute das verlohrne Paradies nicht in seiner Grundsprache eben so verdrüßlich gefunden hätten, weil Miltons Verse, nach dieses Richters Aussage, die er den Engelländern selbst in den Mund geleget hat, sehr rauh und hart, seine Sprache altväterisch ist, seine Wortfügung wider den Gebrauch und wider die Sprachlehre läuft, sein Ausdruck gezwungen ist. Die widerliche und unerhörte Art des deutschen Ausdrukes ist zweifelsfrey aus dem Originale mit gehöriger Treue und Geschicklichkeit in die Uebersezung geflossen. Allein wenn der Uebersezer gleich die Sprache Miltons verschönert hätte, wie Pietsch von Hrn. Prof. Gottsched das sonderbare Zeugniß erhalten hat, daß er mit Fenelons Sprache im Telemach gethan habe, so wären doch die Gedanken des Poeten wild und schrecklich geblieben. Oder, sollte der Uebersezer wie die Schreibart des Poeten verschönert, also die Gedanken desselben und derer Personen, die er aufführet, zahmer und menschlicher gemacht haben;

sollte

ſollte er dem Satan, Beelzebub, und Moloch, die zarten, lieblichen und flieſſenden Gedanken eines deutſchen Poeten in den Mund geleget haben? Alsdann wären ſie vielleicht den geſchickten Kennern, welchen der Criticus den deutſchen Milton vorgeleſen hat, nicht ſo widerlich und ſeltſam vorgekommen, daß ſie ihn hätten aufhören geheiſſen; zumahl da ſie im Leſen der deutſchen Poeten ſo unverdroſſen ſind. Aber Satan, Beelzebub und Moloch wären dann nicht mehr Teufel mit teufliſchen Gedanken geblieben, ſondern in Amthore, Gottſcheden und Pietſchen verwandelt worden. Oder will der Kunſtadler ſagen, in Satans Gedanken ſelber, ſo fern ſie als Satans, und nicht als des Poeten Gedanken betrachtet werden, ſey Lohenſteiniſcher und Zieglerſcher Schwulſt, und etwas zu ſchreckliches und wildes? Was vor Gedanken aber können zu aufgeſchwollen für denjenigen ſeyn, welchen der Schwulſt aus dem Himmel geſtürzet hat? Das thörichtſte wäre, wenn der unbeſonnene Richter den Schwulſt, den der Poet in die Gedanken dieſes hochmüthigen Geiſtes geleget hat, vor Miltons eigene Gedanken genommen, und in ſolcher Betrachtung verurtheilet hätte. Im übrigen werden von Milton nicht lauter Teufel aufgeführet, es kommen auch Engel in ſeinem Gedichte vor, und Menſchen von der vollkommenſten Art: Da mögte ich wiſſen, ob die Gedanken derſelben dieſen Leuten von ſo poetiſchem Naturelle, denen ſie von unſerm Momus vorgeleſen werden, eben ſo wild, ſchrecklich, und ekelhaft vorgekommen wären. Er ſagt uns in ſeiner Schrift von dem

Bathos

Bathos in den Opern, Milton, der doch von vielen ſo bewundert worden, ſeit dem Addiſon und Steele ihn ihren Landesleuten ſo angeprieſen, würde dem Dechant Swift ganz allein alle Exempel zu ſeinem Tractat von der Kunſt zu kriechen haben hergeben können; ſo viel falſche Hoheit ſteke in ſeiner Schreibart; der regelloſen Phantaſien zu geſchweigen, davon ſein verlohrnes Paradies, auch ſelbſt nach des Grafen Schaftesbury Geſtändniß, überall voll ſey. Hier geſchieht nicht nur Milton ſondern auch Schaftesbury Gewalt. Dieſer war geſchickter und gerechter, als daß er unſers Kunſtrichters Anklage mit ſeinem Anſehen verſtärket hätte. Er hat niemahls gedacht, noch geſagt, daß Miltons Paradies voll regelloſer Phantaſien ſey. Er hat nur erwähnet, daß Miltons Schreibart von Pun und Quibble noch nicht völlig rein ſey. Nun heiſſen Pun und Quibble nicht abgeſchmacktes und phantaſtiſches Zeug, wie der Tadler es überſezet, ſondern Spiele mit Worten und Schalle, und kleine Spitzfündigkeiten, dergleichen eben einige von uns ausgeſezet worden. Dahin gehören auch: Die kleine Infanterie, die von den Kranichen bekrieget wird; eine neue Flut ertränckte dich ebenfalls Adam, eine Flut häſſiger Thränen, und Schmerzen. Ovidius iſt an dergleichen ſehr reich, man mag ihn aufſchlagen, wo man will, ſo fällt uns ein Exempel davon in die Augen:

. . . . Ex omnibus unum
Eligo.

Elige, Myrrha, tibi, dum ne ſit in omnibus unus.
Metam. L. X. 317.

Nunc quia tam meus eſt, non eſt meus.
Ib. L. V. 339.

Unter den Titel Pun und Quibble möate man auch die zweydeutigen Spottreden Satans und Belials über die Würkungen ihres teufliſchen Geſchoſſes bringen, welche dennoch in dem Munde des Vaters der Lügen eine gewiſſe eigene Anſtändigkeit haben. Wer dieſe Kleinigkeiten in Miltten finden will, muß ſie mit Fleiſſe, und lange ſuchen. Und dieſe wenigen ſind in ſeinem Gedichte nur darum deſto anſtöſſiger, weil ſie darinnen ſo fremd ſind.

Wieder auf Miltons Gedanken zu kommen, welche gewiſſen Leuten von unſers ſcharfen Richters Geſellſchaft ſo widerlich, ſo wild, und verdrüßlich ſcheinen, ſo kennen wir auch eine Menge dergleichen, die in ihren Gewerb, ihre tägliche Lebensart, ihren kleinen Witz, ihre Provinzialſprache, wie in einen Zauberkreis eingeſperrt ſind, ſo daß ſie ſich daraus nicht einen Fußbreit begeben dürffen. Miltons Thema von den Entſchlüſſen, Meinungen und Handlungen der Engel, der Teufel, und ſolcher Menſchen, die den übrigen Menſchen, ihren Nachkommen und Kindern, ſo ungleich ſind, ſo viel erhabene Dinge, die Milton ihrem eigenen Character gemäß ausbildet, ſind kein leichter Unterhalt für Leute, die in Amthors, Gottſcheds, Neukirchs, Schule reden und denken, entſchlieſſen und handeln gelernet haben. Satans, Beelzebubs, Michaels, Raphaels, Adams und Evens Reden ſind der Sprache dieſer deutſchen

Poeten

Poeten so ungleich, als eben derselben Gedanken, Entschlüsse und Geschäfte. Die Begriffe, die viele Leser von Miltons Worten nicht bekommen, und der Eindruck, der dann bey ihnen ausbleibet, zeigen nicht, daß die Worte, oder die Vorstellungen nicht geschickt seyn, sondern daß diese Leute zu dergleichen Begriffen und Sachen nicht geschickt seyn. Wie weit entfernt waren denn diese, solche Begriffe und Dinge zu erfinden, da sie selbige sich nicht einbilden können, nachdem sie schon erfunden sind? Es gehört kein plumper Geist dazu, sich aus der Tiefe, in welcher wir niedergedrückt sind, zu erheben, und über die Gränzen des Weltgebäudes hinwegzufliegen, hernach über das ungemessene Chaos in den Kerker der verdammten Geister überzusezen, die Geschäfte und Anschläge der Einwohner in diesen dunkeln Gegenden zu verkundschaften. Und zu Ausdrükung dieser Gedanken und Geschichte braucht es freylich fremde Bilder, seltsame Erscheinungen, ungewöhnliche Worte und Ausdrüke.

In Betrachtung dieser Dinge haben die Engländischen Kunstverständigen nicht ohne Ursache gesagt, daß ihre Sprache unter Milton eingesunken wäre, wenn er sie nicht gewußt hätte seinen Begriffen gemäß zu erhöhen, und darum haben sie ihm die verschiedenen Arten von Freyheit, die er sich genommen hat, mit Willen und gerne gegönnet. Und dennoch hatte die Englische Sprache ohne diese Beyhülfe ausländischer Sprachen solche eigenthümliche Eigenschaften, welche ungemein bequem sind, den Vortrag vor Mattigkeit, Langsamkeit,

ſamkeit, und Niedrigkeit, zu bewahren, und mit Licht, Leben und Nachdruck zu verſehen. Nur einiger zu gedenken, wie reich iſt ſie an ſo verſchiedenen und begriffreichen Mittelwörtern, wodurch ſie zwey und drey Glieder eines Sazes, die wir im Deutſchen nicht anderſt als durch ſo viele Säze vortragen können, ohne Dunkelheit in einem einzigen zuſammenfaſſet? Was vor Dienſte thut den Scribenten das Vermögen dieſer Sprache, die Verba Neutra, die eine Actionem immanentem bedeuten, ſo zu gebrauchen daß ſie eine Actionem tranſeuntem anzeigen, und per Enallagen generis aus intranſitivis zu tranſitivis und Activis werden (a); hingegen viele Activa intranſitive oder als Neutra zu gebrauchen (b); die Activa bisweilen neutraliter, faſt wie reciproca zu ſezen; zu den Neutris, die eine Actionem immanentem bedeuten, wie im Griechiſchen und Lateiniſchen, einen Accuſativum vel ſuæ Originis vel congruæ ſignificationis zu ſezen, wie im Deutſchen wäre, den guten Kampf kämpfen; den Tod der Gerechten ſterben; das Leben leben; welches leztere ich in einem Schäferſpiele von Jacob und Lea ſehr artig gebraucht finde:

Solle ich alſo ein müſſigs Leben leben?

(a) Wie im Deutſchen wäre: Ein Pferd zu Tode rennen, ſeinen Gegner müde ſchreiben, die Zeit wegplaudern; einen krank trinken; einen in Verwunderung ſingen; einen in das Paradies hinein betrügen.

(b) Er wollte nicht gern um der Religion willen brennen.

Was vor einen Reichthum beſitzt ſie an ſogenannten Verbis faceſſentibus; was vor Vortheile geben ihr ſo viele und ſo verſchiedene Gerundia, und daher entſtehende Gerundialredensarten, da unſre Sprache nicht ein einziges Gerundium hat, wiewohl ſie im vierzehnten Jahrhundert dergleichen beſeſſen hatte; anderer und anderer Vortheile zu geſchweigen, welche denjenigen nicht verborgen bleiben können, die ſich befleiſſen, aus der Engliſchen Sprache mit Beybehaltung des Nachdruckes, der Kürze, der genaubeſtimmten Abmeſſung, und der Mannigfaltigkeit im Ausdrucke, zu überſezen.

Man kan hieraus wohl abnehmen, was vor Schwierigkeiten es giebt, Miltons Schreibart im Deutſchen mit Nachdruck und Klarheit ohne Mattigkeit zu geben; nicht nur die Gedanken nach ihrem flüchtigen Umfange, ſondern auch ihre Form, wodurch ihre Grade beſtimmet werden, auszudrüken. Denn ohne dieſe Sorge muß man nothwendig in eine periphraſtiſche Kaltſinnigkeit und Flüchtigkeit verfallen, dergleichen man dem Poeten Schuld gegeben, der Popens Verſuch von dem Menſchen in deutſchen Verſen überſezet hat; man wird nur Ueberſezungen machen, die gegen die Originale geſtellt das ſeyn werden, was umgekehrte Türkiſche Tapeten. Einige haben zwar dieſes Gleichniß auf alle Ueberſezungen ohne Unterſcheid, auch die möglichbeſten erſtreken wollen, worinnen ſie aber zu weit gegangen ſind. Ein Verſtand, ein Geiſt, kan ohne Zweifel dem andern ſeine Gedanken durch die Rede mit einer Genauigkeit zu verſtehen geben, daß die Aehnlichkeit derſel-

derselben in beyder Kopfe unaleich vollkommener wird, als sie zwischen den beyden Seiten Türkischer Tapeten ist; die Dinge mahlen gleiche Bilder in gleichbeschaffenen Geistern, und die Säze haben eine gleiche Wahrheit in einem jeden gesunden Verstande, der sie beareifet: Darum kan man nicht sagen, daß ein Bild, oder ein Satz, der von einem Menschen in den andern gebracht wird, umgekehret werde, wie mit den umgekehrten Tapeten geschieht. Wenn nun die Bilder und Begriffe erstlich diese vollkommene Aehnlichkeit in dem Kopfe des Uebersezers und des Urhebers haben, so wird er sie dann mit der Genauigkeit liefern können, als er fähig ist, wenn er selbst der Urheber und Erfinder davon gewesen wäre.

Ich schmeichle mir nicht, alle erzehlten Schwierigkeiten überwunden zu haben, ich will doch sagen, daß ich in meiner Uebersezung auf dieses alles die Gedanken gerichtet gehabt habe. Meine Leser thun mir auch ein völlig Genügen, wenn sie meine Bestrebungen Miltons Schreibart zuweilen nach seiner eigenen Weise auszudrüken, nur für einen Versuch nehmen, und wenn es ihnen scheint, daß ich seine Freyheiten wider das Naturell der deutschen Sprache gebraucht habe, mich andre Redensarten lehren, welche damit besser übereinstimmen, und doch zugleich Miltons Gedanken, in Zahl, Gewicht, Maaß und Grad erschöpfen. Meine Furcht ist in währender Arbeit der Uebersezung beständig grösser gewesen, daß ich Miltons nachdrückliche, kurze und erhabene Schreibart nicht erreichen mögte, als daß ich durch die genaue

Ausdrükung derſelben gewiſſen Sprachlehrern un-
deutſch ſcheinen würde; welchen Opitz ſelbſt we-
gen einiger geſchickt nachgemachten Metaphern
aus den Griechiſchen und Lateiniſchen Scribenten,
barbariſch geſchienen hat. (*) Ich zweifle nicht,
wenn ich mit meinen Erklärungen der Erfindun-
gen Miltons die Leſer etwas tiefer in ſein Vorneh-
men und deſſen Gründe hineingeführt habe, daß
die Miltoniſche Sprache ihnen ſchon leichter und
flieſſender vorkommen werde. Sollte dennoch unge-
achtet aller meiner Bemühungen das verlohrne
Paradies den Jztlebenden die Luſt nicht machen,
welche meine Anmerkungen davon verheiſſen, und
zwar auf diejenigen, die es im Engliſchen leſen
können, eben ſo wenig Eindruck thun, als auf
andre, die es nur in meiner ſchwachen und pro-
ſaiſchen Ueberſezung leſen, ſo iſt dieſes ein Uebel,
das in dem Laufe unſrer menſchlichen Welt nur
allzu gemein iſt. Es iſt ſo hergekommen, und
wird ferner ſo ſeyn, daß der Verſtand mit dem
Unverſtand, der Geſchmack an dem Schönen mit
dem Geſchmack an dem Schlechten und Mittelmäſſi-
gen in einem ſchweren Streit ſtehen, ja daß der
Irrthum öfters eine gröſſere Anzahl Anhänger hat,
als die Wahrheit. Aber eine Zeit mag kom-
men, da die poetiſche Herrſchaft, welche bisdahin
den Gedichten in Deutſchland mit ihrem Anſehen
ein Schickſal nach ihrem Belieben zuwegegebracht
hat, wird geſtürzet werden. Ein folgendes Ge-
ſchlecht

(*) Z. Er. in dem Verſe des Lobgedichtes von Mars:
Dann iſt es gar zu ſpat den Eſel auszuſchlagen. Wel-
ches das Lateiniſche excutere asinum iſt.

ſchlecht Menſchen wird ſeiner Phantaſie einen weitern Kreis vergönnen, ſich darinnen umzuſehen und zu üben, als dieſe enge Erde, oder auf dieſer Erden die ſchmale Wiſſenſchaft eines Hochzeitſängers, oder eines Liebesdichters, oder die matten Empfindungen eines Lehrers der Rhetoriſchen Figuren. Und dieſe erweiterte Phantaſie wird ein hoher Verſtand in ihrem Fluge regieren, wie bey Milton geſchehen iſt. In demſelben Weltalter wird Milton die Luſt und das Wunder der Deutſchen ſeyn, und die Iztlebenden, welche Miltons Stoff, Erfindungen, und Vorſtellungen ſo unnatürlich und ausſchweifend heiſſen, werden dann nicht nur ihren Schriften ſondern auch dem Nahmen nach todt und vergeſſen ſeyn. Und vielleicht wird dieſes Weltalter unmittelbar auf das unſrige folgen, ſo daß eine gute Anzahl von den Iztlebenden daſſelbe noch erleben wird.

Nachrichten von gelehrten Schriften.

I. MAn hat in dem Heumonate des laufenden Jahres an dem poetiſchen Horizont zu Leipzig eine auſſerordentliche Lufterſcheinung geſehen, die anfänglich jedermann in ein groſſes Erſtaunen

Anmerkungen.

Dieſe Nachrichten und Auszüge ſind uns von Hrn. Conrecter Erlenbach eingeſandt worden. Er mag ſich wohl ſelbſt vorgeſtellt haben, daß wir Bedenken tragen würden, eine Schrift in unſre Sammlung einzutragen, die bey ihrer guten Abſicht, wegen der allzu ſcharfen Schreibart, nur dienen mögte, den unbändigen Eifer einiger Leipzigiſchen Schriftſteller noch mehr zu reizen. Er hat darum vor nöthig gehalten, ſich in einem beſondern Schreiben an uns gegen dieſe nicht ohne Grund vermuthete Bedencklichkeiten zu vertheidigen. Er thut dieſes mit ſo bündigen Vorſtellungen, daß wir uns nicht entbrechen können, ſeiner Schrift einen kleinen Platz allhier einzuräumen. Er ſagt unter anderm: „Wir ſollten „uns nur einmahl zu Gemüthe führen, mit was vor „Stolz eine Zeit her einige ungehirnte Köpfe ſich die „Vormundſchaft der ganzen deutſchen Nation angemaſſet, und nicht anderſt geſchwärmt hätten, als ob ihnen der Ruhm des deutſchen Wizes verpachtet wäre. „Wie ſchimpflich und verächtlich ſie alle diejenigen, die „ſich dem Tyranniſchen Joch ihrer angemaßten Gerichtbarkeit nicht willig unterwerffen wollen, gemißhandelt „und ausgehöhnet: Mit welchem Trotz ſie ſich an dem „Ruhm der verſtändigſten Europäiſchen Nationen, der „Engelländer und Franzoſen, vergriffen: Und wie ſpöttiſch „und unbeſcheiden ſie in offentlichen Ausſprüchen von „den Schriften der berühmteſten Männer geurtheilet „hätten.

ſtaunen ſezete, bis ein gewiſſer Schwabe, der als ein groſſer Wahrſager und Zeichendeuter berühmt iſt, in einer offentlichen Anrede die ganze deutſche Nation der Poeten auf ſeinen Credit gutherzig verſicherte, dieſes ungewohnte Luftzeichen hätte eine eben ſo tröſtliche Bedeutung für das Reich der deutſchen Poeten, als ehmahls die Erſcheinung des erſten Regenbogens nach der Sündflut für

„ hätten. Was dann ſeine Schreibart betreffe, die uns „ zuweilen etwas zu lebhaft und anſtöſſig vorkommen mög„ te, ſollten wir uns nur erinnern, daß dieſelbe noch „ um einen guten Grad glimpflicher und höflicher wäre, „ als die in den Leipzigiſchen Beyträgen gewohnte Criti„ ſche Sprache. Er beruft ſich dieſer halben auf das „ XVII. Stück dieſer ebenerwähnten Beyträge, und da„ ſelbſt auf den dritten, vierten, und fünften Artikel. Des„ gleichen St. XXI. 4ter u. 6ter Art. St. XXIII. 5ter Art. ꝛc. „ Mithin, ob er gleich ein dieſen kleinen deutſchen Hof„ meiſtern verhaßter Schweizer ſey, ſo habe er es doch „ in der Grobheit noch nicht ſo weit getrieben, als „ der Verfaſſer der Anmerkungen über die Ausgebung „ des Ergänzungs-Stükes, in denen Beluſtigungen „ des Auguſtmonats, als welcher ſich vermeſſen, ei„ nen offentlichen Lehrer aus einem leichtſinnigen Ver„ dacht mit den gröbſter Anzüglichkeiten anzugreiffen, „ wodurch dieſer Verfaſſer ſeinem Vorbilde, dem Prof. „ Philippi an ſtolzer Wuth gleich, und für einen Liſcow „ reif geworden, der ihn auch durch eine wohlverdiente „ Züchtigung demſelben vollends ähnlich machen dörfte. „ Da inzwiſchen der erwähnte Lehrer es unter die andern „ Zufälligkeiten rechnen werde, daß ihn ein Eſel geſtoſ„ ſen, und dem Rath jenes ſinnreichen Kopfs folgen, „ der geſagt hat: wenn man von einem Schweine, dem „ man nicht ausweichen könne, beſudelt werde, ſo ſey „ der beſte Rath, daß man es trucknen laſſe, und dann „ austreibe.

die Einwohner der damahligen neuen Welt gehabt haben mag: Hingegen bedrohete eben dasselbige ihre benachbarte Feinde, die Franzosen und Schweizer, mit einer schweren critischen Züchtigung. Diese süsse Versicherung schmeichelte den unruhigen Gemüthern der Sächsischen Dichter zärtlich, und preßte ihnen tiefgeholte Seufzer ab, daß doch diese so wohlgemeinte Schwäbische Weissagung ihre Hoffnung nicht betrügen möate! Allein da in den folgenden Monaten dieses Luftzeichen sich gegen Mittag je länger je weiter über den deutschen Horizont ausbreitete, so daß die hart bedrohten Einwohner der Schweizerischen **Alpgebürge**, die sich um die poetischen Aspecte der deutschen Luft bekümmern, es selbst gewahr wurden, und die erfahrensten Astronomos darüber zu Rath zogen, so fand sich nach einer genauen Untersuchung, daß dasselbe nichts anders wäre, als ein seit einigen Jahren nicht unbekannter Nordschein, oder wie andere behaupten wollten, (verzeihet mirs, daß ichs vor keuschen Ohren nicht rein Sächsischdeutsch aussprechen darf,) ein wahrhafter ignis fatuus.

Ein Kluger lacht euch aus, und sagt wohl gar dabey,
Daß Schriften solcher Art der blöden Welt zum Schreken,
Wie Mißgeburten sonst, des Himmels Zorn entdeken.
Gottsched.

II. Erst kürzlich ist wieder ein französischer Schriftsteller **hervorgewachsen**, der in seinen Briefen von dem Character der deutschen Poeten dem deutschen Witze offentlich hohngesprochen, indem er diese nicht alleine überhaupt beschuldiget, daß

daß ſie öftern Ohnmachten und Blödigkeiten, ja gar der fallenden Sucht, (die man auf gut Sächſiſch die ſchwere Noth heißt,) mächtig unterworffen ſeyn; ſondern denſelben gar alle Geſchicklichkeit zum Erfinden mit trozigen Worten abſpricht, und ſich überdies nicht entblödet, ſie (in dem Xten Brief Bl. 362.) durch ein ſchmähleriſches Cartel aufzufordern: Nommez-moi un *Eſprit Createur* ſur vôtre Parnaſſe, c'eſt à dire, nommez-moi un *Poëte Allemand*, qui ait tiré de ſon propre fond un ouvrage de quelque reputation; je vous en défie. Dieſe ungeheure Läſterungen, womit der Franzöſiſche Goliath das deutſche poetiſche Iſrael ſchmähleriſch angegriffen, wollten dem redlichen Hrn. Magiſter S**, der ſich ſchon lange Zeit als ein Feilträger der Gottſchediſchen Schriften und des Breitkopfiſchen Verlags mit Nuzen brauchen laſſen, faſt das deutſche Hertz abdruken. Gottſched, Triller, Neukirch ꝛc. ſollen keine poetiſche Schöpfer ſeyn! Welche unverſchämte Verlaümdung! Wer konnte beſſer wiſſen, mit was vor ſaurem Schweiß ſie ihre unzählbaren Reimen und Verſe aus den Fingern herausgeſogen, als, eben dieſer Hr. Magiſter der einigen von dieſen groſſen poetiſchen Schöpfern in ihrer Arbeit als ein getreuer Handlanger beygeſtanden; und welcher Vernünftige wird an dem Werth eines Buches zweifeln können, das in einer ſehr kurzen Zeit etliche mahl hat müſſen aufgelegt werden? Allein ungeachtet der Ungrund und die Bosheit dieſer Verlaümdung allen redlichen deutſchen Seelen von ſich ſelbſt offenbar ſeyn muſte,

handelte dennoch der Hr. Magister sehr klüglich, daß er um der Schwachen willen auf eine offentliche Abfertigung dieses trozigen Philisters, und eine nachdrückliche Ehrenrettung des deutschen Wizes bedacht war. In dieser Ueberlegung hielt er vor das rathsamste, daß er ein allgemeines Land-Aufbot an alle, die sich der allgemeinen Noth des deutschen poetischen Reichs anzunehmen Muth und Fähigkeit hätten, ergehen ließ, und ihnen einen allgemeinen Sammelplatz anwieß, von welchem sie auf die Französischen und Schweizerischen Philister mit vereinigten Kräften loosgehen könnten. Er steckte zu diesem Ende zu Leipzig vor dem Breitkopfischen Hause die Fahne auf, auf welcher ein zottigter Bär, der sich in einer einsamen Wüsten auf seinen Hintern gantz geruhig niedergelassen, und mit zufriedenem Gemüthe an seiner Tatze sauget, mit der Aufschrift, Ipse alimenta sibi, künstlich geschildert war: Und es fanden sich so gleich einige herrenlose Klopffechter daselbst ein, die sich unter diese Fahne anwerben liessen. Der Hr. Magister führte diese handfeste Truppen in den Hundstagen das erste mahl an den Feind, er selbst stellte sich an die Spize, und that mit einem grossen Geschrey den ersten Angriff auf den feindlichen Haufen, der von dem Kriegserfahrnen Französischen Officier, der aus seinen Lettres Françoises & Germaniques bekannt ist, commandirt wurde: Aber nach einigen leichten Versuchen, die mehr förchterlich als gefährlich waren, zog sich der deutsche Feldherr mit seinem Völcklein gantz vergnügt wiederum in seine Sicherheit zurüke.

III. Zu Leipzig kömmt seit dem Heumonat eine ansehnliche Monatschrift zum Vorschein, die wegen ihrer stolzen Absicht die Aufmerksamkeit aller derjenigen verdienet, denen der Ruhm der deutschen Musen recht von Herzen angelegen ist. Sie führet den prächtigen Titel: **Belustigungen des Verstandes und des Wizes. Auf das Jahr 1741. Heumonat. Leipzig, bey B. Chr. Breitkopf.** 8. sechs Bogen. Der Verfasser derselben ist Herr Magister Joh. Joachim **Schwabe**, der schon einige Jahre daher in Hrn. **Breitkopfs** Diensten gestanden, und das Aufnehmen der deutschen Musen mit der Ausbreitung des Breitkopfischen Verlags geschickt zu verbinden gewußt hat. Die besondere Absicht gegenwärtiger Schrift, worinnen man einige Früchte des deutschen Wizes und Verstandes zu sammeln willens ist, stellet uns der Herr Magister auf dem Titelblatte in einem emblematischen Bilde vor Augen; wenn er die deutschen Poeten und Redner in einem feinen Kupferstiche unter dem Sinnenbilde eines sizenden Bären abbildet, der an der Tatze sauget, und solches mit der Aufschrift, Ipse alimenta sibi, erläutert: Wodurch er den eigenthümlichen Reichthum und die Fruchtbarkeit des deutschen Wizes auf eine recht edle, lebhafte und sinnreiche Art erhebet, und vertheidiget:

Hr. M. Schwabe ist zu der Verfassung dieser Monatschrift durch die von einem ungenannten Franzosen neulich herausgegeben Lettres germaniques verleitet worden. Dessen Unfug und Verläumdungen mit deutschem Muth abzufertigen, hat

hat er allen fähigen Geistern Deutschlandes einen Tummelplatz eröffnen, und eine erwünschte Gelegenheit zeigen wollen, ihre kleinen scharfsinnigen Aufsäze der Welt vorlegen zu können. Denn er hatte sich vorgesezet, das leichtsinnige Gespötte des französischen Briefstellers nicht so fast durch theoretische Widerlegungen und weitläuftige Erweise, als vielmehr durch practische Proben abzuweisen, und die ehrbare Welt von der Fähigkeit des deutschen Wizes durch die Empfindung zu überführen. Dieses ist auch unstreitig der beste und gewisseste Weg der Vertheidigung, eben wie dieses die beste Busse ist, eine Thorheit nicht mehr begehen: Aber diese Art der Vertheidigung ist dabey die allergefährlichste; denn woferne die Proben, auf die man den Credit des Wizes und Verstandes einer ganzen Nation sezet, nicht von dem besten Schrote und Korn sind, so bekräftigen sie nicht alleine den Vorwurff eines verderbten Geschmacks und des Unverstands, sondern sind ein unauslöschliches Denckmahl der Dummheit, und schlimmer als ein offentliches Geständniß der Anklage. Doch es scheinet, daß der Hr. M. Schwabe keine Ursache habe einiges Mißtrauen in die Fruchtbarkeit und Fähigkeit des deutschen Wizes zu sezen, weil er sich zum Voraus anheischig machet, alle Monate sechs Bogen voll sinnreicher Gedanken und Einfälle zum Beweisthum der unerschöpflichen Kraft des deutschen Wizes zu liefern.

Meine Leser werden verlangen, daß ich ihnen nunmehr einen nähern Unterricht von diesem grossen Vorhaben des Hrn. M. Schwabe ertheile;

dessen

deſſen heldenmäſſige Abſichten ich bisdahin entdeket habe. Ich kan ihnen auch um ſo viel eher zu Willen werden, da der Hr. Magiſter die Gütigkeit gehabt hat, uns in einer weitläuftigen Vorrede unter mancherley Ausſchweiffungen davon ſelbſt auf das ſorgfältigſte zu unterrichten. Er zeiget uns an, daß dieſe ſeine Arbeit von allen andern bey der deutſchen Nation bisher ſo beliebten Monatſchriften, auch von Hrn. Gottſcheds critiſchen Beyträgen und den Nachrichten und Anmerkungen der deutſchen Geſellſchaft, darinnen vornehmlich unterſchieden ſeyn werde, daß er ſein Augenmerck mehr auf die Muſter, als auf die Regeln gerichtet habe: „ Er ſey nemlich geſonnen, in dieſer Sammlung allerhand **wohlgerathene**, kleine, **flüchtige**, Stüke; ſie mögen von einer Materie handeln, von was für einer ſie wollen, poetiſch oder proſaiſch, und entweder gedruckt oder ungedruckt ſeyn, **wenn ſie nur deutſch geſchrieben worden**, zuſammen zu tragen. Man werde **nichts**, **was wizig**, **vernünftig**, **und tugendhaft iſt**, von dieſer Sammlung ausſchlieſſen: Ernſt und Schertz werden darinnen **ohne Unterſchied** auftreten; auch die **Galanterie** werde daran Theil haben. „ Wenn aber die Haupt-Abſicht dieſer Monatſchrift vornehmlich dahin gehet, daß man durch wohl ausgearbeitete Proben kund mache, **wieviel der deutſche Wiz vermag**; ſo wird man keinen bloſſen Ueberſezungen, ſondern allein den deutſchen Original-Stüken, und aus Gnaden etwann auch geſchickten Nachahmungen noch einen Raum verſtatten,

ſtatten, weil man darzu doch Witz nöthig hat; da hingegen die Ueberſezungen eine ſchlechte Arbeit ſind, worzu eben kein Witz nöthig iſt. Zu Ende eines jeden Stücks oder Monats wird man von denen auf der Leipzigiſchen Schaubühne aufgeführten Stüken jedesmahl eine Nachricht geben, und zwar von den Original-Stüken wird man Auszüge mittheilen; die überſetzten Stüke aber, womit ſich die Deutſchen noch meiſtens behelffen müſſen, bloß anzeigen. Der Hr. Magiſter hat ſich hierinnen, wie in der ganzen übrigen Einrichtung ſeiner Monatſchrift, den franzöſiſchen Mercur zum Muſter genommen; ausgenommen daß er die politiſchen Neuigkeiten und die Nachrichten von neuen Büchern eigenen dazu gewiedmeten Zeitungen und Journalen überlaſſen wird. Er hat ſich ohne Zweifel ein ſo ſchlechtes Muſter mit Fleiſſe zur Nachahmung ausgewählet, damit er die Vollkommenheit deſſelben deſto leichter erreichen, und in einigen Stüken noch übertreffen könnte: Und ich zweifle keinesweges, er werde durch dieſe Schrift bey der Art Leſer, die ihren feinen Geſchmack an dem Mercure Galant, Mercure François, auch Mercure Suiſſe, zu vergnügen gewohnt ſind, die Ehre des deutſchen Witzes leicht behaupten können. In welchem Falle der trozige Franzoß mit ſeiner Auffoderung, nommez-moi un Auteur Allemand, qui ait écrit un ouvrage de quelque reputation, zu ſpäte kommen wird. Doch wenn ich meiner Muthmaſſung trauen darf, ſo will mich bedünken, daß der Hr. Magiſter dieſes Bekänntniß, daß er ſeine Monatſchrift

natschrift bey den Franzosen abgesehen, nur in der Ironie abgelegt habe, damit er Gelegenheit bekäme, mit dem ungenannten Verfasser der Lettres Germaniques anzubinden. Diese geistreiche Herren sind in der Anwendung dieser spottenden Figur so subtil und unbeständig, daß man öfters nicht recht wissen kan, ob sie im Ernst reden, was sie sagen: Es wäre darum wohl zu wünschen, das man dieselben verpflichten könnte, daß sie nach dem Beyspiel der Mathematiker, (die ihre Säze absonderlich mit ihren Taufnahmen benennen und unterscheiden,) so oft sie diese Figur der Ironie brauchen wollen, die Ironische Rede allemahl absonderlich unter ihrem Titel sezen müßten, damit unschuldige Leser wissen könnten, wo die Ironie anfange, und wo sie endige. Mithin mag meine angegebene Muthmassung so viel Grund haben, als sie will, so ist doch dieses gewiß, daß unser Hr. Magister dieses Bekänntniß geschickt anzuwenden gewußt, den Uebergang zu der Streitfrage von der Erfindungskraft der deutschen kleinen Geister unvermerckt zu machen: Und es ist eine rechte Lust zu sehen, wie er an dem guten Franzosen zum Ritter wird; mit welcher Geschicklichkeit er seine Worte verdrehet, ihm falsche Gedanken andichtet, mit welchem Eifer er dieselbigen widerleget, und dann bald darauf diese boshafte Verdrehungen mit dem Recht der Nachahmung entschuldiget. Wenigstens ist die Schlußstelle Bl. 10. von einem so überzeugenden Nachdruck, daß der ungenannte französische Schriftsteller schwerlich was dagegen einzuwenden haben wird:

„ Wären

„ Wären wir, heißt es, so zeitig als andere,
„ auf die Ausbreitung der schönen Wissenschaften
„ in unserer Muttersprache gerathen: So würden
„ vielleicht (ein schweres Vielleicht) diejenigen
„ izo von uns lernen müssen, welche wir uns zu
„ Mustern bey Beförderung der freyen Künste
„ vorstellen. „ Auf diesen Thon muß man wissen bey seiner Armuth groß zu thun, wie jener Bettler, der den Edelmann zu einer milden Beysteuer zu vermögen, ihm mit Betheurungen verheissen, sobald er würde schlachten lassen, wollte er ihm dafür gute Würste und Schinken zur Verehrung schiken. Wo man nicht auf gegenwärtige Verdienste pochen kan, da muß man seine Scientiam mediam zu Hülfe ruffen, und auf das, was unter gantz andern Bedingnissen und Umständen möglich gewesen wäre, fein dreiste großsprechen. Aber meines Bedünkens hat es der Hr. Magister dabey noch um etwas versehen, daß er durch das eingeschaltete Vielleicht in obiger Stelle noch einiges Mißtrauen blikken läßt. Woher mag wohl dieses Mißtrauen bey ihm entstanden seyn? Vielleicht daher, daß er sich selbst heimlich erinnerte, wie so schlechten Fortgang die deutsche Poesie in einer Zeit von mehr als hundert Jahren seit des grossen Opizen Zeiten gehabt, so daß dieser grosse Vorgänger, wenn er wieder auf Erden kommen sollte, sich der meisten von seinen Nachkindern schämen würde. Weit kühner und glücklicher ist der Einfall, womit Hr. Schwabe die Schuld des schlechten Credits des deutschen Wizes von den Scribenten abzulehnen und auf die Dummheit

heit der deutschen Leser zu schieben weiß, wenn er sich Bl. 15. also vernehmen läßt: „ Deutschland „ ist von allem Witze und Verstande so leer nicht, „ als man wohl denket. Allein unter hundert „ kleinen Schriften werden kaum zehne solchen „ Personen bekannt, welche deren Wehrt oder „ Unwehrt recht zu schätzen wissen. Es ist man„ ches artige Stüke darunter, welches mehr als „ hundert Personen zu Gesichte kommen sollte, zu„ mahl da unter denen hundert Personen, die es „ sehen, zuweilen nicht dreye sind, welche die „ Schönheit desselben erkennen, und es des Auf„ hebens würdig achten. „ Wer wollte nicht daher, daß Deutschland an guten Kennern und Lesern so arm ist, den richtigen Schluß ziehen, daß die deutschen Scribenten hiemit nothwendig geist- und sinn-reiche Köpfe seyn müssen? Wer diese Folge läugnen wollte, der würde eben so thöricht handeln, als wenn er die Möglichkeit der Planeten-Einwohner bloß aus dem Grunde nicht zugeben wollte, weil er sie mit seinen Augen nicht sehen kan.

Dem Hrn. M. Schwabe hat beliebt, (denn ein jeder Vater hat das Recht seine Kinder, die er selbst gezeuget, oder die er an Kindesstatt annimmt, nach Belieben taufen zu lassen,) diese Monatschrift mit dem Titel: **Belustigungen des Verstandes und des Witzes**, zu belegen. Wollet ihr den Grund dieser Benennung wissen, die mit der Absicht des Verfassers eben nicht die nächste Uebereinstimmung hat, so kan ich euch aus dem Munde des Hrn. Magisters berichten, daß

er dieſe Monatſchrift vielmehr in Abſicht a
Form; als in Abſicht auf die Materie und der
halt derſelben, mit dem Titel der Beluſtigu
ausgezieret hat. „ Beluſtigungen, ſagt er
„ 17. müſſen keine Arbeiten ſeyn, und nicht e
„ den; und man theilet allhier auch nur
„ kleine Schriften mit, von denen man
„ nicht ſagen kan. „ Verſteht ſichs, daß ſi
Arbeiten den Leſer ermüden werden. Der S
iſt gantz richtig: Alles was den Leſer nicht e
det, das muß ihn nothwendig beluſtigen;
Schriften werden den Leſer nicht ermüden,
wegen müſſen ſie ihn nothwendig beluſtigen.
Hr. Magiſter gründet auf dieſes die feſte H
nung, daß andere ſich bey deren Durch
beluſtigen werden: Sollte aber gleich dieſe H
nung fehlſchlagen, ſo tragen nichts deſto mi
dieſe geſammelte kleinen Schriften den Nah
der Beluſtigungen mit Recht, weil deren
faſſer ſich bey ihrer Verfertigung beluſt
haben.

In einem Schauſpiele werden die Scenen
durch mit einander verbunden, daß ſelten
ne Perſon von der Bühne weggehet, bevo
den Auftritt einer andern ankommenden Pe
verkündiget hat: Auf dieſelbe Weiſe hat der
Magiſter die Vorrede mit dem folgenden S
der Sammlung geſchickt zu verbinden gewußt,
er an dem Ende der Vorrede das Ironiſche Sch
ben an den Herausgeber wegen der Unnützl
keit ſeines Vorhabens, welches Bl. 18. die
Scene eröffnet, verkündiget; nemlich bevo
die

diesem ungenannten Briefsteller, der vielleicht mit Hrn. M. Schwaben in einer Haut steket, das Wort überläßt, führet er mit einer höflichen Mine einen zureichenden Grund an, damit er seinen unvermutheten Abzug entschuldige, wobey er dennoch Hoffnung machet, daß er etwa mit Gelegenheit wieder zum Vorschein kommen dörfte: Die Stelle ist an sich selbst so vortrefflich sinn- geist- und wortreich, daß ich mich nicht entbrechen kan, selbige als ein Muster der deutlichen, reinen und wohlfliessenden Sächsischen Schreibart anzuführen, zumahl da sie wegen ihrer Kürze nicht ermüden kan, und also nothwendig belustigen muß. Sie lautet: „ Ein mehrers hat man dem gefälli- „ gen Leser izo nicht zu sagen. Sollte aber künf- „ tig noch etwas zu erinnern vorfallen: So wird „ man Gelegenheit nehmen, solches gehörig bey- „ zubringen.

Nachdem ich also meinen Lesern durch eine vollständige Beschreibung der kühnen Absicht, und des grossen Vorhabens unsers Hr. Magisters die Zähne lang und das Maul wässernd gemacht, so können sie mit Recht von mir erwarten, daß ich ihnen von den sieghaften Proben des deutschen Witzes und Verstandes, die in dem Heumomat enthalten sind, eine zuverlässige Nachricht, und einige von den besten Mustern vorlege und mittheile: Um soviel mehr, als nicht zu zweifeln ist, daß nicht bey einem so reichen Vorrath von Materialien, die Wahl für das erste Stük auf die besten Probschriften werde gefallen seyn; es wäre denn Sache, daß die Hrn. Verfasser wie Horatz gesinnet

wären, der von sich gestehet: Ex fumo dare lucem cogito. In der Absicht meine Leser zu vergnügen, will ich demnach die Probstüke, die das Recht der Erstgeburt erhalten haben, und am besten von der noch ganzen und unerschöpften Kraft des deutschen Witzes zeugen können, untersuchen, und die merckwürdigsten Stellen, die den benachbarten Franzosen und einigen ungerathenen Schweizern ein rechter Dorn in Augen seyn müssen, beleuchten. Das erste Stück ist Bl. 18. das oben erwähnte Schreiben an den Herausgeber, von welchem ich vermuthet habe, daß es aus der Feder des Verfassers geflossen sey, und daß der Verfasser und der Herausgeber nur in einer Haut steken. Dasselbige kan statt einer zweyten Vorrede dienen, in welcher dem Verfasser der Lettres germaniques beyläuftig mancher Stich, der nicht blutet, versezet wird. In seinem Inhalt ist es eine schimpfliche Satyre wider den schlimmen Geschmack der deutschen Leser, auf welchen sich die Prophecepung dieses Briefschreibers gründet, daß diese Monatschrift keine Leser finden werde, und also dieses Vorhaben unnützlich sey. Der Hr. M. Schwabe giebt uns in der Vorrede den Schlüssel, die wahre Absicht dieses Schreibens zu entdeken, wenn er Bl. 17. davon sagt: „ Man „ überläßt es der Folge der Zeit, ob diese Schrift „ würcklich das Schicksal haben werde, welches „ er ihr prophezepet. „ Er sagt dieses mit desto grösserer Zuversicht, weil er wohl weiß, daß ausser denen in diesem Schreiben angeführten Gattungen schlimmer Leser, es noch eine unzählbare

Menge

Menge Leſer von verderbtem Geſchmack giebt, die an froſtigen Witzſpielen und ſeichten Schriften ihre Beluſtigung ſuchen, und deren Anzahl den Hrn. Breitkopf gewiß ſchadlos halten wird. Ich finde in dieſem Schreiben auf der 27ſten Seite eine Stelle, wo der Verfaſſer den liebloſen Franzoſen auf eine ſo geiſtreiche und bündige Art abweiſet und zum Geſpötte machet, daß ich ſie der weitläuftigen Schutzſchrift, die in der Vorrede enthalten iſt, weit vorziehe. Es heißt: „ Der ſinnreiche Verfaſſer von den Lettres germaniques „ fordert, daß man ihm nur einen Schöpfer unter den deutſchen Dichtern zeigen ſolle: Und „ er kan gewiß ſeyn, daß ſeine Forderung nicht „ werde erfüllet werden, da er ſie an einen Soldaten richtet, deſſen Unwiſſenheit er kennet. „ Würde er ſeine Forderung an einen Sächſiſchen Poeten, deren Anzahl bald ſo groß iſt, als der Fliegen in den ſchwühlen Sommertagen, gerichtet haben, ſo würde ihm ein jeder in ſeiner eigenen Perſon einen Schöpfer haben zeigen können; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſelbigen bey ihrer Schöpfungs-Arbeit mehr die Hände, als den Kopf abmatten. Damit ich aber meinen Leſern auch ein Muſter von der geſchickten Ironie, die in dieſem Schreiben herrſchet, vor Augen lege; ſo will ich die Stelle, die ſich auf die auswärtigen Leſer beziehet, und Bl. 26. zu finden iſt, herſezen: „ Sie verlaſſen ſich vielleicht auf den Beyfall der Auswärtigen. Ich weis wohl, daß „ der Leipziger Witz und die Leipziger Lerchen anderwärts am meiſten gelten. Allein, glauben

„ ſie wohl, daß auch ihr Werck bis an die ent-
„ gegengeſetzten Gränzen Deutſchlands komme?
„ von dem Orte an, wo ſich die Elbe ins Meer
„ geußt, bis dahin:

- - Wo die Lindmat dort das alte Zürich theilet,
Und wo um Nüchtlands Haupt die Aar gebogen eilet.

„ Bilden ſie ſich doch nicht ein, daß ihre Samm-
„ lung von Leipziger Sachen, **die ſonſt verloh-**
„ **ren giengen**, wie ſie unlängſt jemand nennen
„ wollte; daß ihre Arbeit ungenannter und unbe-
„ kannter Verfaſſer, die Ehre haben werde, die
„ den Schriften berühmter Männer wiederfährt. „
Ich kan Hrn. M. Schwaben zur Beruhigung ſeines Gewiſſens im Vertrauen verſichern, daß ſeine monatliche Beluſtigungen bey uns in der Schweitz beſſer gebraucht werden können, als die Leipziger-Lerchen; allermaſſen dieſe Beluſtigungen, wenn ſie noch gantz friſch bey uns ankommen, wenigſtens nicht ſtinken: Und es giebt bey uns noch eine gute Anzahl Leſer, die ſich am Durchleſen kleiner Schriften weniger ermüden, und folglich noch mehr beluſtigen, als an dem Reiche der Todten oder dem Allgemeinen Lexicon, davon uns doch das gütige Leipzig einen ſo groſſen Vorrath geliefert hat, daß unſre ſpäthen Nachkömmlinge noch Papier übrig haben werden, ihre Käſe und Zieger darein zu paken, die ſie an Fremde ſenden müſſen.

Das zweyte St. dieſer Sammlung iſt ein **Schreiben der Wahrheit an Se. Hochgräfliche Excellentz den Herren von Manteuffel an deſſen Gebuhrtstage den 23. Jul. 1740.** Es ſcheint,

daß

daß auch dieſes poetiſche Schreiben aus der Feder des Hrn. M. Schwaben gefloſſen ſey, allermaſſen er in der Zuſchrift dieſes Heumonats an des Hr. Reichsgrafen Excellentz ſich auf dieſes Schreiben ausdrücklich beruft; wenn er beyläuftig ſagt: „ Mein Kiel iſt zu unvermögend, als daß er einen geſchickten Herold von dero preiswürdigen „ Thaten abgeben könnte. Die Wahrheit hat „ auch dieſſes Amt bereits mit weit glücklicherm „ Erfolge übernommen, und ich beziehe mich izo „ auf ihr Schreiben, welches Ew. Excell. in dieſen Blättern wiederum finden werden. „ Es ſtehet Bl. 31. und es ſoll nach der Abſicht des Poeten ein feines Lob, wie es in dem Munde der Wahrheit wohlſtändig iſt, auf dieſen vornehmen Herrn enthalten. Allein es zeigt ſich auch an dieſem Beyſpiele, daß öfters die beſten Abſichten und die glücklichſten Erfindungen fehlſchlagen können, wenn ſie von einem ſeichten Kopfe ausgeführt werden ſollen; und wenn man dieſes vor ein Meiſterſtück des deutſchen Witzes ausgeben wollte, ſo würde man durch dieſen Ausſpruch die deutſchen Meiſterſtüke unendlich vervielfältigen. Doch ich irre, daß ich ihm den Titel eines Meiſterſtücks ſtreitig machen will, wenn es anderſt ſeine Richtigkeit hat, daß Hr. M. Schwabe deſſen Verfaſſer iſt, denn Meiſter-Sänger können nichts als Meiſterſtüke zur Welt bringen. Der Anfang dieſes poetiſchen Schreibens lautet:

Du wunderſt dich vielleicht, geprieſner Mäcenat,
Warum die Wahrheit dir noch nie geſchrieben hat?

Dieſes iſt in dem Munde der Wahrheit ein biß-

gen zu frech und boshaft, massen diese Zeilen alle andern Personen, die bisdahin an diesen vornehmen Herrn und Reichsgrafen geschrieben haben, einer leichtsinnigen Schmeicheley, und den Herr Reichsgrafen selbst einer Blödigkeit solchen das Ohr zu leihen, offenbar bestraffen; welches mit der Haupt-Absicht des Poeten sich eben so wohl reimet, als die Unverschämtheit mit dem Lobe. Wollte man sagen, des Poeten Meinung in diesen Zeilen sey nur zu erinnern, daß noch keiner von den andern Lobrednern ihrer Reichsgräflichen Excellentz auf die poetische Erfindung gefallen sey, die Wahrheit als eine Person redend einzuführen; so würde diese Ausflucht selbst ein Zeugniß von einer unzeitigen und ruhmräthigen Prahlerey ablegen, und einen so matten Sinn an die Hand geben, der von dem Verfolge selbst bestritten würde. Auf der 32sten Seite, wo die Wahrheit sich erklärt, was sie bisanhero abgeschreckt habe, an ihre Excell. zu schreiben, heißt es:

Dieß hat mich, grosser Graf, bisher noch abgeschreckt:
Der Staatsmann hatte mir den Wahrheits-Freund verdekt.
Doch hab ich dich geliebt. - - - -

Hier macht sich diese Schwäbische Wahrheit abermahl recht unnütze, wann sie sich nicht scheuet, einem so grossen Manne unter das Angesicht zu sagen: „Sie, die Wahrheit, habe Ihn zwar für „einen Staatsmann, aber nicht für einen Freund „der Wahrheit erkennt, und doch geliebet.„ Diese Wahrheit mag wohl seltsame Begriffe von einem ächten Staatsmanne haben, wenn sie den Wahrheitsfreund davon trennen kan. Sie wird ihn wohl nach den Regeln des Machiavells abbilden.

den. Der Poet aber hat es wohl so böse nicht gemeinet, als er es würcklich sagt, massen er auf der 33sten Seite in einem Gegensaze dergleichen Character selbst verabscheuet:

Was ist doch wohl ein Mensch, dem mein Erkänntniß fehlt?
Ein unvernünftig Thier, das Wahn und Blindheit quält.

* * *

Ein Freund der Tyranney, die alles das verdammt,
Was nicht aus ihrem Sinn, aus ihrer Lehre stammt. ꝛc.

Das Versehen ist nur dieses, daß der gute Mann vermeint hat, die Wahrheit könne so leicht durch Irrthum betrogen werden, als er selbst; und daß er so bald wieder vergessen, daß er sein Wort der Wahrheit übergeben hat. Die vier schönsten Zeilen in diesem Schreiben stehen auf der 35sten Seite, und damit man sehe, daß es mir nicht verdrießlich fällt, was sich mir als schön anpreiset, auch also vorzustellen, so will ich sie zu einem Muster hersezen:

Wer durch Lehren erst den Menschen Mensch seyn lehret,
Geht dem gekrönten vor, den nur das Schmeicheln ehret;
Und den, wenn seine Macht ihn vor der Schande deckt,
Doch innerlich die Furcht vor meinem Urtheil schreckt.

Das dritte St. dieser geistreichen Sammlung enthält **Staats- und gelehrte Zeitungen des Calogallinischen Correspondenten** N. I. Anno 1738 und kömmt auf der 36sten Seite vor. Dieses ganze Stück, welches mehr als einen halben Bogen anfüllet, ist ein rechtes Muster von des deutschen Harlequins Witz, Einfällen und Sprache, die dem Verfasser geläufiger ist, als die Swiftische Schreibart, die er doch mit grosser

Geſchicklichkeit ausgedrückt zu haben ſcheinen will. O Imitatores ſervum pecus ! &c. Welcher Sauertopf will ſich des Lachens erwehren können, wenn er Bl. 39. lieſt. „ **Flanflasnick**, den 10. „ Märtz. Allhier iſt ein Mann von 100. Jahren „ geſtorben, welcher noch vor 15. Jahren eine „ Frau von 95. Jahren geheirathet, mit der er „ Kinder gezeuget haben würde, wenn ſie nicht „ beyde ſchon ſo lange die Krone der Ehren getra„ gen hätten. Imgleichen hat vorgeſtern ein ſtar„ ker Sturm aus Südoſt, in umliegenden Ge„ wäſſern, eine ſolche Ueberſchwemmung verur„ ſachet, daß dadurch alle Brüken eingeäſchert „ worden ſind. „ Und Bl. 38. **Lugnagg**, den „ 29. Febr. Ihro M. der König ſind vorgeſtern mit „ einem allerhöchſten Schnupfen befallen worden, „ weswegen ſich dieſelben geſtern ein allerunter„ thänigſtes Clyſtir ſezen laſſen, ſo auch ſeinen „ treugehorſamſten Effect gethan. - - - - „ Sonſt iſt hier neulich ein Edict publicirt wor„ den, nach welchem verbothen worden iſt, künf„ tighin bey den Mittagsmahlzeiten Lichte anzu„ zünden. Dieſer Befehl dörfte in fremden Lan„ den viel Aufſehens machen.„ Man darf nur ein kleines Müſterlein von dieſer Schreibart den geiſtreichen Franzoſen verſtändlich machen, ſo wer den ſie gezwungen erkennen müſſen, daß die deutſchen von Witz überflieſſen, und rechte Ertzluſtigmacher ſind. Doch es hat ſchon einige unter den Franzoſen, denen die deutſchen geiſtreichen Schriften nicht verſiegelt ſind, die dieſe Wahrheit erkennen, und davon ein offentliches Zeugniß abgeleget haben: Wie zum Exempel der franzöſiſche

Officier, der die Lettres germaniques geſchrieben hat, in dem Xten Brief Bl. 355. bekennet: Il n'eſt point étonnant de voir ici un Bouffon en titre d'Office. Und an einem andern Orte Bl. 349. En Allemagne un homme d'eſprit & un bouffon, ne ſont qu'une même choſe. Und bald hernach: Il n'y a que les bouffons, qui faſſent fortune dans ce pays. Wenn nach dem eigenen Geſtändniß dieſes Franzoſen ein bouffon und ein homme d'eſprit gleichgültig ſind, mit was vor einem Gewiſſen kan derſelbige denn den Deutſchen den Witz abſprechen?

Das vierte St. dieſer Sammlung iſt eine Sapphiſche **Ode von Hrn. Magiſter Th. L. Pitſchel** an ſeinen Hrn. Bruder **D. Friedr. L. Pitſchel**, von der Unſinnigkeit der Gottes-Verächter. Bl. 45. Dieſe Ode iſt wohl geſchrieben, und verdienet, ſowohl in Abſicht auf die Verſe, als die Flüſſigkeit der Schreibart, und den Schwung der Gedanken ihr billiges Lob. Nur kan man mit Grund ſagen, daß ſie auſſer der Sapphiſchen Scanſion und dem Reime nicht viel poetiſches an ſich habe; welches Urtheil aber nicht die Ausführung tadelt; ſondern eine andere Abſicht als Hr. Pitſchel gehabt, zum Grund der Ausführung erfodern würde. Die erſte Strophe lautet:

Iſt es auch möglich, daß aus Welt und Sternen
Sehende Menſchen Gott verkennen lernen?
Daß wir den Schöpfer unter Kraut und Thieren
Gäntzlich verlieren?

Mich will faſt bedünken, daß die Sternen dem Reime zu gefallen auf der erſten Zeile erſchienen ſeyn, zumahlen da ſie den Begriff von der Welt nicht

nicht erweitern. Und in der dritten Zeile dünken mich **Kraut** und **Thiere** nicht zum beſten gewehlt, den Verluſt des Schöpfers, als unmöglich vorzuſtellen; weil Kraut und Thiere nur in einer Nebenabſicht, in ſo ferne ſie als Geſchöpfe Gottes betrachtet werden, zur Betrachtung des Schöpfers führen, da ſie ſonſt zum Nuzen und Dienſt der Menſchen geſchaffen worden ſind. Wenn man ſich nun dieſe Nebenbetrachtung nicht gegenwärtig machet, ſo iſt der Zuſammenhang und die Schlüſſigkeit des Gedankens um etwas dunkel und verſteckt. Allein ich beſcheide mich wohl, daß die Deutlichkeit in dieſer Art Verſe dem Zwang der Reime und des Sylbenmaſſes öfters nachgeben muß.

Das fünfte St. Bl. 49. hat die Aufſchrift: **Der deutſche Dichterkrieg. Erſtes Buch.** Es iſt dieſes der Anfang eines kleinen Epiſchen Gedichtes in Proſa, nach dem Muſter des Pultes von Boileau, und Taſſons Secchia rapita, welches einen **geraubten Waſſer-Eimer**, nicht aber, wie Hr. **Gottſched** in dem fünften Band ſeiner Beyträge Bl. 169. und ſeine Schüler hier und da behaupten, ein **geraubtes Siegel** bedeutet. Es verdienet auch dieſer erſte Geſang eine beſondere Betrachtung, die uns vermuthlich in einige Weitläuftigkeiten hineinführen könnte, dahero ich hier nichts mehrers davon melde.

Das ſechste St. iſt ein **Schäfergedichte**, verfaſſet von **Gottl. Benjamin Straube.** Es muß Hr. M. Schwabe ſeine vormahligen verächtlichen Gedanken von dieſer Art Gedichte ſeit wenig Jahren ſehr geändert haben, daß er dieſes

Stück

Stück unter die Proben des deutschen Witzes in seine Sammlung aufgenommen hat: Denn in dem Jahr 1736. als er die Gottschedischen Gedichte herausgegeben, hat er in der lustigen Vorrede, womit er diese Gedichte anbefehlen wollen, sehr verächtlich von den Schäfergedichten geurtheilet. Er hat gesagt: „ Es wird dich nicht wenig Wunder nehmen, geliebter Leser! daß du hier den „ Titel, Schäfergedichte, nicht gewahr wirst. „ Wundere dich aber darüber nicht; du weist, „ daß ein Dichter die Natur zum Vorbilde hat, „ und nur deren Schönheiten nachzuahmen sucht. „ Wo zeigt aber izt die Natur das alte Schäferleben? Wo herrscht die Unschuld, die darinnen vorkommen soll? Wo ist die güldene Freyheit, die reine Liebe und die tugendhafte Einfalt, die das Wesen derselben sind? Wie kan nun ein Dichter das wieder vorstellen, was er nirgends mehr erblickt? Gebt uns erst das alles wieder, dann wollen wir euch Schäferlieder genug singen: Izt verzeiht es uns nur, daß „ wir euch mit keinen Hirngeburten unterhalten, „ denen ihr doch nicht ähnlich seyn wollt. „ Der gute Mann muß damahls noch geglaubt haben, ein Dichter brauche nichts weiter als gute Augen; er dörffe die Sachen nicht vorstellen, wie sie in andern als den gegenwärtigen Umständen seyn könnten; sondern nur wie sie wircklich seyn; die Natur habe alle ihre Kräfte gäntzlich erschöpft, und also stehe nichts mehrers in ihrem Vermögen, als was sich aus ihren Wirkungen erzeiget, d. i. ein Poet sey kein Dichter, sondern ein blosser Historicus der Natur. Allein wer dieses Gedichtes

welche,

welches einen furchtſamen Liebhaber natürlich beſchreibet, lieſt, der wird ſichs nicht Wunder nehmen laſſen, daß Hr. M. Schwabe ſeine alten um etwas plumpen Begriffe, bey denen es ihm ſonſt bloß halb Ernſt geweſen, verläugnet hat; zumahlen da das Gedicht, an ſich ſelbſt betrachtet, den Character eines furchtſamen Liebhabers nach der Natur ausdrüket und beſchreibet: Nur läßt ſichs faſt zweifeln, ob dieſer Character für den ehmahligen Stand der Unſchuld und Freyheit nicht zu weit getrieben ſey, und ob er ſeine genugſame relatiſe Wahrſcheinlichkeit habe? Sonſt hat der geſchickte Verfaſſer auch ſelbſt in dem Ausdruke und der Mundart den Character ſeines Schäfers recht glücklich nachgeahmet. Eine einzige Stelle dünckt mich ein wenig zu gekünſtelt; Bl. 70.

. . . . Wer weis es, ob auch nicht
Die Furcht, daß ſie mich flieht, ſobald ich mich erkläret,
Dem ängſtlichen Geſtehn den leichten Ausdruck wehret.
O Kind, ich bin dir gut = = ich bin = = dir = = gar zu gut.
Und weiter kan ich nicht, ich ſeh verſchämt in Hut.

Die Redensart: **Die Furcht wehret dem ängſtlichen Geſtehn den leichten Ausdruck**, iſt für dieſen Philander ſchier zu hoch, und das Einſchiebſel, **daß ſie, ſo bald ich mich erkläret, fliehen werde**, macht dieſelbe noch um etwas dunkel und verworren. Aber die Anmerkung; **ich ſeh verſchämt in Hut**, iſt recht mahleriſch.

Das ſiebende St. hat die Aufſchrift: **Kurzer Erweis, daß ſich alle Studierende eine hiſtoriſche Erkänntniß von guten Künſten und Handwerken zuwegebringen müſſen.** Der ganze Erweis beruhet auf folgenden Säzen: „Al-

„le

„ le gelehrten Leute müſſen Philoſophen ſeyn; we„ nigſtens müſſen ſie in der Naturlehre keine Fremd„ linge ſeyn: Die Kunſt hat mit der Natur ei„ nerley Abſichten, und beyde machen die herrli„ chen Eigenſchaften Gottes kund: Ergo müſſen „ alle Studierende ſich von Künſten und Handwer„ ken wenigſtens eine hiſtoriſche Erkänntniß zuve„ gebringen. „ Es iſt wohl zu bedauren, daß der prächtige Nahme eines Erweiſes von einem jeden Schul-Regenten entweihet wird, ſeinem verworrenen Gewäſche ein Anſehen zu machen. In der Ausführung dieſer angenommenen Grundſäze kömmt noch manches vor, welches von demſelben Gelichter iſt: Als, wenn der Verfaſſer bey Anlaß des erſten Grundſazes erweiſet, daß auch die Philoſophen Philoſophen ſeyn müſſen Bl. 74. „ Von „ den insbeſondere ſogenannten Weltweiſen darf „ ich nichts erwähnen; weil der Nahme die Sa„ che an ſich ſelbſt unmittelbar bezeichnet. „ NB. Dieſes iſt Sächſiſchdeutſch. Ferner wenn er Bl. 76. folgenden Schluß machet, auf welchen er ſeinen dritten Grundſatz gebauet hat: „ Was die „ Menſchen durch die von Gott verliehene Kräfte „ zur Nothdurft, Bequemlichkeit, und zu ihrem „ Vergnügen erfinden, das iſt eine göttliche Ab„ ſicht. Ergo ſind alle Künſte und Handwerke „ Abſichten und Erfindungen Gottes: Wir müſ„ ſen ſie nicht anders anſehen, als Ausflüſſe des „ göttlichen Verſtandes. ꝛc. „ Ich wollte nicht gerne ſagen, daß die Kunſt Spiel-Charten zu machen, das Seil-Tanzen ꝛc. in den göttlichen Abſichten gegründet wären, wenn ſie ſchon durch des Menſchen Kräfte möglich ſind, und zu ſeinem Vergnü-

gen

gen gebraucht werden. Aber der Verfaſſer mag wohl nicht nachgedacht haben, wie weit dieſer angenommene Satz führt: **Alles was durch die menſchlichen Kräfte möglich iſt, und zu des Menſchen Vergnügen gereicher, iſt der göttlichen Abſicht gemäß, ja ein Werck Gottes**; ſonſt würde er ihn wohl nicht zum Grunde ſeines Erweiſes gelegt haben. Dergleichen Erweiſe würden ſich beſſer in eine Sammlung von Schulübungen, als unter die Meiſterſtüke des deutſchen Verſtandes und Witzes ſchiken.

In dem 6ten und letzten Bogen ſind noch vier kleine Stüke enthalten, von denen ich bloß den Titel herſezen will. Das erſte iſt **eine Fabel, der Schäfer und die Sirene**: Wo die Ausbildung glücklicher iſt, als die Erfindung. Das zweyte iſt ein **Briefwechſel zwiſchen einer Mannsperſon und einem Frauenzimmer, warum man dem ſchönen Geſchlechte nur in einer artigen Kleidung gefalle.** Das dritte iſt eine **Abbildung der Jugend** in vier Strophen. Und das letzte eine **Nachricht von denen** im vorigen Monate in Leipzig **aufgeführeten Schauſpielen**, von ꝛc. ꝛc. Ein aufgeweckter, aber dabey etwas leichtſinniger Kopf hat, nachdem er dieſen Auszug geleſen hatte, den Einfall gehabt, dieſe Monatſchrift würde in Abſicht auf die meiſten Stüke mit beſſerm Recht den Titel führen können: **Die MENSES der deutſchen Muſen zur allgemeinen Beluſtigung aufgefaſſet von M. Johann Joachim Schmide.**

Das

Das Complot der herrſchenden Poeten u. Kunſtrichter.

DAs Papier war ſo wolfeil geworden, und die Preſſen hatten ſich ſo ſtarck vermehret, daß ganz Deutſchland von Schriften überſchwemmt ward, worinnen keine Erfindung, kein Nachdruck, kein Affect, keine Ordnung war.

Ein Paar geiſtreiche Graubünder, denen ich dieſe Geſchichte vorgeleſen, haben vermeint, daß ſie ſich in den Characteren und den Reden allzu weit von der Wahrſcheinlichkeit entfernte. Einige der berühmteſten deutſchen Poeten würden darinnen vor ſo alberne und dabey boßhafftige Leute ausgegeben, daß man das Zeugniß, ſo ſie in ihren Schriften von ſich ſelber ablegeten, gänzlich aus dem Geſichte verlöhre. In ihren eigenen Nachrichten ſagten ſie uns, Deutſchland philoſophirte mehr, als vorhin jemals; die Vernunft ſey unter den Deutſchen ſehr geläutert, der wilde Witz gebändiget, und der ausſchweifende Phantaſie ihre gebührende Gränzen eingeſchräncket worden. Dadurch ſey auch der Geſchmack in den freyen Künſten um ein vieles verbeſſert worden, und man habe Dinge zu verachten angefangen, die man vorhin himmelhoch erhoben hätte. Ich haſſe die Falſchheit, in ſo weit daß ich ihr auch in der Fabel ſelbſt keinen Platz einräumen wolte. Ich habe auch meine Character und alle daraus hergeleitete Reden nach ihren Originalen der Wahrheit gemäß geſchildert, und darf behaupten, daß ſie nicht nur wahrſcheinlich, ſondern ſo gut als wahr ſeyn. Ich fodere nicht, daß es mir jemand auf mein Wort glaube, denn ich kan es mit hiſtoriſchen Urkunden beweiſen. Die Nahmen Schontzed ꝛc. gehören zwar keinen Perſonen zu, die jemahls gelebt hätten, aber die Gedanken, die ihnen zugeſchrieben werden, ſind würklich in den Seelen u. Schriften berühmter Autoren verhanden. Ich ſtamme aus einem Hauſe, in welchem Männer und

Frauen

Die Gedanken waren falsch, und der Ausdruk platt. Niemand lief in Gefahr, der etwas drüken ließ, denn man las ohne Geschmak, und es war kein Richter in dem Lande, der die poetischen Uebelthäter zur Straffe gezogen hätte. Sie bildeten sich sehr viel darauf ein. Sie waren überredet, daß ein jeder unter ihnen der grösseste Dichter seiner Zeiten wäre; und viele hatten sich durch ihre Schmeichler vorsagen lassen, daß sie noch etwas mehr als aus allen griechischen und römischen Poeten zusammengeschmolzene grosse Geister wären. (A) Sie vergötterten einander wechselsweise, und diese heuchlerische Höflichkeit hatte sie sämmtlich eingeschläfert. Alles was sie sangen, muste recht seyn, und die elendesten Knittelreime fanden ihre Liebhaber. (B) Wenn man ihnen glaubete, so konnten sie des Geschmakes nicht verfehlen. Denn sie sagten, der Geschmak wäre Verstand, der von dunkeln Sachen ohne Erkenntniß nach der bloſſen Empfindung

Frauen sich von alters her eine Ehre darinnen gesucht, daß sie die Wahrheit, sie mögte angenehm oder verhaßt seyn, allen Absichten der Affecte und des Eigennutzens vorgezogen; und ich will kein so ungerathenes Kind seyn, daß ich unserm Geschlecht, zu dem ich mich hier öffentlich bekenne, durch gedrükte Lügen vor der ehrlichen Welt einen Schandflecken anhänge. Henrich Effinger.

(A) Zielt auf Hrn. Hofr. Weichmanns Lobgedichte auf Hr. Brokes vor dem ersten Th. des irdischen Vergn. und auf das Lob, so der Hr. von Böhlau dem Hrn. D. Triller in seinen Jugendfrüchten bl. 430. beygeleget hat.

(B) Sehe das erste B. des Dichterkrieges im Hermon. der Beifügungen des Verf. z. des Wyes bl. 51.

dung urtheilte; wenn er denn zufälliger Weise der Wahrheit gemäß urtheilete, so wäre es guter Geschmak, wofern er sich betröge, wäre es schlimmer. (C) Und weil sie sich allemal überredeten, daß sie glüklich geurtheilet hätten, so schrieben sie sich allezeit den geschikten und guten Geschmak zu. Sie sezten einen Tax von Lob auf ihre Werke, der mehr als tyrannisch war. Wer sich weigerte denselben abzutragen, dem liessen sie nicht für einen Heller Verstandes übrig. Wernicke hatte in schweren Tagen und unter einer Welt voll Pfuscher die Rechte der göttlichen Critik hervorgesucht und v[illegible]chten, aber er ward zur Strafe in die unterirdischen Gewölber des hamburgischen Doms zu Spierings Maklatur geworffen, wo er des Tageslichts bis auf unsre Zeiten beraubet gewesen. Es schien die Göttin der Beurtheilungskunst hätte die Deutschen ihren eigenen verkehrten Wegen überlassen, und suchte sich keine Ehre von ihrer Urtheilskraft. Doch nach manchem Umlaufe der Jahre und Zeiten erinnerte sie sich der Germanischen Nation und warf ein mitleidiges Auge auf dieselbe. Es schmerzete sie, daß ungehirnte Köpfe ein Recht ausübeten, nicht nur ungetadelt dumm zu seyn, sondern für ihre Thorheiten noch Lob und Beyfall einzufodern. Sie beschloß ihren Nahmen auch in diesem Lande bekannt zu machen, und ihre gerechten Gerichte über diese Stümper zu schiken. Sogleich bemerket sie sich an der baltischen See

(C) Also erkläret sich Hr. Prof. Gottsched darüber im 9ten §. des dritten Hauptst. seiner Dichtk. S. 119.

einen durchdringenden und unverzagten Geist; der zum Denken Freyheit, und zur Ausbildung der Gedanken Scharfsinnigkeit und Munterkeit fügte. Denselben unterrichtete sie, daß er das Recht der Menschen die Schriften andrer Menschen zu beurtheilen, durch bündige Lehrsäze behauptete, und sie spizete ihm die Einfälle, daß er den Deutschen einen Geschmak an der Critik beyzubringen, die kleinen Geister in allen Arten von Schriften auf die Hechel sezete. Er stellte sich insgemeine an, als wann er der geheimeste Freund der Stümper wäre, er versah ihre Gedanken mit Wiz und ihre Sprache mit Ordnung, aber zu ihrer lebhaftesten Verspottung. Die dunkelsten unter denselben wußte er so hoch zu erheben, und die angesehnsten so tief zu erniedrigen, daß sie auf einen gleichhohen Grad der Vortrefflichkeit zu stehen kamen. Er geisselte die unbekanntesten, wenn es die berühmtesten empfinden solten; Philippi mußte die Schultern darstrecken, wenn Schottgen gesündiget hatte. Die Göttin bedekete ihn mit ihrem Schilde, daß er mit offener Brust einhergieng, und ihm weder die Macht blöder Herren, noch die Scheinheiligkeit dummer Priester auf den Leib kommen konnten. Neben diesem kannte sie an dem andern Ende Deutschlands unter den freyen und eben darum natürlichen Einwohnern Helvetiens ein Paar Freunde, die ihr von Jugend auf aufgewartet hatten; auch dieselben rüstete sie mit ihren Gaben aus, und bestellte sie zu ihrem Dienste. Sie befahl ihnen absonderlich, daß sie die

Deut-

deutſche Welt unterweiſen ſollten, wie ihre Herrſchaft nicht auf die willkürlichen Ausſprüche eines deſpotiſchen Geſchmakes gegründet wäre, welche niemand beſtimmen kan, und ein jeder vor unbetrüglich ausgiebt: Wie dasjenige, was ſie vor ſchön und angenehm anpreiſe, nothwendig ſo wäre, weil es ſeinen Grund in der Natur des Menſchen hätte; wie ſie denn daſſelbe aus ſolcher herleitete, und die Grundregeln der Kunſt auf dieſen Grund aufführete. Sie folgeten ihren Eingebungen, und legten das Schöne, das in der Uebereinſtimmung mit dem Gemüthe des Menſchen gegründet iſt, zum Grund ihrer critiſchen Regeln. Dieſes entdeketen ſie hernach nicht allein in derjenigen Form, da es ſich durch häftige Reizungen empfindlich machet, ſondern ſie giengen ihm auch in denen Fällen auf die Spur, wo ſeine Eindrüke durch die verkehrte Anführung, die Rohigkeit, Dummheit, Boßheit, verhindert, geſchwächt, oder gar verderbt werden. Die Göttin wollte, daß ſie nach dieſem den Urtheilsſtab in die Hand nähmen, und niemanden ungeſtraft thörigt ſchreiben lieſſen, keine Sammlung von Mißgeburten hirnloſer Sänger aus Ober- und Niederſachſen ſollte künftig ans Licht treten, die nicht für ihr Gerichte gezogen würde, auch die Poeten, die doch von andern für Könige des Helicons ausgeſchrien würden, ſollten von ihnen vorgefodert werden.

Greibertin und Merbod, alſo hieſſen die beyden Beamtete der Beurtheilungskunſt, folgeten den Trieben der Göttin in allen Dingen.

Nicht ohne einen glüklichen Fortgang. Sie ward bey der Nation bekannt. Man fieng hier und dar an, sie zu verehren; ihre Gesetze wurden eingeführt. Man schrieb mit Verstand, nach Plan und Absicht, und man las mit einem sichern Urtheile. Der herrschende Geschmak erschrak darüber, er sah seinen Untergang vor Augen, wenn er diese Bemühungen nicht in ihrem Anfange unterdrükete. Alsobald legete er seine Sorgen Schottgeden in die Gedanken, seinem arbeitsamen Lieblinge, der vordiesem durch seine Eingebungen den Unwiz in Kunstregeln verfasset, und die Regeln mit seinen eigenen Exempeln erklärt hatte. Er redete so feines Deutsch, daß seine Ausdrüke an Gedanken reich schienen, ob sie gleich nicht eine Unze derselben in sich hatten. Alle sein Wiz war lauter Glük, und keine Frucht der Vergleichung oder Uebereinstimmung. Wenn er seine Reden hersagte, überwelzte er die Worte mit einer Geschwindigkeit, welche ihnen ein sanftes und fliessendes Wesen mittheilete, das ihnen nicht eigen war. (D) Die Worte liefen seinem Bedürfniß zuvor, und stellten sich in Versen oder Prosa in Ordnung, mittelst gewisser Springfedern der hochdeutschen Mechanik, nicht anderst als die Dreyfüsse des Vulcanus Geist und Leben

(D) On ne peut nier, que les langues graves, comme l'Allemand, ne doivent être parlées lentement & distinctement: Cependant les Saxons parlent avec une volubilité qui frise le begayement; ils ne le font que pour donner à leur langue une douceur qu'elle n'a pas, & qui la défigure. &c. Lettre IX. sur les Allemans p. 344.

Leben in ihnen ſelber hatten, und vor ſich ſelbſt zu rennen kamen, wenn Homer ſie zu den Bankets der Götter nöthig hatte. Die Unruhe, in welche ihn der Abgott geſezet hatte, machte ihm eine ſchlafloſe Nacht, er wälzte ſich von einer Seite auf die andre, indem er ſich mit tauſend Sorgen ſchlug, wie wenn Perrault einen fetten Lämmerbraten bey einem groſſen Feuer beſtändig umwendet, und aus Hunger verlanget, daß er bald mögte gahr werden; alſo kehrete Schottgen ſich von einer Seite auf die andere voll innerlicher Angſt, und überlegte bey ſich die Gefahr, welche dem herrſchenden Geſchmak über dem Haupt ſchwebete, und die Mittel, wie dieſelbe noch mögte abzuwenden ſeyn. Die weiſe Muſkul lag ihm in einem ruhigen Schlafſe zur Seite. Beyde trieb ſeit vielen Jahren ein Geiſt; ein gleicher Sinn herrſchete in ihren Köpfen, und ein langer Umgang hatte ſie faſt ſo vertraut gemachet, als Hercules und Jole, Theagenes und Charicles, Medor und Angelica vor Zeiten geweſen. Dieſe geſchikte Freundin bewunderte ihren Freund, ſo wie dieſer ſie verehrete. Nicht anders, wie die Naturkündiger lehren, daß nicht nur der Magnet das Eiſen, ſondern auch das Eiſen den Magnet mit einer unſichtbaren Gewalt nach ſich ziehe, wenn die Sphären ihrer Wirkſamkeit einander berühren; alſo waren auch dieſe beyden verbunden, ſo daß weder ſie ohne ihn, noch er ohne ſie leben konnte. (E) Sie erwachte voll

(E) Dieſes alles iſt aus dem Dichterkriege parodiert.

Der

von ſeinem Winſeln, nahm Theil daran, und fragte ihn um die Urſache deſſelben.

Du wareſt ſonſt nicht gewohnt, ſagte ſie, dich lange mit Nachſinnen zu plagen, woher du neue Gedanken zu einem Gedichte nehmen, oder in was vor Bilder du dieſelben einkleiden, und wie du ſie in ein zuſammenhangendes Gewebe ordnen wolteſt. Die Verſe kamen dir ohne eine mühſame Ueberlegung, du durfteſt nicht warten, daß eine von den neun Muſen ſie dir zu Ohren brächte. Es muß ein auſſerordentliches Begegniß ſeyn, was Gedanken bey dir verurſachen kan.

Er gab ihr mit einem ſanftſieſſenden Seufzer zur Antwort.

Freylich ſchrieb ich bisdahin mit aller Gemächlichkeit. Die Einfälle kamen mir ohne daß ich ſie ſuchte, ohne daß ich ſelbſt wußte, wie ſie kamen, und woher ſie entſtunden, oder warum ſie da waren, ich fand ſie insgemeine am Schlußworte der Zeilen. Die Worte paareten ſich mit dem erſten Gedanken, den ſie erhaſchen konnten. Alle Arbeit beſtuhnd in dem Sylbenmaaſſe, dem Abſchnitte, und den Reimen (F); und dieſe war noch mit Arbeitſamkeit und Hamans Lexi-

con

Der geneigte Leſer mag urtheilen, ob das Gleichniß in gegenwärtigem Lichte nicht ungleich bequemer ſey, als in der nachgeahmten Stelle.

(F) Man hat bisher äuſſerlich an den Verſen gepuzt, die Abmeſſung der Sylben richtiger; die Reimen reiner; die Sätze klingender; und das ganze Gedichte flieſſender gemacht. Auf die Gedanken und deren Nachdrücklichkeit hatte niemand geſehen. Hr. M. Schwabe in der Zuſchrift vom Beytod.

ton zu überwinden. Auf diese Weise bracht ich Oden und Gesänge, Satiren, Elegien, und Schäferg-dichte an den Tag; ich verfertigte Lehrbücher und Kunstschriften, in welchen ich den deutschen Poeten die Seyten stimmete, ich lobete die, so mich verehreten, ich schmähete auf die, so mich tadelten, ich machte mich denen zum Schreken, die mich nicht liebeten. Aber dieses soll itzo ein Ende nehmen. Oder weissest du nicht, was vor erboßte Zuchtmeister von den beschneyten Alpen heruntergestiegen kommen (G), was vor harte Geseze der Erfindung, des Wahrscheinlichen, des Neuen und Wunderbaren, der Einheit, der verknüpften Absichten sie dem Verse aufdringen wollen, solche Dinge, die in keinem Wörterbuch angetroffen, und in keinem Register aufgeschlagen werden; siehest du nicht, wie sie in unsern Büchern herumpoltern; sie führen ihre Censuren über Todte u. Lebende. Die Verstorbenen zwar etwas unparteyisch zu beurtheilen, das könnte doch einem jeden Critikverständigen frey stehen, denn diesen schader ein freyes Urtheil von ihren Schriften nicht mehr. (H) Aber die Iztlebenden, die es noch fühlen und empfinden,

(G) Mich dünkt nicht anders, als sah ich den erboßten Critikverfasser mit einem grämischen Gesichte und der Ruthe in der Hand von seinen beschneyten Alpen heruntergestiegen kommen. Hr. Gottsch. im 56sten Biedermann. Er poltert und störet in unsern Büchern herum. Ibid.

(H) Die Neuern selbst nach Swiftischer Art durch die Musterung passiren zu lassen, wollte ich zwar bey ihrem

den, durch die Musterung passiren zu lassen, ist wahrhaftig zu scharf. Sie machen sich eine Pflicht auch die Fehler zu rügen, die sie in den Schriften ihrer besten Freunde entdecken. Aber was recht thörigt ist, sie loben etwas schönes in den Werken eines Menschen, der ihnen nicht gut ist, recht herzlich. Mich stellet weder mein erlangter Nahme, noch das Ansehn und Schreken meiner Feder, vor ihnen sicher, daß sie nicht mit kühnen Augen in meine berühmtesten Gedichte hineinsehen, und die Fleken darinnen mit der grössesten Kaltsinnigkeit wahrnehmen. Das machet mich unruhig, und reibet mir den Schlaf aus den Augen. Das schlimmste ist, daß sie hier und dar Gehör finden. Ich sehe, wie die Critik sich ein neues Reich in unserm Reiche stiftet, und dieses seit der Zeit, daß Silcow ihr zuerst in Deutschland einen Altar erbauet, und ihr Menschen, Sievers, Rodigasten, und Philippi, zum Opfer abgewürget hat. Wie stühnde es mit mir, wenn er mich diesen beygesellete? Er hat eben nicht Ursache, mit mir wol zufrieden zu seyn. Und wie, wenn Dornhage auf mich loszöge, dem es nicht gefallen kan, daß ich sein Lob mit meines Freundes Steppo vermischet habe? Ein französischer Pralhans ist würklich aufgestanden, und hat die Frechheit gehabt, mir und dem ganzen geistreichen

ihrem Leben niemanden anraten; die Verstorbenen aber etwas unpartheyisch zu beurtheilen, das müßte doch einem jeden Critikverständigen frey stehen. Diesen schadet ein freyes Urtheil von ihren Schriften nicht mehr. Hr. Gottsched in seinen Gedanken vom Pathos in den Opern.

chen Deutſchland hohnzuſprechen. Ich bekenne die Schweizer ligen mir hart auf dem Naken, und ich weiß mir nicht zu rathen. Soll ich meine eigenen Regeln widerruffen, die ich aus meinen Fingern herausgeſogen habe; die ſo mechaniſch ſind, daß man weder Kopf noch Geiſt zum ſchreiben nöthig hat; ſoll ich ſie um andere vertauſchen, die ganz theoretiſch und ſpeculatif ſind, wozu Naturell, Talent und Schöpfungskraft, erfodert werden?

Seine geſchikte Freundin richtete ihn mit troſtvollen Worten auf.

Aengſte dich nicht ohne Noth, mein Freund, es iſt noch lange nicht an dem, daß die Deutſchen von den Schweizern werden lernen wollen, wie ſie ſchreiben ſollen. Sie werden es lieber von dir lernen: Sie haben die erſten Eindrüke ſchon von dir empfangen. Deine Art zu denken, deine Verſtandes- und Einbildungskräfte ſtimmen mit ihrer Fähigkeit, mit ihren Gemüthesgaben, am beſten überein. Es iſt keine ſo leichte Sache, ihnen den Kopf in ein anderes Gelenke zu ſezen. Sie können ſich von dem Ergezen nicht ſo leicht entwöhnen, das ihnen geläufig iſt. Wer hat mehrere und ſtärkere Proben von ihrer Geduld in Händen, als du ſelber in dem Beyfall findeſt, den ſie deinen Schriften noch täglich geben, dieſer iſt dir dafür gut, daß ſie von den Schweizern noch nicht bekehret worden. Erinnere dich auch, wie du ſie in dem Biedermanne mit einer Fabel und ein paar ſpöttiſchen Ausdrüken zurükgewieſen haſt. Silcow hätte längſt Anlaß gehabt, dir eines zu verſezen,

ſezen, wenn er Luſt dazu gehabt, oder ſich dein erinnert hätte. Dornhagen zu begütigen, will ich auf mich nehmen. Dem franzöſiſchen Großſprecher ſetze Riccoboni entgegen, der ſich um die ganze deutſche Nation ſo verdient gemacht hat, indem er den Franzoſen die bittere Wahrheit geſagt, daß die Deutſchen eben ſo wol und richtig denken können, als ſie, welches ihm jedermann wird eingeſtehen müſſen, nachdem er es mit deinen Schriften erwieſen hat. (1) Endlich kanſt du dich damit ſtärken, daß deine Ehre an die Ehre ſo vieler andern Scribenten gebunden iſt. Du kanſt nicht alleine fallen. Dein Fall würde hundert andrer Fall nach ſich ziehen. Und dieſes führet mich auf den Gedanken, daß wol der beſte Rath ſeyn würde, wenn du die herrſchenden Poeten Deutſchlandes in einen Synodus zuſammen beriefeſt, damit ſie gemeinſchaftlich berathſchlageten, mit was vor Mitteln ſie die neue Dichtkunſt unterdrüken, und den herrſchenden Geſchmak beym Anſehen erhalten wollten.

Dieſer Zuſpruch beſänftigte die unſchlüſſigen Bewegungen in Schottgens Bruſt; er beſchloß bey ſich, dem Weiberrath zu folgen. So bald der

(1) Hr. Prof. Gottſched hat dieſes in der Vorr. zum zweyten Th. der deutſchen Schaub. gethan, bl. 26. Daß Riccoboni mir die Ehre gethan, ſagt er, aus meinem ſterbenden Cato einen langen Auszug zu machen, das übergehe ich billig mit Stillſchweigen; Doch kan ich nicht läugnen, daß es mir ſehr lieb geweſen iſt; weil er aus dem allem Gelegenheit genommen, den Franzoſen die bittere Wahrheit zu ſagen, daß die Deutſchen auch ſo wol, und ſo richtig denken könnten als ſie.

der graue Morgen den Tag wiedergebracht, setzte er sorgfältige Mahnungsschreiben an die vornehmsten Häupter der Dichter in den poetischen Provinzen Deutschlandes auf; worinnen er die Gefahr, so über ihnen schwebete, ängstlich vorstellete, und sie bat, daß sie mit ihm auf Tiberkopfs Parnasse in einen Synodus zusammentreten wollten, der an St. Ulrichs Abend in den geheimen Schatten der mitternächtlichen Stunden sollte gehalten werden. Gönken lud er nicht ein, er hielt ihn stark im Verdacht, daß er den Schweizern insgeheim günstig wäre, weil sie die Schönheiten seines Augusts im Lager mit willigerm Herzen gelobet, als desselben Fehler getadelt hatten. Gönk war in der That mit ihnen nicht übel zufrieden. Er wußte daß man Leute, deren Fähigkeit man nur für mittelmässig hält, schon lobt, wenn sie ihre Sachen nur nicht schlecht machen: Aber von wem man sich eine grössere Stärke vermuthet, dem nichts schenket, bis er vollkommen ist. (K) Sie erschienen alle an dem anberaumten Abend in voller Anzahl. Hundert und mehr Söhne des herrschenden Geschmaks, und jeder war ein Dichterkönig, jeder war mächtig genug die Monarchie seines Vaters zu regieren, und der göttlichen Critik seiner Feindin zu widerstehen. Korbs alleine blieb daheim, weil er den Ruhm, so er für den kleinern Theil seines Irdischen Vergnügens empfangen hatte, vor einen

(K) Dieses ist aus dem fünfzehnten Beytrage genommen. S. 487.

nen reichen Ersatz des Tadels hielt, so auf den grös-
sern Theil gefallen war. Mit ihnen kam ein star-
kes Gefolge von Buchhändlern, Buchdrükern,
Journalisten, Zeitungsschreibern, Kupferstechern,
Holzschneidern, und andern Handlangern, die
ihnen in der Verarbeitung ihrer Werke beyge-
standen waren, und zu deren Aufnahme eben so
viel als sie selber beygetragen hatten. Doch wur-
den sie nicht in den grossen Versammlungssaal ein-
gelassen, sondern mußten ihren Herren in dem Vor-
gemach auf den Dienst warten. Sie sezten sich
auf Bänke, aber Schottgen nahm seinen Sitz
auf einer Catheder. Der Anblik so vieler gros-
sen Männer, des Ausbundes der Geister Deutsch-
landes, die ihn theils bewunderten, theils fürch-
teten, hatte ihn mit Stolz und Muth erfüllet;
er eröffnete die Ursache dieser Zusammenkunft mit
folgenden Worten.

Niemand unter euch, herrschende Poeten,
wird mir diesen höhern Sitz mißgönnen, der be-
denket, daß der söderste Rang mich nur zuför-
derst stellet, wo die spizigen Pfeile der Critik, die
wir in reinem Deutsch Schmähsucht und Zank-
lust heissen, von allen Seiten auf mich losgedrükt
werden. Ich habe diesen Sitz auch nur darum
so dreist eingenommen, damit ich mit meiner Brust
die Stiche und Schläge auffienge, die einem an-
dern unerträglicher seyn würden, welcher nicht
so gut als ich mit der Unempfindlichkeit, wie mit
einem Panzer von dreyfachem Ochsenleder bewaf-
net wäre. Bisdahin haben wir unsre Schrif-
ten nach Regeln verfertiget, welche wir selbst ge-
macht

macht hatten; unſer Gehorſam gegen dieſelben war freywillig, wie der Grund, worauf ſie gebauet waren, nur unſre Willkür und freyer ungebundener Wille war. Der Maßſtab des Schönen und Angenehmen lag in unſerer Empfindung, und dieſe ward von unſern eigenen Affecten und keiner anderer Menſchen erwekt. Daran hatten wir unſer Vergnügen; wir fanden unſer Glück bey uns ſelbſt, und hatten nicht nöthig, es an etwas fremdes auſſer uns zu binden. Wir hatten das Lob, den Ruhm, den Beyfall und die Bewunderung in unſrer Gewalt, und theilten ſie mit freyem Willen denjenigen aus, die uns eben ſo viel davon zurükgaben. Künftig ſoll dieſes alles aufhören. So ſcheinet es. Denn man will uns eine neue Dichtkunſt, neue Regeln deſſen, was ſchön, angenehm, geiſtreich, neu und wunderbar heiſſen ſoll, auferlegen. Nach dieſen Geſezen will man uns richten, in die wir doch niemals gewilligt haben. Man meint ſie zwar damit zu behaupten, daß ſie aus der Natur der Menſchen, und der Dinge hergeholet wären, und daß ſie ſicher zu dem wahren Endzwek der Poeſie führten. Aber was thut es uns, daß ſie aus der Natur des Menſchen hergeleitet worden, nachdem ſie nicht aus unſrer Natur hergenommen ſind? Und daß dieſes nicht ſey, giebt uns unſre Abneigung dagegen, gnugſam zu verſtehen. Für den Endzwek der Poeſie ſind uns unſre Regeln auch gut genug; maſſen wir aus der Erfahrung wiſſen, daß unſre Leſer ſich an denen Schönheiten, die ihren Urſprung unſrem

freyen

freyen Willen zu danken haben, beluſtigen, daß ſie in unſern Gedichten finden, was ſie darinnen ſuchen; daher wir zu gleicher Zeit auch unſre Abſicht dabey erreichen, allermaſſen ſie uns für Lieder, Häuſer und Güter, Aemter und Weiber, geben. Das ſind die Sachen, die izo auf dem Spiel ſtehen, und es iſt um dieſelben geſchehen, wenn wir die Herrſchaft verlieren; wenn wir uns des willkürlichen Urtheiles von dem, was Geſchmak ſey, berauben laſſen; wir müſſen dann den Beyfall, den wir bisdahin unter uns getheilt hatten, bey andern ſuchen, welche nicht geneigt ſind, uns denſelben zu geben, oder doch den theuren Preis darauf ſetzen, daß wir ihn durch die Beobachtung ihrer ſchweren und uns unerträglichen Regeln gewinnen müſſen. Können wir dieſes nicht, ſo werden ſie uns durch ihre critiſchen Ausſprüche, alle Schönheit, allen Witz abſprechen. So viel Witzes, Geiſtes, Geſchmakes ſie dann uns wegnehmen, eben ſo viel muß ihnen als ein Erb von uns zufallen. Ich kenne euch beſſer als daß ich fürchten ſollte, ihr würdet euern ungelenkigen Geiſt unter dem Joche der Critik biegen können; euer Eifer für den herrſchenden Geſchmak, der vielmehr unter eurer, als ihr unter ſeiner Herrſchaft, ſtehet, geſtattet es euch nicht: Und ihr habet noch Muthes genug, die Hoheit deſſelben mit des Feindes oder eurer eigenen Schande zu verſiegeln. Unſre Gegner ſind voll Haſſes und Stolzes; ſie geben und verlangen kein Quartier. Ihr ſehet und empfindet, wie übel ſie uns ſchon zugerich-

tet

tet haben. Tirller mag es sagen, dem sie neulich so viel Kletten angeworffen haben, daß er damit ganz behangen nach Hause gekommen, wie ein muthwilliger Bube / (†) der aus Uebermuth im Unkraute herumgelaufen ist / wo es am dikesten ist; die sorgfältige Mutter rupfet dieselben aus den Strümpfen und Falten / kan aber in ganzen Stunden nicht damit fertig werden. Das Glück, das ihnen ein wenig günstig gewesen, hat sie unversöhnlich gemacht, Freund und Feind gelten ihnen gleich, sie schonen weder Lebendige noch Todte. Niemand ist ausgedungen. Welcher von uns sieht seinen Nahmen nicht in ihren beissenden Registern; welcher ist ohne ein paar Ohrfeigen davon gekommen? In dieser anwachsenden Gefahr lasset uns vor allen Dingen unsren absonderlichen kleinen Fehden, womit wir nur uns selber durch innerliche Zertheilungen schwächen, einen Anstand geben, lasset es Frieden und Einigkeit unter uns seyn, damit wir uns den verderblichen Anschlägen unsrer gemeinen Feinde mit gemeinschaftlichem Rath und vereinigter Macht wiedersezen. Wir wollen Lob und Tadel, Ehre und Schande, Schönheiten und Fehler, mit einander gemein haben. Eines Ruhm soll Aller Ruhm, eines Schmach Aller Schmach seyn. Wenn einer getroffen wird, sollen Alle schreyen, Alle sollen den Streich empfinden, und rächen. Hiertu wollen wir uns erstlich mit feyerlichen Ceremonien verbinden, hernach wollen wir Rath halten,

(†) Dieses schöne Gleichniß ist von dem Urheber des Dichterkrieges erfunden worden, dem ich es aber genommen, weil er es nicht zu brauchen gewußt hat.

mit was vor Mitteln wir dem Feinde am meisten Abbruch thun, wie wir ihn unterdrüken, und die mit uns gebohrne Freyheit ungetadelt nach unsrem Kopfe zu schreiben behaupten wollen.

Der Vortrag fand ohne Mühe bey ihnen Gehör. Der Abgott des herrschenden Geschmakes, der ungesehen bey ihnen gegenwärtig war, hatte ihre Gemüther gelenket, daß sie ihm mit allgemeinem Beyfall beypflichteten. Sie schwuren mit mächtigen Stimmen bey den unsterblichen Werken derer deutschen Dichter, vor denen sich die Poeten Griechenlands und Roms verkriechen müssen, bey den furchtbaren Nahmen Moraths, Stelpos, und Kirchneus, daß sie ihren Geschmack, der allein unbetrüglich urtheilete, um keinen Erweis, um keine Vernunftsschlüsse, auch um keine Spötterey der satyrischen Critick ändern wollten. Wer die Frechheit hätte, von ihren hergebrachten Regeln abzuweichen, sie auf die Probe zu sezen, oder einen Lehrsatz aus der neuen Dichtkunst anzunehmen, derselbe sollte als ein Abtrünniger von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, sein Nahme aus den Registern der deutschen Poeten ausgelöschet, und wenn er in ihrem Gebiethe betreten würde, Kinzen, Rohren, und Mahanen übergeben werden, daß sie ihn mit ihren poetischen Schellen zu Tode klingelten.

Also verbanden sie sich; und zur Bezeugung ihrer Vereinigung fielen sie einander gantz liebreich um den Hals. Es war sehr erbaulich zu sehen, wie Schottged Tirllern mit hertzlicher Zuneigung auf die Stirne küßte, und dabey bezeugte, daß er ihn künftig vor einen Hierarchen in dem Reiche

der

der deutſchen Poeſie, und vor ſeines gleichen erkennen wollte: Dahingegen Tiller ſich eben ſo gütig erklärete, daß er nicht ermangeln wollte, Schottgeden in ſeinem nächſtfolgenden Wercke vor einen erbaulichen Schriftverfaſſer anzupreiſen, welcher das Glücke hätte, ſo wie er, vielmehr viele, als nur wenige, zu erbauen, obgleich dieſe nur kluge gelehrte und erfahrne Kenner ſind; jene hingegen meiſt aus mittelmäſſigen oder gemeinen Leuten beſtehen. (*)

Nach dieſer feyerlichen Handlung rief Schottged mit erhabener Stimme, wer einen guten Rath zu geben wüßte, wie man den ſchweizeriſchen Kunſtrichtern am ſicherſten beykommen, und den alten wahren deutſchen Geſchmack vor ihren Anfällen in Ruh und Sicherheit ſezen könnte; mögte das Wort nehmen, doch einer nach dem andern, und die klügſten zuerſt. Hekenei ſtuhnd zuerſt auf, der vor dieſem den griechiſchen Longinus gelehret, was er durch das Erhabene, wovon er ein Buch geſchrieben hat, verſtanden habe; Schottged hatte ihn vormahls beſchuldiget, daß er auſſer vielen Schmeicheleyen gegen einige noch lebende Dichter, und manchen vergällten Cenſuren wider andere, denen ſeine Schutzgötter nicht wohl gewollt, nicht viel deutliches zuwegegebracht hätte (L): Hingegen hatte Hekenei Schottgeden vorgeworffen, daß er in der Eintheilung der Schreibart ein Miſch-

(*) Hr. D. Triller zieht hieraus ſein gröſtes poetiſches Lob, in der Vorrede zum dritten Th. ſeiner poetiſchen Betrachtung.

(L) Seht Hrn. Gottſcheds Dichtk. für die Deutſchen im eilften Hauptſtücke. §. 22.

masch gemacht, wovon kein Mensch den Grund zu finden wüßte (M); ferner, daß er in der Zusammensezung der Wörter dunkel und unverständlich sey. (N) Sie waren darüber in eine ärgerliche Feindschaft mit einander gerathen. Izo hätte der gemeine Feind sie so sanftmüthig gemacht, daß einer dem andern bekennte, er hätte recht gehabt. Hekenei fieng dergestalt an.

Ist der richtige Verstand, den ich in der Bestimmung der Erhabenen, und aller übrigen Schreibarten gewiesen habe, noch nicht von mir gewichen, so versichert er mich izo, daß wir die neuen Kunstlehrer nur darum zu fürchten haben, weil sie geschrieben haben; hätten sie nicht geschrieben, so dürften wir nicht hier sitzen, und uns in den Gedanken schlagen, wie wir uns bey unsrem alten Ansehen erhalten wollen; wir dürften nicht fürchten, daß wir des lange besessenen Rechtes entsezet würden, das Lob und den Beyfall für unsre Schriften als eine Gebühr zu fodern: Doch thäte uns das noch keinen Schaden, daß sie geschrieben haben, wofern sie nur nicht gelesen würden.

Der schreibt nicht dessen Zeug kein Mensch zu lesen pflegt.

Nun wird uns nicht unmöglich seyn zu machen, daß sie ungelesen bleiben (*). Nichts wird gelesen,

(M) Heinecken in der Untersuchung vom Erhabenen Bl. 319.

(N) Eben daselbst Bl. 321.

(*) Hr. D. Triller hat in der Vorrede zum dritten Th. seiner poetischen Betrachtungen nach eben dergleichen Gedan-

lesen, was wir nicht anpreisen, was nicht einen Paßport, ein Empfehlungsschreiben, einen Almosenbrief von uns aufweiset. Nur durch uns wird die Thüre des Lichtes den Schriften aufgeschlossen. Wir wollen denn diese schweizerischen Scribenten in den finstern Gewölbern der Buchhändler des Tages auf ewig berauben. Wir wollen ihr Gedächtniß von der Erden vertilgen. Lasset uns unsren Buchhändlern verkündigen, daß nach gewissen zusammenstimmenden Zeichen, die von einem Barden vorgesagt worden, und nicht mehr weit von ihrer Erfüllung sind, die schweizerischen Werke den unsrigen den Untergang drohen. Lasset uns allen denen, die mit unsren Augen sehen, und mit unsrem Kopf verstehen, mit einem anstekenden Gifte drohen, wenn sie diese Bücher durchblättern. Durch dieses Mittel haben unsre Vorfahren Wenikern in den Staub daniedergeleget, welcher sich mit nicht geringerer Wuth wieder den Geschmack Holensteins und Waldmannshofaus aufgelehnet hatte, als Merbod und Greibertin sich wider den unsrigen auflehnen. Ihr könnet ihnen keine grössere Straffe thun, als wenn ihr sie ins Vergessen verurtheilt, wie sie euch zu einem Nahmen verurtheilen wollen. Sie haben selbst gestanden, sie wollten lieber getadelt, als mit Stillschweigen übergangen wer-

Gedanken gesagt: Ob sie zwar an ihrem Orte die Macht haben zu schreiben und zu schelten, wie sie wollen; so hat man doch hingegen hier auch die Freyheit, es nicht anzuhören oder zu lesen, wie solches bisher geschehen, und auch noch künftig geschehen soll.

den. Es ist der verdrüßlichste Zustand für sie, wenn niemand ihrer gedenket. Dadurch werdet ihr ihnen das Schreiben zugleich niederlegen, die Spötterey wird bald müde, ihren Witz zu verschwenden, wenn er nicht empfunden wird. Wie unvorsichtig, wie übel errathen wäre es denn, wenn wir uns mit ihnen ins Schreiben geben würden! Unsre Antwort, unsre Rettung, liesse ihnen nur unsre Empfindlichkeit sehen. Und das ist das, was sie vornehmlich suchen. Ihr würdet ihren Schriften damit eine gewisse Würdigkeit beylegen, die sie ohnedies nicht haben, ihr würdet sie für Autores erkennen, die mit euch in einem Rang stühnden, und wie die Welt stolz genug ist, so dürfte sie wohl einen richterlichen Spruch zwischen euch und ihnen ausfällen, auf den ich es niemahls wollte ankommen lassen. Handelt darum vorsichtig, und nehmet eurer Würde wahr. Ihr habet alles auf dem Spiel, sie haben nichts darauf gesezet. Ihr alleine könnet dabey verlieren, sie können nur gewinnen. Was sie verlieren können, sind nur ungemessene Hoffnungen, schmeichelnde Anschläge.

Nachdem er ausgeredet, stuhnd Tiller auf dir Füsse, auf welchen er sich doch kümmerlich halten konnte. Wie auf Nisrocs Stirne in Miltons verlohrnem Paradiese, nachdem er aus der Schlacht im Himmel, trefflich abgemattet, sein Kleid übel zerfezet, entronnen war, tiefe Runzeln eingegraben waren, also stuhnd Tiller mit einer umwölckten Mine, und fieng dergestalt an.

Mein

Mein Gott! wie so wohl wäre es mir bekommen, wenn ich diesem Rath gefolget hätte, wenn ich die knarrenden Censuren der Schweizer vor ungeschrieben gehalten hätte, wenn ich mit stiller Geduld zugesehen hätte, daß sie etliche Quartanten gegen meine Schriften und ein eigenes Buch gegen meine unglücklichen Fabeln herausgegeben hätten. Und hätte ich nur die Abhandlung von der Aesopischen Fabel vor nicht geschrieben gehalten, so hätte ich keine Schutzvorrede dagegen aufgesezet, und diese hätte meinen Feinden nicht Anlaß gegeben, mich auf eine so unbarmherzige Weise zu durchhecheln. Aber ich habe es mit meinen poetischen Sünden verdienet, warum habe ich die Bäume bey ihren Seelen schwören lassen, warum habe ich die Mäuse einander zu Gevater bitten lassen? Dergleichen Vermischung der fleischlichen Dinge mit geistlichen verdienete eine solche Straffe. Warum wollte ich auch scharfsinniger seyn, als mich Gott in seiner Gnade gemacht hatte? Ich sollte ihm gedanket haben, daß er mich mit einer unmässigen Scharfsinnigkeit nicht gestrafet, und mit einem durchdringenden feinen Geschmake verschonet hatte. (O) Künftighin bin ich gewitziget, und kan izo nichts

(O) Sind dieses nun die gesunden, nützlichen, und einem vernünftigen Manne wohlanständige Urtheile, das scharfe Salz, und der gute und auserlesene Geschmack; so hat man billig hohe Ursache, Gott herzlich zu danken, daß er einen mit einer solchen unmässigen Scharfsinnigkeit nicht gestraft, und mit einem so durchdringenden feinen Geschmake gnädig verschonet hat. Hr. D. Triller in dem Ergäntzungsstücke zu seiner Schutzvorrede.

beſſers thun, als euch mit meinem Exempel zu warnen, daß ihr der Schweizer und ihrer Dichtkunſt mit keinem Worte gedenket, ſie mit keinem Finger anrühret, am allerwenigſten euch in die Gedanken aufſtreben laſſet, Schriften mit ihnen zu wechſeln. **Ein ſolches weitläuftiges Gewäſche von lauter Kleinigkeiten verdienet keine Widerlegung. Unnütze Streitſchriften und unnöthige Federkriege, wie gewiß dieſer zu unſrem beſten nicht nöthig war, ſind kein Werck vor Leute, die ihre ohne dem enge Zeit nützlicher anzuwenden gedenken.** (P) Ihr würdet ſie doch nicht bekehren. Sie ſind unverbeſſerlich, deliberatâ mente ferociunt. Die Gutherzigkeit und das Mitleiden haben ſie gäntzlich verlaſſen.

Seine Rede ward mit einem Geſumſe aufgenommen, welches zu ſagen ſchien, daß ſie Beyfall bekommen hätte. Dieſes fürchtete Waſchbe, ein muthiger Jüngling, der unlängſt Wenelzen, Morathen, Waldmannshofau, und andre längſtverſtorbene Fürſten der deutſchen Poeſie in die ſeichten Thäler des Swiftiſchen Bathos geſtürtzt hatte. Er hätte ihnen auch die Jtzlebenden dahin nachgeſandt, **wenn er nicht gefürchtet hätte, daß dieſe ſich noch vertheidigen könnten.** (Q) Er hatte nachgehends eine **Abhandlung von der**

(P) Eben daſelbſt.

(Q) Annoch lebende Dichter habe ich gar nicht durchgeſuchet, damit es nicht das Anſehen haben mögte, als ob man aus einer unzeitigen Begierde zu tadeln etwas angetaſtet hätte, das ſich noch vertheidigen lieſſe. Schwabe in der Vorrede zu der Ueberſetzung des Bathos Bl. XXI.

Beſchaffenheit der verblümten Redensarten, wenn ſie gut ſeyn ſollen (R), entwerffen, aber ein ungeſtümer Querwind hatte ſie noch vor ihrer Geburt in den Limbo der Eitelkeit getragen, wo ſie mit Schottgens Entdeckungen der Kunſtſtreiche Virgils in der Aeneis (S) im Wirbel herumflatert, bis ein deutſcher Aſtolfo dahin flieget, ſie mit Kabuchs Leid um ſeinen Muffel daſelbſt aufzufangen. Waſchbe ward er in der poetiſchen Götterſprache genannt, in der Sächſiſchen hieß er Schwatze. Er ſuchte den gefallenen Muth ſeiner Bundsgenoſſen mit dieſen Worten wieder aufzurichten.

Man wird mir nicht übel nehmen können, herrſchende Dichter, wenn die Hertzhaftigkeit dieſer beyden ſonſt nicht unvernünftigen Leute, die zu einem ſtillen und ſchlägefaulen Leiden rathen, in ein ziemlich ſchlechtes Anſehen bey mir kömmt. Man dächte, daß die unblutigen Stiche, die Tiller empfangen hat, ihn nicht auf ſeine bloſſen Fabeln, ſondern auf die Haut getroffen, und bis in das Hertz durchgedrungen hätten. Sie entſtuhnden doch nur von Worten, und Worte werden ohne Wundtranck und Pflaſter mit Worten geheilet, woran wir einen reichen Vorrath haben. Wollen wir den ſchweizeriſchen Tadlern Anlaß geben, mit einem groſſen Scheine zu rühmen, daß ſie uns mundtod gemacht haben? Dann wird ſich niemand mehr ſcheuen, auf uns, als

(R) In der Vorrede zu Hrn. Gottſcheds Gedichten.

(S) Hr. Gottſched hatte dieſes in der Vorrede zu der erſten Herausgabe ſeiner Dichtkunſt verſprochen.

todten Hunden herumzuſpringen. Allein ob wir gleich gerne leiden und ſchweigen wollten, ſo iſt es zu ſpäte. Wir haben ſchon geſchrien, und den Mund nur zu weit aufgethan. Wir haben ſchon durch unſer Winden und Krümmen verrathen, daß wir nicht unempfindlich ſind, die Zeichen unſers verwundeten Gemüthes ſind in unſern Minen hervergeſtiegen. Die böſe Welt hat es wahrgenommen, und die Schriften, die uns ſolche Ungebehrden verurſachet haben, begierig aufgeſucht. Alſo iſt es umſonſt ihr Gedächtniß zu unterdruken. Ihr Nahme iſt zu weit erſchollen, Wir können ihn nicht tilgen: Aber wir können ihn wohl auf die Weiſe noch berühmter machen, wie die Nahmen Heroſtratus, Mahometh, Spinoſa, berühmt ſind. Zu dieſem Ende iſt zwar nicht nothwendig, daß wir ihnen Schriften um Schriften, Lehrſäze um Lehrſäze zuſchiken. Wir haben weder Zeit noch Gelegenheit beſondere Bücher wieder ſie zu ſchreiben; Ich insbeſondere brauche meine Hände weiter, als daß ich ſie wegen fremder Thorheiten lahm ſchreiben ſollte. Und ich hüte mich davor ſo ſehr, als die frommen Buhlſchweſtern des Sonntags vor den Hindernüſſen des Kirchengehens (T). Die Dinge, die nicht nach unſrem Kopfe ſind, wiederlegen ſich von ſich ſelbſt. Es iſt ſchon genug, daß wir ihren Vorſatz, von dem Innerlichen abgeſondert, in kurzen Anmerkungen anſchwärzen; ſie haben ſich

(T) Sehe im Auguſtm. der Beluſtigungen des Verſt. und des Wizes die Anmerkungen zu Hrn. D. Trillers Beſchüzung Th. 165.

sich schon wieder uns versündiget, sie haben uns schon nach unsrer Ehre gegriffen, als sie sich nur in die Gedanken kommen lassen, in unsren Schriften falsche Begriffe, Plattheit, oder Schwulst, zu entdeken. Sie verdoppelten die Sünde, als sie die Frechheit gehabt haben, unsre Schande der ganzen Welt zu offenbaren. Und diese Sünde, die so schon so verdammlich war, haben sie durch die Art und Umstände, womit sie dieselbe begleitet haben, noch verdammlicher gemacht. Also haben wir schon Zeuges genug, ihr Gedächtniß schwarz zu machen, ohne daß wir nöthig haben, uns mit ihnen ins Controversschreiben zu geben; und aus gründlich befestigten Grundsäzen zu erweisen, das Possierliche, das Platte, das Frostige, das Schwulstige in unsren Schriften sey ernstlich, gesetzt, lebhaft, erhaben. Ich erkenne auch, daß dergleichen Entschuldigung uns nicht anstühnde;; es geziemt uns nicht, daß wir uns vor ihren Gerichtesstuhl, als Beklagte und Uebelthäter stellden. Es ist allemahl mit Schimpfe begleitet, wenn man genöthiget wird, sich zu entschuldigen;; und Bezüchtigungen finden insgemeine Glaubeen. Nach meinen Begriffen würde für uns das Verträglichste seyn, wenn wir unter uns lustigee und aufgeräumte Köpfe hätten, denen es niemahls an muthwilligen Einfällen fehlte, Erweise mit Gelächter, und Wahrheiten mit Possen zu erwiedern; welche die Geschicklichkeit besäßen, nicht das Ungereimte allein, das schon vor sich lächerlich ist, und darum nicht erst darf lächerlich gemacht werden, sondern auch dasjeni-

ge, was nichts lächerliches in sich selber hat, zum Gelächter zu machen. Wahrhaftig ein solcher würde sich um uns sehr verdient machen, der Thorheiten sprechen könnte, welche unsren Gegnern auf ihre Kosten gerechnet würden, wenn man glaubte, man lachte über die Unvernunft unserer Wiedersacher, da man nur über eine ungeschickte Vorstellung des Lustiamachers lachete; der Schimpf und Ernst, Ironie und Aufrichtigkeit, so fein durch einander mischete, daß man sie nicht von einander unterscheiden könnte. In dieser Absicht würden Fabeln, Erdichtungen, Allegorien, Gleichnisse, und Sinnenbilder treffliche Dienste thun; wofern nur die parteilige Natur, oder unser nordliches Clima nicht den dummen Deutschen den erfindsamen Kopf eines Schöpfers verweigert hätte. Doch ich rede dieses nur nach der ironischen (*) uns eigenen Weise, denn ich kenne einen solchen scharfsinnigen Kopf unter uns, der die schertzhafte Art zu denken und zu schreiben in seiner Gewalt hat; und der uns die Lust machen könnte / zu sehen, wie er mit einem Wiedersacher / der ihn mit schlechten Waffen angreift / herumspringen kan. Doch es hat uns diese Feder solche Lust noch nicht machen wollen: Ich weis auch nicht für gewiß zu sagen / ob und wie bald sie uns dieselbe machen wird. Vielleicht hat die ungeschliffene Art / womit man ihr begegnet ist / sie stolz gemacht / so daß sie sich in keinen so niedrigen Kampf einlassen mag; wobey wir aber in der That ein Vergnügen verlohren haben. (V) Nach

(V) Diese tröstliche Zuversicht wird schier mit eben diesen

Nach ihm faſſete Schottged das Wort. Er ſtuhnd nicht auf, ſondern blieb in vollem Staat auf ſeinem Stuhle ſizen, weil er redete. Er redete, als einer, der ſeiner Kräfte und ſeiner Kunſt ſich wohl bewußt iſt, mit zufriedenen Augen.

Was du am Schluſſe deiner Rede mit ſoviel Rechte foderſt, Waſchbe, was du vonnöthen achteſt, unſre Gegner mit Schamröthe und Schande zu überdeken, iſt ſchon von meinem erſchaffenden Wize erfunden. Ich will auch unſren Freunden die Luſt, ſo du ihnen davon verheiſſeſt, nicht vorenthalten. Ich habe Parabeln, Gleichniſſe, Fabeln, und ganze Heldengedichte würcklich bereit. Verlangt man eine Parabel, die Leichtſinnigkeit der Engelländer zum Gelächter zu machen, womit ſie ſich von Addiſon überreden lieſſen, Miltons Gedichte von dem verl. Paradieſe zu bewundern? (X) Soll ich in einer Fabel beweiſen, daß die Deut-

dieſen Worten in der Vorrede zum ein und zwanzigſten St. der critiſchen Beyträge entdeket. (*) Es wäre gut, wenn dieſe ſcharfſinnigen Scribenten uns allemahl ſo ſorgfältig warneten, wenn ſie in der Ironie reden; denn ſie thun dieſes öfters ſo fein, daß man es ohne eine ausdrückliche Erinnerung nicht wahrnimmet.

(X) Hr. Gottſched hat dieſes auf folgende Art bewerckſtelliget: Es kommt mir mit der Engländer Empfindlichkeit für Miltons Paradies bald ſo vor, wie damit, was Erasmus, wo ich nicht irre, in ſeinen Geſprächen erzählt, daß ein leichtfertiger Kopf die Gefährten, ſo mit ihm über Land ritten, beredet ſie ſähen ein Luftzeichen am Himmel. Er ſtellte ſich erſtaunt; er rief, ſie ſollten doch ſehen; er wies mit dem Finger; er beſchrieb, was er ſahe; er fragte, ob ſie es denn nicht auch ſähen? Er ſchimpf-

ſte

Deutſchen Witz bekommen werden; wenn die Franzoſen den ihrigen werden vergeſſen haben (Y)? Oder ſoll ich in einer ſolchen die ſchweizeriſchen Kunſtadler vor Splitterrichter erklären, die ihre eigenen Balken nicht ſehen (Z)? Soll ich ſie in einem Gleichniſſe in Corſaren verwandeln, die um guten Wind bitten, ein chriſtliches Kaufmannsſchiff einzuholen (Aa)? Oder ſoll ich um etliche Töne höher ſteigen; ſo will ich den Habsburgiſchen Ottobert nach derſelben Art anpreiſen, wie Addiſon und Merbod das verlohrne Paradies ausgeſtrichen haben (Bb); ich will einen Krieg der alpini-

te ſie endlich für blind, wofern ſie es nicht erkennen könnten. Und ſiehe! endlich ſahen die guten Leute auch, was ſie doch nicht ſahen; erzählten zu Hauſe groſſe Dinge, und erzählten es ſo oft, bis ſie ſelbſt endlich glaubten, ſie hättens geſehen, und bereit waren, darauf zu ſchweren. Addiſon macht es eben ſo. Im 4ten Art. des XXIV. Beytr. Bl. 656.

(Y) Dieſes iſt von einem jungen Dichter in der Fabel von der Nachtigall und der Wachtel geſchehen; im XXIVſten St. der Beyträge. Art. 12. Bl. 521.

(Z) Hr. Gottſched ſelbſt hat dieſes in dem 75ſten Biedermanne gethan, durch die Fabel von dem Spottvogel.

(Aa) Seht den Dichterkrieg Bl. 64.

(Bb) Hr. Gottſched glaubt, Bodmer hätte im Ottobert, im Wittekind, oder in der Proſerpina eben ſo viel vortreffliches finden können, als er im Milton gefunden hat. Und er nimmt ihm für übel, daß er es lieber im Milton geſucht hat. Hätte er ſeinem Vaterlande, ſagt er, eben den Dienſt thun wollen, den Addiſon dem ſeinigen gethan hat; warum hat er nicht etwa einen Habſpurgiſchen Ottobert, eine Proſerpina, oder einen Wittekind, oder ſonſt das Gedichte eines alten Schwei-

zeri-

alpiniſchen Rieſen erſinnen, den ſie wieder den öſtreichiſchen Jupiter geführt haben, da will ich das Ungeheure, das Merboden ſo wohl gefällt, nach dem Leben nachmachen (Cc). Doch ich habe noch was luſtigers als dieſes alles. Ich habe einen **deutſchen Dichterkrieg** (Dd) ausgebrütet, wo die Göttin der Zweytracht die Geſtalt der göttlichen Critick annimmt, Merboden zu hintergehen, daß er die Geiſſel in die Hand nehme, die Poeten zu züchtigen, die in Germanien beſchäftiget ſind, Sylben zu meſſen und Reimen zu paaren. Er liſt in Brands Narrenſchiffe, obgleich ſich eine viel ſanftere Muſe bemühete, ihn auf die neuern Schönheiten unſerer Schriften zu lenken. Eris wirfft ihm eine Nater ins Dintenfaß, welche ich der Alekto aus dem Kopfe geriſſen habe. Doch

geriſchen Barden hervorgeſucht, und uns daſſelbe eben auf die Art angeprieſen, wie jener es im Zuſchauer mit dem Milton gemachet hat? Vielleicht wäre es ihm gelungen, uns davon zu überreden.

(Cc) Eben derſelbe meinet, Bodmer hätte ſelbſt ein Milton werden können, wenn er uns ein Heldengedichte von dem Kriege der alpiniſchen Rieſen wieder den öſterreichiſchen Jupiter geſungen hätte. Da hätte er ja, ſagt er, das ungeheure und gräsliche, das ihm im Milton ſo gefällt, anbringen, Berge auf Berge tragen, und den Himmel beſtürmen können. Da hätte er die Fabeln und die Bibel, Cyclopen und Tiranen unter die Schweizer, und die Teufel unter die Furien mengen können; um die Einbildungskraft ſeiner Leſer recht in Erſtaunen zu ſezen.

(Dd) Dieſer deutſche Dichterkrieg iſt in dem Heumonat der Beluſtigungen des Verſt. und des Wizes enthalten.

Doch nimmt die gutherzige Muſe ſie auf des Apollo Befehl wieder heraus, kan es aber nicht hindern, daß ſich etliche Tropfen ihres ſtygiſchen Giftes darein gemenget hätten. Merbod kan ſich zwar nicht ſo gleich entſchlieſſen, das Reich der Dichter von neuem anzutaſten, dieſes hieſſe ein Weſpen-Neſt ſtören, welches mit tauſend Stacheln gewaffnet iſt. Seine Ruhe ſcheint ihm lieber zu ſeyn, als die Beſſerung der Undanckbaren. Aber Greibertin muntert ihn auf, den Willen der göttlichen Beurtheilungskunſt auszuführen, und die Ungeheuer eines verfallenen Wizes auszurotten. Ich verwandle Greibertinen in einen Druiden, der die griechiſche Dollmetſchung der Bibel, mit allen ihren Unrichtigkeiten im Kopf hat, und die Sprache der Rabbinen und Maſorethen ohne Anſtoß redet. Merbod läßt ſich von ihm überreden, der Göttin zu gehorchen, und auch uns ſelbſt nicht zu ſchonen, die doch von andern für Könige des Helikons geprieſen werden. Ich verehre ihm zu dieſem Vorhaben eine Rabenfeder, die ich Swiften aus dem linken Flügel gezogen habe. Er giebt uns, ſeinen Brüdern, damit heftige und ſchmertzhafte Stiche, obgleich die ſanfte Muſe nicht von ſeiner Seite wich, und durch gelindere Eingebungen ſeine Ausſprüche zu verſüſſen beſchäftiget war. Die gedruckten Papierballen in Relos Buchladen entſatzten ſich, als ſie dieſes vernahmen, und die ſchwerſten Stöſſe poetiſcher Schriften erzitterten aus einer ängſtlichen Ahnung des Schickſals, welches ſie bedrohete. Aber Relo freuete ſich, daß ſeine Landesleute noch Hertz genug hätten, ſich

wider

wider unſre Herrſchaft abermal aufzulehnen. Dieſes iſt nur das magere Gerippe meiner poetiſchen Schöpfung, welches ich mit miltoniſchem Rieſenwitz, einem praſſelnden Feuer, einer bunt durch einander gewürkten Beleſenheit, einer alpiniſchen Mundart, unerſchöpflichen Gleichniſſen angekleidet u. überzogen habe. Ich ſchmeichle mir, daß ich die heroiſche Sprache Miltons vollkommen nachgemacht habe, und darinnen beſteht die ſcharfſinnigſte Verſpottung in meinem Dichterkriege. Iſt zum Exempel das nicht gut Miltoniſch geredet, wenn Merbods patriotiſcher Eifer ſich über uns ſinnarme Wortkrämer ängſtet, und wünſchet, daß ein helvetiſcher Geiſt, mit ſeinen centnerſchweren Einfällen, die leichten Sylben unſrer Gedichte ſchwängern, und ſie von unergründlichem Witze trächtig machen mögte: Dieſes einzige Spottgedichte ſoll eine zulängliche Antwort auf alle die Unterſuchungen und Betrachtungen in ſich enthalten, auf welche Greibertin und Merbod die Lehrſäze und Entdekungen gründen, welche wider unſre ſymboliſchen Bücher und ſelbſterwehlte Regeln, die ſo leicht und gemächlich und doch ſo fruchtbar an Ruhme ſind, ſo grob anſtoſſen. Es ſoll nicht nöthig ſeyn, das zweyte Buch zu dem erſten zu verfertigen; ſo ſehr hat mich bey dieſem die zehnte Muſe unſerer Zeiten begünſtiget, ob ich ſie gleich nicht angeruffen habe, die künſtliche Circe, die aus unwiſſenden Köpfen groſſe Dichter und aus magern Reimregiſtern niemals verſiegende Hippokrenen macht; ja Knittelverſe

telverse in Heldenlieder / und Pritschmeisterzoten in Scherzgedichte verwandelt; die gutherzige Mutter / (Ee) die so viel armselige Buchdrüker ernährt / indem ihre im Schreiben und Singen unermüdete Söhne ihre Pressen beschäfftigen; gesezt daß sie in Ermangelung gröſſerer Helden nur Schneider und Krämer besingen müssen.

Er schwieg. Einige lobeten den erfindungsreichen Kopf, und straften den boshaften Franzosen der Lügen, der den Deutschen die Schöpfungskraft abgesprochen hatte. Andere bewunderten die Kunst Schottgedens, eine Erweiskraft in Fabeln und Erdichtungen zu legen. Er sog das süsse Gift ihres Lobes mit langen Zügen in sich, als Werzasch winkete, daß er Gehör verlangte. Ein frecherer Kopf fand sich nicht in dem gantzen Heere der herrschenden Poeten; er getraute sich auch die Fehler zu verbessern, welche Virgil nicht hatte verbessern können, weil er von dem Tode übereilet worden. (Ff) Seinen Schriften konnte der scharfsichtigste Aristarchus

(Ee) An diese ist die Anruffung vor dem Dichterkriege nicht gerichtet, sondern an etliche andere, insbesondere an diejenige, welche Buttlern bey Verfertigung des Hudibras beygestanden war. Dieses war eine Muse, die Wythers, Pryn, und Vicars mit saurem Biere begeistert, und sie der Natur und ihrem Geburtsstern zu Trutze zum Versemachen gezwungen; die nichts anders, als die Sucht ist, sein Bild mit Lorbeerblattern, und schlimmen Reimen darunter, vor dem Buche geheftet zu sehen ꝛc.

(Ff) Bey der prächtigen Beschreibung des Jupiters (Di-

chus kein Verſehen abgewinnen, denn er hatte ſich bedinget, daß man ſie beurtheilen ſollte, nicht wie ſie aus der Preſſe gekommen, ſondern wie ſie bey Hauſe auf ſeinen Papieren ſtühnden. (Gg) Er gab ſeinen Rath folgendermaſſen.

Das alles iſt ſehr gut, herrſchende Poeten und Kunſtlehrer, es iſt tüchtig uns in der Hoheit, die wir in dem poetiſchen Reiche beſitzen, zu erhalten: Doch können wir nach meinem Bedünken noch etwas mehrers thun. Ihr habet ſelbſt wahrgenommen, daß die Schriften unſrer Widerſacher nicht bloß ſtechend, beiſſend und ſtachligt ſind; ſie ſind groſſentheils dogmatiſch, lehrend und

(Divum pater atque hominum Rex,) halte ich dafür, daß Virgil hertzlich gerne das Wort Jupiter geſetzet hätte, wenn es nur alſobald in dem Verſe angegangen wäre. Denn wer wird wol dafür halten; Virgil habe alle Worte mit Fleiß und groſſem Bedachte hingeſchrieben, und in einem jeden eine beſondere Schönheit geſuchet? Hat er denn nicht das gantze Werk verbrennen wollen, weil er ſolches wegen Uebereilung des Todes nicht hat verbeſſern können? Hr. Schwarze in der Vertheidigung des Verſuches einer Ueberſetzung Virgils. XXI. Beytr. 4. Art. bl. 77. Eben daſelbſt ſagt Hr. Schwarze: Ich bin ein eifriger Verehrer unſers Marons, aber ich bethe ihn deswegen nicht als einen Gott an, der nicht fehlen könnte. Das Wort Pius hat ſich gar zu gut zu ſeinem Aeneas in den Vers geſchikt, darum hat er ſolches bisweilen auch an ſolchen Orten gebraucht, wo es mehr einen Fehler als eine Schönheit ausmachet.

(Gg) Hr. Schwarze beklaget ſich in der eben angezogenen Stelle, daß ſein Gegner die Verſe beurtheilte, wie ſie in den Beyträgen, nicht, wie ſie auf ſeinem Papier ſtühnden.

schliessend; da werden Grundwahrheiten vorausgesezet, und Lehrsätze darauf gepflanzet, die hernach weiter ausgebreitet werden. Mit dieser Arbeit wird insgemein der fördere Theil eines Abschnittes von ihnen angefüllt. Nun mögen wir gleich ihre Personen, ihr Vorhaben, ihre Fähigkeiten, ihre Gemüthsneigungen und Absichten, verhaßt und zum Gelächter machen, so sind doch unsre Landesleute so philosophisch geworden, daß wir ihnen nicht werden verwehren können, über dieses critischpoetische Lehrgebäude zu denken. Darum däucht mich lediglich nothwendig, daß wir dasselbe verdächtig machen, untergraben, und auf den Kopf stellen. Das soll nun die Arbeit seyn, an die ich mich wagen will. Wenn mich gewisse Wahrscheinlichkeiten nicht betriegen, die mir ein grosses Vertrauen auf meine Geschiklichkeit machen, soll es mir nicht übel fehlen. Wir wissen aus der Erfahrung, daß unsre Schriften belustigen, welches uns zeigt, daß sie mit der Natur des Menschen übereinstimmen, denn man wird unsre Leser, die ihr Vergnügen daran finden, doch auch für Menschen erkennen. Nun sind sie auf gantz andre Lehrsätze und Grundregeln gegründet, als die Zürchischen Kunstlehrer aufzubauen bemühet sind. Hieraus fliesset nothwendig, daß die Kunstregeln dieser lezteren auf einem falschen Grunde beruhen. Wir haben unsre eigenen Empfindungen, unsre besondere Eindrüke, einen Geschmak und Geschmakswerkzeuge für uns; von diesen lernen wir daß unsre Gedichte vortrefflich, schön, erhaben, seyn.

Die

Die Schweizer sagen nein dazu, weil sie dieses nicht empfinden. Wollen sie denn, daß wir ihrem Fühlen und Empfinden mehr als unsrem eigenen glauben sollen. Warum verlangen sie von uns nicht auch, daß wir nicht mehr dasjenige vor süß, oder sauer, oder bitter halten, was unsere Zunge uns so zu empfinden giebt, sondern das, was sie uns davor zu halten befehlen? Ich will ihnen ihren Geschmak und ihre Einsichten gönnen, welches wahrhaftig schier zu viel eingeräumet ist, aber dann seh ich auch nicht, woher sie sich ein Recht anmassen können, ihre Meinungen auch uns aufzudringen. (Hh) Man wird mich späte überreden, daß alles, was sie schreiben, lauter Orakel seyn; daß ihnen die Unfehlbarkeit und Unbetrüglichkeit zugetheilt sey. Sie werden wenigstens hier oder da ihre Schwächen, ihre Mängel, ihre Fehler haben. Ihr beeistes Vaterland verheißt uns nichts vollkommenes, nichts reifes, die Musen sind daselbst neu und fremde. Haben sie schwache Theile,

(Hh) Man gönnet einem jeden seinen Geschmak, und seine Einsicht; sieht aber hingegen auch nicht, woher man sich ein Recht anmassen könne, seine Meinung auch andren aufzudringen. - - - - -

- - Doch was brauchet es viel, sich gegen einen Richter zu verantworten, dem die Beurtheilung dieser Sache nicht zusteht? Es hat uns gefallen, die Untersuchung, so wie sie war, einzurüken. Was hat man dawider zu sagen? Steht jemand das darinnen gefällte Urtheil nicht an, so steht es ihm frey, ein anders davon zu fällen, und alles dasjenige zu loben, was hier getadelt worden. Vorrede zum XXI. Beytr.

wie ich denn hoffen darf, so werden sich solche noch wol ausfinden lassen. Uberdies mögte ich wissen, ob diese spitzfündigen Grübler in Homers, Virgils, Miltons, Opizens Kopfe gesessen seyn, als sie ihre Gedichte geschrieben haben? Haben sie die Seelen dieser Dichter gesehen, wie sie ihre Gedanken, Vorstellungen, Einfälle verarbeitet haben? Man sollte es schier glauben; mit solcher Gewißheit wissen sie uns von dem Ursprung, der Geburt, dem Anwachse eines jeden absonderlichen Gedankens in der Ilias, der Odyssea, und der Eneis Nachrichten zu geben. Es scheint daß diese Gedichte von ihnen vor ein mechanisches Uhrwerk angesehen werden, wo die Gedanken dem Geist nicht kraft seiner Natur ohne seinen Beytrag eingefallen, sondern wie die Räder und Springfedern geschmiedet, und in einander gestossen worden. Ich traue die Allwissenheit niemanden zu/ daß er es werde wissen können, wie der Poet auf diesen oder jenen Gedanken kommen können/ oder müssen/ da er es oft selbst nicht weis. (Ii) Ich muß derer lachen/ die glauben, daß Virgil alle Worte mit Fleiß und grossem Bedacht hingeschrieben/ und in einem jeden eine besondere Schönheit gesucht habe. (Kk) Ihr sehet, daß ich Stofs genug vor mir habe, Scrupel einzustreuen, und Zweifel und Mißtrauen zu erweken, welches schon genug ist, die Lehrsäze der Schweizerischen Kunsthof-

(Ii) Sehet meine Sächsische Correspondenz vom 30sten Octob. 1739.

(Kk) Sehet oben die Note. Ff bl. 195.

hofmeister zu untergraben, und verdächtig zu machen. Bey vielen seichten Gemüthern muß eben dieses sie gar vernichten. Denn wer muß zulezte in diesen zweifelhaften Dingen den Entscheid geben? Es ist kein anders Mittel, sie zu entscheiden, als durch die mehrere Stimmen. Diese haben wir richtig auf unsrer Partey. Es sind zehen Leute, die unsren Geschmak, unsre Empfindung für die wahre halten, gegen einen, der mit den Schweizern stimmt. Was zehen sagen ist ohne Zweifel zehnmahl gründlicher, als was einer sagt, denn es erhält in eines jeden Munde einen neuen Grad der Wahrheit. Dazu kömmt izo noch das Ansehen und die Würde derer Leute, die auf unsrer Seite stehen. Staatsminister, Rathsherren, Freyherren, Consistorialräthe, Aebte, halten es mit uns. Dieses giebt unsren Lehrsätzen abermahl einen höhern Grad der Wahrheit, dessen der gründlichste Erweis, wenn ihm das Ansehn fehlt, beraubet ist.

Werzasch schwieg, oder ward nicht mehr vernommen, denn es erhub sich ein brausendes Zuruffen, und starkes Händeklatschen der herrschenden Poeten und Kunstrichter. Es war ein heisernes Getöse, wie dasjenige, das Lucanus gehöret, als er vermeint, es hätte unter dem Boden gedonnert. Als es ein wenig stiller geworden, erhub Mannweich die Stimme, und versprach Werzaschen großmüthig, daß er ihm zur Erleichterung seiner Arbeit gewisse von ihm erfundene mechanisch-magische Geheimnisse mittheilen wollte; mit Nahmen ein Werrerglas des

Verstands, eine philosophische Sakuhr, ein Pekad Enosch, ein himmelblaues Wasser aus China, ein japonesisches Kräuterküssen. Er rühmte, daß sie ihm selbst bey Verfertigung seiner patriotischen Blätter so gute Dienste gethan hätten, daß er weiter keiner Vernunft oder Ueberlegung bedürft hätte; und versicherte, daß man mittelst derselben ohne Vernunft vernunftmässig handeln könnte. Jezo zweifelten sie nicht länger an dem Untergange der Schweizerischen Kunstschriften. Sie beglükwünschten einander deßwegen mit der aufrichtigsten Schmeicheley, ihr Muth wuchs, und der Stolz kehrete in ihr Hertz zurüke. Henak alleine schien noch unzufrieden. Es verdroß ihn, daß dieses alles nur durch die Kunst der Pleisse vollführt werden sollte. Dieser hatte vordem seine eigenen Gedichte mit Anhängung einiger von Kirchneues vortheilhafter anzuwerden gewußt (*); hernach den billigen Unwillen, den Kirchneu deswegen empfangen, zu mildern, ihn über alle gewesenen und noch lebenden Poeten hinaufgesezt. Er hatte des Herren Grafens von Spork in einigen Schriften ruhmwürdig gedacht, wobey er erinnert, daß er dazu genugsame Ursache hätte, weil dieser tugendhafte Herr seines wenigen Lobes nicht bedürfte. Jukner ein geschikter Kopf, den die Critik kannte, und schon in seiner Jugend liebete, hatte die Mühe genommen, seine poetischen Raritäten-Kammern, Schränke, und Schubkasten

(*) Sehet Neukirchs Vorrede zum ersten Theile seiner Uebersetzung des Telemachs.

kasten auszustäuben, welches aber Henak so übel empfunden, daß er es ihm durch die Machtstimme des weltlichen Richters verbieten lassen. Er stuhnd auf, und sprach mit einem wolbeobachteten Numerus: Ist es schon so weit gekommen, daß man dem gelehrten Herrn von Holenstein, und dem berühmten Herrn Kirchneu, ungeachtet der erstere bey Kennern wahrer Gelehrsamkeit einen allgemeinen Beyfall und unsterblichen Ruhm erworben, der andere aber unter allen gewesenen und noch lebenden Poeten keinen seines gleichen gefunden, in öffentlichen Schriften viele Fehler beyzumessen, und ihnen andere Leute, welche vielleicht noch nicht unter die Deos medioximos gehören, vorzuziehen weis, so stelle ich mir das Prognosticon, daß man mit mir nicht saüberlicher verfahren, sondern (*) - - Allein er konnte den krausverflochtenen Periodus nicht vollenden, denn siehe ein Cimmerischer Nebel erfüllte den ganzen Saal plözlich, welcher sich nach und nach in der Mitten desselben in eine Wolke sammelte, und einen Thron von etlichen erhabenen Stafeln formierte. Ein blauer Dunst stuhnd über demselben, woraus augenbliklich eine lange, schwere, fette und gravitetische Gestalt mit küpfernen Augen, einer zweydeutigen Mine, und einem buntschekigten Gewand an das Licht hervorstieg. Sie erkannten straks ihren Abgott und Vater, den herrschenden Geschmak; ein jeder sah sein eigenes Bildniß in ihm ausgedrükt. Auch offenbarte

(*) Dieses ist von Wort zu Wort aus Hrn. Hankens Vorrede zu seinen Gedichten genommen.

fenbarte ihn sein Wapen, das er auf dem linken Ermel in einem heraldischen Schildlein angeheftet hatte. Es war ein sitzender Bär, der an der Tatze sog. Sie stuhnden ehrerbiehtig vor ihm auf, und neigeten sich bis zur Erden. Er saß auf dem Stuhl mit Majestät umwölkt, der Antichrist des Wizes. Dreymahl schneuzte er sich, uud räusperte sich dreymahl, worauf er den Mund aufthat,

Und wie man sagt und glaubt, hat er also gesprochen. (LI)

Der Schuzgeist des herrschenden Geschmaks kömmt zu seinen Söhnen und Getreuen in körperlicher Gestalt mit menschlichen Gliedmassen versehen, und mit irdischen Kleidern umhängt. Ich bin zwar beständig bey euch gegenwärtig, wiewol ungesehen, ihr möget in einem Synodus versammelt seyn, euch von den Angelegenheiten unsers Staats zu unterreden, oder einzel in euren Studierstuben sitzen, ein neugebohrnes Phöbus plaudern, oder halbausgebrütete Grillen in geschikten Reimenkuppeln auf poetischen Füssen kriechen zu leren. Ich bin es, der euch die Einfälle zuschiket, welche euch öfters kommen, ohne daß ihr wisset, woher und warum. Wenn ihr

Apollo

(LI) Eine berühmte Zeile aus Herr Neukirchs Uebersezung des Telemachs, welche von dem Verfasser der Lettres Germaniques unter einer Menge ihres gleichen angezogen worden. Telemach fängt damit die Erzehlung seiner Begebenheiten an, um welche Calypso ihn ersucht hatte. Ah que cela est joli, sagt der eben erwähnte Franzose dazu, j'y trouve un air bouffon qui me ravit!

Apollo und die neun Muſen um Beyſtand anruffet, ſo erhöre ich eure Bitte. Aber dieſe groſſe Berathſchlagung erfoderte meine ſichtbare Gegenwart unter euch. Es war billig, daß ich euch durch das hertzſtärkende Anſchauen meines Angeſichtes beſeeligte. Noch mehr war es nöthig, daß ich in dieſen böſen und treuloſen Umſtänden euch ἀπὸ μηχανῆς beyſtühnde. Denn ich kan euch nicht bergen, (es wäre uns zu ſchädlich, wenn wir es vor uns ſelber verbergen wollten,) daß wir mit ſpitzfündigen Männern zu thun haben, derer Urtheile und Lehren einen groſſen Schein mit ſich führen, dermaſſen, daß ich ſelbſt im Zweifel ſtehe, ob ſie nicht auf einem guten Grunde beruhen. Zu geſchweigen daß ſie mit allerley Liſt, mit Vernunftsränken und Kunſtgriffen wol verſehen ſind, welche ſie zu ihrem beſten Vortheil anzubringen wiſſen. Ich ſehe darum mit Luſt und Vergnügen, daß es euch an hartnäkigem Muthe, an hoher Einbildung, und an blindem Eifer nicht fehlet, euch dagegen zu ſetzen; und ich merke wol, daß es nöthiger iſt euch zu hinterhalten, als anzuſpornen. Denn dieſe hohen Regungen können mehr Schaden als Nuzen bringen, wenn ſie nicht gemäſſiget werden. Der Stolz muß uns nicht verführen, daß wir die gemeinſten und leichteſten Mittel, die uns zu dem Zweke führen, gegen denjenigen verachten, die zwar ſchwerer und erhabener, aber dabey deſto gefährlicher ſind. Darum verwerffe ich, daß wir uns in eine Unterſuchung der ſchweizeriſchen Grundlehren wagen. Es iſt mehr Hochmuth, als Sicherheit und Nuzen in dieſem Vornehmen.

Wir

Wir kämen in Gefahr, daß dergleichen Prüffung denjenigen, der sie anstellete, selber mit Scrupeln anfüllete, und vielleicht gar auf die Seite unsrer Gegner lenkete. Gehet lieber mit Stillschweigen vorbey, daß die Schriften unsrer Widersacher systematisch und dogmatisch seyn; gebet vielmehr zu verstehen, daß sie in Kleinigkeiten bestehen, daß es Grübeleyen sind, dictatorische Aussprüche, Gespötte über abgesonderte Stellen aus Poeten, denen sie gern eins haben versezen wollen. Hütet euch wahrhafte und ausführliche Auszüge daraus zu verfassen. Ziehet nichts davon mit ihren eigenen Worten, noch in seinem Zusammenhang an. Es ist euch eigentlich nicht darum zu thun, daß ihr eine gründliche Wissenschaft bekommet, vielweniger dienet es euch, daß ihr andern dazu behülflich seyd, ob die Kunstbücher der Schweizer in dem Grund und Erweise ihrer critischen Lehrsätze, nach welchen sie unsre Schriften verurtheilen, recht haben, oder nicht, ob sie irren, oder wir, ob sie noch etwas gutes haben, oder ob alles darinnen verwerflich sey. Das alles hilft uns nicht, und giebt uns keinen Trost. Wir setzen kein Mißtrauen in unsern empfindenden Geschmak, und unterwerfen ihn nicht erst der Untersuchung; und dieser sagt uns ohne Untersuchung, daß der schweizerische Geschmak falsch, irrig und verdammlich ist, weil er dem unsrigen zuwider läuft. Vermeidet darum alle Prüffung, so viel als ihr könnet. Entfernet euch von der Hauptfrage, und springet auf hundert Nebensachen. Widerstehet der hochmüthigen Begierde die angefochtenen Stellen zu retten, welches

ches euch allzuleicht zu Untersuchung und Bestimmung absonderlicher Grundsätze, wobey man euch fassen könnte, verführen würde, ohne daß jene dadurch mehr Licht, mehr Kraft und Lebhaftigkeit erhielten. Es ist wol erinnert worden, daß Gegenbeschuldigungen am besten dienen, die Beschuldigungen zu zerstreuen, und die Entschuldigungen unnöthig zu machen. An dergleichen wird euer Amtszorn euch keinen Mangel leiden lassen. Das Vorurtheil hat unter unsrer politen Nation vorlängst Fuß gefasset, daß die Schweizer ein grobes, ungeschliffenes, und unhöfliches Volk seyn, machet euch dieses zu Nuzen, und pflanzet es weiter an. Eine jede Censur, darinnen sie eine von euren Schriften, oder eine absonderliche Stelle, oder Ausdrükung verwerfen, kan euch zu einem Beweißthum ihrer Grobheit dienen. Sprechet den Gratien den Aufenthalt daselbst ab, wo ein ewiges Eis ihrem zarten und nakten Fuß den Zugang verwehret. (*) Wie sollten diejenigen zu leben wissen, die in den Spälten der Berge alles Umgangs mit den Menschen beraubet sind, die allda zu den Murmelthieren in einen Winterlangen Schlaf verbannet sind! Die sich bisher nicht über einen Steinwurf von den väterlichen Felsen verlaufen haben! (Mm) Sollte die Freyheit, in der sie leben, sie nicht rauh machen, und von der Zärtlichkeit der unterthänigen Deutschen entfernen! Was könnte wilder seyn als ihre Sprache, wenn

(*) Dieses ist in dem Dichterkriege bl. 53. geschikt geschehen.

(Mm) Belustigungen bl. 174. im Augustm.

wenn ihre flieſſenden Gedanken über kieſelharte Worte hinſtolpern! Ruhet nicht, bis ihr es ſo weit gebracht habet, daß der bloſſe Nahme eines Schweizers zu einem Scheltwort wird. (Nn) Dieſe Vorrükung der Unhöflichkeit wird mithin eurer eigenen Grobheit einen Paßport ertheilen. (Oo) Ihr dürfet deſto frecher unhöflich ſeyn, je derbere Verweiſe ihr andern deßwegen gebet, je erbaulichere Reden ihr von der Sittſamkeit führet. Stellet euch darum als die höflichſten Männer an, neiget und büket euch unaufhörlich vor einander, lobet die gröbſten Fehler eurer Freunde lieber, als daß ihr die Unhöflichkeit begehet, ſie vor denſelben zu warnen. Wenn ihr nur ihrer Drukfehler gedenken ſollet, ſo thut es mit einer dehmüthigen Abbitte. Verſtärket die Anklage der Grobheit mit der Bezüchtigung, daß ſie die Majeſtät der deutſchen Nation läſtern. Beweiſet dieſes daher, weil ſie euch läſtern, die herrſchenden Poeten, die Luſt und Ehre der Deutſchen. (Pp) Schlieſſet die weitläuftige Nation der Deutſchen ganz

(Nn) In dieſem Verſtand wird von den Anmerkungen über die Züriſchiſche Auflage des Ergänzungſt. geſagt: Es iſt ſo ſchweizeriſch, daß es nicht ſchweizeriſcher ſeyn könnte. Beluſtigungen im Auguſtm.

(Oo) Sie nehmen die Freyheit alles nach ihrer Einſicht und Meynung zu beurtheilen: So wird es denn auch uns freyſtehen, ein gleiches zu thun, ob wir gleich ſonſt gegen lebendige Scribenten andern Grundſätzen zu folgen gewohnt ſind. Es iſt auch keine Folge, daß wir es deswegen gegen andre Scribenten eben ſo machen ſollten. XXIV. Beytrag Art. 4. bl. 668.

(Pp) In Wahrheit dieſe Läſterung wider unſer Vaterland

ganz ins Enge, setzet sie auf die geringe Anzahl eurer Personen und eurer Freunde hinunter. Deutscher Witz und deutsche Kunst fliessen in euch zusammen. Sind sie nicht in euren Gedanken und Reden, so seyn sie nicht in der deutschen Nation. Nach euren Proben müsse man von der Höhe des Verstandes und Witzes schliessen, auf welche ein deutscher Kopf steigen kan. Euer Ruhm sey mit ihrem Ruhme verknüpfet. Er könne ohne Abbruch des andern weder bestehen noch fallen. Auf diesen Grund nehmet dann das Schuzamt der deutschen Nation auf eure Schultern, deren Stelle ihr iezo vertretet. Machet euch zu ihrem Munde, redet für sie, leget ihr eure Gedanken, eure Meinungen, eure Schönheiten und Fehler zu. Dieses giebt euch ein Recht, eure Neider und Widersacher im Nahmen der deutschen Nation auszuspitzen, und euch durch euch selbst in ihrer Person eine Danksagung dafür abzustatten. Auf diese Weise könnet ihr ihnen den Haß und Zorn aller Deutschen über den Hals ziehen, ihr könnet dadurch euren eigenen Ruhm unter dem Schirme der Nation sicher stellen; ihr könnet die Ehrfurcht, so der Nation insgesammt gebührt, auf eure Personen lenken. Es wird euch dann vergönnet seyn, mit vollem Munde zu ruffen, daß Deutschland Poeten hat, die Schöpfer und Erfinder sind, wenn ihr niemanden als euch selbst dadurch versteht. Nennet sie aber niemals selber, damit ihr in jedem

land und alle seine Poeten, dünkt mich so ungerecht zu seyn, daß ich nicht umhin gekonnt, zu ihrem Schutze die Feder zu ergreifen. Art. IV. im 24sten Beytr. bl. 659.

dem Falle die Freyheit behaltet zu sagen, ihr habet diesen und nicht jenen verstanden. Drüket man zu stark auf euch, und verlangt man daß ihr die Werke der deutschen Schöpfungskraft aufweiset, so zeiget in der künftigen Zeit, was die gegenwärtige noch nicht hat; ihr werdet allemal in dem Vermögen der deutschen Köpfe finden, was nicht im Werke vorhanden ist. Was nicht geschehen ist, das ist darum nicht unmöglich; und was einem französischen oder deutschen Chapellain noch nicht gelungen ist, das kan wol, vielleicht ehestens, von einem geschiktern Dichter ins Werk gerichtet werden. (Qq)

Sprich: Ist der Erde drum ein Baum zur Last erzeuget,
Der noch die Aeste nicht voll reifer Früchte beuget. (Rr)

Werffet insonderheit euren Antagonisten den Geist des Widerspruchs vor. Schreibet es nur ihm zu, daß sie das Schöne in den Schriften derer loben, welche ihnen feind sind. Leget in ihre bestgemeinten Absichten eine Begierde zu tadeln. Vergiftet damit ihre reinsten Lehren. Erstreket ihre Boßheit so weit, daß sie derselben eine Gnüge zu thun, sich eine Fertigkeit in der Kunst alles lächerlich zu machen zugeleget haben. (Sf) Behäuptet daß es würklich eine solche Kunst gebe, welche dasjenige, was in seiner Natur und seinem Innerlichen gut, schön, und herrlich ist, durch fremde Ausdrüke und Vorstellungen, so dieselbe nichts angehen, dennoch

(Qq) Im XIXten Beytr. 8. Art. bl. 444.
(Rr) Aus dem XXIVsten Beytr. 12. Art. bl. 521.
(Sf) Hr. Triller hat schon in dem Ergänzungsstüke daran

noch lachenswürdig machen kan. Dadurch gewinnet ihr den Vortheil, daß die Leute glauben, wenn die Schweizer eine Stelle in euren Schriften in ihrer jwahren und natürlichen Mißgestalt vor Augen gestellt haben, das Lustige und Abentheurliche beruhe nur auf ihrem Ausdruke; wenn ihr hingegen ihrer Gedanken mit ungeheuren Vorstellungen spottet, wird man ihre Gedanken selber vor ungeheuer halten. Das geschikteste Gespötte ist das, welches ein unmässiges Gelächter verursachet, das seinen Grund nur einzig in dem Gehirne des Spottenden hat, wozu man dem verspotteten Scribenten nicht das geringste abgeborget hat. Dergleichen Lustigmachen hat nicht nur den Nuzen, daß es den Gegner schamroth machet, ohne ihn zu bekehren, sondern es giebt überdies eine gewisse Freudigkeit eines Menschen zu erkennen, der sich seiner gerechten Sache, und seiner Geschiklichkeit wol bewußt ist. Nun haben unter den verschiedenen Arten zu spotten freylich die Gleichnisse, Parabeln, Allegorien, einen Vorzug, allermassen die meisten Leser ihnen eine Kraft dasjenige zu beweisen zueignen, was sie nur vor bekannt annehemen, und erklären. Man ist gantz geneigt, die Niedrigkeit, die Thorheit, die Boßheit der erdichteten Personen, die dann in eine Handlung verbunden werden, auf diejenigen

daran gedacht: Eine Hand voll muthwilliger Einfälle sagt er, und die schädliche und elende Kunst alles lächerlich zu machen ist der ganze Grund, worauf diese sonderbare theatralische Kunst beruhet.

nigen zu ziehen, welche sie vorstellen. Wie, wenn man einem sittsamen und ehrbaren Rathsherren ein Narrenkleid mit Schellen an der Kappe anzieht, die Zuseher glauben, sie lachen über die Person, da sie nur über die Maske lachen. Aber nehmet in solchen Fabeln wol in Acht, daß ihr nicht dem Gegner in der Hize der Arbeit, da ihr mehr auf den Fortgang der allegorischen Geschichte als auf den mystischen Sinn derselben bedacht seyd, Waffen wider euch selbst leihet: Also wird dem boshaften Merbod in dem Dichterkriege allzu viel eingeräumet, daß er nicht anderst als durch die göttliche Critik verführt werden kan, und Eris derselben Gestalt, Reden und Gedanken, an sich nehmen muß; ferner daß ihm die gutherzige Muse beständig aufwarten muß, und daß ihm der Vorsatz zugeschrieben wird, die Ungeheuer eines verfallenen Witzes auszurotten. Es ist auch sehr ungeschikt gedichtet, daß wir eine so traurige Figur in dieser Geschichte machen. Der urtheilende Merbod giebt uns häfrige und schmertzhafte Stiche, die uns bis in das Innerste der Seelen dringen. Und wir wissen uns dagegen nicht besser zu helffen, als daß wir unser empfindliches Fell schütteln, und wie ein toller Hengst hinten aus schlagen, und einen Sprung thun, wovon eine Wolke in die Höhe fährt, die uns unsichtbar macht. Hingegen werden unsre Widersacher in einem stillen Vergnügen, und süssen Hoffnung eingewieget. (Tt)

Allein

(Tt) Seher in dem Dichterkriege Bl. 66.

Allein ich will hievon nichts mehr gedenken, damit es nicht scheine, als ob ich durch meine Offenhertzigkeit die schweizerische Unhöflichkeit nachahmen wolle. Ich weis daß dem Hrn. Schottged mit meiner deutschen Höflichkeit mehr gedienet ist, und daß er lieber mit Stillschweigen übergangen, als scharf getadelt und beurtheilet werden will. (V v) Es ist aus unsren Geschichtbüchern und der Chronologie offenbar, daß die Schweitzer die Lust an critischen Schriften zuerst nach Deutschland gebracht haben, wir hatten zu unserm Wohlseyn nicht nöthig, dieselbe zu erwecken: Und sie haben vermittelst der Critik Opizen wieder in Ansehen gebracht, den wir verdrungen hatten, und hingegen Holenstein, Morath und andre von unsren Freunden heruntergesetzet. Diesen Vorzug müssen wir ihnen nicht gönnen; sie würden daher ein allzu vortheilhaftiges Vorurtheil vor ihre Werke erhalten. Wiewol uns die Critick mit ihren Untersuchungen und Beurtheilungen nicht gut ist, so hat sie doch einen ansehnlichen Nahmen, der uns zu statten kommen mag. Desselben müsset ihr euch bemächtigen, heisset euch darum ungescheut die wahren Kunstlehrer und Kunstrichter, die Verbesserer des Geschmakes, gebet dreiste vor, daß die heutigen critischen Zeiten euch ihren Anfang zu danken haben; bürdet den Schweizern auf,

(V v) Er hält es nicht mit den Schweizern, denen Hr. Gottsched zu Ende des 4ten Art. im 24sten Beytr. vorrückt, daß ihnen mit seiner Höflichkeit nichts gedient sey, und daß sie lieber scharf beurtheilet und getadelt; als mit Stillschweigen übergangen werden wollten.

daß sie die Spur des sittsamen Opizes verlassen haben, und daß sie den holensteinischen Schwulst wieder einführen wollen. Rühmet euch, daß ihr die deutsche Poesie von Schwulst, Phöbus, Possen, und Narrenschertz gereiniget habet, gesetzt daß ihr sie nur von Reimen und Vernunft gesäubert hättet. Saget, zuvor hätte man nur äusserlich an den Versen geputzt: doch ihr hättet angefangen, unsern Deutschen die falschen Begriffe von der poetischen Schönheit der Gedanken aus dem Kopfe zu bringen. Ihr hättet gewiesen, daß dasjenige, was man für lebhaft oder nachdrücklich gehalten, matt und kalt gewesen. Als die Natur der Sachen aus unsern Gedichten verbannet war, hättet ihr sie wieder hergestellt. Man glaubte, ein Dichter müßte die Natur übersteigen, ihr aber hättet gelehret, ein Dichter müßte der Natur nachahmen (X x). Traget kein Bedenken zu rühmen, daß ihr von den gröſten Meistern und Kennern der Dichtkunst eure Regeln und Beurtheilungen erlernet habet, schreibet ein langes Register derselben zusammen, und preiset sie vor die Lehrer, die euch unterwiesen haben. (Y y) Wenn gleich hernach alle Blätter euers Buchs wider dieses Vorgeben Zeugniß ablegen, so thut es doch seine Würkung. Es führet die Leser von diesen Criticis ab, die unser Untergang

(X x) Aus Hrn. M. Schwaben Zuschrift zu seiner Uebersezung vom Batbos, Bl. IX. X.

(Y y) Leset Hrn. Prof. Gottscheds Vorred: zur zweyten Auflage seiner eigenen Dichtkunst, 4te Seite.

gang seyn würden, und giebt ihnen davor eure Werke in die Hand. Brauchet aber anbey die Vorsichtigkeit, daß ihr das Jahr nirgend ausse-zet, in welchem eure grosse Verbesserung ange-fangen hat, damit man euch nicht durch eine chro-nologische Rechnung zwischen die Ohren schlage. Euren Kunstschriften einigen Anstrich aus der Be-urtheilungskunst zu geben, so werffet mit dergleichen allgemeinen Hauptregeln waker um euch, wie folgende sind: Man muß die Natur nachah-men; unter gewissen Bedingungen kan etwas wahrscheinlich werden; was nicht wahr ist, kan nicht schön seyn. Diese Regeln geben einem Kunstbuche ein grosses Ansehen, und sind doch von einem geringen Nutzen, weil sie ganz unbe-stimmte Begriffe geben, und wenn sie in besondern Fällen angewandt werden sollen, eine weitläuf-tige Wissenschaft von tausend Sachen erfodern. Es giebt auch ein treffliches Ansehen, wenn man hier und dar philosophische Wörter einstreuet, zum Exempel, die Geister Welt, ein Glied aus der besten Welt, die Kette der Begebenheiten, die Leiter der erschaffenen Dinge. Dieses zei-get eine genaue Bekanntschaft mit der neuen Phi-losophie. Ich lasse mir auch nicht mißfallen, daß ihr andremahl die Dichtkunst und Poesie mit einer verächtlichen Sprödigkeit tractiert, insoweit daß ihr sie unter die Kunst des schlechtesten Handwerkers hinunterseget; (Zz) als ob sie allein mit Sylben

(Zz) J. C. V. hat dieses in der Vorrede zu dem zwey-ten Theile der Trillerischen Gedichte mit ausdrücklichen Worten gethan.

und Wörtén umgieng e. Dieſes iſt ſehr bequem die Cenſuren von ſich abzukehren, weil niemand gern etwas angreiſt, was der Autor ſelbſt vor gering und liederlich erkennt. Und wenn es jemand würdiget, ſich daran zu reiben, ſo iſt die Entſchuldigung gut, daß man auf Kleinigkeiten nicht mehr Fleiß oder Geiſt gewendet hat. Wenn ihr Lob oder Tadel austheilet, ſo machet einen billigen Unterſchied zwiſchen Freunden und Feinden. Lobet nicht unbedachtſam, bevor ihr von jemands Freundſchaft gewiſſe Kennzeichen habet. Es war eine groſſe Uebereilung, daß mán in unſren Beyträgen die Ueberſezungen des verl. Paradieſes und des Hudibras, imgleichen den Briefwechſel vom Geſchmack ſo übermäſſig gelobet hat. (Aaa) Es kömmt zu hämiſch heraus, daß wir dieſes Lob wegen der izigen Umſtände zurücknehmen müſſen. (Bbb) Ich halte darum groſſe Stüke von der Klugheit meines Gönners des Hrn. Mag. Waſchbe,

(Aaa) Gewiß alle Kenner Miltons ſind erſtaunet, als ſie Bodmers Dollmetſchung des verl. Par. geleſen haben. Denn wer hätte ſichs eingebildet, daß dieſes mit Gedanken ſo beſchwerte Gedichte, deſſen Ausdruck ſo körnigt, ſinnreich und tief iſt, ſich ſo nachdrücklich und vollſtändig deutſch würde geben laſſen? Und doch hat es der Hr. Bodmer gethan. In Wahrheit wer nunmehr unſre Sprache noch matt, ſeicht, und plauderhaft nennen will, der verdient, daß man ihn damit auslachet. Im XIX. Beytr. Art. 8. Bl. 448.

(Bbb) Wenn es gleich wahr iſt, daß Bodmers Milton gegen die Diſcurſe der Mahler zu rechnen, recht vortrefflich deutſch geſchrieben iſt; ſo folget es doch nicht, daß

te, der ſein Lob des Hrn. Silkovs ſehr verſtändig verſpart hat, bis derſelbe uns unzweifelhafte Proben von ſeiner Freundſchaft gegeben hätte. (Ccc) Dieſes wenige mag genug ſeyn, euch den Thon zu geben. Eure eigene Scharfſinnigkeit wird euch ſchon weiter führen. Ich thäte derſelben zu kurtz, wenn ich euch unterrichten wollte, wie ihr die Wörter niemahls in der bekannten Bedeutung brauchen ſollet, in welcher ſie eure Gegner brauchen, wie ihr keinem Wort einen ausgemeſſenen Verſtand geben ſollet, und wenn ihr euch anſtellet, daß ihr eines erklären wollet, ſolches durch eine zehnfache Umſchreibung und Ein-

daß ein jeder deutſcher Leſer nicht was fremdes, rauhes und hartes in dem verl. Par. finden und ſich daran ſtoſſen ſollte. Ueber dieſen Uebelklang ſind hundert und hundert Leſer ſogar nicht weg, daß ſie die Geduld haben könnten, ein gantz Buch hindurch ihren Ohren die Gewalt anzuthun, und daß ſie aus Begierde nach den Sachen, eine neue Art deutſch zu reden lernen ſollten. Im XXIV. Beytr. Art. IV. Ich will doch ſagen, in welchem Falle es möglich ſey, daß beydes, (nachdrücklich und ſeltſam oder wiederlich) zugleich ſeyn könne; wenn ich nämlich ſeze, daß ein Buch in der Grundſprache rauh und wiederlich klinge; wenn ich auch ferner ſeze, daß der Ueberſezer ſeine Arbeit dem Urbilde unter andern auch in Anſehung des Rauhen ähnlich macht, ſo muß die Ueberſezung noch eher als ſonſt, nachdrücklich (denn im Rauhen ſteckt der Nachdruck) und vollſtändig genennt werden. Beluſtig. im Weimm. Bl. 379. Wir lernen hieraus warum gewiſſe Scribenten ſich vor der nachdrücklichen Schreibart ſo fleiſſig hüten: Sie wollen nicht rauh ſchreiben.

(Ccc) In den Beluſtigungen Auguſt. 1741. Bl. 168. Ich will hiemit dem Hrn. Liſcow nicht geſchmeichelt haben.

schränkung mit Dunkelheit umhüllen sollet, daß es niemand versteht. Erinnert euch nur beständig, daß uns in gegenwärtigen treulosen Umständen, da man uns nach unsrer Ehre, Ansehen und Herrschaft greift, alles erlaubt wird, was uns sonst Sünde wäre, dergestalt daß die grobe Lügen selbst zu einer frommen, unschuldigen Kunst wird: In allen übrigen Handlungen seyd aufrichtig und fromm. Präget euch meine Worte tief ins Herze. Habet beständig die Vermehrung meines Reiches und Ruhmes vor Augen. Es ist euer Reich, euer Ruhm. Ich gebe euch meine Hand, wenn ihr meine Lehren beobachtet, daß ihr die Schweizer in ihre alpinischen Gebürge zurück jagen werdet, wo sie die Graubündner und Walliser, zwo geistreiche Nationen, in ihrer neuen Dichtkunst und Critick unterweisen können. Nach Abtreibung dieser furchtbaren Feinde wird das Schreken vor eurem Nahmen in alle Provinzen Deutschlandes ausgehen; die verirrten werden ihre verkehrten Wege verlassen, und sich wieder zu euch wenden. Alle Barden und Meistersänger des grossen Germaniens von Hanken dem Schlesier bis zu Hinüber dem Brämer werden den Thon ihrer Lieder von euch erbitten. Die Critick soll mit niedergeschlagenen Augen zu den barbarischen Franzosen und leichtfertigen Engländern flüchten. Ein unzerstörbarer Friede wird in euern Wohnungen, und eure

Dich-

Denn er weis nicht, ob ich sein Freund oder Feind, sein Verehrer, oder Tadler bin: Und ich weis es auch nicht. Denn meine Waage giebt noch auf keine Seite Ausschlag genug.

Dichterkriege nur Kinderspiele seyn. Kein Criticus soll euch mehr striegeln, keine Dichtkunst in eurer Selbstzufriedenheit stören. Schulen, Rathszimmer, und Fürstliche Höfe sollen sich unter eurem Scepter büken. Von Pommern bis in Schwaben, von Crayn bis in Westphalen soll nur ein Geschmack, nur eine Poesie, nur eine Bande seyn. Diesen Segen verlasse ich euch zum Abschiede. Wiewohl ich euch aber diese meine fleischliche Gestalt anizo aus dem Gesichte wegrüke, so weichet doch mein besserer Theil nicht von euch. Mein Geist bleibt beständig bey euch, und ruhet auf euch.

Indem der falsche Göze dieses sagte, zerfloß sein Thron und sein geborgter Cörper in eine blaue Wolke, woraus sie auch entstanden waren. Dieselbe zertheilte sich in viele kleine Dünste, wovon sich auf einen jeden Dichter und Kunstrichter, so viele deren in der Versammlung waren, eine Portion niedersetzte. Der Dampf drang bis durch die Hirnschale durch, säuberte das Haupt von Verstand, und nahm es mit stolzen Einbildungen ein. Sie erhuben dankbarlich die Gunst ihres himmlischen Hauptes, der ihnen den Verstand mit diesem subtilen Dampf aufgeklärt, und verheissen, daß er sie auf ihren finstern Wegen sicher bewahren wollte. Der zaghafteste von ihnen zeigete einen Heldenmuth und vermaß sich Troja zu erretten. Ein jeder verwünschte seinen Kopf mit alle dessen Witz und Hirn, daß er den herrschenden Geschmack an den Schweizern rächen wollte.

Sie wollten sich mit Wort- und Sinnenspielen, mit Sylbengeklingel, mit Gegensäzen, mit Schelt-worten und Lästerungen wieder sie rüsten. Sie wollten für die Ehre ihres Abgottes die Augen blind sehen, und sich das Hirn bis auf die Hefen aus dem Kopf denken, sie wollten ihm zum Lobe solche Schriften verfertigen, dergleichen niemahls geschrieben worden, oder wenn dergleichen geschrieben, doch niemahls gelesen worden. Dieser wollte sie in Leberreimen zu Tode klingeln, jener in einem Schäfergedichte durch die Hechel ziehen, ein anderer wollte Ueberschriften mit faulen Eyern und mürben Aepfeln laden, und auf sie losschiessen. Tirler selbst vergaß der empfangenen Streichen, von welchen ihm doch der Kopf noch izo schwindelte, und drohete der Welt mit dem dritten Theile seiner Gedichte.

Ihre enthusiastische Wuth stekete auch diejenigen an, die ihnen in dem Vorgemache auf den Dienst warteten. Der Witzbringende Dunst hatte sich durch die Rizen der Thüren gedrungen und sich auch ihnen mitgetheilet. Es war ein entsezlicher Lermen und ein betäubendes Getümmel, die Gassen und Häuser erklangen in allen ihren Winkeln und Gewölbern von einem heisernen Wiederschalle. Die göttliche Critick, welche gleich damahls im Hirschbergischen Hofe mit Luchsingern beschäftiget war, Werzaschens Uebersezung der Aeneis auf den Ambos zu legen, hörete den Tumult, und verstuhnd die Ursache desselben. Sie lachete über ihre Ungebehrden und ihren abertwizigen

gen Truz. Denſelben niederzulegen, hengte ſie mitten in dem Saale der Verſammlung oben an der gegypſeten Deke deſſelben ihre Waage auf, in welcher ſie den innerlichen Werth der Bücher abzuwegen pflegt. Sie legete in die eine Schale Greibertins critiſche Dichtkunſt, in die andere Schottgedens Verſuch, zu dieſer warff ſie noch zwanzig oder dreiſſig von den beſten Werken der herrſchenden Dichter und Kunſtlehrer. Sie flogen wie leichte Spreu aufwärts. Der Querbalke ſtieß oben an dem Ringe an, an welchem er aufgehangen war. Ihre Verfaſſer ſahen das himmliſche Zeichen und erkennten ihre Waageſchale. Aber ſie wurden davon nichts deſto klüger, der blaue Dunſt, welchen der Schutzgeiſt des ſchlimmen Geſchmakrs ihnen auf das Gehirn geworffen, hatte ihren Verſtand umnebelt.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wolredenheit und der Poeſie.

Viertes Stück.

Zürich,
Bey Conrad Orell und Comp. 1742.

Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah.

Die trefflichsten Kunstrichter stimmen mit einander überein, daß die Schönheiten der vornehmsten poetischen Werke, und insbesondere der Griechischen und Römischen in der Zeichnung, dem Grundrisse, und der Zusammenordnung des gantzen Werkes, bestehen. Sie halten die Ausbildung eines jeglichen absonderlichen Stückes vor etwas geringerers und schlechteres. Darum fodern sie von dem Poeten, daß er seinen grössesten Fleiß auf die Zeichnung seines Gedichtes wenden solle. Er solle sich nicht allzu sorgfältig um die Ausschmükung und den Zierrath bekümmern, und nicht so sehr besorgt seyn, daß man hier und dar ausruffe, **was vor ein zierlicher Vers!** als daß man, nach Durchlesung des gantzen Gedichtes, sage: **Wahrhaftig ein schönes Werk!** Sie verlangen, daß er sich hauptsächlich befleisse, ein jedes Stücke an seinen vortheilhaftesten Platz zu stellen, und alle Theile dergestalt mit einander zu verknüpfen, daß man die Haupthandlung nirgend aus dem Gesichte verliere.

So groß mithin das Lob seyn mag, das ein Werk wegen der Ordnung und Eintheilung seiner Verfassung verdienet, so ist gewiß, daß alle die Schönheiten, so daher entstehen, der Erfindungskraft zu verdanken sind. Diese ist der wahre Grundstein der Poesie, und muß der verständigen Zusammenordnung und Verfassung nothwendig

dig vorgehen. Wer die Gabe der Erfindung besitzt, dem wird, wie Hr. Pope wol erinnert hat, die Kunst nicht entstehen, den Stof, den er bey der Hand hat, geschikt zu verarbeiten. Glükselig ist der Poet, bey welchem die Erfindungsgabe und der Ordnungs-Talent einander die Hand bieten.

Es ist nichts mehrers nöthig, einen fertigen Leser auf die Spur zu führen, was er sich in Ansehung dieser beyden vornehmsten Eigenschaften in einem Gedichte zu verheissen habe, als daß ihm ein Abriß auch nur der ersten Anlage vorgeleget werde. Diese zartgezeichneten Züge fassen das gantze Werk in einen einzigen Gesichtspuncten, so daß das Auge des Verstandes dasselbe mit einem Blike übersehen, und wie die Materialien, welche die Erfindungskraft hervorgebracht hat, also die Verbindung derselbigen ohne Mühe wahrnehmen und unterscheiden kan. Die Geschiklichkeit, welche der Poet in der Erfindung der Haupttheile, und Begegnisse, und der Ordnung derselben erweiset, giebt uns daneben zu ermessen, daß Erfindung und Ordnung in den absonderlichen Stüken und Umständen nicht geringer seyn werden. Ein summarischer Auszug entdeket uns den Faden des Werkes, er führet uns in dasselbe hinein, daß wir den Endzwek und die gantze Verfassung in ihrem Zusammenhange erbliken; welches in einem vollständigen Werke geschehen muß, wenn man es mit Zufriedenheit lesen will. Wenn das Gedichte auch von einer Handlung redet, von der uns nur ein weniges bekannt ist, das aber die Erfindungskraft durch mannigfaltige Ausdähnungen erweitert

weitert hat, ſo muß die bloſſe überhin geſchehende Erwähnung derſelben ein empfindliches Vergnügen mit ſich führen, und die Neugier ungemein reitzen, alle die beſonderſten Umſtände davon zu vernehmen.

Ich darf demnach mit einiger Gewißheit hoffen, daß folgende ſchwachen und erſten Linien eines epiſchen Gedichtes von Noahs Errettung aus der Sündflut hinlänglich ſeyn werden, das Nachdenken geſchikter und feuriger Geiſter zu erweken, und ihnen von weitem zu erkennen zu geben, was ſie von dem erfindenden Kopfe und dem anordnenden Verſtande des Verfaſſers zu erwarten haben, ſo fern ſelbigem Gelegenheit und Umſtände vergönnen würden, das Gedichte auf dieſen Grundriß aufzuführen.

Inhalt des erſten Buches.

Nach einem kurtzen Vortrage der Hauptmaterie ſtellt der Poet den Japhet vor, der ſeinem Vater entgegen gehet. Noah war aus dem einſamen Platz, wo Gott ſelbſt ſein Haus ferne von dem verderbten Volk der Menſchen verborgen hatte, nach Eden und deſſen angräntzende Gegenden gegangen, wo ſie ihre Wohnungen hatten, damit er ihnen die Gerechtigkeit und die Furcht Gottes predigte. Dahin nimmt auch Japhet ſeinen Weg, aber die Vorſehung führet ihn nach dem Aufenthalt Nemuels des Sohns Geba, wo ihm zuerſt die drey Töchter deſſelben begegnen. Er geräth in eine ſonderbare Gemüthesbewegung über deren Erblikung, zumal da er niemals zuvor Mägdgen geſehen hatte. Ihre

Erstaunung ist nicht geringer, nachdem sie niemals zuvor Jünglinge gesehen hatten. Zwo von denselben flüchten; die dritte begiebt sich mit Japhet in Unterredung. Ihr Vater Nemuel kömmt dazwischen, und erkennt den Japhet vor den Sohn der Semira, der Schwester seiner Mutter. Er erzehlt ihm seine Flucht aus Eden. „ Sein Vater Seba hatte fünfzig Söhne, alles waren „ Helden; Kosbi sein Bruder hatte fünfzig Töchter, die schönsten ihres Geschlechtes. Sie waren mit einander verlobet. Damals gieng eine „ von Kosbis Frauen auf dem Felde spazieren, wo „ sie von Seba ohne Gesellschaft gefunden und „ auf eines seiner Jagdhäuser verschlossen wird. „ Sie findet Mittel und Wege die Gewaltthat „ und Schande dem Kosbi durch ein historisches „ Stikwerk zu wissen zu thun. Dieser nimmt „ von allen seinen Töchtern einen Eid, daß sie die „ Söhne Seba in der Hochzeitnacht umbringen „ wollen. Alle stellen es ins Werk, Mandane „ ausgenommen, welche mit Nemuel entfliehet. „ Sie leben in einem einsamen Orte, ohne einigen Umgang mit dem Menschen. Nach einer langen Unfruchtbarkeit gebiehrt Mandane „ in einer Geburt drey Töchter. Nachdem sie „ dieselben kaum erzogen hatte, stirbt sie. Nemuel, um ihre Berathung bekümmert, rufft den „ Herren an, der ihm verheißt, sie vor seinem „ Ende zu versorgen. „ So weit gehet Nemuels Erzehlung. Er erkennt, daß Japhet durch die göttliche Vorsehung zu ihm geführt worden, und entschließt sich mit ihm nach des Noah Aufenthalt

zu gehen. Sie machen sich mit etlichen Cameelen, die mit verschiedenem Geräthe und Werkzeuge beladen sind, auf den Weg. Denn Nemuel war ein geschikter Künstler, dem alle Erfindungen der ersten Welt im bauen, pflanzen, giessen, ꝛc. bekannt waren. Sie treffen nicht weit von Noahs Hütten ihn selbst an.

Das zweyte Buch.

Noahs innwendige Betrübniß des Geistes bricht in seinem Angesichte hervor. Er wird von Nemuel darüber befraget, und entdeket ihm, wie es Gott gereuet, die Menschen erschaffen zu haben, so daß er bey sich beschlossen hätte, sie auf einmal zu vertilgen. Noah giebt ihm ferner Nachricht von seiner Reise zu den Gezelten der Menschen. „ Die Nephilim, die Häupter derselben, „ haben ein ungereimtes Mißtrauen in dasjenige, „ was sie von der Erschaffung der Natur, und „ des Menschen, und dessen Wohnung in dem „ Paradiese, und der Verstossung aus demselben gehöret haben. Sie sehen das von der cherubischen Wache umstellte Paradies vor einen „ bezauberten Garten an, und vermessen sich die „ Bezauberung durch Gewalt oder grausame Opferungen aufzulösen. Einige von den Frechesten „ versuchen das Abentheuer. Noah trift sie in „ einer Rathsversammlung an, worinn sie über „ die Einnahme desselben rathschlagen. Er wi„ derspricht ihrem Vornehmen, und vertheidiget „ die Lehre und die Rechte der Gottheit. Der „ Schöpfer steigt selbst herunter, und besucht das „ sündhafte Geschlechte der Menschen. Er gehet

„ mit Noah unter Jaakans Gezelte. Anarchie
„ unter den Nephilim. Die Gottheit wird von
„ Jaakan versucht. Der Herr spottet seiner mit
„ Dazwischenstellung einer Schattenperson. Der
„ Schöpfer bereuet es, daß er Menschen gema-
„ chet hat. Er beschließt dieselben zu vertilgen. „
So weit Noahs Erzehlung.

Das dritte Buch.

Noah und Nemuel halten das menschliche Geschlecht vor verlohren. Sie dürffen sich auch nicht schmeicheln, daß die göttliche Rache sie in dem allgemeinen Untergange verschonen werde. Indem Noah unter einem Kürbisgeländer das Ende des menschlichen Geschlechts beweinet, eröffnet ihm der Herr in einer Erscheinung die Art, wie die Menschen untergehen sollen, und die Zeit, wann dieses geschehen soll. Noahs Fürbitte für dieselben. Er will gern in den Gedanken der Menschen, denen er ihren nahen Untergang verkündiget hatte, ein falscher Weissager scheinen. Er stellet dem Schöpfer die Freude und das Gespötte der gefallenen Engel vor Augen, wenn er selbst seine Erschaffung sobald wieder vernichtete; und marktet mit ihm um die Verschonung der Welt. Durch vielmal wiederholtes Ersuchen bringt er es so weit, daß Gott verheißt der Welt zu schonen, falls nur zehn Gerechte darinnen gefunden würden. Wiewol Noah nicht so viele findet, schenket Gott doch ihm und seinem Hause das Leben, und verspricht ihm, die Welt auf ein neues von seinem Saamen zu bevölkern. Zugleich giebt er ihm den Grundriß zu dem Schiffe. Paradiesmässige Lebensart der Kinder

Noah. Sem zeiget Neigungen eines Ertzvaters, Cham eines Weltweiſen, Japhet eines Fürſten. Ihre Liebe zu Nemuels Töchtern und derſelben ſonderbare Artund Ausdrükung bis zu ihrer Trauung.

Das vierte Buch.

Noah fängt an, das göttliche Schiff nach dem göttlichen Grundriſſe zu bauen. Sem entdeket des Morgens in der Frühe, daß die Engel des Nachts daran gearbeitet haben. Schildereyen und Bilderarbeit in den Auszierungen deſſelben. Noahs Söhne fragen ihren Vater von dem Gebrauche dieſes Schiffes. Ihre Beſtürtzung über die Nachricht von dem bevorſtehenden Gerichte. Chams philoſophiſche Zweifel betreffend die nothwendige Menge Waſſers zur Ueberſchwemmung des gantzen Erdbodens. Fernere Einwürfe von der beſten Welt, und dem Urſprunge des Uebels. Nemuel ſtirbt, welches das Wahrzeichen war, daß Noah in das Schiff hineingehen ſollte. Die Lebensmittel, und das Geräthe werden erſtlich hineingebracht. Auch die Thiere, die Vögel, und die Inſecten gehen auf den Ruff Gottes hinein. Groſſes Opfer des Noah, eh er mit den Seinigen in das Schiff gehet. Der Herr ſchließt hinter ihnen zu. Die Winde jagen die Wolken zuſammen. Der Abgrund öffnet ſeine Schleuſſen. Der Erden grüne Flur wird abgeſtreift, und ihre Feſtigkeit aufgelöſet.

Das fünfte Buch.

Ein Orcan jagt das Schiff nach der Gegend des Landes Eden, wo die Hütten der Nephilim ſtehen. Winſeln der ertrinkenden Menſchen, und

vergebliches Bestreben sich zu retten. Die aus den Wolken herunterschiessende Ströhme fallen auf sie von oben; von unten schiessen die Wasser des Abgrundes hervor, sie zu verschlingen. Sie wollen sich auf das Schiff retten, aber der Machtspruch Gottes widersteht ihnen, und Meduſa mit dem Schlangenzopfe bewahrt das Schiff vor Ueberfall. Noah prediget ihnen aus dem Schiffe von der letzten Busse. Alles Fleisch gehet unter. Furchtbares Licht in dem Schiffe. Klage der Frauen über den Verlust ihrer Gärten und Pflantzen.

Das sechste Buch.

Der eingeschifften We[illegible] Gedanken und Geschäfte. Sie betrachten die Schildereyen und geschnitzten Bilderwerke an dem Getäffel ihrer Säle und Kammern; worauf die Geschichte der künftigen Welt, die von ihnen gebohren werden sollte, durch englische Arbeit vorgestellet worden. Noah erklärt sie seinen Kindern. Die Dinge, welche sich durch den Pinsel und den Grabstichel nicht vorstellen lassen, waren ihm durch göttliche Offenbarungen entdeket worden. Die halbzweifelnden Gemüther der Kinder Noah werden dadurch aufgerichtet. Kezia, Japhets Weib, erzehlt ihm den Zustand ihres Hertzens, in der Zeit, als sie ihn das erste mal gesehen hatte.

Das siebende Buch.

Noah sendet eine Daube aus. Die Berge erscheinen aus dem Wasser. Veränderte Gestalt der Erden. Ablauf des Wassers. Die Zerfallung der ersten Erden, in welcher die verschiedene Strata des Bodens unter einander geworffen worden,

machte sie unfruchtbarer, damit den Menschen der Anlaß zum Müssiggang abgeschnitten würde. Denn Gott wollte die Menschen durch die Sündflut verbessern, und nicht bloß straffen. Noah geht aus dem Schiffe heraus und bereitet seinem Erretter ein herrliches Opfer. Der Herr giebt den neuen Einwohnern der Erde besondere Freyheiten, und thut ihnen himmlische Verheissungen. Erscheinung des ersten Regenbogens am Himmel.

Weitere Ausführung etlicher Erfindungen mit mehrern Umständen nebst den vornehmsten Ursachen derselben.

Zum ersten Buche.

Wiewol Noahs Besuchung des bewohnten Erdbodens vorhergegangen war, wollte ich dennoch mit Japhets und Nemuels späthern Erkenntniß anfangen, damit ich durch eine kleine Verwirrung, welche doch ohne Dunkelheit wäre, der Einbildung etwas zu thun gäbe, und zugleich die Neugier reitzete. Die Erdichtung von Japhets Vorhaben seinem Vater entgegen zu gehen, soll ihm bey dem Leser Liebe erweken. Desselben ungefehrliche Ankunft bey Nemuel und seinen Töchtern, soll die künftigen Frauen der Söhne Noah mit uns bekannt machen. Die Vorwitzes- Freundschafts- Liebes- und andere Bewegungen, die an beyden Seiten vorkommen, sollen nicht nur durch ihre Neuheit und Unschuld ergötzen, sondern ihnen auch den Zuhörer günstig machen; daß er künftighin an ihren Begegnissen Antheil nimmt. Die

schichte von Seba und Kosbi soll ihn auf die Antediluvianos böse machen. Zu Nemuels und Mandanen Begebenheit kan man Lynceus und Hypermnestren Geschichte zum Urbilde nehmen. Nemuel wird vor einen grossen Künstler angegeben, damit wir an seinem Orte das Schiff mit Geräthe und Werkzeugen von seiner Arbeit anfüllen, und auf diese Weise die Erfindungen der ersten Welt auf die andere Welt fortpflantzen. Ich lasse Noah mit ihnen zu einer Zeit in seiner Insel ankommen, damit wir einer andern Scene Platz machen, und die Haupthandlung befödern.

Zum zweyten Buche.

Der Begriff, der im ersten Buche von der rohen Art der ersten Welt erwecket worden, muß in diesem zweyten in das helleste Licht gesetzet werden, damit sie des Unterganges recht würdig gemachet werde. Mose erzehlet uns mehr Umstände von den Würkungen, als von den Ursachen des göttlichen Unwillens, durch welche die erste Welt vertilget ward: Die Erfindungskraft muß das Stillschweigen von den Bewegursachen dieser erschrecklichen Umkehrung einigermaassen ersetzen. Sie muß davon solche angeben, welche von dem rohen Zustande der Menschen einen Begriff machen, der mit der ausserordentlichen Straffe, so darauf erfolget, ein geschicktes Verhältniß hat. Dergleichen sind in diesem Buche die grausamen Opfer der Nephilim, ihre vermessene Bestürmung des Paradieses, Jaakans Gottes-Verleugnung. Daß das Paradies vor der Sündflut durch Cherubim sey verwahret worden, beruhet auf dem Vorgeben

den gewisser Ausleger der H. Schrift, wiewol dem Poeten ohne dies erlaubet war, dergleichen Umstand zu erdichten. Das Abentheuer von der vermeinten Entzauberung des Paradieses kan nach des Tasso Erfindungen ausgearbeitet werden. Was die heidnischen Mythologisten von den Himmelsstürmenden Giganten erzehlen, mag hier die Bestürmung des Paradieses bey poetischen Geistesarten rechtfertigen, und mit einigen Umständen bereichern. Von Jaakans Gottlosigkeit sind etliche Spuren in Lycaons Geschichte beym Ovidius übrig. Noahs unerschrockener Widerspruch mitten in der Versammlung der verruchten Nephilim, u. seine Reden von der Hoheit und der Gerechtigkeit Gottes, werden also eingerichtet, daß sie ihn der herrlichen Ausnahme würdig machen, da derselbe ihn alleine in einer gantzen Welt, die zum Verderben verurtheilet wird, aussondert. Man muß überall beflissen seyn, so wohl die zornigen als die günstigen Gerichte Gottes zu vertheidigen. Theils muß uns ein Abscheu vor der verruchten ersten Welt, und theils eine grosse Hochschätzung gegen dem gerechten Mann beygebracht werden, welchen Gott zum Stammvater der andern Welt ausersehen hat. Gottes Herabfahrt und sein Wandel unter den Menschen in Noahs Begleitung ist trefflich bequem zu erhabenen Schildereyen; und die ungemessenen Anschläge der Nephilim, die grösser als menschlich scheinen, geben Anlaß zu erhabenen Meinungen.

Zum dritten Buche.

Der Umstand, daß Noah unter einem Kürbisgeländer

geländer sitzt, ist aus Jonas Geschichte entlehnet, aber ihr beyder Gedanken und Meinungen sind einander entgegengesetzet. Noah brauchet einen gleichen Bewegarund Gott zu begütigen, wie Mose, als das Volk Israel ein Bild von Gott in Gestalt eines Stiers verehret, und Gott deßwegen der ganzen Nation den Untergang gedrohet. Mose sagte: Auf solche Art wirst du den Egyptern Gelegenheit geben, daß sie sagen, du hättest sie aus böser Absicht herausgeführet, nehmlich sie in den Gebirgen umzubringen, und gäntzlich auszurotten. Ferner habe ich hier Abrahams Fürbitte für Sodom vor Augen gehabt; welche sowohl durch die Gründe, womit sie begleitet wird, als durch den vielmahl wiederholten Ansatz nachdrücklich wird. Abraham sagte: Ich will nicht hoffen, daß du Gute und Böse mit einander umbringen werdest; es muß doch zwischen beyden ein Unterschied gehalten werden; und s. f. Hier müssen sonst die besten Gründe zur Vertheidigung des Gerichtes, das über die erste Welt ergangen ist, angebracht werden. Die Lebensart der Söhne Noah, und ihre Sitten müssen überhaupt so vorgestellt werden, daß in ihrer Unschuld ein empfindlicher Beweisthum enthalten sey, daß sie auf gewisse Weise verdienen, in der Zeit erhalten zu werden, da alle übrigen Menschen den Untergang sehen. Man kan das Muster von ihrem Leben in Miltons Vorstellung Adams und Even im Paradiese vor sich finden, jedoch hat man dabey den dreyfachen Character dieser drey Brüder wol in Acht zu nehmen.

Zum

Zum vierten Buche.

Zu Noahs Schiffbau können viele poetiſche Umſtände von dem Bau des Schiffes Argos hergenommen werden. Die Bildhauer- und Mahlerarbeit der Engel ſoll uns an ſeinem Orte, nemlich in dem ſechsten B. dienen, das verſchiedene Schikſal der Welt, die von Noah entſpringen ſoll, vorzuſtellen. Chams philoſophiſche Einwürfe müſſen ſo beſcheidentlich vorgetragen werden, daß ſie den Begriff von ſeiner Unſchuld, die ihn beym Leben erhält, nicht umſtoſſen. Nemuel ſoll nicht in der Ueberſchwemmung umkommen, weil er von gerechten Sitten war, doch wird ihm das Leben nicht biß zu der wiederergänzten Welt verlängert, weil er ſich in dem langen Umgang mit der ruchloſen Welt verunreiniget hatte. Gott hatte dem Noah geſagt, daß Nemuels Abſterben das Zeichen ſeyn ſollte, wann er in das Schiff hinein gehen müßte.

Zum fünften Buche.

Hier alleine bringe ich die Nephilim und die erſte Welt zum Vorſchein, und auf die Bühne. Im zweyten B. kamen ſie nur in Noahs Erzehlung vor. Sie werden indeſſen nur als leidend vorgeſtellet. Dieſes möchten einige, welche ſie vor Noahs Widerpart anſehen, vor einen Fehler halten. „ Dieſer Held, werden ſie ſagen, iſt ſehr „ müſſig. Gott arbeitet für ihn und vernichtet „ ſeine Feinde mit ungemeinen Mitteln. Er wird „ durch keine Gefahren hindurch geführt. „ Dieſen Einwurff zu erleichtern, geben wir nicht zu, daß ein jeder Held ſich mit der Hand als einen ſolchen erzeigen

zeigen müsse. Die standhafte Geduld, Gerechtigkeit und Gelassenheit sind nach unserm Bedünken heroischer und von einer rühmlichern Stärke. In diesen Stüken ist Noah nicht träg, oder feig. Auch mangelt es ihm an Anlaß nicht, seine heroischen Tugenden auszulassen. Er führt nicht nur aus Liebe zur Gerechtigkeit mit den Lastern der ersten Welt Krieg, und widersteht ihnen gantz alleine in einer Welt voll Verderbniß, welches ihn in vielfältige Gefahr setzet, sondern Mitleiden mit dem sündhaften Geschlechte der Menschen, das in sein eigenes Verderben läuft, macht ihn starck genug auch mit der göttlichen Gerechtigkeit für die Erhaltung des menschlichen Stammes zu streiten, als es Gott billig verdrossen hatte, den Menschen erschaffen zu haben; und er überwindet ihn mit seinem anhaltenden Gebete. Er mogte auch das erste Vorhaben Gottes mit dem menschlichen Geschlechte ein Ende zu machen, als eine unvermeidliche Todesgefahr für sich und seine Kinder angesehen haben. Daneben hatte er gegen die Blödigkeit seiner Frauen und Kinder zu streiten, welche mit weniger Heldenmuth in das Schiff giengen, und einigen Zweifel an ihrer Rettung hegeten. Man muß auch anmerken, daß Noah der ersten Welt Feind nicht ist, wiewol er ihren Sünden widerstehet, auch daß die Sündflut nicht ein Mittel ist, ihn von seinen Feinden zu erlösen. Die Feinde der ersten Welt sind ihre Laster, und die göttliche Gerechtigkeit beginnt ihre Strafe, als die höchste Richterin; Noah selbst hieng durch einen natürlichen Zug an der ersten Welt, wo-

inn er gebohren war, worinn er mit Leuten, Ge-
genden, fruchtbaren Gärten, der Arbeit ſeiner
Hände, bekannt war ꝛc. Daher gerieth die Sünd-
lut durch einen Rükſchlag auch ihm zur Laſt.
Und er kömmt in die äuſſerſte Gefahr, daß die
rächende Hand Gottes, wann ſie plötzlich herun-
terſteigt, nicht unterſcheide. Dieſer Gefahr ent-
richt er ſich durch die Mittel der ſtandhaften Ge-
duld und des Vertrauens auf Gott, welche einem
Menſchen und Gedichte den Nahmen Heroiſch
mit Recht zuwegebringen. Weil denn der Poet
nicht den Untergang der erſten Welt, ſondern
die Rettung des Noah, des zweyten Stammva-
ters des menſchlichen Geſchlechts, beſingt, ſo
iſt nicht nothwendig, daß er die Nephilim wei-
ter, als wie er thut, als handelnde Perſonen auf-
treten laſſe. Sie haben keinen andern Theil an
der Materie, ſo der Poet erwehlt hat, als ſo
ferne ſie beyläuftig als die Urſache der entbrand-
ten Rache des Schöpfers zum Vorſchein kommen,
worinn Noah als ein Einwohner der Erden und
ihr Nebenmenſch mit verwickelt iſt. Dieſe Idee
wird man befliſſen ſeyn, durch das ganze Werck
zu behalten und an jedem bequemen Orte zu er-
neuern. Die Klage der Weiber über ihre ver-
ſinkenden Blumen, und Geländer, kan nach der
Klage, ſo Eva im Milton im 12ten B. bey ei-
nem gleichen Anlaſſe führet, eingerichtet werden.
Dergleichen Kleinigkeiten werffen Regung und
Leben in ein Gedichte. Eben dieſes thut die Be-
ſchreibung der furchtbaren Dämmerung in dem
Schiffe.

Zum

Zum sechsten Buche.

Neben andern anständigen Geschäften, welche der Poet vor die Eingeschifften erfinden muß, damit die Handlung nicht aufhöre, oder ein Sprung müsse gemachet werden, gefällt mir auch die Erklärung der Schilder- und Bilderarbeit, in welcher die Geschichte der Menschen nach der Sündflut durch eine englische Arbeit vorgestellt worden. Diese Erfindung dienete statt derjenigen, da Virgil die Helden der Stadt Rom in dem Stand einer gewissen Vorexistentz aufgeführet, u. daher Anlaß genommen hat, die Geschichten der Nachkommen seines Helden vor der Hand zu erzehlen. Sie ist Miltons Erdichtung nicht ungleich, da er die Kirchengeschichte in Gesichtern vorgestellet hat. An diesem Orte wird man dichten müssen, daß dem Noah einige Offenbarung von den Nahmen und andern Dingen geschehen, welche sich nicht durch den Pinsel oder Grabstichel vorstellig machen lassen, damit er sie hernach seinen Kindern erklären könne. Diese vorgestellten Geschichten richten zugleich die halbzweifelnden Hertzen der Kinder Noah wieder auf. Auf eine andere Weise könnte man Japhets Weib beschäftigen, wann man sie den Zustand ihres Hertzens, als sie zum ersten mal den Japhet gesehen, demselben erzehlen liesse. Das wäre ein Stück von der Art, wie der Eva Erzehlung von der ersten Erblickung Adams im Milton. Die Besichtigung des Geräthes und der Kunstwercke der ersten Welt, so sie mit in das Schiff gebracht, und die Beschreibung ihres Gebrauches, könnten hier auch einen gehörigen Platz bekommen.

Zum

Zum siebenden Buche.

Dieses Buch muß durch die Vorstellung der gantz veränderten Gestalt der Erden in Verwunderung setzen. Hierzu werden die Phänomena von der Aufheiterung des Himmels, der Ebbe des Wassers, der Erscheinung der neuen Gestalten der Berge, und dergleichen wohl dienen. Vielleicht wäre eine Erdichtung, daß die Erde sich unter dem Zusehen der Menschen mit Grase, Blumen, Kräutern, Stauden, Bäumen, bekleidet habe, gleichwie bey der ersten Schöpfung derselben geschehen war, ein anständiger Umstand vor die Poesie, dem Leser sowohl als dem Hause Noah ein fremdes Schaugerichte vor Augen zu stellen. Das theoretische Systema telluris, so man erwehlen wird, muß diese Erdichtung umschreiben. Das Gedichte kan sich bequem mit der Erscheinung des Regenbogens, als dem himmlischen Versöhnungszeichen endigen.

Echo
Des
Teutſchen Witzes

Vorrede.

ICH halte es vor nöthig in dieser Vorrede ein vertrauliches Wort mit meinen Lesern allein zu reden, bevor ich mich in die Unterredung mit meinem Gegner einlasse, und ihnen dadurch die Kurtzweil gebe, sich an unserm Widerspruche zu belustigen. Ich muß nemlich einestheils dieselben durch eine ordentliche Erzehlung von dem bisherigen Verlaufe dieses critischen Zweykampfs in den Stand setzen, vor sich selbst und mit Grund zu urtheilen, welche Partey sich mit dem Recht der Nothwehr und der guten Sache am besten schützen könne: Anderntheils muß ich mich gegen eben dieselben entschuldigen, daß ich mich erkühne, sie als unsre Kampfrichter mit grammatikalischen Kleinigkeiten zu beschweren und aufzuhalten, welches mir die Ehrfurcht, die ich sonst für sie trage, ohne dringende Noth nicht erlauben würde.

Weil Hr. Prof. **Breitinger** in dem VII. Abschn. des I. Th. seiner **Critischen Dichtkunst**, wo er die Natur der Fabel mit dem grösten Fleisse untersucht hat, seine Regeln mit Exempeln erläutern wollte, hat er daselbst Anlaß genommen, Hrn. D. **Trillers** Gedanken über diese Materie und seine Muster von Fabeln nach den vorhin von ihm ausgeführten Grundsätzen und Regeln des Wahrscheinlichen zu prüfen. Da dieser Verfasser seine critische Gerechtigkeit nicht nach einem willkürlichen Gutdünken, sondern nach seiner Einsicht in den Werth der Dinge unparteyisch aus-

übet; so hat er auch diese Trillerische Arbeit nicht bloß etwann durch einen richterlichen Ausspruch verurtheilt; sondern erst nach einer genauen Prüfung der Regeln u. Beyspiele mit critischer Gründlichkeit bestimmet, wieferne er besagte Gedanken Hr. D. Trillers und den grösten Theil seiner Fabeln als unglückliche Misgeburten einer regellosen Phantasie vor verwerfflich halte, auch dieses sein Urtheil mit nahmhaften Gründen gerechtfertiget. Was die Art des Vortrages, dessen er sich dabey bedienet, anbelangt, so wird mir ein jeder, der diese ausführliche Abhandluug in der neuen Critischen Dichtkunst gelesen hat, Beyfall geben, daß dieser schweitzerische Kunstrichter noch höflicher und glimpflicher mit diesem Fabeldichter umgegangen, als es sein unverständiger Hochmuth verdienet hat. Er hat sich die gröste Mühe von der Welt gegeben, ihn von der Unrichtigkeit seiner Sätze und den Unwahrscheinlichkeiten in der Dichtung mit einer dogmatischen Geduld zu überführen; wo ein andrer sich nicht hätte erwehren können, den groben Unwitz mit einem beissenden Gespötte abzufertigen. Man wird in dieser gantzen critischen Abhandlung kaum ein anzügliches oder unglimpfliches Wort antreffen, es wäre denn Sache, daß man ihm übel deuten wolte, daß er eine Unwahrheit **unbegründet**, ein übel zusammenhängendes und sich selbst widersprechendes Lehrgebäude, **unbedacht**, **kindisch**, und **unglüklich** genennet hat.

Was meinet ihr nun wol, daß diese critische Untersuchung auf den getadelten Poeten und die

Ver-

Verfechter seines Ruhms für eine gesegnete Wirkung werde gehabt haben? Haben sie etwann die Grund- und Lehr-Sätze des schweitzerischen Kunstrichters auf der Capelle einer gesunden Critik geprüfet, und ihre Unrichtigkeit an den Tag geleget? Oder haben sie die von ihm angefochtene Trillerische Untersuchung und Beyspiele mit guten Gründen gerettet und ihre Wahrscheinlichkeit dargethan? Oder haben vielleicht diese obgleich bittere Wahrheiten mit einer solchen Kraft der Ueberzeugung auf ihr Gewissen durchgedrungen, daß sie sich davor heimlich geschämt und gebessert? Keineswegs. Vielmehr hat man vor der einleuchtenden Wahrheit die Augen muthwillig zugeschlossen, sich gegen alle Ueberzeugung fest und gefroren gemachet; und weilen man sein erschlichenes poetisches Ansehen über alle critische Anfechtungen erhoben und genugsam befestiget zu seyn glaubte, so hat man den blossen Vorsatz des Schweizers, einen so grossen und unverbesserlichen Fabeldichter zu tadeln, für eine stoltze Vermessenheit und die höchste Beleidigung aufgenommen, die eine recht ernsthafte Züchtigung verdiente. Man hat zu diesem Ende, um aller Welt zu zeigen, daß Hr. Triller ein unverbesserlicher Poet wäre, zu Leipzig in gröster Eile eine neue und vermehrte Auflage von seinem Fabelbuche zu Stande gebracht; und dieses mit einer Vorrede bewaffnet, in welcher der Verfasser die erste Hitze einer entbrannten und unbändigen Wuth ausgeschäumet hat, wo Unbescheidenheit, Schmähesucht und Grobheit einander die Waage halten, wo schlech-

re, tobende Neider, schäumende Verläumder, unreife Klüglinge, boshafte Splitterrichter ꝛc., die gewöhnlichsten Ehrentitel sind, womit er seine Tadler beleget, und zugleich seinen Vortrag als mit so vielen pathetischen Figuren einer unverstellten poetischen Raserey kühnlich erhebet und belebet; wo endlich die erbärmlichsten Klagen und ein frostiges Gespötte anstatt der stärkesten Beweisgründe angebracht sind: Und bey diesem allem hat man sich nicht gescheuet, den schweitzerischen Kunstrichter, der Unbilligkeit, Bitterkeit, Grobheit und Grausamkeit auch in kleinen Dingen zu bezüchtigen.

Quis tulerit Gracchos de seditione querenteis?

Dieses Trillerische Fabelbuch hat zwar das Glück gehabt, einem Manne in die Hände zu fallen, der mehr aus Gefälligkeit, als aus blinder Verehrung sich die Besorgung dieser neuen Auflage hat aufbürden lassen. Dieser gelehrte und tiefsinnige Leipzigische Schulmann, den ich wegen seiner Verdienste, und insbesondere wegen einiger kleinen philosophischen Schriften, mit wahrer Hochachtung verehre, hat aus gutem Herzen, seinen Fabeldichter durch eine so hämische Vertheidigung, in die sich die poetische Galle des Hrn. Doctors gantz ergossen hatte, bey der ehrbaren Welt nicht lächerlich und verächtlich zu machen, mit anderwärtiger Genehmhaltung vor gut befunden, den letzten Theil dieser unbedachtsamen Vorrede, der eben diese unglükliche Vertheidigung ausmachte, als ein unnützes Mißgewächse wegzuschneiden

schneiden und unter die Banke zu werffen. Allein so gut diese dem Trillerischen Nahmen zu Dienste vorgenommene Operation immer gemeint war; so fanden sich doch gleich einige mitleidige Seelen, die es nicht wol vertragen konnten, daß eine so handfeste und kernhafte Schutzschrift unter dem Tische, und in der Vergessenheit begraben liegen, sollte; sie zogen also dieselbe voll Mitleidens aus dem Staube hervor, und wurden räthig, diesen gestümmelten Hintertheil der trillerischen Schutzvorrede durch Abschriften zu vervielfältigen, damit er durch vertraute Freunde in geheim allen geliebten Glaubensbrüdern in Midas aller Orten in der Zerstreuung mögte in die Hände gespielt, und also unvermerkt durch das gantze römische Reich ausgebreitet werden. Gleichwie aber die klügsten Erfindungen und Rathschlage nicht immer den glüklichsten Ausgang finden; so hatte auch hier eine von diesen Abschriften, die allzu ungestüm herumgeboten wurden, das Unglück, des rechten Weges zu verfehlen, und durch einen Zufall dem schweitzerischen Kunstrichter, dem sie allein hätte verborgen bleiben sollen, in die Hände zu gerathen.

Zu diesen Anstalten, wodurch man den kühnen Schweitzer, wegen des Verbrechens der beleidigten trillerischen Majestät, zu einer rechten Reue und Zerknirschung zu bringen suchte, kam noch, daß man einen hamburgischen Zeitungsschreiber gemietet, der dem Schweitzer zu Trotz dieses neue trillerische Fabelbuch als ein Meisterstück des deutschen Witzes anpreisen, und den Abgang des un-

terdrükten Hinterglieds der trillerischen Schutzvorrede durch weibische Klagen über Unhöflichkeit, Bitterkeit, und Unbill, die mit einem pöchischen Stolz und Prahlerey geschickt unterflochten waren, reichlich ersetzen mußte: Diesen Zeitungsschreiber verleitete seine blinde Gefälligkeit so weit, daß er das Hertz fassete, den Vorschlag zu thun; es könnte dem Verfalle des offentlichen Schulwesens nicht anderst abgeholfen werden, als wenn man diese trillerischen deutschen Fabeln statt der lateinischen offentlich in die Classen einführen würde. So sorgfältig sind dergleichen gefällige Richter, der heranwachsenden Jugend den Geschmack beyzeiten zu verderben, damit sie sich hernach ohne Eckel an ihre Schmierereyen gewöhne.

Hr Prof. Gottsched in Leipzig, dem Hrn. D. Trillers Unstern per Sympathiam zu Hertzen gieng, weil er besorgte, wenn man den schweitzerischen Kunstrichtern nicht Einhalt thun und ein so verhaßtes Handwerk sauer genug machen würde, so dörfte sein bisanhero mit List und Gewalt behauptetes critisches Ansehen und ungestörte Herrschaft in Deutschland einen starcken Strich bekommen und zu wanken anfangen, ließ sich destoeher bereden, die Partey dieser streitbaren Deutschen zu verstärken, weil er ohnedem den schweitzerischen Kunstrichtern nicht gut war, die seinen berühmten Nahmen so wenig in ihre Schriften gemischet hatten, als ob er gar nicht zu der besten poetischen Welt mitgehörte: Das XXIVste Stük seiner Beyträge, welches er eben im Begriffe war zu verfertigen, gab ihm die schönste Gelegenheit

eine

eine recht ernsthafte richterliche Antung an die frechen Schweitzer ergehen zu lassen. Er bestrafte die neue critische **Dichtkunst** in Vergleichung mit der Seinigen nicht allein einer Unform und Mißgestalt, und prophezephte derselben in Deutschland einen schlechten Fortgang mit nicht geringerer Zuversicht, als einer der das Geschick derselben lediglich in seiner Gewalt hätte; sondern er verfassete auch einen besondern Artikel über Hrn. Prof. **Bodmers** Vertheidigung des miltonischen Gedichtes, in welchem er als der Vormund der gantzen deutschen Nation mit seiner gewohnten sächsischen Höflichkeit links und rechts um sich schmieß, und sich recht förchterlich machte. Die Vertheidigung des **verlohrnen Paradieses** selbst läßt er unberührt, einestheils weil das blosse Vorhaben etwas zu vertheidigen, das ihm und in seiner Person der gantzen deutschen Nation zu mißfallen das Unglük hat, schon eine solche Verwegenheit ist, die sich selbst lächerlich machet und ihre Widerlegung mit sich führet; anderntheils weil die Vorrede ihm Materie vollauf gab, seinen richterlichen Amtseifer gegen diesen aufrührischen Schweitzer auszuüben, der sich erfrechet zu zweifeln, ob die deutsche Nation berechtiget sey, in Verwerffung des miltonischen Gedichtes ihrem eigenen Kopf und Geschmacke zu folgen. Einen **Milton** und **Addisson** weiß er mit der feinesten Höflichkeit als die zween ärmsten Stümper auszuhöhnen, und die gantze engländische Nation als grundeinfältige Schepsen, denen man weis machen kan, was man will, abzuschildern: Hrn. Prof. **Bodmer** aber belanget

er

er einer Läſterung wider das Vaterland, und wider das gantze auserwehlte Chor der deutſchen Poeten: Alles mit einer ſo gebietenden Amtsmine und einem ſo anſehnlichen Machttone, der auch ohne die Hülfe der Vernunft und Gründe bey gläubigen Seelen einen erwünſchten Eindruck machen muß.

Dieſem Unfuge hätten die ſchweitzeriſchen Kunſtrichter mit gleichgültigem Gemüthe vielleicht noch eine lange Zeit zugeſehen, weil ihnen nicht verborgen war, daß die Wahrheit zuerſt rumoret, ehe ſie durchbrechen kan; wenn ſie nicht von andern, und mit Nahmen auch von ſächſiſchen Gelehrten, die ſich dieſer ungebetenen Vormundſchaft, und einer ſo raſenden Verfechtung des herrſchenden Geſchmacks von Hertzen ſchämten, wären vermahnet und gebeten worden, daß ſie ſich der guten Sache ferner annehmen, und derſelben durch ihr Stillſchweigen doch nichts vergeben wollten. Dieſe Aufforderungen vermochten bey ihnen endlich ſo viel, daß ſie mir und meinem Freunde, Hrn. Effinger dieſe critiſchen Helden zu unſrer Kurtzweil und zu ihrer wolverdienten Züchtigung Preis gäben, mit der Vollmacht, daß wir die Lauge, die wir ihnen anzugieſſen Willens wären, ſo ſcharf machen dürften, als ihre muthwillige Verhärtung immer zu erfodern ſchiene. Ich meines Ortes nun weil ich den Hr. D. Triller und ſeine Verfechter zum Kampf ausfoderte, hielt vor das bequemſte ſie mit ihren eigenen Waffen zu fällen, ich will ſagen, daß ich nichts hätte ausfinden können, ſie in ihrer wahren Blöſſe darzuſtellen, und bey

geſcheu-

geschätzten Lesern zu ihrer Demüthigung verächtlich zu machen, als wenn ich das obenerwähnte von dem belobten Herausgeber verworffene, und unglücklich verirrte Hinterstück der trillerischen Schutzvorrede zu seinem neuen Fabelbuche ohne einige Veränderung abdrüken lassen, und herausgeben würde. Ich sahe mich auf diese Weise gegen allen Vorwurff, als ob ich an der nachtheiligen Wirkung, die diese Schrift nothwendig stiften mußte, schuld hätte, zum voraus genugsam gerechtfertiget, weil ich nichts anders gethan haben würde, als daß ich dasjenige, was Hr. D. Triller zu seiner Vertheidigung selbst aufgesetzt hatte, und zum Druck befödert haben wollte, wirklich hätte drucken lassen. Denn daß meine Erzehlung von dem Ursprung und dem Schicksal dieser verirrten trillerischen Papiere die pure Wahrheit sey, woran aber kein vernünftiger Mensch zweifeln wird, könnte ich auf Erfodern eben so gewiß erweisen, als man mir erweisen kan, daß Hr. D. Triller ein Fabelbuch geschrieben habe. Doch dieses Fragmentum, oder Ergäntzungsstück zu der trillerischen Vorrede konnte ich Gewissens halber nicht so gantz leer, ohne einen Tauf-Paß- und Empfehlungsschein in die Welt hinausschicken; ich entschloß mich daher meine Leser in einem Vorbericht zu unterrichten, durch was für einen Zufall es nach Zürich verschlagen worden, wie ich darhinter gekommen, wem es entlaufen wäre, und hiemit als seinem rechtmässigen Vater zugehörete, damit es aller Orten, wo es hinkommen möchte, als ein ehliches Kind des berühmten Herrn

Doctor

Doctor Trillers mit Liebe auf und angenommen würde. Ich rüstete es auch, weil es ziemlich übel zugerichtet war, so gut als ich in aller Eile vermochte, mit einem neuen Kleid aus, welches ich um und um mit saubern Tressen verbrämen und mit wolklingenden Schellen behängen ließ, d. i. ich nahm den Character eines Schweitzerischen Anhängers von diesem grossen Fabeldichter an, und stellte mich demselben gemäß an, als ob ich in denen unter dem Text geflickten Anmerkungen seinen Sinn erklären, gegen alle Mißdeutung retten, u. den Nachdruck seiner Vertheidigungsgründe in ihr volles Licht setzen wollte: Wodurch dieses Ergäntzungsstück ein eben so schönes Ansehen bekommen, als mancher lateinischer Autor mit notis variorum. Als ich mit dieser Kurtzweil umgieng, hatte es mein Freund inzwischen mit Hrn. Prof. **Gottscheden** aufgenommen, und sich die Mühe gegeben, seine richterlichen Aussprüche über die neue **critische Dichtkunst** durch eine kurtze Vergleichung mit der Gottschedischen zu beleuchten und die Verurtheilung des miltonischen Gedichtes in einem ironischen Blatte zu prüfen, indem er Hrn. Prof. **Gottscheden** den Verdacht ausreden wollte, als ob die schweitzerische Nation sich hätte überreden lassen, an **Miltons** Gedichte einen Geschmack zu finden. Diese Schriften sind in 5. Bogen in dem Januar 1741. ans Licht hervorgetreten.

Nun, hätte man von denselben eine zwepfache Wirkung vermuthen können: Entweder daß sich diese deutsche Kunstrichter in ihrem Gewissen beschämt befinden, und auf Besserung bedacht seyn:

Oder

Oder daß sie allem ihrem Witz und Verstande aufbieten würden, eine so nachdrückliche Antwort zu ihrer Rechtfertigung abzufassen, welche die schweitzerischen Kunstrichter von dem Ungrund ihrer ausgefällten Urtheile überführen, die Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit der trillerischen Fabeln in ein helles Licht setzen, und das ungeheure, wilde und regellose Wesen in dem miltonischen Gedichte zu ihrer Beschämung offenbaren und entdecken würde: Denn darauf beruhet der gantze Streit; und so lange man den schweitzerischen Kunstrichtern diesen Grund ihrer Urtheile nicht durch einen gründlichen Erweis umstößt, so lange wird alles andere Geschwätze ein leeres Geplauder und ohne Frucht seyn. Allein da hat sich Horatzens Prophezeyhung richtig erfüllet: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus: Angesehen in dem Augustmonat und hiemit in dem zweyten Stüke der **Belustigungen** des Hrn. **Schwabe** bl. 162. unter dem Titel der **Anmerkungen über das Ergänzungsstük zu der trillerischen Schutzvorrede** ein so ungesaltzenes, abgeschmaktes und witzloses Blatt als eine Vertheidigung zum Vorschein gekommen, als jemals aus der Feder des berühmten Philippi mag geflossen seyn. Wer dieses Blatt gelesen hat, der würde sich verschweeren, daß dasselbe von einem Hartnak, dem über der Correctur eines Exercitii stili die Galle überlauffen, wäre verfasset worden. Der lichtscheue Verfasser muß selbst gestehen, daß seine Anmerkungen von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß jedermann leicht wahrnehmen könne, daß sie nicht anderst als durch eine

Krank-

Krankheit möglich gewesen. (*) Er bekennet selbst ohne Pein und Marter, daß es nicht in seinem Vermögen sey, an den Sachen des Ergänzungsstückes und seiner Anhänge etwas auszusetzen, darum wolle er sich lediglich an die Art des Vortrags reiben, damit er durch sein Stillschweigen den Schweizern nicht völlig gewonnen gebe; es sey ja besser etwas zu antworten, als das Letzte zu haben. Und was sind denn dieses vor wichtige Anmerkungen? Was vor schwere Verbrechen werden wol auf diesen Schweizer gebracht? Horreo dicere: Man wirft ihm vor, daß er auf höchst strafbare Weise Hrn. D. Trillers Nahmen gestümmelt und mit Sternen geflickt habe drücken lassen; daß er den Nahmen Esopus mit einem einfachen E geschrieben; daß er anstatt Alpengebürge, Alpgebürge; anstatt zweifelhaft, betreten; anstatt Meynung, Beredung ꝛc. gesetzet, und sich dadurch an der Reinigkeit der sächsischen Mundart schwerlich versündiget; endlich daß er die Hrn. Censoren in L - - durch eine unbequeme Figur Bücherärzte geschollten, und ihnen eine Gelindigkeit zugeschrieben habe. Wahrhaftig schwere Verbrechen, die sattsam an den Tag legen, daß dieser Schweitzer ein nicht ganz verständiger Mann sey, und die nicht anderst als mit heissen Bußthränen können ausgelöschet werden. Wer sollte nun nicht mehr als überzeuget seyn, daß das Urtheil des schweizerischen Kunstrichters von dem trillerischen Fabelbuche höchst unbegründt, und daß folglich seine gan-

ze

(*) Er meint ohne Zweifel die Krankheit, die man mit Nießwurz vertreibet.

zecritiſche Dichtkunſt ein unnützes Buch ſey? Denn wie ſollte derjenige mit Grunde von Hrn. D. Trillers Fabelbuche, oder von Miltons Gedichte, urtheilen, oder ſonſt etwas vernünftiges denken und ſchreiben können, der nicht einmahl weiß, daß Eſopus mit einem å muß geſchrieben werden? Und wer wird demnach von dieſem aus zartem Mitleiden gegen den verſtockten Schweitzer vorgenommenen letzten Verſuche einer Beſſerung eine ſchlechtere Wirkung erwarten, als daß ſie ihn zwingen werde, im Sack und in der Aſche Buſſe zu thun?

Ich habe um ſo viel nöthiger und vorträglicher zu ſeyn erachtet, den hiſtoriſchen Verlauff dieſes critiſchen Streites von ſeinem erſten Urſprung an ausführlich zu erzehlen, weil man ſich von Seiten des Trilleriſchen und Gottſchediſchen Anhangs Mühe giebt, die wahre Ordnung und die Folge dieſer Begebenheit zu unterdrüken und zu verwirren; wie man denn ſchon die Leute überreden will, daß nur einige Kleinigkeiten, die anfangs in ein Paar Zeilen geſagt worden, und einige Ausdrücke, die in Leipzig zu Papier gebracht worden, und in denen man geſagt habe, daß man mit den Schweitzeriſchen Kunſtrichtern, und insbeſondre mit der auch zur Aufnahme Miltons beſtimmten Zürcher Dichtkunſt nicht in allen Stücken einerley Meynung ſey, dieſen ganzen Streit, der ſich nun mit ſolcher Häftigkeit ausbreitet, erreget haben. Wobey man heimtükiſcher Weiſe verſchweiget, daß die beſcheidene und gründliche Critick über die trillerſchen Fabeln

in der neuen critischen **Dichtkunst**, die anzügliche und unverschämte Schutzvorrede zu der vermehrten Auflage des trillerischen Fabelbuches erstlich veranlasset, und daß Hr. Prof. **Gottsched** sich ohne Noth und Beruff in diesen Streit gemischet, und die schweitzerischen Kunstrichter nicht bloß durch einige hämische Ausdrüke über die **critische Dichtkunst**, sondern durch den gantz weitläuftigen und boshaften Artickel in dem XXIV. Stücke seiner **Beyträge** über das miltonische Gedichte zuerst angegriffen habe. Demnach wird diese blosse historische Erzehlung bey unparteyischen Lesern eine genugsame Vertheidigung der schweizerischen Kunstrichter gegen das wilde Geschrey ihrer Gegner seyn, und sie vor dem so oft widerholten Vorwurff der Zanksucht, Unbescheidenheit, Grobeit ꝛc. genugsam schützen: Zumahlen da die trillerische Schutzvorrede, und der eben angeführte gottschedische Artickel zwey Original-Stücke einer critischen witzlosen Unbescheidenheit, Unhöflichkeit und Grobheit sind, deren kein Schweitzer, und sollte er gleich ein Brettigöwer seyn, fähig ist. Ich werde aber sonst noch Gelegenheit haben, die sächsische Höflichkeit dieser Kunstrichter in ihren Criticken in überzeugenden Mustern den gröbsten Schweitzern zum Wunder vorzulegen. Nur muß ich hier noch meine Leser bitten, daß sie es nicht einem Mangel der ihnen schuldigen Ehrfurcht beymessen, wenn ich in den folgenden Blättern mit meinem Gegner von keinen wichtigern Dingen werde zu sprechen haben, als von orthographischen und grammatikalischen Kleinigkeiten und

Grübe-

Grübeleyen: Denn sie werden sich bescheiden, daß ich mit Leuten zu thun habe, die weitläuftige Untersuchungen von dem inneren Werthe eines Buches, das man jungen Leuten anbefiehlt, ihren Geschmak darnach zu formieren, und womit sich andere geduldige Köpfe so jämmerlich schleppen, als grossen Männern unanständige Kleinigkeiten gantz verächtlich halten; hergegen ihre grösten Verdienste in den feinesten Klaubereyen über die Sprache und Wörter, denen sie beynahe allen ihren Witz und Verstand zu danken haben, suchen, und auch bisdahin glüklich gefunden haben. Ich werde mir zwar angelegen seyn lassen, um meines gefälligen Lesers willen, allerley nützliche und erbauliche Anmerkungen mit einzustreuen, und dadurch zeigen, daß ich nicht vergessen habe, was ein Verfasser, der nicht genöthiget wird wider seine Neigung zu schreiben, seinen Lesern, die er in offenem Druck anzureden sich unterstehet, für Ehrfurcht schuldig sey.

Zürich den letzten des Weinmonats. 1741.

Erlenbach. Conrector.

I.

Critiſche Unterſuchung, wer der Verfaſſer der neuen Anmerkungen zu der trilleriſchen Schutzvorrede ſey.

DEr Verfaſſer dieſer Anmerkungen hat vor dienlicher erachtet, ſeinen Nahmen zu verhöhlen, und damit hinter dem Berge zu halten. Er hat diesfalls nach ſeiner Freyheit gehandelt; denn ſo wenig jemand **durch die Obrigkeit kan gezwungen werden, alle Nahmen ganz herauszuſagen**, eben ſo wenig kan man ihn darum vor dem Richter belangen, daß es ihm nicht gefallen hat, ſeinen Nahmen mit groſſen Verſalbuchſtaben dieſen Anmerkungen vordrücken zu laſſen. Weil aber der ungenannte Verfaſſer **in einem Lande wohnet, wo man nichts ohne einen zureichenden Grund zu thun** gewohnt iſt, ſo muß man ſich nicht einbilden, als wenn er bey dieſer Verhöhlung ſeines Nahmens bloß nach ſeiner Freyheit, welche die Franzoſen Caprice nennen, willkürlich gehandelt hätte: Und wer ſich nur ein wenig Mühe geben wollte, der Sache um etwas reifer nachzudenken, dem ſollte es nicht ſchwer fallen, verſchiedene dergleichen Gründe zu entdeken und auszufinden, die einen Verfaſſer zur Verſchweigung ſeines Nahmens vermögen könnten. Mancher führt eine ſo giftige und anzügliche Feder, daß er nicht ohne Urſache beſorgen muß, man dürfte ihn, wenn er bekannt wäre, empfindlich

auf

auf die Haut klopfen, deswegen er sich nicht anders als durch Verhöhlung seines Nahmens vor Verdrießlichkeiten schützen kan. Andere, die nicht in dieser Gefahr stehen, können aus allerley klugen Vorbetrachtungen bewogen werden, daß sie ihre Nahmen lieber verschweigen und sich hinter die Wand stellen: Entweder weil sie durch Bekanntmachung ihres Nahmens nicht Anlaß zu allerley Wortspielen geben wollen, wozu selbige in Absicht auf ihren Ursprung, Ton oder Bedeutung könnten mißbraucht werden: Oder weil sie durch das Ansehen ihres Nahmens der Freyheit der Critick in gerechter Austheilung des Lobes und Tadels nicht verhinderlich seyn, noch dieselbe einschränken wollen: Oder aus einem gerechten Mißtrauen gegen ihre Hirngeburten, weil sie besorgen, es mögte die schlechte Aufnahme, und das Urtheil der Kunstverständigen ihrem erworbenen Ansehen nachtheilig seyn; laut dem bekannten Sprichworte: Si tacuisset, Philosophus mansisset: Oder weil sie im Gegentheil fürchten, die Dunkelheit und das schlechte Ansehen ihres Nahmens dörfte den Werth ihrer Schriften selbst nicht wenig verringern und verdunkeln; zumahlen wenn sie sich vorstellen, daß man es sehr gewohnt ist, von dem Ruhm und Ansehen eines Verfassers auf die innerliche Güte eines Buches zu schlieſſen, und daß ein grosser Nahme schon manches schlechtes Buch hat verkauffen müssen, ꝛc. So leicht es nun aber ist, diese und andere dergleichen Beweggründe, die verschiedene Verfasser zur Verhöhlung ihres Nahmens bewegen könnten, ausfündig

fündig zu machen; so schwer ist es hergegen mit Gewißheit zu bestimmen, welche von diesen oder andern Ursachen eigentlich diesen oder jenen Verfasser zur freywilligen Unterdrückung seines Nahmens vermocht habe. Ist es mir erlaubt meine muthmaßlichen Gedanken in Absicht auf den Verfasser der Anmerkungen, um den es hier vornehmlich zu thun ist, offenherzig zu entdecken, so kan ich nicht bergen, daß es mir gar nicht wahrscheinlich vorkommen will, daß eine von denen obenangeführten Ursachen der zureichende Grund gewesen, um deswillen er seinen Nahmen verschwiegen hat, angesehen dieselben alle eine gewisse Furcht und ein zaghaftes Mißtrauen gegen sich und andere zum Grunde haben, wovon aber der Verfasser dieser Anmerckungen sehr weit entfernet ist. Es will mich in Absicht auf seinen Character, insoferne er aus diesen Anmerkungen erkennt wird, vielmehr bedünken, daß er seinen Nahmen aus einer großmüthigen Bescheidenheit mit gestudiertem Fleisse darum verborgen habe, damit die neugierigen Leser sich destomehr Mühe gäben, denselbigen aufzusuchen und zu entdecken; fast eben auf die Weise wie die kurtzweilenden Kinder sich öfters in die verborgensten und abgelegensten Winkel eines Hauses sorgfältig verstecken, nicht in dem Absehen, daß sie daselbst verborgen bleiben, sondern daß sie sich von ihren Gespielen, wiewol erst nach einem langen und emsigen Suchen, finden lassen, die darum auch nichts schmertzlicher verdrießt, als wenn diese im Suchen zu nachlässig sind, oder zu bald müde werden.

Die

Die blosse Vorstellung in Gedanken, wie sehr sich ein künftiger Salmasius den Kopf über der Entzieferung eines verborgenen oder verkleideten Nahmens zerstossen werde, hat schon manchen die angenehmste Kurtzweil verschaffet: Und daß die meisten von unsern verborgenen Scribenten sich gerne finden lassen, das zeiget des **Placken** ungeheures Register von so viel hundert entdeckten Anonymis und Pseudonymis. Ich werde darum vermuthlich der Absicht des Verfassers dieser Anmerkungen gantz gemäß handeln, und versichert ihm keine grosse Tücke thun, wenn ich ihn aus seinem Hinterhalt, wo ihm sonst die Weile schon zu lang werden will, hervorziehe. Ich lasse mich hieran nicht irren, daß dieser Verfasser selbst die Entdeckung seines Nahmens für eine gantz gleichgültige Sache ausgiebt, wenn er ausdrüklich sagt: **An meinem Nahmen kan dem Herrn Schweitzer noch weniger, als mir an dem seinigen gelegen seyn, und sie, hochgeehrtester Herr, werden mich vielleicht schon kennen.** Man muß die Höflichkeiten dieser Herren nicht gleich für baaren Ernst aufnehmen, und man kan aus diesen Worten selber schliessen, daß er damit nur unsere Neugier zu einer desto fleissigern Untersuchung habe reitzen und schärffen wollen. Und warum sollte mir an seinem Nahmen nichts gelegen seyn? Die Kenntniß des Nahmens eines Verfassers ist ja mehrmahlen der Schlüssel zu dem gantzen Buche; sonderbar aber hat eine eben so zweydeutige Schrift, als diese Anmerkungen sind, eines solchen Schlüssels wol vonnöthen.

then. Und ich bin ſicher, wenn ich ſage, daß ich Hrn. Prof. **Gottſched** für den Verfaſſer dieſer Anmerkungen halte, daß man in denſelben alſobald mehr Witz, Verſtand, Annehmlichkeit und Höflichkeit finden wird, als wirklich darinnen iſt. Ich muß zwar geſtehen, daß ich es nicht mathematiſch demonſtrieren kan, daß Hr. Prof **Gottſched** der rechte Vater von dieſem Kind ſey; und ich habe ſelbſt noch einige Scrupel, die mich faſt überreden könnten, er dörfte vielleicht nur der Pflegvater ſeyn. Ich will darum auch nichts vor gewiß behaupten; ſondern meine wahrſcheinlichen Gründe für meine Meinung, und dabey, was meinen völligen Beyfall noch zurükhält, offenherzig entdecken, und dann dem Leſer das Urtheil überlaſſen, welche von meinen angeführten Gründen überwiegen. Das iſt indeſſen gewiß, wenn ich auch gleich in meiner Meinung irrete, daß ich Hrn. Prof. **Gottſcheden**, dadurch etwas zuſchreibe, deſſen er ſich nicht zu ſchämen hat, allermaſſen er ſchon viel liederlichere Sachen unter ſeinem Nahmen hat ausgehen laſſen, als dieſe Anmerkungen ſind, wohin ich insbeſondere viele Artikel ſeiner **Beyträge**, und manches Stück von ſeinen **Tadlerinnen**, von ſeinem **Biedermann** und **Freymäurer** mitrechne, die deſſen ungeachtet begierig gekauft und geleſen worden ſind; denn das ſind eben nicht allemahl die beſten Bücher, die am meiſten geleſen werden.

Ich kan es zwar nicht läugnen, daß ich, bevor ich die Sache genauer eingeſehen und erwogen habe, auf die unſchuldige Vermuthung gefallen bin,

bin, es dörften vielleicht diese Anmerkungen Hrn. D. **Triller** zugehören: Einestheils darum, weil es doch weit natürlicher ist zu vermuthen, daß derjenige, der sich unschuldiger Weise angegriffen zu seyn gläubt, seine angefochtene Ehre selbst zu retten versuchen werde, wenn er anderst nicht ein gelehrter **Hasenkopf** ist; da nun diese Anmerkungen sich überhaupt und gröstentheils auf Hrn. D. **Trillers** poetischen Nahmen und Ruhm beziehen, so hat mir nicht sobald einfallen können, daß gewisse leipzigische Kunstrichter sich so gar geschwinde in einen fremden Streit, der sie von Haut und Haar nichts angehet, mischen, und sich gar dazu **anbieten** würden: Anderntheils aber ist mir diese erste Vermuthung auch darum nicht gar unglaublich und von aller Wahrscheinlichkeit gantz entfernt vorgekommen; weil mir nicht verborgen war, daß **diese Art seine Gedanken durch Anmerkungen zu entdecken**, Hrn. D. **Trillers Liebling** sey: Massen er seine eigenen Gedichte selbst mit notis variorum ansehnlich auszurüsten gewußt hat, eine Ehre, welche noch wenig Büchern von ihrem eigenen Verfasser wiederfahren ist! Allein nachdem ich diese Anmerkungen mit Bedacht durchgelesen, fand ich einige Stellen, in welchen Hr. D. **Triller** gantz verächtlich mitgenommen wird, die meine Vermuthung auf einmahl vernichteten, indem es ja gantz unglaublich ist, daß ein Mensch bey gutem und gesundem Verstande auf sich selbst schmähen werde: Die erste von diesen Stellen findet sich Bl. 171. wo es heißt: **Der gute Herr Triller hat nur das** quid pro

quo seyn müssen. Und Bl. 178. stehet: Es fehlt daran so viel, daß ich D. Trillern die Probe machen, und zwanzig Fehler wieder die Sprache in einem Athem sagen lassen wolte, ohne daß sein Ergänzungsstückler einen davon merken sollte. Da wird ja der gute Mann nur mit einem leeren grossen D. ohne Titel, nicht besser als ein Schüler, der seine Mutterspracht nicht einmahl reden kan, gantz schimpflich vorgestellt. Ich konnte also nicht mehr zweifeln, daß nicht diese Anmerkungen von jemand herkommen, der dem Hrn. Doctor nicht zum besten gewogen wäre; und ich hatte meinen Grund, diesen Jemand in Meissen und zwar in Leipzig zu suchen, denn der Verfasser macht sich auf der 173sten Seite eine Ehre daraus, daß er die Thüringischen Bauren seine Herren Nachbarn schelten darf, in deren Umgange er ohne Zweifel seine critische Machtsprache erlernet hat; denn sie halten eben so wenig vom deutschen Complimentieren als er selbst.

Da ich nun ferner wahrgenommen, daß dem Verfasser dieser Anmerkungen die Sprache der neuen Philosophie fast eben so geläuffig ist, als dem berühmten Hrn. D. Weißmüller; daß er sich mit der Benennung des nicht unansehnlichsten Theiles der besten Welt kitzelt; daß er von der Möglichkeit und dem zureichenden Grunde überall so viel Geschrey machet, so konnte ich nichts anders gedenken, als daß dieser Verfasser ein offentlicher Lehrer der Weltweisheit in Leipzig seyn müßte, der in gedrükten

Schrif-

Schriften schon mehr als genug erwiesen, daß er ein grösserer Liebhaber von dieser neuen philosophischen Sprache, als von den Lehrsätzen derselben u. der Strengigkeit ihrer Erweise sey. Da nun diese prædicata und Eigenschaften zusammen genommen niemand anders als Hrn. Prof. **Gottscheden** zukommen, konnte ich in meiner Muthmassung nicht leicht irren: Und dieselbe bekam einen grössern Zuwachs an Wahrscheinlichkeit, als mir die Stelle auf der 163sten Seite ins Gesicht fiel, wo der Verfasser Rechenschaft giebt, warum er sich in einen fremden Streit eingelassen habe. Er sagt: **Hätte der Schweitzer von den Leipziger Censoren, den deutschen Journalisten und Gesellschaften, den Schülern des Hrn. Prof. Gottscheds, und dem Geschmacke der Deutschen überhaupt, in einem andern Tone gesprochen: So würde ich mich nicht so gar geschwinde zum Zweykampfe angeboth**en haben. Ich merke bey dieser Stelle nur so viel an, daß alle diese angeführten Klagepuncten wiederum keinen andern Menschen als Hrn. Prof. **Gottscheden**, der sich schon vor geraumer Zeit zum Vormund und Verfechter der gantzen deutschen Nation und aller ihrer Schwachheiten eigenmächtig aufgeworffen hat, haben verdriessen und schmertzen können. Am meisten aber wurde ich durch die Stelle auf der 168sten Seite in meiner Muthmassung besteiffet, wo der Verfasser der Anmerkungen nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß er nicht die besten Ursachen habe, Hrn. Liscov gut und gewogen zu seyn.

Er

Er sagt ganz trotzig: **Ich will dem Liscov nicht geschmeichelt haben. Denn er weis nicht, ob ich sein Freund oder Feind, sein Verehrer oder sein Tadler bin: Und ich weis es auch nicht. Denn meine Waage giebt noch auf keine Seite Ausschlag genug.** Nun weis ich aber in Leipzig keinen einzigen Menschen, der die geringste Ursache hätte, mit Hrn. **Liscov** unzufrieden zu seyn, als eben den Hrn. Prof. **Gottsched**, der sich schon vor vielen Jahren mit Hrn. Prof. **Philippi** wider ihn verbunden, und der jenem auch damahls nicht **geschmeichelt** hat, als er in einem vertraulichen Schreiben an seinen neuen Bundsverwandten, den Hrn. **Philippi** in Halle, die **Liscovische Satyre Briontes** vor ein **infames Pasquill erkläret hat.** Wovon eben Hr. **Liscov** selbst in der Vorrede zu der **Sammlung** seiner **satyrischen und ernsthaften** Schriften auf der 25sten Seite kan nachgesehen werden. Und man wird nun wol begreifen können, daß Hr. Prof. **Gottsched** selbst nicht eigentlich und sicher wissen kan, wie er mit Hr. **Liscov** daran ist, so lange dieser noch bey Leben ist, und die kleinen Geister und elenden Scribenten mit seinen Stacheln beunruhigen und verfolgen kan. Dieses sind nun die Gründe, die mich in der Untersuchung von dem wahren Verfasser dieser Anmerkungen bewogen haben, meinen Verdacht auf Hrn. Prof. **Gottsched** zu werffen. Ich suche meine Meinung niemanden aufzudringen, vielweniger Hrn. Prof. **Gottsched** eine fremde Arbeit zu unterschieben: Ich sage nur unmaßgeblich

geblich meine Meinung, und wie ich darauf gefallen bin, und gestehe dabey selbst gerne, daß es nicht lediglich unmöglich ist, daß ich in der Person irre; wie ich dann selbst noch einige Scrupel hege, die mich hindern, meine Muthmassung für eine baare Wahrheit darzugeben, und die ich eben zu diesem Ende, damit jedermann erkenne, daß ich nichts als die Wahrheit suche, nicht verschweigen will. Ich finde nemlich in dem Schreiben des ungenannten Verfassers an den Herausgeber auf der 163sten Seite eine critische Anmerkung, die ich Hrn. Prof. **Gottscheden** gantz und gar nicht zutrauen kan; es heißt daselbst: **Ich bedaure ihn, daß er sich zum Ergäntzungsstückler gemacht hat. Wegen dieses Worts aber erinnere ich, daß ich es für so analogisch als Vorredner halte.** Jedermann siehet, daß der Verfasser das Wort **Vorredner**, dessen sich der schweitzerische Criticus in seinen Anmerkungen zu dem Ergäntzungsstücke zu wiederholten mahlen bedienet hat, Hrn. D. **Trillern** damit anzuzeigen, als **anomalisch** (denn dieses ist so gut deutsch, als **analogisch**) verwirft, und durch eine ungereimte Nachäffung zu verspotten sucht: Nun findet sichs aber, daß Hr. Prof. **Gottsched** dieses Wort mit gutem Gewissen nicht verwerffen, vielweniger höhnisch verspotten kan, weil er als ein der **wehrtesten hochdeutschen Sprache höchsterleuchteter Meister, mächtigster Vermehrer, und aller unterthänigsten Nachfolge preiswürdigster Vorgeher**, dasselbige in seinen **Beyträgen** selbst gebraucht

braucht hat. So stehet in dem XIII. Stücke auf der 30sten Seite: **Ich hätte mich beynahe durch das Muster des Herrn Vorredners verführen lassen.** Auf dessen Ansehen hat auch ohne Zweifel Hr. **Steinbach** dasselbige neben dem Wort **Lobredner** als gut und gewöhnlich seinem Wörterbuch einverleibet. So ist hingegen das zur Verspottung nachgeäffete Wort **Ergänzungsstückler** so abgeschmackt und pedantisch, daß ich mich nicht bereden kan, daß solches von Hrn. Prof. **Gottscheds** Erfindung seyn könne. Ein Ergänzungsstück ist ja ein Stück zur Ergäntzung; **Stückler** ist nicht einmahl gewohnt; und was sollte dann **zur Ergänzung stücklen** sagen, oder was hat dieses mit **Vorredner** gemein; da das einfache **Redner** sehr gebräuchlich ist? Ohne diese Uebereinkunft aber ist das Wort **Ergänzungsstückler** noch viel läppischer als **Dichtkünstler/ Redekünstler/ Beyträgler/ Wörterbüchler** ꝛc. Und dieses ist ein Handwerk für böse Buben, daß sie einander im Strauß nichtsbedeutende spöttische Nahmen anhängen; dergleichen man von einem ernsthaften Manne, wie Hr. Prof **Gottsched** ist, nur nicht gedenken darf. Ein anderer Scrupel, der meiner obigen Meinung im Lichte zu stehen scheinet, ist, daß sich der Verfasser dieser Anmerkungen in dem Schreiben an den Herausgeber des **Hochgebrtesten Herren Herausgebers gehorsamsten Diener** nennt. Nun ist bekannt und ausser Streit, daß der Herausgeber ein Schüler und Anhänger Hrn. Prof. **Gottscheds**, nämlich **Hr. Schwabe** ist; es dünkt mich

aber

aber das Compliment eines gehorsamsten Dieners gegen einen Schüler viel zu niederträchtig; und es ist jedermann bekannt, daß der Hr. Professor bey seiner ungemeinen Höflichkeit sich doch immer vorzusehen weiß, daß er von seinen Vorrechten nichts vergebe. (*) Ich lasse es also gäntzlich dahin gestellt seyn, ob meine critische Muthmassungen einigen Glauben finden werden oder nicht. Ich habe die Sache so gut und fleissig erwogen, als mir möglich gewesen: Habe ich die Wahrheit nicht gefunden, so hat es doch an meinem guten Willen und an emsigem Nachforschen nicht gemangelt. Das ist und bleibet indessen gewiß, daß diese Anmerkungen einen Verfasser, und dieses Kind einen Vater gehabt; wenn wir schon nicht so eigentlich wissen können, wer er gewesen ist, und wie er geheissen hat. Der Hr. Prof. **Gottsched** könnte uns durch ein offenhertziges Geständniß, oder durch eine kräftige Widerlegung meiner voreingeführten Wahrscheinlichkeiten am besten aus dem Wunder helfen.

(*) Ich muß hier erinnern, daß diese Muthmassungen sich nur auf den Augustm. der Belustigungen beziehen. Als ich sie schrieb, hatte ich den Weinm. und Herbstm. noch nicht gesehen, wo in den Fortsetzungen der Anmerkungen noch verschiedenes vorkömmt, das dienen könnte, neue Muthmassungen zu veranlassen, wer der ungenannte Verfasser seyn mögte, welche die ersten bald bekräftigten, bald wieder schwächten.

II.

Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergäntzungsstückes den Nahmen Tr*ll*r nur mit Sternen und Alltagsstrichlein geflickt habe drücken lassen.

ES ist für einen sinnreichen Schriftverfasser ein grosses Glück, wenn seine Schriften von feindseligen Leuten, die eben keine Ursache haben, ihm was zu übersehen oder zu schenken, und die daneben so leckern sind, daß sie auch den **unvermeidlichen und unverbesserlichen Fehlern** nicht leicht Quartier geben, einer genauen Prüffung gewürdiget werden: Massen eine solche Prüfung der geprüften Schrift schon ein gewisses Ansehen und einen Werth beyleget, und ihr zugestehet, daß sie etwas mehr als eine blosse Verachtung verdiene; und woferne dann diese gereitzten Kunstrichter, die wegen ihres feindseligen Gemüthes ausser allem Verdacht der Parteilichkeit stehen, an einer Schrift keine wichtigern Fehler, als nur etwann einige schlechte Neuerungen in der Rechtschreibung, in der Unterscheidung der Redepuncten, in der Eintheilung des Titels, und was dergleichen äusserliche Kleinigkeiten mehr seyn mögen, auszusetzen finden; so gereichet eine so beschaffene Critick dem getadelten Verfasser und seiner Schrift zum bewährtesten Lobe; angesehen jedermann auf die Gedanken fallen muß, daß der Plan, die Ausführung, die Gedanken, die Schreibart, und

alles

alles, was zu dem Wesen einer guten Schrift erfodert wird, untadelhaft und vollkommen seyn müsse; weil diese tadelsüchtige, denen es an dem guten Willen Fehler zu entdecken nicht gemangelt hat, alle diese Hauptstücke unangetastet haben vorbeygehen, und ihre Tadelsucht nur an solchen Kleinigkeiten weiden müssen, die bey billigen und vernünftigen Lesern nicht einmahl einer Entschuldigung bedörffen.

Ich kan mich rühmen, daß mir dieses Glück gantz unverdienter Weise wiederfahren ist, in Ansehung des merkwürdigen Fragmenti, welches ich zur Ergänzung der Trillerischen Schutzvorrede vor des Hr. Doctors neuen Fabelbuch, und zur Vertheidigung dieses grossen deutschen Fabeldichters gegen die Anklagen des Schweitzerischen Kunstrichters, als ein Verehrer der trillerischen Muse, erst neulich mit einer historischen Vorrede und mit Anmerkungen herausgegeben habe: Allermassen der ungenannte Verfasser, (von dessen Ansehen ich in der vorhergehenden Untersuchung nur muthmaßlich gehandelt habe,) mir in dem zweyten Stücke der **Leipzigischen Belustigungen** die Ehre angethan, und diese meine Anmerkungen einer genauen Prüfung gewürdiget hat. Wiewol aber dieser Kunstrichter nach seinem eigenen Geständniß an meinem Vorhaben und desselben Ausführung nichts zu tadeln gefunden, und also genöthiget gewesen, seine Tadelsucht auf solche kindische Kleinigkeiten zu werffen, die kaum für einen Schülerknaben wichtig genug wären, sich damit aufzuhalten, so bin ich dennoch nicht so stolz,

daß ich die Ungeschicklichkeit und das Unvermögen meines Tadlers, wie ich wol könnte, zu meinem Vortheil anwenden, und mich mit dem Schlusse kitzeln sollte, als ob meine Schrift im übrigen gantz untadelhaft und vollkommen wäre; ob ich gleich mehr als versichert bin, daß dieser gute Mann die wichtigern Fehler, wenn er einige hätte finden können, nicht ungeantet und ungestraft würde haben hingehen lassen.

Eben so wenig bin ich gesonnen, mich derjenigen Art der Vertheidigung zu bedienen, die in lauter Gegenbeschuldigungen bestehet; allermassen dieselbige bey Verständigen jederzeit für ein Zeichen einer verlohren gegebenen Sache angesehen worden, und allein bey den erboßten Trödelweibern für rechtskräftig gehalten wird, die fertig sind, eine Hure l. v. mit einer Hexe quitt zu machen.

Nil agit exemplum, litem quod lite resolvit.

Um so viel lächerlicher ist es, wenn ernsthafte Männer, die nicht viel weniger als Schutzgötter einer gantzen Nation bedeuten wollen, sich damit gegen allen Vorwurf sicher zu stellen vermeinen, wenn sie ihren Tadlern zum Gegensatz, diese und jene, obgleich manchmal noch so kleine Unrichtigkeiten, vorrücken: Gerade als ob keiner den andern mit Grunde wahrnen, tadeln, und bestrafen dürfte, wenn er nicht selbst engelrein und ohne Fehler ist: Oder als wenn die Fehler und Gebrechen eines andern die meinigen gäntzlich zernichten und auslöschen könnten. Man setze z. B.

den

den an sich selbst unmöglichen Fall, daß ich zulänglich erweisen könnte, Hrn. D. Trillers Fabeln wären eben so schlecht und abgeschmackt, als vortrefflich sie sind, und man könnte mir dagegen mit eben so vielem Grunde vorwerffen, daß ich in dem Vortrage meines Erweises vielfältig wider die Regeln der Höflichkeit oder der Rechtschreibung verstossen hätte, würde dieses darum meinen geführten Erweis unkräftig machen, oder darthun, daß Hrn. D. Trillers Fabeln ein Meisterstück des deutschen Witzes wären? Ich meines Orts suche keine Ausflüchten; sondern wenn ich mich überwunden sehe, so gebe ich es lieber gewonnen, und schäme mich nicht zu bekennen, daß ich mir kein Vorrecht der Unfehlbarkeit zueignen kan: Insonderheit wenn es solche Klaubereyen antrift, deren Wissenschaft einem nur den Ruhm des grösten Pedanten seiner Zeit erwerben kan, wornach ich gar nicht ehrgeitzig bin, und den ich meinem Kunstrichter gar nicht streitig machen will. Ich würde mich auch niemahls in die nähere Erörterung der aufgeworffenen seltsamen Streitfrage; ob ich einen zulänglichen Grund gehabt, den Trillerischen Nahmen mit Sternen geflickt auszudrüken, eingelassen haben, wenn mir diese Erörterung nicht Anlaß geben würde, einestheils den pedantischen Stolz und den Unverstand meines Tadlers, und anderntheils das Lob meines Helden, Hrn. D. Trillers, in ein helles Licht zu setzen, und eines durch das andere zu beleuchten. Ich beschuldige meinen Kunstrichter eines pedantischen Stolzes, weil er diese von

ihm selbst aufgeworffene Frage, die fast eben so wichtig ist, als eine andere, ob man den Nahmen Æsopus ohne Sünde mit einem einfachen E schreiben dörffe / mit einem solchen gravitätischen Ernst und Amtseifer, und einem so richterlichen Aussehen abgehandelt hat, als ob es um die Entdeckung und Abstraffung eines Staatsverbrechens zu thun wäre. In diesem Tone giebt er auf der 167sten Seite folgenden Ausspruch: „ Kurtz, er hätte mehr oder weniger von seinem „ verstümmelten Nahmen sagen sollen, wenn er „ mit einem zureichenden Grunde hätte handeln, „ und andern nicht Gelegenheit geben wollen, zu „ sprechen, daß er etwas abgeschmacktes gethan „ habe. „ Und auf der 169sten Seite stimmet er auf einem noch höhern Tone an: „ Wie na„ türlich ist doch das! Ich bin versichert, wenn „ man dem allereinfältigsten unter allen Vereh„ rern der Trillerischen Muse anrathen wollte, „ Hrn. Trillers Nahmen mit Sternchen anstatt „ der Selbstlauter zu flicken: So würde er seinen „ Rathgeber für einen Menschen halten, der sei„ nen Verstand verlohren. Und gleichwohl thut „ es ein schweitzerischer Kunstrichter ꝛc. „ Ich beschuldige ihn aber daneben auch des Unverstands, sintemahlen er von seinem Unvermögen den zureichenden Grund dieses seltsamen Ausdrucks einzusehen, sein dreiste auf den wirklichen Mangel eines solchen Grunds arguirt und schliesset; und bey allem seinem Großthun das Bekäntniß ablegen muß; Bl. 167. „ Was aber den Verfasser zu „ dieser sonderbaren Art die Wörter drucken zu „ lassen,

„ laſſen, bewogen habe, das kann ich nicht erklä-
„ ren. „ Der gute Mann hat aus der neuen Phi-
loſophie gehört von dem Satze des zureichenden Grundes ſchwatzen, und für bekannt angenommen, daß alles ſeinen zureichenden Grund haben müſſe, warum es iſt, warum es ſo und nicht anderſt iſt: Aber er hat ſich durch ſeine Eigenliebe ſchändlich bethören laſſen, wenn er ſich beredet, daß kein zulänglicher Grund für etwas vorhanden ſeyn könne, wenn er nicht vermögend ſey, denſelben einzuſehen. Und dieſe ungereimte Anwendung eines ſo nützlichen Grundſatzes hat mich bewogen, ihn durch dieſes Beyſpiel zurecht zu weiſen; da ich ihm nämlich den zureichenden Grund, warum ich Hrn. D. Trillers Nahmen mit Sternchen geſtikt habe drucken laſſen, den er nicht ſehen und ausfinden können, ſo deutlich werde vor Augen legen, daß er muß überzeuget werden, daß etwas ſeinen zureichenden Grund haben könne, wenn er ſchon nicht im Stande iſt, denſelben zu entdeken.

Ich will meine Gedanken in gewiſſe Sätze einſchlieſſen.

1. Die Vor- und Geſchlechtsnahmen dienen, eine beſondere Perſon dadurch, als durch ihre eigene Benennung, von allen andern zu unterſcheiden.

2. Wenn ich eine gewiſſe Perſon loben will, ſo iſt meine Abſicht, daß meine Leſer die rühmlichen Eigenſchaften und Verdienſte eben dieſer und nicht einer andern Perſon zuſchreiben: Und dieſer Abſicht gemäß muß ich den Geſchlechtesnahmen derſelben ſo **kennbar** ausdrücken, daß diejenigen,

denen ich meinen Helden anpreisen will, in der Person nicht irren können. Sonst würde ich wider meine Absicht handeln.

3. Ein Geschlechtesnahme kan **kennbar** seyn, wenn er schon nicht vollständig mit allen Buchstaben ausgedrückt wird.

4. Die selbstlautenden Buchstaben, ob sie gleich die Seele eines Nahmens sind, sind für sich allein nicht zureichend, eine Person so kennbar zu machen daß man sie von andern unterscheiden kan: Zumahlen da die deutschen Geschlechtesnahmen mehr Cörper als Seele haben, und die Seele tief in dem Cörper vergraben liegt. Wer würde z. E. errathen können, daß dieses **i**e*, *o*****e*, **Triller**, und **Gottsched**, bezeichnen sollte?

5. Der erste u. letzte Buchstabe eines Geschlechtsnahmens sind kaum einem Nahmen so eigen, daß sie nicht auch andern zukommen: Folglich sind sie nicht von aller Zweydeutigkeit frey. Man nehme z. E. den Nahmen meines Helden T*****r.

6. Gleichwie eine Erklärung, die solche Eigenschaften entdecket, deren jede absonderlich genommen auch wol andern Dingen zukömmt, dennoch gut und zulänglich seyn kan, eine Sache von allen andern zu unterscheiden, woferne nur diese gemeinsamen Eigenschaften alle zusammen genommen keiner andern als der erklärten Sache zukommen: Also ist der Ausdruck eines Geschlechtesnahmens schon kennbar genug, und frey von aller Zweydeutigkeit, wenn er so viel Buchstaben ausdrücket, die zusammen genommen nur diesem Geschlechtesnahmen ganz eigen sind.

7. Die

7. Die Mitlauter, die als der Cörper einen Geschlechtsnahmen sichtbar machen, u. Literæ radicales sind, kommen selten alle zusammengenommen in eben derselben Ordnung mehrern Geschlechtsnahmen zu; und folglich sind sie meistentheils ohne die Selbstlauter zulänglich eine Person kennbar zu machen, und von allen andern zu unterscheiden.

8. Was den Nahmen meines Helden insbesondere angehet, so sind die blossen Mitlauter desselben zusammen genommen ihm so eigen, daß sie meines Wissens keinem andern deutschen Geschlechtsnahmen in eben der Ordnung zukommen: Und so hätte ich ohne Gefahr einiger Zweydeutigkeit die blossen Radicalbuchstaben oder Consonanten hinsetzen und auf diese Weise Trllr miteinander verbinden können: Ich habe aber um der Schwachen willen noch mehr gethan, und die Lüken, wo die Selbstlauter ihren Sitz haben, mit besondern Zeichen ausgefüllt und angemerckt, und dadurch diesen Geschlechtsnahmen gegen alle Mißdeutung sicher gestellt: Denn da der letzte Vocal nicht zweifelhaft seyn konnte, so waren nicht mehr als vier Fälle der Mißdeutung möglich, nemlich Traller, Treller, Troller, Truller; von welchen vier Benennungen meines Wissens keine die Ehre hat, einen deutschen Geschlechtesnahmen auszumachen. Folglich war Triller für Leute, denen die Geschlechtsnahmen der deutschen Gelehrten nicht unbekannt sind, die einige mögliche Lesart.

9. Zudem ist der Nahme meines Helden so berühmt, daß wenn ich nur den grossen Fabeldichter

dichter Teutschlands nenne, schier jedermann verstehet, daß ich Hrn. D. Triller meine: Eben so gut, als falls ich Hrn. Prof. G-ttsch-d den deutschen Fontenelle betittle, es alle seine Schüler merken können.

10. Ich kan mich auch auf die Erfahrung und das Gewissen meines ungenannten Tadlers berufen, der muß mir Zeugniß geben, daß ich den Nahmen meines Helden durch die besondere Art des Ausdrucks nicht unkennbar gemacht habe: Er sagt ja auf der 166sten u. f. Seite: „Man brauchet eben nicht das Ebräische ohne Puncten so „zu verstehen, wie Rabbi Sievers, wenn man „es mercken soll, daß dieses mit Sternen geflikte „Wort Triller heisse.„ Und er muß ein schwaches Gedächtniß oder eine unverschämte Stirne haben, daß er mich gleich auf der 169sten Seite anklagt: „Der Verehrer der Trillerischen Muse „vergräbt den Nahmen seines Helden.„ Heißt dieses einen Nahmen vergraben, wenn ihn auch die dummsten Jungen ohne Kopfbrechen merken können? Ich will ihm darum im Vorbeygehen eine gute Lection heimgeben, die er fleissig studieren muß: M-nd-c-m oportet esse memorem. Ich bin sicher, daß er mich mit halben Worten verstehet.

11. Ich habe aber diese seltsame Art des Ausdrucks vor der gewohnten aus folgenden Gründen erwehlet.

12. Ich habe den Geschlechtesnahmen meines Helden seiner Vocalen, die ihm doch nicht eigen sind, beraubet; und ihm nur dasjenige gelassen,

lassen, was ihm als sein Eigenthum zugehöret, um dadurch einestheils anzuzeigen, daß Hr. D. Triller bessere Qualitäten und wichtigere Verdienste, als nur die zween Vocalen in seinem Nahmen besitze: Anderntheils daß er nicht nöthig habe zu seinem Ruhme was fremdes zu borgen; sondern daß er von allem fremden Zusatz entblößt in seinem Eigenthum noch groß genug sey. Sua virtute se involvit.

13. Ich habe seinen Nahmen mit Wegwerffung der Selbstlauter, nur bloß durch Consonanten ausgedrückt, anzudeuten, daß sein poetischer Ruhm auf der Uebereinstimmung und Verbindung so vieler lebendiger Consonanten, (ich meine die Journalisten, die rechte Mitlauter sind,) beruhe.

14. Ich habe durch Wegwerffung der Vocalen den Nahmen meines Helden unaussprechlich gemachet, meine Verehrung für denselben dadurch an den Tag zu legen, und zu verhüten, daß er nicht von jedem unreinen Munde so leicht könnte entweyhet werden.

15. Ich habe durch diese Verstümmlung zugleich verhütet, daß dieser Geschlechtesnahme meines Helden, der in seiner Bedeutung was anstössiges hat, nicht so leicht zum Gespötte und zu Wortspielen könnte mißbraucht werden. Denn ein Triller ist das Geschöpfe eines Sängers, wenn er seine Stimme wunderbarlich kräuselt und in einen Wirbel drehet. Und aus einer gleichen Ursache habe ich diesen Nahmen nicht bloß durch die erste Sylbe andeuten wollen, weil in einigen Mundarten das

Wort Trill eine leichtsinnige Metze bedeutet. Also habe ich allem Aergerniß vorbiegen wollen.

16. Ich habe die Lücken, wo die verworffenen Vocalen ihren Sitz haben, mit Sternchen ausgefüllet, in Hofnung, daß diese Sternchen den Nahmen nicht verdunkeln, sondern erleuchten werden. Damit habe ich zugleich zu verstehen geben wollen, daß dieser durchlauchtige Nahme meines Helden eben so wol verdiente, unter die Sternen versetzt zu werden, als die beyden Bären.

17. Ich muß zwar bekennen, daß sich in dem Texte statt der Sternen wider meinen Willen nur blosse Alltagsstriche eingeschlichen haben: Und mein Tadler hat den wahren Grund von diesem Fehler im ersten Mal errathen, **weil** nämlich **die Sterne etwas rar gewesen sind.** Man mußte aus Mangel Kalks mit Leim mauren.

18. Nichtsdestoweniger, weil alles was neu und seltsam ist, die Verwunderung erwecken kan, so habe ich nicht ohne Grund erachtet, daß diese neue Art den Trilleriſchen Nahmen zu schreiben statt eines Nota bene meine Leser auf diesen beliebten und belobten Nahmen aufmerksam machen werde. Pulchrum est digito monstrari & dicier HIC EST!

19. Ich könnte noch hinzusetzen, daß ich den Geist derjenigen von meinen Lesern, die sich gerne an der Auflösung nicht allzu verworrener Räthsel, und an der Entzieferung nicht so gar versteckter Logogriphen belustigen, um etwas angenehm habe beschäftigen wollen, doch so daß sie ohne vieles Kopfbrechen das Geheimniß entdecken könnten.

20. End-

20. Endlich, wenn das Sprichwort, quod exemplo fit, jure fit, Grund hätte, so könnte ich mich auf das Exempel des Hrn. **Liskovs** beruffen, welches in der ersten Herausgabe seiner **Lob- und Schutz-Schrift für die elenden Scribenten**, (welches kleine Buch einem Tadler eben so widerlich ist, als jenem Narbichten sein Spiegel,) die grossen Nahmen seiner drey Helden **Philippi, Rodigast** und **Manzel** gleichfalls nur mit Alltagsstrichlein geflickt hat drücken lassen. Ob er damit den Character eines Lobredners geschändet, und ohne einen zureichenden Grund etwas abgeschmacktes gethan habe, das lasse ich ihn selbst verantworten; er hat das Alter: Vielleicht giebt dann die noch innestehende **Waage** meines Tadlers **den Ausschlag, daß er gewiß wissen kan, ob er Liskovs Freund oder Feind, Verehrer oder Tadler seyn wolle**: Denn es kommt bey ihm nicht auf den Verstand, sondern auf den Willen an, ob er jemandem seine Gunst oder Ungunst wolle zu Theil werden lassen.

Ich überlasse nun den Entscheid meinen Lesern, ob ich ohne zureichenden Grund gehandelt, oder ob mein Splitterrichter ohne einen solchen getadelt habe. Das ist gewiß und erwiesen, daß ich meine oben eingeführten Absichten auf keine andere Weise als durch die bewerkstelligte Bezeichnung des trillerischen Nahmens hätte erhalten können, denn wenn ich **mehr oder weniger von seinem verstümmelten Nahmen angebracht** hätte, so würde ich gerade wieder meine Absichten gehandelt

delt haben. Daß aber mein Tadler und andere seines gleichen die zum Ruhm des Trillerischen Nahmens gehegeten ehrlichen Absichten nicht einzusehen vermocht haben, und vielleicht noch izo nicht erkennen wollen, ist ja meine Schuld nicht, was kan ich dafür, daß sie so dumm sind, und nichts merken wollen, bis man sie bey den Ohren zupfet, und auf die Finger klopfet; und auch dannzumahlen muß man es noch auf ihre Fähigkeit und auf ihre Willkür ankommen lassen, ob sie klug werden wollen. Denn es giebt unter ihnen solche harte Köpfe, denen man schon in gedruckten Blättern hat vorwerffen müssen:

Wie öfters hat man dich schon auf die Faust geschlagen,
Und bist doch noch nicht klug. - - - -

Picander.

III.

Historischer Erweis,

daß das Ergäntzungsstück zu der Vorrede vor dem Trillerischen Fabelbuche,

Herren Doctor Trillern;

die Vorrede und Anmerkungen zu demselben aber

Mich

zum Verfasser haben.

DEr Verfasser der neuen Anmerckungen in den monatlichen Leipzigischen Belustigungen erweiset sich in der That als einen rechten Kunstrichter, indem er allerley critische Räncke brauchet, seiner schlimmen Sache ein Färblein anzustreichen, und seinen deutschen Lesern ein Blendwerck zu machen. Wie sollte es aber einer anderst machen, wenn er sich ohne den Beystand der Wahrheit zu einem critischen Zweykampfe freywillig anbietet, und da es ihm an der gerechten Sache und einer gründlichen Verantwortung mangelt, dennoch so keificht ist, daß er seinem Gegner nicht nachgeben will, ob er gleich zu Boden liegt, sondern mit jenem gestriegelten Manne noch immer unter der Bancke hervor schreyet: Ich bin doch das Haupt! Wer zwischen antworten und sich verantworten keinen Unterschied zu machen weiß, und sie vor gleichgültig achtet, der wird alle-

allemahl demjenigen den Sieg zuschreiben, der das letzte Wort hat: Und unser Leipzigische Verfasser scheinet sich mit dergleichen Gedancken zu tragen, wenn er selbst auf der 163sten Seite bekennet, daß er sich davon eine Arbeit gemachet habe, seinem Gegner auch etwas zu antworten, damit er nemlich nicht das Letzte habe.

Der Leipzigische Kunstrichter gläubt, daß gegen einen Feind alles erlaubt sey, wodurch man demselben Abbruch thun kan. Ich will darum auf diesem Blatte eine neue critische Kriegeslist, deren sich unser Kunstrichter bedienet hat, entdecken, damit jedermann sehe, daß er bisdahin nur mit verbotenen Waffen, und wider seinen eigenen Schatten gefochten habe. Ich darf nicht förchten, daß ich durch dieses Vorhaben der Scharfsichtigkeit der deutschen Leser zu nahe trete, nachdem dieser Kunstrichter, der ein Vormund der deutschen Nation seyn will, sich selbst hat bereden können, daß es nicht unmöglich sey, seine Landesleute und Mitbürger durch dergleichen Räncke zu bethören und hinter das Licht zu führen.

Die critische Kriegeslist, der er sich bedienet, bestehet darinnen, daß er in der Vorrede zu seinen Anmerckungen auf eine heimtückische Weise eine historische Wahrheit, welche die Grundfeste von dem Ruhme meines Helden ist, und an welcher niemand, als der in das Gericht einer scheptischen Verstockung gefallen ist, im geringsten zweifeln kan, beyläuftig zu untergraben, und verdächtig zu machen suchet, wenn er auf der 166sten Seite sich vernehmen läßt: „Ich gehe darinnen von

meinem

„ meinem Herren Schweitzer ab, daß ich den „ Text zu meinen Noten nirgends selbst gemacht „ habe.„ So weit vergehet sich der Neid, wenn er durch das Unvermögen, dem sich überall ausbreitenden wohlverdienten Ruhme eines Dichters Abbruch zu thun, noch mehr gereitzet wird, daß er endlich keine Scheue trägt, das wirckliche Daseyn desselben in Zweifel zu ziehen. Bey obiger Ausdrückung bitte ich nur so viel anzumercken, daß eine heimliche Bestraffung seines Gewissens ihm nicht gestattet hat, die gantze Lügen ohne das Milterungs-Wörtlein **nirgends**, wodurch im Gegensatz der Verdacht nur auf einige Stellen des Trillerischen Fragmenti eingeschräncket wird, herauszusagen.

Aber der Leipzigische Verfasser dieser neuen Anmerckungen hat es bey diesem um etwas zweydeutigen Anzuge nicht bewenden lassen; sondern nachdem er einigen unberichteten Lesern dadurch einen Argwohn beygebracht zu haben sich beredet, so hat er ferner in der zweyten Anmerckung auf der 170sten und f. Seiten, wo er die Heimath des Ergäntzungsstückes untersucht, die boshafte List gebraucht, alles so kunterbund durch einander zu werfen und künstlich zu verwirren, daß man nicht leicht sollte errathen können, ob er das Ergäntzungsstück und die Anmerckungen über dasselbe nur einem und demselben, oder gantz verschiedenen Verfassern zueignen wolle: Wobey er sich in dem gantzen Vortrage mit Fleisse einer starcken Zweydeutigkeit bedienet hat, damit er allenfalls gegen die Vorrückung einer offenbaren Lügen eine Ausflucht

flucht haben mögte. Diese Bosheit ist aber um so viel gröſſer, da er nicht alleine kein Bedencken hat, Hrn. D. Triller diese critische Gebuhrt streitig zu machen, als ob sie untergeschoben wäre; sondern noch überdas diese Ungerechtigkeit in der straffbaren Absicht begehet, damit er seinen Muthwillen an der Hrn. Trillern geraubten Schrift selbst desto besser verüben, und sie als ein unvollkommenes / ungleiches / niederträchtiges und in Beyfall und Tadel ausschweifendes Jedermannswerck desto freyer mißhandeln und heruntermachen dürffte; wovon ihn das Ansehen Hrn. D. Trillers noch würde hinterhalten haben. Er wird zwar seine Sache damit um etwas zu mildern und wieder gut zu machen gedacht haben, daß er das geraubte Stücke, welches ich wegen seiner Vortrefflichkeit aus dem Staube hervorzuziehen, und mit Anmerckungen zu begleiten würdig geachtet habe, einem Schweitzer zu Theil werden läßt: Allein die Schweitzer sind es nicht gewohnt, die Wahrheit um eines falschen Scheines der Ehre willen zu verrathen, zumahlen da die vergällte Bosheit dieses Kunstrichters die Ehre, ein Verfasser von dieser Schrift zu seyn, zur Beschimpfung der ganzen schweitzerischen Nation mißdeutet und verkehret.

Die Sätze, die der Leipzigische Verdreher zwar nicht gantz offenbar zu läugnen sich getrauet, aber doch um etwas verdächtig zu machen gute Lust hätte, sind diese: Hr. D. Triller hat den Text des Ergäntzungsstücks verfasset: Dieser Text ist gewiedmet gewesen / die Vorrede / welche der neuen Herausgabe der Fabeln Hrn. D. Trillers

Trillers vorgesetzt ist / zu ergängen: Dieses Ergängungsstücke ist durch einen Kaufmann von der Leipziger Michelis-Messe des vergangenen Jahrs nach Zürich in die Schweitz gebracht worden. Lauter historische Sätze, derethalben kein vernünftiger Mensch fodern wird, daß ich sie à priori erweise, massen dergleichen Wahrheiten lediglich auf eigenem Geständnisse, auf Zeugen und Urkunden beruhen; zu geschweigen, daß dieselben auch ohne die historischen Gründe so viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß sie ohne überwegende Gegengründe nicht so dreiste zu verwerffen sind.

Für die Wahrheit dieser Sätze haben wir erstlich das eigene Geständniß Hrn. Doctor Trillers, auf welches ich mich in der Vorrede zu dem Ergäntzungsstücke offentlich beruffen habe: Nun hat es Hr. D. Triller bis diese Stunde nicht widersprochen; folglich gilt auch hier das bekannte: Qui tacet consentire videtur. Zweytens lehret das Ergäntzungsstück Bl. 154. mit klaren Worten, daß es zu der Vorrede vor dem Trillerischen Fabelbuche gewiedmet gewesen, und einen nahmhaften Theil derselben habe ausmachen sollen. Wer wollte aber vorgeben dürfen, daß die Vorrede zu den Trillerischen Fabeln in der Schweitz fabriciert worden? Drittens kan ich mich auf das Gewissen des Herausgebers dieser Trillerischen Fabeln, und aller Freunde und Verehrer der Trillerischen Muse in Leipzig, die dieses Ergäntzungsstücke im Manuscript gelesen, und von allem Wissenschaft gehabt, beruffen. Viertens kan ich das

Original-Manuscript aufweisen, wie es von Leipzig nach Zürich gebracht worden; ich kan den berühmten Kaufmann nennen, der solches überbracht hat, und die Personen nahmhaft machen, die mit zugegen gewesen, als dieser gelehrte critische Kram ausgepackt worden. Fünftens habe ich Briefe von meinem ungenannten Correspondenten in Leipzig, die mich nicht alleine von der Wahrheit alles obigen feyerlichst versichern; sondern mir noch die weitere Nachricht ertheilen, daß mein Manuscript des Ergäntzungsstückes, so ich habe drücken lassen, gerade zu Anfang um etwas mangelhaft sey; denn kurtz vor der ersten Zeile: **Mein! Was erhebet nicht der ehrliche Mann für ein greuliches Lermen** ꝛc. ? werden die Urtheile des Schweitzers **kindisch**, seine Zunöthigungen **abgeschmakt**, und seine Einwürffe **hämische Verdrehungen unschuldiger Worte und Gedanken** genennet. Diese Briefe halte ich mit Fleisse zurücke, theils meinem Correspondenten zu verschonen, der sonst wegen seines Hochverraths kaum seines Lebens gesichert seyn würde; theils damit ich auf allen Fall die besten Pfeile in dem Köcher behalte. Sechstens wird der gantze Inhalt dieses Fragmenti oder Ergäntzungsstückes, welches eine hertzhafte Beschimpfung und Abfertigung des Schweitzerischen Kunstrichters im Nahmen Hrn. D. **Trillers** enthält, jedermann überzeugen, daß solches weder von dem Zürichischen Verfasser der critischen Dichtkunst, noch von einem seiner Freunde könne verfertiget seyn. Und wer anders denkt, den würde ich billig in den Verdacht fassen, daß er den unwi-

derruf-

derrufflichen Ausspruch, Niemand hat jemahls sein eigenes Fleisch gehasset, in Zweifel ziehen müsse. Siebendens habe ich durch Vergleichung dieses Stückes der Trillerischen Vorrede mit dem Auszuge, der in den hamburgischen Nachrichten zur Vertheidigung der Trillerischen Fabeln gemacht worden, augenscheinlich dargethan, daß diese beyden Stücke einander so ähnlich seyn, als ein Ey dem andern seyn kan; folglich daß sie aus einer Feder geflossen, und in einer gleichen Absicht geschrieben worden. Wer will sich aber erfrechen, die Leute zu bereden, daß der Auszug in den hamburgischen Nachrichten in der Schweitz verarbeitet worden? Achtens könnte ich dieses alles mit chronologischen Gründen befestigen, wenn ich der Sonne eine Fakel anzünden wollte, und es nicht vor überflüssig hielte, meine Leser mit Gründen von dieser Natur zu beschweren. Dazu kömmt noch neuntens, daß dieser critische Fabelhans selbst diese erwiesene historischen Sätze weder offentlich angreiffen, oder durchaus leugnen darf, sondern nur einige unbestimmte Stellen des Ergänzungsstükes, als zugeflickt und untergeschoben gerne verdächtig machen wollte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es ihm vorträglich wäre, wenn er die Leute dieses überreden könnte. Er wird aber so lange den Nahmen eines boshaften und frechen Kerls tragen müssen, bis er diese ihm alleine verdächtigen Stellen, anzeiget, und erweiset, daß sie von einem Schweizer hinzugeflicket worden. Er hat auch bisdahin zum Behuf seiner frechen Muthmassung nichts anbringen können, als daß er Bl. 173. sich auf

seine **Freyheit zu denken, was er will**, beruffet. Meinethalben kan er **denken**, die Schweitzer wohnen hinter den mit ewigem Schnee bedeckten Alpen in den Spälten und Klüften der Felsen; sie sehen den Himmel und das Licht des Tages niemahls als nach einer unterirrdischen Reise von etlichen Stunden, und essen nichts als Haberstroh und Pumpernikel. Diese willkürliche Freyheit wird ihm niemand streitig machen: Aber wenn er dergleichen possierliche Träume in offentlichem Druke für baare Wahrheiten ausstreuet und zu Markt trägt, so muß ers sich gefallen lassen, daß unsre gröbsten Schweitzer Bauren, die niemahls **über einen Steinwurff von dem väterlichen Felsen sich verlaufen haben**, wenn sie in ihrer Höle bey dem düstern Licht einer brennenden Lampe die **Belustigungen des deutschen Witzes** lesen, sich über seine dumme Unwissenheit recht hertzlich lustig machen.

Nachdem ich nun unwidersprechlich erwiesen habe, daß daß Ergäntzungsstücke Hrn. D. **Triller** zum Verfasser habe, so muß ich noch eine wichtige Probe von dem critischen Geschmacke dieses Leipzigischen Sprachrichters darlegen. Er sagt auf der 172sten Seite mit einer gravitätischen **Dorfschultzemine**: „Ich bin nebst andern ehrlichen Deutschen der Meinung, daß das **Ergänzungsstücke** gewiß einen Schweitzer zum Vater habe. Denn es ist meines Erachtens so schweitzerisch, daß es nicht schweitzerischer seyn könnte. Und da es uns einmahl den Nahmen seines Verfassers nicht hat sagen wollen: So würde

„ würden die Deutschen das blosse Vaterland
„ endlich, auch ohne es nennen zu hören, errathen
„ haben. „ Ich lasse meine Leser aus dieser Probe ermessen, wieviel dem mechanischen Geschmak dieser Deutschen, denen der Leipziger den seinen leihet, im Puncte der Sprache und der Höflichkeit zu trauen sey, da sie es in denen darauf gegründeten Urtheilen eben so nahe und glücklich treffen, als nahe die Schweitz von Saarbrüken abgelegen ist: Und nach welchen sie die niedersächsische Schreibart eines berühmten deutschen Dichters von der groben und rauhen Schweitzerischen nicht zu unterscheiden wissen. Was im übrigen den Vorwurff der Grobheit und andere Beschimpfungen, womit der gute Mann auf den erdichteten Schweitzer gezielet, anbelangt, so fallen dieselben alle auf Hrn. D. **Triller** zurücke, als den wahren Verfasser des Ergäntzungsstückes; und ich überlasse seiner streitbaren critischen Feder diese Unbill zu rächen. Doch wie ich vermuthe, so wird er auch selbst dieser Mühe vielleicht können überhoben seyn, denn ich zweifle keineswegs, es werde der Leipzigische Tadler, wenn er sehen wird, daß ihm sein Anschlag mißlungen, und er Hrn. D. **Trillern** obgleich wider Willen für den wahren Verfasser des Ergäntzungsstückes erkennen muß, nach seiner Freyheit **zu denken, was er will**, dieses Ergäntzungsstück, welches ihm in der Beredung, daß es **in der Schweitz** zu Hause sey, so abgeschmakt vorgekommen, bald in einem andern Licht als eine abgenöthigte, gelassene, in Beyfall und Tadel unpartheyische und gerechte Schutzschrift,

die unmöglich von jemand anders, als dem grösten Dichter Deutschlands hätte können verfertiget werden, ansehen, und also Hrn D. Trillern seinen Ruhm wieder herstellen.

Sollte aber der Leipzigische Tadler, der sich allezeit ein offenes Loch zum Abzug vorbehält, (siehe auf der 167sten Seite,) sich mit dieser kahlen Ausflucht bedecken wollen; er habe in der zweyten Anmerkung durch die höflichen und hochdeutschen Beschimpfungen nicht so fast das Ergäntzungsstücke selbst, als vielmehr die schweitzerischen Anmerkungen zu demselben gemeint; so gestehe ich zwar gar gerne, daß diese Anmerkungen aus meiner Feder geflossen, und daß ich ein ehrlicher Schweitzer bin, (denn es wird eben so wenig ein Lumpenstück seyn, ein Schweitzer, als ein Sachse und Meissner zu seyn): Aber wenn er mich um dieser unschuldigen Anmerkungen willen offentlich zu beschimpfen über das Hertz bringen können, so sage ich ihm gantz dreiste ins Angesicht, daß er Lob und Tadel nicht zu unterscheiden weis, und daß ihn der blosse Neid dazu muß angetrieben haben. Jedermann hat erkennt und mir das Zeugniß gegeben, daß ich Hrn. D. **Trillers** critische Großmuth u. Stärke nach Verdienen gelobet, und sein Lob in das helleste Licht gesetzet habe: Nur dieser neidische Klügling will die Leute überreden, ich habe selbigen durch dieses Lob gröblich beschimpfet, und es sey mir bey meinem Lobe nicht recht Ernst gewesen. Welche Vermessenheit! Weiß er denn besser, was ich denke, als ich? Oder wer hat ihn zum Richter über andrer Leute Absichten gesetzt?

setzt? Ich fodere ihn offentlich heraus, daß er mir die Stellen in meinen Anmerkungen über das Ergäntzungsstücke deutlich anzeige, mit welchen ich Hrn. D. Triller sollte beschimpfet haben, und wo er solches nicht leisten kan, so sage ich ihm, daß er sich besser zu einem Fußknechte bey einem Schweitzerregimente, als zu einem Kunstrichter in der Gelehrsamkeit schicke.

IV.

Abgenöthigtes Lob eines critischen Versuches von einer freyen Uebersetzung aus der schweitzerischen in die sächsische Sprache.

ES ist ein untrügliches Symptoma und Kennzeichen einer schweren Leibes- oder Gemüthskrankheit, mit Nahmen der Schwindsucht und der Zanksucht, wenn einer so murrisch ist, daß er mit jedermann über Sachen zu keifen anfängt, wo doch kein Widerspruch ist. Da nun der Verfasser der neuen Anmerkungen selbst bekennen muß, daß man seine Anmerkungen einer Unpäßlichkeit zu danken habe, und daß dieselben nicht anders als durch seine Krankheit möglich gewesen seyn, so läßt sichs aus dem Inhalt der vierten und der fünf folgenden Anmerkungen auf der 176 - - 178sten Seite mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schliessen, daß diese ungenannte Krankheit, durch welche allein diese Anmerkungen möglich gewesen, keine andere, als die Schwind-

oder Zanksucht seyn könne. Er fängt daselbst an, mit mir ohne den geringsten Anlaß auf eine so bittere Weise über solche Artickel zu keifen und zu balgen, worüber ich ihm doch niemahls wiedersprochen habe. Es ist mir niemahls in den Sinn gekommen, mich für einen gebohrnen Meißner oder Hochdeutschen auszugeben, vielweniger hat mich der Kitzel gestochen, meine geringe Arbeit über das trillerische Ergäntzungsstücke für ein Muster der Reinigkeit und Zierlichkeit der hochdeutschen sächsischen Mundart zu verkauffen, ob ihm gleich das äusserliche Ansehen eines Autoris Classici nicht fehlt. Ich bin ein Schweitzer, der sich seines Vaterlandes nichts zu schämen hat, und verhoffentlich hat auch das Vaterland keine Ursache sich meiner zu schämen. Habe ich nicht auf dem Titelblatte des Ergäntzungsstückes mit grossen Buchstaben ein offentliches Bekenntniß davon abgelegt, daß ich mir eine nicht geringere Ehre daraus mache, ein Schweitzer, als ein Zunftgenosse der Verehrer der trillerischen Muse zu seyn? Was hat er denn für Ursache sich mit mir zu balgen, daß ich rein schweitzerisch rede; er muß ja auch selbst so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen? Doch es wäre eine strafbare Undankbarkeit, wenn ich nicht gestühnde, daß er mir obgleich wider seine Absicht einen wichtigen Dienst geleistet, daß er seine deutschen Leser nicht länger hat rathen lassen, wo sie etwann angestanden haben, sondern denselben wiewohl ungebeten auf eine besonders liebreiche Art an die Hand gegangen, indem er denselben zu gefallen meine

dunkeln

dunkeln Redensarten und Suizerismos ins gut Deutsche übersetzt, und dadurch das Lob meines Helden jedermann verständlich gemacht. Und ich kan ihn versichern, daß diese Probe seiner Fähigkeit im Uebersetzen ihm in der Schweitz einen solchen Credit erworben, daß ich nicht zweifle, wenn einmahl den Entlibucherbauren die Lust ankommen mögte, mit seinen sächsischen Hrn. Nachbarn im Thüringerwalde den so lange dauernden Streit wegen des Vorzuges in der Complimentierkunst abzuthun und beyzulegen, daß sie ihn nicht vor allen andern zum Dollmetschen ernennen würden; um so viel mehr, weil bey den Hochdeutschen ihre reine wohlfliessende Mundart einem Erweise alle seine Kraft mittheilen muß; da hergegen eine mathematische Demonstration in dem Munde eines Schweitzers gantz seichte und kraftlos wird. Ich muß auch bekennen, daß diese seine Uebersetzung einiger, obgleich weniger, doch wichtiger und schwerer Stellen aus der schweizerischen in die obersächsische Sprache nicht schlechter gerathen ist, als manche die seit einigen Jahren aus französischen Originalien in Leipzig ans Licht gestellet worden ist. Doch kan ich dabey nicht verhölen, ich sage es aber nicht ihn deswegen zu tadeln, daß, ob gleich seine Uebersetzung, für sich selbst betrachtet, rein sächsisch Hochdeutsch ist, er gleichwol meine Begriffe und Gedanken durchgehends ziemlich übel getroffen, und ausgedrückt hat: So daß man selbige in Absicht auf meine Gedanken nur für eine freye Uebersetzung halten muß. Wenn aber nach dem bekannten

Sprüchwort, Gratia gratiam parit, ein Dienſt des andern werth iſt, ſo will ich ihm über die ſchweitzeriſche Sprache in Abſicht auf die angeführten und überſetzten ſchweren Redensarten izo einen vertraulichen Unterricht ertheilen; welcher ihn in den Stand ſetzen wird, die Natur dieſer Sprache vollkommener einzuſehen und kennen zu lernen.

Ich ſtuhnd gantz betretten) **iſt rein ſchweitzeriſch**, ſagt er, **und heißt auf deutſch ſo viel, als**: Ich war gantz zweifelhaft. Allein da muß ich erinnern, daß der Hr. Ueberſetzer den Nachdruk dieſes Suizeriſmi nicht glüklich errathen hat. **Einen auf der Stelle, über der That, betreten** iſt unſtreitig eine hochdeutſche gute Redensart, wie auch Hr. **Steinbach** in ſeinem Libro ſymbolico verſichert. Der Gemüthszuſtand eines ſolchen Menſchen, der **auf der That betreten wird**, muß nothwendig voll Beſtürtzung, Verwirrung, Scham, Rathloſigkeit und Unſchlüſſigkeit ſeyn: Wenn ich nun dieſen oder einen ähnlichen Gemüthszuſtand mit Worten ausdrücken will, ſo kan es gewiß nicht deutlicher und füglicher geſchehen, als durch die Vergleichung, wenn ich ſage: **Ich bin in einem ſolchen Zuſtande**, oder, **ich ſtehe da, wie einer, der auf der That betreten worden.** Nemlich nicht bloß **zweifelhaft**, was ich thun wolle, denn dieſes iſt nur etwas zufälliges bey dieſem Zuſtande; ſondern ich bin gantz beſtürtzt, in der gröſten Verwirrung, voll Scham, und ohne Rath. Dieſe Hauptbegriffe aber kan das Wort zweifelhaft

felhaft gar nicht ausdrücken, weil der Zweifel bey gantz andern Gemüthesverfassungen eben so wohl statt haben kan. Und in so weit, als lange ich bey der Vergleichung stille stehe, und sage, **ich stehe, wie betreten**, ist nun meine Ausdrükung noch gut Deutsch, weil die Redensart, **einen betreten**, unstreitig den Obersachsen gar geläufig ist. Aber wenn ich dann nur einen Schritt weiter gehe, und diese Vergleichung in eine Metaphor verwandle, und sage, **ich stehe betreten**, so verfalle ich eben dadurch in den Suizerismum; denn die Hochdeutschen, damit man sie auch verstehe, wenn sie nichts sagen, hassen alle Ausdrücke, die viel gedenken lassen; und darum haben sie auch seit einem halb Dutzend Jahre eine Menge Metaphoren aus ihrer Sprache verbannet. Sie sind nicht mehr auf **eine so haushälterliche Einrichtung ihrer Sprache**, wie ehedessen, bedacht, da man sich ein grosses darauf eingebildet, daß man mit wenig Worten viel hat sagen können, gleich als ob man sich seiner Sprache hätte zu schämen gehabt. Wie wollten sie aber heut zu Tage den Reichthum ihrer Sprache behaupten können, wenn sie nicht durch häufige Exempel und Proben unwidersprechlich dargethan, daß sie in ihrer Heldensprache mehr sagen können, als sie gedencken; zumahlen da ihre Leser grossentheils gewohnt sind, **nur über ihre Büchlein weg zu riechen.** Zugeschweigen, daß solche Ausdrückungen, die dem Nachdenken die geringste Arbeit machen, den zarten deutschen Ohren nothwendig als hart und rauh vorkommen und dieselben

ben verletzen müssen. Wenn denn gleich diese Redensart in Opitzens und anderer Schriften zuweilen vorkommen sollte, so muß man wissen, daß man sich iezo nicht mehr an diese Muster zu halten hat, nachdem Hr. **Gottsched** die wohlfliessende Sprache vor allem Zwange der Gedanken, und den Schweitzerischen Metaphoren vollkommen gereiniget hat, indem er diese wieder in ihre Elemente aufgelöset, und das Vergleichungswörtgen **wie** wieder in sein altes Recht eingesetzet hat. Man wird also inskünftige nicht mehr sagen, **Ich stehe betreten**, sondern mit allen redlichen Hochdeutschen, **Ich stehe wie betreten.** Oder wenn man sich nach Art der **neumodischen** deutschen Sprache, die niemahls weniger sagt, als sie sagen will, etwas vollständiger ausdrücken wollte, wird es heissen müssen: **Ich bin ganz bestürtzt, in der grösten Verwirrung, voll Verdruß und Scham, und dabey ganz zweifelhaft.**

Ich stuhnd in der Beredung, d. i. (nemlich auf Deutsch) in der Meinung.] Bey uns in der Schweitz hat man niemahls keine **Meinung** ohne eine vorhergehende **Beredung**, daß etwas seyn, oder nicht seyn könne, welche durch wahrscheinliche Gründe und Vorstellungen gewirket wird. Aber in Deutschland verhält sich die Sache ganz anders, angesehen die Deutschen nach ihrer angebohrnen Freyheit sich keine Meinung durch Gründe aufdringen, oder, welches gleichgültig ist, sich dazu bereden lassen; sondern sie wehlen ihre Meinungen nach ihrer freyen Willkür, kraft deren

ren einem auch erlaubt ist, zwo gantz widerwärtige Meinungen anzunehmen und zu herbergen, auf die Weise, wie die zwey leinene Tücher in Stoppens Fabel sich in einem Sacke haushältlich niedergelassen, ob sie gleich einander beständig in den Haaren lagen, und sich mit einander rauften. Ich bin sicher, daß ohne diese vorläuftige Nachricht von dem Character dieser beyden Nationen, die ich aber nur in den Personen ihrer Repräsentanten vorstelle, die wenigsten von meinen Lesern den Grund, warum der sächsische Sprachrichter die Redensart, **ich stehe in der Beredung**, durch **ich stehe in der Meinung**, wohl übersetzet hat, würden eingesehen haben.

Sich vermessen, heißt am **gewöhnlichsten bey den alten Deutschen**, sich auf eine freche und unverschämte Art rühmen, **oder** ausbiethen.) Ich muß hier erinnern, daß der sächsische Sprachrichter durch **die alten Deutschen**, nicht die alten Schweitzer, **denen aus Liebe zur Freyheit die Herrschaft der deutschen Kaiser unerträglich geworden ist**, noch die Meistersänger, die zur selbigen Zeit in Deutschland geschwärmt haben; sondern diejenigen verstehe, die seit **Opitzens** Zeiten bis auf Hrn. **Gottsched** in deutscher Sprache geredet und geschrieben haben: Diese werden in Absicht auf die Sprache die **alten Deutschen** genennet, weil Hr. **Gottsched** diese Sprache in ein gantz neues Model gegossen, so daß uns die Schriften jener alten Deutschen fast unverständlich geworden sind. Diese Redensart: **Sich vermessen**, ist folglich kein Suizerismus,

sondern

sondern ein Archaismus; weilen Hrn. **Gottsched** und den übrigen Puristen unsrer Zeiten gefallen hat, dieselbe in die Reichsacht zu erklären, angesehen sie in ihrem Ursprunge ebenmässig auf eine Metapher gegründet ist. Hr. Prof. **Breitinger** hat in dem zweyten Theile seiner **critischen Dichtkunst** in dem zweyten Abschnitte auf der 81sten Seite den Grund und Ursprung dieser Redensart weitläuftig erkläret, und gezeiget daß **sich vermessen** eigentlich so viel sey, als in Reden und Thaten das Maaß der Kräfte gleichsam übersteigen, und sich dadurch in augenscheinliche Gefahr werffen; daneben hat er behaupten wollen, daß es durch **sich unterstehen** als eine gleichgültige Redensart keineswegs übersetzt werden könne. Allein in dergleichen Glaubensartikeln müssen wir unsere Vernunft unter den Gehorsam des tyrannischen Gebrauches gefangen nehmen, dessen Autonomie dieser Zeit Hr. **Gottsched** und seine geheimsten Freunde mit unbeschränkter Gewalt verwalten.

Die Wunde, welche durch Ablösung der Ribbe geschlagen worden) Es giebt gewisse verblühmte Redensarten, die sich auf eine landübliche Mode oder Gewohnheit gründen. Da nun diese Moden und Gewohnheiten an verschiedenen Orten gantz verschieden sind; so muß zwar ein Sprachverständiger Mann **in allen Theilen der Gelehrsamkeit sich wol umgesehen haben**, wenn er in seinem Ausdrucke keine Schnitzer begehen, und andern nicht lächerlich werden will: Doch können die Leser eben wegen dieser Verschiedenheit

der

der Gebräuche von einem Schriftverfasser ohne die gröste Ungerechtigkeit nicht fodern, daß er allemahl gerade die bey ihnen üblichen Gebräuche zum Grunde seiner Allusionen annehme; sondern man muß zufrieden seyn, wenn er dergleichen verblühmte Redensarten mit der bey ihm landüblichen Mode und Gewohnheit rechtfertigen kan. Diesemnach muß man wissen, daß ich die Blätter der Trillerischen Schutzvorrede, wie sie auf einander folgen und mit einander verknüpft sind, als so viele Ribben angesehen, da nun diese in dem Schweizerlande nach dem bey den dasigen Artzneyverständigen beliebten Kunstworte **abgelöst**, hergegen Arm und Bein **abgenommen** oder **abgestossen** werden, habe ich mich nicht wohl anderst ausdrüken können: Denn bey uns sind **mit einander verbunden seyn**, und **auf** oder **abgelöst** werden, Redensarten, die sich auf einander beziehen, und man kan bey uns keine Ribbe wegschneiden, ohne dieselbe **abzulösen.** Aber in Deutschland muß dergleichen Operation, wie ich höre, gantz anders eingerichtet seyn. **Daselbst ist das Ribbenablösen seit einer Handvoll** 1000. **Jahre beynahe überall aus der Mode gekommen**, und man hat eine gewisse neue Erfindung, nach welcher man die Ribbe wegschneiden kan, ohne sie **zu lösen.** Hergegen werden die Glieder, Arm und Bein, nicht mehr **abgenommen** oder **abgestossen**, sondern nur **abgelöst.** **So werden** auch **in Deutschland die Wunden nicht geschlagen, sondern nur schlechtweg** gemacht. Und ich wollte niemand rathen, daß er so frech

seyn

seyn und fragen solte, wie sie denn **gemacht** werden? Denn dieses ist ein Geheimniß, das man nicht leichterdings verrathen und unter die Leute bringen muß. Man siehet also aus diesem Beyspiele, wie sorgfältig man die Suizerismos von den Germanismis zu unterscheiden hat, wenn sie auf gantz ungleiche Gewohnheiten gebauet sind. Ich muß auch hier beyläuftig erinnern, daß es ein **anatomisch-physiologischer** Soloecismus ist, wenn man sagt: **Sein grosses und dabey sanftmüthiges Hertz kan alle Unbillen verdauen**: Anstatt, daß man mit unserm hochdeutschen Notenmacher sagen sollte: **Sein grosser und dabey sanftmüthiger Magen** [versteht sich, der Magen der Seelen,] **kan alle Unbillen verdauen.**

Alpgebürge, **Dieses heißt so viel als Alpengebürge.**] Es ist seltsam, daß die Leipziger, die keine Alpen haben, die Alpeneinwohner erst noch lehren müssen, wie sie ihre Gebürge auf gut Deutsch nennen sollen. Bisdahin haben die Schweitzer gesagt, **die Alpe**, in plurali, **die Alpen**. Hingegen **der Alp**, oder **das Alpmännchen**; Und in der Zusammensetzung **Alpstein**, **Alphorn**. Aber ich werde auf den ersten Landsgemeinden zu Zug, Uri, Schweitz, Unterwalden, Glarus und Appenzell, mit allem Ernst vortragen lassen, daß man auf und annehme, inskünftige nicht mehr **Alpstein**, **Alphorn** ꝛc., sondern nach der hochdeutschen, sächsischen Analogie **Alpenstein**, **Alpenhorn**, ꝛc. zu sagen; aus dem wichtigen Grunde, damit die Hochdeutschen nicht meinen möchten, die schweitzerischen **Alpgebürge** seyn unsichere, dürre

dürre und schrekliche Wüsteneyen, wo der **Alp**, oder **die Alpmännchen**, die Leute und das Vieh durch ein gräßliches Blasen in ein Horn erschreken, und des Nachts drücken und plagen.

Der ihnen das Handwerk niedergelegt] In Deutschland sagt man von einem Handwerker, wenn er sein Handwerk freywillig nicht mehr treiben will: **Er leget es nieder.** Hergegen kan man passive nicht sagen: **Es ist ihm niedergelegt worden**, wenn einer wieder seinen Willen dazu gezwungen wird, daß er es niederlegen muß. Dieses wäre ein grober Suizerismus; dafür die Hochdeutschen gantz nachdrüklich sagen: **Es ist ihm gelegt worden.** Wollte mich jemand fragen, wenn einer sein Handwerk selbst niederlegen kan, ob es denn lediglich unmöglich sey, daß einem andern dasselbe mit Gewalt könne niedergelegt werden? So würde ich ihm kurtz antworten, daß man dergleichen gefährlichen Einstreuungen des critischen Unglaubens kein Gehör geben, sondern dieselben unterdrücken müsse: Es gilt hier nicht grübeln, sondern einfältig glauben.

Grad als ob man zugeben müßte; d. i. zu Deutsch, gerade (und mir ists zu Französisch): **Denn von den 360. Zirkeltheilen ist hier nicht die Rede.**] Ich bitte zwar, nicht zu glauben, daß sonst in Deutschland jemand so dumm sey, dem bey dieser Art des Ausdruckes: **Grad als ob** ꝛc. der Sinn an die 360. Zirkeltheile kommen sollte. Sonst wenn ich nicht so wohl wüßte, daß dieses ein sehr gewohnter Suizerismus wäre, so würde ich mirs nicht ausreden lassen, der Hr. Noten-

macher habe mit dieſer Anmerkung Hrn. D. Steinbach eins verſetzen wollen, weil dieſer in ſeinem deutſchen Wörterbuche das Schweitzeriſche Grade dem Hochdeutſchen Gerade vorziehet.

Obrigkeitlich verordnete Bücherärzte.] Bey dieſer Metapher fraet es ſich, ob ſie für eine Spötterey und für lächerlich zu halten ſey: Der Leipzigiſche Notenmacher weiß an der Richtigkeit der Metapher nichts zu tadeln: Es iſt ſo ferne, daß ſie an Deutlichkeit und Wahrſcheinlichkeit einigen Mangel leide, daß ſie eben deswegen dem Leipzigiſchen Tadler ſo verhaßt iſt. Er ſagt daher auf der 180ſten Seite: „Er geräth darüber „ gar in die Metapher, und nennt dieſe Cenſo„ren, mit einer recht feinen Spötterey, obrig„keitlich verordnete Bücherärtzte. „ Und auf der folgenden Seite: „ Die dritte Unbedachtſamkeit, „ die er begangen hat, iſt dieſe, daß er Leute, „ von denen er uns vorzuſagen weiß, daß ſie durch „ höhern Befehl verordnet ſind, mit Titeln be„legt, die von ihm für ſpöttiſch und lächer„lich gehalten werden. „ Es muß einer wahrhaftig ſelbſt ein hochgeſchorner Bücher-Cenſor ſeyn, wenn er ſich darüber ärgert, daß man ihn mit einem Artzte in Vergleichung ſtellet. Und wenn der Leipzigiſche Tadler dieſe Metapher als niederträchtig und unedel, und darum als ſpöttiſch und lächtrlich durchziehet, ſo muß ich es, weil ich ſelbſt kein Artzt bin, der medicíniſchen Facultät überlaſſen, die Würde dieſer Metapher zugleich mit der Würde ihrer Profeſſion zu retten, da man dieſelbe ſo niedrig tractiert, als ob

es

es die bestellte Büchercensoren für einen Schimpf zu rechnen hätten, wenn man ihr Amt mit dieser ihrem vergleicht. Wenigstens bey uns in der Schweitz stehen die Aerzte in einem bessern Ansehen, und jedermann achtet es sich für eine besondere Ehre mit denselben verglichen zu werden. Aber vielleicht ist es in Deutschland Sünde von Männern, die in einem offentlichen Amte stehen, in der Metapher zu reden. Im übrigen ist mein Tadler entweder zu dumm oder zu boshaft gewesen, als daß er hätte merken wollen, daß ich von der **Gelindigkeit und Gefälligkeit der Büchercensoren** nur ganz historisch geredet, ohne darüber zu urtheilen, ob ich dieses Verfahren für lob- oder tadelwürdig achte; weil ich durch mein Urtheil das Geschehene nicht ändern konnte: Mein Tadler ist deswegen recht unverschämt und boshaft, daß er mir Schuld giebt, **ich wolle den L*** Censoren Gesetze geben, und anordnen, was sie stehen lassen oder ausstreichen sollen.** Oder mit was vor Fuge hätte ich es tadeln können, daß sie haben stehen lassen, was ich selbst, nachdem es durch einen Zufall verlohren gegangen, aus dem Staube hervorgezogen, und des Tageslichtes würdig geachtet habe? Allein für dergleichen Tröpfe kan ich wohl beten, aber sie überzeugen so wenig, als einen Mohren weiß waschen.

Absonderliche Nachricht.

MEinem geheimen Correspondenten, der mich mit so getreuen Nachrichten und so geschikten Erinnerungen bedienet, wird die Versicherung gethan, daß ich mich derselben allemal auf eine so behutsame Art gebrauchen werde, damit ihm daher von dem mächtigen Arm der gestraften Poeten und Kunstrichter kein Verdruß begegnen möge. Ich wünsche, daß er nur großmüthig fortfahre, mir zur Beschämung des übeln Geschmackes die Hand zu bieten. Insbesondere wäre mir lieb, daß es ihm gefiele, mir in Nürnberg, Ulm, Tübingen, oder sonst an einem bequemen Orte eine Person zu benennen, an welche ich dasjenige zur Bestellung überschicken könnte, was ich je zu Zeiten mit ihm absonderlich und im Vertrauen zu sprechen habe.

Erlenbach Conrect.

Druckfehler in der Abhandlung von den poetischen Gemählden.

2. S.	15. Z.	Er empfängt die Eindrücke so zu sagen ohne Bewegung. Leset: ohne sich zu bewegen.
8.	1.	Leset: und helfen einander in der Formierung unsrer Ideen, eben auf dieselbe Art, wie die Augen ꝛc.
10.	4.	Leset: sie würde uns sehen lassen.
18.	5.	Leset: als daß er von den Musen auf eine Zeitlang Abschied nahm, und eine Reise that.
18.	18.	Leset: Abziehung. Denn Abgezogenheit bedeutet den habitum.
20.	7.	Leset: das andere Mittel.
25.	14.	Leset: übelgestaltet.
27.	12.	Leset: Massen alle diese Künste in einer genauen Verwandtschaft mit einander stehen, welche vornehmlich darinnen besteht, daß sie sämtlich eine geschickte Nachahmung der Natur sind.
29.	2.	Schreibet: Bettelmönche.
30.	5.	Leset: was vor Abscheu würde der Anblick ꝛc.
31.	10.	Leset: die übrigen dreye.
32.	25.	Leset: die in dem Zeuge verborgen lagen.
36.	20.	Leset: gnugsame Anzeige.
37.	8.	Leset: sie werden sich genöthiget sehen.
44.	9.	Leset: desiato Viso.

53. S. 11 Z. Leſet: die Natur greift in Verfertigung ihrer Gemählde die Arbeit alſo an.
53. - 17 - Leſet: Alſobald nimmt das muntere Gemüthe dieſe Veränderung wahr, die ꝛc.
55. - 13 - Leſ. Wer denſelben hererzehlen will, muß beynahe die Natur hererzehlen.
Ib. - 18 - Leſet: wenn wir durch dieſen Nahmen ꝛc.
58. antep. Leſet: den aber die Natur.
62. pen. - Leſet: die wenigen Nachrichten der H. Scribenten.
78. - 20 - Leſet: dieſe Stücke ziehen gantz eigene und verſchiedene Umſtände mit ſich, derer Erzehlung die Perſonen gleichſam in unſre Gegenwart herbeybringt.
80. - 14 - Achilles richtet den Geſandten Agamemnons mit eigenen Händen ein Gaſtmahl zu.
81. - ult. Ob ſie gleich dem Dantes ꝛc.
82. - 6 - Leſet: der Umſtände.
93. - ult. Leſet: nachdrücklich und genau bestimmt.
94. - 24 - Leſet: verſchaffet wird.
103. - 3 - Leſet: Ohne Sparen.
107. - 7 - Leſet: Selbſt in den Erzehlungen.
108. - 3 - L. der geringſten u. der wildeſten.
Ib. - 18 - Leſet: wo man ihn nach der Natur ꝛc.
109. - 1 - Wahrſcheinlichkeit genug.
111. - 21 - Leſet: Gleichheit genug.

120 S.

120. S. 6 Z. Leset: in alle Livereyen der Sommerpracht.
121. - 16 - Leset: So daß wir dabey in eine Einsicht ꝛc.
125. - 9 - Leset: einigermassen erkläre, und wenigstens überhaupt anzeige.
132. - 18 - Leset: und den Empfindungen anstellet, die von den gegenwärtigen Sachen und Neigungen entstehen.
139. - 2 - Leset: weil man sie nicht anderst, als mit vielen Worten erklären kan.
140. - 20 - Leset: Er meinet, dieses sey von demjenigen ꝛc.
142. - 7 - Leset: als die Zufriedenheit, die in demselben ꝛc.
146. - 6 - Leset: Schlösser.
147. - 10 - Leset: abgesonderte Stücke.
147. - 11 - Leset: und zu welchen.
148. - pen. Leset: noch.
149. - 1 - Leset: eben aus dieser Ursache ein beständiges Auge.
Ib. - 16 - die Schönheit sowohl eines Gedichtes, als eines Angesichtes, auszumachen.
Ib. Antep. zu unterrichten. In denselben herrschet.
156. - 7 - Leset: Ungestalt.
Ib. - 11 - Leset: Nun lehret uns die Erfahrung.
164. - 17 - Leset: Aber in diesem Abschnitte ist es uns ꝛc.
166. - 5 - Leset: das Angesicht.
183. - 3 - Leset: nichts mehrers, als sein Wille.

196 S. 15 Z. Leſet: dieſe zwo Zeilen.
214. - 24 - Leſet: wodurch denn die Erſtaunung geſetzter worden, und auf einen geringern Grad gefallen iſt.
217. - 14 - Leſet: welche beyde das Concavum ꝛc.
223. - 22 - Leſet: ſie uns in ihrer Gröſſe ꝛc.
250. - 15 - Leſet: entbinden, damit er ausraſten könne.
269. - 7 - Leſet: welches zum theil nicht wahr iſt.
Ib. - 16 - Leſet: weil eine ſolche ein viel ruhigeres Gemüthe erfodert.
270 - 27 - Leſet: ob ſie gleich viel gewöhnlicher ſind.
274. - 20 - Leſet: zu den gewaltthätigen Werckzeugen des materialiſchen Reiches.
291. - 26 - Leſet: zu welchem unter den jungen Fürſten ſie am meiſten Zuneigung bey ſich verſpürete.
302. - 18 - Leſet: zeiget uns Ovidius dieſelbe -
304. - 7 - Leſet: den Eingang in die unſrige.
Ib. - 18 - Leſet: Eine tiefe Erſchlagung des Gemüthes.
306. - 17 - Leſet: nachdem ſie izo ihre letzte Hoffnung mit Polidor verlohren.
311. - 25 - Leſet: Epiſtrophe.
318. - 5 - Leſet: Jezo vertieft ſich das Hertz.
323. - pen. Leſet: die Art der Sätze mag ausgeſetzet ꝛc.
328. - 5 - Leſet: damit er ſich zum wenigſten die kurtze Zeit wohl zu Nutzen gemachet. ꝛc.
329. - 14 - Leſet: Andencken ſtatt Angedenken.

339 S. 14 Z. Leſet: oder daß ſie mehrern Grund in meinem Witze ꝛc.
348. - 25 - Leſet: Schickte es ſich vor ſeinen Affect, könnte man ſagen, auf der Gaſſe oder in ſeinem Zimmer ſelbſt die Worte in Verſe oder in Reimen zu binden? Geſetzt, der Ehmann ꝛc.
370. - 1 - Leſet: ſich in allerhand Umſtänden des gemeinen Lebens offenbaret.
373. - 3 - Leſet: Paſcals Gedancken können auch unter dieſe Claſſe gebracht werden, wiewohl ſie einer andern Art ſind.
Ib. - pen. Leſet: Insbeſondre hindern mich - -
375. - ult. Leſet: geht wohl ein Jahr vorbey -
391. - 15 - Leſet: die ihn zu einer gewiſſen Tugend ꝛc.
392. - 2 - Leſet: da dieſe zur Anleitung des Lebens ꝛc.
397. - 1 - Leſet: Ob ihm gleich nicht eine einzige Legion zu Gebote ſtuhnd.
397. - 14 - Leſet: und aller nichtswerthen jungen Leute.
Ib. - 24 - Leſet: beſeſſen.
399. - 20 - Leſet: zubereitet war.
401. - 22 - Leſet: die einander.
402. - 18 - Leſet: denn man ſtellt ſich einen Verſchwender vor, als einen, der ꝛc. hingegen einen Geitzigen, als einen der ꝛc.
408 - 9 - Leſet: und einen jeden Pinſelzug oder Pinſelſtrich der Mahlerey ꝛc.
410 - 5 - Leſet: Ihnen.

411 S. 9 Z. Leſet: von.
414 - 2 - Leſet: welche aus den Idealen, d. i. den moraliſchen, und den hiſtoriſchen zuſammengeſetzet wären.
418 - 14 - Leſet: von der Lügen.
424 - 5 - Leſet: und dem Scipio zuwider.
427 - 17 - Leſet: einen Buhler nicht mißgönnen.
431 - 21 - Leſet: Andencken.
433 - 24 - Leſet: publik Spirit.
450 - 23 - Leſet: die Mönche. Item 451. - 4.
454 - 6 - Leſet: Scholiaſtas.
469 - 23 - Leſet: die zehn Jahre.
470 - 13 - Leſet: was dieſe anlanget, ſo haben ſie zwar ꝛc.
472 - 6 - Leſet: von einer Materie.
455 - 12 - Leſet: einen heimlichen Stich, indem ſie zu gedencken geben, warum Cäſar ſich alleine vor ſicher achte ꝛc.
492 - 8 - l. müſſen dieſe Eigenſchaften nothwendig verborgen und im Dunckeln bleiben.
499 - 12 - l. daher genommen hat.
498 - 16 - l. welche über die Gemüther, ſo ꝛc.
500 - 20 - l. wo wir desfalls eine groſſe Aehnlichkeit ꝛc.
501 - 9 - l. Gedächtniß.
Ib. - 16 - l. Drangſal.
502 - 1 - l. ungeachtet die Bilder und Figuren der Ebräer alle beybehalten worden. Das macht, ſie ſind von gantz gemeinen Würkungen u. Sitten der der Natur hergenommen. Und auf dieſe Weiſe ꝛc.

506 S.

506 S. 27 Z. les. Man berühret mit der Hand, wenn man mißt.
529 - 6 - l. des Verstandes und der Narrheit deutlich zu begreiffen.
533 - 18 - l. Es ist vergebens, daß ꝛc.
535 - 25 - l. am meisten bewiesen hätte.
28 - l. Busse gethan hat.
557 - 8 - l. damit er von solchen seltsamen Nachrichten gründlichern Bericht einnähme.
559 - 10 - l. offenhertzig erkläret hatte.
561 - 7 - Diese Zeile sollte eingeschlagen seyn.
562 - 12 - l. daß sie den Mitreus diese Schwachheit nicht mitansehen ließ.
565 - pen. Eine so standhafte Liebe zu einer Person gefasset, die sich ꝛc.
566 - 16 - l. Ahalibama.
568 - 7 - l. daß er noch lebete.
573 - 1 - l. mitgetheilet.
- 11 - l. diese poetische Vorstellung der geistlichen Wesen in sichtbarer Gestalt.
579 - 16 - l. sind ungestaltet ohne Nuzen.
583 - 18 - l. ein so fürchterliches Ansehen.
587 - 5 - l. eine mehr als riesenmässige Gestalt!
591 - 18 - l. als so vieler geistlichen Nationen.
593 - 8 - l. Saksper.
602 - 13 - l. Scharfsinnigkeit und Erfindungskraft genug.
603 - 6 - l. In der strengen Lehrart verfasset, wie sie von einem dogmatischen Lehrer verfasset würden.

612 S.

612 S. 27 Z. l. daß einer Fabel darum nicht viel von ihrem Werthe abgehet, wenn darinnen gleich nichts ernsthaftes, prächtiges, und unerhörtes enthalten ist.
615 - 23 - l. seines Eheweibes.
617 - 14 - l. das sie nur an eine Frau bindet.
- pen. - l. eingeführt werden.
618 - 16 - l. keine geringere Verbindung gefunden wird.
620 - ult. - l. wenn indessen einige ꝛc so bekömmt dasjenige ꝛc.
621 - 7 - l. durch die Uebereinstimmung.

Druckfehler in der Abhandlung von dem Wunderbaren.

8 S. 20 Z. l. weil st. zumahl. Desgl. bl. 10. z. 12. u. bl. 16. z. 19.
13 - 12 - l. u. das die menschl. Natur übersteige.
17 - 27 - l. von Engeln u. von Gott selbst.
23 - 19 - und ihre Kämpfe selbst.
24 - 14 - l. die ihm auf gewisse Weise wieder geschenkt worden.
25. - 14. - l. gewisser massen bekannt sind.
Ib. - 22 - l. von ihren Characteren, Sitten ꝛc.
26 - 5 - l. wiewohl es Milton von Voltaire ꝛc.
- 19 - l. werden tausendfaches Vergnügen ꝛc.
28 - 14 - l. und was er von der hohen Ehrfurcht sagt, die sie ꝛc.

28 S. 21 Z. l. die er sich wegen dieser seichten Spötter ꝛc.
36 - 21 - l. wenn sie sich den Menschen auf Erden haben sichtbar zeigen wollen.
41 - 4 - l. Zumalen, da es uns den Weg bahnet.
42 - 11 - l. die sich selber u. keinen andern vorstellen.
43 - 19 - l. Und die heil. Scribenten selbst haben sie ꝛc.
44 - 5 - l. Abscheu.
45 - 16 - l. dawider.
49 - 7 - l. nicht ein mehreres fodern.
55 - 19 - l. auf den höchsten Grad der Vollkommenheit setzen.
60 - 15 - l. Gegner.
62 - 15 - l. immassen diese Unfähigkeit.
63 - 13 - l. zumal, da sie diesen Begriff ꝛc.
65 - 20 - l. am weisesten gedacht.
66 - 4 - l. den St. Evremond bey diesem Anlaß anbringt.
67 - 14 - l. massen dieses.
Ib. - 18 - l. daß das himmlische Gewehr bey Milton dem irdischen gleich sey.
68 - 16 - l. so will ich nur erinnern.
- 24 - l. massen sie den Feind.
69 - 2 - l. bey der schweren Niederlage der Engel angewendet wird.
71 - 23 - l. teuflisch.
74 - 15 - l. ob Voltärs abentheurliche Gleichnißbilder.
76 - 2 - l. ihrer Natur sey, also folglich wissen ꝛc.

80 S.

80 S. 12 Z. l. u. dem Unweſen ſo lange den Lauf gelaſſen ꝛc.
81 - 22 - l. die guten Engel haben die ihrige ꝛc.
- 9 - l. die Wallſtatt des Streites ꝛc.
84 - 22 - l. u. hätte ſeine Stärke verborgen gehalten.
86 - 5 - l. was kan zu unſerm Leiden hinzugeſetzet, was vor eine ſchwerere Strafe ꝛc.
Ib. - ult - l. der König des Himmels.
91 - 25 - l. die Hölle ſtillgeſtellet.
95 - 9 - l. Saint Maur.
Ib. - 26 - l. der Beſitz u. das Anſchauen derſelben.
96 - 24 - l. der Goldbegierde Mammons ꝛc.
97 - 12 - l. wo er ſie auch ſchon angeredet. Der Rath ꝛc.
Ib. - ult. - l. auf das höchſte treibt, iſt dieſes, daß ꝛc.
99 - 13 - l. dem Gebäude vorrüket.
Ib. - 23 - l. wenn ihre Werke darinnen in ihrer Vollkommenheit.
102 - 6 - l. und Fenelons Telemach.
Ib. - 22 - l. Nach dieſem nimmt man Beſitz von den Verſen des Werkes.
112 - 21 - l. den Sohn nach ſeiner göttlichen Menſchenliebe zu verherrlichen, die ihn vermochte ꝛc.
120 - 5 - l. der verdunkelte Glantz bedeutet nicht ein wenigeres.
Ib. - 9 - l. Er giebt auch nicht ein mehreres, oder einen gröſſern Glantz zu verſtehen.
121 - 16 - l. mit einem Abſcheu begleitet iſt.
129 - 19 - l. die erſte, und die mich auf dieſe Materie ꝛc.

135 S.

135 S. 20 Z. l. Einem Mangel an Einsicht.
137 - 20 - l. daß Satan darum zeugend vorgestellt worden, weil das Wort Sünde im Englischen im weiblichen Geschlechte gebraucht werde.
140 - 25 - l. Milton hat dieselbe Manier zu denken.
144 - 6 - l. überzeugende Proben
146 - 6 - l. welches daseyn muß.
149 - 10 - l. mit den bösen Einwohnern der Hölle zu setzen.
155 - 27 - l. fœminini generis.
158 - 8 - l. um deretwillen.
166 - 9 - l. wer zu metaphysicalischen Abziehungen geschikt ist.
Ib. - 22 - l. Sie habe ihre Geburt alleine.
173 - pen. l. bey ihm zu bleiben.
- 8 - l. dieses giebt dem Hr. Maany Anlaß.
Ib. - 26 - l. und für Even so ehrenrührig ist.
176 - 2 - l. wenn solcher hoch gestiegen wäre.
183 - 10 - l. dazu verband Milton ferner.
185 - 24 - l. noch eherne Wagen gesehen; desgleichen bl. 188. z. 10.
189 - pen. - l. Sie war ungewaffnet, aber ꝛc.
195 - 24 - l. verzärtelte u. aus sich selbst setzende Liebe.
197 - 11 - l. u. in die wunderbaren mehr Wahrscheinlichkeit gebracht.
198 - 10 - l. Es giebt in dem Polytheismo.
200 - 11 - l. gewiß ist, daß diese schändliche ꝛc.
203 - 17 - l. nach Plutarchs.
209 - antep. l. mit den Zauberinnen daselbst zu tanzen.

210 S. 17 Z. l. vom Morgen bis zum Mittage ꝛc.
218 - ult. - l. die Hinabfahrt in das Chaos zu wagen.

Druckfehler in dem Gedichte von den Wolthätern der Stadt Zürich.

Der vierzehnte Vers soll stehen:
Denn eure Nahmen sind, so wol als ihr, gestorben.
Der 53ste Vers:
Und lehrt es seine Kraft, und jener Tyrannie.
Der 67ste V.
Noch regt uns Brunen Geist u. läßt sich nicht erschöpfen.
Der 76ste V.
Doch daß sein erster Grund und die Verfassungs-Art.
Der 86ste V.
Dort wo die Milchstraß Nachts mit Sternen lichtgegründet.
Der 94ste V.
Und es in seiner Pflicht sein bestes Glück gelehret.
Der 147ste V.
Wie er für andre mehr, als für sich selbst gelebet.
Der 203te V.
Damit verlohr denn Zürch durch eines Mannes Schuld.
Der 274 u. 275ste V.
Wenn die Gedanken dann mir nicht nach Willen fliessen,
So muß das Sylbenmaß die Schuld des Geistes büssen.
Der 284ste V.
Nicht anderst schleppt die Schlang an einem warmen Bach.
Der 190ste V.
Grausamer Friederich, der selbst im Sterben wütet.

Druckfehler in der Elegie an Hrn. D. Haller.

Der zehnte V.
Worinn das schlechte Volk sich nach der Erde neiget.

Der

Der 46ste V.
Ich wäre in den Rath der Bürger aufgenommen.
Der 89ste und der 90ste V.
Wann himmlische Begriff in cörperlichen Bildern,
Und in der Menschen Sprach sich deutlich lassen schildern.
Der 98ste V.
Von dem, wovon ich dich so dreiste darf befragen.
Der 154ste V.
Ein geisterfüllt Gedicht aus Kaltsinn nicht geschmeket.

Druckfehler und Verbesserungen in den Characteren der deutschen Gedichte.

Der zwölfte und der 13te V.
Der Barde sang zuerst in ehrfurchtvollen Gründen
Den Gott, der sich allda verschlossen in den Rinden.
Der 93ste V.
In einer ein'gen Brust beysammen mögte liegen.
Der 112te V.
Bis sich die müden Füss' im Sternenestrich stellten.
Der 119te V.
Der Narr war sein Gesang (Stofs gnug u. zu verschwenden.)
Der 124ste V.
So hat er doch gewußt den Gauch im Nest zu finden.
Der 297ste V.
Iij, Ischerning, Flemming, Rist, Harsdörfer, Cepko, Dach.
Der 367ste V.
Und was noch fremder ist, er brauchts zum überführen.
Der 404te V.
. . . . Man geb ihm Ottoberten,
Von Hochbergs aldern Sohn, zum kleineren Gefährten.
Der 454ste V.
Die Loken waren los, und flogen nach dem Wind.
Der 519te V.
Dann zeugt sich holde Lust und ein vergnügtes Thun.

Der 525ste V.
Der muntre Wernike, der Wahr und Falsch nicht mengte.
Der 584ste V.
Sein wahrer Held August ist Königs Schreibart werth.
Der 597ste V.
Dem Ding und Mann gemäß, gesetzt und wolbedacht.
Der 602te V.
Und Neukirchs Telemach selbst auf die Bühne stehn.
Der 682ste V.
Stört' eine Nymphe sie in ihres Schmertzens kauf.
Der 791ste V.
Spreng, Bärmann, Hagedorn, die muntre junge Schaar.
Der 849ste V.
Von dieser Schönheit ward Petrarch einst angesteket.
Der 887ste V.
Dann melde wie er doch zuletzt in See gegangen.
Der 924ste V.
Dafür befliß sich nur die wolgezogne Magd.
Der 934ste V.
Die längst dem Meere hin und auf den Inseln wohnen.
Der 951ste V.
Denn deine Muse liebt Vielfältigkeit und Menge.
Der 952ste V.
Und fühlet einen Geist von männlichstarker Art.
Der 953ste V.
Wolan erwehl ein Werck von weiterm Inbegriffe.
Der 1037ste. V.
Was sie im Himmelssaal, im tiefen Thal der Hellen.
Der 1039ste V.
Gesetzt daß dein Gedicht vom würklich Wahren weicht.

E N D E.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wolredenheit und der Poeſie.

Fünftes Stück.

Zürich,
Bey Conrad Orell und Comp. 1742.

Des Hrn. von Mauvillon

Briefe

Von der

Sprache und der Poesie

Der

Deutschen.

Aus dem Franzöſiſchen überſezt, und mit Zeugniſſen und Anmerckungen vermehret, worinnen deſſelben Urtheile durch das eigene Geſtändniß der berühmteſten deutſchen Kunſtrichter bekräftiget werden.

Des Herrn von Mauvillon Brief von der Sprache der Deutschen.

NUnmehr will ich euch, mein wertheſter Freund, meine Gedancken von der Sprache und der Gelehrſamkeit der Deutſchen in den ſchönen Wiſſenſchaften offenhertzig erklären. Werdet ihr mir nicht Danck davor wiſſen? Oder ſeyd ihr über dieſe Stücke ſo ſchwierig, als eure Landsleute insgemeine ſind? Ich fürchte ſchier, ja. Ich kan mir ſchon vorſtellen, daß ihr mir den Verweis gebet, den ein junger Sclave beym Petronius einem frechen jungen Menſchen gegeben hat: Tu lacticuloſus nec *mu* nec *ma* argûtas! Was wollet ihr ſagen, ihr könnet mit groſſer Mühe zwey Worte in dem Deutſchen plappern, und ihr wollet euch zum Richter in dieſer Sprache aufwerffen? So übel gegründet dieſer Verweis wäre, würde er mich doch nicht ſonderlich befremden. (a) Schier alle Deutſchen geben dieſe rechtliche Antwort denen

Uebereinſtimmende Zeugniſſe und Anmerckungen.

(a) Sie wiſſen indeſſen wohl, was neulich ein Bel Eſprit (denn ich würde ihn doch beſchimpfen, wenn ich ihn auf Deutſch einen witzigen Kopf nennen wollte) behauptet hat, daß die Oeſterreichiſche oder die Schweitzeriſche Mundart ſo ſchön deutſch ſey, als die Meißniſche: Und ſie können wider den Ausſpruch dieſes Richters nichts einwenden. Denn er ſagt ja von ſich: Avec des peines infinies je ſuis parvenu à jargonner l'Allemand.

Unendlich ſchwere Pein hat mich ſo viel gelehret,
Daß man gebrochen Deutſch aus meinem Munde höret.

(Viel-

nen Ausländern, die über ihre Sprache urtheilen wollen. Sie werffen euch gleich vor, ihr verstehet sie ja nicht. Würdet ihr sie besser reden, als Cicero Latein geredet hat, so verstehet ihr sie nicht, wenn ihr sie nicht erhebet.

Aber nur ein wenig Geduld, so will ich euch überzeugen, daß ich diesen Filtz nicht verdiene. Ich bekenne, es sind viel Ausländer, und vornehmlich viel Franzosen, welche kein deutsches Wort verstehen, und doch von dieser Sprache nach ihrem Kopfe reden. Sie sagen nie was gutes von ihr, und wenn man nachsinnet, woher das komme, sieht man bald, daß sie aus anderer Leute Munde reden, oder daß sie diese Sprache nur aus Verdrusse verachten, weil sie dieselbe nicht haben lernen können. Da ich mir eine Ehre darinnen suche, daß ich nichts ohne Beweis vorbringe, so will ich auch meine Urtheile auf weit festere Gründe setzen. Ihr sollet mir zum wenigsten zugestehen, daß ich keinen Schluß auf die ungewissen Vorurtheile des Pöbels setze, sondern einige Einsicht in die Natur der Sache selbst zum Grund lege.

Die

(Vielleicht bin ich der erste Deutsche, der aus französischen Briefen etwas in deutsche Verse übersezt.) Wer so viel kan, der ist gewiß im Stande, zu urtheilen, ob der Meißner oder der Bayer das beste Deutsch sprechen, so wie ein Deutscher, der etwa an der Garonne, mit sehr leichter Mühe, ein Cädedis gelernet hätte, nachdem fähig seyn würde, über den Vaugelas Noten zu machen. Belustigungen des Witzes und Verstandes. Heumonat 1741. Bl. 25.

Die meisten Deutschen, nemlich solche, die es in den Wissenschaften nicht hoch gebracht haben, wollen behaupten, (b) daß ihre Sprache so alt sey, als die lateinische. Andere, die mehr Einsicht haben, gestehen, daß man allererst um das Jahr 1350. angefangen, die deutsche Sprache mit einiger Richtigkeit zu reden; daß sie zuvor nur ein wüster u. rauher Mischmasch gewesen sey, unzählige Mundarten seyn durch einander vermischt worden, vornehme Leute haben sie nicht geredet, sie sey auch aus den öffentlichen Urkunden verbannet gewesen. Noch andere glauben, man habe schon im Jahr 1235. oder 1236. angefangen, sie auf den Reichstagen, in den Reichskammern, und der Reichscantzley zu gebrau-

(b) Critische Beyträge. XVIII. Stück. Art. V. Bl. 271. Da aber unsere deutsche Sprache in ihrem Alter über andere, so gar über die griechische und lateinische Sprache, hinaufsteigt, ꝛc. - - - - - - Es sind die Denckmaale der ältesten und eisgrauen Zeiten der deutschen Sprache sehr wenig, und diejenigen, welche die verzehrende Zeit noch übrig gelassen hat, sind so beschaffen, daß man ihre unstreitige Richtigkeit leicht in Zweifel ziehen kan. Hernach so ist auch ihre Beschaffenheit, Verfassung, und ihr Inhalt so dunckel, rätzelhaft, und verwirrt, daß man beynahe einen Weissagergeist nöthig hat, wenn man etwas davon errathen will. - - - - Von den Zeiten Carls des Grossen an ist an der Verbesserung dieser Heldensprache tapfer gearbeitet worden. Und obgleich in denen diesem Kayser nähern Zeiten die deutsche Sprache noch rauh genug aussiehet, und noch wenig gepützt erscheinet; so erkennt man doch aus denen von diesen Zeiten her noch übrigen Denckmaalen und Schriften, daß man zu ihrer Verbesserung Hand angeleget habe.

brauchen. Man führt zum Beweiſe die Conſtitution von Mainz an, welche in Goldaſts Sammlung deutſcher Urkunden enthalten iſt.

Allein die Authenticität derer Stücke, welche dieſer Sammler zuſammengeleſen hat, ſcheint mir um etwas verdächtig, (c) und man thut wohl, wenn man ſich nicht allzu ſtarck darauf verläßt. Nichtsdeſtoweniger iſt die deutſche Sprache unter allen Europäiſchen Sprachen, ſo fern ſie nach ihrem gegenwärtigen Zuſtande betrachtet werden, die älteſte. Sie iſt die älteſte, ſagt Gracian, aber auch die roheſte. Gracian hat nicht unrecht, mein Freund, welches ich euch aber ins Ohr ſage. Die Barbarey einer Sprache beſteht eigentlich in der Härtigkeit ihrer Wörter und der beſchwerlichen Ausſprache. Der erſte von dieſen beyden Mängeln bezieht ſich auf die Ohren, der andere auf die Lungen. Ich bin nunmehr eine ziemlich lange Zeit in Deutſchland, und dennoch habe ich meine Ohren noch nicht ſo ſteif und gefroren machen können, daß ſie nicht auf Anhören der meiſten deutſchen Wörter ein Schauer überfalle; und meine Lungen ſind von euren K und H erſchrecklich aufgetrucknet worden.

Man

(c) Hiervon kan nachgeſehen werden (Critiſche Beyträge Stück XIX. Art. II. Bl. 367.) J. D. Grubers Schreiben aus Hannover, den angeblich in deutſcher Sprache abgefaſſeten Maynziſchen Reichs-Abſchied vom Jahr 1235. betreffend.

Man wirfft mir ein: (d) „Dieſe Wörter „ſcheinen euch nur darum hart, weil ihr ge„wohnt ſeyd, andere, die euch ſanfter düncken, „zu hören; für einen Deutſchen aber ſind jene „ſo wenig anſtöſſig, als dieſe.„ Wenn dem alſo iſt, ſo bleibt mir nichts weiter übrig zu ſagen, als daß die Deutſchen nothwendig ſchußfreye Ohren haben müſſen; denn ihr werdet mich zu keinen Zeiten überreden, daß Wörter, die in ſtrif, ſtraf, miſch, maſch, tiſch, taſch, tuft, luft, kinn, kan, kom, brick, brack, ausgehen, ſonderlich ſanft klingen, und daß ſeine Sprache, in welcher dergleichen Endungen gantz häufig angetroffen werden, den Ohren anſtändig ſey, wofern ſie nicht mit einem Pantzer angethan ſind.

Man ſagt, in Leipzig ſey eine Geſellſchaft gelehrter Leute, welche unaufhörlich bemüht ſeyn, (e) die deutſche Sprache vollkommener zu ma-

(d) Dieſen Einwurff hat Fr. A. Aepin zur Vertheidigung der nieder- oder plattdeutſchen Sprache gemachet, in einer kleinen Schrift: De Linguæ Saxoniæ inferioris neglectu atque contemtu injuſto. In dem II. Stücke der Critiſchen Beyträge, wo dieſe Schrift in einem Auszuge mitgetheilet wird, heißt es auf der 322ſten Seite: Diejenigen, welche etwas bäuriſches im Plattdeutſchen zu finden gedencken, verweiſet er auf das Urtheil ihrer eigenen Ohren, in denen unmaßgeblich das tiefſte Plattdeutſch ſo zierlich klänge, als das ſchönſte Meißniſche.

(e) Diejenigen Mitglieder der deutſchen Geſellſchaft in Leipzig, welche im Jahr 1732. die Critiſchen Beyträge angefan-

chen. Ich will glauben, daß sie selbige reicher machen werden, aber ich zweifle sehr, daß sie ihre Natur ändern werden, die darinnen besteht, daß sie rauh und barbarisch ist. Sonst fraget es sich, mit was vor Recht diese Herren ihre Aussprüche vor Gesetze aufdringen wollen. Wer hat sie zu Richtern über die deutsche Sprache gesetzet? Niemand als sie selber. Auf was vor einen Grund verlangen sie, daß man es auf ihre Entscheidung ankommen lasse? Vielleicht wegen ihrer Geschicklichkeit, und weil sie uns sagen, daß man in Sachsen besser (f) Deutsch redet, als an andern Orten des deutschen Reiches? Aber die

gefangen, schreiben in der Vorrede von der Absicht ihrer Bemühungen, wie folget: „ Sie schmeicheln sich nicht, „ daß sie dadurch die Ueberbleibsele des altfränckischen Ge„ schmacks gantzlich und auf einmahl ausrotten werden: „ Sie wollen nur nach dem Maasse ihres Vermögens auch „ etwas dazu beytragen. - - - - Man wird das „ allmählige Wachsthum der deutschen Sprache, den Fleiß „ unsrer Landesleute dieselbe zu bessern, die Vollkom„ menheit, so sie schon erlanget, die Fehler, so einige von „ ihnen begangen, und die Mittel, selbige zu vermeiden, „ als in einem kurtzen Begriff beysammen antreffen. „

(f) Critische Beyträge. Stück XV. Art. VII. Bl. 413. Wenn alle Provinzen in Deutschland so buchstabieren sollen, wie sie aussprechen, so wird die Anzahl der Rechtschreibung unzählig seyn. Ein Meißner z. E. wird ein P. schreiben, wo der Schlesier ein B. setzet; Ein Schwabe wird ein J. setzen, wo der Obersachse ein ä. setzet; Ein Thüringer wird ein O. schreiben, wo der Schlesier ein A. schreibet. Doch was braucht es mehr, als daß man im gemeinen Leben nur auf die verschiedenen Mundarten acht gebe?

Da

die Oesterreicher räumen ihnen dieses nicht ein. (g) Sie behaupten hingegen, daß man die reine Sprache bey ihnen antreffe, und (h) daß man unter ihnen gelehrte Männer kenne, die das Rich-

Da wird der Schweitzer an statt Bein, Boan, an statt aussen, guse; der Meißner, an statt es regnet, es reint, an statt ein Bürger, ein Perger; der Schlesier, an statt mit dem Gelde, mit dem Galle, an statt ein Bube, ein Bübla sagen. Ein Märcker wird das eu wie oi aussprechen, z. E. Loßt oich die Müh nicht roien; und das o wie a, z. E. olle oire Sarge werfet uf den Herren; denn er sarget für oich. Und kurtz, sie werden von einander ungemein unterschieden seyn. Wollten wir noch vollends die Oesterreicher dazu nehmen: Hilf Himmel! was würde das für eine Barbarey werden. Da würde man bey einem geschriebenen Blatte erst fragen müssen; was es für eine Sprache sey? - - - - Uns scheint also die Regel, daß man die Rechtschreibung nach der Aussprache einrichten müsse, sehr gefährlich zu seyn, ehe und bevor man diejenige Provinz in Deutschland ausfündig gemacht hat, deren Mundart die beste ist; und nach welcher sich alle andere richten müssen.

(g) Sehet was über diese Stelle in der Anmerckung (a) angeführt worden ist. Wobey ich nur anzumercken bitte, daß hier allein von der der deutschen Sprache gantz eigenen Aussprache die Frage ist, ob sie in Vergleichung mit andern Sprachen rauh oder wohlfliessend sey? Davon aber haben das Recht und die Fähigkeit zu urtheilen, alle diejenigen, die Ohren und Lungen haben.

(h) Vielleicht sieht man damit auf Carl Gustav Heraus, Kayserlichen Rath, auch Medaillen- und Antiquitäten-Inspector, dessen Vorschlag zu Errichtung einer deutschen Sprachgesellschaft, seinen zu Nürnberg A. 1721.

Richteramt in dieſer Streitſache ſchon vertreten können. Die Bayern, die Brandenburger, ja die Schweitzer (i) ſelber haben eine rechtmäſſige Anſprache auf dieſes Vorrecht. Es geht ſchwer zu, daß eine Nation, die ſo viel Provinzen, die einan-

in groß Octav zum andern mahl zuſammengedruckten Gedichten angehänget, auch in den Critiſchen Beyträgen Stück II. Art. VII. Bl. 267. zu finden iſt, wo er unter anderm alſo ſpricht: „Wie es im Reden ein ſchweres „Begehren ſeyn würde, daß alle angebohrne Mundarten ſollten in der Ausſprache ſich nach einer allein verändern; wie es auch, des unterſchiedenen Geſchmackes „wegen, ein unausgemachter Streit werden würde; ob „z. E. die Ausſprache eines Schleſiers, oder eines Holſteiners, der Hochdeutſch redet, angenehmer ſey? So „iſt dennoch nicht zu leugnen, daß, ſo wohl der Niederſachſe, als der Schleſier, wenn ſie eine gute Feder führen, in der Orthographie und in den Grundſätzen der „Sprache einander gleich kommen werden.„

(i) Der Hr. Hof- und Ceremonien-Rath Joh. Ulrich König bekennt in dem Vorbericht zu Hrn. D. Steinbachs deutſchem Wörterbuch: „Ehe noch einige Geſellſchaften in unſrem Vaterlande ſich hervorthaten, hatten ſchon „viele einzele gelehrte Leute manches zur Aufnahm und „Erklärung unſrer Sprache beygetragen, ob es gleich „nur Stückwerck zu nennen iſt. Man kan den Schweizern, den Schwaben, und den Rheinländern den „Ruhm nicht abſtreiten, daß ſie die erſten geweſen, die „hierinne einen Verſuch gewaget haben. Wer nur einigermaſſen weiß, was in Zürch und Tübingen, in Augſpurg und Franckfurt von ſolcher Art Büchern, ſchon „in der Mitte und zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, „zum Vorſchein gekommen iſt, der wird mir ſeine Beyſtimmung in dieſem Stücke ſchwerlich verſagen. Der

„gelch-te

einander nichts zu befehlen haben, in ſich enthält, ſich den Ausſprüchen etlicher weniger Gelehrten unterziehe. Da die Deutſchen ſich in ihren Staatsangelegenheiten ſo ſchlecht mit einander verſtehen, werden ſie über grammatiſche Schwierigkeiten noch ſtärcker mit einander uneins werden. Mit den Franzoſen hat es desfalls eine an-

„ gelehrte Conrad Geßner allein ſchrieb ſchon damahls ſo „ viel zur Erläuterung unſrer Mutterſprache, daß wir es „ ihm nicht genug verdancken können. ꝛc. „ Bey dieſer Beſchaffenheit der Sachen könnte man ohne die gröſte Ungerechtigkeit die Gelehrten dieſer Provinzen Deutſchlandes ihres Rechtes und Arbitrii über die Sprache nicht entſetzen. Ich muß hier noch die Antung beyrücken, welche ein Gelehrter Schweitzer ſchon A. 1708. wegen des eigenmächtig angemaßten Richteramts einiger Hochdeutſchen in der Vorrede zu Laurembergs Acerra philologica gethan hat: „ Der „ iſt mir ein kleiner Geiſt, der um orthographiſcher Fehler „ willen ein Ungewitter erreget, ſonderlich in der deutſchen „ Sprache, da wir eben kein unwiderſprechliches Modell „ haben, wie hergegen in der lateiniſchen und griechiſchen; „ und da noch kein Papſt erörtert hat, ob das Meißniſche, „ Hollſteiniſche oder Alpländiſche Deutſch das beſte ſey, „ wenn ſolche Nationen darüber diſputieren wollten, wie „ ſie denn könnten, eine ſo wohl, als die andere. Alſo „ wenn um der beliebten Kürtze willen etwa ein zuſammen„ geſetztes Wort, welches eben in keinem Opitz oder Schot„ tel ꝛc. zu finden iſt, vorkömmt, oder wenn ein bekanntes „ franzöſiſches oder lateiniſches, ſo man mit drey deutſchen „ oder einem dunckeln deutſchen hätte geben, und ſich das „ rüber eine halbe Viertelſtunde beſinnen ſollen ꝛc. ſo „ würde mir der wiederum ein müſſiger Criticus ſeyn, der „ Weile hätte, einen Proceß darüber zu führen, und könn„ te ich nicht ſehen, was er gewinnen würde. Z. Ex.

„ Wenn

andere Beſchaffenheit, ſie machen nur eine Nation aus, ſo groß ihr Reich gleich ſeyn mag; und die franzöſiſche Academie iſt von dem Landesherrn dazu bevollmächtiget, daß ſie dem Gebrauche der Sprache Schrancken ſetze. Man muß ihren Ausſprüchen Folge leiſten, oder in der franzöſiſchen Sprache unerfahren heiſſen.

Die Mühe, welche alle Nationen haben, das Deutſche zu lernen, (k) iſt ein ſtarcker Beweis ſeiner Barbarie. Ich kenne Franzoſen, welche mehr

„ Wenn ich ſage Object, nicht aber mit etlichen Neulingen „ Vorwurff, ſo rede ich hier um ein nahmhaftes deutli„ cher, als ſie; denn es muß einer erſt wiſſen, was „ Object iſt, bevor er wiſſen kan, was ich durch Vorwurff „ verſtehe: Sonſt dörfte er wohl, wie jener, den Satz: „ Der Verdienſt Chriſti iſt der Vorwurff des Glaubens, „ überſetzen: Exprobratio fidei eſt meritum Chriſti. „ Dergleichen giebt es unzählig viel, wodurch die deutſche „ Sprache bisher nicht verſchönert, ſondern wohl verdunkelt, und halb arabiſch gemachet worden iſt. Wer „ des Herrn von Stuben erg, Harsdörfers ꝛc. Ueber„ ſetzungen lieſt, der iſt öfters genöthiget über die lateini„ ſche, italieniſche ꝛc. Originale zu gehen, damit er die „ Ueberſetzung daraus verſtehen lerne. Genug hiervon. „ Damit die es Urtheil nicht verkehrt und mißgedeutet werde, ſo bitte ich nochmahls, ſich zu erinnern, daß daſſelbe ſchon A. 1708. ausgeſprochen worden, und vor dieſelben Zeiten ſich trefflich wohl ſchicket.

(k) In dem II. Stücke der Critiſchen Beyträge, wo Fr. A. Aepins Abhandlung von dem Vorzuge der platt-deutſchen Mundart in einem Auszuge vorgeleget wird, heißt es Bl. 320. unter anderm: „ Dieſem ſetzet er noch „ als eine Vortrefflichkeit bey, daß ein Oberſachſe, wenn „ er

mehr als vierzig Jahre in diesem Lande sind, und doch nicht drey Worte auf Deutsch sagen können. Wer ist Schuld daran? Sie oder die Sprache? Sie nicht, denn wer will sich einbilden, daß sich nicht unter einer solchen Menge Leute einige finden, welche nicht eine so gelenkige Zunge und einen so lebhaften Kopf haben, daß sie eine Sprache reden lernen, wofern solche geredet werden kan? Ich vor mein Theil bekenne, daß ich ungemeine Mühe gehabt habe, in eurer Sprache schnattern zu lernen. Derowegen muß man nur dieselbe dieser beschwerlichen Arbeit anklagen. Jezo will ich noch andere Beweisthümer bringen.

Neben der rauhen Aussprache giebt denjenigen, die sich auf die deutsche Sprache legen, nur damit sie die Bücher verstehen, ohne daß sie eben darinnen reden lernen, die schwere Zusammensetzung viel zu schaffen. Diese Beschwerde ist so groß, daß weder das Griechische noch das Hebräische dem menschlichen Verstand etwas so schweres zumuthet. Man zeige mir in diesen beyden Sprachen eine Schwierigkeit, welche derjenigen zu vergleichen sey, die man mit euren Vorsetzwörtern an, zu, auf, durch, aus, und andern hat, die sich von dem Zeitworte trennen lassen, und sich zwar so weit von ihm tren-

nen

„ er auch zwanzig Jahre Plattdeutsch lernte, doch weder
„ im Reden noch Schreiben gantz ohne Tadel seyn würde.
„ Wenn dem so ist, so zeiget dieses wohl die Schwie-
„ rigkeiten der Mundart an, allein die Schönheit wird
„ niemand daraus wahrnehmen.

nen lassen, daß man sie oft zu Ende einer Seite suchen muß, ehe man den Verstand in der Rede finden kan. Andremahl setzet man sie mitten in einem Satze der Rede, oft vorne am Zeitwort, dem sie zukommen, ohne daß man deßwegen eine sichere (l) und allgemeine Regel habe, wie man damit verfahren solle. Bald bedeuten sie etwas, bald was anders. Zum Exempel, Ver giebt den Zeitwörtern, zu welchen es gesetzet wird, ich weiß nicht wie vielerley Bedeutungen. Setzet es zu saufen, so wird es bedeuten sich zu Tode saufen. Greifen heißt so viel als nehmen, saget vergreifen, so ist das so viel, als eine Sache nicht am rechten Orte noch mit Recht nehmen. Ver zu geben gesezt, vergeben, heißt verzeihen. Ihr sehet, wie viel verschiedene Bedeutungen dieses Vorsetzwort den Zeitwörtern giebt, zu denen es gestellt wird: Bald macht es, daß sie mehr, bald daß sie das Gegentheil von dem sagen, was sie sonst ordentlich sagen. Im Französischen ist es anders, das Vorsetzwort *Des* heißt allemahl das Gegentheil, und niemahls was anders, apprendre, desapprendre; unir, desunir, &c.

Die

(l) Mir ist nicht bekannt, daß sich bisdahin jemand gewaget hätte, diese Versetzungen an gewisse Regeln zu binden; welches doch nicht unmöglich wäre. Etwas weniges davon ist in Bödickers Grundsätzen der deutschen Sprache IV. St. §. 56. 57. und 58. Bl. 356. zu finden. Dahin gehört auch die mannigfaltige Versetzung der Personswörtgen bey den Zeitwörtern; wovon ebenfalls Bödicker in dem III. St. §. 41. und dabey Frischens Anmerkungen Bl. 291. nachzusehen sind.

Die Deutschen suchen einen Ruhm darinnen, daß sie ihre Sprache mit fremden Wörtern nicht vermischen. Vor etlichen Jahren sagte man nicht vier Worte im Deutschen, daß man nicht zwey französische hätte mitlauffen lassen. Das war damahls die herrschende Mode. Die Gelehrten verwarffen diesen Mißbrauch, eine unendliche Menge platter Narrenpossen kam zum Vorschein, womit man ihn lächerlich machen wollte. Ein grosser Herr machte ein Staatsgeschäfte daraus, (ll) und verbot bey einer starken Geldstrafe, daß französische Wörter unter

(ll) Dieser glückliche Umstand für die deutsche Sprache hat sich seit der Zeit insoweit geändert, daß der Selbsthalter der deutschen Heldensprache vor nöthig geachtet hat, seine angebohrnen Herren und Landesfürsten durch folgenden mehr lächerlichen als unehrerbietigen Verweis beschämt zu machen: „ Wenn auch Attila, sagt er, seine unstreitig barbarische Sprache so geliebet, daß er sie auszubreiten und seinen Ueberwundenen anzubringen gesucht; um wie viel ist dieser wilde Sieger nicht einigen Printzen überlegen, die ihre Muttersprache eher ausrotten, als ausbreiten; lieber selbst verachten und vergessen, als andern anzupreisen und sie fortzupflantzen suchen? Wie schlecht muß man nicht von seinem Vaterlande urtheilen, wenn man auch nur in diesem Stücke ein Feind desselben seyn, und die Sprache einer Handvoll armseliger Flüchtlinge, die bey uns Brodt und Schutz gesuchet haben, seiner eigenen vorziehen kan: Da doch Barbarn auch die Sprache des Landes, welches sie verlassen hatten, noch beybehalten und beliebet haben. „ Sehet Bayleus verdeutschtes Wörterbuch im Artickel Attilius (F).

die deutſchen gemiſcht würden. Was entſtuhnd daher? Man mußte für die ausgemerzten Wörter neue erfinden, (m) man vermehrte die Schwierigkeiten und Undeutlichkeiten, weil dieſe neugeprägten Wörter aus vielen andern zuſammengeſezt ſind, die ſo zuſammengeſezt nur eine flüchtige und allgemeine Bedeutung formieren. Zum Exempel, die Deutſchen brauchten vor dieſem unſer Wort Lakey, einen Hausgenoſſen zu bezeichnen, der ſeinem Herrn folget, wenn er ausgehet: izt ſagen ſie Nachtreter. Iſt

etwas

(m) Herder in ſeinen Gedancken von Errichtung einer deutſchen Sprach-Geſellſchaft ſagt von der Einführung guter Wörter: „Dabey iſt die billige Behutſamkeit „ zu gebrauchen, daß man 1.) alle fremde Worte, wenn „ ſie mit gleichem Nachdruck nicht können gegeben werden, inſonderheit die Kunſtworte nicht eigenſinnig verbanne, wie ſich einige der Fruchtbringenden Geſellſchaft „ zum Nachtheil des erſten guten Abſehens mit Auswechslung des Worts Ueberſetzer für einen Circkel, Tagleuchter für ein Fenſter ꝛc. lächerlich gemacht. Sondern dieſelben vielmehr nach dem Beyſpiel aller andern Völcker, „ mit Verleihung des Bürgerrechts in die deutſche Sprache aufnehme, und mit deutſchen Buchſtaben gleichſam „ in einer gleichen Tracht mit andern ununterbrochenen Zeilen aufführe.„ Siehe das II. Stück der Critiſchen Dichtkunſt Bl. 278. In demſelben Tone lautet, was der Herr von Leibnitz in ſeinen Gedancken von Verbeſſerung der deutſchen Sprache §. 15. 16. und 17. aufgezeichnet hat, wo es heißt: „In Anſehung derjenigen Wörter, die uns mangeln, hätte man fürnehmlich auf deren Erſetzung, oder wenn ſie ſchon verhanden, aber vergeſſen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedencken, und wo ſich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Wörtern

der

etwas weniger beſtimmtes auf der Welt? Fragt man nach der Urſache dieſer Ausmerzung, ſo ſagen ſie uns: Unſre Sprache hat einen ſolchen Ueberfluß an eigenen Wörtern, daß ſie des Beyſtandes anderer Sprachen nicht nöthig hat. Das iſt falſch. Die deutſche Sprache iſt bey allem ihrem Ueberfluſſe ganz arm. Wie reimt ſich das zuſammen? Ich will es ſagen. Es giebt in dieſer Sprache viele Wörter, die nur eine Sache bedeuten; hingegen giebt es unzählige Sachen, die im Deutſchen keinen Nahmen haben, und die man mit fremden Wörtern benennen muß, oder doch mit Umſchreibungen (n) oder zuſam-

der Ausländer das Bürgerrecht zu verſtatten. So hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprache zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort, als eine Todſünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt entkräfte, und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche allzu groſſe Scheinreinigkeit iſt einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meiſter ſo lange feilet und beſſert, bis ſie endlich gar verſchwächet, welches denen geſchieht, die an der Perfectie-Kranckheit, wie es die Holländer nennen, daniederliegen. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß wie in Franckreich auch dergleichen Reinünckler aufgekommen, welche in der That, wie Verſtändige anizo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht; da ſolle die gelehrte Jgfr. von Journay, des berühmten Montagne Pflegetochter geſagt haben: Was dieſe Leute ſchreiben, wäre un bouillon d'eau claire, nemlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft.„

(n) Der Hr. Baron von Leibnitz ſagt in der oben angeführten Schrift §. 59. „ Es kan zwar endlich eine jede Spra-

mengesezten Wörtern. Was die Deutschen vermag, die ausländischen Wörter zu verwerfen, ist nichts anders, als daß die deutsche Endung etwas so sonderbares hat, daß sie mit den Endungen der fremden Wörter nicht zurechte kommen kan. Im Französischen findet man die fremden Endungen zu seinem Gebrauche sehr bequem, man macht nur eine kleine Aenderung daran; kurtz man giebt ihnen ein französisches Aussehen, daß es schwer fällt, ihren Ursprung zu erkennen. Da nun die französische Sprache viele sanfte und leichte Endungen hat, so kan sie sich die Wörter anderer Sprachen eigen machen, und sie so geschickt naturalisieren, daß man dächte, sie hätten ihr von Alters her zugehöret. Mit dem Deutschen hat es eine andere Bewandtniß. Die Endungen darinnen sind in sehr kleiner Anzahl, und sind daneben so wild, daß man unmöglich fremde Wörter darauf pfropfen kan. Alle deutschen Zeitwörter, nicht ein einziges ausgenommen, enden auf en, die meisten Hauptwörter auf aft, und die Beywörter auf lich. In Ansehung der ersten helffen sie sich ziemlich gut,

Sprache, sie sey so arm als sie wolle, alles geben. Allein obschon alles endlich durch Umschweife und Beschreibungen bedeutet werden kan, so verliert sich doch bey solcher Weitschweifigkeit alle Lust, aller Nachdruck in dem der redet, und in dem der hört; dieweil das Gemüthe zu lange aufgehalten wird, und es herauskömmt, als wenn man einen, der viele schöne Paläste besehen will, bey einem jeden Zimmer lange aufhalten, und durch alle Winkel herumschleppen wollte. „

gut, indem ſie nur iren hinten an alle fremden Zeitwörter ſetzen; allein dieſe iren kommen ſo häufig wieder, daß ſie eine ſehr widerliche Gleichheit im Tone verurſachen. Was die Hauptwörter und Beywörter belangt, ſo ſie aus den fremden Sprachen nehmen, ſo haben ſie im Deutſchen keine angenehmere Würckung, weil man genöthiget iſt, ihnen ihre eigene Endung zu laſſen, welches einen lächerlichen Uebelton verurſachet.

Irre ich nicht, ſo iſt dieſes die wahre Urſache, daß die Deutſchen den ausländiſchen Wörtern keinen Platz in ihrer Sprache einräumen wollen, wenn dieſe ihnen gleich anſtändig genug ſind. Es iſt ein bloſſer Eigenruhm, daß die deutſche Sprache ſo reich ſey, daß ſie nicht (o) nöthig habe, etwas von fremden zu entlehnen. Die

(o) Derſelbe Hr. von Leibnitz hat uns einen Probierſtein gewieſen, daran wir den Reichthum einer Sprache prüfen können: „Diejenige Sprache, ſagt er, iſt die reichſte und bequemſte, welche am beſten mit wörtlicher Ueberſetzung zurechte kommen kan, und dem Original Fuß vor Fuß zu folgen vermag: Allein bey der deutſchen Sprache iſt hierinn kein geringer Abgang zu ſpüren.„ Ich kan bey dieſem Anlaſſe nicht umhin zu zeigen, in welchen Widerſpruch einige neuere deutſche Sprachrichter mit ihren ungewiſſen Urtheilen und Lobeserhebungen von der Vollkommenheit der deutſchen Sprache gegen einander zerfallen. Stieler in ſeinem Stammbaum der deutſchen Sprache ſagt: „Daß unſer hochwerthes Deutſch ſchon itzo dem majeſtätiſchen Lateine, dem unerſchöpflichen Griechiſchen, dem leichtflieſſenden Franzöſiſchen, und dem tiefſinnigen Welſchen und Spaniſchen die Spitze bieten kan. Gleichwohl

reichsten Sprachen sind voll fremder Ausdrücke, die griechische Sprache selbst ist davon nicht gesäubert. Ein vornehmer Verständiger in derselben, der Hr. Dacier, sagt es; und wenn man die Mühe nehmen will, sich in der deutschen Sprache umzusehen, so wird man bald wahrnehmen, daß viele Wörter darinnen, die man ihr ohne Bedencken als ihr eigen zuspricht, von dem Lateinischen entspringen. Es ist offenbar, daß

wohl ist noch vieles zurückgelassen. „ Siehe Critische Beyträge XIII. Stück Bl. 6. Nach diesem Ausspruche giebt die deutsche Sprache an Majestät, unerschöpflichem Reichthum, Leichtflüssigkeit und Tiefsinnigkeit keiner andern nichts nach; und doch ist sie bey allen diesen Vollkommenheiten noch mangelhaft. Cramer in seinem Wörterbuche sagt: „ Die deutsche Sprache ist als eine Grundsprache, an sich regelmässig und vollkommen. - - - - - - - Ob es gleich allerdings zuviel gethan wäre, wenn man sagen wollte, daß sie zu gegenwärtigen Zeiten in der allerhöchsten und vollkommensten Blüthe stühnde, also daß sie niemahls höher getrieben werden könnte: So ist doch so viel ausgemacht, daß sie derselben fast täglich näher rücket. - - - - Man wird mit Vergnügen gewahr, wie sich fast alle Messen die Anzahl deutscher Schriften (aber weniger Originale) vermehret, welche in der That für Muster einer schönen Schreibart in gebundener und ungebundener Rede gelten, und den netten Ausarbeitungen sinnreicher Ausländer an die Seite gestellt werden (können). Unsre Landsleute werden immer begieriger, dieselbigen zu lesen, und legen das lächerliche Vorurtheil allmählig ab, als wenn nur allein in den Schriften der Griechen und Römer, der Italiener und Franzosen etwas kluges, etwas erbauliches, und etwas aufgewecktes anzutreffen wäre. „ Siehe das XI. Stück der Critischen Beyträge. Wenn

aber

daß Schreiben von Scribere; Lesen von Legere; Arm von Armus; Spatzieren von Spatiari, kommen: Und so ist es mit noch unzähligen beschaffen.

Ich würde euch zu verdrüßlich fallen, wenn ich mich weiter über diese Materie einlassen wollte. Ehe ich aber schliesse, muß ich euch ein Paar Worte von den Schönheiten der deutschen Spra-

aber die meisten von diesen neuherauskommenden deutschen Schriften keine Originale, sondern Uebersetzungen sind, so ist die Frage, wieferne dieselben, wenn man sie an dem von Hrn. Leibnitzen angewiesenen Probiersteine prüfet, eine Probe von dem Reichthum der deutschen Sprache ablegen. Und es wäre zu wünschen, daß die Deutschen durch das Vorurtheil, welches Hrn. Cramer so lächerlich vorkömmt, verleitet würden, das Kluge und Aufgeweckte in den Schriften der Griechen und Römer ꝛc. eifriger zu suchen, welches sie auch darinnen eher und häufiger als bey den Deutschen finden würden; alsdann wollte ich ihnen dieses lächerliche Vorurtheil und diesen nützlichen Irrthum gerne verzeihen. Das dritte Zeugniß ist des ungenannten Verfassers der Abhandlung von der Natur der deutschen Sprache in dem VIII. Stücke der Critischen Beyträge Bl. 624.

„Es ist mit der deutschen Sprache noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen, die man doch erlangen kan und wird. - - - - - - Es ist nicht zu leugnen, daß wir noch zuweilen einen Mangel an guten Wörtern verspüren, welchen man sonderlich bey dem Uebersetzen mercket; und es fehlt uns insbesondere an genugsamen zufälligen Nahmen oder Beywörtern, dadurch man geschickt wird, kurtz, deutlich und hinlänglich sich auszudrücken. Dannenhero man unnöthige Wörter abschaffen, und neue einführen muß, die entweder von guten deutschen Wörtern zu machen, aus den veralteten und Provinzialwörtern herauszusuchen, oder von fremden anzunehmen sind.„

che sagen; denn es sind nicht alles Mängel in derselben. (p) Das Deutsche hat die Freyheit, wie das Lateinische, daß es seine Wortfügungen ändern kan. Ich habe davon in meinem Briefe von der französischen Sprache ein Paar Worte (pp) gesagt.

Neben

(p) Hr. M. Schwabe hat noch erst neulich in seiner Uebersetzung von Rollins Anweisung in dem eilften Abschnitte des Hauptstücks, welches von Erlernung der deutschen Sprache handelt, von den Mängeln der deutschen Sprache also geurtheilet: „Es fehlt dieser Sprache die Kraft kurz und nachdrücklich zu reden; sie weiß gemeinen Wörtern keine erhabene Bedeutung zu geben; sie hat für die gebundene und ungebundene Rede nur einerley Wörter, sie ist gar zu sehr gebunden, und läßt selten die Freyheit zu, die Wörter zu versetzen; sie muß sich in ihren Zeitwörtern so vieler Hülfswörter bedienen; sie muß die Schönheiten entbehren, welche die Participia und Gerundia in eine Sprache bringen können, und deswegen ist sie vieler Vortheile beraubt, welche die Hauptschönheit der griechischen und lateinischen Sprache ausmacheten.„ Siehe das XVIII. Stück der critischen Beyträge. Von diesem letzten Mangel muß ich noch ein par Zeugnisse anführen. In dem XIX. Stücke der critischen Beyträge, wo Hofmanns Bücher von der Zufriedenheit nach der neuen und verbesserten Auflage angepriesen werden, heißt es unter anderm Bl. 511. „Es ist bey ihm nichts ungewöhnliches, daß er durch die Mittelwörter kürtzer zu schreiben, und zween Sätze in eins zu ziehen suchet. Wie aber dieses im Deutschen noch nicht recht klingen will, ob sich gleich unterschiedene, sonderlich in Versen, bemühet haben, solches einzuführen: So hat auch der Herausgeber dieses geändert, anstatt, daß es also in den alten Ausgaben auf der 20sten Seite heißt: Die Fantasey, durch die Sinne gereizt, und durch die heftigen Begierden bes

stür-

Neben dieſem Vortheil hat die deutſche Sprache noch dieſen, daß ſie reicher iſt, ungeachtet ſie nicht gleich ſo viel Sachen mit eigenen Nahmen geben kan. Ferner hat ſie das Privilegium, daß ſie ſich nicht an gewiſſe Ausdrücke vor andern binden darf. Zum Exempel wenn man ſagen

trogen, half kräftig zu dieſer Unordnung: Steht in der neuen: Die Fantaſey wurde durch die Sinne gereizt und durch die heftigen Begierden betrogen, beyde aber halffen kräftig zu dieſer Unordnung. Welches denn auch weit verſtändlicher klinget. ꝛc. ꝛc. Hergegen auf der 448ſten Seite in der Beantwortung wegen der Unvollkommenheit der deutſchen Sprache, wird der Mangel der Schönheit, welche die Participia in eine Sprache bringen, damit beantwortet: „ Unſre Poeten haben bereits den Gebrauch der Mittelwörter vielmahlen ſo glücklich gewaget, daß es kein Zweifel iſt, unſre Sprache werde ſich endlich auch dazu bequemen. „ Allein die Schuld liegt nicht an der Sprache, angeſehen dieſelbe zu des groſſen Opitzens Zeiten und zwar ſo wohl in gebundener als ungebundener Rede den freyen und uneingeſchränckten Gebrauch der Mittelwörter gehabt hat, wie in dem Wercke von den poetiſchen Gemählden, und in dem 2ten Theile der critiſchen Dichtkunſt mit mehrerm dargethan worden: Und wenn man Hoffnung machen darf, daß ſie ſich auch in Zukunft dazu bequemen werde, ſo geſtehet man zu, daß die Natur der Sprache dem Gebrauche derſelben nicht im Wege ſtehe. Man hat alſo dieſen Abgang, und den Widerſtand, den die Einführung derſelben in die deutſche Sprache bisdahin erlitten, alleine der Nachläſſigkeit einiger ſeichten Köpfe zu dancken, die einer affectierten wohlflieſſenden Waſchhaftigkeit den Nachdruck aufgeopfert haben.

(pp) Er ſagt daſelbſt: Man kan auf Deutſch ſagen; den Menſchen hat Gott gemachet, und, Gott hat den Menſchen gemachet. Hingegen müſſen wir ſagen: Dieu a fait l'homme.

will: Man hat ihn getödet, so kan man wohl sagen, man hat ihn abgethan. Die Lateiner sagten: Man hat ihn kalt gemacher; und im Deutschen bedient man sich dieses Ausdruckes ebenfalls, und noch vieler andern, die eben dasselbe sagen. Was der Deutsche ausdrücken kan, das drückt er auf verschiedene Weise aus, und darf weder die Puristen noch die spitzfündigen Köpfe fürchten, die nichts als tadeln können, und mehr auf dem halten, was in der Sprache neu, als auf dem, was darinnen bequem und brauchbar ist. Die Deutschen können in ihrer Sprache ma Sororité sagen, wenn sie alle ihre Brüder und Schwestern andeuten wollen; ma Valetterie, wenn sie sagen wollen, alle meine Knechte. Nichts steht ihnen im Wege, daß sie in dem gemeinen Umgange Wörter schmieden, und niemand widersezt sich ihnen, statt daß unter unsren Franzosen allemahl irgend ein kleiner Hofmeister ist, der euch bey allen Redensarten ins Wort fällt, euch zu erinnern, daß dieses und jenes Wort dem herrschenden Gebrauche zuwider läuft.

In der deutschen Sprache geht es auch an, so wohl als in der griechischen, daß man ein Wort aus viel andern zusammensetzen, und diese zusammengesezten Wörter ohne Ende vermehren kan. Sie ist voller verkleinernder Wörter, und es ist kaum ein Wort, aus welchem sie mittelst Zusetzung der Sylbe gen, oder lein, nicht ein verkleinerndes machen könne. Wäre sie bey allen diesen Vortheilen so sanft, so zierlich,

und

und so prächtig, als die französische, so könnte sie der griechischen und der lateinischen beykommen. Aber weit gefehlt, daß ihr diese Eigenschaften zukommen. Ihre verkleinernden Wörter sind öfters harter, als die ursprünglichen; und es ist etwas widerliches, daß man auf eine ungemeine Weise mit der Brust arbeiten muß, die meisten deutschen Wörter auszusprechen, es sey denn, daß man ein gebohrner Deutscher sey. Die Gewohnheit eurer Deutschen, die Ausländer, die ihre Sprache reden wollen, ins Angesicht auszulachen, ist auch nicht das rechte Mittel ihnen einen Muth zu machen.

Ich habe Deutsche gesehen, die sich sehr breit damit macheten, daß es andern Nationen so sauer wird, ihre Sprache zu reden; und die aus Furcht, daß sie keine würcklichen Schönheiten darinnen finden mögten, sich damit behalffen, daß sie diesen Fehler als etwas schönes anpriesen. Viel deutsche Gelehrte haben mir ganz dreuste gesagt, die französische Sprache verdiente nicht, daß man sie lernete, weil sie so gar leicht wäre. Sonst hatte ich allezeit geglaubt, die allzu schweren und mühsamen Sprachen verdienten nicht, daß man sich bemühete, sie zu lernen.

Der Fürst von . . . sagte eines Tages zu mir, es verdrösse ihn, daß er Französisch gelernt hätte, weil es allzu gemein worden wäre. Demnach müßte man im Gegentheil nur die unbekannten Sprachen lernen, und also hätte dieser Herr das Bas-Breton lernen sollen. Ihre Hoheit

war weit nicht der Meinung derjenigen Gelehrten, welche sich bemüheten, eine Sprache zu erfinden, die aus sehr wenig leichten Wörtern bestühnde, damit alle Nationen ohne Dollmetschen mit einander handeln könnten. Zu dem Ende hätte man gegen alle vier Winde Leute ausschiken müssen, welche diese Sprache vollkommentlich besessen, damit sie in selbiger die Leute unterrichteten, die zur Kaufmannschaft gewidmet waren, oder auf Gesandtschaften sollten gebraucht werden. Wäre dieses Vorhaben ausgeführt worden, so dürfte der Wienerische Hof nicht junge Leute nach Constantinopel schicken, die türckische Sprache zu lernen. Der grosse Herr, von dem ich geredet habe, hätte vermuthlich dieses Vornehmen und diese Sprache mit noch grösserer Hitze verworffen, weil sie zweifelsfrey noch weit gemeiner worden wäre, als die französische Sprache.

Man kan nicht leugnen, daß die ernsthaften Sprachen, wie die deutsche von dieser Art ist, nicht sollten langsam und deutlich geredet werden. Indessen reden die Sachsen mit einer geschwinden Ueberweltzung (q) der Wörter, welche etwas stammelndes mit sich führt; und alle andere

(q) Der oben angezogene Verfechter des Plattdeutschen Fr. A. Aepin hat darüber eine Anmerkung gemachet: „Die Meißner sind von der wahren Aussprache so sehr abgewichen, daß man glauben sollte, es wären nicht Nachkommen der tapfern Deutschen; sondern vielmehr schwache Weibsbilder. - - - Will man nach dem Beweise

andere Deutschen können sie nicht verstehen. Sie thun dieses, damit sie ihrer Sprache etwas sanftes mittheilen, das ihr nicht eigen ist, und sie verderbt. Man muß den Franzosen und den Italienern das Lebhafte und das Sanftfliessende in der Sprache lassen; aber das Deutsche und das Spanische muß man mit Ernst und Hoheit reden, wenn man sie nach seiner Würde reden will; sonst bekommen sie durch eine Flüssigkeit der Aussprache, die ihnen nicht natürlich ist, ein gantz lächerliches Aussehen.

weise fragen, so ist es dieser, daß man fast in allen Worten ein gar nicht männliches Gezisch nach Art der Franzosen hören lasse, und also das männliche Wesen der deutschen Sprache gantz unterdrücke, nachdem man sich so starck auf das Französische geleget.„ Und etwas weiterhin: „ Da Niedersachsen gegen Norden liegt, so sollte man eher meinen, daß die Einwohner von Natur zu einer ernsthaften und männlichen, oder, wie sie die Verächter nennen, rauhen und harten Sprache geneigt wären, als zu der fast weibischen und zischenden Meißner Mundart.„

Des Herrn von Mauvillon Brief von den deutschen Poeten.

Eure Nachbarn haben sich bisdahin eingebildet, eure Sprache wäre Schuld daran, daß ihr keine guten Poeten hättet. In diesen Gedancken steht der Urheber der Jüdischen Briefe, der, wiewohl er sonst viel gutes hat, sich in diesem, wie in viel andern Dingen, betrogen hat. Giebt es denn eine Sprache in der Welt, die einen treflichen Poeten aus einem Menschen machen könne, der von Natur kein Geschicke dazu hat? Man müßte thörigt seyn, wenn man dieses nur gedencken wollte. Und wie kan man begreiffen, daß eine Sprache sey, die erhabenen Geistern im Wege stehe, und sie hindere, daß sie sich nicht emporschwingen können? Demnach müssen es eure Poeten nicht der deutschen Sprache zur Last legen, daß sie in einem so schlechten Ansehen stehen. Es fehlt ihr weder an Nachdruck noch an Ausdrükungen. Sie klingt zwar nicht lieblich in den Ohren; aber was thut das dem schönen Gedanken, und der geschickten Ausbildung derselben? Besteht etwann die Schönheit der Poesie überhaupt nur in der Lieblichkeit der Sprache; und nicht vielmehr in gründlichen Gedancken, in artigen und geschickten Ausbildungen? Wer darf nun behaupten, daß die deutsche Sprache sich zu diesen Sachen nicht schicke? Hat sie denn

eine

eine Abneigung dagegen? Und woher kömmt diese?

Was fehlt Deutschland denn, daß es keine grossen Poeten hervorbringt? Nichts als Geist. (A) Haltet mir es zu gut, was ich zum Beweise dessen sagen muß. Die Deutschen sind ansehnliche

Uebereinstimmende Zeugnisse und Anmerckungen.

(A) Diese Anklage wegen Mangels an Geist beziehet sich nur auf die Wercke der Poesie und Beredsamkeit. Man ist nicht so unbescheiden, daß man der gantzen deutschen Nation, oder einem jeden Gliede derselben insbesondere die Fähigkeit geistreich zu seyn und zu werden hiermit absprechen wolle: Man glaubt gar gerne, daß unter denen, die nicht schreiben, sich viele befinden, die weit besser im Stande wären, die Ehre des deutschen Witzes zu retten, als die grosse Zahl derjenigen ist, die sich bisdahin eigenmächtig zu Verfechtern des deutschen Geschmacks aufgeworffen, und durch eine Menge Schriften diese Anklage zwar zu zernichten gesucht, aber in Wahrheit grösstentheils damit noch mehr gestärcket, und gleichsam gerechtfertiget haben. Wenn das blosse Vorhaben ein Urtheil von dem Witze und dem Geist einer gantzen Nation in Vergleichung mit andern zu fällen, nicht schon an sich selbst strafbar ist; so mögte ich wohl wissen, wie einer, der dieses Vorhaben würcklich auszuführen gesinnet ist, es anderst anstellen könne, als daß er sein Urtheil auf die Art und Beschaffenheit derjenigen gedruckten Schriften gründe, die von andern als Muster der geistreichen Schreibart und als Probstücke des feinen Witzes angepriesen werden. Und dann gilt bey dergleichen Urtheilen auch das bekannte; à potiori fit denominatio: Wobey dennoch wohl bestehen kan, daß das eine und andere Stücke unter einer grossen Menge schlechtes Zeugs etwann wohl ein Beweißthum von der Fähigkeit des deutschen Witzes abgeben könnte, wenn derselbe

liche Männer, sie sind groß, wohlgestaltet, und von starcken Gliedmassen; aber mit ihrer Vergünstiguug zu sagen, das Sprüchwort lüget sie noch nicht an, homo longus, raro sapiens. Die Natur hat sie mit den Vortheilen des Cörpers zum Ueberflusse begabet, es wäre zuviel gewesen, wenn sie ihnen auch noch Witz und Geist eben so reichlich zugetheilt hätte. Sie ist zu klug, als daß sie so viele treffliche Sachen zusammen nur bey einer Nation anwende, welche ohne das zum Hochmuth gar zusehr geneigt ist.

Rüh-

be besser gepfleget und angebauet würde: Fast auf die Weise, wie es geschehen kan, daß in einem Garten, wenn er nicht mehr gebauet wird, das Unkraut in kurtzer Zeit so mächtig wird und überhand nimmt, daß auch das äusserliche Ansehen eines nach gewissen Regeln eingetheilten Gartens gäntzlich verlohren geht, obgleich noch hier und dar mitten unter dem Unkraut eine und andere zierliche Blumme hervorsprießt. Ist im übrigen dem Herrn von Mauvillon in diesem Paragraphus die Sprache nicht sanft genug geflossen, so will ich zu seiner Entschuldigung, und der deutschen Nation, d. i. denjenigen, die sich das Ansehen derselben eigenmächtig anmassen, zum Trost erinnerlich zu Gemüthe führen, was in dem III. St. der Crinischen Beyträge in der Zuschrift an Hrn. Abt Mosheim gelesen wird: „ Wie gute „ Aerzte nicht allezeit die gelindesten Wege in ihren Curen „ gehen; sondern auch zuweilen mit Feuer und Eisen dem „ Uebel steuren müssen: So muß auch ein tiefgewurzeltes „ Uebel in der Schreibart, Poesie, und Beredsamkeit oft„ mahls durch eine satirische Lauge angegriffen, und das „ durch auf das nachdrücklichste ausgerottet werden. - - - „ Und wie sehr wäre es zu wünschen, daß schon unsre „ Vorfahren uns dergestalt aufgeräumt hätten.„

Scimus & hanc veniam petimusque damusque vicissim.

Rühmet die Gestalt der Deutschen, ihre Stärke, ihre Leibeskräfte; ich will euch das alles einräumen: Aber saget mir nicht, daß sie Geist und Witz haben, wenn ich mit euch eins werden soll. Mithin müsset ihr euch auch nicht einbilden, daß nur die Franzosen auf diese Weise von euren Nation urtheilen. Das eben angeführte lateinische Sprüchwort ist aus einem spanischen Scribenten hergenommen, der es bey einer gleichen Gelegenheit angezogen hat. Wollet ihr es lieber auf das Zeugniß eines Engelländers ankommen lassen, so vernehmet, was der Verfasser des Mährgens von der Tonne, der bey iedermann so viel gilt, dazu sagt: (B) „ Die „ schönsten Erfindungen sind in denen Zeiten gemacht worden, da die Unwissenheit auf das „ höchste gestiegen gewesen, zum Exempel der „ Compaß, das Schießpulver, die Buchdrukerey, und diese hat die dummeste Nation, „ nemlich die D. . . . aus der Finsterniß an „ den Tag hervorgezogen. „

(B) Diese Anmerckung Hrn. D. Swifts kan denjenigen zur Nachricht dienen, die sich auf die Erfindung der Buchdruckerey zur Ablehnung der Anklage von dem Mangel des deutschen Witzes mit grossem Vertrauen beruffen. So sagt Hr. Magister Schwabe in der Vorrede zu seinen Belustigungen Bl. 6. „ Es ist genug, daß wir versichert sind, sie würden uns unsre dürftige Erfindungskraft nicht so vielmahls erzehlen können, wenn sie nicht „ von uns gelernet hätten, uns einerley Sache auf tausend Bogen kund zu thun; so daß also ihr Vorwurff, „ wenn

Ich habe nicht einen Buchstaben aus dem meinigen hinzugesetzet; indessen sehet ihr wohl, daß man nicht deutlicher reden kan. Aber warum haben die Deutschen nicht so viel Witz, als andere Nationen? Ist der Himmelsstrich Schuld? Trägt dieser etwas dazu bey? Oder ihr gewöhnlicher Tranck? Nein, denn wie viel Deutsche giebt es nicht, die nur Wein aus Champagne trincken, und die doch deßwegen nicht eine Unze mehr Witzes haben. Der beste Grund, den man hievon geben kan, wird wohl dieser seyn, daß es nicht der Geschmack der Deutschen sey, (C) Geist zu haben, daher diejenigen

„ wenn er gedruckt wird, zugleich innerlich seine Widerle-
„ gung allezeit mit sich führet.„ Mit eben dieser Vorstellung hat Hr. Prof. Gottsched in seiner Anmerck. zu dem Art. Houhours den Ungläubigen den deutschen Witz sichtbar machen wollen: „ Die Deutschen, sagt er, haben an dem
„ Schießpulver und Geschütze, an der Buchdruckerey, an
„ dem Kupferstechen, an den Ferngläsern, an dem Por-
„ cellan, u. a. m. solche Proben ihres Witzes abgeleget,
„ daß keine andere Nation ihnen eben so viel und eben so
„ witzige Entdeckungen aufweisen kan. ꝛc.„ Es ist niemans dem jemahls in den Sinn gekommen, den Deutschen die Fähigkeit zu mechanischen Erfindungen, auf die man öfters von ungefehr und zufälliger Weise geräth, streitig zu machen. Aber laß mir das einen seltsamen Schluß seyn: Es sind Deutsche gewesen, welche die Buchdruckerey, das Schießpulver ꝛc. erfunden haben; hiemit müssen die deutsche Poeten und Redner geistreiche Köpfe seyn; und wer dieses nicht zugeben will, der lästert die deutsche Nation.

(C) Diese einzige Anmerckung Hr. Mauvillons zernichtet auf einmahl das weitläuftige Geräsche einiger Verfech-

ter

jenigen unter ihnen, welche Geist haben, denselben verabsäumen, und gemeiniglich verderben, indem sie sich auf eitele Wissenschaften von elen-

ter des deutschen Witzes, womit sie auf den Vorzug in einigen Theilen der Gelehrsamkeit, und auf die Fähigkeit, witzig und geistreich zu werden, trotzen; z. Ex. wenn es in dem Schreiben an den Verfasser der Beyträge Hrn. Gottsched, in dem XXIII. Stücke Bl. 518. heißt:

Dieß hat den deutschen Witz gedämpfet, nicht erstickt.

Desgleichen:

. . . . . Zum Baue gröſſrer Wercke
Fehlt oft die Kühnheit nur, und nicht des Geistes Stärcke.

Ferner Bl. 520.

Sprich, ist der Erde drum ein Baum zur Last erzeuget,
Der noch die Aeste nicht voll reifer Früchte beuget?

Und wiederum Bl. 521.

Wenn mein Lied schallen wird; singst du vielleicht nicht mehr.

In demselben Tone läßt sich der deutsche Lustigmacher Hr. Schwabe in der Vorrede zu seinen Belustigungen Bl. 6. vernehmen: „ Ihr Vorzug ist, daß sie einige Jahre früher auf die Ausbreitung der schönen Wissenschaften gedacht haben, als wir; aber auch NB. einige Jahre früher, als wir, derselben Verfall sehen werden.„ Eine Weissagung, die sich ohne Zweifel auf eine geheime Abrede der deutschen Nation gründet, daß sie erst dann wolle anfangen witzig werden, wenn die Franzosen den guten Geschmack verlieren. Und auf der 10ten Seite sagt eben dieser Vorredner: „ Wären wir so zeitig, als andere, auf „ die Ausbreitung der schönen Wissenschaften in unsrer „ Muttersprache gerathen: So würden vielleicht diejenigen „ 10 von uns lernen müssen, welche wir uns zu Mustern „ bey Beförderung der freyen Künste vorstellen.„ Man giebt gerne zu, daß die Deutschen Geist und Witz haben,

dem Geschmacke legen. (D) Eure meisten Gelehrten beschäftigen sich Anagrammata, oder, was noch kindischer ist, Chronogrammata zu verfertigen. Eure arbeitsamen deutschen Köpfe wer-

und zeigen könnten; aber man bedauret dabey, daß diejenigen, welche die Ehre des deutschen Witzes zu behaupten bisdahin übernommen haben, gröstentheils dieselbe zu Schanden gemachet, und zu dergleichen unbeliebigen Urtheilen Anlaß gegeben haben. Man gestehet ihnen einen groſſen Vorzug an Gelehrtheit zu, aber aus denen bisherigen Proben kan man nicht schlieſſen, daß der Geschmack für das Witzige und Geistreiche noch zur Zeit allgemein sey. Ich kan dieses mit dem Beyfalle eines deutschen Schriftverfassers bekräftigen: In dem IX. Stücke der Critischen Beyträge auf der 165sten Seite, wo der Antilongin recensiert wird, heißt es: „Der gute Geschmack ist bey „ uns Deutschen noch nicht so allgemein, daß man sich ferner keine Mühe geben dürfte, ihn mehr und mehr empor zu bringen. Wir wollen nur unsre Poesie ansehen. „ Was für wunderlich Zeug kömmt nicht darinnen noch „ täglich zum Vorschein? Und wer siehet nicht, daß dieses die Ueberbleibsel des altfränckischen Geschmacks sind? „ Woher rühret aber solches? Von nichts anders, als „ weil unter den Schriften unsrer Dichter, die wir Anfängern als Muster anpreisen, noch viel rauschendes Flittergold anzutreffen ist. „

(D) Man hat noch erst im Jahre 1735. zu Breßlau und Leipzig eine verbesserte Sammlung von J. Chr. Günthers deutschen und lateinischen Gedichten herausgegeben, und ist dabey sorgfältig gewesen, alle die Acrosticha, die in dieses Poeten ersten Jahren noch ganz gelaufig waren, als Proben des deutschen Witzes von dem Untergange zu retten, wie B. 17. 82. 91. 100. 179. 231. ꝛc. zu sehen ist. Es ist wohl wahr, daß dieser Dichter selbst bey reifern Jah-

ren

werden ein Wörterbuch gantz durchblätern, damit sie eine solche scharfsinnige Ueberschrift herausbringen. Man dächte, sie suchten eine geschickte, gut lateinische Ausdrückung, aber anstatt dessen sehen sie sich nach einem Worte um, darinnen ein L ein M oder ein D ist. Wenn wir demnach irgend eine solche Aufschrift antreffen, müssen wir in derselben vielmehr das Jahr des Herrn, als den Gedancken suchen.

Einer von euren Scribenten (E) hat das Hertz gehabt diese Chronogrammata, die er gelehrte Sinngebuhrten nennet, zu vertheidigen. Er

ren das abgeschmackte Wesen dieser Kunst verlachet, und seine ehemahlige Thorheit bekennet hat, womit er die Nahmen vor die Lieder geflochten, und oft um ein A. drey Stunden auf und nieder gegangen: Aber was muß ein fremder von dem allgemeinen Geschmacke der deutschen Nation dencken, wenn er auch in den neuesten Sammlungen und Herausgaben der besten deutschen Dichter dergleichen abgeschmacktes Zeug mit der grösten Sorgfalt aufbehalten siehet? Denn daß Günther unter den besten Poeten, die nach dem Geschmacke der deutschen Nation sind, einen hohen Rang verdiene, wird niemand zweifeln, wer folgenden Gottschedischen Ausspruch gelesen hat: „Woher „kömmt es, daß die deutsche Nation, die bey Canitzens „und bey Günthers Gedichten so eifrig gewesen, sie zu „kauffen und zu lesen, und andern anzupreisen, daß man „in kurtzer Zeit so viele Auflagen machen müssen, nur im „Absehen auf das einzige Paradies Milrons so phlegmatisch geworden?„

(E) Ich kenne einen andern deutschen Poeten, der sich noch erst neulich einen groſſen Nahmen unter seinen Landsleuten erworben hat. Dieser hat sich erkühnet in einer

klagt sich, daß gewisse Leute so unvernünftig seyn, und diese schönen Erfindungen Lappereyen heissen; und er behauptet gegen jedermann, daß sie, wenn sie kurtz sind, und sich vor die Sache gut schicken, ihren gewissen Werth haben. Er führt zum Beweise dessen das Chronogramma an, das im vergangenen Jahr auf den Herzog von

einer neuen Sammlung poetischer Geburten, die erst dieses Jahr ans Licht getreten, eine ernsthafte Schutzschrift für eine andere Gattung Sinnspiele des falschen Witzes zu verfertigen, worinnen er behauptet, daß diejenigen, welche keinen Geschmack daran finden, für gewissenlose Religions-Spötter müssen angesehen werden. Dieser ist mit Nahmen der grosse Triller, der in dem neulichst herausgegebenen 3ten Theile seiner Gedichte, auf der 500. Seite folgendes Muster von einem geistreichen Wortspiel gar geschickt anbringt:

Benennt man, Nassau, dich sonst von den nassen Auen,
So machstu izt gewiß die Deutung offenbar;
Und stellten sich auch nicht die nassen Auen dar,
So kan man doch in dir die nassen Auen schauen.

Der Genius, der über die Noten waltet, hat ihm dazu die folgende aus der besondern Mildigkeit verliehen, nach welcher er die Trillerischen Anmerckungen mit allerhand Seltenheiten zu bereichern pfleget: Lusus hic ingenii & verborum, quod probe scimus, quem nimium fastidiunt, & præter rem aspernantur horriduli quidam nostri ævi Catones, & intonsi impexique Timones; sic non injurii solum in optimos quosvis Auctores veteres profanos, sed & impii adeo atque blasphemi in ipsam Scripturam Sacram utriusque Testamenti; in qua quippe creberrime acutos ejusmodi verborum lusus passim occurrere, contra nasutos hos & frigidos censores, magno eruditionis apparatu pridem liquidissime ostensum fuit a Viris magnis, Grotio, Bochar-

von Lothringen und Großherzog von Toſcana gemacht worden, der die kaiſerlichen Völcker in Ungarn als oberſter General angeführt hatte, VIVat CæſarIs IVpreMVs belli DVX. In welchen Worten die Jahrzahl von 1737. enthalten iſt, da der Herzog in Ungarn hatte commandieren ſollen. Trutz ſey euch gebothen, daß ihr in dieſem Chronogramma was weiters, als das Jahr des Herrn finden werdet. Indeſſen hat der hamburgiſche Zeitungsſchreiber es vor einen unwiderſprechlichen Beweiß gegen diejenigen angeführt, welche dieſe abgeſchmackten Erfindungen verlachen. Saget mir doch, ob man eben viel Witzes vonnöthen habe, wenn man eine arithmetiſche Zahl in viel verſchiedenen Wörtern, die aus allerley Buchſtaben beſtehen, heraus-

Bocharto, Vitringa, Glaſſio, Blackwallo, Gatakero, Oleario, & aliis; & noviſſime a Reverendo Michaeli Halenſi, peculiari Diſſertatione. Sed hac de re nos alibi plenius. Eant nunc & deteſtentur omnes ingenii luſus inſulſi Criticaſtri, imprimis Alpini. Und daß Hr. D. Triller von der Vortrefflichkeit der Wortſpiele eine innerliche Ueberzeugung habe, erhellet aus gar vielen Proben, die in ſeinen Gedichten hier und da zu finden ſind. Ich will zur Bekräftigung deſſen nur einige von den beſten Exempeln anführen. In dem erſten Theile ſeiner Gedichte, in der Zueignungsſchrift an Hrn. Brockes:

Serenus deſſen Lied Sirenen trotzen kan,
Wird auch mit allem Recht in dieſe Reih geſtellet.

Eben daſelbſt:

Daß ſich die Bluhmen auch zuſammen brünſtig freyhn,
Und durch des Zephyrs Gunſt in Stand der Ehe treten,

bringen soll, und ob dergleichen Entdeckungen der menschlichen Gesellschaft grossen Nutzen bringen. Ist das ein grosses Lob vor einen Feldherrn, daß man in etlichen Wörtern, welche wenig oder nichts von seinen Heldenthaten melden, das Jahr ausfindet, in welchem er den Generalstab geführt hat? Man muß kein grosser Künstler seyn, eine solche herrliche Geburt auf die Welt zu bringen; es braucht weiter nichts, als ein wenig Geduld, Wörter auszuklauben, und man wird mehr als genug herausbringen, sofern man nur die Sprache versteht, in welcher man reden will.

Allein
Besingen de Croix und Royen im Latein,
Sind sie schon, wie es scheint, zur Hochzeit nicht gebeten.

In eben diesem Gedichte:

Vom Vater, Sohn u. Geist, u. von des Glaubens Grund
Hat Faithfull Thät ein Buch in Versen fürgetragen,
Dieß macht nun Wagner zwar in deutschen Reimen kund,
Allein sie klingen meist, wie ein noch neuer Wagen.

In dem Gedichte von der Zeugung des Menschen I. Th. Bl. 164.

Doch weil die Würmer gar zu klein,
So mußten grosse Gönner seyn.

In dem IIIten Th. Bl. 312.

Und Wolf mit dessen Wissenschaft
Fast alle Hohen Schulen pralen,
Ob ihm der Neid mit heilger List
Gleich lange widerstanden ist.

Da nun Hrn. D. Trillers Gedichte, wie er selbst und die gelehrten Zeitungsschreiber einhellig rühmen, von der deutschen Nation begierig aufgekauft und gelesen werden, was muß wohl ein Fremder von dem Geschmacke der deutschen Nation urtheilen?

Allein ihr werdet einwenden, nicht alle Deutſchen geben ſich Mühe mit dieſem abgeſchmackten Zeuge. Gut: Aber ich behaupte hingegen, daß es ihnen in allen Arten der zierlichen Gelehrtheit an Geſchmack, oder, wenn ich es herausſagen ſoll, an Witz mangelt. Ehe ich dieſes beweiſe, muß ich euch bitten, folgendes anzumercken. Es iſt kein Wunder, daß eure Landsleute nicht geiſtreich ſeyn. Man hält in dieſem Lande ſehr wenig auf Geiſt, und dieſes iſt eben kein Mittel, den Witz in Schwang zu bringen. In Deutſchland ſind ein geiſtreicher Kopf und ein Clausnarre eines, was das andere. (F) Der Pedant und der wahre Gelehrte werden hier allzu gerne mit einander vermiſcht. Eure Gedanken ſeyn die ſchönſten auf der Welt, ſie ſeyn auf das geiſtreichſte ausgebildet; wofern ihr nicht ſechs Wörter im Lateiniſchen, vier im Griechiſchen, und vier im Hebräiſchen plappert, ſo wird man meinen, man thue euch viel Ehre an, wenn man euch einen artigen Pantalon heißt.

In dieſem Lande ſteigt niemand empor, als die Hofnarren. Die Begierde dergleichen zu haben, iſt etwas recht auſſerordentliches. Ein jeder Fürſt hat zween oder drey in ſeinen Dien-

(F) Ich kan und will mich nicht gar tief in dieſe Unterſuchung hineinlaſſen, in was Werth in Deutſchland der Geiſt, wenn er gleich der Gelehrſamkeit beraubet iſt, gehalten werde. Das iſt indeſſen gewiß, daß abgeſchmackte Poſſenreiſſer und Luſtigmacher nicht allein vor geiſtreich wollen angeſehen ſeyn, ſondern auch würcklich noch einen groſſen Beyfall finden. Ich verweiſe meine Leſer auf den Heumonat der Beluſtigungen Bl. 36.

sten. Bey einigen von den grössesten ist es eine recht einträgliche Bedienung, der föderste Hofnarre, wie im türckischen Serraglio das Haupt der Verschnittenen zu seyn. Die Freyherrn und die blossen Edelleute in diesem Lande haben insgemeine einen Lakey, der bey ihnen die Stelle eines Hofnarren vertritt, wiewohl er eben diesen Titel nicht führt; denn die herrschenden Fürsten behalten das Recht vor sich, Patenten für einen Hofnarren zu ertheilen.

Auf was vor hohe Gedancken können Leute von diesem Schrote, die nicht wissen, was denken ist, die in den Tag hinein plaudern, und mit lauter Salbadereyen angestochen kommen, vornehme Herren führen? Werden sie dieselben lehren, wie man gerecht, großmüthig, milde, nüchtern, sittsam, seyn soll? Ach nein. Sie wissen von diesen Eigenschaften allzu wenig, als daß sie sich eine Ehre darinnen suchen sollten, jemanden dazu anzuführen.

Ein geistreicher Mann ist in Deutschland ein Mensch, der zu einem Hofnarren gebohren ist; und ein Hofnarre ist ein Thier, das mehr Stockschläge kriegt, als ein Hund, den man zu kleinen Künsten abrichten will. Das ist izo die Neigung der deutschen Herren, sie brauchen den Stock gerne, und man muß bekennen, daß sie geschickt damit umzugehen wissen. - - - - - - - - - - - - - - -

Hiervon nimmt nun der Verfasser Anlaß, mit etlichen Exempeln zu beweisen, daß die deutschen Fürsten eine rechte Freude daran haben, die Leute bis auf den Tod zu prügeln.

Ihr

Ihr sehet also, zu was vor Posten man geistreiche Köpfe in Deutschland tüchtig hält, wiewohl diejenige, die auf diesen Posten stehen, nicht allemahl geistreiche Köpfe sind. Man muß es bekennen, es giebt in Deutschland mehr Gelehrte, als in vielen andern Ländern; aber geistreich zu seyn ist ihnen verboten, falls sie nicht vor Narren angesehen seyn wollen. Ein geschickter Professor, der in der gelehrten Welt wohlbekannt ist, wollte einmahl zeigen, daß er Geist hätte. Sogleich foderte man von ihm, daß er Hofnarr würde, und der Fürst nöthigte ihn mit Gewalt dazu. Einer von meinen Freunden hatte Gedancken bey dieser Gelegenheit eine Comödie zu schreiben, die den Titel führen sollte: Der Hofnarre wider seinen Willen. Ich hintertrieb es mit allen ersinnlichen Vorstellungen der Klugheit. Es ist hier nichts neues, daß ein Hofnarre, der den Titel eines solchen führet, zugleich Professor in der Philosophie, oder in der Beredtsamkeit ist. Da die Wissenschaften auf diese Weise entweihet und verhudelt werden, so ist es nicht möglich, daß das Naturell keinen Schaden davon empfange, und daß man nicht mit der Muttermilch eine unüberwindliche Abneigung gegen die Wissenschaften, und alles, was geistreich ist, in sich sauge.

In Franckreich hat man dieses nicht zu befürchten. Daselbst hält man den Geist hoch, wenn er gleich der Gelehrsamkeit beraubet ist. Ludewig der vierzehnte war ein so grosser Feind der Zotenreisser, und Lustigmacher, als er hinge-

gen

gen ein bekannter Beschützer aller geistreichen Männer war, die er auch von den Pritschmeistern wohl zu unterscheiden wußte. Aber der Geschmack der Deutschen Fürsten ist überhaupt so beschaffen, daß sie zwey Dinge, die an Art so verschieden sind, mit einander vermischen, und sich nur das schmecken lassen, was unter den Wercken des Geistes am ungesaltzensten und mattesten ist.

In Franckreich liebet man das, was der Witz feines und leckeres hat; nur dadurch kan man sich hervorthun. Wer nur Geist hat, ist bey allen Franzosen willkommen, und kan sie nur vor seine Gönner ansehen. Er hat keinen andern Titel nöthig, als daß er ein geistreicher Kopf sey, so wird ihm jedermann wohlgewogen werden. Das ist der Geschmack der französischen Nation überhaupt; und niemand wird meines Bedunckens so unvernünftig seyn, und ihm nicht den Vorzug vor dem Geschmacke der Deutschen geben; denn es ist gewiß, daß man nichts geschicktes ausrichten kan, wenn man es ohne Geist vornimmt. Die gelehrtesten Wercke taugen nichts, wenn sie nicht mit Witze verfertiget sind; und der gröste Lehrer wird nur ein verdrüßlicher Schmierer seyn, wenn er seine Belesenheit ohne Geist auskramet; so wie der grösseste Weltweise nur ein langweiliger Schwatzer seyn wird, wenn er seine Schlußreden nicht mit Geist würtzet, ob sie gleich sonst bündig sind. Der Geist ist das Vermögen des Verstandes, das macht, daß wir das, was wir sagen, mit Anmuth

muth sagen, und das, was wir thun, mit guter Art thun. Es ist die geschickte Wahl, das feine Wesen, das scharfsinnige Urtheil, kurz etwas nicht genug bestimmtes, das unsren Gedancken und Begriffen eine gewisse Zierlichkeit mittheilet; das auszieret, was die Vernunft erfindet, und ausschmücket, was der Verstand hervorbringt.

Aber es ist nicht genug, daß man erkläre, was Geist sey, es giebt verschiedene Arten dieses Geistes, welche man von einander, oder besser zu sagen, von etwas, das ihm ähnlich ist, unterscheiden muß. Es ist eine Art rauhes Geistes, von welchem die platten und eckelhaften Possen und Zoten entstehen, die doch auch gewissen Leuten angenehm sind, welche selbst nur diese Geistesart besitzen. Diese ist derjenigen gantz ungleich, welche die Franzosen haben wollen, und die ich oben erklärt habe.

Unter dem rauhen und dem feinen Geist herrschet der Unterschied, daß jener die Miltze, und dieser das Hertz rühret; jener das wilde Gelächter, dieser die Verwunderung erwecket; der erste einen Augenblick Lust machet, hernach Verdruß verursachet, da hingegen der andere ein reines und desto gründlicheres Ergetzen tait sich führet. Da nun die grossen Herren in Deutschland auf diese lezte Eigenschaft nicht viel halten, so erforschet auch niemand sich selber, ob er nicht etwa dieselbe von der gütigen Natur empfangen habe; man streitet nur um den Vorzug, wer die plattesten Pritschmeisterpossen sa-

gen

gen kan. Wie oft höret man diese vornehmen Deutschen über den ungeheuresten Einfall eines elenden Lustigmachers in ein erschreckliches Gelächter ausbrechen? Das ist ihr Geschmack, und wer ihr Freund seyn will, muß mitmachen.

Deßwegen wundert mich nicht mehr, daß in euren Poeten solche Jedermannsgedancken, und so grobe Ausdrücke sind. Günther, (G) einer der geschätztesten ist damit angefüllet. Leset seine Ode auf das Glücke, die vor eines seiner besten Stü-

(G) In was vor Ansehen Günther bey der deutschen Nation stehe, hat uns Hr. Gottsched oben (D) belehret. Dessen ungeachtet kan ich das Urtheil, welches Hr. Mauvillon von seiner poetischen Niederträchtigkeit gefället hat, mit einheimischen Zeugnissen bekräftigen. In dem XIV. St. der Critischen Beyträge, wo Günthers Gedichte beurtheilet werden, heißt es Bl. 186. „ Seine Kenntniß „ in den wahren Regeln der Dichtkunst war sehr mittelmäßig, seine Beurtheilungskraft sehr seicht und unfähig, „ das wilde Feuer der Fantasie zu mäßigen. „ Und auf der 188sten Seite: „ Was die Gedichte selbst anlanget, „ so haben sie fast durchgehends ein sehr fliessendes Wesen, ein richtiges Sylbenmaaß, und eine richtigere, regelmäßigere Sprache, als man in vielen unsrer Dichter anmercket. Allein was das innere anlanget, so sind „ viele, ja die meisten Stücke einem Quodlibet ähnlicher, „ als einem ordentlichen und vernünftig zusammenhangenden Wercke. Oft scheint der Reim, und nicht der Poet „ den Vers gemacht zu haben: Indem er nicht anders „ aussieht, als ob er lauter Bouts-rimez gemachet, oder „ die Einfälle im hübnerischen Reimregister gesuchet hätte. „ - - - - Ja auch in seinen Todesgedancken hat er „ das geistliche mit dem weltlichen, die Bibel mit den Fabeln der Heiden so durch einander gemenget, daß man „ nicht

Stücke gehalten wird; ihr werdet darinnen einen Beweis meiner Meinung finden. Ich werde die lezte Strophe dieſer Ode nie vergeſſen; ſie hat etwas allzu ſonderbares, daß ich ſie hier nicht anführen ſollte; Vielleicht habet ihr niemahls Zeit gehabt, ſie genau zu betrachten. Ich bitte nur die Frauensperſonen, denen ihr etwa meinen Brief zeigen mögtet, daß ſie ſich an gewiſſen purſch-

„ nicht wiſſen kan, ob er als ein Heide oder als ein Chriſt
„ habe ſterben wollen. Hernach weiß er ſelbſt in den er-
„ habenſten Oden nicht den Wohlſtand, und das ſo ge-
„ nannte πρέπον zu beobachten. „ In dem XXIV. St. derſelben Critiſchen Beyträge, in den Anmerckungen über Clercs Gedancken von der Poeſie Bl. 589. ſtehet: „ Was
„ ich von Hofmannswaldau ſage, das gilt auch von einis-
„ gen neuern, als Amthorn, Günthern, und ein Paar
„ noch lebenden Dichtern [vielleicht Triller und Gottſched]
„ theils von ſchwülſtiger, theils von niedriger Schreibart.
„ Wohl dem, der von Jugend auf auf gute Muſter ver-
„ fallen iſt, z. E. auf den Virgil, Horatz, Opitz, Canitz.„
Und wer ſich an dieſen Zeugniſſen noch nicht ſättigen will, der leſe in dem XXIV. St. der Crit. Beyträge Art. III. Bl. 63. den Verſuch einer Critick über die güntheriſche Ode: Eugen iſt fort! Ihr Muſen nach ꝛc., wo er folgende und dergleichen critiſche Ausſprüche bey der Menge antreffen wird: Dieſe Kleinigkeiten können das Pathos nicht bergen: Dieſes iſt ein pöbelhafter Ausdruck: Dieſes iſt Günthers gröſter und gewöhnlichſter Fehler, daß er auch in der prächtigſten Rede, ſeinem Satyr bisweilen zu meckern erlaubt: Der ganze Einfall iſt Flittergold, das hieher nicht gehört: Da iſt ein Galimatias, hier ein Phöbus: Bald plaudert er, wie ein Fieberhafter, bald aber ſchimpfet er beynahe, wie ein Schotenhüter: Ein ſolches abentheurliches Phöbus hatte noch gefehlt. ꝛc. ꝛc.

purſchmäſſigen Worten nicht ärgern, die ich mich genöthiget ſehe, zu brauchen, wenn ich des Poeten Meinung ausdrücken ſoll. Sie müſſen ſich erinnern, daß ich aus dem Deutſchen überſetze, nun wiſſen ſie wohl, daß in dieſer Sprache dergleichen Zeug nichts neues iſt. Nachdem Günther zuerſt auf eine ziemlich froſtige Weiſe auf das Glücke geſtichelt, überläuft ihm die Galle, und er bricht gantz entrüſtet in dieſe Worte aus: Tiens, ſagt er zu ihm, voicy tes plus beaux titres. Tu n'es qu'une girouette, une femmellette aveugle, une voie de perdition, une garce à laquais, une ſorcière, la ſœur de la folie, une hableuſe, une trompeuſe: & qui eſt ce qui me punira comme Athée, par ce que je te blaſphême! Ich weiß wohl, daß der arme Günther keine Urſache gehabt, mit dem Glücke wohlzufrieden zu ſeyn; und daß er dem Colletet gleich war, von dem man ſagt, er ſey von einer Küche in die andere gegangen, einen Biſſen Brod zu betteln; allein ich kan ihm, die Wahrheit zu bekennen, ſeine pöbelhaften Ausdrücke nicht verzeihen, und ich mögte ihn wohl fragen, in welchem Lumpenhauſe er dieſe Schreibart an ſich genommen habe. Was vor eine Ungleichheit zwiſchen Günthers Verſen, und denen, welche Rouſſau auf eben dieſes Glücke geſchrieben hat! „ Der Pöbel „ betet in deinem ſchlechteſten Wercke das „ Wohlergehen an, er nennt dich Großmuth, „ Dapferkeit, Klugheit, Standhaftigkeit: Er „ beraubet die Tugend ihrer eigenſten Titel, und

„ leget

„ leget sie einem Laster, das dir angenehm ist,
„ bey. In seinen falschen Lehrsätzen machet er
„ allemahl vortreffliche Helden aus deinen straf-
„ würdigsten Lieblingen. „

Die französische Sprache ist zu sittsam, als daß sie solche Ausdrücke, wie Günthers sind, vertragen könnte, am allerwenigsten kan sie dieses in einer ernsthaften und erhabenen Ode. Wenn wir von lustigen Sachen schreiben wollen, so haben wir eine absonderliche Sprache vor dieselben, (H) nemlich des Marots seine: Aber im Deutschen läuft alles unter einander, das

D Ernst-

(H) In dem Heumonat der Leipzigischen Belustigungen, in dem Schreiben an Hrn. M. Schwabe wegen der Unnützlichkeit seines Vorhabens Bl. 20. wird über diese Stelle folgende geistreiche Anmerckung gemachet: „Ich
„ wollte diese Schreibart die Sprache der Freundschaft,
„ zur Nachahmung der Sprache des Schertzes, nennen;
„ welche ein gewisser neuer Briefschreiber an seinen Lands-
„ leuten gantz besonders erhebt, und es den Deutschen
„ als einen grossen Fehler vorwirft, daß sie dergleichen
„ nicht hätten. Die Deutschen, sagt er, schreiben die
„ ernsthaftesten Oden, und die lustigsten Gedichte, in ei-
„ nerley Versart. Wir aber haben eine besondere maro-
„ tische Schreibart, in welcher wir nur schertzen. Wenn
„ sie, mein Herr, etwa diese Sprache noch nicht kennen,
„ so will ich sie ihnen doch ὡς ἐν παρόδῳ, ut φιλέλληνες lo-
„ quuntur, erklären. Stellen sie sich eine Sammlung alt-
„ fränckischer, pöbelhafter, und wider die Grammatick
„ verstossender Wörter und Redensarten vor. Sie sey
„ also noch ein Grad schlechter, als dasjenige, was wir
„ im Deutschen die Hans-Sachsen-Schreibart nennen,
„ welcher wir uns bisweilen zum Lachen bedienen; allein
„ die

Ernſtliche mit dem Poſſierlichen; das Hohe mit dem Kriechenden, und das Prächtige mit dem Luſti-

„ die ein Dichter alsdann ſtarck gebrauchen müſte, wenn „ er das ſicherſte Mittel haben wollte, uns unerträglich zu „ werden. Wenn Sie ſich dieſe Schreibart einbilden, mein „ Herr, ſo haben ſie dasjenige, was die Gröſſe gewiſſer „ ausländiſcher Dichter, und einen Theil von dem Ruhme „ ihrer Nation ausmachet. Ich weiß nicht, ob nach dem Urs „ theile der gantzen Nation, oder nur bloß nach dem Aus„ ſpruche des groſſen Kunſtrichters, der vielleicht auch den „ Homer und Deſpreaux tadelt, daß ſie die Batrachomyo„ machie und das Pult nicht in marotiſchen Verſen geſchrie„ ben haben. ꝛc. „ Ich muß die kleine Bosheit dieſes anſehnlichen Luſtigmachers ein wenig beleuchten. Es iſt eben ſo lächerlich, wenn er die marotiſche Sprache als altfränkiſch, niederträchtig und pöbelhaft anſchwärtzen will, als wenn einer ſich über die Hofleute Franciſcus des erſten erzörnen wollte, daß ſie nicht in der itzigen neumodiſchen Kleidung auftreten. Die marotiſche Sprache iſt bey den Franzoſen diejenige, welche an dem Hofe des beſagten Königs geredet worden. Sie war ſo bequem ſchertzhafte und und ſatiriſche Gedancken darinnen einzukleiden, und Marot hatte ſie zu dieſem Ende ſo geſchickt gebraucht, daß ſie als eine todte Sprache noch heutzutage in ſeinen Schriften erlernet, und noch zu demſelben Ende angewendet wird. La Bruyere hat davon geurtheilet: „ Marot ſcheint im Ab„ ſehen auf ſeine Redensarten und Ausdrücke erſt ſeit Ron„ ſards Zeit gelebet zu haben; zwiſchen ihm und uns iſt „ nur ein Unterſchied von etlichen Wörtern. „ Sofern iſt es, daß dieſe Sprache pöbelhaft ſey, oder wider die Grammatick verſtoſſe, wiewohl ſie ihre eigene Grammatick hat. Man findet im Marot einen gantz herrlichen und prächtigen Ausdruck, der ihn mitten in dem artigen und zierlichen Schertze unterſtützt, von welchem er der Vater iſt, und zugleich das Muſter giebt. Dieſen Character giebt ihm Boileau:

Imi-

Lustigen. Alle Ausdrücke sind da gleich gut, und man macht da keinen Unterschied zwischen prosaischen

Imitez de Marot l'elegant badinage.

Zu der marotischen Schreibart wird Marots Geist, nicht nur seine Worte erfodert. Dieser war sehr fein und sehr anmuthig. In allem, was er sagt, ist Anmuth, und seine gemeinsten Gedancken werden durch die Ausbildung geschmückt. Also heißt man die angenehme Leichtigkeit, die natürliche Fliessendheit, die aus Marots Geist, als ihrer wahren Quelle entsprang, aus Danckbarkeit die marotische Schreibart, weil sie ihm so gar eigenthümlich war. Alles in seinen Gedichten gehört dem Naturell zu, nichts der Bemühung, nemlich einer Bemühung, die sich selber verrathe und mercken lasse. In diesem Stücke haben ihn die anmuthigsten Köpfe unter den französischen Poeten für ihren Lehrmeister erkennt; als der Hr. de la Fontaine, der Abt Chaulieu ꝛc. Ich bin versichert, daß diese geistreiche Köpfe in ihrem Gebrauche der alten marotischen Sprache am allerwenigsten darauf gesehen haben, daß sie die Miltze ihrer Leser durch den ungewöhnlichen und veralterten Klang derselben belustigten. Das veralterte und aus der Gewohnheit gekommene in dieser Sprache dienete ihnen mithin, den Schertz durch ein merckliches Kennzeichen von dem Ernst zu unterscheiden; so wie dem Harlekin auf dem Schauplatze eine absonderliche an Schnitte und Farbe eigene Kleidung affectirt ist. Nun ist es ein Zeichen des guten Geschmackes, und ein Beweisthum des Reichthums der französischen Sprache, daß man nicht genöthiget ist, zum Schertze eben die Sprache zu brauchen, welche man zum Ernste anwendet: Wie es einen Mangel anzeiget, wo man eine ernsthafte und an sich selbst männliche Sprache hat, wie die deutsche eine solche ist, die man auch zum Schertze und zu Possen brauchen muß, aber sie eben dadurch mißbraucht, und entweihet; massen es schwerlich geschehen kan, daß sich nicht an einige Worte und Redensarten etwas verächtliches

schen und poetischen Redensarten. (1) Man findet oft unter einem Dutzend Verse, die so schwulstig sind, als des Pindarus, ein pöbelhaftes Sprüch-

liches nnd lächerliches mit anhänge. Mit was vor einer Stirne darf man denn sagen, daß Marot nicht ein Haar besser schreibe, als Hans Sachse; daß so wenig wir sonst aus unsrem Hans Sachse machen, wir ihn doch nicht geringer schätzen dürffen, als den altväterischen Marot? Hr. Gottsched hat dieses in der Anmerckung zu dem Artickel Aretin vorgegeben. Er meint vielleicht, der widerliche Klang, oder die ungewöhnliche und altfränckische Redensart in Hans Sachsens Sprache machen seine Gedichte so verwerfflich und verächtlich; aber das thut es nicht, sondern das arme und abgeschmackte Zeug, das Hans Sachse darinnen vorträgt, welches so beschaffen ist, daß es in die flieſſendste gottschedische Schreibart übersezt Verdruß und Ekel gebähren muß. Da wir hingegen nur Marots Gedancken uns bekannt machen müssen, die anmuthigste Lust davon zu empfangen. Man betrachte z. Ex. nur einen von seinen satyrischen Sendbriefen an seine Tadler, so wird man sehen, wie fein und starck er an Witz gewesen; wir können daran abnehmen, wie er seine ungeschickten Richter würde aufgezogen haben, wenn er ihre ungereimten Urtheile von ihm gewußt hätte. Was endlich diejenige Art Schertzes anbelangt, da man etwas durch eine Vergröſſerung kleiner Dinge lächerlich zu machen sucht, wie Homer und Boileau gethan haben, so ist ja offenbar, daß man zu diesem Ende nicht eine veraltete marotische, sondern eine prächtige heroische Sprache führen muß, wenn man nicht mit Fleisse seine Absichten verderben, und nicht die Sache, sondern sich selbst, zum Gelächter machen will.

(1) Damit man nicht sagen könne daß Hr. von Mauvillon ohne Grund nur seiner bloſſen Lust ein Genügen zu thun, die Schwachheiten der deutschen Poeten aufdecke;

so

Sprüchwort. Die Sprache iſt nicht Schuld daran, ſondern diejenigen, welche ſolches ohne

ſo will ich mit Anführung eines Dutzent Exempel zeigen, wie ſo gar ſehr die deutſchen Dichter dieſer poetiſchen Kranckheit, die man die fallende Sucht nennen kan, unterworffen ſeyn. Amthor läßt den Jupiter auf ſeinen Adler ſteigen, einen krähenden Hahn mit ſeinem Donner zu überſtäuben.

Komm nur! Verziehe nicht den Adler zu beſteigen,
Und heiß als deutſcher Jupiter
Doch einſt des eitlen Hahns Geplärr
Vor deines Donners Knall und Drohen ſchweigen.

In der Zeile, die unmittelbar auf dieſe folget, trägt er ihm das würdige Geſchäfte auf:

Schleuß ihn in ſeinen Keficht ein.

Es iſt bey dieſem Poeten nichts ungewohntes, daß er die Wörter und Redensarten aus der Haushaltungsſprache in die Heroiſche und Virgiliſche verſetzet:

Wenn Cynthia die Flucht nach Latmus Höle nimmt,
Und nicht der kleinſte Stern in ſeiner Ampel glimmt.

*

Nach erhaltnem Zweck ſchien auch das Bündniß aus:
Drum war vor Dänemarck izt niemand mehr zu Haus.

*

Wahr iſts, die Glocke ſchien gefährlich gnug gegoſſen.

*

Ein alter Wunderbau, den man Carthago hieß,
Worinn der Tyrier ſich häuslich niederließ.

Dadurch wird öfters der Wohlſtand auf eine poſſierliche Art verletzet:

Bis Dewitz auch dem Feind noch in die Flancken brach,
Und mit der Dähnen Daus der Schweden König ſtach.

Geſchmack und ohne Urtheilskraft anbringen. Und wenn die deutſche Welt ſie deßwegen nicht beſtraf-

*

Die Mannheit Gothenburgs war itzo gnug verſchnitten.

*

Der kluge Steuermann muß ſelber unterliegen,
Und über Kopf und Hals dem Meer in Rachen fliegen.

Dieſes iſt Amthors Schreibart. Iſt es eben diejenige, von welcher Hr. Gottſched in dem eilften Hauptſtücke ſeines Verſuches einer Dichtkunſt für die Deutſchen §. 14. ſagt, es ſey die rechte, welche ſich zu einem Heldengedichte ſchicke; Amthor habe damit die edle Einfalt Virgils völlig erreicht? Neukirchs Telemach redet durchgehends eben dieſe Sprache:

Indem ſie weint und ſeufzt, kommt auf den Waſſerwogen
Hier eine Ruderbanck und dort ein Maſt geflogen.

Wenn es wahr ſeyn ſoll, wie es Hr. Prof. Gottſched in dem eben angezogenen Hauptſt. §. 17. bezeuget, daß Neukirch Opitzen in der heroiſchen Schreibart weit übertroffen habe, ſo muß man es von dieſer verſtehen. Hr. Pietſch iſt auch damit angeſteckt:

Er ſuchte ſeinen Tod und der erboßte Haufen,
Der blutbegierig war, muß kaltes Waſſer ſaufen.

*

\- - - Der Scharlach, der dich trägt,
Hat unſre Treue dir mit Herzen überlegt.

*

\- - - Wo man das Nacht kan nennen,
Wo Fackeln, Ampeln, Licht, u. tauſend Herzen brennen.

Man wird keine groſſe Mühe haben in den Meiſterſtücken des Hr. Prof. Gottſcheds ſelber dergleichen Plattigkeiten mit Hofmannswaldauiſcher Hoheit vermiſcht anzutreffen. In einer Serenate deſſelben ſinget die Schamhaftigkeit:

Keine

bestraffet, (K) so rührt dieses daher, daß die Leser eben so wenig Scharfsinnigkeit haben, als die Poeten, und, giebt man ihnen nur ein Blat voll Reimen mit abentheurlichen und platten Ausdrücken zusammengekuppelt, daß sie darüber lachen müssen, sich im geringsten nichts um das bekümmern, was wir geschickte Formeln und Redensarten, auserlesene Ausdrücke, feine Wahl, u. s. w. heissen Ich will mithin nicht leugnen, daß man in euren Poeten nicht hier

Keine Laster, keine Flecken,
Sollen nur das Liljenkleid
Unberührter Reinigkeit
Durch der Liebe Schmutz bedecken,
Der auch Schnee zu Dinte macht.

(K) Der Mangel der critischen Freyheit und der Critick in einem Lande ist ein gewisses und untrügliches Kennzeichen, daß die Scribenten desselben sich nach dem herrschenden Geschmacke richten; und aus einer blöden Gefälligkeit allen ihren Ruhm in dem Beyfalle des grossen Haufens suchen, dessen Geschmack gantz verderbt ist. So lange ein Krancker seine Kranckheit nicht erkennt, so ist keine Hoffnung zu seiner Genesung: Wie sollte aber der zur Erkenntniß seines verderbten Zustandes können gebracht werden, der alle Erinnerungen nicht nur in den Wind schlägt, sondern noch darüber zörnet? Ich finde in dem XII. St. der Critischen Beyträge auf der 614ten Seite ein offenhertziges Bekenntniß von der Nothwendigkeit einer gesunden Critick: „ Es ist mit allen Veränderungen des Geschmacks „ so gegangen, daß die critischen Kenner zuerst den Anfang dazu gemacht haben. Man critisiere also alle Arten der Gedichte so scharf, als man kan. Wenn es nur „ nach guten Regeln geschieht; so wird man immer vielen

„ die

und da etliche treffliche Stellen antreffe, doch sind solche sehr dünne gesäet. Eine Strophe in Günthers Ode auf Gott hat mir so wohl gefallen, daß mich die Lust angekommen, sie in französische Verse zu übersetzen. Vielleicht ist es euch nicht zuwider, daß ich euch diese Uebersetzung zeige. Hier ist sie, und damit ihr desto leichter urtheilen könnet, ob sie der Urkunde gemäß sey, so will ich mit eurer Erlaubniß selbige beyfügen.

Was willst du mit dem Schatten zancken?
Beweiß an stärckern deine Macht;
Wer wird dir in der Hölle dancken?
Ach! Hast du dieß noch nicht bedacht? (L)
Du kommst mit Donner, Blitz und Sturm;
Wer ist der grosse Feind? Ein Wurm.

Ueber-

„ die Augen öffnen, und einer gantzen Nation dienen. Ohne Zweifel hat die Critick der französischen Academie über „ den Cid des Corneille den Geschmack der gantzen Nation mehr gebessert, als hundert schlechte Stücke vor der „ Zeit ihn verwöhnt hatten. Geschieht es gleich nicht in „ einem Jahre, so ist es gar kein Wunder. Eine Kranckheit, die langsam entstanden ist, muß auch langsam „ geheilet werden. „ Wie es um die Critick in Deutschland stehe, das kan man aus der Geschichte der deutschen Critick in dem I. Stücke dieser Sammlung ersehen, und daraus abnehmen, wie viel Grund die stolze Aussage habe: „ Wenigstens bezeigen doch die häufigen Critticken, welche in Deutschland so ofte zum Vorscheine kommen, daß „ die Wahrheit aus unsren Grentzen so gantz und gar noch „ nicht verwiesen ist. „ XV. St. der Crit. Beyt. Bl. 423.

(L) Hr. von Mauvillen hat die gepriesene güntherische Strophe durch seine Uebersetzung viel erträglicher gemacht, und ihr manche Schönheit mitgetheilet, die sie in dem Originale

Ueberſetzung.

Grand Dieu, ta juſtice eternelle
Veut-elle ſe mettre en courroux
Contre moi, figure mortelle,
Ombre trop vile pour tes coups?
Arme plutôt ta main fatale
Contre ta puiſſance infernale,
Qui brave la foudre & l'eclair!
Mais à quoi bon ce bruit de guerre,
Ces dards, ces carreaux, ce tonnerre,
Quand ton Ennemi n'eſt qu'un Ver!

Vielleicht hat kein Franzoſe noch den Einfall gehabt, deutſche Verſe in franzöſiſche zu überſetzen. Nun bin ich zwar nicht ſo ſtoltz, daß ich mich vor einen Poeten halte, doch iſt mir lieb, euch damit zu zeigen, daß ich kein Vorurtheil wider eure Poeten hege, ſondern als gut erkenne und anpreiſe, was mir ſo vorkömmt, wie ich es hingegen offenhertzig ſage, wenn mir etwas ſchlecht zu ſeyn düncket.

Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit, daß der Verfaſſer der jüdiſchen Briefe etwas angemercket hat, das ein ziemlich billiges Vorurtheil wider den deutſchen Parnaß erwecken muß. Er ſagt, daß eure Poeten kein groſſes Anſehn ver-

ginale nicht hat. Der Gedancke iſt kühn und edel; aber er iſt nicht eben ſo neu; ſondern dem Heil. Dichter David abentlehnet, deſſen Gedichte eine Quelle des Erhabenen ſind. Mithin, wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ſo deucht mich die güntheriſche Ausbildung dieſes Gedanckes zu frech; Inſonderheit kan ich die Zeile,

Ach! haſt du daß noch nicht bedacht?

die um etwas unverſchämt iſt, nicht vertragen.

dienen, scheine ihm vornehmlich daher glaubwürdig, (M) weil nicht einer von ihnen weder ins Französische, noch ins Italienische, noch ins Englische, noch ins Spanische, noch in sonst eine Sprache übersezt sey; da hingegen Milton, Boileau, Pope, Racine, Tasso, Moliere, und schier alle angesehene Poeten in die meisten Europeischen Sprachen übersetzet worden. Ja, man hat eure Geschichtschreiber und Rechtsgelahrten, die dessen werth waren, übersetzet, wiewohl dieses eben nicht beweiset, daß alle die, so übersetzet worden, gleich trefflich seyn, weil in Wahrheit nur allzu viele Federn sind, die schlimme Wercke ums Lohn übersetzen. Was aber eure Poeten anlangt, so ist es keine so leichte Arbeit, sie zu übersetzen, weil sie selber sich schier alleine mit Uebersetzen behelffen. Sie sind meistens selbst Uebersetzer: Zeiget mir einen

(M) Diese Anmerckung des Verfassers der jüdischen Briefe dienet in der That den Stolz einiger deutschen Kunstrichter zu demüthigen, und ihnen wegen ihrer ruhmräthigen Großsprechereyen den Mund zu stopfen; da sie sich nicht scheuen, die berühmtesten Nahmen der alten und neuen Verfasser fremder Nationen durch ungeschickte Vergleichungen zu verkleinern, um durch diese Verkleinerung ihre poetischen Helden zu erheben. Es wird auch den deutschen Kunstrichtern schwer fallen, diese Gleichgültigkeit fremder Nationen für die deutschen Schriften so zu erklären, daß es dem wahren Werth derselben nichts benimmt; da die Deutschen im Gegentheil bey ihrem Stolze so erpicht sind, den fremden Scribenten ihre Gedancken gleichsam aus dem Munde zu nehmen, und in ihre Sprache einzukleiden.

nen Schöpfer (N) auf eurem Parnasse; ich will sagen, zeiget mir einen deutschen Poeten, der

(N) Hr. Magister **Schwabe** hat in der Vorrede zu seinen Belustigungen Bl. 6. eine triftige Apologie der deutschen Poeten gegen diese Anklage miteinfliessen lassen. Sie lautet also: „Was die so genannten Schöpfer unter den „erfindsamen Franzosen betrifft, so werden ihrer, wenn man „die Benennung in ihrem eigentlichen Verstande nimmt, „wohl eben keine grössere Anzahl seyn, als unter unsren „Landesleuten. Ihr berühmtester Satirenschreiber **Boileau** hat die Gedancken des Horatz und Juvenals so gut „zu übersetzen, und für seine eigene auszugeben gewußt, „als es unser geschickte Satirenschreiber **Rachel** gekonnt hat; „ihr bester Fabeldichter, **la Fontaine**, hat nicht mehr eigenes, als unser Herr von **Hagedorn**; und ihr grosser „**Corneille** hat noch weniger Antheil an seinem schönen „Trauerspiele, **Cid**, als sich unser grosse Beförderer der „deutschen Schaubühne von seinem sterbenden **Cato** aus „Bescheidenheit zugeeignet. Was für eine Praleren ist es „denn nicht, wenn man sich mit seinem erfindungsreichen „Geiste in der Dichtkunst so viel weiß? Man darf nur „einmahl ein wenig untersuchen, was für eigenthümliche „Früchte die französische Dichtkunst getragen hat, und „was für Arten von Gedichten als eingebohrne bey ihnen „anzusehen sind. Sollte es nicht gewissermassen der Abschaum des Witzes seyn? Denn was ist es wohl anders, „das sie in der Poesie ersonnen haben, als Endreime, „ein Rondeau, ein **Virelay**? Wahrhaftig dieses sind „recht beneidenswürdige Erfindungen des französischen „Witzes! Welcher vernünftige Deutsche wollte ihnen dieses Vorzüge nicht gern alleine lassen? Wer wollte ihnen „nicht gern die Ehre gönnen, noch mehr dergleichen Schönheiten und Seltsamkeiten auszusinnen?„ Ich muß über die seltsame Art dieser Vertheidigung unumgänglich zwo besondere Anmerckungen beyfügen, um zu zeigen, wie

geschickt

der ein vortreffliches Werck, das ein Aufſehen in der Welt gemacht, aus ſeinem Eigenthum her-

geſchickt dieſer Verfaſſer iſt, die Streitfrage zu verdrehen. Die erſte iſt, daß er der Benennung eines poetiſchen Schöpfers einen weitläuftigern und unbeſtimmtern Verſtand andichtet, und dann auf den Grund des comiſchen Sprüchleins, Nil dictum eſt, quod non dictum ſit prius, die Möglichkeit eines ſolchen poetiſchen Schöpfers unter den Menſchen, und hiemit auch unter den Franzoſen, durchaus läugnet. Die zweyte Anmerckung iſt, daß er die Frage von vortrefflichen poetiſchen und andern geiſtreichen Schriften auf die Erfindung von gewiſſen Arten der Gedichte ablencket, und durch dieſe Verdrehung der franzöſiſchen Nation zur Laſt legen will, daß ſie ihre gerühmte Erfindungskraft übel genug anwende. Bisdahin hat jedermann die virgiliſche Aeneis, (eben wie die Satiren des Deſpreaux,) für ein eigenthümliches Werck dieſes berühmten Verfaſſers angeſehen, ob er gleich das homeriſche Gedichte ſich zum Muſter genommen, und manches ſchönes Stücke daraus in ſein Werck übergetragen, und ſich gantz eigen zu machen gewußt hat. Und man fodert nicht ein mehrers von der deutſchen Nation, als daß ſie eben dergleichen poetiſche Schöpfer, als Maro geweſen, unter ihren Landesleuten aufweiſe. Allein es ſind nicht alle Deutſche ſo ungerecht und ſolche Pocher, als Hr. Magiſter Schwabe iſt. In dem 11ten St. der Crit. Beyträge auf der 205ten Seite lieſt man: „ Die Deutſchen ſind zuweilen ſelbſt ſo beſcheiden „ geweſen, den Ausländern die Ehre der Erfindung zu „ zuſchreiben.„ Und in der Vorrede zu dem erſten St. der Crit. Beyträge wird folgendes Bekenntniß abgeleget: „ So weit es unſre Nation in Vertilgung der alten Bar„ barey, und in Abſchaffung des vormahligen ſcythiſchen „ und gothiſchen Geſchmackes in allerley Dingen gebracht: „ So wenig kan ſich dieſelbe rühmen, daß ſie es darinnen „ ihren ſüdlichen und weſtlichen Nachbern, ich meine

den

hervorgebracht habe. Ich fodere euch darauf heraus.

Man

„ den Italienern, Franzoſen, Holländern, und Engel-
„ ländern, allbereit gleich gethan hätte. Und dieſes iſt
„ gar kein Wunder. Es gehört mehr als ein Jahrhun-
„ dert dazu, wenn ein gantzes Volck aus ſeiner natürli-
„ chen Rauhigkeit nnd Barbarey geriſſen werden ſoll. - -
„ Franckreich iſt ſpäter, als die Italiener, zu demjeni-
„ gen Grade der Vollkommenheit gelanget, den wir
„ bisher dieſem Volck haben zugeſtehen müſſen. - - - -
„ Wir Deutſchen haben uns hundert Jahre ſpäter beſon-
„ nen, ſeit dem nemlich der unſterbliche Opitz - - - ei-
„ nen gantz andern Geſchmack eingeführet hat. - - - - -
„ Doch Opitz iſt noch nicht hundert Jahre todt, und es
„ fehlt noch viel daran, daß wir uns andern benachbar-
„ ten Völckern an die Seite ſetzen könnten. Die Anzahl
„ ſchöner Schriften in unſrer Mutterſprache iſt noch ſehr
„ klein. Die Meiſterſtücke unſrer Poeten erſtrecken ſich
„ nur erſt bis auf die kleinern Gattungen der Gedichte,
„ ja auch darinn ſind die regelmäſſigen und untadelichen
„ noch nicht ſehr häufig zu haben. Die Beredſamkeit
„ hat gleichfalls kaum die Kinderſchuhe vertreten, muß
„ auch noch etwa ein halbes Jahrhundert Zeit haben, ehe
„ ſie zu einem männlichen Alter gelangen wird. - - - - -
„ Seichte Geiſter ſehen alle unſre Scherben vor Edelge-
„ ſteine an; Wer aber die wahren Vollkommenheiten
„ der Ausländer nach den Regeln der Vernunft und Kunſt
„ kennen gelernet, der kan ſich nicht enthalten, unſren
„ Eigendünckel mit Erbarmen, und die daher entſtehen-
„ de Nachläſſigkeit mit einigem Unwillen anzuſehen. „
Und in eben dieſem erſten St. auf der 137ſten Seite ſtehet folgendes Zeugniß: „ So ſchmeichelhaft es unſrer Ei-
„ genliebe klinget, wenn wir es unſrem Vaterlande in
„ dem iztlaufenden Jahrhundert zum Lobe nachſagen, daß
„ darinnen alle Künſte und Wiſſenſchaften auf den höch-

„ ſten

Man wird vielleicht glauben, weil eure Poe-
ten sind gantz und gar auf das Uebersetzen gele-
ge

„ sten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden: Se
„ wenig kan man dieses glauben, wenn man dieselben stück-
„ weise durchgehet, und die vermeinten Meisterstücke,
„ die dasselbe hervorgebracht, mit critischen Augen betrach-
„ tet. Wer sollte es z. Ex. nicht dencken, daß wir in
„ der Poesie, nach einer solchen Menge von Poeten, als
„ Deutschland aufweisen kan, einen grossen Vorrath schö-
„ ner Muster hätten, die wir in allen Gattungen der
„ Gedichte zeigen könnten? Gleichwohl fehlt es uns in
„ den allerwichtigsten Theilen derselben, ich will nicht sa-
„ gen an vollkommenen, sondern nur an erträglichen
„ Proben. In Heldengedichten haben wir noch nichts,
„ als den Wittekind; wieviel aber von demselben zu hal-
„ ten sey, wollen wir mit ehestem in einem eigenen Ar-
„ tickel anzeigen. In Tragödien haben wir noch nichts
„ in öffentlichem Drucke, als Lohensteins und des ältern
„ Gryphii Stücke: die wir auch bey Gelegenheit nach
„ den Regeln untersuchen wollen. In Comödien haben
„ wir ausser ein Par Stücken von gedachtem Gryphius,
„ nichts als Riemers und Weisens Comödien, so in eini-
„ gen Ruhm gekommen sind. Gleichwohl sind auch diese
„ so schlecht nach den theatralischen Regeln eingerichtet,
„ daß man sich wundern muß, wie sie sich so lange in der ein-
„ mahl erlangten Hochachtung erhalten können. Alle
„ diese Stücke aber sind in dem vorigen Jahrhundert ver-
„ fertiget worden, und da wir in den 30. Jahren des
„ itzigen, anstatt dieser unvollkommenen Versuche was bes-
„ sers sollten geliefert haben; so haben wir nichts als etliche
„ Schocke Opern aufzuweisen; eine poetische Mißgeburt ꝛc.„
Will aber jemand ein neueres Zeugniß, so kan ich aus dem XXII. St. der Beyträge eins anführen: Es heißt daselbst auf der 466sten Seite: „ Ich weiß es nicht zu
„ sagen, wie mir meine Landsleute, die Deutschen, in

„ An-

get haben, daß ſie in dieſem Stücke Wunder gethan

„ Anſehung ihres Geſchmacks vorkommen. Sie bezeigen „ eine Neigung zu allen Arten des Sinnreichen, eben ſo „ wohl als ihre Vergänger die Alten, und ihre Nachbarn, „ die übrigen Europeer: Aber hierinnen finde ich einen „ groſſen Unterſchied, daß jene allemahl ſelbſt gearbeitet, „ und ſich dabey keine Regeln vorgeſchrieben, als ſolche, „ die theils die geſunde Vernunft, und die Bequemlich„ keit in der Ausarbeitung, theils der Wohlſtand in der „ Ausübung, erfoderten. Dieſe aber ſcheinen ſich faſt „ vor eigenen Arbeiten zu fürchten, und laſſen ſich an „ ſclaviſchen Nachahmungen und Ueberſetzungen begnü„ gen; legen ſich aber dabey ſo ſchwere und faſt nicht zu „ überſteigende Regeln auf, daß ſie mit Widerwillen ar„ beiten, ſchwer und unverſtändlich werden, endlich auch „ der Natur Gewalt thun. „ Ich laſſe nun meine Leſer ſelbſt urtheilen, ob Hr. Mauvillon nicht beſcheidener von unſren deutſchen Poeten und ihren Unvollkommenheiten geredet habe, als dieſe deutſchen Kunſtrichter ſelbſt. Ehe ich aber dieſe Anmerckung beſchlieſſe, muß ich noch etwas mit zweyen Worten über die aus Hrn. M. Schwaben Vorrede zu ſeinen Beluſtigungen oben angeführte Vergleichung Rachels mit Boileau, Hagedorns mit la Fontaine, und Gottſcheds mit Corneille anmercken. Was den Hrn. von Hagedorn anlanget, ſo wird er hier mit la Fontaine in eine Linie geſetzt; in dem XXII. St. der Beytr. Bl. 299. u. f. aber weit unter den Stoppe, der ein eben ſo ſchlechter Fabeldichter als Triller iſt, hinuntergeſetzet: Beydemahl mit Unrecht, wie er ſelbſt erkennt. Und wer des Hrn. von Hagedorn und Stoppens Fabeln mit Verſtande und critiſcher Einſicht geleſen hat, wird das verkehrte und hämiſche Urtheil, welches in dem angezogenen Orte der Beyträge Bl. 300. 304. u. 306. gefället wird, nicht ohne Verdruß leſen. Im übrigen ſchame ich mich für die deutſche Nation, daß ſie an Schwaben einen ſo ungeſchickten Verfechter

gethan hätten. Im geringſten nicht. (O) Sie haben die beſten Franzöſiſchen, Engliſchen und Italiäniſchen Originale verderbt. Unſre dramatiſche Gedichte beweiſen dieſes nur allzu merklich; man kennet ſie in eurer Sprache nicht mehr. Es ſind ungefehr dieſelben Begriffe, aber ungemein matt ausgedrücket.

Allein

fechter hat, der Gottſcheden, weil er aus de Champs und Addiſſons Tragödien ſeinen deutſchen Cato zuſammengeleimt, und beyde verderbt hat, zu einem Corneille machen will: Eben ſo lächerlich, als wenn ein Schülerknabe, der einmahl ad imitationem Ciceronis componiert hat, ſich ſchmeicheln wollte, daß ihm Cicero in der Zierlichkeit der lateiniſchen Schreibart weichen müßte. Der ungenannte Verfaſſer des poetiſchen Schreibens über die Lettres Germaniques in dem XXIII. St. der Beytr. muß Bl. 520. u. 521. wenn er auf die deutſchen Schöpfer kömmt, ſeine Zuflucht zu einem Schweitzer, dem philoſophiſchen Hrn. Haller, nehmen, ſonſt weiß er keinen anzuführen, wiewohl er Gottſched gern an Hallers ſtatt angeführt hätte, wenn er ſolches von ſeinem Gewiſſen hätte erhalten können.

(O) Ich muß doch zur Befeſtigung dieſer Anklage ein Paar Exempel von dergleichen deutſchen Ueberſetzungen beybringen. Hr. Gottſched überſetzt das bekannte Horatiſche

Nil tanti eſt, ergo fungar vice Cotis; acutum
Reddere quæ ferrum valet, exſors ipſa ſecandi,

folgendermaſſen:

Doch Grillen! weg damit! Ich trachte, den Poeten
Hinfort ein Sporn zu ſeyn, ein Wetzſtein ihrer Flöten.

Wenn er Horatzen mit Fleiſſe hätte verkleiden und lächerlich machen wollen, ſo hätte er es kaum beſſer treffen können. Das exſors ipſa ſecandi, welches doch der Grund von dieſer horatziſchen Vergleichung iſt, iſt gänzlich aus der

Acht

Allein ihr würdet mich einer Uebereilung bezüchtigen, wenn ich nicht ein Exempel davon anführete. Derowegen muß ich euch zeigen, daß ich ohne Hitze ſchreibe, und euch meinen Satz beweiſen. Ich will euch aber nur ein einziges Muſter vor Augen legen, denn ich habe keine Luſt mich hierüber weitläuftig einzulaſſen,

E wel-

Nicht gelaſſen worden. Und der Wenzſtein der Flörn könnte nicht poſſierlicher ſeyn. Ich muß auch der ſchönen Stelle des Boileau erwähnen:

Ma bile alors s'échauffe, & je brule d'écrire:
Et s'il ne m'eſt permis de le dire au papier;
J'irai croiſer la terre, & comme ce Barbier,
Faire dire aux roſeaux par un nouvel organe,
Midas, le Roi Midas a des oreilles d'Ane.

Wie viel verliehret dieſes nicht an Schönheit und Farbe in der Satyre, welche in der gottſchediſchen Dichtkunſt die erſte iſt? Bl. 556.

Ja ſollt es einſt geſchehn, daß unſre Dichterſchaar
So lang an Ohren wär, als vormahls Midas war:
So würde man, wie dort, aus den beſchilften Röhren
Den Ruf: Dies tolle Volck hat Eſelsohren! hören.

Die Gottſchediſche Ueberſetzung in der deutſchen Iphigenia machet, daß ein Held, welcher in der Geſchichte nicht als ein Zwitter bekannt geworden, ein Töchterlein empfangt:

Theſée avec Helene uni ſecrettement
Fit ſuccreder l'hymen à ſon enlevement,
Une Fille en ſortit. &c. - - - - -

Als vormahls Theſeus einſt mit Helenen entzieng,
Und aus geheimer Lieb' ein Töchterlein empfieng.

Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß nicht Theſeus, ſondern Helena aus geheimer Liebe ein Töchterlein empfangen habe.

welches nur euch und auch mir beschwerlich seyn würde. Ich will den angesehnsten von allen euren Uebersetzern auslesen. Unter diesen Herren gehört Neukirchen ohne Zweifel der erste Rang; (P) seine Uebersetzung des Telemachs hat ihm einen grossen Nahmen gemachet. Dieser Poet war

habe. Ueberhaupt ist die deutsche Iphigenia so beschaffen, daß sie zu einem Beweise dienet, wie Hr. Prof. Gottsched die Franzosen so treulich übersetzet, als die Franzosen, nach seinem Sagen, die Griechen und Lateiner übersetzen. Ich werde darum auch nächstens die Mühe nehmen, und die Iphigenia des Racine und die gottschedische Uebersetzung gegen einander halten, und in deutlichen Proben zeigen, wie oft der Franzose in seinem Uebersetzer gefunden oder vermißt wird; denn diese Arbeit ist für eine Anmerckung zu weitläuftig. Nur kan ich es hier nicht ungeantet lassen, daß diese deutschen Puristen erst neulich dem berühmten Bayle ein Wörterbuch zugeleget haben.

(P) In dem XIX. St. der Critischen Beyträge, auf der 519ten Seite heißt es: „Der sel. Hr. Neukirch hat auf „dem deutschen Parnaß schon vorlängst einen solchen Rang „erhalten, daß man alles, was aus seiner Feder geflossen „ist, nicht ohne Beyfall und Ergetzung zu lesen pfleget.„ Und im XIII. St. Bl. 125. „Daß Neukirch einer von „unsren stärcksten Poeten gewesen, das ist einem jeden „Liebhaber deutscher Gedichte bekannt. - - - Denn „seitdem er in Berlin, nach dem Exempel des grossen „Canitz, die Natur zur Führerinn genommen, hat er al„len alten Künsten gute Nacht gegeben, und die Exem„pel der besten französischen Poeten so glücklich nachgeah„met, daß er sie in vielen Stücken übertroffen.„ Zwar findet sich in dem XXIV. St. Art. II. Bl. 605. ein Urtheil, das dem eben angeführten gänzlich widerspricht; [welches

war bey einem jungen Printzen Hofmeiſter geweſen, dem zu gefallen er dieſe Arbeit über ſich genommen, und mit hiſtoriſchen und moraliſchen Anmerckungen bereichert hat. Er mochte ſie nicht vollends zum Stande bringen, (Q) er war noch nicht weit über die Helfte, als er im Kopf verrücket ward. So unvollendet ſie iſt, wird ſie doch von den Deutſchen ungemein geprieſen, und vor ein Meiſterſtücke angeſehen. Ich will eurer Nation ihr Urtheil nicht widerſprechen; ſondern glauben, daß Neukirch dieſes Lob verdiene, allermaſſen man hier nicht gewohnt iſt, beſſere Ueberſetzungen zu ſehen, als die ſeine iſt. Aber ich kan mich nicht enthalten zu ſagen, daß des Herrn von Fenelon Werck in dieſer Ueberſetzung viel verlohren (R), und

ches in dieſen Beyträgen eben nicht gar ungewohnt iſt.]; denn ob er gleich ein groſſer Dichter Deutſchlands genennet wird, der aller Hochachtung werth ſey, ſo heißt es doch von ſeinem deutſchen Telemach: „Allein es ſind darinn „ſo viel matte Ausdrücke, langgedehnte Perioden, und „ſolche Unrichtigkeiten im Sylbenmaaſſe, daß wir mit „Recht wünſchen können, daß Neukirch die Arbeit 20. „Jahre eher angefangen haben möchte.„ Doch wird er von Hrn. Prof. Gottſcheden in eben dieſem XXIV. St. auf der 659ſten Seite unter die groſſen Dichter Deutſchlandes gezehlt.

(Q) Hier irret Hr. Mauvillon, und mag ihn wohl zum Theil die Nachricht, welche in dem XIII. St. der Crit. Beyträge Bl. 123. vorkömmt, betrogen und verführet haben. Es wird aber dieſelbe in dem XXIV. St. Art. II. Bl. 601. widerruffen.

(R) Ich kan die Leſer deßfalls neben dem wenigen, ſo

Hr. Neukirch ihm öfters ſolche Linien geliehen hat, welche wahrhaftig ſeinen Werth nicht erheben. Ich finde eine ſolche Stelle im erſten B. wo Calypſo den Sohn Ulyſſes inſtändig erſucht, daß er ihr ſeine Begebenheiten erzehlete. Der junge Fürſt will ihr ungeduldiges Verlangen ſtillen, und fängt die Erzehlung ſeiner Geſchichte mit dieſen Worten an. ꝛc. Dieſes alles wird von dem Herrn von Fenelon ſo geſchickt vorgeſtellet, daß man ſich einbildet, man höre Telemachen ſelber reden. Im Neukirch ſehen wir nichts dergleichen. Man dächte er hätte dieſe Stelle verdrehen wollen, damit ſie poſſierlich herauskäme. Seine Worte lauten auf franzöſiſch: - - - Mes malheurs, repondit Telemaque à la Deeſſe, ſont trop longs & trop pleins de lamentations, pour meriter votre curioſité. Non non, reprit-elle, avec flatterie, je meurs d'envie de les entendre. Elle le preſſa encore longtems avant que de pouvoir le faire parler, tant il avoit le cœur ſerré: Mais enfin il ſe laiſſa perſuader; ET A CE QU'ON DIT ET QU'ON CROIT, IL PARLA DE LA SORTE.

lind

Hr. Mauvillon anführet, auf die genauere critiſche Unterſuchung verweiſen, die in der neuen Critiſchen Dichtkunſt Hrn. Prof. Breitingers im 2ten Theile, in dem Abſchnitt von der Ueberſetzung Bl. 182. u. f. zu finden iſt. Und wer ein Muſter von dem Neukirchiſchen gereinigten Feuer und Geſchmack geprüft ſehen will, der ziehe gedachten Verfaſſers Werck von den Gleichniſſen, und daſelbſt den lezten Abſchnitt zu Rathe.

Und wie man sagt und glaubt hat er also gesprochen.

Ha, wie zierlich ist dieses! Es hat etwas so possierliches in sich, das mich aus mich selber setzt. Es gehört ein glückliches Naturell dazu, wenn man das Possierliche mit dem Erhabenen geschickt vermischen soll; und eben in diesem Stücke sind die deutschen Poeten vortrefflich. Wenn ich diese Worte Neukirchs lese, so dünckt es mich, ich lese ein Mährgen im La Fontaine, in welchem nicht viel übrige Wahrscheinlichkeit ist; und wo dieser scharfsinnige Verfasser mir sagt, daß er vor die Geschichte nicht gut stehen wolle, welches er in seiner marotischen Schreibart so vorträgt, er gebe sie, wie er sie eingenommen habe. Das Mißtrauen, welches La Fontaine dadurch bey dem Leser erwecket, belustiget ihn eben so sehr, als die Geschichte selbst. Aber was in einem Mährgen artig ist, das ist in einem heroischen und ernstlichen Gedichte, wie Neukirchs seines ist, etwas recht scheußliches.

Ich würde niemahls fertig werden, werthester Freund, wenn ich alle die platten Stellen aussetzen sollte, die ich in euren berühmtesten Poeten gelesen habe. Ich weis deren noch eine Menge im Neukirchen, im Opitzen (S), im Gottscheden, im Kahnitzen; Brocks selbst ist

(S) Ich muß diese Anmerckung widmen, den Vater der deutschen Poesie, den grossen Opitz, und seinen getreuen Schüler den Canitz, aus dem Haufen der matten Poeten Deutschlandes zu sondern, und zum Theil gegen den Hr. Mauvillon zu vertheidigen. Opitz hat das Zeugniß des gros-

davon nicht gereiniget, ungeachtet er vielleicht deren am wenigsten hat, indem er sich den Geschmack an die frantzösischen und englischen Poeten gewöhnt hat: Und ich kan ihm die Stelle nicht ver-

grossen Leibnitzen verdienet; dieser sagt von ihm in den Gedancken von der Verbesserung der deutschen Sprache: „ Der treffliche Opitz, so bey uns, wie Virgil bey den „ Römern, der erste und lezte seines Schrots und Korns „ gewesen.„ Dieser vortreffliche Opitz ist bald 80. Jahre in Deutschland fast unbekannt geblieben, bis die Zürchischen Kunstverständigen den Werth desselben angerieſen; welches so viel gefruchtet hat, daß die Deutschen allmählig angefangen, seinen Vorzug vor einer grossen Menge schlechter Poeten von schlimmem Geschmacke zu erkennen; wie dann Hr. Prof. Gottsched in der Vorrede zu den Crit. Beyträgen folgendes Zeugniß von ihm abgeleget: „ Der „ unsterbliche Opitz hat in allem, was unsre Sprache, „ und die edelsten unter allen freyen Künsten angehet, „ einen gantz andern Geschmack eingeführet. Er sahe „ damahls die Muster der Franzosen und Niederländer „ schon in grosser Vollkommenheit vor Augen, und da er „ mit den alten Griechen und Römern durch ihre Schrifften so viel Bekanntschaft hatte, so schmerzte es ihn, die „ Schriften seiner Nation noch in so unförmlicher Gestalt, „ und seine Muttersprache in solcher Rauhigkeit zu sehen. „ Er gieng daher einen zu seiner Zeit in Deutschland gantz „ neuen Weg, und brach allen seinen Nachfolgern so „ glücklich die Bahn, daß wir die grosse Veränderung, so „ dadurch entstanden, nicht genugsam bewundern können. Doch Opitz ist noch nicht 100. Jahre todt, und „ wir sind mit der Ausführung eines so grossen Werckes, „ als die Verbesserung des Geschmacks der Deutschen ist, „ kaum bis auf die Helfte gekommen. „ Ohne Zweifel verstehet er durch den ungewissen Ausdruck kaum bis auf die Helfte, einen ziemlichen Grad weniger, als die Helfte:

Deutsch-

verzeihen, wo er den milden Ueberfluß eines gewissen Jahres damit in ein hohes Licht setzen wollen, daß er angezeiget hat, man habe das paar Lerchen um zween Dreyer bekommen können.

Deutschland hat noch keinen Poeten, der Opitzen in allen Stücken gleichkomme, und wenige, die ihn auch in den schlechtesten übertreffen. Canitz, Haller, und Brockes, und der leztere zwar nur in einigen Stücken, haben sich seiner Höhe genähert. Was zwar den äusserlichen Aufputz des Verses, und die Richtigkeit des Sylbenmaasses anlangt, gestehe ich gerne, daß die Neuern mehr Künstlichkeit zeigen, und will dieses nicht in die Rechnung bringen. Ich mag insbesondere einräumen, daß seine Sprache und sein Sylbenmaaß in den Uebersetzungen mehr Reinigkeit und Putz haben könnten, wiewohl er eben darinnen manche Eigenschaft, manche Metapher, in die deutsche Sprache herübergebracht hat, deren Gründlichkeit, Kraft und Nachdruck noch von den wenigsten deutschen Poeten und Kunstrichtern erkannt worden. Ich rede hier nur von dem, was das Wesen der Dichtung eigentlich ausmachet. Darinn besteht Opitzens Stärcke; die geschickt angebrachten Bilder, die Neuigkeit in denselben, die Zierlichkeit in den Gedancken, sein poetisches Naturell, das sich in die Ausbildung der schlechtesten Materien ergiesset, die Verbindung seiner poetischen Vorstellungen zu einem Ende, das er stets im Gesichte behält, die genaue Uebereinstimmung der Affecte, die er erwecket, mit dem Vorhaben und den Sachen; das sind die Dinge, die ihn über alle andern Poeten erheben. Und diese finden wir in seinem Vesuvius, dem Lobgedichte auf den König in Polen, Zlatna, und andern Gedichten, wo er nach seinem eigenen freyen Geiste geschrieben hat. Was Hrn. Mauvillon vermocht hat, ihn wegen eingemischter possierlicher Einfälle oder Ausdrücke unter ernstliche mit Gottsched und Neukirchen in eine Linie zu stellen, sind vermuthlich einige Stellen im Lob des Kriegesgottes Mars, wo

Aber wie kömmts daß eure Nation nicht ein eintziges theatralisches Stücke, (T) das nur einigen Werth habe, aus ihrem Eigenthum an den Tag bringen kan? Wo wollte sie es hernehmen? Eure Poeten legen sich schier allein auf kleine Gedichte, und öfters auf elendes Zeug. (V) Die Gedichte, die Brockes geschrieben, gehö-

man sich aber erinnern muß, daß dieses nur ein ironisches Lob ist; das Gespötte herrschet darinnen, doch so, daß es zu keiner bäurischen Grobheit hinunterfällt. Der Poet sagt darum selbst in der Zuschrift: Absit a nobis illicita verborum Lascivia. - - Aristophani, Plauto, Juvenali suam linguam relinquamus. Christiano parcius delirandum est.

(T) Ich bekräftige dieses mit einem Zeugnisse aus dem X. St. der Crit. Beytr. Bl. 274. „Es ist Hrn. Gottsched nichts weniger in Sinn gekommen, als die heutige deutsche Schaubühne mit allen ihren Staatsactionen und Possenspielen zu vertheidigen. Die gute Tragödie und Comödie ist noch zur Zeit in Deutschland nicht recht zu Hause. Was für elendes Zeug wird nicht von den gemeinen Comödianten überall aufgeführet? Und wer kan es leugnen, daß oft noch weniger Verstand und Ordnung, Geschmack und gute Sitten darinnen herrschen, als in den heutigen Opern? - - - - - Diese Art Schauspiele ist noch so gemein in Deutschland nicht, daß man sie NB. unsre deutsche Schaubühne nennen könnte. Sie ist noch gleichsam als ein Gast auf fremdem Boden anzusehen; so lange wir uns mit lauter Uebersetzungen fremder Stücke behelffen müssen. Denn der deutschen Originale giebt es leider! noch so wenige, daß man kaum eine Woche lang gute deutsche Stücke würde spielen können.„

(V) In dem XIX. St. der Crit. Beyträge Bl. 443. „Was diejenigen betrifft, die sich auf die Dichtkunst le-

„gen

gehören zu der lirischen Art; seine Vorgänger haben kaum was anders gemachet, als Hochzeitgedichte, etliche falschgenannte Oden, etliche Weihnachts- und andre Gesänge; dazu kommen dann noch die Arien, und höher haben es die deutschen Musen mit allem ihrem Bestreben nicht bringen mögen; nemlich, was Originale anlangt. Ich weis kein Land, wo die Schwöstern des Apollo sich so unverschämt feil bieten, als in diesem. Kein Schuster hält Hochzeit, der nicht sein Hochzeitgedichte nett und zierlich gedruckt bekomme.

In Franckreich ist der Druck die Klippe, woran die mittelmässigen Poeten gemeiniglich scheitern. Hier ist es anderst. Da man hier ohne Geschmack liest, so läuft niemand in Gefahr, der etwas in den Druck giebt. Darum ist auch keine Nation, die eine so grosse Anzahl Poeten und Redner aufweisen könne, wie diese.

Die Redner erinnern mich hier an die lächerliche Gewohnheit, die allhier herrschet, auf jedes Begräbniß eine Leichrede zu halten, auf das Absterben eines Hufschmieds sowohl, als eines Generals. Gestern gieng ich in eine Kirche hinein, in der Hoffnung daß ich über einen moralischen Lehrsatz würde predigen hören. Aber ich fand mich übel betrogen. Man hielt eine

„ gen; so ist es freylich eine lange Zeit her in Deutsch-
„ land dabey geblieben, daß man sich bey den Reimarten,
„ dem Sylbenmasse, dem Wohlklang, der Wortfügung,
„ und kurtz um die ausserliche Gestalt der Verse Mühe ge-
„ geben.„ Sonst kan man nachsehen in der Anm. (N).

Leichrede auf ein Bauerweib, das vor zween Tagen gestorben war. Der Redner lobete ihre Treue gegen ihren Ehmann, ihre Häuslichkeit und s. w. Ach, sagte er, wie geschickt wußte sie nicht die Kühe zu melken! Ihre Hände, die doch von vielem Arbeiten ganz hart waren, verursachten diesen armen Thieren nicht den geringsten Schmertzen. Sie war auch so reinlich, daß man niemahls das kleinste Stäubgen in der Milch gefunden, welche man bey ihr gekaufet hatte. Ihr müsset mir doch gestehen, mein wertheſter Herr, daß die Poesie und die Beredtsamkeit, so sie zu diesem Gebrauche angewendet werden, nothwendig vieles von ihrer Würde verliehren müssen; und daß den Poeten, sowohl als den Rednern, nothwendig etwas von der Niederträchtigkeit ihrer Materien anklehen muß, da denn die groben und pöbelhaften Gedancken, welche sie damit an sich genommen haben, sich hernach auch in höhern Materien einschleichen werden.

Warum finden denn die Deutschen nicht so viel Geschmack an den Wissenschaften, als an der Kriegeskunst? Glauben sie, es sey genug, daß eine Nation kriegerisch sey, wenn sie von der andern geehret, und von der Nachwelt gelobet werden solle? Oder bilden sie sich ein, wie die alten Gothen, daß ein Volck, welches den Künsten und Wissenschaften ergeben ist, keine guten Soldaten haben könne? Und daß alle diejenige, welche sich in ihrer Kindheit vor der Ruthe gefürchtet haben, in ihrem männlichen.

chen Alter den Muth niemahls haben werden, einen gezückten Degen zu trotzen? Ich halte sie vor vernünftiger; denn sie wissen wohl, daß keine Nation den Griechen und den Römern an kriegerischem Muth und Kunst gleich gekommen, und daß dennoch keine Nation die Wissenschaften mehr geliebet hat, als diese beyden. Was soll man indessen davon dencken, daß man hier so wenig Gelegenheit hat, sich in den Künsten vollkommen zu machen, und daß man so nachläßig ist die geschickten Köpfe zu einem edeln Eifer anzureitzen? Und was soll ich von der Verachtung sagen, welche gewisse vornehme Herren gegen die Gelehrten haben, von den verhaßten Nahmen, womit sie dieselben belegen, und dem Schimpfe, den sie ihnen damit erweisen, daß sie dieselben mit ihren Hofnarren in eine Linie setzen?

In Franckreich pflegt man gewisse Preise aufzusetzen, die Gelehrten zu einem rühmlichen Wettstreit aufzumuntern; und vielleicht muntert sie nichts so sehr auf, als die Hochachtung, in der sie bey der gantzen Nation stehen, und die Ehrbeweisungen, so sie von den Grossen insbesondere empfangen.

Zeiget mir in Deutschland eine einzige Stiftung, wie diejenigen sind, die wir in Franckreich zum Aufnehmen der Wissenschaften haben. Zeiget mir in dieser grossen Anzahl von fürstlichen Landesherren im Römisch deutschen Reiche drey oder vier, welche die Wissenschaften öffentlich in Schutz nehmen, und mit ihrer Freygebig-

bigkeit diejenigen aufmuntern, die sich vor andern hervorthun. Ich bin es zufrieden, daß die Fürsten den Krieg lieben; daß sie ihre Truppen fleissig mustern, daß sie dieselben sorgfältig kleiden, sorgfältig exercieren, sorgfältig unterhalten, ich habe nichts dagegen: Aber man entweihe die Wissenschaften nicht, man beschimpfe sie nicht in so weit, daß man Hofnarren auf Professorcathedern stelle. Die regierenden Fürsten, und vornehmlich die, welche Helden heissen wollen, müssen niemahls vergessen, was Horatz sagt: Vor Agamemnon haben dapfere Männer gelebet, derer Nahmen doch mit ihnen untergangen seyn, weil kein Scribent sie der Nachwelt bekannt gemachet hat. Ein Fürst muß die Gelehrten werth halten, sie schützen, und, wenn ich es sagen darf, ehren, wo nicht aus Zuneigung, doch aus Politick; denn sie müssen ihn mit der künftigen Welt bekannt machen, und ihnen ist ihr Ruhm und ihr Nahme anvertraut.

Ich würde zuweit verfallen, wenn ich allen denen Betrachtungen, so mir über diese Materie in den Sinn kommen, Platz geben wollte. Ich fühle und empfinde noch viele Wahrheiten, die ich bey mir selbst behalten muß, ein kühnerer Mensch, als ich bin, mag sie zu Papier bringen.

Anfang

Anfang des Briefes von dem Fortgang der Philosophie in Deutschland.

Ich habe euer Schreiben diesen Augenblick empfangen, und ich beantworte es ohne einigen Anstand, um so viel lieber, weil der Medicus mir wegen einer kleinen Unpäßlichkeit, die mich gestern Abends angestossen, das Lesen und starcke Nachdencken verboten hat.

Ich konnte wohl vorhersehen, daß ihr mit demjenigen, was ich von euren Poeten geschrieben habe, nicht gar wohl zufrieden seyn würdet; indessen glaubte ich nicht, damit ich offenhertzig mit euch rede, daß ihr die Mühe nehmen würdet, sie zu vertheidigen. Ihr meinet, ihr habet mich rechtschaffen widerleget, daß ihr in einer Gegenbeschuldigung die französischen Poeten dessen bezüchtiget, (W) was ich von den Deutschen gesagt habe, nemlich daß sie blosse Uebersetzer wären. Ihr saget, unsre Poeten seyn nichts anders, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Alten übersetzet haben, anstatt daß die Deutschen nur die Neuern übersetzen.

Wenn

(W) Ich beziehe mich hier auf die obige gantze Anm. N. Und ich wundere mich, daß Schwabe, da er hier zum voraus seine völlige Abfertigung empfangen hat, doch noch so keck seyn, und eine so elende Ausflucht wieder hervorsuchen dürfen.

Wenn ihr nicht ein guter Freund, sondern ein Widersacher wäret, so würde ich euch mit aller Aufrichtigkeit sagen, daß die deutsche Nation, wofern sie keinen bessern Verfechter hat, als euch, zum wenigsten was die Feder anlangt, in grosser Gefahr steht, den Proceß zu verliehren. Ist es möglich, daß ihr nicht begriffen habet, daß den Geschmack der Alten wieder zu erneuern, und sie einigemahl nachzuahmen, gantz was anders ist, als sie zu übersetzen? Wenn ihr den Telemach anführet, als eine Uebersetzung der Odyssee, und damit den Neukirch retten wollet, so muß ich mit eurer Vergünstigung zweifeln, daß ihr jemahls den Homer gelesen habet. Dieser griechische Poet hat dem Hr. von Fenelon nichts weiter geliehen, als den Stof zu seinem Wercke. Etliche Linien, die im Homer hier und da zerstreut sind, waren die Grundfeste, worauf dieser gelehrte Prelat seinen schönen Roman gebauet hat, welchen man allezeit bewundern wird, es mag Voltairen noch so sehr verdriessen. Die Prosa in demselben gleicht schier der Pracht und Majestät der Poesie. Ich sage es noch einmahl, Homer hat dem Ertzbischof von Cambrai nur die Nahmen und Character derjenigen geliehen, welche er in seinem Werck aufgeführt; denn er hat übrigens in den meisten Handlungen, die er von ihnen erzehlt, nichts mit dem griechischen Poeten gemein.

Aber wozu dienet es, daß ich mich hierüber aufhalte? Ist dieses jemanden verborgen? Und kan man es leugnen, wofern man nicht freywillig

willig taub seyn will? Ich sage euch ohne Umweg, entweder widerleget mich besser, oder menget euch nicht ins Widerlegen; denn ich schäme mich wahrhaftig für euch, daß ihr so schlechte Gründe vorbringet. Folget mir, und überlasset euren Poeten die Sorge, sich selber zu vertheidigen. Sind ihre Wercke gut, so wird alles, was ich von ihnen gesagt habe, und noch weiter sagen könnte, ihnen nicht den geringsten Nachtheil bringen: Aber wenn sie nichts taugen, so werde ich trutz allen denen recht behalten, welche gerne das Gegentheil behaupten wollten. Niemahls wird die boshafte Neigung eines Kunstrichters dem Ruhm eines geschickten Werckes im Lichte stehen; die Welt wird es schon gegen die Ungerechtigkeit eines Zoilus zu rächen wissen. Aber wenn ein Werck elend ist, so wird es kein Cicero mit aller seiner Wohlredenheit gegen den mittelmässigsten heutigen Aristarch schützen. Aber wir wollen die Poeten gehen lassen, und von euren Weltweisen reden. ꝛc. ꝛc.

Kurtze Abhandlung von den Dichtungen überhaupt.

DJe Dichtung hat nicht allein Platz in der gebundenen Schreibart: auch die ungebundene kan reich an Dichtungen seyn; und es giebt eine Poesie in der prosaischen Rede. Ein munterer Scribent bildet nicht allein die reichen Wercke, welche ihm die Natur vor Augen leget, mit seiner Feder nach: Seinem stolzen Sinn ist auch der weite Umkreis der Natur viel zu eng: Er sucht sich neue Spuren,

Und fliegt in eine Welt des Epicurus hin,
Und macht sich ein Geschöpf, von dem man nie gelesen,
Das künftig nicht seyn wird, noch jemahls ist gewesen.

Als der grosse Alexander durch seine sieghafte Waffen die gantze Erden bezwungen, beklagte er mit Thränen, daß nicht mehr Welten wären, an deren Besiegung er seinen grossen Muth und seine unüberwindliche Macht ferner versuchen könnte. Aber ein lebhafter Kopf bauet sich selbst in seiner erhizten Phantasie neue Welten, die er mit neuen Einwohnern bevölckert, welche von einer fremden Natur sind, und eigenen Gesetzen folgen. Er dichtet sich neue Personen und neue Begegnissen: Bald giebt er den Todten das Leben wieder, und verbindet sie in allerley Unter-

terredungen ; bald schencket er den leb- und vernunftlosen Geschöpfen die Rede; bald führet er die menschlichen Neigungen und Zufälle, als so viele Individua und Personen, vor uns auf; bald giebt er den Fabeln und Mährchen einen grossen Schein der Wahrheit; bald fälle er in eine Entzückung, und mahlet uns die seltsamsten Erscheinungen vor das Gesicht, ꝛc. Alle diese und andere dergleichen Arten von Dichtungen sind nun allein erfunden worden, gemeine und bekannte Gedancken, auf eine ungemeine, neue und ergetzende Art auszudrücken u. vorzubilden. Aber diese Freyheit der Dichtung ist nicht ohne Gesetze; denn sonst müßte man alle Träumereyen und Ausschweifungen verrückter Sinnen vor geistreich und scharfsinnig erklären. Ich würde mich von meinem gegenwärtigen Vorhaben allzuweit verstiegen, wenn ich hier alle Grundregeln der Dichtung in ihrer ordentlichen Verknüpfung, wie sie aus einander hergeleitet werden, anführen wollte: ich verspare diese Untersuchung in mein vorgenommenes grosses Werck. Zu meinem gegenwärtigen Zweck wird es genug seyn, daß ich bloß die allererstien Grundregeln einer guten Dichtung hier aussetze, und hernach mit einigen Exempeln erläutere.

1. Der Zweck der Dichtung ist, daß sie auf eine ergetzende Art unterrichte:

. . . . . quod & risum movet,
Et quod prudenti vitam consilio monet.

2. Die gantze Dichtung muß einen mystischen Sinn haben.

3. Sie muß wahrſcheinlich ſeyn, und ſich gründen entweder auf wahrhafte und ähnliche Begebenheiten, oder wenigſtens auf einen angenommenen allgemeinen Wahn.
4. Das gantze Syſtema der Dichtung muß in allen ſeinen verblühmten oder figürlichen Umſtänden genau zuſammenſtimmen, ſo daß kein Umſtand den andern umſtoſſe.
5. Alle figürliche Umſtände der Dichtung müſſen ihre beſondere Bedeutung haben, die den myſtiſchen Sinn des gantzen Syſtematis vollkommen machen. Folglich müſſen keine leere und unnützliche Umſtände geduldet werden.
6. Die Aehnlichkeiten der Bilder des erdichteten Syſtematis und des myſtiſchen Syſtematis müſſen nicht allzu nahe, und nicht allzu entfernt ſeyn: hiemit müſſen ſie nach denen Grundſätzen eingerichtet ſeyn, die ich droben (*) von dem Scharfſinnigen überhaupt gegeben.

An dergleichen regelmäſſigen Dichtungen kan ein Autor die Kräfte ſeines Geiſtes am beſten prüfen: Und der muß in der ſcharfſinnigen Schreibart geübte Sinne haben, der in dergleichen Dichtungen glücklich ſeyn, und Leuten von gutem Geſchmack gefallen will.

Wie ſich der Hamburgiſche Patriot nicht geringer, als einer von den gröſten Geiſtern Deutſchlands zu ſeyn bedünckt; alſo hat er auch die Kühnheit gehabt, ſeine Scharfſinnigkeit in dieſer Art Schriften zu verſuchen; aber er hat auch in dieſem Stücke ſeine Schwäche aufgedeckt, und ſich un-

(*) Sehet im erſten St. gegenwärtiger Sammlung bl. 93.

unglücklich verrathen, daß er zu so hohen Dingen nicht abgerichtet sey. Wir wollen zum Beweise dessen das allegorische Raritäten-Cabinet desselben, wovon er im CLIII. St. unter diesem Nahmen Meldung thut, mit aufmercksamen Augen betrachten. In demselben befinden sich verschiedene allegorische Instrumente u. Maschinen, die nach des Patrioten Vorgeben gröstentheils eine Erfindung der Sinesen und Indianer sind, von denen sie ihm geschenckt worden. Nach dem Inventario, welches im LXXXVII. St. befindlich ist, sind die merckwürdigsten darunter folgende: Ein Wetterglas, den guten und schlechten Geschmack aller Scribenten und anderer vorkommenden Personen zu erkennen; eine philosophische Uhr, welche von der Länge oder Kürtze des menschlichen Lebens die eigentlichste Rechnung giebt; ein Pe-kad-en-nosch, die Aufrichtigkeit des Hertzens zu prüffen; und ein blaues Wasser, das den Unterschied der menschlichen Leidenschaften auf eine verwundernswürdige Art anzeiget. Dazu kömmt dann ferners das im CLIII. St. angezogene Traumküssen, und der im LXXXVII. St. gerühmte Universal-Schnupftoback für das Gedächtniß, ꝛc. ꝛc. Man beliebe erstlich überhaupt anzumercken, daß alle diese Erfindungen selbst nach der Absicht des Erfinders keinen andern Nutzen haben können, als die Entdeckungen des Patrioten über den moralischen Zustand des Menschen wahrscheinlich zu machen; nun sind aber seine Entdeckungen sobeschaffen, daß niemandem in den Sinn kommen wird, die Möglichkeit der-

ſelben von einer übernatürlichen oder magiſchen Wunderkraft herzuleiten; angeſehen ein jeder anderer gemeiner Menſch mittelſt ſeiner fünf Sinnen u. einer kleinen Gabe natürliches Verſtands, ohne die Hülfe dieſer oder anderer dergleichen Zauber-Maſchinen, eben dieſelbigen und noch wichtigere Entdeckungen machen könnte. Folglich haben dieſe ſeltſamen Erfindungen nicht mehr Grund ihrer Nothwendigkeit, als wenn einer einen Haſen mit einer Hellparten erſtechen, oder eine Laſt von wenigen Pfunden mit einem groſſen Hebzeuge bewegen wollte. Mithin iſt es auch für den Character eines ernſthaften Patrioten höchſtungeziemend, daß er ſich durch dergleichen angemaßte verborgene Künſte bey dem abergläubigen Pöbel ſuche ein Anſehen zu machen; und dergleichen unnöthige Erfindungen können öfters mit Recht den Verdacht erwecken, daß ein ſolcher moraliſcher Taſchenſpieler an wahrer Einſicht und Kundſchaft des menſchlichen Hertzens groſſen Abgang leide, weil er gemüſſiget iſt, ſeine, obgleich ziemlich kahlen und flüchtigen, Entdeckungen mit dergleichen auſſerordentlichen und zauberiſchen Erfindungen zu beglaubigen. Allein nach dieſer allgemeinen Anmerckung über die relatife Nothwendigkeit und den Nutzen dieſer Erfindungen wollen wir dieſe Wunder-Maſchinen abſonderlich prüffen, und den Grund ihrer innerlichen Wahrſcheinlichkeit unterſuchen. Die erſte von dieſen wunderbaren Maſchinen iſt das philoſophiſche Thermometer, oder das Wetterglas des Verſtandes, welches die Hitze und Kälte deſſelben

ben nach ihren verſchiedenen Graden aufs genaueſte anzeigen ſoll: Deſſen Erfindung u. Zurüſtung wird im XXXIV. St. weitläuftig beſchrieben: Und man darf ſich nur ein gewöhnliches Thermometer, deſſen Röhre mit einem himmelblauen Saft angefüllet iſt, in ſeinem Sinne vorſtellen, ſo wird man mich der Mühe einer weitläuftigen Beſchreibung gerne überheben. Der Unterſchied lieget in der ſeltſamen Würckung, maſſen der himmelblaue Saft in dieſem Thermometer nach dem Grade ſteiget oder fällt, nach dem die Scribenten oder auch die Redenden in ihrem Vortrage die Stärke eines geſunden Verſtandes mehr oder weniger zeigen und beweiſen. So ſtieg in dem Verſuch, welchen der Vetter des Patrioten angeſtellt, der blaue Saft bey Leſung Virgils um einige Grade empor; hergegen ſanck er ziemlich tief in der Röhre, ſo bald derſelbe anſtatt Virgils eine alte Logick zur Hand nahm. Eine froſtige und recht abentheurliche Dichtung, die niemand zweifeln läßt, daß nicht der Erfinder derſelben, aus Mangel eines geſunden Witzes, einer durch Kunſt zubereiteten Maſchine bedürfte, den guten und ſchlimmen Geſchmack zu unterſcheiden! Ich habe nicht einmahl nöthig zu erinnern, daß dieſe abentheurliche Maſchine in Abſicht auf ihre Würckung gegen alle Wahrſcheinlichkeit anläuft. Doch ich will aus Freygebigkeit zugeben, daß die Verfertigung einer ſolchen nicht allerdings unmöglich wäre; was würde eine ſolche zur Verbeſſerung des Geſchmaks vor Dienſte thun? Wo iſt immer ein Menſch ſo gar dumm und ohne Geſchmack, der nicht eben

so gut, als eine Maschine, den mechanischen Ausspruch zu thun wisse, das ist gut, schlimm, munter, matt, frostig, seichte, ꝛc. Aber seine Urtheile mit Gründen zu befestigen, und die Gründe dessen anzuzeigen, was nothwendig gefallen muß, und warum es gefallen muß, das ist eine Verrichtung, wozu etwas mehr als eine blosse Maschine erfodert wird. Eine gute Logick ist das rechte Thermometer des Verstandes, diese räumet den Kopf auf, daß man von der Schönheit eines Vortrags mit Vernunft u. gründlicher Einsicht urtheilen kan; ohne dieselbe sind alle unsre Urtheile nicht vernünftiger, als des patriotischen Wetterglases. Und wie kindisch ist die Dichtung von dergleichen zauberischen Instrumenten, wo man nicht einmahl die Fähigkeit hat, ihren Nuzen durch die Anwendung und die Würckung selbst wahrscheinlich zu machen! Was hat denn der Patriot durch Beyhülfe dieses Thermometers vor wichtige Endeckungen gemachet? Ich finde davon ausser ruhmräthigen Großsprechereyen nicht das wenigste; und es gilt auch diesfalls, was Horaz von den Maschinen in den Trauerspielen lehret: Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus inciderit. Wenn wir inzwischen unsre Gedancken auf den allegorischen u. verdeckten Sinn dieser Dichtung richten, so finden wir, daß dieselbe auch in dieser Absicht nicht genug Wahrscheinlichkeit hat: zumahlen da diese gantze Dichtung nichts mehrers sagen will, als, der Patriot besitze eine gute Beurtheilungskraft, und eine Fertigkeit in Unterscheidung guter und schlimmer Gedan-

dancken, d. i. einen feinen Geſchmack: Ein Satz, der nicht durch eine gezwungene und unnatürliche Erfindung und Vorſtellung, ſondern durch würckliche Proben ſeine Glaubwürdigkeit erhält! Da nun dieſe mangeln, ſo wird die bloſſe großſprecheriſche Wiederholung deſſelben unter einer unnatürlichen Allegorie von ſchlechter Kraft ſeyn; zu geſchweigen daß darinnen der gröſte Theil von dem Zuſammenhange der hiſtoriſchen Umſtände gantz müſſig iſt, und keinen myſtiſchen Sinn ertragen kan. Damit ich nur einen einzigen berühre, ſo kan ich nicht errathen, was dieſe Worte für eine geheime Bedeutung haben: Ich habe mir von eben der Art und Gröſſe ein Gehäuſe und Glas machen laſſen, man kan es ſehr gemächlich in der Taſche tragen, und in einem dazu verfertigten ſchildkrötenen Futteral mit ſich führen. Ich weiß nicht, was das figürliche ſchildkrötene Futteral des guten Geſchmacks, noch auch was die figürliche Taſche ſey, darinnen man denſelben gemächlich tragen kan. Mithin hat mich die folgende Anmerckung merckwürdig bedünckt: Wie alle groſſe Erfindungen von ungefehr ihren Urſprung haben; ſo habe ich auch hierdurch bloß von ungefehr eine Maſchine zu Stande gebracht, die mit Recht ein Probierſtein der geſunden Vernunft iſt, welche man zu dieſen Zeiten mehrentheils nur vergebens ſucher. Ich meines Orts könte ihm desfalls keinen Glauben zuſtellen, wenn er es gleich mit einem Eyde erhärten wollte, daß er dieſe Erfindung von ungefehr gemachet, weil mir der Ort bekannt iſt,

wo ſich das Original von dieſer glücklichen Copie findet. Addiſſon beſchreibet im 281ſten Bl. des Zuſehers in einem Traume die Anatomie des Hertzens einer Verbuhlten; daſelbſt findet ſich dieſe Stelle:

Es weis ein jeder Anfänger in der Zergliederkunſt / daß das Pericardium oder der Hertzbeutel einen dünnen röthlichen Saft in ſich enthält / der von den Ausdünſtungen des Hertzens entſtehen ſoll / welche ſich hier / indem ſie nicht weiter können, in dieſe Feuchtigkeit verwandeln. Als wir nun dieſen Saft unterſuchten / ſo fanden wir / daß er alle die Eigenſchaften desjenigen Weingeiſtes an ſich hatte, der zu den Wettergläſern gebraucht wird / um die Veränderungen des Wetters anzuzeigen.

Ich muß hier einen gewiſſen Verſuch nicht übergehen / welchen einer aus der Geſellſchaft uns mit dieſem Safte gemacht zu haben verſicherte / indem er eine groſſe Menge deſſelben bey dem Hertzen einer vordem zergliederten Buhlerinn gefunden hätte. Er verſicherte uns / daß er ihn noch die Stunde in einer dünnen gläſernen Röhre / welche nach Art eines Wetterglaſes gemacht wäre, eingeſchloſſen hätte: Allein an ſtatt daß er daraus die Veränderungen des Wetters ſehen ſollte; ſo zeigte er ihm nur den Zuſtand derer Perſonen an / welche in das Zimmer träten / allwo dieſe Röhre hienge. Er verſicherte zugleich / daß er bey Herannahung eines Federhutes / eines geſtickten Kleides / und eines Paares Handſchuh mit goldenen Franſen merklich ſtiege: Sobald hingegen eine verzauſete Perrüke/

rike / ein Paar schmutzige Schuhe / oder ein alt-fränckisches Kleid hinein käme / so fiele selbiger. Ja / er gieng so weit / daß er uns sagte: Wenn er daneben stühnde / und laut zu lachen anfienge / sogleich stiege der Saft in die Höhe / sáncke aber den Augenblick nieder, sobald er wieder ernsthaft aussähe. Kurtz er sagte uns / er könnte es vermittelst dieser Erfindung sehr wohl wissen / ob er einen klugen Mann oder einen Gecken bey sich im Zimmer hätte.

Dieses läßt sich der Zuschauer in einem Traume erzehlen, und jedermann muß mir zugeben, daß es eine Coquette trefflich characterisirt; aber der Patriot nimmt sich mehrere Freyheit heraus, er thut wachend, was jener kaum unter der Dichtung eines Traumes hat vorbringen dürffen. Ich bitte nun meine Leser, daß sie die Mühe nehmen, und diese Stelle mit der 34. N°. des Patrioten vergleichen: sie sind einander so ähnlich, als die beyden Sosier in dem Amphitruo, und ich wäre bald auf die Gedancken gerathen, die Erzehlung des Zuschauers müsse prophetisch von dem Patrioten verstanden werden. Indessen wenn sie vorwitzig sind zu wissen, ob er sich etwas auf diese Erfindung einbilde, so dürffen sie nur die 52ste N°. einsehen, in welcher uns die zweyte von diesen Maschinen beschrieben wird, die genau zeiget, wer am meisten nach der gesunden Vernunft und der Vorschrift eines guten Gewissens lebe. Er nennet sie die Philosophische Uhr. Sie ist einer gemeinen Taschenuhr nicht ungleich: sie hat ein Zieferblat mit zween stählernen Zeigern: der äussere Cirkel ist in 360. Grade vertheilet; dreyssig machen einen

philoſophiſchen Monath / und jeder Grad einen philoſophiſchen Tag. Der innere Cirkel / der einen gantzen philoſophiſchen Tag anweiſet / iſt in 24. Stunden eingetheilt. Der Gebrauch derſelben iſt folgender: Man bringt ſie demjenigen / deſſen Leben man unterſuchen will / ſo nahe / daß ſeine Ausdünſtungen dieſelbe erreichen / und von demſelben Augenblick an giebt ſie die philoſophiſche Nachricht / wie lange derſelbe Menſch gelebet. Ein müſſiges Leben deutet ſie an durch ihre Unbeweglichkeit: Ein böſes offenbaret ſich durch das Zuruckkauffen des Zeigers: Ein tugendhaftes kan man daraus erkennen / wenn ſich der Zeiger von Stunden zu Stunden ꝛc. vorwärts beweget / nach dem Maaſſe / als einer in der Tugend alt geworden. Wundert euch, wo man dergleichen ſeltſame Uhren verfertige, ſo kan ich euch ſagen, daß der Patriot ſeine in Mecca gekauft hat; der Meiſter davon heiſſet Joaphar Ebn Jophzdhail. Dieſe Dichtung iſt von demſelben Schrot und Korn, wie die vorhergehende: Und der Patriot iſt gegen ſeinen Schöpfer ungerecht, daß er ſeine Vernunft, die ein zulängliches Mittel iſt, das Gute und Böſe in moraliſchen Handlungen zu unterſcheiden, gegen eine mechaniſch-philoſophiſche Sackuhr vertauſchen will, die ihm dieſen Unterſchied ohne ſein Nachdencken zeigen ſoll. Er machet ſich auch recht lächerlich, weñ er die Urſachen dieſer mechaniſchen Würckungen entdecken und wahrſcheinlich machen will. Wie muß es hergehen, daß die Ausdünſtungen auf einer Uhr durch den Eindruck einer gemeſſenen Bewegung nicht allein den Unterſchied laſterhafter,

müſſi-

müssiger und tugendhafter Leute zeigen, sondern auch die Grade des einen und des andern bemerken. Ich mögte wohl auch den Unterschied tugendhafter und lasterhafter Ausdünstungen kennen; Aber wann der Patriot den ächten Meister dieser Uhr entdecken will, so muß er Mecca in Hamburg verwandeln, und er wird der Joaphat Ebn Jophzdhail leibhaftig seyn. Die Gedancken zu dieser Erfindung mag er wohl den Schweitzerischen Zusehern abgekauft haben; ich finde in einem Blatte derselben folgende Stelle: Gesezt aber / daß du dein Leben bringest bis auf 70. Jahre / wie kurtz wird dieser Periodus seyn / wenn du diejenige Zeit / welche du mir zur Unterhaltung deines Lebens aufgewendet hast / abrechnest. Ziehe die folgenden Jahre von der Summe deines Lebens ab / so werden dir nur etliche wenige überbleiben:

30. Jahre sind verflossen über dem Schlaffen.
4. Jahre über dem An- und Auskleiden.
10. Jahre über dem Essen und Trincken.
6. Jahre über den Gemüthszerstreuungen.

Und ich könnte sehr klar zeigen, daß die gantze 52ste N°. aus zween Discursen der Schweitzer zusammengeschmelzt ist. N°. 74. kömmt eine neue magische Maschine zum Vorschein, durch deren Mittel er entdecken kan, ob die Worte und Meinungen, oder der Mund und das Hertz mit einander übereinstimmen. Diese Maschine heisset Pe-kad-en-nosch oder die Gemüthesprobe; sie ist ihm von einem Chinesischen Philosophen, Nahmens Brammn-quam-bo-mi verehrt worden.

den. Ich will mich nicht mit derselben Beschreibung verweilen; denn ich gedencke, daß man meine Gedancken von der Art dieser Dichtung aus dem was ich bisher erinnert habe, schon errathen könne. Nur kan ich nicht unangemerckt lassen, daß mir das Bekänntniß des Patrioten, da er gestehet, daß er ein magisches Instrument bedürffe, um zu wissen, ob er selbst rede, was er dencket, oder ob Mund und Hertz mit einander übereinstimme, recht albern vorkömmt. Das vierte magische Geheimniß ist ein himmelblaues Wasser, wovon er im V. St. folgendes erzehlet: Im Jahre 1722. den 6ten May empfieng ich durch einen Schiffer / von einem meiner vertrauten Freunde in China / einem grossen Chymisten / Nahmens Miram Tansi / ein Schreiben / nebst einer kleinen Flasche mit himmelblauem Wasser: dasselbe stärcket das Gesicht auf solche Weise / daß man eine beständige Ausdünstung aus dem Gehirne der Menschen / und in derselben die Leidenschaften des Gemüthes / figürlich sehen / auch verschiedene Creaturen in der Luft / welche darum / wie Fische im Wasser / schwimmen / auf das kenntbareste entdecken könne. Und wenn der Herr Patriot dieses Wasser aus Nova-Zembla hätte herkommen lassen, wo sonst die schwartzen Künste zur gröstẽ Vollkommenheit gebracht sind; so muß er doch nicht glauben, daß die Deutschen so dumm seyn, daß sie dergleichen abentheurliche Erzehlungen im Ernste aufnehmen. Er wird wohl der erste seyn, der vorgiebt, daß die

die Leidenschaften des Gemüthes figürlicher Weise aus dem Gehirne ausdämpfen. Den dritten Tag, nachdem er bemeldetes Wunder-Wasser empfangen, that er damit die erste Probe bey einer Sechswöchnerinn; davon er uns die Würckungen in selbiger No. also beschreibet: Hier ward ich mit grosser Verwunderung gewahr, daß in dem Zimmer die Luft voll häßlicher Thiere, wovon einige wie Basilisken, andere wie Chimären, und die dritte Sorte wie längliche feurige Schlangen, gebildet waren. Ich bin sicher, daß niemand so leicht errathen hätte, welche Gemüthes-Leidenschaften hierunter sollen vorgebildet seyn; wenn der Patriot nicht sorgfältig gewesen wäre, No. 8. uns zu unterrichten, daß dieses Ungeziefer den Neid, die Eitelkeit, und die Schmähsucht vorstellen sollte. Durch die Augen der meisten Anwesenden kamen plötzlich aus dem Gehirne einige sehr übelgebildete Figuren mit dicken Köpfen und langen Ohren zum Vorschein. Ihr werdet euch über die verborgene Aehnlichkeit verwundern, wenn ich euch aus No. 8. lehre, daß die Unwissenheit unter diesem dickköpfigten Bilde mit Esels-Ohren, welches durch die Augen aus dem Gehirne hervorgekommen, abgemahlet ist. Diese winckten dem herumfliegenden Ungeziefer, worauf die kleinen Basilisken in die Augen, die Chimären in die Ohren, und die Schlangen in den Mund, ihren Einzug hielten, &c. Dieses Hieroglyphicum soll euch zu verstehen geben, daß der Neid, die Eitelkeit und die

Schmäh-

Schmähsucht von der Unwissenheit ernehret werden. Aber ihr werdet es izo noch kaum verstehen, nachdem ich euch den mystischen Sinn dieser Dichtung allbereit erkläret habe. Zu diesen seltsamen Erfindungen gehöret auch das im CLIII. St. gemeldete Japanische in reicher Seide mit Gold bordirte Kräuterküssen, welches die wunderbare Würckung hat, daß es, wenn man es beym Schlaffengehen unter das Hauptküssen leget, die wichtigsten Betrachtungen des Tages dem Gemüthe in einem lehrreichen Nachtgesichte vorstellet; und von welchem der Patriot rühmet, daß alle die sinnreichen Träume und Gesichter, die in seinen Blättern vorkommen, Proben von der gesegneten Würckung dieses Traumküssens seyn. Wer diesen grossen Vorrath von so vielen zauberischen Maschinen ansiehet, der würde den Patrioten eher vor einen kleinen Herenmeister, als vor einen Patrioten halten, und sich bereden, daß er bey dem Gebrauche aller dieser Instrumente zu weit seltsamern Entdeckungen, als in seinen Blättern zu finden sind, eben keiner Vernunft vonnöthen habe: zumahlen da diese Maschinen ihm eben denjenigen Dienst leisten müssen, den andere Menschen von ihrer Vernunft empfangen, so daß wer seinem vornehmen Exempel folgen will, alle seine Sorge darauf wenden muß, daß er ohne Vernunft vernunftmässig handeln lerne. Endlich muß ich des Universal-Schmupfcobacks für das Gedächtniß nicht vergessen, welcher für

eine

eine Europäiſche Erfindung des Polymnemons ausgegeben und im LXXXVII. St. beſchrieben wird. Dieſem wird die Kraft beygeleget, das moraliſche Gedächtniß zu ſtärcken, und vor dem Uebel einer muthwilligen Vergeſſenheit zu bewahren. Polymnemon bedienet ſich dieſer Erfindung allein durch eine geſchickte Beſchreibung der damit verrichteten moraliſchen Wundercuren, die muthwillige Vergeſſenheit ſeines vorigen Standes, ſeiner Zuſagen und Verbindlichkeiten auf eine lebhafte Weiſe lächerlich zu machen: In welcher Abſicht ich auch dieſe Erfindung nicht mißbilligen kan, und iſt überhaupt der gantze Brief davon nicht übel abgefaſſet.

E N D E.

Druckfehler.

Im vierten St. Bl. 17. löſchet Z. 11. 12. die Worte aus: Gleichwie bey der erſten Schöpfung der Erden geſchehen war.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wohlredenheit und der Poeſie.

Sechstes Stück.

Zürich,
Bey Conrad Orell und Comp. 1742.

EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACADEM.
GEORGIAE
AUG.

Fortsetzung
Der
Echo
Des
Deutschen Witzes.

V.

Erörterung

der Frage:

Wie ferne die Königinn von Saba, und der König Herodes mit der Christlichen Religion einen Zusammenhang haben?

Es ist nichts in der Welt so wunderlich, das man nicht von einem bösen Scribenten, der durch eine Satyre in Wuth gebracht ist, vermuthen müsse. Leute dieser Art wissen in solcher Angst nicht, was sie thun. Sie sehen, daß jedermann ihre Thorheit erkennt, und daß niemand ist, der sich ihrer annimmt. Wenn sie dann nicht wissen, wo sie sich hinwenden sollen, so fassen sie aus Verzweifelung die Hörner des Altars. - - - - Man darf sich nicht wundern, warum die nothleidenden Scribenten ihre Verfolger, mit denen sie nicht auskommen können, allemahl einer Gottlosigkeit beschuldigen. Dieses ist unstreitig das gemächlichste, sicherste und kräftigste Mittel, seinen Feind zu unterdrücken, und man kömmt weiter damit, als wenn man sich in einen ordentlichen Kampf einlassen wollte.

Es gleicht, wie ein gewisser Scribent sagt, einer Mine, durch welche der Feind, ehe er sichs versiehet, in die Luft gesprenget wird, und es ist selten ohne Würckung.

Liscov Bl. 109.

* * *

Die christliche Religion ist eine Lehre der Wahrheit zur Gottseligkeit. Der Lehrbegriff derselben ist ein Zusammenhang der erhabensten theoretischen und practischen Wahrheiten, welche die Vernunft, nachdem sie einmahl geoffenbaret worden sind, nicht genugsam bewundern kan. Diese heilsamen Lehrsätze gründen sich auf gewisse historische Begebenheiten, ohne welche sie weder gründlich erkennt; noch derselben Wahrheit und Göttlichkeit sattsam erwiesen werden kan. Daher leget die H. Schrift, in welcher die göttliche Offenbarung enthalten ist, auch eine historische Erzehlung zum Grund voraus, die mit denen geoffenbareten Wahrheiten in einem genauen Zusammenhange stehet. Daraus läßt sich aber keineswegs schliessen, daß alle absonderlichen Geschichten, die in den Heil. Schriften erzehlet werden, eine gleich nahe und nothwendige Verbindung mit dem Wesentlichen in der Religion haben; zumahlen da einige derselben nur als Nebenumstände zu betrachten sind, welche alleine in der Absicht angeführet werden, um der gantzen Erzehlung einen mehrern Grad der Wahrscheinlichkeit mitzutheilen, und dieselbe

in ein helleres Licht zu setzen. Von dieser Art ist z. B. alles, was hier und da beyläuftig von der Bosheit, List und Gewalt der geschwornen Feinde und Verfolger der Wahrheit angebracht wird. Alle diese absonderlichen Begebenheiten haben eine bloß zufällige Verbindung mit der Religion. Die Wahrheit würde immer Wahrheit geblieben seyn, wenn sie schon von niemand wäre angefochten oder verfolget worden. Da nun aber die Predigt von Jesu, die den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit gewesen, ungeachtet alles Widerspruchs und aller Gewalt, in der Welt überall sieghaft durchgedrungen, so ward dadurch offenbar, daß dieser Sieg über den Unglauben und den Aberglauben ein Werck der göttlichen Kraft gewesen sey. Mithin da die Absicht dieser Feinde und Verfolger keineswegs gewesen ist, den in den göttlichen Absichten gegründeten Triumph der Wahrheit zu befördern, oder durch ihren Widerstand desto herrlicher zu machen; sondern vielmehr denselben durch List und Gewalt zu hintertreiben, und zu verdunckeln; so wird hoffentlich kein Verständiger verlangen, daß man, wegen dieses für die Wahrheit so vortheilhaften Erfolges, von den boshaften Absichten dieser Feinde und den angewendeten an sich selbst höchststrafbaren Mitteln gelinder, als es die Natur der Sache erlaubet, oder noch gar mit einer andächtigen Ehrerbietung dencken und reden soll. Die Religion ist die köstlichste Gutthat, die Gott dem menschlichen Geschlechte gegönnet hat, weil

ſie alleine ihm den Weg zu einer wahren Glückſeligkeit anweiſet. Nun iſt es freylich nicht nur eine unbeſonnene Thorheit, ſondern eine rechte Unſinnigkeit, mit ſolchen Dingen Scherz zu treiben, die unſre ſorgfältigſte Ueberdenckung und Bemühung erfodern, und von denen unſre Glückſeligkeit lediglich abhängt. Und wenn ich der Religion überhaupt ein ſolch ehrwürdiges Anſehen zuſchreibe, ſo begreiffe ich darunter alles, was mit derſelben einen nothwendigen Zuſammenhang hat, alles, was dienet, ſie beliebt und anſehnlich zu machen, oder die Ausübung derſelben zu befördern. Bey dieſem allem aber wird es mir kein Vernünftiger verdenken, wenn ich behaupte, daß nicht alle Stücke der Hiſtorie, die in der Heil. Bibel erzehlt werden, eine gleichnothwendige Verbindung mit der Religion haben, und hiemit auch in Anſehung ihrer Moralität nicht eine gleiche Achtung und Ehrerbietung verdienen. Die Heil. Scribenten erzehlen eine wahrhafte Geſchichte, mit allen Umſtänden, wie ſie ſich verlauffen hat; eine Geſchichte, welche uns in deutlichen Beyſpielen die grimmigſte Wuth der unglaubigen Welt, und den häftigſten Widerſtand, den die Wahrheit jemahls erlitten hat, vor Augen leget. Sie beſchreiben darum auch dieſe Feinde und Verfolger nach ihrem wahren Character; ſie entdecken uns ihre boshaften Anſchläge und Ränke, ihre verkehrten Grundſätze und Schlüſſe, ihre verdammlichen Lügen und Läſterungen u. ſ. f. Wahrhaftig nicht in dem Abſehen, uns eine

Ehr-

Ehrfurcht, sondern einen Abscheu für dieselben einzujagen. Wer demnach behaupten wollte, daß alles, was in der Heil. Bibel erzehlet wird, eine gleich nothwendige Verbindung mit der Religion habe, und eben darum, weil es in der Bibel stehet, für was heiliges und geweihetes müsse geachtet werden; der würde sich auf diesen Grund gemüssiget sehen, die boshaftesten Lügen, die greulichsten Lästerungen, die schandbarsten Unternehmungen, die grausamsten Thaten der Feinde der Wahrheit niemahls anderst, als mit der andächtigsten Ehrerbietung zu erwähnen, und den Teufel selbst zu canonisieren. Pontius Pilatus stehet auch in der Christen Credo, aber als ein ungerechter Richter, und als ein abgesagter Feind der Wahrheit; und man würde sich lächerlich machen, wenn man denjenigen für einen Religions-Spötter ausschreyen wollte, der diesen ungerechten Richter neben der Canzel ohne eine andächtige Mine etwann bey Anlasse eines seiner Amtsnachfahren mit ins Spiel ziehen würde. Könnte man nicht in solchem Falle mit eben so gutem Recht die scheinheilige Antung thun, die der Leipzigische Kunstrichter in dem Herbstmonat seiner Belustigungen in der 13ten Anmerckung Bl. 267. mit einem rechten Amtseifer gethan hat, und sagen: „Diese Gelehr„ samkeit ist aus Matth. XXVII. - und aus den „ XII. Artickeln des Christl. Glaubens. Ich „ will mich mit demjenigen nicht aufhalten, was „ nicht allein von den so genannten theologischen „ Sauertöpfen, sondern auch von manchem

„ vernünftigen Weltmanne schon so oft gesagt
„ worden ist, daß ein kluger Spötter, der mit
„ seinen lustigen Einfällen würcklich hochgeschäzt
„ zu werden suche, sich allezeit, wenn er auch
„ die gantze Welt antaste, doch von dem, was
„ mit der Religion einen Zusammenhang hat,
„ in einer gewissen Weite entfernt halten müsse:
„ Sonst müsse er sich gefallen lassen, daß ihn
„ hitzige Eiferer einen Religionsspötter nennten:
„ Leute von kälterer Natur aber sagten, daß,
„ wenn er gleich die Religion vielleicht nicht eben
„ lächerlich zu machen suche, er sich doch wenig-
„ stens auch nicht viel aus der Religion mache.
„ Ich setze nur dieses hinzu: Die Schrift ist uns
„ einmahl zu dem allerernsthaftesten Zwecke, und
„ nicht zum Lustigthun und Lächerlichmachen, ge-
„ geben worden. „ ꝛc. ꝛc.

Diese Strafpredigt ist in der That höchstbegründt, und in unsren Tagen, da ein unverschämter Spottgeist in die Welt ausgegangen, wohl zu gebrauchen: Aber sie bleibt dabey in ihrer besondern Anwendung auf dem angeführten Blatte höchstungerecht, und eine Art der Verleumdung, so lange nicht erwiesen ist, oder erwiesen werden kan, daß Pontius Pilatus, Herodes, und die Königinn von Saba, darum weil sie in der Heil. Bibel angeführt werden, mit der Religion einen nothwendigen Zusammenhang haben. Was das Exempel Herodes insbesondere angehet, so hat der Heil. Geschichtschreiber Matthäus die erschreckliche Geschichte von dem bethlehemitischen Kindermorde

aus

aus gantz besondern und eben denen Absichten erwähnet, aus welchen man gläubt, daß der jüdische Geschichtschreiber Josephus dieselbe mit Stillschweigen übergangen habe. Aber damit hat er die grausame und unmenschliche That dieses Tyrannen weder entschuldigen, noch zu einem Stücke der Religion einweihen wollen. Ob nun gleich Herodes dieses blutige Vorhaben nicht selbst in eigener Person ausgeführt, sondern die Bewerckstelligung dessen seinen Schergen und Bütteln anbefohlen, so wird dennoch von ihm gesagt, er habe alle Kinder zu Bethlehem getödet. Welche Ausdrückung den allgemeinen Grundsatz zum Grund hat; daß einem dasjenige, was er durch andere, als seine Untergebene und Instrumente hat ausführen lassen, mit Recht als eigen könne zugeschrieben werden. Da ich nun diesen allgemeinen Grundsatz gegen Hrn. D. Triller angewendet, so habe ich zur Erläuterung, als ein ähnliches Beyspiel von der Imputatione facti alieni, eben dieses Exempel des Herodes angeführt, und mein Absehen in der Vergleichung nicht so fast auf die moralische Beschaffenheit dieser beyden Handlungen, als vielmehr auf die Aehnlichkeit der Zurechnung gerichtet. Was hat aber dieses für einen Zusammenhang mit der Religion, wenn ich sage: Herodes hat etwas durch andere bewerckstelligen lassen; und es wird ihm mit Recht, als ob er es selbst gethan hätte, zugerechnet: Hr. D. Triller hat gleichfalls etwas durch andere thun lassen; so kan es ihm mit demselben Recht als seine eigene

gene That zugeschrieben werden. Was hiernächst das Exempel der Königinn von Saba anlanget, so habe ich selbiges zum Beweisthum angeführt, daß es solche Lobredner gebe, die, wie Horatz sagt, Laudes alicuius culpa ingenii deterunt, die mit aller ihrer Wohlredenheit das erhabene Lob eines Salomons bey weitem nicht erreichen. Ich hatte dabey noch eine besondere Ursache, dieses Beyspiel der Lobredner Salomons in Absicht auf Hrn. D. Triller vor andern zu erwehlen, weil er nämlich sich auf seine botanische Wissenschaft, die er auch den lebloſen Geschöpfen in seinen Fabeln leihet, nicht viel weniger als ein anderer Salomon einbildet. Ich hatte daher nicht ohne Ursache besorget, es mögte mir in Ansehung Hrn. D. Trillers wie den Lobrednern Salomons bey der Königinn von Saba ergehen, nämlich daß der Augenschein meine Lobeserhebungen beschämen mögte. Nun muß ich aber bekennen, daß ich bisdahin nicht gewußt habe, daß diese Lobredner Salomons Heilige von dem ersten Range gewesen sind, und daß sich kein anderer Mensch ohne eine offenbare Religionsspötterey mit denselben vergleichen darf. Was zulezt das bey den Juden so gewohnte Vorurtheil, daß aus Galiläa und insbesondere aus Nazareth nichts vortreffliches herkommen könne, antrift, so ist dieses, ob es gleich in der Bibel stehet, und von dem Leipzigischen Tartüffe mit zu der Christl. Religion gerechnet wird, eine unvernünftige und recht lächerliche Meinung gewesen, welche auch

von

von den Heiden ſelbſt verworffen worden, wie aus dem bekannten

. . . . . cujus prudentia monſtrat
Summos poſſe viros & magna exempla daturos
Vervecum in patria, craſſoque ſub aere naſci.

zu erſehen iſt. Zeiget nun dieſes nicht die Schwäche des ſcheinheiligen Aberglaubens, da man aus einem blöden Unverſtande dergleichen lächerliche Meinungen der heiligſten und vernünftigſten Religion ſelbſt in die Rechnung ſchreibet? Heißt dieſes nicht, profana ſacris mixta perinde habere, welches zu allen Zeiten der Character entweder dummer, oder leichtſinniger, oder boßhafter Menſchen geweſen iſt?

VI.

Von der
Critiſchen Höflichkeit
Einiger hochdeutſcher Kunſtrichter.

Quis tulerit Gracchos de ſeditione querenteis!

DAs wichtigſte, was der unſichtbare Verfaſſer der Anmerckungen in dem Auguſtm. der Monatlichen Beluſtigungen zur Vertheidigung ſeiner beleidigten poetiſchen Helden zu wiederholten mahlen angebracht, und womit er die bittern Wahrheiten, die ihnen von den Zürchiſchen Kunſtrichtern in ihren Schriften zu kauen gegeben worden, verhaßt zu machen ſuchet, beſtehet in einer kahlen Beſchuldigung einer ſchweitzeriſchen Unhöflichkeit, bäuriſchen Grobheit und Unbeſcheidenheit, die er ſo oft und mit ſolcher argliſtiger Kunſt und Dreuſtigkeit vorbringet, daß er zulezt ſelbſt vergißt, daß dieſes ſein Vorgeben nichts weniger als eine baare Wahrheit ſey. Denn die unverſchämteſten Beſchuldigungen dieſer Leute empfangen ihr gröſtes Gewicht und ihr meiſtes Anſehen von der Wiederholung und der angenommenen Zuverſicht, womit dieſelben ausgeſprochen werden. Ich halte in Anſehung billiger Leſer, die nicht

geneigt

geneigt ſind, auf anderer Leute Worte und gute Treue und Glauben, ohne genugſamen Beweis und eigene Prüffung etwas arges von ihrem Nächſten zu dencken, vor gantz unnöthig, den Ungrund dieſer Beſchuldigung weitläuffig zu entdecken; die Schriften der Zürichiſchen Kunſtrichter ſind in jedermanns Händen, und werden begierig geleſen: Wer nur die Fähigkeit und den Willen hat, ſelbſt zu unterſuchen, wie ferne ſie Lob und Tadel nach Verdienen ausgetheilet haben, und ob ſie in dem Tadel allzu ſcharff und unbeſcheiden geweſen ſeyn, der bedarf keines fremden Berichts, um einen billigen Entſcheid davon zu geben. Was aber ſolche Leſer angehet, die entweder zu unvermögend oder zu ungeduldig ſind, mit ihren eigenen Augen zu ſehen, und die deswegen ihr Urtheil andern gleichſam verpachtet haben, die verdienen nicht, daß man ſich Mühe gebe, ſie zu nöthigen, daß ſie ſich vor muthwilligem Betruge in Acht nehmen. Nur kän ich hier nicht unberührt laſſen, daß dieſe critiſche Schriften der Schweitzer das Gepräge einer unparteyiſchen Gerechtigkeit mit ſich zu führen ſcheinen, angeſehen dieſelben eben ſo viel Eifer blicken laſſen, die Vollkommenheiten eines Poeten zu erheben, als ſeine Fehler zu rügen; und die ſo oft eingeführten Exempel der zween berühmten deutſchen Poeten Hr. Königs und Hr. Brockes zeigen genugſam, daß es ihnen eben ſo viele Luſt und Vergnügen gebe, das, was ſie in eben derſelben Schrift für gut erkennen, zu loben, als das Fehlerhafte darinnen

zu tadeln: von welcher Billigkeit man eben nicht gar häufige Exempel bey den deutschen Kunstrichtern antreffen wird. Allein da die critische Gerechtigkeit der Schweitzer bisdahin unangefochten geblieben, und die ungebetenen Verfechter des deutschen Witzes sich nicht getraut haben, einen einzigen Lehrsatz oder eine critische Beurtheilung derselben absonderlich anzugreifen; so will ich hier zum Schutz ihrer angefochtenen Bescheidenheit in der Art des Vortrages den unsichtbaren Verfasser der Leipzigischen Anmerckungen offentlich herausgefodert haben, daß er aus allen denen critischen Wercken, welche die Zürichische Kunstrichter im Jahre 1740. ans Licht gestellt haben, und die zusammen gegen die zweyhundert Bogen ausmachen, die unhöflichen, unbescheidenen, und anzüglichen Redensarten und Ausdrückungen zusammenlese, auf die er seine Beschuldigung gründen will. Dadurch wird dann offenbar werden, daß diese Beschuldigung ohne Grund, und nur eine boßhafte Verleumdung sey. Dafern er aber diese Anklage der Grobheit und Unbescheidenheit nur auf das Absonderliche ziehen, und von der gröstentheils ironischen Art des Vortrags, deren ich mich in meinen Anmerckungen zu dem Trillerischen Ergäntzungsstücke bedienet habe, wollte verstanden haben; so hat ers mit mir, als seinem Ergäntzungsstückler, absonderlich auszumachen: Und da würde ich wahrhaftig an dem guten Menschen alle Mühe und Arbeit verlieren, wenn ich ihn von der Natur und der Freyheit der ironi-

schen

schen Schreibart unterrichten, oder ihn sonst überzeugen wollte, daß der Hamburgische Zeitungsschreiber und Hr. Prof. Gottsched keine grössere Ehrerbietung und Höflichkeit verdienet hätten. Ich will ihn darum lieber seinem verkehrten Sinne überlassen, und mich zu dem unparteyischen Leser wenden, denselben mit aller Höflichkeit, deren ein Schweitzer fähig ist, zu bitten, daß er doch so billig seyn, und zuvor in dem XXIV. St. der Crit. Beytr. den IV. Art. in Absicht auf des Verfassers desselben (Hrn. Prof. Gottscheds) Höflichkeit und Gerechtigkeit mit Bedacht durchlese, eh er meine darüber gemachten Anmerckungen einer liebloſen und unbescheidenen Grobheit verdächtig hält. Ich bin sicher, daß er in Vergleichung der beyderseitigen Schreibart meinen Anmerckungen die relative Gelindigkeit und Höflichkeit in dem Ausdrucke nicht absprechen, und daß er mehr Ursache finden wird, in meiner Verantwortung den Mangel, als den Ueberfluß, an Ernsthaftigkeit und Lebhaftigkeit zu tadeln. Ich darf auch mit Keckheit sagen, daß die critische Sprache der Hochdeutschen Kunstrichter in der Unbescheidenheit auf einen solchen Grad der Vollkommenheit hinangestiegen, daß ich sie für einen Schweitzer für allerdings unnachahmlich halte. Ich verlange nicht, daß man mir auf mein bloſſes Wort Glauben zustelle; ich will es mit Anführung so vieler Exempel beweisen, daß auch der hartnäckigste Zweifler wird gestehen müssen, daß dieselbigen, nämlich diejenigen, mit denen ich zu thun habe,

denn die unschuldigen geht dieß alles nichts an, an critischer Grobheit und Unbescheidenheit alle andern, auch die gröbsten Nationen der Welt, noch weit hinter sich zurücke lassen.

In dem Urtheile von Hrn. Doctor Heumanns übersezten Rede Ciceronis vor den T. A. Milo kommen in dem VI. St. der Beyträge Bl. 530. u. f. folgende hochdeutsche critische Höflichkeiten vor: „ Einer Hauptstelle darf ich nicht vergessen, „ welche Hr. Heumann so übel gehandelt hat, „ daß es mich fast erbarmet.„ 2.) „Er hat unterschiedene Sätze, welche gantz unerträglich „ sind. Kein Deutscher hat iemahls vor ihm so „ geschrieben, der den Vorsatz gehabt hat, gelesen und verstanden zu werden. Er hat also „ in dieser gewiß schweren Schreibart das Eis „ gebrochen.„ 3.) „Noch ein Satz ist übrig, „ darinn sich Hr. Heumann selbst übertroffen „ hat: Er würde viel von seiner Schönheit verliehren, oder doch wenigstens gantz und gar „ nicht zu verstehen seyn, wenn das lateinische „ nicht dabey stühnde.„ 4.) „Hier hat den Hrn. „ Doctor ohne Zweifel ein menschlicher Fehler „ übereilet, daß er seines Versprechens völlig „ vergessen hat. Denn wenn er sich dessen hätte „ entsinnen können, wäre es ihm wohl unmöglich „ gewesen, einen solchen seltsamen und übelgestalteten Satz vor sein Werck zu erkennen?„ 5.) „Wir hoffen bald eine andere Rede mit dem „ Geiste übersetzet von ihm zu lesen, den er in „ dieser Probe mit Fleisse scheinet aufs künftige „ gesparet zu haben.„

In

In dem XIII. St. dieſer Beyträge, wo eben
ieſes Hrn. Doctor Heumanns VI. Reden Ci-
eronis beurtheilt werden, habe ich folgende aus-
ehmende critiſche Formeln der hochdeutſchen
öflichkeit angetroffen, die man ſich zur Nach-
nung bemerken kan. 1.) „Der Hr. D. hat ſchon
vor zwey Jahren einen feinen Verſuch gethan,
wie weit Cicero im Deutſchen unkentlich zu ma-
chen ſey.„ 2.) „Der Hr. D. geberdet ſich nicht
anders, als ob er noch einen von ſeinen Schü-
lern vor ſich hätte, dem er einen derben Ver-
weis geben müßte. Er iſt böſe, er ſchilt, er
ſtrafet, er warnet, er ermahnet, er ſchwa-
zet von Muthwillen, er leget mir neue Auf-
gaben vor, er redet mich öfters an: Glaube
er ja nicht, mein lieber Hr. Magiſter.„ 3.)
Es iſt mir nie in den Sinn gekommen, an
dem Hrn. D. Heumannen Ehre einzulegen.„
4.) „Bey meiner Beurtheilung habe ich mich
freylich nicht darum bekümmert, wie alt ſeine
Beſtallung ſey.„ 5.) „In der gantzen Vor-
rede herrſchet der Pilatismus literarius, der
den Verfaſſer gantz durchſäuret hat; Was
dieſer geſchrieben hat, das hat er geſchrieben,
und das iſt unwiderruflich.„ 6.) „Das muß
ich glauben, weil er es ſelbſt ſagt! Ich gönne
ihm und ſeinem Hrn. Bertram ihre Ohren
gern.„ 7.) „Die arme Ueberſetzung iſt an
ſich elend genug, man muß ſie wohl bekla-
gen; aber haſſen kan man ſie nicht.„ 8.)
„Mein wohin verleitet doch den Hrn. D. der
„blinde Pilatismus, und die ungemeine Be-

„ gierde der Unfehlbarkeit nicht? Nun muß
„ ich erſt lachen, da mir der Hr. D. ſolche ſau-
„ bere Quellen zeiget! Aus dem heiligen Le-
„ xico ſoll ich lernen, - - ꝛc.

In dem IV. St. der Beyträge finde ich einen ganzen Artickel, in welchem dieſe hochdeutſche Höflichkeit gegen den Hrn. Wocken, Conrector auf dem königl. Gymnaſio zu Neu-Stettin verſchwendet wird. Ich will nur ein Paar Stellen zur Probe anführen: 1.) „ Er hat dieſes ge-
„ ringe Werck, (welches Beywort ich ihm aus
„ Furcht einer ſtrengen Antung nicht ſtreitig ma-
„ chen darf,) vor junge Gemüther geſchrieben,
„ die kein judicium haben.„ 2.) „ Man wird
„ in den Exempeln überhaupt dasjenige kaum
„ antreffen, was ein nothdürftiger Versma-
„ cher brauchet, die Sylben über Hals und
„ Kopf in Reimen zu bringen.„ 3.) „ Da iſt
„ alles kalt, ſchläfrig, matt, kriechend und
„ niederträchtig.„

In dem XXIV. St. kömmt ein neues Muſter von dieſer critiſchen Höflichkeit zum Vorſchein, in der Beurtheilung über Hrn. Prof. D - - Abhandlung vom oratoriſchen Froſt. 1.) „Wir
„ erſehen daraus, daß gegenwärtiger Froſt den-
„ noch auch einigen Nutzen mit ſich gebracht
„ habe, da er die Feder des Herrn Prof. zu ei-
„ ner Ausführung gelencket hat, die ſonſt allem
„ Anſehen nach der gelehrten Welt unentdeckt
„ geblieben ſeyn würde. Und gewiß dieſe Schrift
„ dürfte ihrem Leſer bey weitem nicht ſo gut ge-
„ fallen haben, wenn ſie in den Hundstagen

„ ge-

„ geschrieben wäre, als itzo, da sie im Winter
„ bey einem so strengen Froste zum Vorschein
„ gekommen ist. Wir schmeicheln uns daher
„ mit der Hoffnung, es werde der gelehrte Hr.
„ Verfasser, da er sich so gut in die Zeit zu schi-
„ ken weis, in den künftigen Hundstagen uns
„ etwas von dem oratorischen Feuer zu lesen ge-
„ ben: Wozu wir ihm dann die gewohnliche
„ Musse abermahls nicht mißgönnen wollen.„
2.) „ Der erste Anblick des Titels machte schon,
„ daß ich mir einbildete, ich sähe ein Meisterstück
„ aus der werthen Pegnitzer-Gesellschaft, oder
„ aus der Schule Philipp Zesens. Die Jahr-
„ zahl aber überführte mich, daß ich was neues
„ sähe. ꝛc.„ 3.) „ Ich will nach diesem Mu-
„ ster auf eine unwidersprechliche Art recht ma-
„ thematisch darthun, daß ein Reisenrock keine
„ Schlafmütze sey.„

Der Verfasser des IVten Art. in dem XXI. St. der Crit. Beyträge besitzet diese höfliche Sprache der deutschen Critick in einem hohen Grade. Proben davon können seyn, da er von dem ungenannten Verfasser der reimfreyen Uebersetzung der Aeneis folgendergestalt urtheilet:
1.) „ Ich würde um deswillen seine Fehler nicht
„ gut heissen, wenn er gleich seine Ahnen so
„ weit herholen wollte, als derjenige, von des-
„ sen Stammvater Juvenal auf die lezte spricht:

Aut pastor fuit, aut illud, quod dicere nolo.

„ Hoffentlich wird es kein Schulmann seyn, der
„ solche Fehler wider die griechische Prosodie

„ begehen kan. Denn wer hat ihm die Erlaub-
„ niß gegeben, das „ kurtz zu machen, da es
„ doch schon so viele Jahrhundert hindurch lang
„ gewesen ist, und auch in Ewigkeit also blei-
„ ben wird.„ 2.) „Es will ihm gar nicht in
„ den Kopf, daß er schlechtere Verse machen
„ soll, als ein anderer. - - - Er gläubt,
„ daß er der gröste Poet, und daß seine Ueber-
„ setzung die beste sey. Deswegen schreyet er
„ über lauter Ungerechtigkeit.„ 3.) „Nun-
„ mehro bringt er etwas vor, worüber er sich
„ billig zu schämen Ursach hätte.„ 4.) „Wann
„ ich mich nicht schämte, leere und abgeschmackte
„ Possen vorzubringen, so könnte ich sagen: Er
„ habe die Pallas zu einer wilden Sau gemacht,
„ denn sie wühlet das Meer auf, und von den
„ wilden Schweinen sagt man auch, sie wüh-
„ len.„

Von Hrn. Damms Uebersetzung der Briefe des Fürsten Cicerons werden folgende höfliche Beurtheilungs-Formeln geschickt angebracht. 1.) „ Hrn. Damms zwölfjähriger Fleiß wird
„ alle gordische Knotten auflösen.„ 2.) „ Er
„ wird finden, daß diese vier Zeilen Worte ohne
„ Saft und Kraft sind, und ohne Vermögen
„ sich einen Begriff davon zu machen.„ 3.)
„ Wenn wir alles untersuchen wollten, es wür-
„ den wenig Briefe hingehen, wo der Hr. Con-
„ rector uns nicht anzeigen würde, wie schwer
„ es sey, sich vor Fehlern zu hüten.„ 4.)
„ Wenn etwann der deutsche Priscianus gar
„ schlecht bewillkommet worden, so stehet den-

„ noch

„ noch zu deſſen Troſte eine weitläuftige Ent-
„ ſchuldigung auf der Seite.„ 4.) „ Die An-
„ merckungen ſcheinen mehrentheils aus den
„ Wörterbüchern genommen zu ſeyn. - - -
„ Es wird auch aus dem ſo beliebten Schatze
„ des Fabers viel hergeholet worden ſeyn.„

Und in dem XXIII. St. der Beyträge wird Hr. Conrector dann mit folgenden critiſchen Complimenten beehret. 1.) „Gleichwohl wenn
„ der Hr. Conr. recht haben will, ſo habe er
„ recht.„ 2.) „Dieſes ſagen wir aber nicht,
„ um den Hrn. D. zu verbeſſern, ſondern nur
„ um ein wenig ſeinen Zorn zu ſtillen, oder zu
„ häuffen.„ 3.) „Wenn uns der Hr. Conr.
„ den Unterſchied unter einem ſubtilen und plum-
„ pen Videri aus ſeinen Randgloſſen, die er
„ vielleicht zu Langens Grammatick geſchrieben,
„ hätte mittheilen wollen, ſo würde er uns ihm
„ ſehr verbindlich gemacht haben. ꝛc.„ 4.)
„ Wir wollen uns hier in keine Gefahr ſetzen,
„ ſondern auch ins künftige dieſe und ſeine übri-
„ gen Anmerckungen verehren, und dem Hrn.
„ Conr. zu keinem hertzbrechenden Seufzer über
„ uns, und die critiſchen Beyträge überhaupt,
„ Gelegenheit geben.„ 5.) „ Die deutſche
„ Sprache iſt noch übrig, der er ſich bedienet:
„ Und es iſt an dem, er hat hierinne ſeines glei-
„ chen nicht. Es wird auch wohl keiner von
„ denen, die die Beförderung der deutſchen
„ Sprache zu ihrem Zwecke haben, ſich nur
„ wünſchen können, ſolche Ausdrückungen nach-
„ zuahmen. Wir erſtaunen dahero nicht un-

„ billig, daß wir in der Beurtheilung seines „ Ciceronischen Briefe, auf die unerhörten Ge„ dancken gerathen sind, nur einige Ste[illegible]en zu „ tadeln, und uns nur von diesen zu überreden, „ als wenn sie nicht gut deutsch wären.„ NB. In dem VI. St. der Beyträge wird Hr. Damm unter die besten Uebersetzer, und Hrn. Prof. Gottsched an die Seite gesezt, beyde aber Hrn. D. Heumann als Muster angepriesen. Bl. 530. „ Hr. Prof. Gottsched hat ja die Reden vor den „ Archias und Ligarius, und Hr. Damm in „ Berlin die vor den Roscius so nachdrücklich, „ männlich und zierlich übersetzet, daß man nicht „ leicht etwas daran auszusetzen finden wird.„

Daß diese critische Höflichkeit mit den Jahren zu ihrer Vollkommenheit angewachsen sey, kan der Herausgeber des von Neukirchen übersezten Telemachs aus eigener Erfahrung bezeugen. In dem XXIV. St. auf der 106ten u. f. Seite kommen folgende Ausdrückungen eines zärtlichen Affectes vor. 1.) „ Es ist leider! dem „ Hrn. Neukirch, wie vielen andern grossen Leu„ ten ergangen, deren Schriften das Unglück „ gehabt, in die Hände eines solchen halbweis„ sen und kurzelhärigen Herausgebers zu fallen, „ der durch sein unüberlegtes und tadelsüchtiges „ Geschmiere, auch die besten Gemüther gegen „ die Schriften des Verfassers zu vergällen, fä„ hig ist.„ 2.) „ Unser Held heißt Hr. Johann „ Cristoph Hirsch, und mag es dem Schicksale „ verdancken, daß es einen grossen Neukirch „ gegeben, - - - sonst würde dieser Hr. Jo„ hann

„ hann Chriſtoph Hirſch die beſte Gelegenheit
„ verlohren haben, uns ſeinen hochwerthen Nah-
„ men zum erſtenmahl gedruckt vor Augen zu le-
„ gen.„ 3.) „Hr. Johann Chriſtoph Hirſch,
„ (der geneigte Leſer wird es nicht übel nehmen,
„ daß wir ſeinen Nahmen etliche mahl von An-
„ fang bis zu Ende herſetzen; es iſt um mehre-
„ rer Deutlichkeit willen ſehr nöthig, daß man
„ einen Menſchen, deſſen geſammte Wercke nur
„ noch erſt in fünf und einer halben Seite in groß
„ Quart beſtehen, fleiſſig nenne, damit die ge-
„ lehrte Welt wiſſe, mit was für einem neu-
„ hervorgeſchoſſenen Kunſtrichter ſie zu thun ha-
„ be,) dieſer Hr. Johann Chriſtoph Hirſch
„ nimmt es ſehr übel, daß die Welt, nachdem
„ ſie eilf Jahre vergebens auf die Fortſetzung
„ des Neukirchiſchen Wercks gehoffet, ſich un-
„ terſtanden hat zu glauben, ſie würde gar nicht
„ kommmen. Iſt das nicht ein erſchreckliches
„ Unglück!„ 4.) „Wir ſchlafen deswegen oh-
„ ne Sorgen, wenn es gleich den Hrn. Hirſch
„ und alle ſeine ehrlichen Mitbrüder verdreußt.„
5.) „Wir haben dieſe Nachricht bekommen von
„ eines Hofraths Sohne, der kurtz darauf eine
„ Würde erhalten, an welche Hr. Hirſch viel-
„ leicht ſein lebenlang nicht wird dencken dür-
„ fen.„ 6.) „Dieſes nun thut er, wie es ei-
„ nem Menſchen, der zum erſtenmahl in die ge-
„ lehrte Welt guckt, anſtändig iſt, auf eine
„ gantz unerhörte Art.„ 7.) „Dem Hrn. Hirſch
„ mag wohl bey ſeinem bisherigen löblich geführ-
„ ten Copiſtenamte, auſſer dem deutſchlateini-

„ schen Canzleystyl keine andere Sprache vorge-
„ kommen seyn.„ 8.) „ Er hat in keinem Stü-
„ ke der Gelehrsamkeit (das Abschreiben und
„ Federschneiden nehme ich aus) etwas geler-
„ net.„ 9.) „ Wofern ihm noch einmahl ein
„ Buch in seine Hände fallen sollte, welches wir
„ jedoch aus christlicher Liebe keinem einzigen
„ wünschen wollen.„

Ich könnte aus dem zweyten und vierten Artickel des XVI. Stücks der Beyträge u. a. noch eine Menge dergleichen Muster von der critischen Höflichkeit der Hochdeutschen anführen: Ich will aber nur aus dem lezten Artickel desselben noch ein Paar Stellen zu mehrerer Bekräftigung beybringen. Diese Höflichkeiten betreffen den Göttingischen Sammler. 1.) „ Er gehört mit un-
„ ter die Anzahl der Gernschreiber.„ 2.) „ Der
„ gute, liebe Mann! hat sich um nichts weni-
„ ger bekümmert, als was zu einem moralischen
„ Blatte gehöret.„ 3.) „ Er hat vielleicht ein-
„ mahl etwas von einem französischen Glaneur
„ gesehen oder gelesen, und so gleich die Ent-
„ schlüssung gefasset, seinen Deutschen einen
„ Sammler zu schreiben.„ 4.) „ Ich wollte
„ wetten, daß man aus unsrem Sammler al-
„ lein ein halbes Wörterbuch, aller derjenigen
„ Wörter und Redensarten, die man im Deut-
„ schen nicht versteht, und nicht brauchen soll,
„ zusammenbringen könnte.„ 5.) „ Ich glau-
„ be, daß der Sammler diese Frage den Men-
„ schenfressern, oder seinen Troglodyten, mit
„ denen er, wie es scheint, besser bekannt ist,

„ als

„ als mit uns, thun müßte: Dieſe würden es
„ ihm ohnfehlbar zu ſagen wiſſen, ob die Göt-
„ tinger nahrhafter ſind, als andere Leute, und
„ welcher Nation ſie in dieſem Stücke am ähn-
„ lichſten kommen?„ 6.) „Es geht mit ſeiner
„ Schrift alles gantz natürlich zu! ſo ſehr mir
„ bey ſeinen 24. Jahren bange war, es mögte
„ etwas Hexerey mit unterlauffen. Allein was
„ thut eine gute Erbſchaft von nützlichen Anmer-
„ kungen nicht? Nunmehro weis ich, wie es
„ den Leſern gehen wird. Unſer 24. jähriger
„ Moraliſte wird es machen, wie jener junge
„ Arzt, der von ſeinem Vater ein Faß voll al-
„ ter bewährter Recepte ererbte. So bald ein
„ Krancker zu ihm ſchickte, fiel er vor dieſem Faſſe
„ nieder, betete andächtig, und griff darauf
„ hinein. Das erſte Recept, welches ihm in
„ die Hand kam, das gab er hin; vors übrige
„ ließ er den Himmel und die gute Natur des
„ Patienten ſorgen. So wird es mit unſrem
„ jungen Sittenrichter auch ergehen. Darum
„ verdient er wohl, daß ſeine Leſer einen andäch-
„ tigen Seufzer für ihn thun; damit ſeine Hand
„ ſtets zur nützlichſten Anmerckung gelenckt wer-
„ de.„ 7.) „Es wäre ewig ſchad, wenn die
„ menſchliche Geſellſchaft ein ſo theures Mitglied
„ vor ſeinem 90. Jahre verlieren ſollte!„ 8.)
„ Wer hätte das gedacht, daß der ſtoltze Samm-
„ ler, welcher ſich Anfangs keinen geringern, als
„ die Schweitzer-Maler, zum Vorbilde an-
„ nimmt, nunmehro denen Gelehrten nachah-
„ men will, welche, wenn ſie Bücher ſchreiben,

„ ſo

„ ſo blindlings lincks und rechts um ſich greiffen.
„ Ey! der Sprung iſt zu arg! und faſt ſo tief,
„ als möglich iſt.„

Das merckwürdigſte Beyſpiel von einer ausnehmenden critiſchen Demuth und Geduld findet ſich in dem XVI. St. der Beyträge auf der 610ten Seite, wo der ungenannte Verfaſſer eines critiſchen Schreibens die unverſchämte Unhöflichkeit und Grobheit begangen, und ſich ſelbſt bey dem Schluſſe des Briefs einen aufrichtigen Gönner der Verfaſſer der Critiſchen Beyträge hat nennen dürffen. Sein grobes Compliment nach der Schweitzeriſchen Höflichkeit lautet: „ Uebrigens können ſie ſich mich als einen aufrichtigen † Gönner ihrer Bemühungen vorſtellen. Ich werde es mit Vergnügen leſen, „ wenn ſie mich in ihren Beyträgen verſichern „ wollen, daß ihnen dieſe Zuſchrift angenehm „ geweſen. Und ich möchte nur wünſchen, alle „ Unannehmlichkeiten in derſelben vermieden zu „ haben. Fahren ſie fort, dem menſchlichen „ Geſchlechte Nutzen zu ſchaffen, und leben ſie „ wohl und vergnügt.„ Ein anderer wäre über ſo viele grobe Unhöflichkeiten in einen rechten Eifer gerathen; aber unſre ſanftmüthigen Hochdeutſchen laſſen es bey folgender demüthigen Antung bewenden: „† Das klingt ein wenig „ groß! Es fehlt nur noch, daß uns der Hr. „ Verfaſſer auch ſeinen Schutz und ſeine Gnade „ verſprochen hätte. Gleichwohl ſcheinet aus „ allen dieſen bisher gemachten Anmerckungen „ nicht, daß ihr Urheber viel vornehmer ſey,

„ als

„ als ſo viele Mitglieder unſrer Geſellſchaft ſind,
„ die theils ihrer Geburt, theils ihren Bedie-
„ nungen nach nicht weniger Hochachtung
„ verdienen. Denn Perſonen von noch höherm
„ Stande pflegen ſich mit grammatiſchen Klei-
„ nigkeiten ſo bekannt nicht zu machen, als un-
„ ſer Hr. Kunſtrichter ſich gemacht hat; es wäre
„ denn, daß er etwa mit einem fremden Kalbe
„ gepflüget hätte, welches wir aber um verſchie-
„ dener Urſachen halber dießmahl nicht vermu-
„ then können.„ Andere wohlgeſittete hoch-deutſche Kunſtrichter führen eine gantz andere Sprache, wenn ſie von der deutſchen Geſellſchaft und ihrer Hochachtung gegen dieſelbe reden wollen. Ich will zum Beweiſe ein Paar Stellen aus des Hrn. Amtmann Gottfr. Behrnds Antrittrede in der deutſchen Geſellſchaft anführen: 1.) „Bin ich ſchon nicht vermögend, in
„ ihren glänzenden Haarſchmuck Juwelen und
„ Loorberzweige einzuflechten; ſo werde ich doch
„ nicht unterlaſſen, ihren Füſſen mit Ehrerbie-
„ tung niedrigen, doch immer grünen Epheu
„ unterzuſtreuen.„ 2.) „Welches aber hiemit
„ nebſt der gantzen Abhandlung hochgeneigt zu
„ beurtheilen meinen hochgeehrteſten Herren
„ anheim gebe, und ſchließlich zu dero reifliche-
„ ren Erwegung und Verbeſſerung, nebſt mir
„ ſelber, mich dienſtergebenſt überlaſſe.„ Das klingt in deutſchen Ohren politer, als der aufrichtige Gönner, wenn man ſich, nebſt ſich ſelber, (denn ich und ich ſelber ſind zweyerley,) zur Verbeſſerung dienſtergebenſt überläßt.

Dieſe

Dieſe critiſche Höflichkeit beſizt unter allen deutſchen Kunſtrichtern Hr. Prof. Gottſched in dem höchſten Grade der Vollkommenheit; Er hat erſt neulich in ſeinen Anmerckungen über des berühmten Baylens Abhandlung von Cometen ſeine Stärcke darinne in den vortrefflichſten Proben an den Tag geleget; allermaſſen er daſelbſt Anlaß genommen, auch von gantzen Nationen und geſalbeten Häuptern zu urtheilen: Nehmet folgende Stellen zur Probe. 1.) In der fünften Anmerckung zum erſten Th. „Es iſt ſehr gut, „ daß Boileau und Racine das Amt der königlichen Geſchichtſchreiber ſo ſchlecht verwaltet „ haben, daß ſie uns nichts davon zu leſen gegeben: Sonſt würden ſie uns gantz gewiß (*) „ eine Reihe ungeheurer Fabeln aufgezeichnet „ haben. Wenn man wenigſtens aus des Boileau Gedichten ſchlieſſen ſoll, wie er in der „ ungebundenen Rede geſchrieben haben würde, ſo kan man nichts anders als Wunderwercke und Abentheuer vermuthen.„ 2.) In der fünfzehnten Anmerck. zum erſten Th. „Es „ iſt recht lächerlich, wenn man die franzöſche „ Nation, die in der Selbſtliebe gantz erſoffen „ iſt, von ihren Vorzügen reden höret; ob ſie „ ſich gleich genöthiget ſieht, ſich ſo gleich durch „ die That ſelbſt zu widerlegen: wie hier Hr. „ Baile, den alle Geſchichten überführen, daß „ ſeine Landsleute beynahe noch abergläubiſcher „ als andere Völcker geweſen ſind.„ 3.) In der 72ſten Anmerck. zum 2ten Th. „Gewiß, „ wenn

(*) Vati mens præſaga futuri.

„ wenn jemahls der franzöſiſche Geiſt auf Narrenpoſſen verfallen iſt, ſo iſt es heut zu Tage. „ Unter hundert Büchern, die zu Paris gedruckt „ werden, iſt kaum ein kluges; denn die Romanenſeuche hat alles überſchwemmet, ſo daß „ man faſt dencken ſollte, die gantze Nation „ ſey von einer rechten Kranckheit angeſteckt, „ die man die Fabelſucht nennen könnte.„ 4.) In der 83ſten Anmerck. zum 2ten Th. „ Ludwig der XIV. iſt über dieſe Schwachheit weg! „ Es iſt ihm gleichviel, ob er mit Betrug oder „ durch Tapferkeit ſiegt; ob er ſeine Feinde „ ſchlägt, oder die Generale beſticht; die Veſtungen erobert, oder von verrätheriſchen Commendanten erkauffet. Vortrefflicher Ruhm!„ 5.) In der 105ten Anm. „ Und vielleicht ſind „ die Zeiten ſchon gekommen, da es uns an „ einem ſo muthigen und lebhaften Geiſte unter „ den deutſchen Printzen nicht mehr fehlet, dem „ es nur noch an einer gelinden Lenckung „ und Beſtimmung fehlet, ſich für die Rechte „ Deutſchlands wider Franckreich zu erklären.„ 6.) „ Welcher Franzoſe iſt doch wohl vermögend, „ die ſclaviſche Neigung, ſeinem Könige zu „ ſchmeicheln, bey ſich zu bändigen: Da man „ ſo gar auch mit Eckel und Abſcheu ſehen muß, „ daß ſie ihren itzigen König bis an den Himmel „ erheben; der doch, nach aller Vernünftigen „ Geſtändniſſe, ſehr wenig von dem guten „ Ludewige des *XIV.* an ſich hat.„ Zeigen nicht dieſe Exempel unwiderſprechlich, daß die hochdeutſche Höflichkeit von der niederträchtigen Schmei-

Schmeicheley himmelweit entfernet sey? Und daß diese Scribenten dieser Schwachheit selten unterworffen seyn, wenn es sie nicht selber angehet. Ich darf es nun auf das Urtheil meiner Leser lediglich ankommen lassen, zu entscheiden, ob diese Deutschen im Ernst glauben, daß Unpartheylichkeit, Bescheidenheit, Billigkeit, Höflichkeit und Mässigung die nothwendigen Eigenschaften eines wahren Kunstrichters seyn: Ob sie die Wahrheit reden, wenn sie sagen: 1.) Daß es nicht ihre Art sey, um einiger Personen willen, die ihre Gewogenheit nicht haben, mit einer Dorfschultzen-Mine gantze Nationen als dumm und ungeschliffen auszuschreyen. 2.) Daß jede Nation ihre groben Exemplare habe ꝛc. Es wird auch niemanden schwer fallen, in denen obigen Proben die Sprache der Gesellschaft vom groben Jahrhunderte zu erkennen, welche Gesellschaft nach dem sichern Bericht eines würdigen Mitglieds derselben, sich ungefehr vor zehen Jahren in Leipzig zusammengethan, und erst vor kurtzem übernommen hat, in zehen Jahren die Zeiten wieder herzustellen, wo man bey allen Streitigkeiten einander mit einem Haufen von Schimpfwörtern und Grobheiten liebkosete, und wo das ridiculum rusticum das beste Gewürtze war, dergleichen Schriften angenehm zu machen. Wer diese critische Sprache besagter Gesellschaft vom groben Jahrhunderte, und die spitzfündigen Idiotismos derselben gerne lernen mögte, dem werden meine oben gegebene Auszüge gute Dienste thun können. Ich bescheide

mich

mich auch gar gerne, daß die Reſpective Hochgeehrten Hrn. C** in L** keinem andern, als einem offenbaren und erklärten Mitgliede dieſer Geſellſchaft ein ſo unverſchämtes und ſchimpfliches Urtheil von Sr. K. Maj. in Frankreich würden zu gut gehalten haben. Ohne dieſe Gelindigkeit würde das Wachsthum einer ſo nützlichen Geſellſchaft nur gehindert worden ſeyn.

VII.

Von der
Critiſchen Gerechtigkeit
Einiger
Hochdeutſchen Kunſtrichter.

ICh habe oben ſchon angemercket, daß die Leipzigiſchen Kunſtrichter in den Schriften der Schweizeriſchen Kunſtlehrer, (ungeachtet es ihnen an dem guten Willen nicht gemangelt hat), bisdahin nichts haben finden können, was derſelben ausgefällte Urtheile von den deutſchen Poeten nur im geringſten einiger Ungerechtigkeit hätte verdächtig machen können. Da ich nun behaupte, daß ein billiges und gerechtes Urtheil niemahls zugleich grob und unhöflich ſeyn könne; ſo könnte ich dieſes zu meinem Vortheil anwenden, und das eigene Geſtändniß der Leipzigiſchen Kunſtrichter gebrauchen, meine critiſchen Landsleute gegen dieſe Anklage der Grobheit und Unhöflichkeit zu ſchützen. Allein, ob ich gleich dieſe Art der Vertheidigung nicht nöthig habe, ſo wird es dennoch nicht auſſer dem Wege ſeyn, wenn ich die Begründniß derſelben ein wenig beleuchte. Ich mercke vor allen Dingen an, daß das für einen Scribenten

vortheilhafte Urtheil oder Lob, wenn es nicht auf den innern Werth einer Schrift gegründet, weñ es hiemit ungerecht ist, eben darum auch grob und unhöflich seyn könne. Niemand wird sagen, daß derjenige höflich sey, der einen Tiresias wegen seiner Scharfsichtigkeit, einen Euclio wegen seiner Freygebigkeit, eine Cleopatra wegen ihrer Keuschheit offentlich oder ins Angesicht lobet, weilen dergleichen Lob eine offenbare Lügen, und eben so viel als eine Vorrückung der schändlichsten Laster ist. Doch ist die Eitelkeit der Menschen so groß, daß sie dergleichen critische Ungerechtigkeiten, die allezeit mit einer Unhöflichkeit gepaaret gehen, gemeiniglich ohne Verdruß anhören, und man weiß wenig Exempel, daß sich einer über diese Art Unbill, die er sich vortheilhaft zu seyn gläubt, beschweret habe. Hingegen sind die Menschen gantz anders gesinnet, wenn die critischen Urtheile ihre Unvollkommenheiten entdecken; da sind sie so empfindlich, daß sie alsobald über Ungerechtigkeit und Unbill, oder wenn sie gar nichts anders zur Entschuldigung offenbarer Fehler vorzubringen wissen, wenigstens über Unhöflichkeit und Grobheit klagen: Sie fodern eine Höflichkeit, die andere gegen ihre Fehler und Unvollkommenheiten mit sehenden Augen blind, oder wenigstens stumm mache: Und sie rechnen es einem schon für eine Unhöflichkeit und Grobheit an, daß er sich vermessen hat, ihre Gebrechen, die sie selbst ohne Noth entdeckt haben, zu offenbaren und zu antен. Nach dieser Leute Meinung ist die Critick in so fern sie in

Entdeckung der Unvollkomenheiten eines Schriftstellers geschäftig und scharfsichtig ist, schon für sich selbs strafbar, und sie können nicht glauben, daß ein wohlgezogenes, sittsames und bescheidenes Gemüthe sich jemahls die Freyheit andere zu tadeln anmassen könne, es geschehe denn mit bösen Absichten. Die Grundsätze, womit sie diese stoltzen Gedancken zu beschönen suchen, sind folgende: Man sey nicht berechtiget, iemand zu tadeln, oder ihm seine Unvollkommenheiten vorzurücken, bis man selbs ohne Fehler sey; die christliche Liebe decke die Fehler des Nächsten zu, u. s. f. Und dadurch meinen sie die Critick als eine Ungerechtigkeit, die gerade gegen die Pflichten der Liebe anläuft, anzuschwärtzen, und verhaßt zu machen. Andere hingegen erkennen zwar, daß die Critick bey Entdeckung anderer Leute Fehler und Unvollkommenheiten gantz heilsame Absichten haben könne, und daß sie zur Warnung und Verbesserung solcher, die sich erst durch offentliche Schriften beliebt und nützlich zu machen suchen, einen guten Einfluß haben könne: dessen ungeachtet setzen sie dieselbe in der Ausübung ihres Strafamts in so enge Schrancken, daß sie dennoch bey diesem zugestandenen Recht der Critick ungestraft und sicher fortschwärmen können. Sie entziehen sich, und alle, die den Athem noch in der Nase haben, ihrem Gerichtsbann, und geben ihr allein die todten und vermoderten Scribenten Preis. (*) Sie bereden sich, daß man

(*) Die Gottschedischen Schüler haben als ein Fundamental-Gesetze der critischen Gefälligkeit auf und angenommen,

man die Todten, die keine Empfindung haben, nicht mehr beleidigen könne, und weil ſie ſich nicht mehr verantworten oder vertheidigen können, ſo könne man ihrer ohne Gefahr leicht meiſter werden. Wann ſie auch etwann unter Lebenden noch einige wenige vor das Gericht der Critick zu ziehen erlauben, ſo ſind es gemeiniglich ſo arme Sünder, an denen man ſich wegen ihres geringen Anſehens durch Unhöflichkeit nicht verſündigen kan, die durch ihr Exempel niemand

men, daß man keinen Scribenten tadeln ſolle, er habe es dann mit ſeinem Tode verſchuldet. Zwar binden ſie ſich an dieſe Regel nicht ſo abergläubiſch, daß ſie ſich dann und wann nicht die Freyheit herausnehmen ſollten, einem und dem andern noch lebenden Schriftverfaſſer, der das Unglück gehabt ihnen zu mißfallen, ihre critiſche Ungnade härtiglich empfinden zu laſſen: Wie denn in dieſer Abſicht, (dem zufolge, was ich in dem vorhergehenden Abſchnitte ausführlich gezeiget habe,) die Leipzigiſchen Critiſchen Beyträge mit gutem Recht als ein Kampfplatz anzuſehen ſind, auf dem dieſe critiſchen Klopffechter manchen ehrlichen Ritter, der ihnen zu gefallen nicht hat ſterben wollen, unbarmhertziger Weiſe herumgetrillt haben. Sie haben ſich auch bey der Beobachtung des obenerwähnten Fundamental-Geſetzes bisdahin ſo wohl befunden, daß noch erſt neulich Hr. Prof. Gottſched ſelbſt in dem XXVII. St. der Crit. Beytr. Bl 436. für dienlich erachtet hat, dieſe kluge und heilſame Verordnung mit folgender ſinnreichen Schutzſchrift zu verfechten: „ Wir wollen, weil der Herausgeber des „ Ergäntzungsſtücks zur Trillerſchen Vorrede doch einmahl „ dieſe Beyträge für einen Kampfplatz ausgegeben hat, „ auf dem man muthige Ritter erlege, nur noch eine eins „ zige Anmerckung machen, die ihn ſelbſt angeht. Es iſt „ dieſe, daß man aus Jeſens Exempel ſehen kan, es habe

„ auch

verführen können, und die es, wenn sie getadelt werden, noch vor eine Ehre halten müssen, weil sie dadurch aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen werden: Aber, daß man Leuten, die in einigem Ansehen und Ruff bey der iztlebenden Welt, wiewohl öfters ohne ihr Verdienen, stehen, ihre Unvollkommenheiten vorhalte, das ist schon eine strafbare grobe Vermessenheit und Unhöflichkeit; es mögte auch der Tadel an sich selbst

„ auch schon vor diesem Leute gegeben, bey denen man „ es mit seinem Tode verschulden müssen, wenn man von „ ihnen öffentlich habe getadelt seyn wollen. Wir unter„ suchen hier nicht, ob der gedachte Herausgeber recht oder „ unrecht hat, wenn er dieses an den itzigen Kunstrich„ tern misbilliget. Indessen hat er den Trost, daß einige „ Schriftsteller, die zu leben wissen, sich nach seinen Grund„ satzen und Neigungen zu bequemen scheinen, und ihn „ noch bey seinen Lebzeiten tadeln. „ Weil diese Schutzschrift aus der Feder eines berühmten Lehrers der Weltweisheit hergeflossen, so will ich dieselbe um mehrerer Deutlichkeit willen in ihre Schlussätze auflösen, und die Prüfung seinen Schülern nach seiner Vernunftlehre anzustellen überlassen. Der erste ist: Wer erlaubt, daß man die iztlebenden Scribenten, die es verdienen, tadeln dürffe, der kan es nicht zugleich billigen, daß man die schon verstorbenen elenden Scribenten tadele. Der zweite ist: Juncker Filipp von Zesen hat schon zu seiner Zeit die todten Scribenten unter die helikonische Hechel genommen, warum sollte es denn Hrn. Prof. Gottsched Sünde seyn, wenn er diesem rühmlichen Exempel folget. Sonsten muß ich noch berichten, daß die Kunstrichter, die zu leben wissen, und mich tadeln, ob ich gleich noch nicht gestorben bin, der Hr. Prof. Gottsched selbst und sein Spießgesell Magister Theod. Lebrecht Pitschel sind. Diesen zu misfallen mache mir eine Ehre.

ſelbſt ſo begründet und gerecht ſeyn, als er immer wollte. Endlich ſchreiben ſie der Critick in Anſehung des Ausdrucks und Vortrags, in die ſie ihre Ausſprüche einkleiden ſoll, ſo harte Geſetze vor, daß ſie bey aller ihrer Gerechtigkeit nothwendig unhöflich und unbeſcheiden werden muß. Sie können es nicht vertragen, daß man eine Abhandlung, die durchgehends voller Fehler iſt, unglücklich nenne; oder über das, was lächerlich iſt, das Maul verkrümme. Sie wollen, daß man ſie zuerſt um Verzeihung bitte, und die Erlaubniß von ihnen erhalte, ſie zu erinnern, daß ſie nicht ohne Fehler ſind; daß man die Fehler, die man tadelt, als Theile der Vollkommenheit des Gantzen anpreiſe; daß man, auch wo es umgekehrt iſt, Horatzens

Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis.

vorausſetze. Allein ich habe in Vergleichung mit dieſen Leuten gantz paradoxe Gedancken von der Freyheit der Critick: Ich habe mich beredet, daß die Critick niemahls unhöflich oder unbeſcheiden ſeyn könne, ſo lange ſie gerecht iſt; und ich ſehe die critiſche Unhöflichkeit als eine Art der Ungerechtigkeit an; denn wenn die getadelten Fehler durch die Art des Vortrags vergröſſert werden, ſo iſt dieſes eine Art der Verläumdung; und hiemit dieſe Unhöflichkeit eine offenbare Ungerechtigkeit. Die Höflichkeit beſtehet in einer Mäſſigung der Affecten und des Willens nach den Regeln oder Gewohnheiten des äuſſerlichen Wohlſtands; und die Natur der Höflichkeit erfodert,

fodert, daß man nicht auf Recht und Verdienſt, ſondern auf das Vergnügen deſſen, den man nützlich gewinnen will, ſehe. Die Critick hingegen muß ihre Abſicht von dem äuſſerlichen Range, Anſehen und Credit, und andern dergleichen Vorzügen gäntzlich abkehren, ſie muß nur auf das innerliche Vermögen des Geiſtes, Verſtandes und Witzes ſehen, und ihre Beurtheilungen auf die Wahrheit gründen. Geiſt, Verſtand und Witz aber ſind nicht an einen gewiſſen Rang oder an gewiſſe Aemter in der Welt gebunden; ſie werden nicht angeerbt, ſie können nicht mit Geld erkauft, noch wie Titel und Ehrenſtellen verliehen oder verpachtet werden. Es iſt keiner gezwungen, ſeinen Geiſt und Verſtand durch offentliche Schriften auf die Probe zu ſetzen, und es kan einer ein ehrlicher und nützlicher Patriot, ein kluger Staatsmann, ein erfahrner Arzt, und doch daneben ein ſchlechter Reimheld, ein matter Dichter, ein elender Scribent ſeyn, gleichwie es hingegen nicht unmöglich iſt, daß einer bey einem ſchlechten äuſſerlichen Credit und Anſehen ein geiſtreicher Poet, Redner, oder Schriftſteller ſeyn kan. Aber wenn einer ſich durch offentliche Schriften freywillig zum Lehrer des menſchlichen Geſchlechts aufwirfft, und den Nahmen eines geiſtreichen Schriftverfaſſers affectiert, ſo muß er von der gerechten Critick erwarten, daß ſie ihm den verdienten Rang unter den Scribenten anweiſe; und wofern er ſich nicht gegen die Ausſprüche derſelben gründlich vertheidigen, und ſie der Ungerechtigkeit

keit überführen kan, ſo mag er über Unbill, Unhöflichkeit und Grobheit ſchreyen, ſo lange er will; dieſes wird ihm bey unparteyiſchen Leſern von gutem Geſchmack, er mag auch ſo vornehm ſeyn als er will, wenig helffen. Ich mache aus dieſem allem den Schluß, daß die in dem gemeinen Leben übliche Höflichkeit, die ſich nur nach dem äuſſerlichen Rang in der Welt richtet, und jedermann angenehm und gefällig zu ſeyn ſuchet, bey der gerechten Critick keinen Platz habe; ſondern daß dasjenige, was man in der Critick Höflichkeit heißt, von der Gerechtigkeit, die ohne Anſehen der Perſon Lob und Tadel nach Verdienen austheilet, nicht unterſchieden ſey. Ich ſehe darum auch die in dem vorigen Abſchnitt eingeführten Exempel der critiſchen Unhöflichkeit einiger deutſcher Kunſtrichter an, als ſo viele Proben der critiſchen Ungerechtigkeit in dem Ausdruck und Vortrage, angeſehen ſelbige nicht nur an ſich ſelbs betrachtet unbeſcheiden und ſchimpflich ſind, ſondern auch zu nichts dienen, als kleine Fehler gröſſer zu machen, als ſie würcklich ſind. Ich will demnach in gegenwärtigem Abſchnitte mit einigen Exempeln darthun, daß eben dieſe hochdeutſche Kunſtrichter in ihren Beurtheilungen nicht nur in Abſicht auf den Vortrag, ſondern auch in Abſicht auf die Natur der Sache ſelbſt neben der Wahrheit vorbeygehen, und ſich der critiſchen Ungerechtigkeit ſchuldig machen. Ich habe in dem vorhergehenden Abſchnitte beyläufftig drey Exempel von dieſer Art berühret: Das erſte iſt das Beyſpiel Hrn. Damms, den man

in dem VI. St. der Beyträge Bl. 530. neben Hrn. Gottsched wegen seiner grossen Geschicklichkeit im Uebersetzen selbst dem gelehrten Hrn. D. Heumann zum Muster vorgestellet hat. Wenn nun das Urtheil, welches in eben diesen Beyträgen an zweien Orten von seiner Uebersetzung der Briefe Ciceros auf eine unbescheidene Weise ausgefället wird, Grund haben soll; so folget gantz natürlich, daß das ihm vorhin mitgetheilte Lob wegen seiner so grossen Geschicklichkeit im Uebersetzen eine schmeichelhafte Ungerechtigkeit gewesen sey. Denn wer wird sich wohl als glaublich vorstellen können, daß Hr. Damm, nachdem er Ciceros Rede für den Roscius so nachdrücklich, männlich und zierlich übersezt hat, hernach bey der Uebersetzung der Briefe dieses Römers so unglücklich sollte gewesen seyn, und eine so harte und schimpfliche Bestraffung verdienet haben? Das zweite Exempel, das ich oben berühret habe, ist das Beyspiel des Herausgebers der Neukirchischen Uebersetzung des Telemachs Hrn. J. Chr. Hirsch. Was hat dieser gute Mann verschuldet? Nichts anders, als daß er in der kurtzen Vorrede zu diesem Neukirchischen Wercke, welche nicht mehr als fünf und eine halbe Seite beträgt, das übereilte Vorgeben, als ob Neukirch die Uebersetzung des Telemachs nicht vollendet, und man also ausser dem ersten Theile nichts weiters von seiner Arbeit zu erwarten habe, welches durch die Crit. Beyträge ausgestreuet worden, um etwas empfindlich geantet hat. Aber man lese die

plum-

plumpe und gantz ungeſchliffene Invectif, die der gute Mann deswegen in dem XXIV. St. der Beyträge auf der 601ſten u. f. Seite empfangen hat, woraus ich oben nur was weniges zur Probe angeführt habe, und ſage mir dann, ob das heiſſe: Poenas peccatis irroget æquas. Zugeſchweigen, daß die Verfaſſer dieſer Beyträge in dem XXV. St. Bl. 172. offentlich bekennt, daß ſie in der Perſon geirret, und Hrn. Hirſch gantz unſchuldiger Weiſe angegriffen haben. Das dritte Exempel giebt uns der ungenannte Verfaſſer der reimfreyen Ueberſetzung der Aeneis, wovon in dem XVII. St. der Beyträge im IV. Art. eine Probe angeführt, und dieſelbe durch eine ungeſchickte Vergleichung mit einer ſchlechten gereimten Ueberſetzung eines jungen Schülers heruntergemacht worden. Die Ungerechtigkeit dieſes Urtheils in Lob und Tadel iſt in dem zweiten Theile der Critiſchen Dichtkunſt Hrn. Prof. Breitingers in dem IVten Abſchn. von der Kunſt der Ueberſetzung von Bl. 157. an ausführlich dargethan worden, wohin ich auch meine Leſer verweiſe. Noch das vierte Beyſpiel ſoll uns endlich die Ueberſetzung Hrn. Prof Bodmers von Joh. Miltons verlohrnem Paradieſe an die Hand geben. Von derſelben ſtehet in dem IIten St. der Beyträge Bl. 291. „ So „ viel iſt indeſſen wahr, daß wenn nach dem Ge„ ſtändniß der Engelländer, ihre Sprache ſelbſt „ unter dem Milton eingeſuncken; ſo hat in der „ That Hr. Prof. Bodmer eine ſolche Stärcke „ unſrer Sprache gewieſen, daß man ſagen

„ könnte,

„ könnte, daß Milton durch dieſe Verdollmet-
„ ſchung noch mehr Kraft und Nachdruck gewon-
„ nen habe, als er in ſeiner Mutterſprache be-
„ ſizt. Indeſſen hat es ihm aus Beſcheidenheit
„ beliebt, ſich über den Mangel genugſamer
„ Kundſchaft in unſrer Sprache zu beſchweren,
„ der doch in Abſehen auf die Stärcke ſeiner über-
„ all prächtigen und erhabenen Ausdrückungen
„ gewiß nirgends zu ſpüren iſt. Sollte aber ja
„ im Abſehen auf die Zierlichkeit der Wortfü-
„ gung hier und dar etwas unterlauffen, ſo in
„ rein gewöhnten deutſchen Ohren rauh und
„ widrig klinget, ſo wird dieſes dem Vaterlan-
„ de des Hrn. Ueberſetzers mehr, als ſeiner Un-
„ fähigkeit zuzuſchreiben ſeyn. Und doch muß
„ man geſtehen, daß uns noch kein Schweitze-
„ riſcher Scribent vorgekommen, dem man ſein
„ Vaterland weniger als Hrn. Bodmern hat
„ anmercken können.„ Und in dem XIX. St. der Beyträge in der Beantwortung auf die Einwürffe wegen der Unvollkommenheit der deutſchen Sprache Bl. 448 heißt es: „ Gewiß alle Ken-
„ ner Miltons ſind erſtaunet, als ſie die Dol-
„ metſchung Hrn. Prof. Bodmers geleſen ha-
„ ben: Denn wer hätte ſichs eingebildet, daß
„ dieſes mit Gedancken ſo beſchwerte Gedichte,
„ deſſen Ausdruck ſo körnicht, ſinnreich und tief
„ iſt, ſich ſo nachdrücklich und vollſtändig deutſch
„ würde geben laſſen. Und doch hat es der Hr.
„ Bodmer gethan. In Wahrheit, wer nun-
„ mehr unſre Sprache noch matt, ſeicht, und
„ plauderhaft nennen will, der verdienet, daß

„man

„ man ihn damit auslachet.„ Hergegen in dem XXIV. St. dieser Beyträge ist aus der Feder eben desselben Kunstrichters, des Hrn. Prof. Gottscheds, folgendes Urtheil geflossen, Bl. 653. „ Es hat sich in der Schweitz ein Ueberſetzer gefunden, der uns denselben (Milton) so gut „ er gekonnt, deutsch geliefert hat, wie wir „ gleichfalls in diesen Beyträgen vor etlichen „ Jahren gemeldet haben.„ Und Bl. 664. „ Man hat an der seltsamen und widerlichen „ Art des deutschen Ausdrucks, der sonst in „ allen unsren Büchern unerhört ist, gar bald „ einen Eckel bekommen.„ Sehet da einen Philosoph, der in seinen critischen Aussprüchen sich nicht so sclavisch an den Grundsatz: Impossibile est idem simul esse & non esse, bindet; sondern sich die Freyheit vorbehält, seine Höflichkeiten, so bald er vermuthet, daß sich einer derselben unwürdig gemacht, zurück zunehmen und zu modificieren. Will aber jemand wissen, wie geschickt diese philosophischen Köpfe einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst vergleichen können, der sehe in der 47sten Anmerckung des Weinmonats der Belustigungen Bl. 379. und schaue, wie er sich des Lachens erwehren könne.

VIII.

Wie die

Unvollkommenheit

des

Gottschedischen Versuches

einer

Critischen Dichtkunst

am sichersten könne entschuldiget und gegen alle Vorwürffe sicher gestellt werden.

Ich finde die Art, mit welcher der Verfasser der Anmerckungen in dem Weinmonat der Leipzigischen Belustigungen in der 36. und 37sten Anmercknng dieses geleistet hat, so fremd, neu, und unerhört, daß ich mich nicht entbrechen kan, die Kunst, die in dieser Art der Vertheidigung stecket, in ein helleres Licht zu setzen.

Hr. Prof Gottsched hat sein Werck von der Dichtkunst einen Versuch genennet: Da nun diese Benennung selbst ein Geständniß einer Unvollkommenheit mit sich führet; so ist der Verfasser der Anmerckungen sorgfältig genug, uns zu berichten, daß diese willkürliche Benennung

der

der Vollkommenheit des Wercks nicht nachtheilig seyn könne, weil der Nahme die Sache nicht ändere, und Hr. Prof. Gottsched sein Buch nur aus Bescheidenheit einen Versuch genennt habe: Nicht als ob er es selbst für einen blossen Versuch angesehen, oder als ob ihm die Vollkommenheit desselben wäre verborgen gewesen; sondern aus einem niederträchtigen Hochmuth, nach welchem einer sein Heu Stroh nennen kan, solches aber niemahls thut, als wenn er zum voraus sicher ist, daß andere seine Absicht durch die Erniedrigung den Werth der erniedrigten Sache zu erhöhen, unfehlbar mercken und errathen müssen. Daß also die Benennung eines Versuches auf dem Titel des Gottschedischen Buches per antiphrasin muß verstanden werden, wie Lucus, quasi minime lucus. Doch muß man sich wohl in Acht nehmen, daß man diese ironische Figur der Bescheidenheit nicht auf den ganzen Titel erstrecke, als ob er sein Buch auch eine Critische Dichtkunst per antiphrasin genennt habe, in dem Verstande, als wenn er sie selbst für nichts weniger, als für eine Critische Dichtkunst gehalten habe; wie er sie in der That einen Versuch genennet, darum, weil sie in seinem Sinne nichts weniger als ein blosser Versuch war. Daß also diejenigen, welche die Gottschedische Dichtkunst für einen blossen Versuch ausgeben, eben so unhöflich handeln würden, als wenn einer das Compliment eines gehorsamen Dieners im Ernst aufnehmen, und es mit der Antwort: Ja, ihr seyd mein gehorsamer Diener! erwidern würde.

Wollte man zweitens die Zürichiſche Dichtkunſt anführen, und in Vergleichung mit derſelben den Gottſchediſchen Verſuch einer Unvollkommenheit belangen; ſo weiß der Verfaſſer der Anmerckungen, durch einen liſtig erweckten Verdacht, die Zürchiſche Dichtkunſt ſo geſchickt niederzudrücken, daß ſein Leipzigiſcher Verſuch behend wieder empor kömmt. Das einige Sprüchlein: Inventis facile eſt *aliquid* addere, hat die Kraft dem Leipzigiſchen Verſuche den Preiß der Erfindung gantz zuzueignen, und den Verdacht zu erwecken, daß die Zürichiſche Kunſtrichter ſich dieſe Leipzigiſche Erfindung wohl zu Nutze gemachet, und ihre mehrere Vollkommenheit derſelben lediglich zu verdancken haben. Er braucht dabey die nöthige Behutſamkeit, daß er ſich nicht ins Abſonderliche hineinläßt, und die ihm vorgelegte Parallel mit Stillſchweigen gäntzlich vorbeygehet; denn ſolches hätte zu nichts anders gedienet, als dem Leſer unnöthige Scrupel zu erwecken, ob und wieſern es möglich ſey, daß von zwey Wercken, die in ihren Grundſätzen, in ihrer Materie, und in ihrer Form gantz unterſchieden, ja einander beynahe zuwider ſind, eins durch das andere habe können veranlaſſet werden? Da hingegen bey der bloſſen Vergleichung des ähnlichen Titels niemand leicht in den Sinn kommen wird, zu zweifeln, daß nicht eines von dem andern ſey abgeſehen worden: Und da man insgemein nur gleiche Sachen mit gleichen Nahmen zu belegen pfleget, ſo wird ja niemand vermuthen, daß vielleicht das eine von

dieſen

dieſen Wercken den Nahmen einer Crit. Dichtkunſt nur zur Zierde trage, ohne daß es ihn eben würcklich verdiene: Wie jener ungeſchickte Mahler die Figur, die er an ein Haus gemahlet, ein Pferd genennet hat, ob ſie gleich einem Geißbocke viel ähnlicher war; und es dießfalls wohl heiſſen mag:

Amphora coepit
Inſtitui, currente rota cur urceus exit?

Der dritte Grund, womit der Leipzigiſche Verfaſſer der Anmerckungen den Vorwurff der Unvollkommenheit in Anſehung der Gottſchediſchen Dichtkunſt geſchickt ablehnet und entſchuldiget, iſt von den geheimen und beſondern Abſichten hergenommen, die ein Verfaſſer bey Schreibung eines Buchs mag gehabt haben. Wer hätte es vermuthen können, daß Hr. Prof. Gottſched die Vollkommenheit, die ſich in der Art und Proportion der in ſeiner Dichtkunſt abgehandelten Materien, befinden ſoll, nicht nach dem Privatgebrauche einzelner Leſer, ſondern allein und vornehmlich nach dem academiſchen Gebrauche wolle beurtheilt wiſſen, in ſo fern nemlich dieſes Buch hauptſächlich zur öffentlichen Vorleſung beſtimmt war? Ich ſage, wer hätte dieſes wohl vermuthen können, wenn es der Verfaſſer der Anmerckungen nicht ſo deutlich berichten würde? Da nun dieſe beſondere Abſicht erfodert, daß ein ſolches Buch eben nicht vollſtändig ſeyn muß, damit der mündlichen Erklärung auch noch was übrig bleibe; ſo kan man ja auf dieſe Weiſe alle Unvollkommenheiten eines ſol-

chen gedrückten Buches, die vermuthlich in dem mündlichen Vortrage können verbessert und ersezt werden, leicht entschuldigen. Dieser Fund ist eben so listig, als wenn die Papisten die vorgegebene Unvollkommenheit der Heil. Schrift durch die mündlichen Traditionen ergäntzen wollen. Es hat auch einer von meinen Freunden die Mühe genommen, die ins Kurtze gefaßten Regeln der Gottschedischen Dichtkunst aus dem ersten Theile mit Fleiß herauszuziehen, um die zierliche Ordnung und Proportion dieses Lehrgebäudes in das rechte Licht zu setzen; wenn er sich entschliessen könnte, uns diesen Auszug durch den Druck mitzutheilen, so hätte man Gottschedii artem poeticam in nuce.

Aber der Vertheidiger der Gottschedischen Dichtkunst, der dieses Buch gegen alle Vorwürffe recht sicher stellen wollte, hat es nicht allein bey blossen Möglichkeiten und Vermuthungen bewenden lassen; sondern würcklich behauptet, daß Hr. Prof. Gottsched alle Mängel und Unvollkommenheiten, die in seinem gedrückten Buche könnten bemercket werden, in der Privaterklärung seinen Schülern durch den mündlichen Vortrag würcklich ersetzt habe. Und diesen historischen Beweißthum weiß er gar geschickt mit Einführung solcher Zeugen, die es selbs sollen mit angehört haben, und mit einer Betheurung zu befestigen. Er sagt: „ Ich will dem „ Hrn. Schweitzer mit gantz eigentlichen Wor„ ten bey meiner Ehre versichern, (wo anders „ ein Deutscher so schwören kan,) daß es noch „ Leute in Leipzig giebt, die den Hrn. Prof.

„ Gott-

„ Gottſched von den meiſten Materien, die in
„ deſſen Dichtkunſt fehlen ſollen, ſchon vor ſechs
„ und acht Jahren wollen haben reden hören. „
Und etwas ferner: „ Und in der That ſagen
„ die Leute, deren ich gedacht habe, daß es
„ eben bey der Ausübung geweſen ſey, wo er
„ mit ihnen davon geſprochen hätte. „ Es fehlet auch dieſem Beweiſe im geringſten nichts, als einestheils, daß er die Anzahl dieſer Zeugen von einer ſo geheimen Wahrheit nicht mit Nahmen entdeckt, deren ohne Zweifel mehr als dreymahl drey geweſen ſind; und anderntheils, daß er das Factum, welches er mit einer Betheurung bekräftiget, um etwas zweideutig ausdrückt; maſſen das haben wollen reden hören nicht nothwendig ſagt, daß ſie ihn würcklich von dieſen Materien reden gehört haben: Denn wenn ſeine Betheurung nur dahin gehen ſollte, zu bekräftigen, daß es würcklich ſchon vor 6. und 8. Jahren in Leipzig Leute gegeben, die dieſe Unvollkommenheiten und Mängel in der Gottſchedi̇ſchen Dichtkunſt angemercket, und daher Hrn. Prof. Gottſched ſelbſt mündlich darüber anzuhören Luſt bezeuget haben, ſo wäre dieſes für Hrn. Gottſched eben nicht ſo gar rühmlich, zumahl da er auch in der zweiten und verbeſſerten Auflage ſeines Buchs dieſe Mängel und Unvollkommenheiten gelaſſen hat, wie er ſie in der erſten Herausgabe gefunden hat. Sonſt iſt freylich dieſe Art des Beweiſes an ſich ſelbſt unwiderſprechlich. Ein Buch, das vornehmlich zur öffentlichen Vorleſung beſtimmet iſt, kan ohne die mündliche Erklärung nicht als ein Gantzes ange-

ſehen, oder beurtheilet werden. Wer will aber ohne Verwegenheit von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit eines Buchs überhaupt, davon er nur ein unvollkommenes Stück geſehen hat, urtheilen können? Wenn demnach ein unverleumdeter Mann hinter der Wand ſtehet, der, ob er gleich von niemanden geſehen werden kan, bey ſeinen Ehren gantz deutlich verſichert, daß durch die mündliche Erklärung alle Mängel eines gedrückten Buchs ſeyn verbeſſert und ergänzt worden; wer will ſolches widerſprechen dürffen, wenn er nicht die Richtern und Bürgern ſo dienliche Regel hören will: Quilibet præſumitur bonus &c. Auf deutſch, daß man Leute, die man nicht kennt, bis auf Gegenbeweiß für ehrliche Leute halten muß, von denen man nicht ſo ſchlechterdings dencken ſoll, daß ſie ihre eigene unbekannte Ehre darauf ſetzen würden, wenn es nicht um die Rettung der Wahrheit zu thun wäre. Es iſt darum die Betheurung in critiſchen Streitigkeiten von einem ungemeinen Gewichte und ein Ende alles Widerſprechens; denn dadurch kan man die geheimſten Nachrichten, die niemand ſonſt glauben würde, befeſtigen, und den Gegner ſo enge einthun, daß er entweder ſtillſchweigen und uns einen herrlichen Sieg überlaſſen, oder uns auf eine unverſchämte und jedermann verhaßte Weiſe an unſrem ehrlichen Nahmen als Ehrloſe und Meineidige angreiffen muß, wozu ſich aber niemand ſo leicht verſtehen wird.

Vermöge dieſer Nachricht aber werden diejenigen, welche Luſt haben, die Grundwahrhei-

ten

ten, so zu dem Wesen der Dichtkunst überhaupt gehören, und in Hrn. Prof. Gottscheds gedrucktem Buche entweder gar nicht, oder nur ganz flüchtig und obenhin angeführt werden, gründlich zu verstehen, sehr wohl thun, wenn sie sich an diesen Unvollkommenheiten nicht stossen; sondern dafern sie nicht Gelegenheit haben, bey Hrn. Prof. Gottscheden in die Schule zu gehen, mit Ernst trachten, ein geschriebenes Collegium, welches der Hr. Prof. vor 6. und 8. Jahren über seinen Versuch gehalten hat, und worinn alle diese Unvollkommenheiten verbessert und ergänzt sind, zur Hand zu bringen: Da werden sie die Grundlehren von der Nachahmung der Natur, von dem poetischen Schönen, von dem Wunderbaren und Wahrscheinlichen, von der Wahl der Umstände und ihrer Verbindung nach einer gewissen Hauptabsicht, von den Charactern, und den Hertzensgedancken ꝛc. ꝛc. die Hr. Gottsched nur zum Detail rechnen soll, (wovon ein Künstler seinen Lehrlingen die Anmerckungen erst bey der Ausübung beybringen muß, um sie im Anfange nicht zu überhäufen,) ausführlich abgehandelt finden: Und zwar so, daß sie fast auf die Vermuthung fallen dürften, der Züricherische Kunstrichter habe bey Verfertigung seiner Dichtkunst ein solches 6. oder 8. jähriges geschriebenes Collegium sich wohl zu Nutze gemacht, angesehen in derselben gröstentheils nur diejenigen Hauptmaterien ausführlich abgehandelt sind, die Hr. Gottsched zum Detail gerechnet, und zur mündlichen Erklärung mit Fleisse verspart und aufbehalten hat.

IX.

Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons verlohrnem Paradiese keinen Geschmack finden.

Es ist in moralischen Sachen eben so nöthig, als in physicalischen, daß man sich zuerst recht vergewissere, daß etwas sey, eh und bevor man untersucht, warum und wie es sey. Ohne diese Behutsamkeit wird man nicht selten die Ursache von etwas suchen, welches selber nicht ist. Ich fürchte, daß eben dieses denjenigen begegne, welche entdecken wollen, warum die Deutschen kein Belieben an Miltons verlohrnem Paradiese haben. Die gute Meinung, die ich von dem erhabenen Geist, und dem feinen Geschmack der wahrhaften Deutschen habe, macht mir den Satz selbst, dessen Ursache sie suchen, allzu verdächtig. Ich sehe auch, daß man seinen Witz und Verstand gewaltig recken und foltern muß, wenn man diese beyden Stücke, den Abscheu für Miltons Gedichte und den scharfsinnigen Geschmack zusammenreimen will. Es ist in der That unerweislich, daß die Deutschen von Miltons Paradiese Verdruß empfangen. Eine kleine Aufmerckſamkeit auf zwo oder drey Betrachtungen wird uns dessen überführen.

Erst-

Erſtlich machen diejenigen Deutſchen, welche dieſes Gedichte in Miltons Sprache leſen können, keine Zahl, daß man ſie für die deutſche Nation nehmen könnte. Derjenigen, welchen Milton aus dem Franzöſiſchen bekannt geworden, mögen wohl mehrere ſeyn, aber von dieſen kan man eigentlich nicht ſagen, daß ſie ihn geleſen haben: Der Hr. Ueberſetzer von St. Maur hat ſich allzu viele Freyheit damit herausgenommen. Doch wenn man dieſes nichts achten will, ſo iſt dennoch auch die Anzahl dieſer Leſer gantz klein. Das Franzöſiſche iſt den Deutſchen überhaupt noch gantz ungewöhnlich, wovon ich nur dieſes vor einen Beweis anziehen will, daß man genöthiget worden, Baylens Lexicon ins Deutſche zu überſetzen, und daß es in dieſer Ueberſetzung ſo viele Liebhaber findet: denn es iſt gewiß, daß niemand es im Deutſchen leſen wird, der es im Franzöſiſchen leſen kan. Die Ueberſetzung des Hrn. Rolli iſt gantz getreu und genau, aber in Deutſchland noch nirgend geſehen worden. Mit der Holländiſchen wohlgerathenen und ziemlich nachdrücklichen Ueberſetzung des Hrn. von Zante will ſich niemand gerne beladen, weil man den Leuten eine Furcht beygebracht hat, daß ſie die reine hochdeutſche Sprache mit dieſer verdorbenen Mundart derſelben beflecken mögten. In der hochdeutſchen Ueberſetzung des von Berg ſieht Milton gantz verfinſtert aus, er hat darinnen von ſeinem urſprünglichen Glantze nicht ſo vieles behalten, als die Engel bey dem Poeten nach ihrem tiefen Falle von den Zinnen des Himmels;

mels; Milton hat in dieser Uebersetzung auch einen eben so häßlichen Fall gethan. Aus dieser Ursache konnten wir von derselben nichts weiters erwarten, als daß sie bey poetischen Köpfen einige dunckle Empfindung der Vortrefflichkeit der Materie des Miltonischen Werckes, und einige Neugier dem Originale nachzufragen, hätte erwecken sollen. Hr. Bodmers erste Uebersetzung ist gröstentheils in der Schweitz geblieben, wo sie von den Graubündern, den Appenzellern, und andern geistreichen Eidsgenossen mit Empfindlichkeit gelesen worden. Eine geringe Anzahl davon hat man nach Sachsen gesandt, welche aber dasige Leser nicht haben lesen können, wenn sie ihre Ohren nicht wollten zerfleischen lassen, und die Wahrheit zu bekennen, nicht verstanden haben, weil ein gantz anders Deutsch darinnen gebraucht wird, als sie auf ihren Marcktplätzen, in ihren Krambuden, und Spielzimmern, ja in den Hochzeit- und Begräbnißgedichten ihrer Poeten gelernet haben. Ich habe dieses von Hrn. Prof. Gottscheden, der es mit diesen Worten gesagt hat: „Es ist etwas „ so fremdes, sagt er, rauhes und hartes in „ Bodmers Uebersetzung, daß ein häßlicher „ Uebelklang daher entsteht, und hundert und „ hundert Leser sind über diesen so gar nicht weg, „ daß sie ein gantz Buch hindurch ihren Ohren „ Gewalt anthun könnten, und daß sie aus Begierde nach den Sachen eine neue Art Deutsch „ zu reden lernen sollten.„ In der That ist das Deutsche in dieser Uebersetzung, nicht nur allein

durch

durch den Gebrauch der schweitzerischen Mundart, sondern überdieses und weit mehr durch die ungewöhnlichen rauhen und höllischen Gedanken Satans und seiner Engel so fremd und seltsam geworden, daß man es wohl eine neue Art Deutsches nennen mag: Denn gleichwie man bisdahin mit diesen Personen, ihren Empfindungen und Meinungen in Deutschland noch nicht bekannt gewesen, also hat man auch ihre Aussprüche in unsrer Sprache noch nicht gehabt.

Wenn denn die Sachsen, oder was vor Deutsche es seyn, das Miltonische Gedicht entweder nicht in seiner ursprünglichen Natur empfangen, oder nicht gelesen, wenigstens nicht verstanden haben, so ist es noch zu frühe zu sagen, sie haben kein Belieben daran. Man muß ihnen nicht zumuthen, daß sie von etwas in Empfindung gebracht werden, womit sie keine Bekanntschaft haben, und was von ihnen so weit abgelegen ist, daß es ihre Sinnlichkeiten nicht erreichen mag. Was Miltons Gedicht bey den Sachsen noch endlich würcken könnte, würde man erst aus einer Uebersetzung desselben sehen, die von der geschickten Freundin des Hr. Prof. Gottscheds verfertiget würde, worinne wenigstens die schweitzerische und die satanische Mundart den Sachen nicht zum Nachtheil gereicheten. Die Stellen, so sie in dem Zuschauer aus demselben übersetzet hat, lassen uns daran nicht zweifeln, weil sie des Poeten und seiner seltsamen Personen eigene Gedancken und Ausdrücke gantz geschickt in das gewöhnliche Sächsische zu verwan-

deln, und hier und da noch zu erweitern gewußt hat. Sie hat dieſes leztere auf eine merckwürdige Art in der Erzehlung von der Erſchaffung der Thiere gethan, wo ſie ſagt:

Ein jeder Grasklos kalbt iezt einen jungen Klos.

Anſtatt daß der Poet nur geſagt hatte: „Das „Viehſtieg aus dem Boden hervor, die Gras„klöſſer kalberen.„ Sie brachten nemlich in Miltons Wercke nur Kälber von Rehen, Hindinnen, Kühen, hervor; nicht Grasklöſſer. Dieſes neue Wunder über das erſtere hat ihm die Frau Ueberſetzerinn aus ihrer Sprache geliehen. Hr. Profeſſor Gottſched ſelbſt wird vermuthlich durch dergleichen Ueberſetzungen noch gewonnen, und auf andere Gedancken von Miltons Werthe gebracht werden.

Wir wollen aber die Freyheit nehmen, dieſes Mannes Ausſage von der Deutſchen Unempfindlichkeit im Abſehen auf Miltons Gedichte in Zweifel zu ziehen, und uns einbilden, es ſeyn mehrere Deutſchen, als er uns bereden will, welche Miltons Vorſtellungen in Hrn. Bodmers Ueberſetzung haben leſen und verſtehen können: Woher verſichert man uns dann, daß ſolche in ihrer alten Gleichgültigkeit gegen daſſelbe geblieben ſeyn? Eben dieſer Hr. Profeſſor Gottſched hat es ſchier allein geſagt. Ein Paar andere, die es nach ihm geſagt haben, ſind mit ihm ſo nahe verwandt, als wie der Widerhall mit der Stimme des Ruffenden. In den unbetrüglichen und authentiſchen Urkunden der gelehrten Zeitungsſchreiber und Journaliſten wird es nicht geſagt.

Und

Und beſagter Hr. Profeſſor verwickelt ſich in ſeinem Berichte von dieſer Sache ſo offenbar, daß er ſich ſelbſt alles Glaubens unwürdig machet. Denn eben dieſelbe Feder, die geſchrieben hat, das Vortreffliche, das man im Milton gefunden, komme ihm nicht als ſein Eigenthum zu; es ſey ihm nur von Addiſon geliehen worden; die Deutſchen haben durch den Gebrauch der Philoſophie die Vernunft ſehr geläutert, und zugleich den Geſchmack verbeſſert, und eben dieſem philoſophiſchen Lichte haben ſie es zu verdanken, daß ſie im Milton den Lohenſteiniſchen und Zieglerſchen Schwulſt wahrnehmen; hat auch geſchrieben, das berühmte Gedicht Miltons habe die Ehre verdienet, einer Ilias und Aeneis an die Seite geſetzet zu werden; dieſes Gedicht ſey Milton ſo gelungen, daß alle nach ihm kommende Engliſche Poeten daſſelbe bewundert, und ſeine geiſtreiche Schreibart zwar nachzuahmen geſucht, doch ſelbſt geſtanden haben, daß ſie ſelbige nicht erreichen könnten. (*) Eben derſelbe Kunſtrichter, der den deutſchen Ausdruck der Bodmeriſchen Ueberſetzung als unerhört und widerlich verworffen hat; hat denſelben ſo hoch erhoben, daß er geſagt, Milton habe in dieſer Ueberſetzung noch mehr Kraft und Nachdruck bekommen, als er in ſeiner eigenen Sprache beſitze. (†) Unter dieſen widerwärtigen Aus-

(*) Seht im I. St. der Crit. Beytr. den 4ten Art. Bl. 85. und 89.

(†) Seht im II. St. der Crit. Beytr. den 9ten Art. Bl. 291.

Ausſprüchen hat der Leſer die freye Wahl; er kan mit eben ſo vielem Recht dem erſtern beyfallen, daß Milton vortrefflich ſey, als dem andern, daß er nichts tauge; und dieſes kan er thun, ohne daß der Hr. Profeſſor Urſache habe, zu klagen, er traue ihm nicht.

Wenn nichtsdeſtoweniger jemand Hrn. Gottſcheden den erfoderlichen Glauben zu einem ſolchen hiſtoriſchen Bericht von dem Urtheile der Deutſchen einräumen wollte, ſo würde ſolcher doch nur allein die Sachſen angehen, mit welchen Hr. Gottſched vertrauten Umgang hat, und es von ihnen ſelbſt insgeheim hat wiſſen mögen. Von dieſen lieſſe ſich aber auf andere Provinzen Deutſchlands nichts ſchlieſſen, dieſe könnten einen andern Geſchmack haben, der eben nicht Gottſchedi[ſch]ſächſiſch wäre. Ich habe mich mit allem Fleiſſe erkundiget, ob in Oeſterreich, in Tyrol, im Schwabenland, in Beyern, die Leute, ſo daſelbſt leben, von Miltons verlohrnen Paradieſe Vergnügen oder Eckel empfangen, ob der Ausdruck ihnen widerlich, die Gedancken ſelbſt ſchrecklich und wild, ſchienen: Allein die wenigſten haben gewußt, daß jemahls ein ſolches Gedichte geweſen, die meiſten wußten noch nicht, daß Milton ſelbſt geweſen wäre. Und dennoch wird man obige Nationen zu den Deutſchen zehlen müſſen, nachdem ſie zu unſren Zeiten um die Herrſchaft im deutſchen Reiche ſtreiten.

Was mir aber die Ausſage Hrn. Gottſcheds am meiſten verdächtig macht, iſt der Schimpf, der damit verknüpfet iſt, und daher auf die

Sächſ-

Sächſiſche Nation, ja, wenn man ſeine Deutſchen in dem weitläuftigen Verſtande nehmen wollte, auf die gantze deutſche Nation fallen muß; daß ſie nämlich eines ſo plumpen und niedrigen Geiſtes ſey, der ſich zu Miltons erhabenen, großmüthigen und auſſerordentlichen Gedancken und Empfindungen nicht erheben könne. Hr. Gottſched hat zwar ſein Vorgeben von dem Unwillen der Deutſchen gegen das verlohrne Paradies damit bekräftigen wollen, daß er etliche Einwürffe gegen daſſelbe vorgebracht, welche dieſen Eckel rechtfertigen ſollen: Allein eben dieſe Einwürffe ſind in ihrer Natur und ihrem Vortrage ſo beſchaffen, daß wir ohne Abbruch unſrer Hochachtung für die beſcheidenen, ſcharfſinnigen, und wohldenckenden Deutſchen, insbeſondere die Sachſen, nicht gläuben können, daß ſie auf dieſe Art urtheilen, dencken, und ſich ausdrücken. Dieſelben ſind in der dreiſſigſten Anmerkung über das Trilleriſche Ergäntzungsſtück Bl. 355. u. f. auf einen Haufen getragen; und der Hr. Mag. Theodor Leberecht Pirſchel hat ſie daſelbſt in ihrem ſchönſten Lichte vorgeſtellet. Das iſt der Ehrennahme des Verfaſſers dieſer von uns ſo vielmahl gelobten Schrift, welcher ſich bisdahin vor uns unſichtbar gemachet hatte. Die Geduld ſich länger in dem Winckel (worinnen er ſich verſtecket hatte, damit er das Vergnügen hätte, ſich ſuchen zu laſſen,) verborgen zu halten, iſt ihm endlich ausgegangen, er hat ſo laut gekrähet, daß ihn ſeine eigene Stimme entdecket hat. Der Beſitzer dieſes berühmten

Nah-

Nahmens trägt nun beſagte Einwürffe gegen das Paradies ausdrücklich als Einwürffe der deutſchen Nation vor, mit der er ſich gantz vertraulich anſtellet, maſſen er ohne Cerimonial von ihr und ſich ſo redet: „ Die deutſchen Starrköpfe, „ ſagt er z. Ex. werden ſich nicht bereden laſſen, „ daß das verlohrne Paradies ein vollkommenes Heldengedichte ſey. -- Es iſt dieſes nicht „ ſo gemeint, als ob wir am Milton ſchlechterdings keine Schönheit finden. -- Wir geſtehen ihm viel hohe Gedancken zu. -- Dieſes „ blendet aber uns Deutſche nicht. „ Auf ſeine Einwürffe ſelbſt zu kommen, ſo zweifelt er erſtlich im Nahmen der Deutſchen, ob nicht Milton einen Fehler begangen, daß er theils ſo fürchterliche, theils ſo ernſthafte Weſen und Handlungen zu den Gegenſtänden der Fabel gemachet. Er wiſſe zwar wohl, daß Hr. Bodmer dieſen Einwurf zu heben geſucht; er zweifele aber wieder, ob ſeine Gründe alle Schwierigkeiten gehoben haben. Sollten die wahren Deutſchen wohl ſo unbillig ſeyn, und ein Werck um eines Fehlers willen verwerffen, von welchem ſie noch im Zweifel ſtehen, ob es einer ſey? Und wenn ſie nicht allein den Einwurf, ſondern auch die Beantwortung deſſelben erwogen haben, können ſie noch zweifeln, ob er gehoben ſey? Sollten ſie nicht ohne dieſes wiſſen, daß kein Weſen und keine Handlung vor die Poeſie zu ernſthaft ſey, daß die ernſthafteſte (*) von ihr auf

(*) Wenigſtens kan weder Hr. Gottſched noch Hr. Pitſchel

auf eine geſchickte Art ihrem Ernſt gemäß vorgeſtellet werden könne? Wer kan den Deutſchen ohne Unbilligkeit zulegen, daß ſie die Poeſie an ihr ſelbſt vor etwas ſo luſtiges halten, daß ernſthafte Sachen, wenn ſie darinnen ihrer Würde nach eingekleidet werden, mit einer lächerlichen Luſtigkeit angeſtecket werden? Daß ſie glauben, etwas göttliches, das mit dem Schmuck der Poeſie angethan wird, werde dadurch zur Fabel gemachet? Was izo die fürchterlichen Weſen anlanget, die Milton zu den Gegenſtänden ſeiner poetiſchen Handlungen gemachet hat, warum ſollten die witzigen und vernunftreichen Sachſen, oder andere Deutſchen ſie aus dem Gedichte verbannen? Vielleicht wegen ihres erſchrecklichen Ausſehens, und ihrer teufliſchen Unternehmungen? Allein ſie ſind zu tapfer, als daß ihnen vor einem Blicke des Teufels und ſeiner Engel grauen ſollte; ſie dürffen dieſen Feinden des menſchlichen Geſchlechts mit einer ſolchen Mine unter Augen ſtehen, mit welcher ſie ſchon vor Alters die Gallier aus dem Felde gejaget, wie Cäſar bezeuget, ſæpenumero Gallos cum Germanis congreſſos ne vultum quidem eorum atque aciem oculorum ferre potuiſſe. Wem es unter ihnen an Muth mangelt, und wen die boshaften Unternehmungen Satans beſorgt machen, der weis ſich nach der Vorſchrift der Religion im Glauben und Leben, mit Lehre und Wan-

ſchel nur eine Stelle zeigen, wo Milton ſeine ernſthafteſten Weſen nicht nach ihrem wahren Character hätte reden und handeln laſſen.

Wandel dergeſtalt vorzuſehen, und zu bewaffnen, daß das gantze Reich der Höllen, und der Tod, dieſer König des Schreckens ſelbſt, ihm nichts abgewinnen kan. †

Der

† Ich erinnere mich hier, was Hr. Gottſched im erſten St. der Beyträge (IV. Art.) wider die Anlage des Miltoniſchen Gedichtes eingeworffen hat: „Satan ſey Miltons „Held, der ſich ungeachtet alles Widerſtands an dem „Höchſten räche. Dieſe Vorſtellung wäre erſchrecklich. „Aber Milton ſey ohne Zweifel zufrieden geweſen, daß „er dieſe Sätze in der Schrift und Religion gegründet be„funden, wiewohl er beſſer gethan hätte, wenn er den „Fall Satans, darinn unſtreitig Gott ſelbſt die Oberhand „behalten, zum Inhalte ſeines Gedichtes erwehlet hätte.„ Eine ſo ungereimte Antwort, als der Einwurf iſt! Dergleichen verkehrte Critick könnte uns zu glauben bewegen, Hr. Gottſched habe Satans Reden in Miltons Gedichte mehr Glauben zugeſtellt, als des Poeten, oder Michaels. Nur in Satans Reden herrſchen die Gedancken, daß er dem Höchſten Anbether entzogen, daß er ihm Abbruch gethan, ſeine Herrſchaft vermindert, ſeine Rathſchläge hintertrieben, ein Reich neben dem ſeinen aufgerichtet, das menſchliche Geſchlecht mit ſich in die Hölle gezogen habe. In den Reden der himmliſchen Perſonen und des Poeten wird uns der Meſſias im Himmel und auf Erden, als der vollkommene Held und Sieger vorgeſtellt; der das aufrühriſche Heer in die Hölle geſtürtzet, dem Satan, daſelbſt zu regieren, ſein Reich angewieſen, aus Satans Uebelthaten lauter gutes hergeleitet, den Menſchen mit Gott verſöhnet, allen Zorn von ihm abgeweltzet, und ihn mit einer troſtvollen Ruhe in der Bruſt aus dem Paradieſe geſchickt. Und dieſe Vorſtellung iſt unſrer Religion gemäß; damit ſtreitet diejenige, die Hr. Gottſched aus Satans Reden gelernet, daß Satan ſich am Höchſten gerächet habe, offenbar; und er hat allzu leichtſinnig geſagt, daß dieſer Satz in der Schrift gegründet ſey. Milton muß ſich deſto weniger ärgern, daß man ſo wenig Aufmerckſamkeit und Verſtand an ſeine Vorſtellungen gewandt, nachdem man vor die Vorſtellungen der Schrift und Religion eben ſo wenig bezeigt.

Der Vormund der Deutſchen ſagt uns in dem Verfolge mit einem abſolutern Tone, als einer der izo weis, was er ſagt, und nicht mehr zweifelt: Eine deutſche Einbildung könne ſich, wenn nicht bald ein anderer Zuſammenhang der Dinge entſtehe, nimmermehr Geiſter von ſo feinem Zeuge, daß ein Weltkreis unter ihnen erſchüttert, wenn ſie den Fuß regen, als wahrſcheinlich vorſtellen. Fragen wir die gelehrteſten und die unwiſſendſten Deutſchen, ob ihnen dieſes in der That ſo unwahrſcheinlich vorkomme, ſo werden die leztern geradezu bekennen, daß es ihnen noch niemahls in den Sinn gekommen, die Frage bey ſich ſelbſt zu machen, ob dieſes wahrſcheinlich ſey oder nicht. Die Unwiſſenden pflegen nicht zu unterſuchen, ſie ſparen ſich dieſe Mühe, und glauben etwas lieber. Was die Gelehrten anlanget, ſo wiſſen ſie, daß eine gantz geringe Stärcke dazu vonnöthen iſt, einen Planeten, oder gantzen Weltkreis zu bewegen, ſo fern einer nur von dem Wirbel deſſelben, oder deſſen anziehenden Kraft frey iſt. Archimedes hat nichts weiters gefodert, als ein Plätzgen, worauf er den Fuß ſetzen könnte, ſo wollte er die Erden aufheben.

. . Des ubi ſtem, & terram tibi ſede movebo.

Nun ſind die Engliſchen Geiſter nicht mit uns in den unſrigen oder ſonſt einen Weltkreis eingeſchloſſen. Wir können daneben mit vielen Exempeln beweiſen, daß Gelehrte und Ungelehrte in ihrer Einbildung dergleichen Vorſtellungen ohne Mühe haben vertragen können. Als der Schutz-

geiſt Aſiens in Hr. Pietſchens Verſuche von Carl dem VI. vor Achmets Thron getreten, fühlet Achmet

- - des Serrails gerührten Grund erſchüttern.

Hr. Gottſched ſelber hat in der Ode auf Friederich Auguſt geſchrieben, daß unter Apollons Prieſterinn

- - - - die Klüfte keichen,
Gantz Delphos bebt, der Tempel kracht.

Von ihm mag ſich denn Hr. Pitſchel ſagen laſſen, wie es die deutſchen Einbildungen machen müſſen, wenn ſie dieſes bey dem gegenwärtigen Zuſammenhange der Dinge vor wahrſcheinlich anſehen ſollen; und von was vor Zeuge der Geiſt oder Abgott geweſen, der dieſes Erdbeben verurſachet hat. Allein Hr. Pitſchel kennt die Weite und Gröſſe der deutſchen Einbildungsfähigkeit noch nicht. Dieſe hat ſich in Hrn. Pietſchens unverbeſſerlichen Armee nicht daran geſtoſſen, daß er den Grund der Erden nicht von einem Geiſte, ſondern nur von Menſchen hat erſchüttern laſſen:

Der Grund erſchüttert ſich durch einen gleichen Tritt.

Und hat nicht Hr. Buchka mit einer deutſchen Einbildung auf denſelben Ton geſagt:

Man geht, der gleiche Tritt erſchüttert Land und Luft.

Es fällt das ſtarcke Knie, ſo daß der Boden ſchüttert.

- - - - Der Erden Feſte zittert
Wenn die vereinte Fauſt die Waffen ſincken läſt.

Meint

Meint der metaphyſicaliſche Hr. Magiſter, dieſes ſey darum wahrſcheinlicher, weil die Füſſe dieſer Musketierer von grobirdiſchem Zeuge ſind, ſo daß ſie auf die maſſive Erde mit einem Nachdruck anſchlagen können, welches Geiſtern wegen ihrer feinen und luftigen Gliedmaſſen nicht möglich iſt? Er bildet ſich vermuthlich den Zeug der Geiſter als etwas ſo zartes ein, daß er einer durchbrochenen Arbeit gleich ſey, an welcher der Meiſter ſo lange gefeilet, bis er ſie endlich gar verſchwächet hat; oder ſie kömmt ihm vor, wie ein allzu dünne geſchliffenes Meſſer, welches alle Schärffe verlohren hat, und gantz biegſam geworden iſt.

Er kan allein in den *Fées illuſtres* und andern ſolchen Siebenſachen, wie er ſich zierlich ausdrückt, dem eckeln deutſchen Geſchmack erlauben, ſo etwas, als ein Geiſt iſt, der einen Erdkreis erſchüttert, noch mitunterlauffen zu laſſen. Denn, ſagt er, in ſolchen tiefſinnigen Wercken erwartet ein Menſch, der ein wenig Verſtand hat, ohnedem keine Wahrſcheinlichkeit. Wenn die verſtändigen Leute, die er kennet, in dergleichen Erzehlungen von Feyen keine Wahrſcheinlichkeit erwarten, ſo thäte Hr. Pitſchel ſehr klüglich, wenn er ſelber, ſtatt daß er vornähme Luſtſpiele oder Trauerſpiele zu ſchreiben, ſolche Siebenſachen verfertigete. Er könnte dann zum voraus verſichert ſeyn, daß er es ihnen recht machen würde. Allein es giebt noch eine andere Art von Verſtändigen in ſeinem Vaterlande, und in andern Ländern, die ſelbſt in

den Mährgen einen gewiſſen Grund des Wahrſcheinlichen haben wollen, der ſich auf einen allgemeinen Wahn, einen Glauben oder Aberglauben, einen Betrug der Sinnen, oder der Einbildung, oder etwas dergleichen beziehen muß; worauf der Dichter ſeine Fabel auffühten, und in dem Zuſammenhange nichts muß einflieſſen laſſen, welches wider ſich ſelbſt anſtoſſe. Dieſe würden ihm rathen, mit ſeinem eckeln Geſchmake und unwahrſcheinlichen Siebenſachen nach Anticyra zu reiſen, eh er Mährgen ſchriebe.

Der Hr. Mag. weiß im Verfolge ſo geſchickt zu unterſcheiden, daß er zwiſchen Erzehlungen von Feyen, und epiſchen Gedichten einen Unterſchied feſtſetzet. Er iſt gegen dieſe leztern eben ſo hart und ſteif, als er gegen die erſtern weichmüthig geweſen. Am verlohrnen Paradieſe, in einem dafür ausgegebenen vollſtändigen Heldengedichte kan er ſolche Siebenſachen nicht vertragen. Und er findet nöthig, uns den Grund ſeiner Meinung zu ſagen, damit man ſehe, daß er nicht aus Dummheit / ſondern aus Ueberlegung handle, denn es ahnet ihm, daß jemand das erſtere von ihm glauben mögte; mithin muß er uns ſelbſt bekennen, er wiſſe nicht, ob die menſchliche oder deutſche Natur ihn ſeinen Satz gelehrt habe. Dieſer wird von ihm alſo gegeben: Alles ſey nicht unter allen Umſtänden gleich wahrſcheinlich. Ein geiſtiger Athos würde in den Herenmährchen geduldet werden können / weil man gar keine würckliche und abſolute Wahrſcheinlichkeit darinnen ſuche / aber doch

hypothe-

hypothetiſch annehme, daß es der Zauberey möglich ſey / ein ſolch Rieſengeſpenſt zu machen. Es mußte eine ſolche gemeine und von niemand in Zweifel gezogene Wahrheit ſeyn, zu beweiſen, daß er nicht aus Dummheit handelte. Dieſe mußte aber in eine ziemliche Dunckelheit eingehüllet werden, damit ſie neu und vortrefflich ſchiene.

Es iſt unleugbar, daß nicht alle Vorſtellungen, ſie mögen ſeyn wie ſie wollen, und mit was vor Umſtänden ſie gleich begleitet ſeyn, für alle Leute gleich viel Wahrſcheinlichkeit haben. Es iſt genug, daß eine Erdichtung auf ein angenommenes Syſtema einer Religion, einer Secte, eines Aberglaubens, Wahnes, Betruges der Sinnen, oder der Phantaſie gebauet werde. Wenn hernach nur alle Umſtände in derſelben unter ſich zuſammenhangen, ſo bekömmt ſie eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit, als das Syſtema, worauf ſie ſich bezieht, ſelber in ſich hat, oder ein Leſer ſelbigem in ſeinen Gedancken einräumt. Der Hr. Pitſchel würde nun einen geiſtigen Athos, ſo nennet er Miltons Satan wegen ſeiner auſſerordentlichen Gröſſe, den er ſonſt auch mit dem Titel einer Teufelsmaſchine beehret, in den Zeremmährchen dulden, weil er darinnen zwar keine abſolute Wahrſcheinlichkeit findet, jedoch ſich nach der Hypotheſis bequemet, daß ein ſolch Rieſengeſpenſt durch Zauberey gemacht werden könne. Er thut den Schwartzkünſtlern, Negromanten und Teufelsbeſchweerern die Ehre an, daß er mit dem Pöbel vorausſetzet, ſie kön-

nen Riesengespenster machen; aber dem Satan, von welchem diese doch alle ihre Künste, nach eben dieses Pöbels Glauben, gelernet haben, ihrem Meister und Lehrer, gönnet er die Ehre nicht zu glauben, daß er eben so viel für sich selbst, als für andere, thun, und selbst eine solche Riesengestalt an sich nehmen könne. Dieses dünckt ihn nicht würcklich und absolute wahrscheinlich, wie es in einem dafür ausgegebenen Heldengedichte seyn sollte. Die Vorstellungen in einem solchen, meint er, sollten nicht, nur allein nach einem aberglaubigen Systema des Pöbels, wahrscheinlich seyn, sondern einen Wahrheitsgrund in der gegenwärtigen Reihe der Dinge, in der wahren Religion, und mit derselben zusammenstimmenden strengen Metaphysick haben. Sein Verstand läßt ihm nun in der gegenwärtigen Reihe der Dinge keine solche Teufelscörper begreifen: In unsrer Welt, meint er, sey nichts dergleichen in der Natur der Dinge: Die Poesie müsse eine Nachahmung seyn; wie Milton etwas habe nachahmen können, das nicht vorhanden war, wovon kein Urbild da war; und wie man sagen könne, daß er unsre Natur nachgeahmet habe?

Man sieht wohl, wo es dem schulgerechten Hrn. Magister mangelt. Er hat kein Licht von den unermeßlichen Kräften, die in der Schöpfung und der Natur liegen; er hat nicht begriffen, daß solche mit dem, was darinnen zur Würcklichkeit gebracht ist, nicht endigen, oder erschöpft sind. Sein materialischer Cörper hat

ihn

ihn mit allzu ſchweren Banden an den Erdboden angeheftet, und vergönnt ihm nicht über die Atmoſphär ſeines Geburtsortes wegzuſteigen, andere Gegenden auſſer demſelben, mit andern Einwohnern bevölckert, und mit andern Geſchäften und Unternehmungen bemühet, zu veſuchen; ſolche Dinge, welche darum, daß ſie ſich ſeinem Geſichte, und ſeiner Erkenntniß entzogen haben, nichtsdeſtoweniger zu der gegenwärtigen Reihe der Dinge gehören, und ſo gut, als die Erde, die Menſchen und die Handlungen und Zufälle der Menſchen, ein Stücke derſelbigen ſind. Mit einem Worte, er hat allzu viel gemeinſchaft mit den Cörpern, u. hat darüber ſchier vergeſſen, die Bekanntſchaft mit den Geiſtern, denen ſein vornehmerer Theil verwandt iſt, zu unterhalten. Wüßte er ſich von den Feſſeln, die ihn in dieſer cörperlichen und ſichtbaren Welt angebunden haben, zu befreyen, und ohne daß es ihn das Leben koſtete, in die Welt der Geiſter zu fliegen, ſo würde er bald ſehen, daß auf der Leiter der lebendigen und der vernünftigen Dinge unzählig mehr Arten von Weſen ſtehen, als ihm noch bisdahin in ſeine Einbildung gekommen ſind. Und wenn er Muthes genug hätte, ſich mit reiſenden Füſſen in den finſtern / bodenloſen / unendlichen Abgrund zu wagen / oder ſeinen Flug mit unermüdeten Flügeln über die ungemeſſene Kluft zu nehmen, damit er ſich eine deutlichere Erkenntniß von der Wohnung, dem Staat und den Sitten der gefallenen Engel erwürbe, ſo könnte er uns zuverläſſiger ſa-

gen, ob dasjenige, was Milton uns davon erzehlet, der diese Reise in Begleitung der himmlischen Muse gethan, in der gegenwärtigen Reihe der Dinge würcklich vorhanden sey; ob es wenigstens auf würcklich eingeführte Gesetze gegründet, und von dem gewöhnlichen Laufe der Natur als etwas mögliches nachgeahmet sey, oder ob es damit in einem völligen Widerspruche stehe. Ich bin versichert, wenn er nur ein Paar Minuten durch die Pforte der Hölle hindurch gegucket, oder einmahl in dem Saal des Pandämonium gestanden wäre, daß er bald wahrgenohmen hätte, daß solche Teufelsmaschinen weder für die Hölle zu groß, noch diese für dieselben zu enge sey. Izo mag er sich wohl eine Vorstellung von Satan gemachet haben, wie sein Landsmann, der fromme Schmied von Jütterbock, als von einem Männchen, das sich in einen Kolensack stecken läßt, und in seinem gantzen Betragen, Gedancken, und Anschlägen gantz purschmässig aussiehet. Dieser ist ohne Zweifel einer von den Teufeln, von denen Hr. Pitschel sagt, daß sie für die Deutschen und ihre Kinder gemachet sind. Es scheinet in der That, daß ihm die ungeheure Grösse Satans am meisten anstössig gewesen. Einen kleinen artigen Teufel, der mehr nach dem menschlichen Maasse proportioniert gewesen wäre, hätte er noch können vertragen; wie etwann derjenige gewesen, den der Schweitzerische Zuschauer in einem seiner Blätter in der Bedienung eines Complimentierteufels aufgeführt hat; das war ein wohlgepuzter,

starck-

ſtarckbebiſamter, mit gekraueten und pudrierten Haaren vom Kopf an bis zum Wadel ſeines Schwantzes ausgezierter junger Teufel, der überdies auf ſeinem Angeſicht etliche Schönflecken nach der neueſten Mode aufgekleibt hatte. Indeſſen wollte ich gerne wiſſen, was es Hrn. Pitſchel mehr zu ſchaffen machete, ſich einen Teufel von der Gröſſe eines Rieſen, als hingegen einen von Zwergesgeſtalt einzubilden. Und hält er alles, was gröſſer iſt, als die menſchliche Statur, vor Ungeheuer? Nimmt er denn das Maaß aller übrigen Geſchöpfe bey ſeinem eigenen? Demnach würde er, wenn er in Liliput gebohren wäre, unſre groſſen, anſehnliche deutſchen Leiber in ſeiner Einbildung vor Ungeheuer und Rieſengeſpenſter halten. Er ſollte ſich doch beſinnen, und dem Satan zum wenigſten eine ſo anſehnliche Geſtalt einräumen, als diejenige iſt, mit welcher Homer die Zwietracht verſehen hat: Er ſagt von ihr im vierten B. der Ilias v. 443. ſie habe den Kopf in dem Himmel droben, und gehe auf dem Erdboden; welches Hr. König noch ſo ſehr vergröſſert hat:

Sie ſteigt vom Abgrund an mit einem einzgen Schritte
Bis an des Himmels Thor. - - - -

Sollte Satan nicht zum wenigſten ſo groß und anſehnlich ſeyn, als die Zweitracht, ein Ens rationis, und zum höchſten ſeine Tochter? Virgil hat das Gerüchte, welches doch nichts mehrers als ein Geſchöpfe des Poeten iſt, nicht einen Schuhe kleiner gemacht, als dieſe Zwei-

tracht, wenn er im vierten B. der Eneis v. 177. mit Homers Ausdrücke sagt:

Ingreditur que solo, & caput inter nubila condit.

Alle diese Betrachtungen haben die Deutschen schon vor mir gemacht, und darum haben auch die Pitschelschen Einwürffe und Lehrsätze gegen Miltons Vorstellungen bey ihnen nicht aufsteigen können. Sie haben sich weiter aus ihrer Atmosphär herausgewaget, und einen genauern Umgang mit den Einwohnern der Geisterwelt gepflogen, als der Hr. Magister. Nichtsdestoweniger muß ich den besagten Einwendungen eine solche Kraft zugestehen, welche genugsam sey, bey dem Hrn. Pitschel und seinem Lehrmeister einen Abscheu für Miltons Gedichte zu verursachen, und denselben auch zu rechtfertigen. Einen seichten Witz und schwachen Verstand zu hintergehen, sind die elendesten Gründe zulänglich.

Nicht die wahren Deutschen zweifeln demnach daran, daß nicht Gott selbst, gute und böse Engel, die ernsthaftesten und die fürchterlichsten Wesen, in einem epischen Gedichte ihrer Würde gemäß aufgeführt werden können; daß nicht jene einen Weltkreis in Erschütterung setzen können; daß nicht ein Poet auf die Grundgesetze der Natur etwas erfinden dürfe, welches noch nicht im Wercke vorhanden war; daß er nicht den Geistern einen Cörper, er mag groß oder klein seyn, anziehen dürffe: Nicht die Sachsen schreiben der Engelländischen Nation, die

sie

ſie allen Völckern in der Welt vorziehen / und Hrn. Addiſon / für den ſie ſo viel Hochachtung als je für einen Schriftſteller in der Welt haben / eine ausſchweifende Einbildungskraft zu / in welcher ſie ſich ein Bild durch öfters Anſchauen als ein Ungeheuer vorſtellen; nicht der eckle deutſche Geſchmack erwartet in den *Fees illuſtre*, keine Wahrſcheinlichkeit; nicht die Deutſchen ſchelten die alten griechiſchen und lateiniſchen Poeten vor mythologiſche Hocuspocusmacher; ſondern Pitſchel. Nur dieſer hat aus Liſt ſeinen ſchlimmen Geſchmack der ſcharfſinnigen deutſchen Nation zugeſchrieben, damit er dadurch ſeinem eigenen verderbten ein Anſehen erwürbe. Oder es war ein unverſtändiger Hochmuth, nach welchem er ſich ſchmeichelte, daß er den Deutſchen mit ſeinem Geſchmack vorgehen wollte, daß dieſe ihren eigenen abdancken und ſich zu dem ſeinigen bekennen würden. Allein er muß zu einem Betruge von dieſer Art mehr Geſchicklichkeit haben, wenn ihn nicht die Ohren, die Hörner, oder der Schwantz verrathen ſollen. Wäre ſein Vorhaben geweſen, ſeine Landsleute mit allem Fleiſſe zu beſchimpfen, ſo hätte ers nicht beſſer anſtellen können, als daß er ihnen ſolche Urtheile, Gedancken, Sätze und Ausdrücke in den Mund leget.

X.

Ein halbes Hundert Vorschläge zu wichtigen und gantz lehrreichen Critischen Untersuchungen.

AUs der Abhandlung so vieler seltsamen und lehrreicher critischen Materien, auf welche mich die Leipzigischen Anmerckungen zu dem Trillerischen Ergäntzungs-stücke geführt haben, kan jedermann abnehmen, wie fruchtbar an sonderbaren Lehrsätzen und critischen Entdeckungen die Schule sey, aus welcher sie geflossen sind. Dasjenige, was in den Schriften ihrer Scribenten ausdrücklich gelehret, und mit dürren Worten vorgetragen wird, ist mit dem nicht zu vergleichen, was sie zu erfinden veranlassen, und worauf sie den nachsinnenden Leser leiten. Man muß ihnen das Lob zugestehen, daß ihre angenommenen und behaupteten Sätze weiter führen, als ihr Vorhaben ihrer absonderlichen Absicht gemäß von ihnen erfoderte. Sie sagen mehr, als sie dencken; und machen dadurch ihre Schreibart, die sonst gantz leichtbeladen scheint, voll innerlichen Nachdruckes. In den oftgedachten Anmerckungen des Hrn. Pitschels allein ist noch der Stof zu einer ziemlichen Menge Themata und gelehrten Aufgaben verborgen, welche den bereits abgehandelten an

Neu-

Neuigkeit und Nützlichkeit nichts nachgeben, und ſchon gröſtentheils die Grundregeln, nach welchen ſie ſicher unterſucht und beurtheilt werden können, mit ſich führen. Es giebt mir keine Mühe, ein halbes Hundert dergleichen zuſammenzuleſen, von welchen ich verſichern darf, daß eine ausführliche und gründliche Abhandlung derſelben in der Critick ein neues Licht anzünden, und ſo wohl den geſchickten Mann, der ſich damit bemühete, als den Herr Magiſter, der die Gedancken darauf geführt, und den Leitfaden zur Ausführung an die Hand giebt, mit Ehre und Lob überſchütten würde. Ich hätte mich ſelber entſchloſſen, mich an dieſe Materie zu machen, und meine Liebe zur ſtrengen Arbeit ferner zu exercieren, wenn mir nicht die drohungsvolle Regel de Tri, ein Bogen giebt neune, was geben fünf Bogen? welche der vorſichtige Hr. Pitſchel ſich ſchon in den erſten zwantzig Zeilen ſeiner Anmerckungen zur Mäſſigung ſeines Ueberfluſſes an geſchickten Antworten vorgeſtellet hatte, den Muth auf einmahl daniedergeſchlagen und die Luſt benommen hätte.

† † †

I. Ob die Leipzigiſchen Kunſtrichter von dem allgemeinen Ausſpruch, daß jede Nation ihre groben Exemplare habe, eine Ausnahme machen?

Sehet in den Beluſtig. Bl. 173.

II. Ob man aus Hrn. Prof. Gottſcheds Rede- und Dichtkunſt lernen könne, was Ironie heiſſe;

heisse; und was es auf sich habe, dieselbe vom Anfange bis ans Ende nicht zu verlassen, oder aus dem Fußstege nicht herauszukommen/ und ins dicke zu treten?

Sehet Bl. 174. 175.

III. Ob es nicht eben so wohl vor, als nach Herausgebung der Gottschedischen Dichtkunst möglich gewesen/ ein Gedicht zu verfertigen/ das den Beyfall aller Kenner hätte erhalten können? Und wenn dieses zugestanden wird, ob daraus folge, daß man Hrn. Gottscheds Dichtkunst wohl hätte entbehren können?

In der fünfzehnten Anmerckung Bl. 273. wird gesagt, es würde möglich gewesen seyn, ein Gedicht zu verfertigen, das den Beyfall aller Kenner erhalten würde, ohne Hrn. Breitingers Dichtkunst gesehen zu haben. Damit wollte man beweisen, was unmittelbar vor diesen Worten gesezt worden: Es lasse sich in einem gewissen Verstande gar wohl sagen, ohne des Herren Breitingers Ehre und Wissenschaft zu beleidigen, daß man allenfalls seine Dichtkunst hätte entbehren können.

IV. Ob dieses nicht eine würckliche Klugheit und höchstens zu loben sey, daß man durch Tadel niemand beleidige, der sich noch vertheidigen kan, und sich keine Feinde mache, so man es ersparen kan?

In der sechszehnten Anm. wird gesagt: Ein jeder müsse billig an dem Hrn. Prof. Gottsched als eine würckliche Klugheit loben, daß er sich nicht auf eine strenge Beurtheilung der Jztlebenden einläßt. Was sollte er sich Feinde machen, heißt es eben daselbst, da er es ersparen konnte?

V. Ob

V. Ob und ſeit wie viel Jahren Hr. Prof. Gottſched im Gewiſſen verbunden ſey, die Iztlebenden durch eine gerechte Beurtheilung nicht zu erzörnen?

In derſelben ſechszehnten Anm. ſtehet: Ich halte ihn gar in ſo ferne gewiſſermaſſen im Gewiſſen verbunden, ſo zu handeln, wie er gehandelt hat.

VI. Ob es nicht für die allgemeine Sicherheit der elenden Scribenten ſehr verträglich ſeyn würde, daß dieſe Gottſchediſche Gewiſſensregel, die Iztlebenden mit Criticken und Tadel zu verſchonen, von allen Kunſtrichtern als ein Fundamentalgeſetze auf und angenommen würde?

VII. Ob die Pflicht, die Hrn. Gottſched im Gewiſſen zur Beobachtung dieſer Regel verbunden, daß man die Iztlebenden mit Criticken gänzlich verſchone, den Eigennutzen oder das billige Mißtrauen in ſeine eigene Schriften zum Grund habe?

VIII. Ob die von Hrn. Prof. Gottſched bisher ſtreng beurtheilten Schriftverfaſſer alle für Todte zu halten ſeyn?

Denn in der 16ten Anm. wird 274. S. 8. Z. vorausgeſezt, Hr. Gottſched laſſe ſich auf eine ſtrenge Beurtheilung der Iztlebenden nicht ein.

IX. Ob die Gefahr den Geſchmack junger Leute zu verderben, von Seite der Iztlebenden geringer ſey, als von Seite der ſel. Verſtorbenen? und warum?

Hr.

Hr. Pitſchel will in der ſechszehnten Anmerckung: Das Stillſchweigen Hrn. Prof. Gottſcheds, da er die itzlebenden elenden Poeten ungetadelt läßt, habe keinen ſchädlichen Einfluß in die Erziehung junger Dichter, in den Geſchmack der Nation, und in die geſunde Vernunft überhaupt. Und er fordert einen Beweis, warum es unmöglich ſey, einen Schüler der Dichtkunſt durch das Exempel verſtorbener Dichter kräftig vor Fehlern zu warnen, ohne die lebendigen ins Geſicht zu tadeln.

X. Ob das Oppoſita juxta ſe poſita magis elucefcunt, wenn es auf Hrn. Prof. Gottſcheds Verſuch einer Dichtkunſt in Vergleichung mit der Zürichiſchen Dichtkunſt angewendt wird, der erſtern zum Lobe oder Tadel gereiche?

Hr. Mag. Pitſchel berührt dieſe Frage in der neunzehnten Anm. Bl. 276., jedoch ohne daß er ſie entſcheide.

XI. Ob dieſes allein beym Mangel aller andern, ein untrügliches Kennzeichen von der innerlichen Güte der Gottſchediſchen Dichtkunſt abgebe, daß ſie noch nicht zum Ladenhüter geworden?

Sehet die 19te Anm.

XII. Ob Hr. Prof. Gottſched bey ſeiner Dichtkunſt ſein Abſehen darum nicht auf die Lappländer und Spitzberger mitgerichtet habe, weil er ſie zwar für Menſchen, aber für keine Deutſchen gehalten?

In der 29ſten Anm. ſagt Hr. Pitſchel: Hr. Gottſched habe ſein Abſehen etwas mehr auf die Deutſchen, als auf die Lappländer und Spitzberger gerichtet.

XIII. Ob

XIII. Ob der weitläuftige Abſchnitt in der Züriciſchen Dichtkunſt, wo von der Aeſopiſchen Fabel gehandelt wird, die Natur der Fabel eben ſo wenig berühre; als der Leipzigiſche Verſuch die Natur des Wunderbaren und Wahrſcheinlichen in beſondern dazu gewiedmeten Capiteln berührt hat?

Sehet die 34ſte Anm. Bl. 365.

XIV. Wenn Hrn. Prof. Gottſcheds Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt etwas mehr iſt als ein bloſſer Verſuch, was er denn eigentlich ſey?

Der Hr. Mag. ſagt in der 36ſten Anm. Bl. 366. daß der Hr. Prof. Gottſched ſein Buch aus Beſcheidenheit einen Verſuch genannt habe, ob es gleich ſeines Erachtens noch etwas mehr ſey, als ein bloſſer Verſuch.

XV. Wie es komme, daß die Frage†: Ob denn eine Fabel nothwendig moraliſche Abſichten haben, d. i. eine Fabel ſeyn müſſe? nicht eher könne erörtert werden, bis man mit der Unterſuchung von der Natur der Fabel vollkommen fertig iſt?

Die Beantwortung dieſer Frage † ſteht in Hr. Gottſcheds Dichtkunſt erſt nach der völligen Unterſuchung von der Natur der Fabel. Sehet die 38ſte Anm. Bl. 369.

XVI. Ob Hr. Prof. Gottſched eine Sünde begehe / wenn er nicht ſo leicht gläubt / daß man guten Wein finde / wo kein Kränzchen ausgehängt worden?

Sehet die 33ſte Anm. Bl. 364.

XVII. Warum Hr. Prof. Gottsched die beyden iztlebenden Poeten Deutschlands Hrn. König und Hrn. Brockes ohne dringende Noth niemahls mit Nahmen nennen mag? Und ob er dadurch zuwegen gebracht habe, daß sie nicht mehr zu der besten deutschen poetischen Welt mitgerechnet werden?

Sehet die 39ste Anm. Bl. 396.

XVIII. Ob denn berühmt und gut in Deutschland durchgehends nicht einerley sey? Und ob es Hrn. Prof. Gottscheds Geschmack rühmlich sey, diesen Unterschied auf die beyden berühmten Poeten Deutschlands Hrn. Brockes und König zu erstrecken?

Hr. Gottsched hatte Hrn. König und Hrn. Triller ein Paar der berühmtesten Poeten genennt. Nun fürchtete Hr. Pitschel, man mögte dieses so verstehen, als ob derselbe sie für die besten, oder doch für gute Poeten hielte. Daher erklärete er sich, daß berühmt und gut nicht einerley sey. Sehet die 39ste Anm. Bl. 369.

XIX. Ob noch Hoffnung übrig sey, daß die Todten ihre Thorheiten und Fehler verbessern können.

Sehet Bl. 275. u. 371. die 16te und die 40ste Anm.

XX. Ob Hrn. Prof. Gottscheden in den critischen Beyträgen nichts als eigen zugehöre, als was in denselben untadelhaft ist?

In der 41sten Anm. nicht weit vom Ende Bl. 372. Wenn in den critischen Beyträgen gesündigt seyn soll, so

ſo muß es durchaus der Hr. Profeſſor Gottſched gethan haben.

XXI. Ob denn Hr. D. Triller ein ſchlechterer Poet und Kunſtrichter ſey als Hr. Prof. Gottſched? Oder welchem es eine Unehre ſey, wenn ſie beyde mit einander verglichen werden?

Man hatte Hrn. Gottſched den gröſten Poeten und Kunſtrichter nach Hrn. Triller genannt; das ſchien Hrn. Pitſchel etwas recht erbärmliches: Das Mitleiden, ſagt er, das ich mit dem Verfaſſer habe, macht daß ich hierzu nicht viel ſagen kan. Sehet die 43ſte Anm. Bl. 373.

XXII. Wenn die Schüler Hrn. Prof. Gottſcheds, die das XXIV. St. der crit. Beytrage noch nicht geleſen haben, ſich verreden würden, dasſelbe nimmer zu leſen; Ob denn der Schweizer darum zum Lügner würde, weil er vorgegeben, daß ihm alle ſeine Schüler Beyfall gegeben haben?

Sehet die 44ſte Anm. Bl. 375.

XXIII. Ob es denn wohl glaublich ſey, daß Hr. Magiſter Pitſchel auch ein Schüler vom Hrn Prof. Gottſched und ein Deutſcher ſey?

In der 44ſten Anm. legt Hr. Pitſchel das Bekenntniß ab: Ich ſage es ohne mich zu ſchämen, und zu fürchten, daß ich in einigen Wiſſenſchaften auch ein Schüler vom Hrn. Gottſched bin. Ich bin auch ein Deutſcher. Bl. 375.

XXIV. Ob einige von den Gottſchediſchen Schülern klug handeln, daß ſie ihren Beyfall

so lange zurückhalten, bis sie gesehen, ob etwann noch jemand etwas dawider sagen möchte?

In derselben 44sten Anm. heißt es: „ Wie wann nicht „ alle Gottschedischen Schüler gleich ein Endurtheil gefälle „ hätten, sondern zum Theil warten wollten, ob etwa „ noch jemand etwas dawider sagen möchte? „

XXV. Ob Gottscheds, Trillers u. a. deutsche Gedichte, weil sie nicht rauh, sondern wohlfliessend sind, darum nothwendig ohne Nachdruck und arm an Gedancken seyn müssen?

Denn, sagt Hr. Pitschel in der 47sten Anm. im Kanzley stekt der Nachdruck. Bl. 379.

XXVI. Ob Hr. Prof. Gottsched und seine geheimen Schüler das Geheimniß einem Buche das Prognosticon von seinem künftigen Schicksal zu stellen, besser verstehen als alle Schweitzer, und warum?

Im vierten Art. des 24sten Stückes der critischen Beyträge wird gesagt: „ Nach vielen Wahrscheinlichkeiten, die man in Leipzig besser, als in der Schweiß „ haben könne, zu urtheilen, sollte man eher glauben, „ daß die Zürchische Dichtkunst vielmehr hinderlich als beförderlich seyn werde, den Milton in Ansehen zu bringen. „

XXVII. Ob es wahr sey, und woher es komme, daß die Deutschen keine Neigung haben, von den Franzosen etwas zu lernen?

In der 25sten Anm. sagt Hr. Pitschel: „ Daß aber der „ Hr. Verfasser sagt, wir wären geneigt, den Franzosen „ unsre Verbesserung zu dancken, darinnen betriegt er „ sich gewaltig; und zeigt daß er wenig Kenntniß von „ den Neigungen meiner meisten Landesleute habe. Bl. 281.

XXVIII.

XXVIII. Ob dieſes ein untrügliches Zeichen der Gelindigkeit und Gefälligkeit an öffentlich beſtellten Bucher-Cenſoren ſey, wenn ſie nicht vertragen können, daß man überhaupt diejenigen, die andere ohne Grund tadeln, Lügner nennet?

In der Anklage des verderbten Geſchmackes, einer critiſchen Schrift, die 1727. wider den Hamburgiſchen Patrioten herausgekommen, werden Bl. 38. diejenigen, die andere ohne genugſamen Grund tadeln, Lügner geſcholten. Dieſes haben die Cenſoren in L. wo das Werckgen hatte gedruckt werden ſollen, nicht vertragen können, wie aus der Note Bl. 38. beſagter Schrift zu ſehen iſt. Und das iſt die Gelindigkeit und die Gefälligkeit, von welcher der Text zu Hr. Pitſchels zehnten Anm. redet; Bl. 179.

XXIX. Ob Hr. Pitſchel und andere deutſche Magiſtri noſtrandi, darum keine Gemüthesgedancken haben oder leiden können, weil ſie alle die ihrigen aus den Fingern hervorſaugen?

Hr. Pitſchel ſetzt in der 35ſten Anm. Bl. 365. die Gemüthesgedancken den Gedancken des Leibes entgegen.

XXX. Ob dieſes ein Beweisthum von der Scharffſinnigkeit der Deutſchen ſey, daß ſie in Miltons Gedichte viel rauhe Ausdrücke; eine Menge von Schwulſt; eine Einbildungskraft, der der Zügel gänzlich gelaſſen iſt, und die daraus entſpringenden häufigen Unwahrſcheinlichkeiten, nebſt andern Fehlern bemercken, wo die Engelländer, die Holländer, die Italiäner, die Franzoſen, die Schweitzer keine ſehen können? Und ob ſie dadurch klar zeigen, daß ihnen

nen das Geſicht nur nicht völlig ſo ſehr verdorben ſey / als dem Milton?

Sehet Bl. 356. die dreiſſigſte Anm.

XXXI. Ob und auf was Weiſe Milton von dem Lohenſteiniſchen Geſchmacke ſey angeſteckt worden?

Ibid.

XXXII. Ob dieſes, daß Addiſon ein Engelländer geweſen, einen zulänglichen Grund der Wahrſcheinlichkeit abgebe, damit zu behaupten, daß derſelbe in der Vertheidigung Miltons geiret, und rechte Ungeheuer gelobt habe?

Eben daſelbſt Bl. 360. 361.

XXXIII. Warum der Teufel in Miltons Gedichte den Deutſchen nicht gläublich vorkomme? Und worinn er von denen Teufeln, die für ſie und ihre Kinder gemachet ſind, unterſchieden ſey?

Daſelbſt Bl. 359.

XXXIV. Ob der als dumm oder ungläubig anzuſehen ſey, der nicht zugeſtehen will, daß die Engelländer eine ungeheure und ausſchweifende Einbildungskraft haben?

Bl. 360. daſelbſt.

XXXV. Ob eine Handvoll Schweitzer alle Klugheit allein eingenommen habe / und alle andere Leute / ſo fern ſie nicht auf ein Haar wie ſie dencken / unvernünftig ſeyn?

Bl. 276. in der achtzehnten Anm.

XXXVI.

XXXVI. Ob die folgende Schlußrede in ihrer Materie und Form richtig und unwiderſprechlich ſey: Niemand als ein Deutſcher kan die Gottſchediſche Dichtkunſt verſtehen; Die Schweizer ſind keine Deutſche; derohalben können ſie dieſelbe weder verſtehen / noch davon urtheilen?
Bl. 355. der 29ſten Anm.

XXXVII. Ob die franzöſiſchen und ſchweitzeriſchen Miſſionarien in Deutſchland keine Proſeliten gemachet? Und die beyden Schweitzer, Werenfels, Muralt, - - dem verderbten Geſchmack der Deutſchen nichts angewonnen?

„ Daß die Schweitzer unſre vornehmſten Lehrmeiſter „ ſeyn ſollten, das weis ich eben noch nicht. Und es iſt „ gantz wahr, daß wir der klugen Nachbarn noch mehr „ haben, die ſich einbilden, daß ſie Miſſionarien zu uns geſchickt, welche uns aus der Barbarey geriſſen hätten. „
Sehet die 35ſte Anm. Bl. 281.

XXXVIII. Warum die Critick keinen Deutſchen menſchlicher Fehler beſchuldigen darf, wenn ſie nicht ſo bündigen Beweis führen kan / der allenfalls auch in der Gerichtsſtube gelten könnte?
Bl. 364. Zeile 1. 2. der ein und dreiſſigſten Anm.

XXXIX. In wieferne man unvermeidliche Fehler verbeſſern könne?

Hr. Pitſchel ſagt in der 9ten Anm, daß man von dieſer Redensart eine ſehr gute Erklärung geben könne Bl. 178.

XL. Ob unförmliche Ausdrückungen und

unbequeme Redensarten für richtig gedacht können ausgegeben werden?

Sehet eben daſelbſt.

XLI. Ob derjenige, welcher der Trilleriſchen Fabel vom Affen / der zum Buchdrucker geworden iſt / die Kranckheit nicht gleich anſiehet / werth ſey / daß er habe leſen lernen?

Bl. 272. in der 14ten Anm.

XLII. Ob das Stoßgebethlein: Es beſchere mich der Himmel in Gnaden / daß ich vor meinem Ende nicht noch ein Criticus werde! wenn es vom Hrn. Magiſter Pitſchel Morgens und Abends fleiſſig und mit Inbrunſt gebethet wird, gar keine Erhörung zu hoffen habe?

Bl. 272. in der 14ten Anm.

XLIII. Ob denn die jüdiſchen Sprüchwörter die in der Heil. Bibel ſtehen, durchgehends ſo heilig ſeyn, daß ſie nothwendig entweihet werden, wenn ſie von den Leyen neben der Cantzel gebraucht werden?

Sehet Bl. 352. die 28ſte Anm.

XLIV. Ob daraus folge, daß man des Ariſtoteles Werckgen von der Poeſie allenfalls wohl hätte entbehren können; weil Homer ſeine beyden ſo hochgeſchäzten epiſchen Gedichte verfertiget, ohne dieſes Ariſtoteliſche Werckgen jemahls geſehen zu haben?

Sehet die 15te Anm.

XLV.

XLV. Ob es eine Beſchimpfung ſey, wenn man von jemand ſagt, daß er zwar Verſtand, aber keinen Menſchenverſtand habe?

In der 19ſten Anm. heißt es: „ Man könnte ſagen, „ daß der Ergäntzungsſtückler zwar Verſtand habe, aber „ keinen Menſchenverſtand. „ Bl. 354.

XLVI. Ob das de guſtibus non eſt diſputandum ein unwiderſprechliches Axioma ſey?

Bl. 361. in der 30ſten Anm.

XLVII. Ob Hallers und Hagedorns Gedichte darum rauh können genennet werden, weil ſie nachdrücklich ſind? Und ob der Nachdruck im Rauhen ſtecke?

Daß der Nachdruck im Rauhen ſtecke, ſagt Hr. Pitſchel in der 47ſten Anm. und daß Hr. Haller und Hr. Hagedorn nachdrücklich ſchreiben, bekennen auch Hr. Gottſched und Hr. Triller ſelbſt. Im VIII. Art. des XXII. St. der critiſchen Beyträge heißt es, Hr. Hagedorn bringe ſeine Gedancken oft ſo ins Kurtze, daß man eine Stelle mehr als einmahl leſen müſſe, um ſelbiger eigentlichen Sinn zu errathen.

Und Hr. Triller bezeuget in der Ode an Hrn. Haller:

Verſtand und Witz herrſcht überall,
Kein Wort erfüllt umſonſt die Reime.

•

Dein Vers ſcheint wenig in den Ohren,
Als ganz und gar dem Geiſt gebohren.

XLVIII. Ob man mit Grund urtheilen könne, daß einer ein guter oder ſchlechter Dichter ſey,

wofern man nicht drey grosse Octav-Bände Gedichte von ihm gelesen hat?

Ob der Hr. Hofrath König ein guter oder schlechter Dichter sey, ist eine Frage, auf welche sich der Hr. Mag. Pitschel in der neun und dreissigsten Anm. nicht einmahl einlassen darf. Warum? Er sagt es selbst: Weil er zu wenig von seinen Gedichten gelesen hat. Und doch sind nicht wenige Gedichte desselben in jedermanns Händen.

XLIX. Daß neun und vierzig critische Anmerkungen eine gemeine Lehre in der Absicht des Verfassers haben können, die keine Seele errathen würde, wenn der Verfasser selbs nicht die Gutheit hätte, solche zu entdecken?

Er sagt in der 49sten und letzten Anm. „Ich gebe ihm „zum Abschied die Lehre, daß, eh er sich weiter ins Richten einlassen will, Unbedachtsamkeit, Unachtsamkeit, „und Unhöflichkeit nothwendig abgedanckt werden müs„sen. Denn bloß um dieser Lehre willen habe ich alle „meine Anmerckungen gemacht.„

L. Wenn man gleich zugestehen würde, daß der Leipzigische Notenfabricant in den monatlichen Belustigungen in allen neun und vierzig Anmerckungen recht hätte, wenn folglich für erwiesen angenommen würde, daß der Schweizerische Herausgeber des Ergäntzungsstücks in seinen Anmerckungenn unbescheiden, unhöflich, oder gar -nv-rsch-mt gewesen: Ob dadurch Hrn. Prof. Gottscheds critische und poetische Ehre genugsam geschützt, oder etwas gegen die critischen Schriften der Zürichischen Kunstrichter, die sie im Jahr 1740. ans Licht gestellt haben, mit Recht könne geschlossen werden?

Herren

Herren

Johann Christoph Gottscheds

der Weltweish. u. Dichtk. öffentl. Lehrer zu Leipzig

Seltsame

Vorrede

Zu seinem eigenen

Drey mahl wiederholten Versuche

Einer

Critisch. Dichtkunst

für die Deutschen.

Um weiterer Ausbreitung willen absonderlich aufgeleget und mit gründlichen Anmerckungen über die Kunstmittel des Vorredners versehen

von

Wolfgang Erlenbach, Conrect.

Zürich

bey Conrad Orell und Comp. 1742.

drey Monathe nach der ersten Ausgabe.

Neue Vorrede
zur dritten Auflage
der
Gottschedischen Dichtkunst
von 1742.

MEin Vergnügen, das ich bey der andern Ausgabe dieses Buches, vor vier bis fünf Jahren bezeuget habe, hat sich billig bey dieser dritten verdoppeln müssen. Die wiederholten zahlreichen Abdrücke desselben, haben sich in der halben Zeit verkaufen lassen, A darinn die erste Auflage von 1729. abgegangen war; und mir also einen doppelstar-

A Die zahlreichen Abdrücke haben sich in der halben Zeit verkauffen lassen, darinn ꝛc.) Die erste Auflage dieses Gottschedischen Buches ist schon im Jahre 1729. zum Vorschein gekommen; die zweyte aber im Jahre 1737. und die dritte zu Anfang dieses lauffenden 1742sten Jahr wiederholet worden. Also verhält sich die Progression, nach welcher der gute Abgang der Gottschedischen Dichtkunst, und zugleich das Vergnügen des Hrn. Verfassers zugenommen hat, just wie 8. zu 4. Und auf diesen Grund läßt sichs mit eben so vieler Wahrscheinlichkeit, als man den Umlauff und die Wiederkunft der Cometen vorherbestimmen will, vermuthen, daß die vierte Auflage von dieser Dichtkunst noch vor den Hundstagen des 1744sten Jahrs, in dem nächst darauf folgenden Jahre aber die fünfte, und

An-

ſtarcken Beweis, von der guten Aufnahme dieſer poetiſchen Anweiſung an die Hand gegeben. Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftſtellers überlaſſen B, womit ihn

An. 1746. die ſechſte und zugleich die siebende Auflage ans Licht hervortreten werden, es wäre denn Sache, daß man bey den künftigen Auflagen die Zahl der Abdrücke verdoppeln, oder daß ſich ſonſt der Geſchmack der deutſchen Schule für dieſes Buch unglücklicher Weiſe verlieren ſollte. Wenn aber bey denen künftigen ſo geſchwind auf einander folgenden Auflagen, ſich jedesmahl das ſüſſe Vergnügen des Hrn. Prof. Gottſcheds verdoppeln ſollte, ſo ſtehet zu beſorgen, die Gröſſe deſſelben dürfte ſein Gemüthe endlich wie eine Laſt erdrücken: Hic puer, ut ſit vitalis metuo! Sonſten wird es ſchwer zu errathen oder vorherzuſagen ſeyn, wie oft die Auflage dieſes Buches etwa noch möchte wiederholet werden: denn zukünftige Dinge ſind (nach dem Ausſpruche des deutſchen Sirachs Crit. Beytr. St. XXIV. Bl. 666.) ungewiß. Und Hr. Prof. Philippi mag ſich wohl ehedem eben ſo ſehr mit der ſüſſen Hoffnung geſchmeichelt haben, ſeine Sechs Reden durch öfters wiederholte Auflagen vermehrt zu ſehen, eh und bevor ſie das ſchwere Unglück gehabt, dem Hrn. Liſcov bekannt zu werden.

B Wollte ich mich nun den angenehmen Empfindungen eines Schriftſtellers überlaſſen) Es giebt eine gewiſſe Rhetoriſche Figur, die uns lehret, wie wir ohne Verletzung der Beſcheidenheit groß thun, und uns ſelbſt auf eine ſo verdeckte Art loben können, daß ob es gleich jedermann mercket, uns doch niemand das bekannte Eigenruhm ſtinckt mit Recht verwerffen kan. Hr. Prof. Gottſched hat uns durch ſein Beyſpiel gelehret, daß dieſe Figur in den Vorreden der Bücher mit gutem Vortheil angewendet werden könne. Sie beſtehet darinnen, daß man bey Gele-

ihn die Eigenliebe bey ſolchen Vorfällen erfüllen kan C; ſo hätte ich hier die ſchönſte Gelegenheit dazu. D Wenn andre, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geſchmack E unſrer

Gelegenheit, die einem nicht leicht mangeln kan, die Summarien und Ingredienzen zu ſeiner Lobſchrift fein ordentlich und ſpecificierlich an den Fingern herzehle, und endlich damit ſchlieſſe: Doch ich will mir lieber ſelbſt Gewalt und Unrecht thun, als unbeſcheiden heiſſen. Die Formeln, deren ſich dieſe Figur gerne bedient, ſind folgende: Ich muß es bekennen, ich habe einen vortrefflich guten Geſchmack, ich bin ein recht nützlicher Mann, aber ich will es nicht ſelbſt geſagt haben, die unparteyiſche Nachwelt wird mir ſchon Recht wiederfahren laſſen, und den Leuten zeigen, was man an mir vermiſſe ꝛc.

C Womit ihn die Eigenliebe erfüllen kan)

Non ego, cum ſcribo, ſi forte quid aptius exit,
Quando hæc rara avis eſt! ſi quid tamen aptius exit,
Laudari metuam. Neque enim mihi cornea fibra eſt.
PERS. Sat. I.

D So hätte ich hier die ſchönſte Gelegenheit dazu.)

A fronte capillata eſt, poſt eſt occaſio calva.

Es iſt in der That eine ſchwere Verſuchung eine ſo ſchöne Gelegenheit, die man nicht alle Tage wieder haben kan, ſein eigenes Lob auszuposaunen, mit Stillſchweigen zu übergehen.

E Wenn andre, deren Bücher Ladenhüter bleiben, auf den verderbten Geſchmack ꝛc.) Es giebt gewiſſe Kunſtrichter, die hier den Text mit einer kleinen Veränderung alſo leſen wollen: Wenn andrer ihre Bücher Ladenhüter bleiben, weil ſie auf den verderbten Geſchmack unſrer Landesleute ſchmähten. Sie wollen dieſe Verbeſſe-

unſrer Landes-Leute ſchmählen F: ſo dörfte ich nur auf den öffentlichen Beyfall der Käufer und Leſer meiner Dichtkunſt trotzen G; und daraus entweder den gereinigten Geſchmäck der deutſchen Nation, oder doch den Beweis herleiten, daß

beſſerung des Textes damit rechtfertigen, daß bey dieſer Lesart der Gegenſatz weit beſſer in die Augen leuchte, nach welchem Hr. Gottſched den glücklichen Abgang ſeiner Bücher vornemlich der übernommenen Vertheidigung des herrſchenden Geſchmacks und ſeiner Gefälligkeit gegen ſeine Verehrer zu dancken hat. Denn da die kleinen Geiſter allezeit die ſtärckere Partey ausmachen, ſo wird derjenige, der den Beyfall des gröſſern Haufens ſuchet, ſeine Rechnung gewiß hinter dem Wirthe machen, wenn er ſich vermißt, den verderbten Geſchmack deſſelben anzugreiffen. Und dieſe andern, die ſich die Verachtung der kleinen Geiſter Deutſchlands zugezogen, ſind vermuthlich der Hr. von Mauvillon, und die zween Zürichiſche Kunſtrichter; dieſe letztern haben ſchon vor vielen Jahren eine Anklage des verderbten Geſchmacks der deutſchen Nation aus Licht geſtellt, und dieſelben durch ihre critiſchen Schrifften von Zeit zu Zeit immerfort beunruhiget.

F Auf den verderbten Geſchmack ſchmählen) Da Herr Prof. Gottſched zugeſtehet, daß der Geſchmack ſeiner Landesleute verdorben, dabey aber verabſcheuet, daß gewiſſe Scribenten auf denſelben ſchmählen; ſo giebt er ja deutlich zu verſtehen, daß er ſeines Orts eben kein Bedencken trage, den verderbten Geſchmack zu loben.

G Ich dörfte auf den Beyfall meiner Käufer und Leſer trotzen.) Doch der Gottſched, der den Verſuch der crit. Dichtkunſt gemachet hat, iſt diesfalls ganz anders Sinns, als der Verfaſſer von dieſer Vorrede iſt. Jener

daß mein Buch nicht ohne Nutzen geweſen H
ſeyn müſſe. So gerecht aber hierinnen meine
G Fol-

Jener ſagt Bl. 133. „ Nicht der Beyfall macht eine Sa-
„ che ſchön; ſondern die Schönheit erwirbt ſich den Beyf
„ ſtändigen den Beyfall. „ Und Bl. 95. ſagt er: „ Der
„ allgemeine Beyfall einer Nation kan nicht eher von der
„ Geſchicklichkeit eines Meiſters in freyen Künſten, ein
„ gültiges Urtheil fällen, NB. als biß man vorher den gu-
„ ten Geſchmack derſelben erwieſen hat. „ Er beruft ſich daſelbſt mit Recht auf den Ausſpruch des Seneca: Non tam bene cum rebus mortalium agitur, ut meliora pluribus placeant: Argumentum peſſimi turba eſt. Da nun von denen, welche die Gottſchediſche Dichtkunſt gekauft und geleſen haben, juſt nicht alle, keinen ausgenommen, derſelben Beyfall gegeben; und der Geſchmack derjenigen, die ihr Beyfall gegeben haben, nicht allerdings unverdächtig iſt; ſo iſt der Abgang und der Beyfall eben kein gewiſſer Beweis von der Güte dieſes Buchs, ſo daß Herr Gottſched eben groſſe Urſache hätte mächtig auf denſelben zu trotzen. Die Entreviien und Geſpräche im Reiche der Todten hatten wohl ehedem einen ſtärckern Abgang und Beyfall bey der deutſchen Nation erhalten, als Hr. Gottſched immer für ſeine Dichtkunſt verhoffen kann; und gleichwohl wird er nimmer zugeben, daß man den Vorzug dieſes Buchs vor dem ſeinigen darnach beſtimmen ſollte. Allein da ſeine Haupt-Abſicht bey ſeinem Bücherſchreiben dieſe iſt, daß er gekauft, geleſen und gelobet werde; und er ſich damit begnügen will, wenn er dieſe Abſichten erreichen kann; wer will ihm zumuthen, daß er ſich edlere Abſichten vorſetzen, oder daß er noch ein Mißtrauen auf die Güte ſeiner Schrifften werffen ſollte? Er iſt nicht ſo alber, daß ers ſich noch für eine Ehre rechnen ſollte; wenn ſeine Bücher Ladenhüter bleiben; wie der eigenſinnige Horatz davon großſpricht: B. I. Sat. X.

- - Ne-

Folgerungen vielleicht seyn I würden, so will ich sie

. . Neque te, ut miretur turba, labores,
Contentus paucis Lectoribus. An tua, demens
Vilibus in Ludis dictari carmina malis?
Non ego. . . . . .

Er ist auch nicht so eckel wie Persius, der von sich selbst bezeuget:

. . Recti finemque extremumque esse recuso
Euge tuum & Belle: Nam Belle hoc excute totum,
Quid non intus habet? . . . .

Vielmehr gehet seine einzige Sorge dahin:

Quis leget hæc? . . . . .
Vel duo, vel nemo. Turpe & miserabile!

H Daß mein Buch nicht ohne Nutzen gewesen) Denn ein Buch, es mag im übrigen so schlecht seyn, als es immer will, wenn es nur einen guten Abgang hat, ist niemahls ohne Nutzen, nämlich für den Buchdrucker, und folglich auch für den Verfasser.

I So gerecht aber meine Folgerungen vielleicht seyn) Diese Folgerungen sind: 1.) Wer meine Bücher kauft, lieset, und gutheisset, der hat den gereinigten Geschmack: Die deutsche Nation hat meine Dichtkunst begierig gekauft, gelesen, und gutgeheissen: Ergo hat sie den gereinigten Geschmack. 2.) Wenn ein Buch gekauft wird, so kann es nicht ohne Nutzen seyn: Mein Buch ist gekauft worden: Ergo ist es nicht ohne Nutzen gewesen. Daß nun diese Folgerungen gerecht seyn, wird wohl niemand zweifeln, der sich erinnern wird, daß sie von einem deutschen Lehrer der neuen Weltweisheit herkommen; ob er gleich aus bloßer Bescheidenheit ein zweifelhaftes vielleicht beysetzet. Denn da Hr. Prof. Gottsched nicht zweifeln kan, daß sein Geschmack der gute und reine sey, so könnte er ja keinen

sichern

ſie doch nicht ſelber machen K, ſondern es lieber der unparteyiſchen Nachwelt überlaſſen, ein freyes Urtheil davon zu fällen; welches weder ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte L, noch ein Feind, dem das Glück meines Buchs ein Dorn in den Augen M wäre, mit ſolchem Nachdrucke abfaſſen könnte.

ſicherern Probierſtein für den Geſchmack ſeiner Landesleute haben, als ſeine eigenen Schrifften, die vollkommen nach ſeinem Geſchmack verfaſſet ſind.

K So will ich ſie doch nicht ſelber machen) Es wird ſonſt für ein unwiederſprechliches Axioma angenommen: Quod factum eſt, infectum fieri nequit. Allein durch die Kraft der oben erklärten Figur der Beſcheidenheit kan man wircklich geſchehene Dinge gar leicht zernichten. Gleichwie das letzte Teſtament alle vorhergehenden aufhebet, als wären ſie niemahls geſchrieben worden, und allein rechtsgültig bleibet, ſo gelten auch in dieſer Figur allein die letzten Erklärungen, Kraft deren man das, was geſagt iſt, nicht will geſagt haben. Was hiemit Hr. Gottſched in dieſer neuen Vorrede bisdahin geſagt hat, das ſoll nicht geſagt ſeyn: Doch kan es der unparteyiſchen Nachwelt zum Unterricht dienen, wie ſie etwann ihr freyes Urtheil über ſeine Bücher abfaſſen könnte.

L Ein Freund, der mir eine Vorrede dazu machte) Vordem hat Hr. Magiſter Schwabe Hrn. Gottſched desfalls gute Dienſte geleiſtet: Aber nachdem Hr. Gottſched die ſchamhaften Bewegungen eines angehenden Schrifftſtellers großmüthig überwunden, und ſeinen Credit ſo feſte geſetzet hat, daß er in ſeinen Vorreden ſich und ſeine Bücher mit der groſten Zuverſicht ſelbſt loben und anpreiſen darf; ſo hat er keines fremden Fürſprechers mehr vonnöthen.

M Dem das Glück meines Buchs ein Dorn in den Augen) Er erkennet hiermit ſelbſt, daß er den guten

Ich übergehe also diese schmeichelhafte Betrachtung billig mit stillschweigen; und rechne es mir mit grösserm Rechte für eine Ehre an, daß ich in dem Vorsatze, eine Critische Dichtkunst zu schreiben, seit einiger Zeit einen Nachfolger bekommen N habe. Ein gelehrter Mann und

Abgang seines Buches nicht dem gereinigten Geschmacke seiner Landesleute; sondern dem blinden Glücke zu danken habe, und dieses Glück wird ihm niemand mußgönnen als etwa ein neidischer und gewinnsüchtiger Buchführer. Die Vorrede des zweiten Theils des Bäylischen Wörterbuchs rühmet von einem andern Glück der Gottschedischen Schrifften: „Ich bin bisdahin mit meinen eigenen „geringen Schrifften, vielleicht ohne Verdienst, so glücklich gewesen, fast keinem, oder doch sehr wenigem „Widerspruche unterworffen zu seyn.„ Das ist: Ich will von allem Widerspruche, dem meine Schrifften bisdahin nicht ohne Verdienst unterworffen gewesen, durchaus nichts wissen; sondern mich mit Verhöhlung desselben rächen.

N Ich habe in dem Vorsatze eine crit. Dichtkunst zu schreiben, einen Nachfolger bekommen) Hr. Gottscheds Vorsatz war demnach, eine critische Dichtkunst zu schreiben. Allein wenn man die Ausführung mit diesem Vorsatze vergleichet, so muß man voll Verwunderung fragen:

. . . . . Amphora cœpit
Institui: Currente rota cur urceus exit?

Denn anstatt einer critischen Dichtkunst ist ein magerer Versuch einer sogenannten crit. Dichtkunst vor die Deutschen herausgekommen. Er hat also einen Nachfolger, in Absicht auf seinen Vorsatz, bekommen; keinesweges aber in der Ausführung. Denn wenn Hr. Gottsched seine Pflicht recht erfüllet, und sein Vorhaben zulänglich ausgeführ-

und Kunſtrichter in Zürich hat ſich die Mühe genommen, diejenige Bahn O, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schrift-

geführet hätte, ſo würden ſich die Schweitzer gewiß nicht zum andernmahle daran gemachet haben, und er alſo ſich der Ehre in dieſem Vorſatze einen Nachfolger zu haben, beraubet ſehen müſſen.

O Diejenige Bahn, die ich nunmehr vor dreyzehn Jahren, als ein junger Schriftſteller, gebrochen) Dieſe verblümte Redensart iſt undeutlich: Sie beziehet ſich mehr auf den Vorſatz, als die Ausführung des Gottſchediſchen Verſuches. Wer dieſelbe deutlich verſtehen will, der muß die Vorrede zu der erſten Auflage von 1730. inne haben, (die Hr. Prof. Gottſched in der letzten Herausgabe mit Fleiſſe weggelaſſen, damit er deſto dreiſter ohne zu erröthen großſprechen könnte.) In dieſer Vorrede tractiert er die Poeſie noch als eine brodloſe Kunſt und als ein bloſſes Nebenwerck; und er bekennet daſelbſt gar zu offenhertzig, daß Hr. D. Pietſch ihm die erſten Begriffe von einer rechten Dichtkunſt beygebracht; und daß die Zürichiſche Mahler ihn auf den critiſchen Geſchmack geführet haben. Von ſeinem Wercke ſelbſt ſagt er: „ Itzo „ liefere ich meinem Vaterlande den Verſuch; den ich ge„ wiß nicht aus meinem Gehirne angeſponnen; ſondern „ aus allen oberwehnten Scribenten, und überdas, aus „ den vortheilhaften mündlichen Unterredungen Hrn. Co„ ſten, des Hr. Geh. Secretar Königs, und Hr. Prof. „ Krauſens, geſammelt und in einige Ordnung gebracht.„ Will man genauer wiſſen, was obige Prahlerey, daß er die Bahn gebrochen, eigentlich ſagen wolle, ſo erklärt er ſich eben daſelbſt hierüber gantz deutlich: „ Ich hatte „ mir nur vorgeſetzt dasjenige, was in ſo unzehlich vielen „ Büchern zerſtreut iſt, in einem einzigen Wercke zuſam„ men zu faſſen.„ Ein ſeltener Ruhm, daß er in dieſer brodloſen Kunſt die Bahn gebrochen!

ſteller P zuerſt gebrochen, auch zu betreten, und ein doppelt ſtärckeres und folglich theureres Buch *, als dieſes meinige iſt, von der Dichtkunſt ans Licht zu ſtellen. Und was das angenehmſte bey der gantzen Sache iſt, ſo hat dieſer tiefſinnige Mann, ſeiner gelehrten Waare keinen beſſern und reitzernden Titel geben zu können geglaubet, als wenn er ihn meinem Buche abborgete Q, und das ſeinige gleichfalls eine **Critiſche Dichtkunſt** betitelte.

Ich

P Als ein junger Schrifftſteller) Denn itzo iſt er ungefehr dreyzehn Jahre älter, und um ſoviel anſehnlicher.

* Ein doppelt ſtärckeres und folglich theureres Buch) Hr. Prof. Gottſched mißt die Nutzbarkeit der Bücher nach ihrer Gröſſe und ihrem äuſſerlichen Preiſe, wie die Buchhändler: Denn da ſein Buch um die Helfte kleiner, und um etwas wohlfeiler iſt, ſo iſt es auch für die deutſchen Schulen brauchbarer. Dieſer locus commendationis iſt ab oppoſito.

Q Als wenn er ihn meinem Buche abborgete) Derjenige hat, meines Erachtens, das beſte Recht zu dem Titel eines Buches, der das am gründlichſten ausgeführet hat, was der Titel eines ſolchen verſpricht, nach dem bekannten Axioma: Cui competit definitio, illi quoque competit definitum. Hr. Gottſcheds Titel verſpricht einen Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen. Auf den Titel Dichtkunſt hat weder Gottſched, noch jemand anders ein Eigenthums-Recht. Ariſtoteles hat ſchon eine Dichtkunſt verfertiget. Da nun aber die Gottſchediſche Dichtkunſt nichts weniger als Critiſch iſt, ſo verdiente ſie auch dieſen Titel nicht. Hr. Gottſched bezeuget ſelbſt in der Vorrede: „Ich hatte mir die Regel gemacht, „gar keinen lebenden Dichter zu tadeln oder zu cenſieren:

„Daraus

Ich weis wohl, daß es eigenſinnige Köpfe giebt, die ſich einbilden, ein Schrifftſteller, der ſich einmahl gewiſſer Wörter bemächtiget hat, ſeiner Schrifft einen Nahmen zu geben, der habe ſich dadurch, nach dem Rechte der Natur, das Recht des Eigenthums darauf erworben, und ſey nunmehro befugt, alle andere von dem Gebrauche derſelben auszuſchlieſſen. Noch andre glauben mit dem ſcharfſinnigen Bayle, und nach dem Beyſpiele gewiſſer Schrifftſteller voriger Zeiten: es ſey eine Beſchimpfung für den Urheber eines Buches, wenn ſich bald darauf ein andrer über dieſelbige Materie hermacht, und in einerley Abſichten die Feder anſetzet. Denn ſagen ſie, glaubte dieſer neue Schrifftſteller, daß ſein Vorgänger ſeine Pflicht recht

„ Daraus floß nothwendig die andre, daß ich auch keinen „ loben müſte.„ Nun iſt ferner bekannt, daß er in denen beyden erſten Ausgaben durchgehends ſeine eigenen poetiſchen Exempel zu Muſtern gegeben hat, die er dieſer angenommenen Regel nach weder loben noch tadeln dürfte, weil er unter die noch lebenden Dichter mitgehöret, und nicht die erſte Ausnahme von einer ſo feſt geſetzten Regel werden wollte. Dieſes Buch verdiente darum den Titel einer Critiſchen Schrift mit keinem Recht: Und alſo hätte der Zürichiſche Verfaſſer ihm nichts geraubt, darauf er eine rechtsmäſſige Anſprache machen könnte, wenn es gleich Grund hätte, daß er ſeinen Titel dem Gottſchediſchen Buche abgeborget. Allein auch dieſes Vorgeben iſt ziemlich zweydeutig, allermaſſen der Zürichiſche Kunſtrichter ſein Buch nicht einen Verſuch für die Deutſchen; ſondern ſchlechtweg eine Critiſche Dichtkunſt genennet hat. Siehe das Stücke der Schutzvorrede für die Trillerſchen Fabeln Bl. 66. 67.

erfüllet, und ſein Vorhaben zulänglich ausgeführet hätte: ſo würde er ſich gewiß nicht zum andernmale daran gemachet haben. Eine Ilias nach dem Homer zu ſchreiben, das heißt alſo nach der Meinung dieſer Richter, eben ſo viel, als dieſen Dichter mit ſeiner Arbeit verwerffen, und ihm auf eine verdeckte Art in die Augen ſagen, daß ſein Werck nichts tauge, und noch einmahl ausgearbeitet werden müſſe.

Allein ſo wahrſcheinlich auch immermehr dieſe Schlüſſe zu ſeyn ſcheinen mögen: ſo kan ich mich doch denenſelben nicht ergeben. R Ich ſehe es gar zu deutlich ein, daß man mir durch ſolche Einſtreuungen die Freude verſaltzen will, die ich über einen critiſchen Nachfolger von ſolcher Wichtigkeit billig empfunden habe. Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erſte geweſen S, der unſerer Nation eine Critiſche Dichtkunſt zu liefern das Hertz, oder die Verwegenheit gehabt. Hätte ich nun darinn, nach dem Urtheile der Kenner, eine unnöthige Mühe übernommen; und wären andre aufgeſtanden, welche die Poeſie von dem Joche der Beurtheilungskunſt zu befreyen

R So kan ich mich doch denſelben nicht ergeben) Populus me ſibilat; At ego mihi plaudo ipſe domi.

S Ohne Ruhm zu melden, bin ich der erſte geweſen) Verſteht ſichs, der ſeinem Buche, wider alles Verdienen, den Tuel einer Critiſchen Dichtkunſt zuzulegen das Hertz oder die Verwegenheit gehabt; obgleich in dem gantzen Buche nichts critiſches zu finden iſt: Daß alſo das Joch der Beurtheilungskraft, welches Hr. Gottſched der Poeſie aufgeleget hat, nur in einer bloſſen Prahlerey beſtehet.

befreyen unternommen hätten: ſo wäre dieſes unſtreitig eine Kränckung für mich geweſen, zumahl, wenn dieſe gar einen gröſſern Beyfall bekommen, und das Andencken aller Critick gleichſam verhaßt und ehrlos gemachet hätten. Allein dieſes harte Schickſal hat mich, zu allem Glücke, nicht betroffen. Die gelehrteſten Männer in Zürich beſtärcken durch ihren Beyfall mein Urtheil, daß es nöthig ſey, eine Dichtkunſt critiſch einzurichten: ja, was das meiſte iſt, ſie folgen meinem Exempel ſelber nach T, und führen etwas von demjenigen, nach ihrer Art, weitläuftiger aus, was ich mit ſo gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte. V

Bey dieſer Vorſtellung nun rühren mich die vorigen Einwürffe gar nicht. Der Gebrauch

T Ja ſie folgen meinem Exempel ſelber nach, und) Gottſched trägt ſich mit dieſer ſchmeichelhaften Einbildung ſo ſehr, daß er auch diejenigen Schriften für Nachahmungen von den ſeinigen hält, welche etliche Jahre vor den ſeinigen exiſtiert haben. Siehe die Nachrichten von dem Urſprunge der Critick bey den Deutſchen Bl. 172. u. 173. Die verdiente Abfertigung findet er in der Aeſopiſchen Fabel vom Wolfe und dem Schafe:

Ante hos ſex menſes male, ait, dixiſti mihi.
Reſpondit Agnus. Equidem natus non eram!

V Was ich nur ſo gutem Grunde und Beyfalle angefangen hatte.) Zum rechten Verſtand dieſer Ausdruckung dienet zu wiſſen, daß Hr. Prof. Gottſched dieſe zwey Dinge mit gutem Grunde und mit Beyfalle für gleichgültig hält: angeſehen er ſich beredet, daß eine Schrift deſto gründlicher ſeyn müſſe, je allgemeiner der Beyfall iſt, den ſelbige erhält.

der Wörter iſt ja von der Art derjenigen Dinge die in dem Reiche der Natur, nach Art der Luft, des Sonnenlichtes und des Waſſers groſſer Flüſſe, bey allem Gebrauche derſelben, unerſchöpflich ſind, und alſo allen gemein bleiben müſſen. Warum ſollte alſo nicht ein Schrifftſteller das Recht haben, ſein Kind zu tauffen wie er will, wenn gleich ein andrer dem Seinigen eben den Nahmen gegeben hat? Warum ſollte dasjenige in Zürich niemanden frey ſtehen, was mir in Leipzig freygeſtanden hat? Oder, warum ſollte ich böſe werden, daß ein andrer meine Erfindung auf die kräftigſte Art, die nur erdacht werden kan, gebilliget hat? X

Der andre Einwurff ſcheint noch gefährlicher zu ſeyn, iſt es aber in der That nicht; wenn man nur die Sache in genauere Betrachtung zieht. Es kömmt bey den Büchern nicht nur auf ihren Titel, ſondern auch auf den Inhalt an. So gleichlautend oft jener auf zweyen Wercken iſt, ſo ungleich kan doch dieſer letztere ſeyn; und ich darf mich, ohne ſtoltz zu thun, nur auf die zürcher, und leipziger critiſche Dichtkunſt beruffen. Der Inhalt unſrer Bücher iſt

in

X Daß ein andrer meine Erfindung auf die kräftigſte Art gebilliget hat.) Dieſes beziehet ſich nur auf die Erfindung des Titelblats zu der Gottſchediſchen Dichtkunſt: Denn in dem gantzen übrigen Wercke iſt, die Exempel ausgenommen, nichts von ſeiner Erfindung, wie die Vorrede zu der erſten Auflage ſolches rund und offenhertzig bekennt. Siehe die Nachrichten von dem Urſprunge der Critick bey den Deutſchen Bl. 164. 165.

in den allermeiſten Stücken und Capiteln ſo weit von einander unterſchieden Y, daß man ſie ſchwerlich für einerley Buch halten wird, wenn man ſie nur ein wenig betrachten will. Z. E. Da ich in meiner Dichtkunſt, nach der allgemeinen Abhandlung des Zubehörs zur Poeſie, von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt Z, uud einer

Y Der Inhalt unſrer Bücher iſt ſo weit von einander unterſchieden, daß) Es iſt in der That ſo, daß die Zürchiſche und die Leipzigiſche Dichtkunſt auſſer der Aehnlichkeit des Titels ſonſt wenig oder gar nichts mit einander gemein haben, wie in dem Ergänzungsſtücke zu den Trilleriſchen Fabeln Bl. 66. 67. u. f. bis 72. ausführlich dargethan worden: Welches aber Hr. Gottſched hier gar klüglich mit Stillſchweigen übergehet. Ich habe darum auch den Schluß daraus gemachet, daß alſo nothwendig eins von dieſen Büchern den Titel einer Critiſchen Dichtkunſt nicht verdienete.

Z Ich habe in meiner Dichtkunſt von allen üblichen Arten der Gedichte gehandelt) Die Art zu ſchlieſſen, deren ſich Hr. Gottſched hier bedienet, kömmt mir juſt ſo vor, als ob er beweiſen wollte, eine Perrüque wäre keine Schlafmütze; oder eine Hausbibel wäre darum nicht ganz, weil die ſo genannten Apocryphiſchen Bücher nicht dabey gebunden wären. Der Zürchiſche Kunſtrichter hat ſich in die beſondere Abhandlung von denen verſchiedenen üblichen Arten der Gedichte mit Fleiſſe nicht einlaſſen wollen, weil man darüber anderwärts zulänglichen Unterricht finden kan: Sondern ſein Vorhaben war allein, dasjenige, was eigentlich zu dem Weſen der Poeſie überhaupt gehöret, in ſo ferne ſie eine Nachahmung der Natur iſt, aus gewiſſen Grundſätzen ſo vollſtändig auszuführen, als noch von keinem andern geſchehen; und die Gewißheit und den Nu-

einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben a habe; dadurch Anfänger in den Stand gesetzt werden, sie auf untadeliche Art zu verfertigen; Liebhaber hingegen, dieselben richtig zu beurtheilen: so hält die zürcherische Dichtkunst nichts von dem allen in sich. b Man wird daraus weder

zen seiner Lehrsätze in critischer Prüffung der vornehmsten Gedichte der berühmtesten Alten und Neuern jedermann zu bewähren. Allein Hr. Gottsched ist nicht gewohnt die Vollkommenheit eines Wercks nach gewissen und bestimmten Absichten abzumessen.

a Und einer jeden ihre eigenen Regeln vorgeschrieben) Ich will zu einem Muster davon nur was weniges aus dem Hauptstücke oder Capitel von poetischen Sendschreiben anführen. Ich habe daselbst nicht ohne Ergötzen folgendes gelesen: „Von einem solchen Briefe ist erstlich dieses „zu bemercken, daß er im Anfange denjenigen anreden „muß, an den er gerichtet ist: Es sey nun, daß es „gleich in der ersten Zeile geschieht, oder doch bald hernach „kömmt. So fängt Neukirch z. E. einmal an:

Mein König, zürne nicht, daß mich dein Glantz beweget.

„Dieses ist, so zu reden, das eigentliche Merckmaal eines „Briefes von dieser Art: denn was ist ein Brief überhaupt „anders, als eine geschriebene Anrede an einen Abwesenden? „ꝛc. Diese einzige Entdeckung, daß man denjenigen anreden muß, an den man schreibt, giebt der Gottschedischen Dichtkunst einen grossen Vorzug vor der Zürchischen. Es ist nur Schade, daß diesem Kunstlehrer nicht auch beygefallen ist, die wichtige Frage zu entscheiden, ob ein poetisches gereimtes oder reimfreyes Sendschreiben nicht auch in Prosa könne abgefaßt werden?

b So hält die Zürchische Dichtkunst nichts von dem allen in sich) Ja in dem ersten allgemeinen Haupttheile

das

er eine Ode, noch eine Cantate; weder ein Schäfergedichte, noch eine Elegie; weder ein poetiſches Schreiben, noch eine Satire; weder ein Sinngedicht, noch ein Lobgedicht; weder eine Epopee, noch ein Trauerſpiel; weder eine Comödie noch eine Oper machen lernen. Alles dieſes ſtehet in der zürcher Dichtkunſt nicht c: es ſey nun, weil etwa in allen dieſen Stücken die Critick

des Gottſchedischen Verſuches werden die wichtigſten Fragen für einen Poeten erörtert, die man in der Zürchiſchen Dichtkunſt vergeblich ſuchen wird: als z. E. ob der Menſch geſungen haben würde, wenn er gleich keine Vögel in der Welt gefunden hätte? Cap. I. §. 3. Ob die alte Schwedische Sprache eine Tochter der Scythiſchen und alten Celtiſchen geweſen ſey, wie die Deutſche? §. 7. Ob man den Urſprung der Poeſie dem erſten Rauſche zu dancken habe? §. 18. Ob man mit beſſerm Recht ſage, die Kinder ſeyn wie Affen; oder die Affen ſeyn wie Kinder? Cap. II. §. 9. ꝛc. ꝛc.

c Alles dieſes ſtehet in der Zürcher Dichtkunſt nicht) Wenn ich nach Gottſcheds Logick beweiſen ſollte, daß ſeine Critiſche Dichtkunſt des Ariſtoteles Poetick an Vollſtändigkeit und Nutzbarkeit weit übertreffe; ſo würde ich ſagen, daß man beym Ariſteteles nichts von den Regeln finde, wie eine Cantate, ein Schäfergedichte, eine Elegie, ein poetiſches Sendſchreiben, ein Sinngedichte, ein Madrigal, ein Rondeau, eine Oper eingerichtet ſeyn müſſen: Folglich, daß man daraus keins von dieſen Gedichten machen lerne; aber wohl aus Hrn. Gottſcheds Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen. „Wer alſo „ Ariſtoteles Poetick in der Abſicht kaufen wollte, dieſe „ Arten der Gedichte daraus abfaſſen zu lernen, der „ würde ſich ſehr betrügen, und ſein Geld hernach zu „ ſpät bereuen.„

Critick nichts zu ſagen hat; oder weil man ein Poet ſeyn kan, ohne eins von allen dieſen Stüken zu verfertigen. Wer alſo dieſelbe in der Abſicht kauffen wollte, dieſe Arten der Gedichte daraus abfaſſen zu lernen, der würde ſich ſehr betrügen, und ſein Geld hernach zu ſpät bereuen.

Ich weis gewiß, daß viele hier voller Verwunderung fragen werden: was denn nun endlich in einer Dichtkunſt von zween ſtarcken Octavbänden d ſtehen könne, wenn es an den weſentlichſten Theilen eines ſolchen Buches fehlet e? Allein dieſe Frage wird mir gewiß niemand machen, als der ſich nicht beſinnet, daß der Urheber derſelben einer von den bekannten Zürcher Malern ſey, welche vor zwantzig Jahren, in ihren ſogenannten Diſcurſen, die Sitten ihrer Stadt abgeſchildert haben. Hat nun Herr von Fontenelle richtig geurtheilet, daß jedermann die Welt mit ſolchen Augen anſehe, die ſich zu ſeinen Abſichten ſchicken; der Held z. E. für einen ſchönen Platz, Menſchen zu erwürgen; der Gärtner für einen bequemen Raum, Gärten zu pflan-

d In einer Dichtkunſt von zween ſtarcken Octavbänden) Es nimmt mich ſchier wunder, daß er dieſes ungeheure Buch nicht auch gewogen hat. Siehe das Complot der deutſchen Poeten am Ende.

e Wenn es an den weſentlichſten Theilen eines ſolchen Buches fehlet) Da der beſondere Theil der Gottſchedſchen Dichtkunſt das weſentliche des Buchs ausmachet; ſo iſt hiemit der erſte allgemeine Theil nur als eine Zugabe zu betrachten.

pflantzen; der Verliebte, für eine gute Gegend zu buhleriſchen Abentheuern u. ſ. w. was war wohl von unſerm Maler anders zu vermuthen, als daß er die gantze Dichtkunſt in eine Kunſt zu malen, verwandeln f, und von lauter poetiſchen Malereyen, und denen dazu nöthigen Farben handeln würde? Fällt nun dabey jemanden die nützliche Regel ein, die obgedachten Zürcher Malern, von einem Kunſtverſtändigen aus Hamburg, in einem ſchönen Sinngedichte gegeben worden g, das im III. B. der Poeſie der Niederſach-

f Daß er die gantze Dichtkunſt in eine Kunſt zu mahlen verwandeln) Dieſes mag Horatz verantworten, der mit ſeinem, Ut pictura Poeſis erit, ſchon manchen ehrlichen Mann verführt hat: Und insbeſondre auch den ſcharffſinnigen Dubos, der ſich gleichfalls ſo weit vergangen hat, daß er zween Octavbände mit Betrachtungen über die Vergleichung der Dicht- und der Mahler-Kunſt angefüllet.

g Die nützliche Regel . . in einem ſchönen Sinngedichte gegeben worden) Ich will dieſelbe anführen; damit jedermann ein neues Muſter von Hrn. Gottſcheds reinem Geſchmack in der Critick und Morale vor Augen habe.

Ihr Maler ſcheinet euch vergeblich liebzukoſen,
Wenn ihr euch an der Pracht der gröſten Dichter wagt,
Und dennoch wenig Teutſch in teutſchen Zetteln ſagt.
Denn eure Schreibart hat Neapler und Franzoſen.
Soll euer Werck gemalt, und nicht geſchmieret ſeyn;
So tunckt den Pinſel nicht mehr in den Nacht-Stul ein.
Horn.

Dieſer ſaubere Dichter hätte einen vornehmen Preis in den Luſtſpielen verdienet, welche die Göttin der Dummheit

in

ſachſen, auf der 250ſten S. ſteht; und verlangt er von mir zu wiſſen, ob ſie in dieſem Buche beſſer beobachtet worden, als in jenen ſittlichen Malereyen? ſo muß ich ihm aus Höflichkeit h die Antwort ſo lange ſchuldig bleiben, bis wir in Leipzig die Zürcheriſche Bergſprache beſſer werden gelernet haben.

Wie alſo, damit ich wieder auf meinen Zweck komme, die Ilias Homers, durch die neuere Ilias desjenigen Dichters nicht um ihren Werth gebracht worden, der ſich vorgenommen hatte, den gantzen trojaniſchen Krieg zu beſingen, und tauſend ſchöne Sachen nachzuholen, die ſein Vorgänger übergangen hatte; indem vielmehr dieſe vermeinte gröſſere Ilias, vom Ariſtoteles, in Anſehung der Homeriſchen, die kleine Ilias genennet worden: alſo könnte es leicht kommen (doch ohne mich auf einige Weiſe mit dem Homer zu vergleichen, als mit deſſen Wercke mein Buch

in der Dunciade mit ihren Helden vornimmt, wo derjenige den beſten Danck erhält, der ſich am hertzhafteſten in einer ſtinckenden Pfutze untertaucht.

h So muß ich ihm aus Höflichkeit) Ich habe in der Echo des deutſchen Witzes, in einem beſondern Abſchnitte die critiſche Höflichkeit der Leipziger mit Anführung einer Menge Exempel auſſer alle Nachrede geſetzet, und gewieſen, daß unſere Bergbauren ihren natürlichen Talent zum Höflichſeyn in der Gottſchediſchen Schule trefflich verbeſſern und zu ſeiner Vollkommenheit bringen könnten. Denn daß ein ſchweitzeriſcher Scribent einen Geſchmack an ſo ſafftigen und garſtigen Poſſen gefunden, wie Hr. Gottſched, das iſt bisdahin noch unerhört.

Buch gar keine Aehnlichkeit hat) daß auch die zürcheriſche Dichtkunſt, ſo ſtarck ſie ihrer Gröſſe und Abſicht nach iſt, dennoch bey dem Mangel ſo vieler nöthigen Hauptſtücke, von aller üblichen Arten der Gedichte, gegen die meinige zu rechnen, bey der Nachwelt, nur eine kleine Dichtkunſt genennet würde. i

Ich habe mich bisher mit Fleiß nur immer auf Zürich, und nicht auf die gantze Schweitz bezogen; gantz anders, als bisher von vielen unſrer mißvergnügten Schriftſteller geſchehen; die insgemein die Schuld von ein paar Kunſtrichtern, der gantzen löblichen Eidgenoſſenſchaft k auf den Hals gewälzet haben. Und geſetzt, ich

H wäre

i Bey der Nachwelt nur eine kleine Dichtkunſt genennet würde) Ja, wenn die Nachwelt aus lauter Gottſcheden beſtehen ſolte, welche die äuſſerliche Forme eines Gedichts für das Weſen der Poeſie halten würden, ſo müßte ſich die kleine Zürchiſche Dichtkunſt vor der groſſen Gottſchediſchen bücken und neigen.

k Die insgemein die Schuld von ein paar Kunſtrichtern, der gantzen löblichen Eidgenoſſenſchaft) Man hat ſich doch die gröſte Mühe von der Welt gegeben, Hrn. Prof. Gottſched den Wahn auszureden, als ob die gantze Schweitzeriſche Nation ſich von ein paar Kunſtrichtern habe verführen laſſen: Allein es ſcheint, daß er dieſem Vorgeben keinen Glauben zugeſtellet, bis daß ihn erſt kürtzlich, nachdem dieſe neue Auflage ſeines Verſuches ſchon faſt wieder abgedruckt war, ein paar wackere und gelehrte Männer, aus benachbarten Cantons, eines gleichen belehret und verſichert haben. Sehet in dem zweyten St. der

wäre selbſt bisher, auch wohl in dieſer neuen Auflage meiner Dichtkunſt, in dieſes Verſehen gefallen: ſo will ich doch hiermit ſelbiges allen andern Einwohnern dieſes anſehnlichen Landes abgebethen haben l; ſeit dem ich von etlichen wackern und gelehrten Männern m, aus benachbarten

der Zürichiſchen Sammlung critiſcher Schriften die Ablehnung des Verdachts, daß die ſchweitzeriſche Nation ſich habe überreden laſſen, an N. V. P. einen Geſchmack zu finden: In dieſer Schrift ſteht Bl. 76. „Ich kann „ zwar nicht leugnen, daß nicht ein halb duzt ungerathes „ ne Landeskinder in Zürich und Bern zur Secte Addiſons „ übergegangen; allein mit dem groſſen Hauffen hat es „ keine Gefahr; insbeſondere kann mir Hr. G ſ ſ glau„ ben, daß die Einwohner der Alpen, je tieffer ſie in „ den Spälten der Berge wohnen, deſtoweniger von den „ Zürchiſchen Kunſtrichtern eingenommen ſind; man könn„ te alſo noch richtig zu 50000. Eidsgenoſſen zehlen, „ ohne Weiber und Kinder, welche desfalls noch ganz „ unſchuldig ſind.„ Zu dieſen kommen itzo noch etliche wackere und gelehrte Männer aus benachbarten Cantons, und insbeſondere die zween ſ ſ ſ eriſche Correſpondenten Hrn. Gottſcheds, die er ausdrücklich als Zeugen anführet. Und Bl. 77. ſtehet: „Der Eifer für die Ehre meiner Landes„ leute hat mich nicht ruhen laſſen, bis ich Hrn. G ſ ſ „ davon Nachricht gegeben, und ihn gebethen hätte, daß „ er gütiger von uns dencken, und das Verbrechen, deſ„ ſen ſich etliche wenige unter uns ſchuldig machen, nicht „ der gantzen Nation in die Rechnung ſetzen mögte.„

l Abgebethen haben) Wer die Auszüge aus den zweien Schreiben der wackern und gelehrten Männer aus benachbarten Cantons, wodurch dieſe Buſſe des Leipzigiſchen Criticus gewircket worden, geleſen hat, der wird erkennen müſſen, quod non plus ſit in effectu, quam in cauſa.

m Von etlichen wackern und gelehrten Männern) Wenn

barten Cantons n, belehret und verſichert worden: daß die gantze Schweitz den zürcheriſchen Kunſtrichtern in ihren Lehrſätzen und Urtheilen eben nicht beypflichte, vielweniger dieſelben dazu bevollmächtiget habe, allem deutſchen Witze Hohn zu ſprechen. o Ich will doch, weil man mir in Zürich das Exempel dazu gegeben hat, einmal auch als ein Mathanaſius thun p, und

Wenn alle diejenigen, die Gottſcheds reinen Geſchmack in der Poeſie und der Critick mit gutem Hertzen verehren, und den Zürcheriſchen Kunſtrichtern in ihren Lehrſätzen und Urtheilen eben nicht beypflichten, ſich eben dadurch des Titels wackerer und gelehrter Männer würdig machen, ſo ſind derſelben ſo viel in der Schweitz, daß man ſchwerlich wird errathen können, welche und wie viel eigentlich hier gemeint ſeyn.

n Aus benachbarten Cantons) Solche ſind Bern, Schafhauſen, und Zug.

o Allem deutſchen Witze Hohn zu ſprechen) Dieſe Ausdrückung iſt mit der oben angemerckten, auf den verderbten Geſchmack der Deutſchen ſchmählen, gantz gleichgültig: daher bin ich auf die Muthmaſſung gefallen, es müſſe hier anſtatt Witz, Unwitz geleſen werden: Allermaſſen ich verſichern kan, daß dieſe Zürchiſchen Kunſtrichter eben ſo wenig von der gantzen Schweitz bevollmächtiget worden, dem deutſchen Unwitze Hohn zu ſprechen.

p Als ein Mathanaſius thun) Es wollen einige für Mathanaſius, Mataiologus leſen; denen ich aber nicht beypflichten kan; ungeachtet jedermann weiß, daß Mathanaſius es ſich bey ſeinen Anzügen nicht vollkommen ſo einen Ernſt ſeyn laſſen, als der Leipzigiſche Mathanaſius bey den ſeinigen.

Stellen aus ein paar Briefen anführen, die ich deswegen, nur vor kurtzem, und in währendem Drucke dieses Buches erhalten habe.

Der erste vom 1. des Wintermonats q hat folgendes:

„ Wie

q Der erste vom 1. des Wintermonats) Dieser neue Mathanasius ist sehr sorgfältig die historischen Umstände zu bemercken, um die vorgegebene Authentie seiner Auszüge dadurch glaubwürdig zu machen, weil die Auszüge selbst so viel deutliche Merckmahle einer geistigen und vernünftigen Sittsamkeit und Bescheidenheit, so wohl als einer friedfertigen Neigung und Liebe zum Natürlichen an sich haben, daß man leicht auf die Vermuthung gerathen könnte, die Herrn Verfasser dieser Briefe wären mehr denn hundert Meilen von dem helvetischen Sibirien entfernet, und in einem Lande auferzogen worden, wo Witz und Verstand eben so allgemein sind, als sie leider in der Schweitz nicht seyn sollen: Die Bergsprache verräth sie doch, daß sie Schweitzer seyn, und zwar solche, die eben keine grosse Wörter- und Sprachmänner sind, und die sich keine grosse Mühe geben werden ihren Mitbürgern die reine Hochdeutsche Sprache geläufiger und beliebter zu machen. Es hat deswegen auch Hr. Gottsched alle die Unrichtigkeiten oder vielmehr Idiotismos dieser Bergsprache unverändert, wie er selbige gefunden, abdrucken lassen, damit er diesen Briefen das Ansehen wahrer Schweitzerischer Urkunden durch eine Veränderung oder Uebersetzung in die reine hochdeutsche Sprache nicht verminderte. Aus welchem Canton dieses wohlgezogene paar Correspondenten eigentlich sey, das läßt sich so gewiß nicht bestimmen; das einzige läßt sich mit Grund schliessen, daß sie Glieder von einem benachbarten Canton seyn, der eben nicht völlig hundert Meilen von Zürich entfernt, und in welchem einige wenige ohnmächtige Seelen sich als

über

„ Wir haben hier mit Freuden und Vergnü-
„ gen geſehen, daß B. . und Br. . hin
„ und her in Deutſchland nach Verdienen her-
„ genommen werden. Der Hochmuth und die
„ Einbildung dieſer Leuten iſt unerträglich. Es
„ iſt ſich aber nicht zu verwundern: die Herren
„ von Zürich haben groſſe Einbildung, weilen
„ ſie in dem erſten Canton der Schweitz geboh-
„ ren ſind. Es iſt unglaublich, wie groß die Ein-
„ bildung der Herren von Zürich wegen dieſem
„ Vorſitz iſt, der doch nichts zu bedeuten hat. Ich
„ verſichere ſie aber, daß Zürich von allen ver-
„ nünftigen Schweitzern als das helvetiſche Si-
„ berien, in welchem groſſe Wörter- und Sprach-
„ Männer entſtanden, da aber Witz und Ver-
„ ſtand wenig Platz finden, angeſehen wird.
„ Die Sitten, die Sprache, die Lebensart,
„ die Kleidung der Züricher iſt von uns ſo un-
„ terſchieden, daß man glauben ſollte, ſie wä-
„ ren mehr denn hundert Meilen von uns entfer-
„ net. Das iſt gewiß, daß ſie arbeitſame Leu-
„ te, aber in geiſt- und vernünftigen Sitten,
„ werden ſie noch lange Zeit grobe Schweitzer
„ bleiben. „

Das andere Schreiben iſt vom 3ten deſſelben Monats, und darinn drücket man ſich ſo aus.

über einen wahren Verluſt ängſtlich quälen, daß das mißgünſtige Glück ſie unter dreyzehn Brüdern nicht den älteſten oder erſtgebohrnen werden laſſen; da doch dieſe Erſtgebuhrt eben kein ander Vorrecht hat, als das Eins unter den Zahlen.

„ Wir nehmen an dem Kriege, den unſre „ Landsleute von Zürich wider die gantze deut„ ſche Nation vorgenommen haben, kein Theil. „ Fertiget man ſie ferner ab, wie es in einem „ periodiſchen Wercke erſt vor kurtzem geſchehen „ iſt, ſo wird ihnen die Luſt vergehen. Wir „ wünſchen unſren Landsleuten mehrere Liebe „ zum Frieden und zum natürlichen; ſo werden „ ſie von Deutſchland ablaſſen, und mit Mil„ tons Liebhabern anbinden. „

Nach ſolchen feyerlichen und einſtimmigen Erklärungen zweener berühmten ſchweitzeriſchen Gelehrten, habe ich meinem Gewiſſen nach, nicht anders gekonnt r, als daß ich an ſtatt der allge-

r Habe ich meinem Gewiſſen nach, nicht anders gekonnt, als daß ꝛc. Denn nachdem Hr. Gottſched durch dieſe zwey Schreiben auf das nachdrücklichſte überzeuget worden, daß dieſe zween berühmte Schweitzeriſche Gelehrte eine gäntzliche Abneigung gegen Zürich, ſeine Sitten, Sprache, Lebensart und Kleidung, ſeine groſſe Wörter- und Sprachmänner; wie auch gegen Milton und Miltons Liebhaber bezeigen; ſich zu einer völligen Neutralität erklären; mithin aber die Gottſchediſche Partey mit hertzlichen Wünſchen unterſtützen, und mit Freuden und Vergnügen zuſehen, wie ihre Landsleute in wiederholten Scharmützeln von den critiſchen Panduren und Topatſchen der Gottſchediſchen Factien hergenommen und empfangen werden: So hat er ja mit Recht den Schluß gemachet: Wer nicht wieder uns iſt, der iſt für uns: Und daß folglich nicht eben die gantze Schweitz den Zürchiſchen Kunſtrichtern geneigt ſey: Zumahlen da dieſe zween berühmten ſchweitzeriſchen Gelehrten ein anſehn-

allgemeinen Benennung die beſondere erwählet; werde es auch künftig allemal ſo halten, wenn man mich nöthigen ſollte, wider meine Neigung, meine Feder zu critiſchen Streitſchriften zu ergreiffen.

Kürtzlich noch etwas von den Vorzügen dieſer neuen Ausgabe zu erinnern, muß ich dem geneigten Leſer folgendes melden. Zuförderſt habe ich in dieſem Buche vom Anfange bis zum Ende, die Schreibart nochmals mit der gröſten Sorgfalt und Aufmerckſamkeit ausgebeſſert[1]; als worinn man immer, nach Verflieſ-

ſehnlicher Theil von der ganzen Schweitz ſind. Dahero er ſich im Gewiſſen verpflichtet befunden, anſtatt der allgemeinen Benennung der Schweitz die beſondere von Zürich zu erwählen.

[1] Die Schreibart nochmahls mit der gröſten Sorgfalt und Aufmerckſamkeit ausgebeſſert) Ich will zur Probe einige Beyſpiele anführen, damit man die genaue Sorgfalt unſers Kunſtrichters erkenne. In der erſten Herausgabe war der Titel: Verſuch einer critiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen: In der zweyten ward das vor die Deutſchen in für die Deutſchen verändert: Itzo aber in dieſer neuen Auflage hat er ſich die critiſche Lection, die man ihm in dem Ergänzungsſtücke zu Trillers Fabeln Bl. 66. u. 67. gegeben, ſo zu Nutze gemachet, daß er dieſen Anhang des Titels für die Deutſchen gäntzlich ausgelöſchet, und alſo ſein Buch durch dieſe leichte Veränderung zum allgemeinen Gebrauche aller Nationen ohne Unterſchied tüchtig gemacht hat. In der erſten Ausgabe hat er ſein Buch in Capitel abgetheilt: In der zweiten als ein neuer Puritaner die Capitel in Hauptſtücke verwandelt: In

ſung einiger Zeit, kleine Unachtſamkeiten entdecket t, die man gleich anfangs nicht wahrgenom-

In dieſer neuen Auflage aber die erſtere Eintheilung in Capitel den Hauptſtücken wieder vorgezogen. Die Capitel hat er in der zweiten Auflage in §§. unterſcheiden; In der dritten zwar dieſe §§. beybehalten, aber per Anagramma durchaus an ſtatt §. 1. §. 2. ꝛc. aus einem zureichenden Grunde 1. §: 2. §: ꝛc. hingeſetzet: Auch die Abſchnitte in §§. hier und da anders abgetheilt, wie z. Ex. in dem I. Cap. in dem 20. §. II. 1. 2. 19. 20. III. 26. IV. 5. 6. ꝛc. zu ſehen iſt. Beyſpiele von den wichtigſten Ausbeſſerungen in der Schreibart können folgende ſeyn: Cap. I. 1. Und geht ihn alſo weit näher an: Nunmehr lieſt er: Und alſo geht ſie ihn weit näher an. C. II. 1. Diejenigen haben ſichs gemeiniglich angemaſſet. Nunmehr lieſt er: Gemeiniglich haben ſichs diejenigen angemaſſet. C. I. 10. Das heißt auſſer der gebundenen Schreibart. Izo lieſt er: Das heißt in ungebundener Schreibart. ꝛc. Wo in den vorigen Ausgaben Muſicus geſtanden, das hat er in der neuen in Tonkünſtler verwandelt; und dadurch eine neue Probe abgeleget, daß er ein würdiger Zeſianer ſey. Cap IV. Dasjenige ſo der Urſprung und die Seele der Dichtk. iſt. Anitzo ſchreibt er: Dasjenige, was der Urſprung und die Seele der Dichtk. iſt. Daſelbſt §. 8. Ein Stücke aus einer andern Welt. Izo ſchreibt er: Ein Stücke von einer andern Welt. Daſelbſt §. 11. Nur als was fremdes: Anitzo: Nur als etwas fremdes. §. 16. Eines Sohns Oedipi und Jocaſtä: Anitzo: Eines Sohns des Oedipus und der Jocaſta. Cap. 5. §. 4. Das erſte Wunderbare, ſo die Götter verurſachen: Anitzo ſchreibt er: Das erſte Wunderbare, was die Götter verurſachen.

t Kleine Unachtſamkeiten entdeckt, die man gleich anfangs nicht wahrgenommen.) Daß dieſes auch in Abſicht

nommen. Zweytens habe ich auch in den Regeln und Vorſchriften, zu mehrerer Erläuterung

Abſicht auf dieſe neue gereinigte Auflage ſeinen Grund habe, will ich gleichfalls mit ein paar Exempeln weiſen. Cap. IV. §. 3. Man macht zum Ex. ein verliebtes trauriges luſtiges Gedichte im Nahmen eines andern. Künſtliche Vermiſchung von ungleichen Eigenſchaften in einem Gedichte! In demſelben §. Man muß den Unterſcheid des Gekünſtelten von dem Ungezwungenen angemercket haben. §. 29. Der eingebildete Univerſal Monarch. In dem V. Cap. 7. §. 175. Bl. ziehet er in einem kleinen neuen Zuſatze Taſſoni geraubtes Siegel an als ein ſchertzhaftes Epiſches Gedicht; wo er aus Unwiſſenheit einen Waſſer-Eimer in ein Siegel metamorphoſiert, und ſich dadurch verräth, daß er dieſes Werckleins weder geſehen noch geleſen habe. In der Ueberſetzung von Horatzens Dichtkunſt ſteht V. 473. Bl. 50.

Entweder ein Poet ſucht Nutzen oder Luſt;
Auch beydes liebt er wohl zugleich mit reger Bruſt.

Welches nicht allein ein Muſter von ſeiner Ungeſchicklichkeit im Ueberſetzen; ſondern auch wider die Richtigkeit der Sprache anſtöſſig iſt: Und ich erinnere mich dabey jenes dummen Schulmeiſters, der, als er ſeine Lehrlinge über die Frage aus dem Catechismus, Wer hat dich erſchaffen? in Anſehung ihres Begriffs erforſchen wollte, die Frage alſo umgekehrt hat: Erſchaffen wer hat dich? Eben daſelbſt V. 426. Bl. 46.

. . . . . Ich trachte den Poeten
Hinfort ein Sporn zu ſeyn, ein Wetzſtein ihrer Flöten,
Wie dieſer Eiſen ſchärft. . . . . .

In der neuen Auflage iſt zwar der Wetzſtein der Flöten in einen Antrieb der Flöten verwandelt worden: doch iſt der Ausdruck noch abentheurlich genug. In dem III. Cap. 1. §. ſteht: Man hat endlich gar die Regel gemacht:

Ein

und Beſtärckung derſelben, noch manches beygefügt u, das in den vorigen Ausgaben nicht geſtanden; auch hin und wieder manchen Scribenten angeführt, worinn dasjenige mit mehrerm nachgeleſen werden kann, was ich nur kurtz hatte anführen können. Drittens habe ich auch an verſchiedenen Orten, denen Einwürffen begegnen müſſen, die man in öffentlichen critiſchen Schriften, zumal aus Zürich her v, dagegen gemacht:

Ein Poet müſſe einen guten Geſchmack haben. Dieſe Regel nun nach meiner Art zu erklären und zu erweiſen, das iſt meine Abſicht in dieſem Capitel. Dieſe Regel kömmt mir eben ſo ſpaßhaft vor, als wenn ich ſagte: Man hat endlich gar eine Regel gemacht: Ein Tantzmeiſter muß Beine und Gelencke haben. Weiß denn der deutſche Sprachrichter und Philoſophus, der ſo viel Künſte in Regeln will gebracht haben, noch nicht, was eine Regel iſt, und wie ſie von einer Forderung unterſchieden iſt?

u Noch manches beygefügt, das in den vorigen Ausgaben nicht geſtanden) Dieſe Zuſatze ſind meiſtens hiſtoriſch und von ſchlechter Erheblichkeit: Sie beſtehen entweder aus bloſſen Verſetzungen, wie Cap. I. §. 8. III. 24. oder aus hiſtoriſchen Erzehlungen von poetiſchen Abentheuren, wie III. 25. oder aus eingeſchalteten Citationen aus lateiniſchen Scribenten, wie II. 5. und aus den Schriften der deutſchen Geſellſchaft, wie IV. 5. Dahin gehöret, daß auch die in den Anmerckungen angeführte Stellen aus franzöſiſchen, engliſchen ꝛc. Scribenten ins Deutſche überſezt werden. Zu dieſen Veränderungen muß auch die Ausmertzung verſchiedener Stellen aus Boileau, wie II. 10. 16. 17. ꝛc. gerechnet werden.

v Denen Einwürffen ꝛ. ꝛ. zumahl aus Zürich her dagegen gemacht) Freylich hat er allen dieſen Einwürfſen,

gemacht: doch habe ich mich ſowohl der Namen mei-

ſen, die mit ſo vieler Gründlichkeit gegen ſeinen Verſuch gemacht worden, begegnen ſollen; aber er hat es lieber bey der bloſſen Erkenntniß dieſer Schuldigkeit bewenden laſſen. Man durchgehe nachfolgendes Verzeichniß von Beſchuldigungen, ſo von den Zürchiſchen Kunſtlehrern in verſchiedenen Wercken mit Nahmen gegen ihn gemachet worden; und erkundige ſich hernach durch ſein eigenes Nachſchlagen, ob und wo er auch nur den kleinſten Verſuch gethan, eine von denſelben, geſetzt es wäre auch nur mit einigen ſcheinbaren Worten, von ſich abzulehnen. Man wird finden, daß er deßfalls zum Anſtoß ſeiner geringſten Schüler, welche zu ihrer Belehrung ſich darnach mit der dazu nöthigen Lernensbegierde umgeſehen hatten, als ſtumm und mundtodt geblieben.

Critiſche Abhandlung von Gleichniſſen.

Bl. 170. 171. wird Hrn. Gottſched vorgehalten, daß er eine Stelle aus Canitzen Gedichten, wo er Virgils Character der Dido erhebet, auf eine unverſtändige Weiſe verbeſſern wollen, aber würcklich verderbet, und den Character, den er doch anpreiſet, gantz verſtellt habe. Siehe Gottſch. Dichtk. IV. Cap. §. 5.

Eben daſelbſt Bl. 179. wird das Lob, welches Hr. Gottſched Amthors Ueberſetzung von der Rede der erzürnten Dido beym Virgil, beygeleget, in eine critiſche Unterſuchung genommen, und als ein Beweis von deſſen üblem Geſchmack angegeben. S. Gottſch. Dk. X. Cap. §. 4.

Eben daſelbſt Bl. 198. wird Hr. Gottſcheds Erörterung, wie ferne die Gleichniſſen ſich in die Schreibart der Tragödien ſchicken? weitläuftig geprüffet, und als undeutlich, ungewiß und verworren dargegeben: zugleich auch gezeiget, daß Gottſched die Regel: Ahmet der Natur nach: die er ſo oft in dem Munde führet, bis itzo nicht verſtanden habe. S. Gottſch. Dk. II. Th. X. Cap. §. 25.

Eben

meiner Gegner, als aller Anzüglichkeiten billig ent-

Eben daſelbſt Bl. 266. wird Gottſcheds Critick über des Hrn. von Lohenſtein Leichrede auf den Hrn. von Hofmannswaldau mit guten Gründen verworffen.

Eben daſelbſt Bl. 494. u. ff. wird Neukirchs von Hr. Gottſched ſo gelobtes Gedichte auf die geſchützten Nachtigallen in einer ausführlichen Unterſuchung vieler Ungeſchicklichkeiten beſchuldiget. S. Gottſch. Dk. Cap. XI. §. 29.

Critiſche Dichtkunſt.

I. Th. Bl. 304. wird Hr. Gottſcheds Urtheil von Achilles Schild beym Homer, welches er nur einem Franzoſen abgeborget, als unbeſcheiden abgefertiget. S. Gottſch. Dk. VI. Cap. §. 5.

Eben daſelbſt II. Th. Bl. 331. wird gezeiget, daß Hr. Gottſched wider alle Vernunft das gemeine Recht neue Metapheren in die deutſche Sprache einzuführen einſchrancken wolle. Im III. St. der critiſchpoetiſchen Samml. Bl. 17. 28. und Bl. 107. ſind ihm über eben dieſe Materie deutliche Vorſtellungen gethan worden. S. Gottſch. Dk. IX. Cap. §. ult.

Critiſche Betrachtungen über poet. Gemählde.

Bl. 348. wird Hr. Gottſcheds Urtheil von ein paar Stellen in Canitz und Beſſers Trauergedichten widerlegt. Siehe Gottſch. Dk. V. Cap. §. 25. und XI. Cap. §. 26.

Daſelbſt Bl. 505. wird Hr. Gottſcheds Ueberſetzung von der Rede der Scythiſchen Abgeſandten beym Curtius getadelt.

Daſelbſt Bl. 339. wird deſſen Schutzſchrift für die Lehre von der Baukunſt der Figuren widerlegt. S. Gottſch. Dk. X. Cap. §. 2.

Amthors Schreibart in der Ueberſetzung eines Stückes der Aeneis iſt eben daſelbſt Bl. 89. 104. und 245. und in der critiſchen Dichtk. II. Th. Bl. 160. 175. 181. der Plattheit,

enthalten x; als welche nichts zur Sache thun, und

heit, Mattigkeit, und Ungeſchicklichkeit überwieſen worden: In der Gottſch. Dichtk. hatte man ſie Cap. XI. §. 14. vor die rechte Schreibart angeprieſen, die ſich zu einem Heldengedichte ſchickt; und uns verſichert, daß Amthor die edle Einfalt Virgils völlig erreicht habe.

In der Sammlung crit. und poet. Schriften.

I. St. Bl. 67. u. ff. und II. St. Bl. 152. ſind ſeine verwirrten Begriffe von dem Sinnreichen und dem Scharfſinnigen von neuen aufgekläret worden, wie ſchon 1728. in der Anklage des verderbten Geſchmacks geſchehen war; ohne daß er es ſich zu Nutzen gemacht habe.

Eben daſelbſt II. St. Bl. 173. 174. wird ſeine verwirrte und eitele Erklärung des Geſchmackes, ſo er im III. Cap. ſeiner Dichtk. §. 9. gegeben, jedermann vor Augen geleget.

Critiſche Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie.

Bl. 97. u. f. wird Hr. Gottſcheds Urtheil über Miltons Bau des Pandämoniums, welches er Voltairen nachgeſprochen hat, weitläuftig widerlegt. Aber in der neuen Auflage der Dichtkunſt VI. Cap. 22. §. 23. §. iſt es ungeändert geblieben, wie es in der vorhergehnden Auflage geſtanden hat, auſſer daß er den ihm ſo ſehr verhaßten Nahmen Hrn. Prof. Bodmers ausgeſtrichen, und anſtatt, welches uns von Hrn. Pr. Bodmern noch neulich im Deutſchen geliefert worden, hingeſchrieben hat: Welches uns vor etlichen Jahren in der Schweitz im Deutſchen geliefert worden. Nicht anders hat ers mit den übrigen Beſchuldigungen gemacht, welche er gröſtentheils aus Voltairen abgeſchrieben, als, die Einwürffe von der abſcheulichen Blutſchande Satans und der Sünde, von dem Sataniſchen Geſchoſſe, von den Anzügen aus der

Mythos

und vielmehr einen Uebelſtand machen würden. Habe

Mythologie, von der Abwechſelung des Tages und der Nacht im Himmel vor Erſchaffung der Welt, von den Weltgegenden, Berg und Thal, ja einem Boden voller Metalle, daraus die Teufel allerley künſtliche Dinge machen. Alle dieſe Sachen ſind in Hrn. Bodmers Abhandlung von dem Wunderbaren auf gewiſſe Grundſätze gebracht, und die Einwürffe, welche Hr. Voltaire und Hr. Magny mit einem weit beſſern Scheine, als Hr. Gottſched ſie ihnen nachgeſagt, dagegen gemacht haben, gründlich und zuſammenhangend aufgelöſet worden. Auf das alles hat Hr. Gottſched nichts anders gethan, als ſeine Anklage öfters wiederholet, als ob ſie von einer jeden Wiederholung ein neues Gewichte bekäme.

x Ich habe mich der Nahmen meiner Gegner enthalten) Dieſes gehört zu der unergründlichen Schreibart, und muß verſtanden werden, wie das Mater timidi flere non ſolet: Es hat nämlich Gottſched alle die von Zürich her in vielen critiſchen Schriften wider ſeine Dichtkunſt gemachten Einwürffe, nicht berührt, ſondern für ungeſchrieben gehalten, und deswegen alles dieſes gantz unverändert aus der zweiten Auflage in die neue hinübergebracht: darum auch keinen Anlaß gehabt, die Nahmen ſeiner Gegner anzuführen. Im Gegentheil hat er die Nahmen dieſer Gegner aller Orte, wo ſie etwa vorhin gelobt waren, aus einer recht ſorgfältigen Unparteylichkeit, ausgelöſchet. Als z. E. I. Th. IV. Cap. 1. §. ſtuhnd in der Edition von 1737. Man kan hierbey mit Augen nachleſen, was Herr Bodmer in ſeinen vernünftigen Gedancken und Urtheilen von der Beredſamkeit für ſeine Regeln und Anmerckungen davon gegeben hat. IV. C. 3. §. beym Ende: Man darf nur die Diſcurſe der Maler nachleſen, wo unterſchiedene ſolche Cenſuren vorkommen, die hieher gehören. Alſo VI. 22. Im II. Th. IX. Cap.

Habe ich aber, was den miltoniſchen Geſchmack betrifft, den man uns, nach Verbannung des mariniſchen, mit Gewalt aufdringen y will, mich

IX. Cap. 17. §. So daß der Nahme Hrn. Prof. Bodmers in der neuen Auflage nirgends mehr zu leſen vorkömmt, als in dem Regiſter, welches unverändert geblieben.

y Man will uns den Miltoniſchen Geſchmack mit Gewalt aufdringen) Hr. Prof. Gottſched will durch dieſe Klage ſeinen Eifer, den er wider das beſorgliche Uebel des Miltoniſchen Geſchmacks in denen wichtigen Zuſatzen des neuen Verſuches einer crit. Dichtkunſt mit einer ihm ſonſt nicht gewohnten Ernſthaftigkeit ausgeſtoſſen hat, um etwas entſchuldigen: Es ſcheint, daß er die formliche Ablehnung des Verdachts daß die Schweitzeriſche Nation ſich habe überreden laſſen, an Miltons verlohrnem Paradieſe einen Geſchmack zu finden, nur für einen bloſſen Schertz aufgenommen habe; ſonſt würde er wohl erkennt haben, daß die Gefahr diesfalls von Seite der ſchweizeriſchen Nation keineswegs ſo groß ſey, als er in ſeinem fantaſierenden Kopfe zu träumen Luſt hat. Und ich wollte mich viel eher unterſtehen, einen Raben zu bleichen, oder einen Mohren weiß zu waſchen, als den ſteifſen Sinn dieſes eigenmächtigen Richters in andere Falten zu biegen, oder ihm etwas aufzudringen, daran er ſich verredet hat, keinen Geſchmack zu finden. Ich will dieſe wichtigen Zuſatze, die ihm ſein Eifer wieder den einreiſſenden miltoniſchen Geſchmack in die Feder geflöſſet hat, und wodurch er ſein Mißfallen an Miltons Gedichte mit einem richterlichen Anſehen, und mit ſolchen Ausdrückungen, die er ſonſt ungerne braucht, entdecket, hier beyfügen, damit jedermann die nachdrückliche und immer ſieghafte Schreibart dieſes philoſophiſchen Kunſtrichters bewundern könne.

Hrn.

mich bisweilen, von der Sache ſelbſt harter Redens-

Hrn. Gottſcheds Verſuch einer crit. Dichtkunſt.

II. Cap. 17. §. wird nach dem Satz: Von den Italienern und Spaniern hat uns Bouhours in hundert Exempeln die Früchte gar zu hitziger Geiſter gewieſen, die keine Prüffung der Vernunft aushalten: folgender Zuſatz gemacht: „Unter den Engellandern aber, die über„haupt ſehr ſtarck zu den Ausſchweiffungen der Phan„taſie geneigt ſind, hat Milton, alles was man dadurch „ſchwärmendes machen kan, in ſeinem verlohrnen Pa„radieſe gewieſen.„

IV. Cap. 16. §. in der neuen Auflage 15. §. nach dem Urtheil von der kleinen Ilias, ſteht folgendes eingeſchaltet: „Dahin gehört auch Milton, der in dem verlohr„nen Paradieſe nicht nur den Fall Adams, und ſeine Ur„ſache, nämlich die Verführung Satans; ſondern auch „die Schöpfung der Welt, ja was vor derſelben vorge„gangen, nämlich den Fall Lucifers, erzählet.„

VIII. Cap. 19. §. nach den Worten: Da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorſtellen, und empfindlicher machen ſollte: bemercket folgenden Zuſatz: „Nicht nur im vorigen Jahrhunderte „hat die mariniſche Schule den dunckeln Wuſt in die „Dichtkunſt gebracht; ſondern auch izo will uns die „miltoniſche Secte von neuem überreden: Nichts ſey „ſchön, als was man kaum verſtehen, oder doch mit „vielem Nachſinnen und Kopfbrechen kaum errathen kann.

IX. Cap 7. §. Nach den Worten: Oder ſie meinen doch, um eines guten Gedanckens halber, ſtehe es ihnen frey, die Sprache zu verſtümmeln: wird folgendes beygerücket: „Einige aber meinen gar, es beſtehe die „Schönheit der poetiſchen Schreibart in ſolchen Verkeh„rungen der Wörter; indem man ſich dadurch von der „proſaiſchen Rede ſehr entfernen könnte. Siehe die Vor„rede zu dem ſchweitzeriſchen Milton.„

IX. Cap.

Redensarten bedienet: ſo bedencke man, daß

IX. Cap. 28. §. Gegen dem Ende, zählet er unter die Barbarismos in der deutſchen Mundart, durch einen neuen Zuſatz, die Mittelwörter, die auch von einigen geſchwermen Participianern, ſehr unverſchämt gebraucht werden.

X. Cap. 2. §. Nach dem Einwurff von der Unnützlichkeit des Unterrichts von Figuren, wird folgendes eingeſchaltet: „Zu dieſer Zahl iſt noch neulich ein ſchweizeriſcher Kunſtrichter getreten, der anſtatt der Figuren, „ein unverſtändliches Miſchmaſch, und eine ſclaviſche „Nachahmung des, in ſeiner eignen Sprache barbariſchen Miltons einzuführen wünſchte.

XI. Cap. 16. §. Zu Ende wird gantz neu beygeſetzet: „Eben hierinn iſt auch Milton tadelhaft, deſſen Erzählungen durchgehends gar zu verblümt, ſtoltz und prächtig ſind. Er verſchwendet tauſend Bilder, Gleichniſſe „und Beſchreibungen. Er bringt, gleich dem lohenſteiniſchen Arminius, alle ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit an, und verfällt auf langwierige Ausſchweifungen, die den Sinn des Leſers zerſtreuen. Taſſo „und Voltaire, können die Kunſt zu erzählen unzähligemal beſſer, als dieſer Engländer.„

Nach ſo vielen wiederholten Ausſprüchen eines ſo kühnen und mächtigen Kunſtrichters, der ſein Anſehen allen Gründen dreiſte entgegen ſetzen darff; wird wohl niemand mehr zweifeln, daß Hr. Gottſched nicht von Hertzen glaube, daß ſeine Ausſage die baare Wahrheit ſey: Alſo wird nun Milton künftighin in Deutſchland von allen rechtſchaffenen Gottſchedianern als ein dunckler und unergründlicher Scribent, als ein poetiſcher Schwermer und Quacker, als ein in ſeiner eigenen Sprache barbariſcher Dichter, verriffen werden, weil der Schweitzer, ſo ihn überſetzt und neben Addiſon angeprieſen, das Unglück gehabt, ſich

der Eifer wider ein beſorgliches Uebel, welches den

der Gewogenheit des Hrn. Profeſſ. G. unwürdig zu machen. Denn zuvor bis gegen das Jahr 1737. hat eben der Gottſchediſche Geſchmack, der ſich keinesweges unter das Joch der Critick biegen läßt, ſondern die Sachen allemahl finden kann, wie es ihn gelüſtet, Miltons Gedichte, und deſſen Ueberſetzung mit vollem Munde gelobet. Nachdem aber der Schweitzeriſche Vertheidiger Miltons dieſe Gewogenheit des Vormunds der deutſchen Nation verwircket hat; und alſo der Grund des vorigen für ihn ſo vortheilhaften Urtheils hingefallen iſt, ſo war Hr. Gottſched nach der willkührlichen Freyheit ſeines Geſchmacks wiederum berechtiget, ſein erſteres Urtheil zu wiederruffen, und eine gleiche Sache gantz anders zu finden, als vorhin: Denn ſolche Herren ſind keine Sclaven ihrer Worte, und wenn dieſe gleich hundertmahl offentlich gedruckt wären. Ich will zum Beweißthum deſſen ein paar neue Proben anführen. Die gröſte und wichtigſte Veränderung, die in dieſer neuen Auflage des Gottſchediſchen Verſuches gemachet worden, findet ſich in dem I. Cap. 25. §. nach der alten Ausgabe auf der 85ſten nach der neuern aber auf der 86ſten Seite: Ich will beyde neben einander vor Augen legen, damit man ſehe, wie wenig es ihm zu ſchaffen gebe, dasjenige was er einmahl ohne Grund gelobet hat, ſo bald es ihm gefällt, zu wiederruffen, und mit eben demſelben Rechte zu ſchelten.

Ausgabe von A. 1737. Bl. 85.

Hingegen was die groſſen Gedichte der Alten, nemlich Heldengedichte, Tragödien und Comödien anlangt, ſo haben wir noch nicht viel (nichts rechtes: Ausg. von 1730.)

Ausgabe von A. 1742. Bl. 86.

Was die groſſen Gedichte der Alten betrifft, ſo haben wir gewiß in allen Arten etwas aufzuweiſen, das, wo nicht gantz vollkommen, doch nicht ſo gar zu verwerffen iſt, wenn

den bisherigen Glantz zu unſrer Mutterſprache und

1730.) in unſrer Sprache aufzuweiſen, ſo nach den gehörigen Regeln ausgearbeitet, und aus keiner fremden Sprache überſetzt wäre. Die Italiäner übertreffen uns durch ihren Taſſo, wie die Engelländer durch ihren Milton, denen wir noch nichts entgegen ſetzen können, was Stich hielte. Denn Poſtels Wittekind taugt nichts, und alle übrige Heldengedichte ſo wir haben, ſind nur elende Ueberſetzungen. Pietſchens Sieg Carls des VI. in Ungarn, wo er jemahls völlig herauskömmt, nachdem ſein Verfaſſer verſtorben, wird eher einer lucaniſchen Pharſal, als einer Eneis des Virgil ähnlich ſehen; weil derſelbe ſich nicht nach den Regeln eines Heldengedichtes hat richten wollen. Auguſt im Lager, davon man nur den erſten Geſang hat, hat keine ſo ernſthafte Handlung zum Inhalte, daß daraus ein Heldengedichte werden kan, geſetzt, daß es dem Poeten gefiele es zum Ende zu bringen. Denn ein bloſſes wenn man es mit den Gedichten der Ausländer vergleicht. Von Heldengedichten haben wir nicht nur unter den Alten, den Theuerdanck und Fröſchmäuſeler; ſondern auch einen Habſpurgiſchen Ottobert, die geraubte Proſerpina und den ſächſiſchen Wittekind. Sind dieſe noch nicht ſo gut als Homer, Virgil und Voltaire; ſo ſind ſie doch nicht ſchlechter, als das, was Marino, Arioſt, Chapelain, St. Amand und Milton in dieſem Stücke geliefert haben. Man muß ſich nur über die ſclaviſche Hochachtung alles deſſen, was ausländiſch iſt, erheben, die uns Deutſchen bisher mehr geſchadet, als genutzet hat. Pietſchens Sieg Carls des VI. den wir neulich gantz zu ſehen bekommen haben, zeigt uns zwar, daß der Verfaſſer Fähigkeit genug gehabt, ein Heldengedichte zu machen; wenn ihm die Regeln deſſelben bekannt geweſen wären: Aber ſelbſt verdienet es noch nicht, in dieſe Claſſe zu kommen. Neukirchs Telemach aber, iſt

freyen Künſte bald wieder verdunckeln könnte, uns

ſes Spielwerck', wenn es auch noch ſo prächtig und Königlich iſt, kan zu keinen groſſen Leidenſchaften Anlaß geben, und folglich in keinem Heldengedichte beſungen werden: So wenig als Friſchlinus in Beſchreibung der Würtenbergiſchen und Hohenzolleriſchen Hochzeiten, ein paar Heldengedichte verfertiget hat. Die Franzoſen haben izo an ihrem Voltaire einen Poeten, der ihre Ehre gegen die vorerwähnten beyden Nationen durch ſeine Henriade ſo gut behauptet, als ſelbige durch den Chapelain war geſchmälert worden. In Tragödien und Comödien aber ſind ſie die gröſten Meiſter, und können durch ihre Corneille, Racine, Moliere und verſchiedene neuere, nicht nur uns Deutſchen, ſondern ſo gar den alten Griechen und Römern trotzen.

iſt nur eine Ueberſetzung, und kan uns alſo zu keiner Ehre gereichen. In Trauerſpielen haben wir den Ausländern nicht nur den Gryphius, Hallmañ und Lohenſtein, ſondern ſehr viele andre neuere Dichter entgegen zu ſetzen, die ſich ſeit zwölf Jahren, da dieſe Dichtkunſt zum erſtenmal erſchienen, (ich ſchreibe dieß 1741.) hervorgethan haben, und ſchon im Begriffe ſtehen, ans Licht zu treten. Thun es dieſe ſchon einem Corneille und Racine noch nicht in allem gleich, ſo haben ſie auch viele Fehler dieſer beyden Franzoſen nicht an ſich; und können es doch, theils mit den neuern Franzoſen, theils ſo wohl mit den Welſchen als Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in ſehr groſſer Verwirrung iſt. In der Comödie haben wir nicht nur Dedekinds, Gryphii, Riemers, und Weiſens, ſondern eine groſſe Menge andrer Stücke in Händen, die ſeit 200. Jahren bey uns gedruckt worden. Und ſind dieſe gleichfalls mit des Moliere und Des Touches Luſtſpielen

nicht

uns leicht zuweilen einnehmen, und ſolche Aus-

nicht zu vergleichen, ſo dörfen wir doch weder den Welſchen noch Engländern das allergeringſte nachgeben; es wäre denn in der Liebe unſers Vaterlands; darinnen es uns jene unſtreitig zuvorthun. Doch zeigen ſich auch hier ſchon einige muntre Köpfe, die durch glückliche Proben uns Hofnung machen, daß wir auch den Franzoſen nicht lange mehr werden den Vorzug laſſen dörfen. Man ſehe das Verzeichniß unſrer Schauſpiele vor meiner deutſchen Schaubühne.

Eben dieſe Fertigkeit von einem Seil auf das andre zu ſpringen, ohne ſich den Hals zu brechen, hat dieſer geſchickte Künſtler auch in folgender Stelle erwieſen:

II. Th. IX. Hauptſt. §. 17.

Man hat, wie bekannt, den Vers auf ihn gemacht:

Illa Capellani dudum exſpectata Puella,
Poſt tot in lucem tempora prodit Anus.

Man kan bey uns Deutſchen von dem Habſpurgiſchen Ottobert, und von Poſtels Wittekind eben das ſagen. Dieſe Fabeln an ſich, oder die Gedichte ſelbſt ſind beſſer gerathen,

II. Th. IX. Cap. 17. §.

Man hat, wie bekannt iſt, den Vers auf ihn gemacht:

Illa Capellani dudum exſpectata Puella,
Poſt tot in lucem tempora venit Anus.

Mit beſſerm Rechte iſt Fenelon mit ſeinem Telemach hieher zu rechnen, den Neukirch bey uns in Verſe überſetzet hat. Man kan von uns Deutſchen von dem Habſpurgiſchen Otto-

drücke in den Mund legen kann, die man sonst ungern gebrauchen würde.

End-

then, als ihre rauhe und garstige Verse: Daher sich sehr wenige überwinden können, solche verdrießliche Wercke zu lesen. - - - - Milton hat hingegen in Engelland - - - die Hochachtung seiner gantzen Nation erlanget. - - - - - Noch neulich hat uns Hr. Prof. Bodmer eine neue deutsche Uebersetzung in ungebundener Rede davon geliefert; die von grosser Stärcke ist, und ihrem Grundtexte eine völlige Genüge thut. Siehe crit. Beyträge.

Ottobert und von Postels Wittekind eben das sagen. Diese Fabeln an sich oder die Gedichte selbst sind besser gerathen, als ihre rauhe und garstige Verse: daher sich sehr wenige überwinden können, solche verdrießliche Werke zu lesen. - - - Milton hat hingegen in Engeland die Hochachtung seiner gantzen Nation erlanget. - - - - Noch neulich hat man uns in der Schweitz eine neue deutsche Uebersetzung in ungebundner Rede davon geliefert, die aber von grosser Härte ist, und ihrem Grundtexte keine völlige Gnüge thut, ausser daß sie das ungeheure, rauhe und widrige des Originals in seiner völligen Grösse ausdrückt. Man sehe hiervon den Auszug im I. B. der crit. Beyträge und das erste Stück des Dichterkrieges im I. Bande der Belustigungen des Verstandes und Witzes nach.

e Den bisherigen Glantz unsrer Mutterſprache) Beyspiele davon können folgende seyn. Ich nehme sie aus solchen Gedichten Hrn. Prof. Gottschops, die er seiner

Dich-

Endlich ſo iſt das Wichtigſte, und wodurch dieſe Ausgabe unfehlbar einen groſſen Vorzug vor allen vorigen erhalten wird, dieſes: daß ich nicht nur im erſten Theile dieſes Buches, mehr Exempel aus guten und ſchlechten Dichtern angeführet; ſondern auch im andern Theile, bey allen Capiteln, wo vorhin Exempel von meiner eigenen Arbeit ſtunden, lauter Meiſterſtücke von

Dichtkunſt als Muſter einverleibet hat: II. Th. 382. S.

So brich denn an, erwünſchtes Licht!

* * *

Sonſt wird des Himmels Angeſicht,
Von unſerm Haupte Stralen borgen,
Von Günthern, der dem Phöbus gleicht.

Der ſpitzfündige Poet bedrohet die Sonne, woferne ſie den Geburtstag des Fürſten nicht fein bald zu beleuchten aufſteige, ſo werde ſie dann viel zu ſpäthe kommen: Warum? Der Fürſt Günther werde ſelbſt Tag machen: Frageſt du, wie dieſes möglich ſey? ſo berichtet dich der Poet, daß der Fürſt dem Phöbus gleiche, und daß der Himmel aus Ungedult die Stralen von dieſem Phöbus borgen werde: Und an dieſem geheimnißreichen Unterricht muſt du dich begnügen laſſen. In eben dieſer Ode:

Der Sonnen Gold ſtreut Blitz und Glantz.

In einer andern auf der 389ſten Seite:

So ſchmückt das Gold der Einigkeit
Das Ruh erfüllte Sondershauſen.

Einen beſondern Glantz giebt unſrer Mutterſprache die

unſren beſten Dichtern eingeſchaltet habe. Ich habe aber dieſelben mit gutem Bedachte nicht eben aus den neueſten, die ohnedem in aller Händen ſind, und die auch ohne mein Zuthun geleſen werden; ſondern aus den ältern, als Opitzen, Flemmingen, Dachen, Racheln, Neukirchen u. d. m. die nicht ein jeder hat, oder lieſet, hergenommen. Ich will aber dadurch, daß ich ſie zu Muſtern anführe, nicht eben alle kleine Feh-

bisherige Höflichkeit unſrer Poeten: In eben dieſem Lied 388. S.

Denn, Landesmutter, ſolch ein Tag,
Erlaube, daß mans ſagen mag,

(Ich wollte wohl wetten dörfen, daß niemand die folgende Zeile errathen würde:)

Erſcheint nicht allzu oft auf Erden.

Das iſt, als wenn ich ſagte: Ich bin; erlaubet mirs zu ſagen, euer gehorſamer Diener. Eben daſelbſt:

Der Gnadenblicke Seltenheit ꝛc.

Iſt dieſes ein Lob oder Tadel? Auf der 513. S. in einer Elegie an ſeine erleſne Braut die Jgfr. L. A. V. Kulmus:

Mein auserwehltes Licht! Acht Tage ſind nur hin,
So werd ich laut und frey den theuren Eyd beſchweren,
Daß ich dir ewig treu und ganz dein eigen bin.
Ich freue mich darauf! O wär es ſchon geſchehen!

Der Seufzer in dieſer lezten Zeile iſt in dem Munde eines Bräutigams, der in 8 Tagen zum erſtenmal Beylager halten ſoll, recht geheimnißreich.

Fehler der Wortfügung, des Sylbenmaaſſes und der Reime billigen; die man noch hin und her, als Ueberbleibſel des vorigen Jahrhunderts anmercken wird. Nein, ich will nur den geſunden und männlichen Geſchmack dieſer Helden-in unſrer Sprache und Dichtkunſt anpreiſen, und bekannter machen; um wo möglich, der neuen Sucht, gekünſtelt, verſteckt und unergründlich zu ſchreiben, die ſich hin und her reget, zu ſteuren. Erlange ich dieſes, ſo wird mich auch in dieſem Stücke mein gefaßter Entſchluß niemals gereuen.

Geſchr. im Jenner 1742.

Gottſched.

Ecloga.

Verlaß einmal Elpin die Mauren, das Gedrange,
Die eingeſperrte Luft, des Sonnen-Lichtes Enge,
Wo die bemühte Kunſt des Schöpfers Werck verdringt,
Und die Natur verkehrt in Mißgeſtalten zwingt:
Komm auf das weite Land und ſchau', und hör', und fühle,
Und rieche der Natur jungfräulich-edle Spiele,
Die ſanft, gelind und rein, in die geruhge Bruſt
Geſunde Regung führt, und ungemiſchte Luſt;
Wovon ich jüngſt gehört den Schäfer Hylas ſingen,
Der an die Lindemag die Muſen pflegt zu bringen.

Ihr Gründe, fieng er an, ihr Matten, Buſch, und Feld,
O Land, das alle Luſt der Sinnen in ſich hält;
Der Winter hat zweymal verderbt euer Glänzen,
Zweymal ſich euer Schooß verneut im friſchen Lenzen,
Seit daß ich euch gemißt, wiewohl ich mit dem Leib
Bey euch vorhanden war, ſeitdem ein ſchönes Weib,
Seit Emma mich gehabt, und mich euch ganz entzogen.
Eur Glanz, und eure Luſt war weg, ſie war verflogen,
Weil ich ihr nicht genoß; ich war in dieſer Zeit
Nicht euer, und nicht mein, von euch und mir ſehr weit,
So lang' auf Emmens Stirn das Jungfernkränzgen blühte,
Und Scham, der Unſchuld Bild, auf ihren Wangen glühte;

So lang' ihr leichter Schwur bey mir Gehöre fand,
Sie hätte mir ihr Hertz alleine zugewandt:
Nun da nicht meine Hand, wo bleibet ihr Gewissen,
Seit Aegons wilde Hand das Kränzgen ihr zerrissen,
Den Gürtel aufgelößt, so bin ich wieder mein,
So bin ich wieder eur, ihr Matten, Feld und Hain!
Gesicht, Gehör, Geruch, Gefühle sind entbunden,
Der Liebe schwartze Kunst zerstört und überwunden.

Empfange dann, o Land, mich in den kühlen Raum
Und schattenreichen Grund, wo Tann- und Fichten-Baum,
Mit dichtverschränckter Ast, sich fest umschliessend gatten,
Aus freundlicher Begier in dem vereinten Schatten
Den Gast, der sie besucht, mit Kühlung zu erfreun:
Die Sonn' erhizte mich, doch mehr der Emma Schein,
Allhier ist Kühlung gnug die Glieder zu erlaben,
Die in der Liebes-Glut sich ausgezehret haben.

Wie hoch ist deine Farb' o Rose, wie so rein,
Wie schön ist die Viol, wie unbefleckt, wie fein,
Wie lieblich lacht das Land, erfreuet Aug' und Sinnen,
Die über dem Gesicht verjüngte Kraft gewinnen;
Zumahl wenn abends sich der regen Sonnen Strahl
Tief in die Wolken drückt, und färbt den blauen Saal:
Zulange hat der Glanz auf Emmens Mund und Wangen
Den euren ausgelöscht, zulang' euch aufgefangen.

Horcht,

Horcht, horcht, was vor Muſick erfüllet das Revier,
Die Bache liſpelt ſanft, die Lerche füllet hier
Die Gegend mit Geſang, die holden Nachtigallen
Ermüden Wald und Feld mit ſteigen und mit fallen;
Wozu zuletzte noch der Schafe Blöcken kömmt,
Und mehrt die frohe Luſt, die Herz und Sinnen nimmt.
Wie fremde deucht mich izt, daß über meinem lieben
Für ſo viel Melodie die Ohren taub geblieben;
Daß ſolche Melodie ein bloſſer Thon verdrang,
Wann Emma redete, wann Emma lieder ſang.

Erfülle mich, o Weſt, mit lebendem Geruche,
Durchſtreiche Berg und Thal, erforſche und beſuche
Em jedes Kraut und Blatt, wo der Wachholder riecht,
Cypreß und Quendel grünt, und wo die Erdbeer kriecht.
Der Emma Athem hat mir euch zulang' entzogen,
(Und war doch nicht ſo ſüß,) zulange mich betrogen.

Wie weich iſt, wie ſo ſanft das wolligte Gewand,
Das meine Lämmer deckt! Wie glatt das Feder-Band
An einem Tauben-Hals! Wie kühle ſind im Schatten
Die Weſte, welche ſich mit Sonnenſtrahlen gatten!
Der Schafe Woll' iſt weich, der Tauben Hals iſt zart,
Des Weſtes Schatten kühl, anbey vor Gift bewahret:
Wie kam es, daß ich ſie ſo lange nicht gefühlet,
Als Emmens weiche Hand mit meiner Hand geſpielet;

Und doch, weil Emmens Hand mit meiner Hand gespielt,
Hat meine bange Brust ein heimlich Gift gefühlt.

O Liebe reisse mich von meiner Landlust nicht
Und laß mir das Gefühl, Gehör, Geruch, Gesicht.
Kein Mägdgen müsse mehr in meinen innern Sinnen
Mit ihrer Bildungs-Art so grosse Macht gewinnen,
Daß sich vor ihrem Reiz der Landlust Reiz zerstreut,
Für diese sag ich ab, der Schönheit Trefflichkeit.

Nun du, der hell wie Glaß die reinen Wellen treibt,
Und an den Kieslingen mit sanftem Rauschen reibt;
Vergönne mir bey dir den Schlaf hinfür zu finden,
Der gern sich aufenthält in deinen stillen Gründen,
Wo der gedämpfte Schall die Augenlieder neigt;
Der wieget mich nun ein, seitdem die Liebe schweigt,
Und mir an deinem Rand die Ruhe nicht verwehrt,
Daran ihr Lermen mich zulange nur gestört.

E N D E.

Druckfehler.

Im dritten Stücke iſt in dem Complot der herrſch. Poet. S. 178. Z. 25. aus Uebereilung der Nahme Telpiſch ausgelaſſen worden. Es ſollte ſtehen: Wenn er in ihrem Gebiete betreten würde, Ringen, Noheen, Mashanen, und Telpiſchen übergeben werden, daß ſie ihn mit ihren poetiſchen Schellen zu Tode klingelten.

Im 5ten St. Bl. 17. für Azulus, leſet Azula.

In Miltons verl. Par. S. 95. Z. 6. leſet ſtatt Bolzen, Schlöſſer.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wohlredenheit und der Poeſie.

Siebendes Stück.

Zürich,
Bey Conrad Orell und Comp. 1743.

Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beytragen muß, einen Epiſchen Poeten zu formiren.

Nach den Grundſätzen der Inquiry into the live and the Writings of Homer.

Jedermann wird mir einräumen, daß eine Menge zufälliger obgleich natürlicher Urſachen zuſammen eintreffen muß, einen ſolchen ſtarken und mächtigen Geiſt zu formieren, wie Homers oder Virgils geweſen ſind, aber wohl die wenigſten werden überlegt haben, was vor Zufälligkeiten dieſes ſeyn, wie wichtig und ſelten ſie ſeyn, und von was vor eigentlichen ganz verſchiedenen Urſachen ſie entſtehen. Eine Unterſuchung, welche uns nicht länger in der ungewiſſen Verwunderung laſſen wird, daß in etlichen tauſend Jahren nicht mehr als zween oder drey Menſchen in dergleichen glükliche Zufälligkeiten gerathen ſind, welche den homeriſchen Geiſt hervorgebracht haben!

Zum allererſten kömmt es nicht wenig auf die Temperatur des Clima, und die Beſchaffenheit des Bodens an; eine zu fette und zu fruchtbare Ebene macht die Einwohner weibiſch, und gebiehrt Trägheit und Schläfrigkeit: Dahingegen eine

reine und milde Luft, mannigfaltige Früchte und Felder, schöne Flüsse in grosser Anzahl, beständig kühle Lüfte, wann sie zusammen kommen, die Geburten der Natur in allen Arten zu der höchsten Vollkommenheit bringen. Sie flössen dem Menschen ein solch mildes Temperament und Leben der Phantasie ein, welche ihm die weitesten Durchsichten gestatten, und die feinesten Begriffe von der Natur und der Wahrheit mittheilen.

Nach der gemeinen Eintheilung der Himmelsstriche bringen die rauhen und kalten, die stärkesten Cörper und die martialsten Geister, hervor; die heissen, träge Leiber, mit kunstreichen und hartnäkigten Leidenschaften; aber die gemässigten Gegenden, die unter dem gütigen Einflusse eines muntern Himmels ligen, haben das beste Geschike für eine feine Vorstellungskraft, und eine geschiktverfaßte Wohlredenheit. Gesunder Verstand ist zwar, wie man sagt, eine Frucht, die in allen Ländern wächßt, und ich glaube es auch in der That; allein die herrlichsten Bäume und ihre schönsten Zweige und Reiser, spressen, so wie andre Pflantzen, und wachsen in dem besten Boden und an den Orten, wo sie die glüklichste Lage häben.

Wenn ein Mensch in einem solchen Land und unter einem so geneigten Aspect der Natur in die Welt gekommen ist, so steht ihm hiernächst ein grosses darauf, wie er bey seiner Ankunft in die Welt empfangen werde, in was vor einem Zustande er die Dinge finde, und was vor Lenkungen diese in einem erhabenen Geist, und hurtigen

Gemü-

Gemüthe nothwendig hervorbringen. Leute, welche mit Regierungsgeſchäften viel umgegangen ſind, wiſſen am beſten, was vor Veränderungen die Zucht, Pflege, und Auferziehung hervorbringen können, und ſind nicht erſtaunt, wann ſie ſehen, wie die Menſchen mittelſt derſelben gleichſam neugeſtaltet, und ſeltſamer verwandelt werden, als durch die Zauberkünſte der Urganda und der Circe.

Junge Gemüther können von den Umſtänden des Landes, worinnen ſie gebohren und auferzogen werden, ſo ſtarcke Eindrüke empfangen, daß ſie eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dieſen Umſtänden an ſich nehmen, und die Merkmale der Lebensart, welche ſie durchlaufen haben, mit ſich tragen. Ein Menſch der groſſes Unglük gehabt hat, iſt von einem, der alle ſeine Lebenstage in voller Wohlfarth zugebracht hat, leicht zu unterſcheiden; und eine Perſon, die bey der Arbeit auferzogen worden, hat ein gantz anders Ausſehen als eine andere, die im Müſſiggang und in Wollüſten alt worden iſt. Beydes unſer Verſtand und unſre Aufführung führen das Gepräge unſers beſondern Amtes, Standes, und unſerer Begegniſſe; und wie eine adeliche Auferziehung einen Edelmann, und eine bäuriſche einen Landmann formiert, alſo empfinden unſre Gemüther und Sitten gleichergeſtalt den Einfluß, den der Lauf unſers Lebens auf ſie thut. In dieſer Betrachtung dürften die Umſtände, welche die gröſten Würkungen auf uns zu haben ſcheinen, aus folgenden beſtehen.

Erstlich, der Zustand des Landes, wo eine Person gebohren und erzogen ist, worunter ich die allgemeinen Sitten der Einwohner mitbegreiffe, ihre Policey und Religion, mit deren Ursachen und Folgen; nemlich ihre Sitten, wie sie überhaupt bey einer Nation aussehen, sofern sie wohlgesittet und wohlgezogen oder barbarisch, wollüstig oder einfältig und roh ist.

Hiernächst die Sitten der Zeiten, oder die herrschenden Naturelle und die Gewerbe, die den Schwang haben. Diese zwey Stüke treffen ein gantzes Volk an, und haben ihre Wirkung auf dasselbe insgesamt.

Von einer engern Natur ist erstlich die absonderliche Auferziehung, und dann der eigene Weg, in den wir in unserm Leben einschlagen, mit unserm Glück in demselbigen.

Von diesen Umständen empfangen die Leute in allen Ländern ihre Character und ihre Manieren. Sie machen uns was wir sind, in soferne als sie sich uns empfindlich machen, und geben uns eine absonderliche Form, und Aussehen. Eine Veränderung nur in einem einzigen verursachet eine Verwandlung an uns; und wenn man sie zusammen nimmt, müssen wir sie als die Modelle ansehen, welche diese Gewohnheiten und Fertigkeiten in uns formieren, die unser Verhalten lenken, und unsre Handlungen unterschiedlich bestimmen.

* * *

Es giebt Dinge, welche zwar in allen Weltaltern begegnen, aber doch ſehr ſchwer zu beſchreiben ſind. Wenig Leute ſind tüchtig ſie zu bemerken; und darum ſind keine Worte gemacht worden, ſolche Begriffe auszudrüken, welche von den entfernteſten Einſichten in die menſchlichen Sachen hergenommen ſind. Von dieſer Art iſt ein Umſtand, welcher das Schikſal aller Nationen begleitet. Man mag ihn den **Fortgang** oder **Anwachß der Sitten** nennen. Er entſteht gröſtentheils von unſerm Glück oder Unglück. So wie unſere Sachen ins Aufnehmen oder Abnehmen kommen, ſo leben wir auch und ſo lenken wir uns. Die gröſſeſten Veränderungen in denſelben verurſachen die merklichſten Veränderungen bey einer Nation: Denn die Sitten eines Volkes bleiben ſelten auf einem Orte beſtehen, ſondern putzen ſich aus, oder verſchlimmern ſich. Bey Nationen, wo viele Jahre lang keine merkliche Glükesveränderungen begegnen, wird das mannigfaltige Aufnehmen oder Abnehmen in ihrem moraliſchen Character deſto weniger wahrgenommen: Aber wann durch einen Landesüberfall oder Eroberung und Bezwingung die Geſtalt der Dinge gantz und gar verkehret; oder wenn die Ureinwohner und erſten Anbauer eines Landes mittelſt Policey und guter Verfaſſungen aus einem Stand der Unwiſſenheit und Barbarey zu Reichthum und Macht gelangen, alsdann werden die Stufen des Anwachſes merklich: Wir kön-

nen dann alle Dinge im Wachsen sehen, gestalt der Genius und die Seele selbst des Volkes sich zu höhern Dingen, und einer edlern Art der Sitten erhebet.

Es ist ein Glük für einen Poeten in diesen Zeiten gebohren zu seyn. Er sieht dann Städte geplündert, die Männer durch das Schwerdt fallen, und die Weiber zu Sclavinnen gemacht. Er sieht ihre hoffnungslosen Angesichter und flehenden Stellungen, höret ihr Trauren über ihre erschlagenen Ehgatten, und ihre Bitten für ihre Kinder. Er sieht ferner Städte die mit Frieden geseanet, und von der Freyheit belebet sind, die starke Commercien treiben, und an Reichthum zunehmen. Wenn er für seine Person nicht in die Händel verwikelt ist, so daß seine Aufmerksamkeit nicht zerstreuet wird, so kan er die mannigfaltigen Schauspiele durchwandeln, und sie mit aller Musse beobachten. Denn wirds für ihn ein lehrreicher Anblick seyn, wenn er eine Colonie von Land führen, eine Stadt in Grund legen, Policey und Ordnung verfassen sieht, wo nichts, was zur Sicherheit des Volkes dienen mag, aus der Acht gelassen wird. Deraleichen Scenen geben weite, ausgedähnte Durchsichten, die dabey ganz natürlich sind, inmassen sie die unmittelbare Wirkung der grossen Mutter der Erfindung sind, nemlich der Nothwendigkeit, die dann in ihren jugendlichen und ungelernten Versuchen begriffen ist.

Die Wichtigkeit dieses Glükes wird am besten erhellen, wenn wir die Lust betrachten, die von den Vorstellungen natürlicher und einfältiger Sitten

ten entſpringt. Sie verzüken uns, und man kan ihnen nicht widerſtehen. Dieſelben zeigen uns die Bedürffniß und die Empfindungen des Menſchen am deutlichſten. Sie geben uns das, was ein unverſtelltes Gemüthe beweget, und die Wege, die es braucht ſich zu vergnügen, aufrichtig heim. Güte und Ehrlichkeit haben an dieſem Ergetzen ihren Antheil, denn wir legen eine Liebe an dieſe Leute und haben lieber mit ihnen zu ſchaffen, als mit ſpitzfündigen, oder zweyzüngigen Characteren. Alſo, wenn die verſchiedenen Werke, die zu dem Bau eines Hauſes, oder eines Schiffes erfodert werden, oder die zur Anbauung eines Feldes oder Verfertigung eines Stückes von Gewehr gehören, mit Abſicht auf die Empfindungen und den Fleiß des Manns, der damit beſchäftigt iſt, beſchrieben werden, ſo geben ſie uns ein hertzliches Ergetzen, weil wir eben dergleichen fühlen. Unſchuld, ſagen wir, iſt ſchön; die Abriſſe derſelben können nicht anders, als entzücken. Zeugen deſſen ſind die wenigen Züge von dieſer Art in Drydens Eroberung Mexico, und der bezauberten Inſel.

Dem gemäß finden wir bey Homer ſehr kleine Umſtände von Häuſern, Tiſchen, und Lebensarten der Alten beſchrieben, und wir leſen dieſelben mit Ergetzen. Aber wenn wir unſre eigenen Gewohnheiten betrachten, finden wir im Gegentheil, daß wir, wann wir in dem höhern Tone poetiſieren wollen, vor allen Dingen unſern alltäglichen Wandel verlernen müſſen; wir müſſen unſer Schlaffen, Eſſen, und Zeitvertreib vergeſſen, wir ſehen

uns genöthiget, eine Seriem natürlicherer Sitten an uns zu nehmen, welche uns doch gantz fremde sind, und so wie Pflantzen in Zwingbeten zuwegegebracht werden müssen. Ja es ist so fern, daß wir die Poesie mit neuen Bildern, die von der Natur gehohlet seyn, bereichern, daß wir mit schwerer Mühe die alten noch verstehen. Wir leben hinter dem Ofen, und gleichsam vor dem Angesichte der Natur verborgen. Wir lassen unsre Tage in einer tieffen Unerkenntniß ihrer Schönheiten vorbeystreichen. Wir denken gerne, die Gleichnisse, so von ihr hergenommen sind, seyn niedrig, und die alten Sitten gemein oder ungereimt. Aber lasset uns aufrichtig seyn, und bekennen, daß die neuern Poeten in der Zeit, da sie nur den Pomp bewundern, und nichts vor Groß oder Schön gelten lassen, als was durch Reichthum zuwegegebracht wird, sich selber die angenehmsten und natürlichsten Bilder vorenthalten, welche die alte Poesie ausgeschmüket haben. Staat und Schön verstellen den Menschen; und Reichthum und Ueppigkeit verstellen die Natur. Ihre Wirkungen sind in den Beschreibungen wie diese Ursachen. Eine grosse Precession läßt sich nicht mit sonderlicher Lust lesen, wenn sie bis auf die kleinen Umstände, und der Länge nach beschrieben wird; und grosse Cerimonien sind in einem Gedichte zum wenigsten eben so verdrüßlich, als in dem gewöhnlichen Umgange.

Es ist eine alte Klage, daß wir gerne alle Dinge verkleiden, und mehr als alle andere Dinge uns selbst. Alle unsre Titel und Vorrechte sind

Deken

Decken, und Zusätze zu der Grösse, die uns die Natur mitgetheilt. Sie sind in der That glüklich genug zu der besten Absicht, nemlich der Ruhe und Ordnung in der Gesellschaft, aber in der Poesie können sie kein Ergetzen geben.

Der Himmel hat einem und demselben Lande nicht gegeben, daß es reiche Weinstöcke und kriegerische Männer hervorbringe. Es scheint auch einem und demselben Königreiche nicht gegeben, daß es gantz und gar wohlgesittet sey, und anständigen Stof für die Poesie an die Hand gebe.

Das Wunderbare ist der Nerve der Epischen Sayte: Aber was vor wundervolle Dinge begegnen in einem wohleingerichteten Staate? Schwerlich kan uns da etwas in Verwunderung setzen; wir wissen die Springfedern der Dinge, und die Art wie sie geschehen. Alle Dinge folgen in der Ordnung, und der Gewohnheit oder den Satzungen gemäß. Aber in einem weiten ungebauten Lande, wo kein eingerichtetes Regiment ist, oder wo das Regiment vielfältig zertheilt ist, wo die Einwohner zerstreut leben, und von Gesetzen und Mannszucht nichts wissen, in einem solchen Lande sind die Sitten einfältig, und alle Tage werden neue Begegnissen vorfallen; Kinder werden weggetragen oder verlohren werden; Ueberfälle; Fluchten; Befreyungen; und was sonst vor Dinge die Leidenschaften des Menschen in der Zeit, daß sie vorgehen, in Feuer setzen, oder durch die Beschreibung und Nachahmung sie wieder aufwecken können.

Diese Dinge sind unter einer guten Regierung nicht zu finden; ausgenommen in der Zeit eines

einheimischen Krieges, wo die Gesetze schweigen; und doch bey allem dem Jammer und der Verwirrung, welche dieses gröste Uebel begleiten, ist die Zeit, da es wüthet, ein bequemerer Stof für ein episches Gedichte, als der rühmlichste Feldzug, der jemahls in Flandern gemachet worden. Eben die Dinge, die in einer eingerichteten Regierung den grösten Ruhm bringen, die grössesten Ehren und höchsten Bedienungen, werden sich schwerlich für die Poesie schicken; die Muse weigert sich ihren Zierrath an die Patenten eines Herzogs, oder die Commission eines Generals zu wenden. Diese können weder in Verwunderung setzen, noch das Hertz einnehmen: Denn Friede, Harmonie, und gute Ordnung, welche ein Volck glückselig machen, sind Gift für ein Gedichte, welches durch Ueberraschen und Verwunderung lebet.

Die Wohlfarth eines Volckes beschneidet demnach seinen Poeten die Flügel. Sie giebt wenig Stof für die Verwunderung, oder das Mitleiden an die Hand. Aber wie, kan ein Poet nicht dichten? Kan er nicht Sitten nachmachen, und Begebnisse ersinnen, wie er es gutfindet. Ist er nicht genugsam berechtiget, Scenen zu eröffnen, und Leute und Sitten nach Belieben aufzuführen. Lasset ihn nur sein Vorrecht ausüben, so wird es ihm gerathen, unsre Sitten werden ihn nicht hindern, er kan seinen neuen Geschöpfen eine Form und Gestalt geben, welche er will.

Allein, wiewohl dieses viel zu versprechen scheint, so darf ich doch sagen, daß ein Poet nichts glücklicher beschreibt, als was er selbst gesehen, und

daß

daß er allein in ſeiner eigenen Sprache ſchulgerecht redet; auch daß er nur diejenigen Sitten treulich nachmacht, welche er in ihren Originalen gekannt und mit ihnen Umgang gehabt hat.

Dieſer Grundſatz ſcheint ſcharf, und doch wird man in der Unterſuchung finden, daß er in der Erfahrung gegründet iſt.

Aber die Wahrheit deſſelben wird am klärſten erhellen, wenn wir ſeinen Einfluß in dem Umgange und der Aufführung betrachten. Der, welcher keine Sitten als ſeine eigenen an ſich nimmt, wird es auf einen höhern Grad der Trefflichkeit bringen, als wenn er ſich vornehmen wollte, eines andern Menſchen Art nachzuahmen, ob dieſer gleich ſeiner eigenen ſowohl in der Sprache als in dem Betragen und der Stellung vorzuziehen iſt.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo ſind wir mit ſehr eingeſchrenkten Gaben gebohren, unſer Gemüth iſt nicht fähig, ſich von zwo Gattungen Sitten Meiſter zu machen, oder mit einer Fertigkeit ſich in verſchiedene Lebensarten zu richten. Unſere Geſellſchaft, Aufferziehung, und Umſtände machen tiefe Eindrüke, und formieren in uns einen Character, den wir nach der Hand mit ſchwerer Mühe wieder ablegen können. Nicht allein die Sitten der Zeiten und der Nation, worinnen wir leben, ſondern unſerer Stadt und Verwandtſchaft hangen uns an, und verrathen uns bey jeder Wendung, wenn wir uns vermeinen zu verſtellen, und gerne vor fremde angeſehen werden wollten. Dieſe verſtehen wir und können ſie vollkommen wohl ſchildern.

Dem-

Demnach ist es ein Glück für einen Poeten, der seine einfältigen natürlichen Bilder von dem wirklichen Leben hernehmen kan; der Krieger, und Schäfer, und Bauern sieht, wie er abreissen soll; der täglich mit solchen Leuten umgehet, als er vorstellen will; der in solchen Zeiten lebet, und schreibet, wo die Sitten so ungekünstelt und unverstellt sind, daß die Winkel und Krümmen des menschlichen Hertzens offen vor Augen liegen; wo die Leute noch nicht gelernet haben, sich vor sich selbst und ihren natürlichen Lüsten zu schämen, folglich sie zu verbergen; wo sie kein Bedenken haben, die Neigungen ihres Busens zu bekennen, und ihren Leidenschaften öffentlich nachhängen, ohne Zwang und Gleißnerey.

* * *

Wer dem Auf- und Abnehmen der Staaten nachdenket, der wird erkennen, daß zugleich mit ihren Sitten auch ihre Sprache zunimmt und fällt. Die Sprache ist der Dolmetscher unsrer Gedanken, und soferne diese großmüthig, frey, und ungehindert sind, wird die Rede beydes in ihrem Schrot und in ihrem Innhalt mit ihnen in einem Schritte gehen. Vermittelst dessen wird eine Rathsversammlung von geistreichen und verständigen Männern natürlicher Weise Redner und Wohlredenheit formieren. Wann eben dieselben Männer auf das Land gehen, und um sich schauen, werden sie von den Gegenständen, welche ihnen von der Natur vor das Gesicht geleget werden, mit eben

der

der Freyheit und dem glüklichen Ausdruke reden; und wenn in einem weiten Land viele dergleichen Provintzen (*) ſind, die eine und dieſelbe Sprache reden, aber in verſchiedenen Mundarten, ſo wird der Ausdruk ſeinen Vortheil dabey machen, und mit neuen Worten, Redensarten und Metaphern, nach dem Temperament und Naturelle der verſchiedenen Völker bereichert werden: Da inzwiſchen ein jedes ſeinen eigenen gutheiſſen wird, weil er in ihrem eigenen freyen Staat von ihren Regenten gebrauchet wird.

Es iſt wunderlich, was vor eine verächtliche Figur das menſchliche Geſchlechte bey ſeinem Urſprunge laut der Vorſtellung der Alten gemachet hat.

Cum

(*) Unſer Deutſchland beſtehet aus einer Menge ſolcher Provinzen, welche von einander gar nicht, oder in wenig Stüken abhängen, die Regierungen in denſelben ſind von ſehr verſchiedener Art, und es herrſchet in einigen keine geringe Freyheit; alle dieſelben aber reden die einzige deutſche Sprache. Was vor Vortheile ſollte man daher in dieſer Sprache und allen ihren Mundarten für den Gebrauch, nnd das Bedürfniß der Poeſie mit Recht vermuthend ſeyn? Sie wären auch in der That darinnen, wenn nicht zum Unglüke gewiſſe eigenſinnige Puritaner ſich die ſchädliche Mühe gäben, die Wörter, Redensarten, und Metaphern, welche die Einwohner gewiſſer Provintzen für ihre eigene Nothwendigkeit eingeführet, und von ihren Umſtänden, Sitten und Gebräuchen hergenommen haben, zu verwerffen und auszumuſtern; ohne Betrachtung ob ſie mit der Natur der Dinge, der Sprache-Aehnlichkeit, den Stamm- und Wurzelwörtern, übereinkommen oder nicht; ob ſie ſich überdas mit einem anſehnlichen Alter rechtfertigen können, oder erſt von geſtern oder vorgeſtern her ſind.

Cum prorepſerunt primis animalia terris &c.

Sie dachten vermuthlich die Rede hätte zuerſt die Menſchen zahm gemachet, und wäre anfänglich nichts anders als zufällige rohe Töne geweſen, welche dieſer nakete Haufe umſchweifender Sterblichen von ungefehr von ſich gegeben hatte.

Dieſes vorausgeſetzt folget daraus, daß ſie dieſe Töne in einer viel höhern Note geäuſſert, als wir izo thun. Vielleicht wurden ſie dazu erſtlich durch heftige Leidenſchaften als Furcht, Wunder oder Schmertzen veranlaſſet, da ſie nachgehends denſelben Ton wieder gebraucht, wann entweder dieſelbe Sache oder derſelbe Umſtand ihnen wieder vorgekommen, oder wann ſie etwas, das ſie in deſſen Gegenwart gefühlt hatten, beſchreiben wollen. Das Leben der Alten war den Zufällen und der Gefahr weit mehr unterworffen, eh und bevor noch Städte gebauet, und die Menſchen durch bürgerliche Geſellſchaften beſchirmet wurden. Folglich muß ihre Rede anfänglich gantz affectesvoll und metaphoriſch geweſen ſeyn. Die Metaphern müſſen von den kühneſten geweſen ſeyn, jedoch gantz natürlich; bequem die höchſten Leidenſchaften auszudrüken, und von den empfindlichſten Sachen, welche in einem einſamen wilden Leben vorkommen hergenommen.

Wann ſich nachgehends die Sachen dieſer rohen Gemeinde ein wenig gebeſſert haben, ſo daß ſie in erträglicher Sicherheit leben, und ohne Furcht um ſich her ſchauen können, ſo wird dann Verwunderung und Beſtürtzung nachfolgen. Dieſes ſind die eigenen Leidenſchaften roher und unerfahrner

Leute

Leute, wann ſie von Furcht befreyet ſind. - Und da von dieſer Unwiſſenheit und Verwunderung ein groſſer Zwiſchenſtand zu der Erfahrenheit eines weiſen Mannes iſt, den wenig Dinge in Verwunderung ſetzen, welcher den Zuſtand der Völker, ihre Geſetze und Schranken kennet, ſo wird die Rede von einem Grade zum andern fortgeführet, und alle dieſe Grade laſſen ſich darinnen durch ihre Merkmahle verſpüren.

Ohne Zweifel denn muß eine blühende glükliche Nation, die anfänglich nicht ſonderlich geſittet geweſen, aber nach einem längen Kampf, verwirrter Unruh, und vielen Verſuchen, es in allen Friedens- und Kriegeskünſten hoch gebracht hat, die trefflichſte Sprache bekommen. Demnach hat ein Poet wohl von Glücke zu ſagen, der eine ſolche Sprache vor ſich findet, welche mittelſt obenerwehnter Stuffen dazu gelanget iſt, daß ſie alle die beſten und ſtärkeſten Empfindungen des Menſchen ausdrüket, und ihre urſprüngliche, wunderreiche, metaphoriſche Tinctur in einem zulänglichen Maſſe behalten hat.

Man giebt es vor eine Regel in der Poeſie, daß man den gemeinen Zufällen des Lebens ihren einfältigen Aufputz ausziehen, und ſie einer höhern geiſtlichen Macht zuſchreiben müſſe, damit ſie alſo ihre Würde behalten; und was unbelebte Dinge anlanget, müſſe man ihnen das Leben mittheilen, ſie in Perſonen kleiden, und ihnen anſtändige Eigenſchaften beylegen. Allein was vor ein glüklicher Umſtand iſt es vor einen Poeten, der zu einer Zeit ſchriebe, da die ge-

wöhnliche Sprache dieſes metaphoriſche Kleid angezogen hat?

* * *

Auf eine Sprache thut die Religion eines Landes, und die Sitten der Zeiten einen mächtigen und ſonderbaren Einfluß. Wir haben eine Menge Exempel wie ein ſteifer Glaube einer Secte die Leute von derſelben ſo kräftig beweget, in dem beliebten Idioma zu reden und zu ſchreiben. Sie führen es in ihren täglichen Geſchäften ein, und alludiren darauf in ihren Luſtbarkeiten; inſonderheit wann die Lehre den Schwung hat, und im Flor iſt. Was vor groſſe Vortheile würde nun ein Poet von einer Religion haben, welche ſo allegoriſch wäre, wie ehmals die Egyptiſche geweſen war? Wo die Leute bewunderten was ſie nicht verſtuhnden, und unbekannte Kräfte fürchteten und ehreten, in der Einbildung, daß ſie vermögend wären, ihnen viel gutes oder viel böſes zu thun? Wo die Gottesgelahrtheit, der Glaube, und die feyerlichen Ceremonien nach dieſer Neigung eingerichtet ſind? Es folget nothwendig, daß dieſe Lehre in einer kurtzen Zeit mit den Sitten des Volkes vermiſchet werden, ſich in ihre Sprache eindringen, und allgemeinen Beyfall erhalten muß. In dieſem Fall würde die Allegorie ungeſucht in die Schreibart des Poeten hineinkommen.

Die

* * *

Die Sitten der Zeiten, die Studien und Gewerbe, die im Schwang gehen, und dem der es darinnen weit gebracht hat, am meiſten Ehre bringen, können gleicherweiſe ihre groſſen Vortheile für einen Poeten haben. Sie richten ſich nach dem Glükesſtande einer Nation. Die Künſte, die in dem Leben den gröſſeſten Nutzen haben, welche nemlich unſrer natürlichen Bedürfniß zu Statten kommen, und unſre Perſonen, unſre Haab und Gut in Sicherheit ſetzen, machen vor allen andern ihre Erfinder berühmt; und mit weiterm Verlaufe der Zeit, wenn der Reichthum in ein Land gekommen iſt, ziehen die Künſtler in wollüſtigen Dingen, und die Meiſter in prächtigen Gebäuden, unſre Augen auf ſich. Wo noch der erſte von dieſen beyden Umſtänden die Oberhand hat, behütet er den Poeten vor zwey Uebeln, welchen Longinus den Verfall der Poeſie Schuld giebt, nemlich einer unerſättlichen Begierde nach Reichthum, und der Liebe zur Wolluſt. Was vor ein groſſer Vortheil iſt es in der That vor einen Poeten, zu deſſen Zeiten die Waffen das rühmlichſte Handwerk ſind, und ein patriotiſcher Geiſt der beliebteſte Character iſt? Wo man nothwendig dergleichen haben muß; wo der Mann, der ſeine Stadt heldenmüthig beſchützt, ſein Gebiethe erweitert hatte, oder für das Vaterland geſtorben war, göttliche Ehre erlanget? Wo Liebe der Freyheit, und Verachtung des Todes mit ihrem herrlichſten Gefolge, der

Ehre, der Redlichkeit, und der Mäßigkeit, etwas würkliches waren? Ein Poet, der diese Tugenden von der Nothwendigkeit lernete, und von den Umständen selbst darauf geführt würde, müßte sie besser kennen, als ihn die Schulen, und Bücher davon unterrichten könnten. Und seine Vorstellungen solcher ächten Character würden die Kennzeichen der Wahrheit auf sich tragen, und die Character weit übertreffen, welche von angemaßter Dapferkeit, verstellten Tugenden, oder noch schlechtern Mustern abgebildet werden.

Lebte ein Volk natürlich, und würde durch das natürliche Gewichte der Leidenschaften, das in eines jeden Menschen Brust liegt, regiert, so würde dieses machen, daß sie ohne allen Zwang, allein nach ihren eigenen angebohrnen Begriffen vom Guten und Bösen, Rechten und Unrechten, redeten und handelten, so wie ein jeder von seinem Hertzen gelenket würde. Diese Sitten nun würden einem Poeten die natürlichsten Schildereyen, und geschikte Worte sie auszumahlen, an die Hand geben.

Sie haben einen sonderbaren Einfluß auf die Sprache, nicht allein soferne sie natürlich sind, sondern auch sofern sie aufrichtig und gütig sind. So lange ein Volk einfältig und offenhertzig bleibt, so lange bekömmt alles was es sagt, ein Gewichte von der Wahrheit; seine Gemüthesgedanken sind starck und ehrbar, welches allemahl bequeme Worte herschaffet, sie auszudrücken: Seine Leidenschaften sind von ächtem Schrote und Korn, nicht unächt, nicht unterschoben, nicht verstellt, und drüken

ken ſich in ihrer eigenen ungekünſtelten Redensart aus. Es iſt nicht an das Geplauder, und die klänen ſpitzfündigen Formeln gewöhnt, welche die Rede eines ſogenannten wohlaezogenen Menſchen aller Kraft berauben; ſeine Sprache iſt mit Schulwitz, Wort- und Sinnenſpielen, und Sylbengeklingel nicht durchſetzet; welche in allen Ländern ſehr ſpäthe eingeriſſen ſind. Und dieſes mag wohl die Urſache ſeyn, daß alle Nationen ſich ſo ſehr an ihren alten Poeten beluſtigen. Ehe ſie ſo höflich, und verzärtelt worden, daß ſie in Schmeicheley und Falſchheit verfallen, fühlen wir den Nachdruk ihrer Worte, und die Wahrheit ihrer Gedanken.

* * *

Jezo ſollte ich noch von den Vortheilen reden, welche einem Poeten die glücklichen Umſtände ſiner Perſon mittheilen; was ſeine Auferziehung, ſine Lebensart, und ſein Glück in derſelben vor ene abſonderliche Wirkung bey ihm als einem Poeten haben müſſen. Allein dieſer Vortheile ſind ſi viel, und ſie ſind ſo mannigfaltig, wie die Gelegenheiten die Menſchen überhaupt kennen zu lernen, und abſonderliche Gegenſtände, ſo für die Poeſie bequem ſind, ins Auge zu bekommen, nthwendig ſeyn müſſen, ſo daß eine ſolche Abhandlung mich weiter führen würde, als ich diß nahl geſonnen bin zu gehen. Ich gedenke nur enes Stückes, nach welchem man von der Wichtgkeit der übrigen urtheilen kan, nemlich der vie-

len Reisen, und weitläuftigen Erfahrungen, die einer in eigener Person gemachet hat. In einem reisenden Leben hat man öfters Gelegenheit mit den Originalen seiner Abrisse, und Erdichtungen bekannt zu werden; diese Schildereyen mögen materialisch oder moralisch seyn, so entsteht ihre Trefflichkeit daher, daß sie der Natur und der Wahrheit ähnlich seyn. Aber viele und weite Reisen fallen wenigen Leuten vor; am seltensten Leuten, die eine poetische Geistesart haben. Diese sind gemeiniglich nicht die gesundesten, sie sind zu zart, die Beschwerlichkeiten auszustehen, und sich in die Gefährlichkeiten zu wagen, welche in langen Reisen unvermeidlich sind.

Ich meine nicht zu irren, wenn ich behaupten darf, daß Homers Armuth, die ihn nöthigte, ein umschweifendes Leben zu führen, als ein irrender Barde, in Ansehen seiner Poesie ein grosses Glück für ihn gewesen. Homer blieb in einer jeden Stadt so lange als er nöthig hatte ihre Sitten zu sehen, ohne daß er seine eigenen in dieselben umgösse. Er führte weder ein Stadt- noch ein Landleben, und war in dieser Betrachtung wahrlich ein Weltbürger. Wenn ein Mensch Kälte und Müdigkeit ausgestanden, und hernach wieder erquiket worden, stellet sich die Freude mit Macht bey ihm ein, sein Hertz wird weiter, seine Lebensgeister fliessen strenger, und wenn ein poetischer Geist bey ihm ist, wird solcher gewißlich loosbrechen. Die poetischen Landfahrer, wie Homer einer war, müssen gesunde Leute seyn, und sehr rege und sichere Fühlungen haben. Ihre

Cörper

Cörper ſind durch keine ſtrenge Arbeit abgenuzet, ihre Gemüther nicht daniedergeſchlagen. Ihr Leben iſt ohne Kummer, ohne Ehrgeiz, voller Wechſel und Verſchiedenheit: Das Herumſtreichen aus einem kleinen Staat in den andern bereichert ihre Phantaſie für ſich ſelbſt. Ihre öftere Einſamkeit führet ſie auf das Denken, ſo wie die Luſtbarkeiten, die einander wechſelsweiſe ablöſen, davon abführen. Wenn wir alleine ſind, ſo ſind wir genöthiget, uns mit uns ſelbſt zu unterhalten. Wir müſſen uns zuſammenraffen, und in uns hineinſchauen, ob etwas vorhanden ſey, was unſere Aufmerkſamkeit verdiene. In der Geſellſchaft zerſtreuet das Aufſehen, das wir auf einen jeden haben müſſen, das Gemüthe, und hindert es am überlegen. Ein Mittel wenig zu denken iſt, daß man von einer Kurzweil zur andern forteile, damit man ſo ſich ſelbſt entfliehe. Aber der Menſch, der einfältig lebt, und zu Zeiten von dem Getümmel des Lebens beyſeits geht, genieſſet ein ächteres Ergetzen: Er erlanget von der ſtillen Natur entzückende Schauſpiele und Geſichtespuncten, und betrachtet ihre einſamen Scenen ungeſtört. Er richtet ſein aufmerkſames Gemüthesauge ofte auf ſich ſelbſt, zeichnet ſeine eigenen Leidenſchaften, und befeſtiget ſich in ſeinen Empfindungen der Menſchlichkeit.

Es giebt zwar viele Einſame, welche dem Denken nicht ſonderlich ergeben ſind, und gewiſſe Leute, derer Gewerb erfodert daß ſie reiſen, ſind merklich tumm. Aber ich rede hier nicht von dem Leben eines Anachoreten, oder Einſiedlers, noch

von den mühseligen Tagreisen solcher Leute, die um der Nahrung willen von Land zu Lande wandern: Ich rede von der kurtzen Einsamkeit eines freudigen Gemüthes, dessen Thun es ist, daß es andere ergetze; welches, wie Homer, die erste Gesellschaft, die es antrift, auf die lebhafteste und beweglichste Art unterhalten muß. Dieser Zustand ist von eines Einsiedlers oder eines reisenden Handwerkers gantz unterschieden, es ist ein Stand, der Homer nöthigte, nicht nur die Leidenschaften seiner Zuhörer, weil er erzehlte, zu studieren, ihre Gesichtsminen in Acht zu nehmen, alle Bewegungen ihrer Augen und den Schwung ihrer Gedanken, sorgfältig zu bemerken, sondern, wenn er alleine war, um sich zu schauen, und einen Vorrath von solchen Bildern zu sammeln, als vermöge seiner Erfahrung die nachdrüklichste Wirkung haben mußten.

Hierzu kömmt ein andrer Vortheil, der das Leben eines umherschweifenden Rapsodisten begleitet; nemlich die Fertigkeit, welche er dadurch erlangen muß, gantze Strophen aus dem Steigreife zu singen. Wir haben alle Tage Proben von der Macht der Uebung in allen Künsten und Geschäften. Eine Neigung, der man den Gang läßt, wird zu einer Fertigkeit, und diese erhebet sich, wenn sie fleissig gepfleget wird, zu einer meisterlichen Leichtigkeit in einem Handwerke.

Von

Von den vortrefflichen Umſtänden für die Poeſie unter den Kaiſern aus dem ſchwäbiſchen Hauſe.

Ein gelehrter Mann (*), dem die Stafeln, nach welchen die Litteratur geſtiegen, wohl bekannt geweſen, hat in Acht genommen, daß die Zeiten da Freyheit und Sclaverey mit einander um die Oberhand geſtritten, der Welt gemeiniglich etwas vortreffliches von Werken des Geiſtes geliefert haben: In dergleichen Zeiten geben die Leute ſich durchaus zu erkennen; das menſchliche Geſchlecht iſt denn gewiſſen indigniſchen Federn gleich, welche ſich in mehr als einem Lichte zu ihrem Vortheil zeigen. Die Verwirrungen und Gefährlichkeiten, die in ſolchen Umſtänden häuffig ſind, ſetzen alle ihre Leidenſchaften in Bewegung, und kehren ſie in alle möglichen Geſtalten. Wenn dieſe moraliſchen Stellungen denn wol in Acht genommen und geſchikt beſchrieben werden, müſſen vortreffliche Werke daraus werden.

Eben derſelbe hat in dieſen Zeiten der Fehden eine Art Freyheit bemercket, die ihnen eigen iſt. Sie verurſachen einen freyen und hurtigen Geiſt, der ſich in das gantze Land ausbreitet. Jedermann ſieht ſich dann ſeinen eigenen Herrn, und daß er aus ſich ſelber machen darf, was er kan. Er weis nicht, wie hoch er ſteigen mag, und die Ge-

(*) Sehtt Inquiry into the live and the Writings of Homer. Thomas Blackwell

ſetze ſchreken ihn nicht, weil ſie denn keine Macht haben. Die abgezogenen Wiſſenſchaften ſind ein Werck der Ruhe und Stille, aber die, welche ſich auf die Menſchen beziehen, und nach dem menſchlichen Hertzen zielen, werden am beſten in Bewegungen und Verrichtungen kennen gelernet.

Dieſe Betrachtungen und andre, auf welche mich der eben erwehnte geſchikte Mann geführet hat, haben mich die beſte Hoffnung von den Scribenten, welche unter den Kaiſern aus dem ſchwäbiſchen Stamme gelebet haben, faſſen heiſſen. Damahls that die deutſche Freyheit ihr äuſſerſtes, ſich des ſclaviſchen Jochs zu entſchütten, das ihr von Rom angedrohet war. Die Deutſchen waren nicht mehr dieſe rohen und halbwilden, die aller Gemächlichkeiten des Lebens, und politiſchen Veranſtaltungen beraubet waren. Sie hatten friedliche Zeiten, zwiſchen langen und zweyträchtigen Verſuchen, gehabt, wo ſie es in den Künſten und Wiſſenſchaften auf einen gewiſſen Grad gebracht hatten. Doch waren ſie von Zucht, Höflichkeit und Cerimoniel nicht zu enge eingethan. Sie hatten noch vieles von ihrem unbändigen und ungezähmten Geiſt behalten, und die Schranken der Religion oder der Policey hatten die natürlichen und einfältigen Bewegungen ihres Hertzens nicht eingezwänget. Sie lieſſen ihren angebohrnen Neigungen insgemein den vollen Zügel und verſtellten ſich nicht ſonderlich, daß ſie anders ſchie-

nen

nen, als sie waren. Man kan sagen, daß jeder Staat sein eigener Herr war, wiewohl sie durch gewisse schwache Bande des Lehenrechtes ꝛc. verbunden waren. Ihr Gehorsam kam allzusehr auf ihren Willen an; und eine Nation von so kriegerischem Naturell konnte diesen Willen nicht lange behalten. Die Waffen waren im Ansehen, und die Stärcke setzte einen in Besitz. Ein jeder Staat eiferte auf den andern, und versuchte, was sein Geist im Frieden, und noch lieber was seine Stärcke im Kriege vermöchte. Diese Zeiten nun gaben einem viel zu sehen, und viel zu fühlen. Man konte Städte erobert, und geplündert, Männer durch das Schwerdt fallen, und Weiber gefangen wegführen sehen. Man konnte verzweifelte Gebehrden, drohende Stellungen sehen, ꝛc. Es kan nicht seyn, daß dieser Character, diese Empfindungen und Regungen nicht in ihre Sprache und Schriften eingeflossen seyn. Ihre Sprache muß von ihnen dahin gebracht worden seyn, daß sie diese starken und tapfermüthigen Fühlungen darinnen haben ausdrüken können. Die Erbauung so vieler Städte und die besonderen Regierungen in denselben, welche mit dem Regimente so vieler kleinen Fürsten und Grafen, die zwar anderer Vasallen waren, doch wieder ihre Unterthanen hatten, so seltzam absetzeten, die Nothwendigkeit der Arbeit, die Einführung der Handwerke, und der Kaufmannschaft, die verschiedenen Angelegenheiten so vieler eigenmächtigen

tigen Herrſchaften, und ſo vieler Städte, die auf einander eiferten, mußten eine reiche und nachdrükliche Sprache mit ſich gebracht haben. Der politiſche Stylus wächſt mit der Verfaſſung eines Staats, und ſteigt auf ſeine Höhe, wenn man am meiſten dergleichen Geſchäfte hat, an welchen uns ſehr viel gelegen iſt, daß wir ſie geſchikt vollführen. Die Rathsverſammlungen eines freyen Staats werden durch das Mittel der Rede geführt, wohin man will, dieſes bringt die Beredtſamkeit ins Aufnehmen, und die Kunſt andere auf ſeine Meinung zu führen, in Werth. Wo die Gedanken ſtark, und ehrliebend ſind, fehlt es nicht, daß ſie nicht bequeme Worte an die Hand geben; womit man ſie ohne Abbruch ausdrüken könne.

Indeſſen war dieſe Sprache noch nicht ſo ſehr auspoliert, daß ſie dadurch wäre abgeſchliffen und geſchwächet worden. Durch die Ausputzung wird manches Wort weggeworfen, ſie ſtekt den Menſchen gleichſam in einen Sack, geſtattet ihm nur eine gewiſſe Zahl von üblichen Redensarten, und beraubet ihn vieler nachdrucksreichen Wörter, und ſtarker ſchöner Ausdrüke, welche er wagen und dabey in Gefahr ſtehen muß, daß ſie veraltert und platt ſcheinen.

Die Poeſie beruhet inſonderheit auf den Sitten der Menſchen, die dann ſind, da man ſchreibt; die beſten Poeten copieren die Natur, und liefern ſie uns ſo, wie ſie ſolche finden. Ein Scribent von Friedrichs des I. oder II. Zeiten habe

nur

nur mit der damahligen Sprache getreulich geschildert, was er gesehen, und empfunden, so muß sein Werk anmuthig und nachdrüklich seyn. Seine Vorstellung einfältiger und natürlicher Sitten, wird uns einnehmen, sie wird uns das Bedürffniß und die Erfindungen der Menschen zeigen, sie wird uns die Bewegungen eines unverstellten Gemüthes vorweisen, wir werden darinnen sehen, was in unsern Hertzen vorgeht, und was vor Wege wir brauchen, wenn wir unsern Neigungen nachgeben. Es ergetzet uns dergleichen zu lesen, weil wir gerne mit Leuten umgehen, denen wir ins Hertze sehen, dik nichts vor uns verborgenes haben.

In dergleichen Zeiten, da Italien so wohl als Deutschland in Parteyen zertheilet war, da die kleinen Staaten gegen einander ligiert waren, mitten in dem hitzigsten Streiten und Blutvergiessen der Guelfen und Gibellinen, schrieb Dantes den nachdrüklichsten Entwurff und Abriß von den Menschen und ihren Neigungen und Leidenschaften.

Dieselben Zeiten hatten für einen Poeten auch das Glück, daß einer viele Reisen thun, und viele persönliche Anmerkungen machen konte. Die Kreutzzüge in die Orientalischen Länder gaben ihm dazu häufige Gelegenheiten, und er konnte auf denselben seine Phantasie mit einer wunderbaren Mannigfaltigkeit von Sitten, Manieren, Religionen, ꝛc. welche mit seinen eigenen so starck abstachen, bereichern.

chern. Die Natur mußte ihm von dieſen Dingen, die ſie ihm in ihrer Würklichkeit vor Augen ſtellte, die lebhafteſte Empfindung geben.

Und weil ein groſſer Theil Italiens nebſt dem angenehmen und fruchtbaren Sicilien damahls unter der Herrſchaft des ſchwäbiſchen Stammes ſtuhnd, ſo daß die Deutſchen in daſſelbe als in ihr eigenes Land öftere Reiſen thaten, ſo können wir natürlicher Weiſe vermuthen, daß dieſe gemäſſigten Landſchaften, die unter dem gütigen Einfluß eines freudigen Himmels liegen, der Deutſchen martialiſchen Geiſter einigermaſſen beſänftiget, und mit den lekern Früchten ihrer Felder und Gärten den Geſchmack der Wolluſt verbeſſert, jedoch nicht verzärtelt haben.

Meine Hoffnung zu den poetiſchen Schriften dieſer Zeiten hat noch einen abſonderlichen Grund in der Gewohnheit derſelben, welche die Poeſie zu einer Profeſſion gemachet, und zwar zu einer ſolchen, welche ſich Freyherren, Fürſten und Grafen vor keine Schande hielten, indem ſie nicht nur dieſelbe ſchützeten und die Poeten in ihre Schlöſſer und Gaſtgebothe aufnahmen, Wettſtreite unter ihnen anſtelleten, ſich ihre Wercke offentlich in Gegenwart der vornehmſten Geſellſchaften von beyderley Geſchlechte vorleſen lieſſen, ſondern ſich ſelber damit bemüheten, und um den Preiß ſangen. Eine Gewohnheit, die ſie vielleicht eben aus Sicilien, wo die Trovadori unter den neuern die früheſten geweſen, die zur Poeſie ein natürli-

fürliches Geschick gewiesen, herüber gehohlet haben. Friederich der II. war selbst ein grosser Liebhaber der Poesie, und man hat noch auf diesen Tag einige von seinen Gedanken, welche er in der Italienischen Sprache ausgebildet hat.

Die Nachrichten von diesen deutschen Sängern geben, daß sie in dem Land herum reiseten, und hier und dar an groſſen Höfen ihre poetischen Erfindungen vorlasen und sangen.

Ihre Gedichte waren gemachet, daß sie erzehlt oder vor einer Gesellschaft gesungrn, nicht daß sie im Cabinet durchgangen, oder in einem Buche gelesen würden. Wenig Leute konnten damahls lesen.

Sie dorften nicht fürchten, daß sie nicht allerorten willkommen wären, da sie solche beliebte Geschiklichkeit mit sich brachten. Dieses mußte nothwendig eine gute Würkung in ihren Schriften haben, weil sie so den Character der grössesten Männer, und die innersten Springfedern ihrer Handlungen erlernen konnten. Sie konnten sie in ihrem Privatleben kennen lernen, ihren Umgang nach seiner besondern Art, und ihre Manieren sich zu unterhalten.

Diese Gewohnheit seine Muse in dem Lande herumzuführen hatte daneben den wichtigen Nutzen, daß sie weder Concetti noch tiefgelahrte Verse in einer unverständlichen Sprache sagen durften. Sie durften wohl wunderbare Geschichten erzehlen, aber sie mußten

ten deutlich erzehlt, und die natürlichen Sitten, und menſchlichen Leidenſchaften niemahls aus Augen geſetzet werden.

Sie ſtelleten öfters poetiſche Wettſtreite unter einander an, in Gegenwart groſſer Verſammlungen, welche dem Obſieger einen Gewinn zutheileten. Alſo war eine tägliche Uebung ihr beſter Kunſtlehrer in der Dichtkunſt. Sie bedurften keiner erworbenen Wiſſenſchaften die natürliche Neigung ihres Geiſtes, ihre Bekanntſchaft und Umgang mit dem Menſchen verſahe ſie mit genugſamen Vorrath.

Man wird mit mir nicht zufrieden ſeyn, daß ich bloß die Möglichkeit, darinnen dieſes Weltalter geſtanden, auf eine vortreffliche Art zu poetiſieren, angezeiget habe; man wird ſagen, es ſey von der Möglichkeit noch ein weiter Schritt zur Wirklichkeit, es ſey nicht genug, daß der Zuſtand von Deutſchland ſo wohl in politiſchen, und moraliſchen, als in phyſicaliſchen Dingen damahls in einer rechten und bequemen Temperatur geſtanden, treffliche Poeten hervorzubringen, und ſie mit einem geſchickten Stofe für poetiſche Wercke zu verſehen; es gehören noch mehrere Bedingungen dazu, vielerley geringere Umſtände des Privatlebens, viele Vortheile der abſonderlichen Auferziehung, und eigene Gelegenheiten das menſchliche Geſchlechte durch und durch kennen zu lernen. Aus dieſer Urſache wird man von mir begehren, daß ich würkliche Muſter von Schriften anzeige, welche die Würkung

kung und Frucht meiner obigen Anmerkungen geweſen ſeyn.

Wären gewiſſe Wercke, von denen wir noch die Titel haben, nicht verlohren gegangen, ſo wäre ich ohne Zweifel im Stande, ihrem Verlangen eine Gnüge zu thun. Hätten wir noch Hermanns von Sachſenhauſen Gedichte, die Möhrin genannt, Wolframs von Eſchilbach ſtarcken Rennewart, eben deſſelben Gedichte von Marggraf Wilhelm von Narbone, desgleichen was er von Gamuret, und ſeinem Sohne Parcifall, gedichtet; hätten wir vornehmlich Klinſors Gedichte von der Erſchaffung, den Geſchöpfen, dem Geſtirne, und deſſelben Hiſtörgen und Erzehlungen, ſo würden wir mein Vertrauen zu ihren Zeiten und ihrer Geſchicklichkeit in voller Kraft erfüllet ſehen. Der gemeine Ruf, in welchem Klinſor geſtanden, daß er zauberiſche Künſte gewuſt, leget zu unſern Zeiten nur ein Zeugniß von ſeinen ungemeinen Talenten ab, und hat einerley Urſprung, wie ein gleiches Geſchrey, welches von dem kunſt- und geiſtreichen Mönchen Roger Bacon in demſelben unwiſſenden Weltalter gegangen war. Wir haben zwar noch etwas von Eſchelbach, von Albrecht von Halberſtatt, von Oſterdingen, von Freydank, das in dem fünfzehnten Jahrhundert im öffentlichen Druck das Licht geſehen hat, aber die Herausgeber haben in den Lesarten, den Wörtern und gantzen Redensarten, ſo wichtige Veränderungen vorgenommen, daß wir die Sprache und die ächten Gedanken der Originale öfters darinnen miſſen. Dieſes Un-

glück hat obiger Dichter Erzehlungen von Ottenis ten, von Wolfdietrichen, von dem kleinen Roſengarten, und dem König Laurin, die Ueberſetzung der Verwandlungen des Ovidius, und Freydanks moraliſches Gedichte von der Beſcheidenheit ſtarck getroffen. Wikram hat ſich am meiſten Freyheit mit ihnen genommen; und Burckard Waldis hat eben dieſes mit Pfinzings Theuerdanck gethan, der doch von ſeinen Zeiten nicht gar weit entfernt geweſen. Sebaſtian Brand ſelbſt hat in Freydancks Wercke die Sprache mehr geändert, als es dienlich war; wiewohl er den Sachen und Gedancken am wenigſten genommen hat.

Das ächteſte, das wir aus dem Schwäbiſchen Weltalter haben, ſind Winsbeckes Gedichte, wovon uns Goldaſt und Schertz gute Auflagen geliefert haben. Wir finden theils in denſelbigen, theils in einzelen Zeilen, welche Goldaſt hier und da angezogen hat, ſo ungekünſtelte Originale von den eigenen und urſprünglichen Sitten der damahligen Deutſchen, und dieſe werden mit einer ſolchen Art und Kraft der Redensart, ſo wohl durch Metaphern von den natürlichſten Gegenſtänden, als durch einen glücklichen Schatz der Sprache, ausgedrücket, daß wir gnugſam daraus erkennen, daß der Character der damahligen Zeiten und Umſtänden eine Würkung ſeiner Natur gemäß gethan, und ſich in die Schriften ergoſſen habe. Wir haben Recht aus dieſen wenigen guten Stücken, die uns übrig geblieben ſind, zu ſchlieſſen, daß noch ſo gute verlohren gegangen ſeyn. Die Nachreue wegen dieſes Verluſtes wird

dadurch

dadurch am allermeisten vermehret, und wir müssen die Nachlässigkeit unsrer Vereltern, welche sie hat untergehen lassen, um so viel schmerzlicher bedauern. Wenn wir zwar nicht eben so viele Nachlässigkeit hätten, so könnten wir vermuthlich noch heutiges Tages diesen erlittenen Verlust ziemlichermassen ersetzen; gestalten nicht unbekannt ist, daß in der Königlichen Bibliotheck zu Paris Num. 7266. ein pergamener Codex ist, worinnen eine grosse Anzahl Poesien aus dem hohenstaufischen Weltalter zusammengeschrieben sind. Wir wissen auch die Nahmen der vornehmen Verfasser, von denen einige Stücke darinnen enthalten sind; darunter sind etliche die mittelst einzelner Zeilen, die von Goldast aus ihnen angezogen worden, ein starckes Verlangen nach dem gantzen erweket haben; nämlich Klinsore von Ungerland; Walter von der Vogelweide; Werner von Túfen; Chunrad von Würzburg; Herzog Henrich von Pressela; Reimar von Zweeter. Alle die Dichter, derer Schriften in dem angeregten Codex begriffen sind, haben unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause gelebet. Der Untergang des Stammes von Hohenstaufen ist der Poesie gantz verderblich gewesen. Man muß nicht wohl zu unterscheiden wissen, wenn man die Poeten desselben Alters mit den Meistersängern der spätern Zeiten in eine Classe setzet; wie Wagenseil und andre gethan haben. Sie sind einander an Geschicklichkeit, an Kunst, an der Sprache, allzu ungleich, wiewohl sie einander darinnen gleichen mögen, daß diese und jene ihre Erzehlungen vor

einer Gesellschaft Zuhörer abgesungen haben. Die Mundart deren sich die Poeten des XIII. Jahrhundert bedient haben, ist durchgehends die Schwäbische, welche damahls auch die Sachsen vor die beste erkennt und gebraucht haben.

Von einem solchen Gedichte aus dem dreyzehnden Jahrhundert hat der Zufall ein paar Hundert Zeilen auf einem zerrissenen Pergament geschonet, welches mir ungefehr in die Hände gefallen ist. Ich halte diese Schrift beynahe gleich alt mit dem Dichter. Der Innhalt ist von der schönen Meliure, welcher die grössesten Fürsten von Europa und Asia aufwarteten, und Hoffnung hatten, daß sie einen von ihnen zu ihrem Gemahl erwehlen würde. Vor allen andern schmeicheiten sich, ihre Gunst zu haben, der Soldan aus Persien, und Partenopier, ein Fürst aus dem Stamme der Könige von Kerlingen. Dieser letztere hatte sich insgeheim vom Hofe verlohren. In unserm Fragmento findet er sich unbekannter Weise wieder ein, einem Turniere, der unter den Mauren der Stadt Schifdiere sollte gehalten werden, beyzuwohnen. Unweit denselben, in einem anmuthigen Thal, begegnet ihm Gaudin, ein christlicher Ritter, mit welchem er Freundschaft machet, und auf den Turnierplatz reitet. Sie fanden auf einer Ebene zwischen der Stadt und dem Meere alles von Christen und Saracenen wimmeln. Diese werden durch einander gemischet, so daß kein Unterschied unter ihnen gehalten ward, hernach werden sie in zwey gantze Theile getheilt. Der König von Kerlingen hatte gegen Meliu-

ren

ren einen Anschlag im Kopf, weil er sie im Verdacht hatte, daß sie ihm Partenopier, seinen Vetter, aufgefangen hätte. Das ist es, was wir aus diesem kleinen erretteten Stücke erlernen können. Wir haben schon darinnen Erfindung, Sitten, und poetische Farben: Erfindung in Meliurens Worte, einen von den christlichen oder den saracenischen Fürsten zum Gemahl zu erwehlen, welches einige Aehnlichkeit mit Penelopens Versprechen hat, und vielleicht mit gleichmässigem Zwang, Bedingung, und Umständen, wie bey dieser begleitet gewesen; in Partenopiers heimlichen Abschied, und heimlicher Wiederkunft, welche uns einen Knoten in dem Gedichte zu vermuthen giebt; in der freundlichen Vermischung der Saracenen und der Christen, welche etwas neues und seltsames in sich hat. Sitten haben wir in eben dieser Vermischung, und ferner in dem freundschaftlichen Betragen Partenopiers und Gaudins, in des Kerlinger-Königs Hasse gegen Meliuren, un Meliurens Furcht vor demselben. Poetische Farben finden sich in der Beschreibung der Gegenden, der Kleidungen, der Zurüstungen, der Eintheilung des Turnieres. Die Sprache zur Ausdrükung aller dieser Dinge fehlte dem Verfasser nicht, und wann wir sie als eine fremde oder gar als eine todte Sprache ansehen, und die Begriffe mit den Wörtern verknüpfen, welche zur Zeit, als sie noch geredet ward, damit verknüpfet waren, so werden wir keinen schlechten Geschmack darinnen finden. Urtheilt selbst davon:

geliches willen mueſte iehen
ſchiefdeire wart von in geſehen
in harte kurzer wile
mit ſnelleclicher ile
kamen ſi geriten dar
ein tal von bluomen lieh gefar
lac da bi mit ſtete
dar inne Gaudin hete
empfangen wunneclich gemach
ein herberge und ein obedach
was im alda gewunnen
bi eime kalten brunnen
da gruene boume ſtuonden obe
ein pavilune wol ze lobe
waz in geslagen uf das velt
unde ſtuont vil ſchoene ſin gezelt
mit loumen und mit grase beſt
der meie hete do gevroeut
mit der lichten künſte ſin
diu wilden walt vogelin
dar umbe alda ze priſe
ir ſuezen ſumer wiſe
wurden lute erklenket
ſi heten ſich geſenket
in die ſchoenen bomes bluot
vnde liezen ſueze ſtimme guot
des males hellen úberal
in diſem wunneclichen tal
Gaudin ſich nider ſchiere
lie mit Partinopiere
der im die nacht vil eren bot
des tages do das morgen rot
durch den lichten himmel ſchein

von

\- - -
\- - -

von koufe der vil nuzzes birt
die knehte ſolten einen wirt
in kieſen der in gebe ſa
des ſi durftic weren da
ze ritterliche koſte
ſi wolten uf die joſte
nach hoher minne lone
bereiten ſich vil ſchone
Nu daz die knechte vúr geriten
die ritter da niht langer biten
Gaudin unde Partinopier
zuo der Stat ſchone unde fier
diu Schieſdere waz genant
kamen ſi da ſa zehant
da ſi vil geſte ſahen
zuo riten unde gahen
uz manegem kunecriche
ſi beide vil geliche
ir ougenblicke niht veriurn
wan ſi da ſpurten unde kurn
werder kunege ein wunder
ouch ſahen ſi dar under
manegen herzogen hoch
vil grafen unde frigen zoch
hin zuo dem turneie
rich unde manger leie
ſchein diu gezierde ir werden hers
hie diſſit unde ienhalp mers
was ir volc gewahsen
Weſtfalen unde ſahsen
vranken peier ſwabe

durch werder minne gabe
kamen dar mit hoher craft
- - -
- - -
der ſchone dienten ſinre hant
der Kúnec von Egipte lant
vnd der von Iturie
mit grozer maſsenye
wurdent beide erkennet da
der kúnic rich von Libia
kam dar mit disen beiden
ouch vuor da hin der Meden
gebieter und ir Landevogt
von Barbarie dar gezogt
waz der kúnec ſchone
ein here truoc die krone
des riches in Arabia
den ſach man werdeclichen da
zuo gahen unde riten
ouch waz da bi den ziten
der kùnec von Syrie
und der von Armenye
brahte dar vil groz gedranc
von Baldach unde von Zazamanc
die zwene kúnge vuoren dar
ſo waz dahin mit ſinre ſchar
geſtrichen der von Marroch
diz waren heiden alles doch
vnde hete ſi der Soldan
gefueret dar us des ſiges wan
daz in div vrouwe ſolte erweln.
Nu wil ich iv die Kúnge zeln
die von der werden criſtenheit
ouch riten uf die heide breit

vnd

vnd uf das wol geblvemte gras
der Keiſer da von Rome was
herlich und ſchone komen

\- - -
\- - -

die zwene kamen ouch aldar
die fuorten beide in lichter ſchar
manegen ritterlichen degen
der Kúnec rich von Norwegen
vnd der von Orchadie
mit grozer maſſenie
zuo ritten unde randen
der Kúnec von Irlanden
vnd der von Tenemarken
vuoren dar mit ſtarken
rotten uf die gruenen wiſen
ouch wart geſehen da mit diſen
der Kúnec von Yſpanie
des Riches von Britanye
Pfleger waz da hin gefarn
der brahte dar in ſinen ſcharn
vil manegen werden Britun
da was der Kúnec von Arragun
und der Kerlingere Vogt
von Nafarre dar gezogt
kam ein Kúnec wit erkant
ſo waz ouch der von Engellant
komen dar mit hoher craft
und ein Kúnec ellenthaft
geheizen von Cecilie
Koufliute von Marſilie
kamen dar mit ſinem her
die den market bi dem mer

zierten mit ir krame guot
vil werden vurſten hoch gemuot
begunden ſich da dringen
der herzoge uz Lutringen
vnd der von Normandie
- - -
- - -
wan ir werdent hie gewert
ſwez iuwer edel herze gert
vnd über das noch liebes mer
owe ſprach do Partinoper
würde erfüllet hie min gir
ſon gert ich niht das mir
gelunge baz geſelle kluoc
io duhte mich ſin rehte gnuoc
vil hochgelobter man hiemite
geſchehe das des ich hie bite
Sus giengen ſi do ſlafen
ir harnaſch und ir wafen
heten ſi von in geleit
ſi pflagen ir muedekeit
vil ruowe unz an den morgen vruo
do wurden ſi bereit dar zuo
das ſi da langer niht enbiten
ſi kerten abr vnde riten
für die ſtat hin uf den plan
da ſanc ein werder Capelan
in eime gezelte Meſſe
der criſtenlichen preſſe
vor allem ungelouben vri
ſi zwene ſtuonden ouch dabi
mit reinem willen ſtete
nv man geſungen hete

nach vil goetelicher art
der turnei do geteilet wart
das Criſten unde Heiden
bliben ungeſcheiden
vnde man ſi miſchete under ein
durch das kein ſtrit da von in zwein
ſich huobe noch kein . . .
- - -
- - -
hin under die getouften ſchar
nv ſi gemiſchet wurden gar
zein ander uf der heide
ſo daz kein underſcheide
wart von in gehalten
da wurden ſi geſpalten
vnd in zwei ganze teil geſ . . .
der criſten und der heiden w . . .
beidenthalp geliche vil
an dem ritterlichen ſpil
en weder teil wart minre
daz uzer und daz inre
niht eines mannes hete me
kein tvrnei weder ſit noch e
wart als eben uf geleit
das kam do zeiner ſelekeit
in allen und ze heile
eim ietwedern teile
das turnieren da began
wurden zwene houbtman
beſunder uzbeſcheiden
die criſten unde heiden
niht ſtreites liezen walten
den turnei mueſte halten

der Soldan zeinre ſiten
unde vvielt ſin an den ziten
mit im ein kúnec uzerkorn
der waz uz Spangenlant geborn.
Si zwene mit ir lieb . . .
des males werde cl . . .
vvurden in die ſtat . . . .
diu veſte michel und . . .
- - -
- - -
ze halten in ir pflege
. . . uf des gruenen planes wege
. . : ren ſi das beſte
. . . zwene vúr die veſte
. . . vvurden uzerhalb geleit
. . . uo dem mere vvit unde breit
vnder boume uf gruenez gras
der kúnec von Kerlingen vvas
der Keiſerinne vvunneſam
von herzen vigent unde gram
durh das er vvande han verlorn
von der vrouvven hochgeborn
Partinopieren ſinen mac
des vvart er an des meres vvac
geleit mit hoher vvitze
ſin vride und ouch ſin litze
vvaz uzerhalp der mure
der ſchoenen Meliure
ze wibe er niht en gerte
- - ſvoht er unde werte
- ie ritterſchaft durch verluſt
vnd truoc den vvillen in der bruſt
moeht es ſich vvol gefueget han
- - - het ir etsvvaz getan

das

das ſi betruebet hete gar
nieman gefueret hete dar
ſo manegen ritterlichen Degen
. . . hete ſich uf ſtrit gevvegen
. . . d er der ſchoenen vvas gehaz
. . . . . in Meliure entſaz
. . . . . vvip vil uzerlesen
. . . . in bi dem keiſer vveſen

\- - -
\- - -

Nu daz die geſte riche
den turnei ſus geliche
geteilet heten under in
do vvart geleit dar uf ir ſin
vnd ir vvilleclich gedanc
das iedermann an vveinic trane
vnd az ein edel murzel
darnach ſi beide vvurden ſnel
das ſi kerten uf den plan
von Perſia der Soldan
vz der veſte kam gezogt
ſo reit der keiſerliche Vogt
im engegen von dem mer
ir zvveier kúneclichez her
vnd ir zvvo ſchoenen parte
gezieret vvaren harte
mit ſiden unde mit golde licht
von endian von Vztricht
von kriechen unde von heidenlant
vvas in ze ſtiure dar gesant
vil manec edel ſamit
die vverden kúnge in vvidertſtrit

hatten

haten ſich gegeſtet
vnd an ir lip gebeſtet
tiure unde ſelzene vvat
der purpur unde der phat
der zendal unde das paldekin
die varen vvunneclichen ſchin
ir lichten ougen reine
das golt und das geſteine
das ſilber und das ſtahelvvere
mit glanze do tal unde berg
- - -
- - -

Wir müſſen die Worte wunneſam, ſchone unde fiere, nicht vor Flickwörter halten. Sie haben ihre nöthige Bedeutung, wo ſie geſetzet worden, und daß ſie hinter ihrem ſubſtantivo ſtehen, war der damahligen Sprachverfaſſung nicht entgegen. Wer es probieren wollte, dieſes Ueberbleibſel in unſre Sprache zu überſetzen, würde die Trefflichkeit der Grundſprache bald an der Mühe erkennen, welche er haben würde, die Begriffe eben ſo kurtz, ſo natürlich und geſchickt, ohne Mattigkeit, und ohne Niedrigkeit, zu geben. Das Metrum iſt demjenigen gantz gleich, welches der Engliſche Schaſer noch in dem 14ten Sæculo gebraucht hat, da uns aber verborgen iſt, wie man es geleſen, oder geſungen habe. Schaſer ſchreibt zum Ex.

It ſtood upon ſo high a rock
Higher ſtandeth none in Spayne,
What manner ſtone this rock was
For it was like a lymed glaſs

But

But that it ſchon full more clere
But of what congeled matere
It was, I niſte redily.

Die Engelländer haben ſich von dieſem Sylbenmaſſe nicht irre machen laſſen, daß ſie den Innhalt und die Erfindungen darunter aus dem Geſichte verlohren hätten, ihre heutigen Poeten finden noch ietzo die Perlen darinnen, und wiſſen ſie geſchickt herauszunehmen. Sie halten Schafers poetiſches Naturell noch ietzo in Hochachtung, da ſie ſeine Sprache haben untergehen laſſen. Wir aber haben unſre Schafer mit ihrem Zahlmaſſe, ihrer Sprache und ihrer Poeſie, unter die Banke geworffen.

Indeſſen haben die Poeten des 13ten Jahrh. noch andre bequemere Sylbenmaſſe gehabt, zum Exempel folgendes, das Winsbeke gebraucht hat:

Swas ſi redent, ich bin dir holt
Und nem din gleſin vingerlin fúr einer kuneginne golt.

Ferner:

Leb du in tugentlicher Aht
Und las den kranken alſo leben, als im von Arte iſt geslaht.

Und:

Gut das iſt Gitikeit ein Klobe
Dem es iſt lieber denne Got u. weltlich ere, ich wen er tobe.

Wer mit der deutſchen Sprache umgegangen iſt, der wird bald erkennen, daß dieſes Metrum für ſie

ſie noch auf den heutigen Tag treffliche Bequemlichkeiten hätte.

In der Bürgerbibliothek zu Zürch wird ein Codex von Papier aufbehalten, worinnen eine ziemliche Anzahl Fabeln aus Avienus und andern in deutſchen Verſen enthalten iſt. Der Sprache und Orthographie nach hat der Verfaſſer des Wercks zu den Zeiten Kaiſer Rudolfs des erſten aus dem Hauſe Habsburg gelebt, wiewohl das Buch zu hundert Jahren ſpäter, und zwar nicht von dem geſchickteſten Abſchreiber geſchrieben iſt. Es verdiente wegen ſeiner natürlichen Einfalt und unkünſtelten obgleich nachdrücklichen Erzehluug von unſern neuangehenden Scribenten geleſen zu werden. Unter andern hat mich die Fabel von dem Hunde, der nach dem Fleiſche im Schatten ſchnappet, geſchickt erzehlet bedünket:

Man liſet von ainem Hunde
Der trug in ſeinem Munde
Ain ſtük flaiſch das was groſs
Des ſein geſchlechte nie verdroſs
An ainen bach trug in ſin weg
Do vand er weder brugg noch ſteg
Do was weder ſchiff noch man
Ze fuſs ſo muſt er über gan
Do er kam fer in den bach
Den ſchatten er des flaiſches ſach
Das er in ſeinem munde trug
Er ſprach ich hette wol genug
Moecht ich das Stuck zu dieſem han
Vil ſchier er ginen began

Vnd

Vnd wolt das ſtuck begriffen
Do muoſt im das entſchliffen,
Das er in dem munde hatt.
Do ſtund er ledig und matt
Das er ſin ſtucki hatt verlorn
Durch gitigkait das was im zorn.

Die Geſchichte von der Matrone zu Epheſus iſt mit einer ſo leichten und guten Art erzehlet, daß einer viele Geſchicklichkeit haben muß, der ſie flieſſender erzehlen will:

Man liſet von zwain menſchen das
Ir hertz mit Minne verſtriket was.
Das was ain man und ouch ſin wib,
Die hatt er lieb als ſinen Lib.
Die ſtarke minne ſchied der tod.
Der man ſtarb do kam in not
Die Frau und ouch die minne groſs;
Alles Troſtes was ſi blos.
Do ſi verlor ir lieben Man.
Si wolt von niemand troſt enpfan.
Sy ſchray und wainet ân underlas.
Ob im ſy ſtætenklichen ſaſs.
Do er ward in das Grab gelait,
Do huob ſich jammer und laid.
Sy wolt nit von dem Grab hindan,
Sy clagt als iren lieben man.
Sy ſchrai vil lut ach und we.
Weder regen und der ſchne
Mocht ſy geſchaiden von dem grab
Sy lebt in groſſer Vngehab

Bedi Nacht und den Tag,
Das ſi da anderſt nút en pflag.
Ir Ruowe die was clain.
By dem grab ſaſs ſy allein,
Vnd wainet by dem Fúre.
Kurzwil was ir túre.
Nu fuegt ſich uf derſelben vart
Das da ainer erhenket wart
Hin von dem grab úber ain veld,
Des huot ain man dem gab man gelt
Das er nit dannen ſolt kommen,
Wurd ab dem Galgen abgenommen
Der tieb, das waer dem richter Zorn
Und mueſt er ſin houpt han verlorn.
Do er das fúr ſach und das Wib
Clagen hort ir mannes lib
Vil ſer in túrſten began.
Zu dem grab gieng er hindan
Und ſach die Frowen die was ſtoltz.
An das fúr bracht er ir holtz
Das ſi vor froſt wart behut.
Er ſprach Frow hand guten mut,
Sid tod iſt úwer lieber man
So ſond ir úch zu ainem lebenden han.
Ain anderù muoter ainen andern trait
Als guten der úch úwer laid
Abnimpt vnd úwer ungemach.
So er ſi ie me an ſach
So er ie me in minne bran.
Der man gar von im ſelber kan.
Er ſprach hertz liebe Frowe min
Moecht es an úwer hulde ſin

Ich

Ich woelt úch ergetzen zwar
Alles laides, nement war
Was lib und Sele erzúgen mag
Das iſt úwer hût uf dieſen tag.
Die Frow wuſt vil tougen (a)
Die træhen uſs den ougen
Der man ſach ſi gar lieplich an,
Vnd ſprach moecht ich an dir han
Mit Wahrhait das du haſt geſait
Ich wœlt ablan mins herzens lait
Vnd wœlt tuon den willen din.
Er ſprach liebi Frow das ſol ſin.
Gar lieplich er ſy um vieng,
Vil liebes er mit ir begieng.
Das wil ich nun nit ſagen hie.
Darnach do dis red ergie
Vnd von der Frowen gieng der man
Vnd wider zu dem Galgen kan,
Do hatt er nit gehuetet wol,
Sorgen wart ſin herze vol,
Ab dem galgen was der Dieb
Genomen das was im nit lieb.
Er vorcht ſer des richters zorn,
Sin leben mueſt er han verlorn,
Er ſolt bas gehút han.
Zu dem grab er wider kan,
Da er vor die Frowen lie
Vil lieplich ſi in umbe vie,
Er ſait ir boeſe mære.
Wie im geſchehen wære.

(a) Die Frau wuſch ganz heimlich ꝛc.
Her Walther von Klingen:
Weder offenbar noch tougen.

Die Vrow ſprach nu volge mir
Vnd hoer was ich ſag dir.
Ain guoten rat wil ich dir geben
Das du wol macht behan din leben.
Wir ſond minen man usgraben
Vnd mueſſen ainen hælſig haben,
In ziehen an des Galgen matt
Vnd henken an des tieben ſtatt.
Das rat ich uff die trûwe min.
Wolher ich wil din helfer ſin.
Der man tett das ſy im riet,
Von dem toten ſi ſich ſchied.
Das was ain jæmerlicher rât.
Wol im der nütz ze tuond hat
Mit bœſen wiben der hertze ſtat
Vſſ Schalkait und vff Miſſetat.

Ich erinnere mich nicht, daß dieſe Erzehlung, aus welcher La Fontaine und St. Evremond ſo viel machen, von einem Deutſchen ſeithero in Verſen beſchrieben worden ſey; Philander von Sittenwald hat ſie in dem Geſichte von dem Weiberlobe in Proſa verfaſſet.

Man weis, was vor eine zärtliche Furcht die Franzoſen vor den ungewöhnlichen Wörtern haben, welche entweder zu neu oder aus der Mode ſind; nichtsdeſtoweniger haben ſie es La Fontaine verziehen, daß er Marots veralterte Sprache in der Erzehlung ſeiner Fabeln und Mährgen angebracht hat, wo er es mit Artigkeit hatte thun können. Dieſe Artigkeit entſteht durch die beſondere Beſtimmung eines Begriffes, durch das natürliche Weſen, durch die Kürtze eines

Aus-

Ausdruckes. Sie haben es ihm nicht nur verziehen, sondern sie haben diese Marotische Schreibart mit unter ihre begünstigten Moden auf- und angenommen. Sie ward dem zierlichen Schertz und der geistreichen Kurtzweil gewidmet, in welchen Marot ein so grosser Meister gewesen war, und kündiget uns diese zuvor an, wie den Harlekin der Schnitt und die Farbe seines Kleides. Wenn meine Landesleute in die Gemüthsverfassung kämen, für den artigen Schertz gleichermassen eine besondere Sprache einzuführen, so könnten sie in diesen alten Fabeln schon eine ziemliche Anzahl geschickter Wörter und Ausdrücke zu diesem Ende antreffen. Ich verstehe keinesweges solche Flickwörter und Flickzeilen, welche zu der Sache und der Absicht gar nichts thun, und nur um des Reimes willen da sind, womit Hans Sachsens Arbeit zusammengeschmiert ist. Diese sind vielmehr lächerlich als lustig, und ergetzen nur mittelmässige Geister durch ihre abgeschmackt-unvernünftige Zusammensetzung. Ich will in diese Sprache auch die *han*, *lan*, *gie*, *lie*, *vie*, *kan*, statt, **haben**, **lassen**, **gieng**, **ließ**, **fieng**, **kam**, nicht aufnehmen, weil sie in Hans Sachsens Schriften verächtlich und pöbelhaft geworden, ungeachtet solche in der poetischen Sprache des schwäbischen Weltalters mit allen Ehren ihren Platz behaupteten. Dantes und die Poeten Italiens von seiner Zeit haben in ihren Schriften eine Menge solcher verschnittenen Wörter gebraucht, welche sich bey der einmahl empfangenen Ehre und Würde bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Von der Poesie des sechszehnten Jahrhundert nach ihrem schönsten Lichte.

Die deutsche Poesie, welche unter den Kaisern von dem schwäbischen Stamme, auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gestiegen war, nahm mit dem Untergange dieses Hauses wieder ab, und fiel in den folgenden Jahrhunderten viel tiefer, als sie zuvor in der Höhe gestanden war. Sie gerieth dem Pöbel in die Hände, und ward von ihm dergestalt gemißhandelt, wie sie noch in den Schriften Hans Sachsens aussiehet. Denn die glückliche Wiederherstellung des Geschmackes der Alten kam der deutschen Poesie am wenigsten zu Statten, weil die muntern Naturelle und Köpfe ihre Kräfte nicht in dieser versucheten, noch ihr zum besten anwendeten. Die beyden besten und dabey gelehrtesten Ingenia, welche nach der Wiederfindung der Wissenschaften vor Opitzen Witz und Poesie in die deutsche Verse gebracht haben, sind nach meinem Wissen Sebastian Brand, und Johann Fischart, zween Doctores der Rechte von Straßburg; wiewohl ihre Nahmen zu unsern Zeiten ins Vergessen gekommen sind, und nicht einmahl die Art der Unsterblichkeit erhalten haben, welche Hans Sachse sich durch den aberwitzigen und kahlen Innhalt seines Reimengeklappers erworben hat. Von Fischarten hat

zwar Zinkgräfe in der Vorrede zu einer Sammlung Gedichte, welche er als einen Anhang zu den allererſten Opitziſchen Gedichten drücken laſſen, mit einer ausnehmenden Hochachtung geredet.

„ Johann Fiſchers, genannt Mentzers, glückliches Schiff von Zürich, ſagt er, wäre an Reichthum poetiſcher Geiſter, artiger Einfälle, ſchöner Worte, und merkwürdiger Sprüche, (aus welchen Stücken abzunehmen, was ſtattliches dieſer Mann hätte leiſten können, wenn er den Fleiß mit der Natur vermählen, und nicht vielmehr ſich an dem, was ihm einfältig aus der Feder gefloſſen, hätte begnügen wollen,) gar wohl der römiſchen, griechiſchen, italiäniſchen und Franzöſiſchen Poeſie an die Seite, wo nicht vorzuſetzen, wenn ihm nicht, wie angedeutet, etwas weniges fehlete, welchen Mangel ich jedoch mehr der unachtſamen Gewohnheit ſeiner Zeiten, als ihm ſelbſten zuſchreibe, und mögte er mit gutem Fuge ſagen:

„ Ich hab das mein gethan, ſo viel mir Gott beſcheret,
Ein andrer thu das ſein, ſo wird die Kunſt gemehret.

Aber dieſe Worte ſind auch die Leichenpredigt des poetiſchen Nahmens Johann Fiſcharts geweſen. Dem Nahmen und der Poeſie Sebaſtian Brandens iſt es eben ſo unglücklich ergangen, und hat ihm nicht helffen mögen, daß er an Kaiſersberger einen ſo ſorgfältigen und weitläuftigen Ausleger gefunden hat. Ihre Gedichte ſind mit ihrer Sprache weggeworffen und ver-

gessen worden. Diese hat eine so starcke Veränderung erlitten, daß unsre heutige kaum mehrere Lineamente von derselben behalten hat, als einem Enkel von den Gesichtszügen des Ahnen übrig bleiben. Wenn gleich die Worte selbst öfters noch vorhanden sind, und nur in der Aussprache eine geringe oder gar keine Veränderung erlitten haben, so haben sie doch eine eingeschränktere oder eine weitläuftigere Bedeutung bekommen, oder haben wenigstens in dem Munde des Pöbels, von welchem sie durch die Länge der Zeit entweihet worden, eine gewisse Niedrigkeit empfangen. Man liebete zu ihren Zeiten die Verschlückungen der Buchstaben und der Sylben, welcher sie vielleicht durch die zarte Aussprache wieder zu helffen wusten; wie noch auf disen Tag die Engelländer thun, welche eben so gerne, als unsre Urahnen, die Worte zu stümmeln pflegen, und doch diesen gestümmelten Wörtern in der Aussprache so gut zu helffen wissen, daß ihre Sprache mit allen ihren einsylbigten zusammengeschmoltzenen Wörtern der unsrigen, welche sich über diesen Punct gebessert, und die Neigung zum stümmeln verlohren hat, an sanftfliessendem Wohllaut nichts nachgeben will. Nichts von dem Sylbenmaasse, der beständig gleichen Abwechselung der kurtzen und langen Sylben, den sorgfältigen Reimen, und dergleichen Dingen zu sagen, in welchen die Dichtkunst zu unsern Zeiten sich von der Poesie der voriaen Jahrhundert gäntzlich entfehrnet hat. Wenn wir alle diese Sachen auf eine Seite stellen, und uns daneben insbesondere

die

die Sprache des 15. und 16ten Jahrhunderts als ein besondere eigene Sprache bekannt machen, so werden wir erst von den Schriften Brands und Fischarts ein tüchtiges Urtheil fällen können. Wir werden dann bisweilen solche poetische Erfindungen und Ausbildungen darinnen wahrnehmen, als wir in manchem Poeten, der unsre neue Sprache redet, vergebens suchen würden.

Es ist wahr, die veralterte Wörter, die abgeschaften Redensarten, die harten Sylbenverbeissungen, sind den meisten von unsern heutigen Lesern und Kunstlehrern allzu anstößig, als daß sie sich überwinden könnten, den Sachen und Gedäncken, die darunter verborgen liegen, nachzusuchen. Die Seele muß da für die Schuld ihres Cörpers büssen; und der Cörper selbst muß für das zerfetzete Kleid, womit er angethan ist, leiden. Es bleibt dabey, was Addison gesagt hat, wer nicht mit einem wahrhaftig erhabenen Geist und Genius begabet ist, kan die Sachen und Gedancken vor dem lächerlichen Anstriche nicht sondern, welcher ihnen von der ungewöhnlichen und verlegenen Sprache anklebet. Eben derselbe berichtet uns, daß Mylord Dorset, bey dem der trefflichste Witz mit der grösten Aufrichtigkeit gepaaret war, einer von den feinesten Kunstrichtern und den besten Poeten seiner Zeit, eine zahlreiche Sammlung von alten Englischen Liedern gehabt, und aus dem Lesen derselben ein sonderbares Vergnügen geschöpfet habe. Er meldet eben dasselbe von Dryden, und sagt, daß er noch etliche andre scharfsinnige Scriben-

ten kenne, welche eben diesen Geschmack haben.

Ich will eine Probe machen, wie weit wir fähig seyn, das Poetische in Fischart und Brandon, wenn es von der rohen Sprache nicht verdunkelt wird, zu bewundern. Lasset uns erstlich Johann Fischarts Gedichte auf das glückliche Schiff betrachten, welches in einem Tage den Weg von Zürch nach Straßburg gemacht hat. Die Verse von diesem Gedichte sind bekannt:

So hat sein glücklich Schiff zwar einen lustgen Grund,
Und giebt doch die Natur in starcken Proben kund.
Durchsichten, Wasserfäll', als so verschiedne Bühnen,
Character, Neigungen, auch Reden und Maschinen;
Dies alles fehlt hier nicht.

Eben diese Dinge wollen wir darinnen aufsuchen, und damit wir den schwachen Leser desto sicherer vor Aergerniß bewahren, die Verse in Prosa umsetzen, und die Wörter nach der heutigen Sprachlehre orthographieren, dabey aber alle dieselben behalten, welche wir in dem Poeten finden.

Unter den Dingen, die aus der stillen Natur hergenommen sind, haben mir folgende in die Augen geleuchtet; der Rheinfall bey Laufenburg: „Da etliche Berge sich dem Rhein mit grosser Schalle widersetzen, die sich doch selbst dadurch verletzen, denn der Rhein etzet eine freye Strasse durch dieselben, und wird sie mit der Zeit verzehren.„

Der Strudel unter Lucken, welcher im Rhein der dritte ist: „Er lautet von Nahmen erschrecklich,

„ lich, denn er wird im Höllenhacken genannt,
„ weil er nach den Schiffen zwacket. „

Das Städtgen Neuenburg: Dieses Städtgen, heißt es, „ bedarf grosse Sorge, dieweil „ der Rhein mit seinem Laufe so starck und hefftig darauf zudringet, und seine Macht da so „ strenge schauen läßt, daß man ihn nicht genug „ verbauen kan.

Das Rudern der Schiffenden: „ Sie zükten die Ruder so starck, als wollten sie auf „ den Rücken fallen, in gleichem Zuge, in gleichem Fluge, der Steuermann stuhnd fest an „ dem Pfluge, und schnitt solche Furchen in den „ Rhein, daß das unterste oben zu stehen schien. „ Die Sonne hatte auch ihre Freude damit, daß „ das Schiff so dapfer fortschritt, sie schien so helle „ in die Rinnen der Ruder, daß sie von ferne „ wie Spiegel schienen. Auch das Gestade scherzete mit dem Schiffe, wenn das Wasser dem „ Lande zulief, denn es gab einen Wiederton, gleich wie die Ruder fielen. Eine Flut „ trieb die andre so geschwind, daß sie einem „ unter dem Gesichte verschwand. Ja der Rhein „ warf auch kleine Wellen auf, die zu Gesellen „ um das Schiff tantzeten. „

Es dünkt uns, daß wir selbst eingeschiffet seyn, wir werden mit den Schiffenden fortgeführet, und in alle die Stände gesetzt, in alle die Gegenden gebracht, welche dem Schiffe erschienen. „ Die „ Sonne strich ihnen bey Rheinau vor, und „ zeigte sich dem Schiffe auf der Seite, ihm zu „ dem Wettlaufe auszubieten, welches diese Män-

„ ner

„ ner deſtomehr ermannete, daß ſie weidlich Hand
„ anlegten; vornehmlich da ſie von ferne dauchte,
„ wie ihnen ein neues Geſtirn hervorſchien, von
„ dem Widerſcheine der hohen Spitze des Thur-
„ mes zu Straßburg.

Es fehlet ihm, wie ihr ſehet, an geſchickten Worten zur Ausbildung ſeiner Gegenſtände nicht. Die Hitze der Sonne kan nicht poetiſcher vorgeſtellet werden, als, wie folget: „ Je mehr ſie
„ der Rhein fortſtieß, je mehr bewies die Son-
„ ne ihre Kraft, denn als ſie mit ihren ſchnellen
„ Gäulen ſo heftig in die Höhe eilete, damit ſie
„ zu Mittag in der Mitten wäre, und da ausſpan-
„ nen mögte, ward ſie vom eilen ſo erhitzet, daß
„ ſie nichts als Feuerſtralen von ſich ſchwitzete. „
Von dieſer Art werde ich unter dem Artickel von den **Maſchinen** noch mehr Stellen anzumercken haben. Folgendes Gleichniß iſt zu der Zeit, da es gemacht worden, in der deutſchen Sprache ſo neu geweſen, als es bequem iſt, die Geſchwindigkeit auf einem der höchſten Grade vorzuſtellen: „ Sie fuh-
„ ren ſo gählinq unter der Brücke durch, als ob ein
„ Pfeil vom Bogen flöge, oder ein Sperber entflo-
„ gen wäre. „ Und folgendes iſt noch auf dieſen Tag ſo neu, als geſchickt erſonnen. „ Sie tö-
„ neten hingegen mit den ſcharffen und rauhen
„ Trompeten, daß es ſo einen Widerhall gab,
„ als thät ein Baum in einem Thal einen Fall. „
In dem Original iſt noch der Ton des fallenden Baumes in den Worten ſelbſt nachgeahmet:

Es gab ſo einen Widerhall,
Als thät ein Baum im Thal ein'n Fall.

Eben

Eben so gut hat mir folgendes gefallen: „ Da „ gieng es in dem Wasser daher, als ob es in den „ Wellen flöge, die Ruder giengen schnelle auf „ und ab, so daß es ein Ansehen gab, als ob „ ein fremdes, ungewohntes Gevögel die Flügel „ auf dem Wasser rührete. „

Den Titel der **Character** können wir ganz bequem mit den **Neigungen** vereinigen, weil er eben durch die Neigungen am deutlichsten ausgedrükket ist. Hier finden wir die Dankbarkeit der Schiffenden: „ Als sie nun daselbst mit des Rheins „ gutem Glücke durch die Brücke fuhren, dan„ keten sie ihm für die Treue. „ Und als sie durch den Wasserbruch bey Rheinfelden gekommen waren: „ Da lobeten sie den reinen Fluß „ daß er so geduldig und ohne Verdruß durch „ seine Standhaftigkeit die Ungestümigkeit der „ Felsen durchdränge. „

Ihre Arbeitsamkeit: „ Jedoch die männlichen „ Reisegefehrten achten der Beschwerden nichts. „ Ihre ehrenhitzige Ruhmbegierde stritt ungeirret „ mit der Hitze der Sonne. Die äusserliche „ Brunst am Leib vertrieb die innerliche nicht. „ Jemehr ihr Blut erhitzet ward, desto mehr ward „ ihr Muth entzündet, ꝛc. „ Ihre Gottseligkeit und Andacht, als sie vor Straßburg angelanget: „ Sie liessen auch dem Rhein zu Lobe die Trom„ meln und Trompeten gehn, daß es ein gros„ ses Freudengetöne gab. Sie danketen auch „ Gott sonderlich, der ihnen seine Geschöpfe zu „ der Schiffahrt so gnädiglich lassen dienen, das „ Wasser, das Wetter und die Sonne. „

Also

Also hat der Poet bey jeder Gelegenheit die Affecte, in welche die Schiffenden versetzet worden, geschickt ausgedrücket, und damit den Leser in eben dergleichen Affecte gestürtzet. Als die Gesellschaft bey Neuenburg gesehen, daß der Rhein ein gutes Stück von der Stadt weggerissen, meldet der Poet, „ daß sie es sehr betrauret, und den „ Rhein um Bedauren gebeten habe, daß er sei„ nen Zorn wollte verfliessen, und diese Stadt „ einmahl der Ruhe geniessen lassen. „ Die Freude, so sie empfunden, als sie zuerst aus der Aar in den Rhein getreten, drücket er dergestalt aus: „ Da freueten sich die Reisegefehrten als sie nun „ den Rhein rauschen hörten, und wünschten sich „ auf ein neues Glück, daß der Rhein sie glücklich „ fortschickete. „

Doch diese Character und Affecte werden noch lebhafter in ihren Reden ausgedrücket: Ihre erste Anrede an den Rhein ist sehr poetisch und mit geschickten poetischen Beweggründen eingeführet: „ O Rhein, diene du uns nun mit deinem hel„ len Flusse zur Förderniß. Laß uns deiner Gunst „ geniessen, dieweil du doch bey uns entspringest, „ am Vogelberg bey den Luchtmanen im Rhein„ zierland, von alten Ahnen; und wir dein Thal, „ dadurch du rinnst, mit Feldbau, dem schönsten „ Dienste auszieren. Schalte dieses Wagschiff„ lein nach seinem Begehren; wir wollens dir „ doch verehren; leite es nach Straßburg, da„ vor du doch gerne und mit Begierde läufest, „ weil es deinen Strohm wie ein Gestein im Rin„ ge versetzet, zieret und ergetzet. „

Von

Von ihrer Unerschrokenheit konnte man uns keinen höhern Begrif erwecken, als mit der kurzen Rede bey Ißstein: „ Aber bey Ißstein, einem Schloß, welches zerstört, öde, und bloß „ stehet, wollte sich auch ein Strudel streuben, „ und begunte grosse Wellen aufzutreiben. Doch „ die Gesellschaft verachtete ihn, und sprach: Er „ hätte gleich so viele Macht, als dieses Schloß, „ bey dem er herstrudelte; welches zur Wehre „ gar verhudelt wäre. Konnten wir Strudelberg „ durchdringen, so wollen wir auch Hügel über„ springen. Kan uns keine Hitze den Muth zer„ spalten, so wird den auch kein Eisstein er„ kalten. „

Noch mehr Reden finden wir unter dem Titel der **Maschinen**, welche wir noch zu betrachten übrig haben. Diese Reden sind zwar andern Personen, als den Schiffenden in den Mund geleget, denn der Poet hat nach der Manier der Alten ein gewisses Ministerium Deorum in seinem Gedichte eingeführet, wodurch er der Kleinigkeit desselben trefflich geholffen, und ihm ein grosses Ansehen mitgetheilet hat. Eine Kunst, welche sonst auch unser Frauenzimmer mit ihren kleinen Wahren und Gunstbezeugungen wohl versteht, welche sie, wie Opitz sagt, **mit Worten zu bessern** wissen. Diese Personen sind die Limmat, der Rhein, und die Sonne; welche Fischart an dem Geschicke und Fortgang des Glückesschiffes gewissermassen Antheil nehmen läßt. Von der Limmat erzehlt er uns zwar allein, was sie vor Gedancken gehabt habe, sie selber läßt er nicht

nicht reden, und er giebt deßwegen eine Ursache an, welche ungemein lebhaft ist, die Geschwindigkeit des Schiffes vorzustellen: „Die Limmat wollte „ sich erstlich etwas straussen, sie erzeigte sich mit „ rauschen und brausen wild, denn ihr war solch „ schnelles Schiffen ungewohnt, und sie hätte sie „ gerne eine Weile ergriffen, von ihnen Bescheid „ zu erfahren, was doch dieses Eilen bedeutete; „ ob vielleicht ihre Landeszucht Zürich grosse Noth „ litte, daß man von ihr weichen müssen. Aber „ ehe sie dieses von ihnen erfahren konnte, kamen sie schnell aus ihr in die Aar.

Die Rolle des Rheins, auf welchem sie länger zu schiffen hatten, ist schon grösser. Er erscheinet nicht in der menschlichen sondern in seiner eigenen Gestalt, und die Manier, womit er seine Gedancken vernehmlich machet, ist ganz poetisch: „Der Rhein mogte dieses kaum aushören, so wand er sich krause um das Schiff, „ machete ein weites Rad um die Ruder und „ schlug mit Freuden an das Gestade. Dann „ ließ er eine Stimme hören, aus welcher man „ diese Worte erklären mogte: Frisch dran ihr „ lieben Eidsgenossen, frisch dran, seyd unverdrossen. Folget also euern Vorfahren, die „ vor hundert Jahren eben dieses gethan haben. „ Wann man den Alten nachschlagen will, muß „ man auf diese Weise Ruhm erjagen. Ihr „ seyd mir von eurer Vorfahren wegen willkommen. Ihr suchet die alte Gerechtigkeit, die „ euch eure Alten bereitet haben. Dieselbige will „ ich euch gerne gönnen, so wie sie von den Al-

„ ten

„ ten gewonnen worden. Ich weis auch, ich
„ werde noch oftmahls sehen, daß solches auch
„ von euren Nachkommen geschehen wird. Also
„ erhält man Nachbarschaft; denn der Schwei-
„ zer Eigenschaft ist in der That nachbarliche
„ Freundschaft. - Mit solchen Leuten sollte man
„ durch die Meerwirbel und Meertieffen schif-
„ fen. - Mit diesen Knaben sollte einer des Ja-
„ sons Schiffsgemeinder werden, in die Insel zum
„ güldenen Widder; da wüßte er daß er wieder
„ zurück kommen würde. Wären diese am Meer
„ gesessen, so wäre America, die neue Welt, nicht
„ so lange unbesucht geblieben. Denn ihre Lob-
„ begierde hätte dahin gestellt. „ Die Rede endiget mit einer Aufmunterung und Weissagung: „ Lasset euch nicht hindern, daß die Sonne
„ euch auf die Haut sticht, sie will euch dadurch
„ nur mahnen, daß ihr die Furchen tapfer durch-
„ schneidet. Denn sie sähe gern, daß ihr die
„ Geschichte bey ihrem Schein und Lichte voll-
„ brächtet, damit sie auch Ruhm davon trüge,
„ gleichwie ich mich dessen rühmen mag. - - Ihr
„ dörffet euch nicht nach Wind umsehen, ihr
„ sehet der Wind will euch nachwehen; gleich-
„ wie euch nun dieses Wetter liebt, also bin
„ auch ich unbetrübt. Ihr sehet mein klares
„ Wasser, das offenbar ist, wie ein Spiegel.
„ So lange man den Rhein hinabfahren wird,
„ wird keiner euer Lob sparen, sondern man wird
„ wünschen daß sein Schiff liefe, wie das glück-
„ hafte Schiff von Zürich. Wohlan, frisch
„ daran, ihr habet mein Geleit, um eurer stand-

„ haften Freudigkeit wegen; die Strasse auf „ Straßburg sey auch offen; ihr sollet erlangen, „ was ihr hoffet. Was ihr heute früh euch „ vorgenommen habet, das soll euch noch diesen „ Abend wahr werden. Ihr werdet heut die Stadt „ Straßburg sehen, so wahr ich selbst zu derselben „ hinzunähern werde. Heute werdet ihr als „ willkommene Gäste zu Straßburg ankommen. „ Nun liebes Wagschiffgen lauf behende, du „ wirst noch heute Glückesschiff genannt werden, „ und durch dich werde ich auch gepriesen werden, „ weil ich an dir solche Treue bewiesen habe. „

Die Wirckung, welche dieser Zuspruch bey den Eingeschifften gethan, wird auf eine recht poetische Art beschrieben: „ Solche Stimme war der „ Gesellschaft etwas seltzames, sie ward darüber „ gar erstaunet, und schwieg stille. Es dauchte „ sie, daß sie die Stimme fühlte, als wann „ ein Wind in eine Höle bliese. Derhalben „ jagte sie ihr einen Muth ein, gleich wie das „ Horn und das Rufen des Jägers den Hunden thut, wenn es in dem finstern Wald weit „ erschallet, so sie sich im tieffen Thal verlaufen haben, und die Berge auf und ab durchschnaufen. Alsdann schäumet ihnen die Waffel erst, und sie kommen ungesäumet auf die „ Spur. Also war auch die Stimme dem Schiffe. „ Es bekam erst einen Grimm zu rudern. „ Das Gleichniß ist gantz homerisch so wohl in der malerischen Ausführung, als in der Verknüpfung verschiedener Absichten.

Nach

Nach dieſem wird die Sonne, eine noch vornehmere Perſon, aus einer ſehr natürlichen Urſache eingeführet, weil nemlich die Schiffenden ſich vermeſſen, die Stadt Straßburg vor dem Untergange der Sonne zu erreichen. Auf dieſem Grunde fließt vor ſich ſelbſt die Erdichtung des Poeten, daß das Schiff mit der Sonne einen Wettſtreit eingegangen habe, wer von ihnen zuerſt in Straßburg ankäme. Es war nur ein Streit um Ruhm, ἔρις ἀγαθὴ, und Fiſchart hat dieſes in der Zuneigung und Hochachtung, welche er der Sonne für die Schiffenden zuſchreibet, an etlichen Orten ausgedrückt. Durch dieſe Erdichtung hat er dem Vornehmen der Schiffenden eine groſſe Würde beygeleget, er hat die ſinnlichſten Bilder daher erhalten, die Geſchwindigkeit der Schiffahrt vorzuſtellen, er hat davon Stof zu etlichen wunderbaren Schildereyen der lebloſen Natur bekommen. Dieſe gantze Scene aber wird nur erzehlet, und nicht aufgeführet. Ich will ſagen, die Sonne redet nicht ſelbſt, ſondern der Poet beſchreibt ihre Gedancken und Meinungen: „ Vornemlich aber ſchoß die Sonne ihre „ Strahlen auf unſer ſchmales Schiffgen, weil ſie „ ihm ſchier mißgönnete, daß es mit ihr in die Wet„ te lief, und ihr ihren Lauf nachthun, mit ihr auf„ und auch niedergehen wollte. Jedoch die männli„ chen Reiſegefehrten achteten der Beſchwerde „ nichts. Sie hielten der Sonne Stiche nur vor „ eine Anmahnung ſich zu födern. Denn wer ſchönes „ Wetter haben will, muß leiden, daß er die Son„ ne fühle. Derowegen, als die Sonne vermerckte,

„ daß ihre Mannheit nur dadurch gestärcket
„ ward, und das Schiff immer forteilen sah,
„ sorgete sie, sie mögte sich verweilen, daß
„ ihr das Schiff vielleicht vorkäme, und ihr
„ also das Lob benähme. Ehe sie derohalben
„ halb ausgeruhet hatte, spannte sie frische
„ Pferde vor, sie ließ sich aus ihrem güldenen
„ Saal, und rennte in einem Keif zu Thal,
„ als wenn ein Feuerstrahl vom Himmel plötz-
„ lich in ein fernes Thal schießt. Sie brauchte
„ sich auch so emsiglich, daß sie ihnen bey Rhein-
„ au vorstrich, und sich dem Schiffe auf der
„ Seite zeigete, ihm zum Wettelaufen auszu-
„ bieten, welches diese Männer desto mehr er-
„ mannete, daß sie weidlich Hand anlegeten,
„ vornehmlich, da sie von ferne dauchte, daß
„ ihnen ein neues Gestirn hervorschiene, das
„ war der Wiederschein der hohen Spitze
„ des Thurmes zu Straßburg wegen der hel-
„ len Blitze, welche die Sonne auf derselben
„ erregete, auf daß sie die Gesellschaft bewe-
„ gete, und also mit ihr schertzete, und sie be-
„ hertzt machete zu fahren, denn der Keif war
„ ihr vergangen, seitdem sie ihres Vortheils
„ gewahr worden. Sie ließ ietzo die Pfer-
„ de gerne langsam traben, mehr Kurzweil
„ mit dem Schiffe zu haben, welches ungewohn-
„ ter Weise auf dem Rhein mit ihr um den
„ Preis wettelief. Denn grosse Händel un-
„ ternehmen, wird so wohl gelobt, als sie be-
„ gehen. Aber sie mußte heruntereilen, sich
„ von der Erden erkühlen zu lassen, und sich

„ selber

„ selber im Meere zu erfrischen, und den feu-
„ rigen Schweiß abzuwischen. Jedoch, ehe sie
„ verläuft, sprang sie zuletzt hinter den Ber-
„ gen zu etlichen mahlen mit ihren Blicken auf,
„ zu sehen, wie sie sich nachschicketen; und als
„ sie es schier vollbracht sahe, sprang sie zu
„ guter Nacht noch einmahl auf, und befahl
„ die Gesellschaft dem Rhein; sie gar in die
„ Stadt hinein zu leiten. „

Man müßte ungerecht oder ungelehrt seyn, wenn man dem Verfasser dieser Erfindungen und Ausbildungen das poetische Naturell absprechen wollte. Wir erkennen vielmehr, daß Zinckgräf in seiner Vorrede zu der allererſten Ausgabe einiger opitzischen Gedichte, ehender zu wenig als zu viel von Johann Fischart gesagt habe. Ich bekenne zwar, daß ich meinem Vorhaben gemäß die besten Stellen dieses Gedichtes ausgeschrieben habe, und daß hier und dar viel schwächeres Zeug darinnen ist, zum Exempel in dem Tagbuche, was den Zürchern zu Straßburg von Tage zu Tage begegnet sey, welches an Stof und Worten allzu prosaisch ist: Doch giebt es in diesem kleinen Werckgen noch mehrere Schönheiten, deren ich gedenken könnte, und mich würklich nicht hinterhalten kan, noch einiger zu erwähnen. Die Anruffung bey der Abfahrt von Zürich an die Sonne zeiget poetische Andacht, Vertrauen, und hoffende Munterkeit: „ O hel-
„ ler Tag, o liebe Sonne, sprachen sie, gön-
„ ne uns nun deinen Schein, und zeige uns

„ dein lichtes rothes Haupt, dessen du uns diese
„ Nacht beraubet hatteſt. Geh uns zum Heile
„ mit Freuden auf, daß wir unser Theil voll-
„ bringen, halt mit deinem Scheine heute bey
„ uns, laß dir keine Wolke hinderlich seyn.
„ Zünd uns heute den Weg durch dein Licht
„ bis auf Straßburg, welches noch sehr weit
„ ist. Denn du wirst durch diese Geschichte auch
„ berühmt werden. Wolan, dein Vortrab,
„ die Morgenröthe, zeigt uns, daß du stets
„ bey uns halten willst. Wann wir heute
„ deine Hitzstiche empfinden, wollen wir dei-
„ nen Beystand verkündigen. „

Die Eigenschaften und die Gestalt der Flüsse, werden mit einer Geschicklichkeit beschrieben, welche in den lateinischen und den griechischen Poeten gewöhnlich bey dergleichen Gelegenheit vorkommt, und in unsern Deutschen noch auf den heutigen Tag mangelt: „ Die Limmat,
„ welche auf dem Märchberg, der Ury umrin-
„ get, entspringt, und durch das Lindthal für
„ Glaris läuft, dann in dem Oberſee ersäuft,
„ aber im Züricherſee wieder hervorkömmt, und
„ straks für Baden her nieder läuft. „

Von der Aar sagt er: „ Die Aar entspringt
„ beym höchsten Gebürge, dem Gotthard, der
„ in die Wolken dringet, sie windet sich ge-
„ schwind, und wie ein Fischangel durch Brienz
„ und den Thunerſee, und umringet Bern,
„ die Landreiche Stadt, die wohl einen Bä-
„ renmuth hat, beydes wahre Lehre zu pflan-
„ zen, und ihre Länder mit Wehr zu schirmen.

Fol-

„ Folgends krümmet sie sich bey Aarberg,
„ die alte Stadt Salothurn zu umgeben. „

Die Stelle von dem Rhein habe ich schon oben angeführt. In der eben angezogenen Stelle ist der Character der Berner mit ein paar wahrhaften Zügen berührt. Von der Stadt Zürich und ihren Einwohnern hat er auch die deutlichsten Merckmahle ausgezeichnet: „ Diese „ Stadt ward wegen ihrer Tugend macht so hoch „ gehalten, daß den Eidgenossen gefallen hat, „ sie sollte das erste Ort unter allen seyn. „ Diese Stadt hat die Limmat mit etlichen „ schönen und weiten Brücken eingefangen, „ und ist von vielen Stücken berühmt, von „ Policey, von Religion, von mancher gelehrten Person, von weisen Leuten zum Rath, „ und von streitbaren Männern zur That. „

Ich habe oben den lebhaften und affectvollen Abschied des Rheins von unsrer schiffenden Gesellschaft nicht vergessen sollen: „ Drauf „ hat der Rhein seinen Abschied genommen, „ auf daß er bald ins Meer kommen, und ihm „ die fremde Zeitung bringen mögte, wie er „ mit ihm um Ruhm ringen werde, weil man „ auch auf ihm so geschwind fahre, dazu ohne Segel, und ohne Wind.

Wenn der Poet für sich und in seinem eigenen Nahmen redet, nimmt man öffters eine Art Geistes und Witzes wahr, die in einer sinnreichen und sehr glücklichen Anwendung der Geschichte besteht: Zum Exempel gerade im Anfange: „ Man list von Xerxes dem Be-

„ herrscher des Aufganges und der edlen Per-
„ ser, welcher neun hundert tausend Mann
„ wider die Griechen angeführt, als er sehr
„ grossen Verlust zur See gelitten, sey er so
„ sehr ergrimmet, daß er das Meer habe geis-
„ seln lassen, und Ketten darein geworffen,
„ es zu stillen, und es nach seinem Willen zu
„ fesseln. Aber dieser Hohn half ihm nichts,
„ er floh davon. Desgleichen höret man von
„ Venedig, daß sie das Meer ihnen gnädig
„ zu machen, jährlich einen Ring hineinwerf-
„ fen, damit es sie wie eine Braut umfienge.
„ Aber wie oft hat es sich mit Uebergüssen feind-
„ lich gegen ihnen erwiesen? Wenn sie auch
„ ihrer Gemahlin wohl traueten, was dörfften
„ sie viel Dämme um dasselbe bauen? Des-
„ halben hat man eine gewissere Weise die
„ Wasser und Flüsse zu zähmen, daß sie ge-
„ schlacht und gefolgig werden, und die Leute
„ ohne Beschwerden fertigen, handfeste Ar-
„ beitsamkeit, und standhafte Unverdrossenheit,
„ durch rudern, stossen, schalten, ꝛc.

Dieses Gedichte ist durchgehends ernsthaf-tig, und man trifft nicht eine schmutzige Zeile darinnen an, die einem sittsamen Leser an-stössig seyn möchte. Man weis sonst wie hoch es Fischart in der cynischen Sprache gebracht hat. In seiner freyen Uebersetzung des Gar-gantua hat er den Rabelais selbst, den Va-ter der Lotterbübischen Schreibart, beynahe übertroffen.

Wenn

Wenn sein Gedichte von der Flöhhetze mit diesem Fehler nicht besudelt wäre, so dürften wir es wegen vieler poetischer Gedancken und Vorstellungen, in welchen sich eine natürliche Fähigkeit zur Poesie zeiget, desto freyer anpreisen. Ein Floh klaget der Mücke seine Noth, die ihm und andern von seinem Geschlechte von den Weibern angethan wird: Die Mücke begegnet ihm mit Trost und Rath auf das freundlichste. Dem ist die Verantwortung der Weiber auf der Flöhe Verkleinerung angehänget, samt dem Flöhurtheile. Der Floh fängt seine Klage an: „Wem soll ich meine Noth klagen? Den Menschen kan ich sie nicht wohl „ sagen, wiewohl sie von Natur erkennen, „ was gut, und was recht zu nennen sey; „ dieweil sie mir gar gehässig sind; denn der „ Gehässige spricht unrechtmässig. Soll ich sie „ denn meines gleichen sagen, so wird man „ mir hinwiderklagen: Das ist denn Klage um „ Gegenklage, welche keinem etwas frommen „ mag. Es muß einer seyn, der sie beurtheilet, und nach dem Rechten darüber „ spricht. Derohalben will ich zu dem fliehen, „ von welchem wir alle den Anfang ziehen, „ der nach seiner Güte und Macht nicht das „ geringste Geschöpfe verachtet, und überall „ gantz nichts verwahrloset, ohne dessen Willen kein Thier sein Haar läßt. Darum o „ hoher Jupiter, gewähre nun mich armes „ Thiergen. Ich bin eine lebendige Todtenleiche; das machet ein unzartes Frauenbild.

„ - O du böse unbarmhertzige Art, die von
„ keinem Menschen gebohren ward, sondern
„ vom Krokodil herkömmt, der zum Morde
„ vor Freude weint. Sie lachte zu allen die-
„ sen Dingen, daß ihr die Augen übergiengen.
„ O Jupiter, wie kanst du zusehen, daß sol-
„ che Unbille geschieht, da doch alle Unbillig-
„ keit Gott zur Unwilligkeit erweckt! Ich thue
„ ja dieses, wozu du mich erschaffen, und neh-
„ re mich, wie du mich beruffen hast, mit et-
„ wan einem Tröpflein Blutes; und thu es
„ nicht, wie man meint, aus Trutze; so we-
„ nig, als der Mensch der Erde zu Trutze sie
„ mit den Pferden zerackert, und dem Scha-
„ fe zu Trutze es beschiert, dem Baume zu Leide
„ seine Früchte abnimmt. - Es sollten hinfort
„ alle Flöhe Jovem um einen Angel bitten,
„ daß sie ihren Mangel einbrächten, ja um
„ einen dreyspitzigen Spieß, den man bis an
„ das Heft einstiesse; ja daß der fromme Jupiter
„ mit seinem Strahle in sie herschösse, und sie
„ lehrte an Geschöpfen, die niemand betrü-
„ ben, dergleichen Muthwillen üben. Aber
„ wie einmahl einer geschrieben hat, die Strah-
„ len sind bey ihm gar theuer, weil der Vul-
„ canus alt worden ist, daß er nicht wohl
„ mehrere schmieden kan. Oder die Strah-
„ len sind sonst bey ihm werth und theuer,
„ daß er sie nicht um eine jede Beschwerde so
„ liederlich verwaget; gleichwie man von St.
„ Peter sagt, als er einen Tag Herr im Him-
„ mel war, und eine Magd Garn stehlen sah,

„ habe

„ habe er ihr gleich einen Stuhl zum Schopf
„ geworffen, und dadurch seinen Peterskopf
„ erwiesen. Hätte er es solchergestalt lange ge-
„ trieben, so wäre kein Stuhl mehr im Himmel
„ geblieben. Also, sollte Jupiter seine Strah-
„ len, so oft wir es verdienen, auf uns los-
„ schiessen, so hätte er schon längstens kein
„ Geschoß mehr. Doch soll darum keiner sicher
„ seyn, eine langsame Pein ist eine lange Pein. -
„ O könnte ich ietzt einen Hagel kochen, ich
„ liesse es doch nicht ungerochen hingehen,
„ denn wie kan ich mir doch abbrechen, daß
„ ich mich nicht greulich rächen sollte, weil
„ sie mir als die greulichsten Feinde meine
„ Aeltern, Geschwistern, meine getreuesten
„ Freunde, ja meinen Gemahl ermördet ha-
„ ben? O daß mir das Hertz nicht in tau-
„ send Stücke bricht, wenn ich gedencke, daß
„ diese lieben Freunde noch dazu unbegraben
„ sind! Ach warum hast du mich doch also
„ gemacht, daß ich dem Weibervolck zum
„ Opfer würde? Oder warum hast du die
„ Weiber also geschaffen, nur daß sie uns
„ straffeten? Entweder sollten keine Flöhe seyn,
„ oder kein Weib sollte mehr werden, weil
„ diese beyde sich nie vertragen. Aber es ist
„ gar ein ungleiches Ding, daß ein Zwerg
„ mit einem Riesen ringe, was zörne ich denn
„ lange, ich thue mir nur selbst mit Zorn weh.
„ Ich will es dir befehlen, Jupiter, du kanst
„ mein Recht zurecht bestellen. Räche du der
„ Mord in unsrem Nahmen; laß uns als deine

„ Be-

„ Geschöpfe nicht so zu schanden machen. Denn
„ an den Bösen nicht Rache üben, das heißt
„ den Frommen Schmach anthun. „

Es sind in dieser Rede Affecte und Empfindungen genug; und diese sind mit einer gewissen Scharfsinnigkeit, und einer lehrreichen Einsicht begleitet. Sinnreiche Sprüche und kluge Lehren regieren in dem gantzen Gedichte; sie werden nicht zu weit hergehohlet, daß sie dem Verstande Mühe machten, sondern sie fliessen freywillig aus dem Affecte und der Sache selbst; und werden daneben in einer deutlichen Redensart vorgetragen. Man könnte etliche Dutzend dergleichen, die eben nicht von den abgenutztesten sind, zusammenlesen. Z. E.

„ Sorge und Angst dörret das Hertz aus, des
„ Gemüthes Schmertz verzehret den Leib. - Den
„ Schaden verschweigen macht ihn steigen, und
„ ihn anzeigen, macht ihn neigen. - Der Witz
„ der Armen liegt in der Asche, da der Reichen in der Tasche liegt. Der Tasche Witz
„ gilt nicht länger, als so lange man Geld hat;
„ der Aschen Witz ruhet wie ein Schatz, und
„ scheinet, wenn man ihn hervorkratzet. - Das
„ Kleine kömmt auch zu statten, ein kleines Härgen giebt auch einen Schatten. - Schlägt List
„ zu der Grausamkeit, so hilft keine Geschwindigkeit für den Tod. - Auch schuldiges Blut,
„ naget einem das Hertz, geschweige, was das
„ unschuldige thut. - Was ist sich zu verwundern, wenn die Wolcken in der Hitze donnern,
„ das ist, wenn die Jugend muthwillig ist, die
„ es sich vor billig hält; so es doch kalte Wol-

„ ken

„ ken ebenfalls thun, nemlich die alten Betteln?
„ - Der Feind muß öfters unverhoft auch ſeinen
„ Feind verehren. - Der Tod, den groſſe Leute
„ einem anthun, wird gering geachtet. - Es lau-
„ tet gleich, etwas nicht wiſſen, und das man
„ weiß, nicht genieſſen können. „ Dieſen letz-
tern Gedancken hat Milton vor werth gehalten, in ſein heroiſches Gedichte einzutragen, wo er ihn alſo gegeben:

For Good unknown ſure is not had, or had
And yet unknown is as not had at all.

Von den Erzehlungen, wo die Hetze und Niederlage der Flöhe beſchrieben wird, könnte ich die Anmerkung machen, welche man zum Lobe des Homers über die Ilias gemachet hat, daß unter hundert Todesarten, die da umſtändlich erzehlt werden, keine der andern gleich iſt: Aber die Eingezogenheit unſers Jahrhunderts läßt mir nicht zu, mich hierüber aufzuhalten, ignotis pereant mortibus illi. Doch zu einer Probe von des Autors Kunſt im Erzehlen will ich die Fabel von der Stadtmaus, und der Feldmaus, die er in ſeinem Werck eingewebet hat, ausſchreiben.
„ Die Feldmaus lud die Stadtmaus zu Gaſt,
„ mit dem Felde verlieb zu nehmen. Darauf
„ richtete ſie zu, uud trug hervor, was ſie im
„ äuſſerſten Winckel hatte, was ſie den Win-
„ ter über geſpart hatte, ſo daß ihre Speiskam-
„ mer faſt leer ward, damit ſie nur der zarten
„ Zucht mit den ſchönſten Früchten ein Genügen
„ thun mögte. Aber was ſie immer dem Jun-

„ ker

„ ker aus dem Stadtfrauenzimmer vorſetzete,
„ runtzelte er nur Naſe und Stirn darüber, und
„ ſagte, das wäre nur Bauerwerck, er hätte
„ drinnen in der Stadt eine andre Luſt, desglei-
„ chen der Feldmäuſe König ſelbſt mit ſeinem Ho-
„ fe nicht hätte. Er habe ſchleckhafte Speiſe
„ vollauf. Seine Speiſe ſey geſotten, und ge-
„ braten, er habe Fleiſch und Brod und Käſe zum
„ Fladen. Solches zu erfahren führte ſie die
„ Feldmaus aus dem Feld, und in ihr Haus.
„ Daſelbſt trug ſie bey der Schwere auf, und
„ fragte immer, haſt du noch nicht genug? In-
„ deſſen weil ſie ſich da vergeſſen, hören ſie
„ den Schlüſſel im Schloß umdrehen, und je-
„ mand zu ihnen nahen. Die Stadtmaus auf,
„ und davon. Die Feldmaus wollte auch nicht
„ ſtehen bleiben; und konnte doch ſchwerlich aus
„ der Gefahr kommen, weil ihr Sache und Ort
„ ungewohnt waren. Als ietzo der Hausknecht wie-
„ der hinweg war, gieng die Stadtmaus wieder zu
„ ihrem Schlecke; und rufte der Feldmaus auch
„ zu Tiſche; ſie wollten nun auf ein friſches ze-
„ chen. Aber dieſe wollte lange nicht trauen.
„ Doch wagte ſie es endlich auf der andern
„ Bitte. Da nun die Stadtmaus ſie wohl ze-
„ chen und trincken hieß, fragt ſie dieſelbe: Ob
„ ſie ſolche Gefahr oft ſo unverhoft beſtehen müß-
„ te? Sie antwortet, es wäre ihr gemeines
„ Brodt, man müßte eine gemeine Noth nicht
„ achten. Wie, ſagte die Feldmaus, iſt es dir
„ gemein? So achteſt du dein Leben wenig. Wer
„ ſich muthwillig in Noth ſtecket, der iſt an ſei-

„ nem

„ nem Tode selbst schuldig. Ich verlange kei-
„ nen Schleck, der Schrecken bringt. Schre-
„ ken kan keinen fetter machen. Deine Speise
„ ist mit Zucker besprenget, aber auch mit Ge-
„ fahr sehr vermenget. Was der Honig daran
„ versüsset, das verwüstet dann die Gefayr wie-
„ der. Mir aber will die Speise nicht gefallen,
„ wenn die Galle schon verhoniget ist. Ich will
„ lieber meine Sparsamkeit und Dürftigkeit mit
„ Sicherheit, als deinen Ueberfluß mit solcher
„ Angst, Sorge, Flucht, und Schrecken.„

Man wird an den Umständen dieser Erzehlung, der Ausbildung derselben, der Verbindung, der Deutlichkeit, und dem Ausdrucke nicht viel auszusetzen wissen. Ich habe dem Poeten in meiner prosaischen Uebersetzung nichts geliehen. Man kan es probieren, ob man aus Hans Sachsens Schriften dergleichen Gedanken und Ausdrückungen herausbringen könne, wenn man ihm gleich seine Flickwörter, seine veralterten Wörter, seine Versetzungen, und dergleichen Fehler verzeyhen wollte. Nur bey dem Ausdrucke allein stehen zu bleiben, so kennen wir manchen Neuern, der der Knittelsprache unsers Fischarts lachet, welcher nicht fähig wäre, eine von folgenden, oder dergleichen Redensarten auszufinden: Böses Blut gießt keine schöne Farbe ein. - Diese both uns ihre Füsse feil, damit sie uns den Tod verkaufte. - Den Unfall hoch spreissen. - Gerechter Jupiter, der das Geringe achtet, wie das Schwere. - Die heilige Gerechtigkeit schicket ihr eine Strafe. Der Welt

Trinck-

Trinckgeld iſt Gallentranck, der allen **Danck verbittert**. Die bleichen Wangen mit **Glantzſtaube beſtäuben**. Der **Ueberfluß niſtet** nicht, wo keine Sicherheit iſt. Einen **Hagel kochen**. Des Reichen **Witz liegt in der Taſche**. Groſſe Leute **ſtoſſen** ſich in der Enge **ab**. Der **Blinde** muß **den Lahmen** tragen. Die **Leber** gegeſſen haben. Ein **Held** mit **tröſten** ſeyn. Die **Kleinmuth** durch Standhaftigkeit **dämmen**. Auch das ſchuldige **Blut nagt** einem Menſchen den **Muth**. **Pluto trug** ihn in eine Kammer. **Neid kochen**. Seine **Brunſt** im Schnee **abbaden**. Die Schand muß ſich **auf euch enden**.

Ich erinnere mich, daß dieſer Verfaſſer ſelbſt in ſeinen Wercken folgender poetiſcher Schriften Meldung thut, welche von ihm verfertiget worden ſeyn: Die **Schwalben- und Spatzenhetze**; das **Gauchslob**; der **Rathſchlag von Erweiterung der Höllen**; die **Hofſuppe**. Keines von dieſen Stücken iſt mir noch zur Zeit in die Hände gekommen. Wenn ſie mit ſchmuzigen Vorſtellungen nicht beſudelt ſind, ſo läßt uns die Materie von dem Witze des Verfaſſers etwas verhoffen, welches der Aufmerkſamkeit, und des Aufhebens nicht unwürdig wäre.

Die Fortſetzung wird in dem folgenden Stücke kommen.

Abentheuer, das ſich mit der Aeneis Hrn. Joh. Chriſt. Schwartzen in Conrector Erlebachs Schule zugetragen hat.

ICH habe ſo viele Proben von der Gütigkeit meiner Leſer empfangen, daß ich mich dißmahl aus bloſſem Vertrauen auf dieſelbe erkühne, der Neigung, nach welcher jeder Menſch gerne von ſeinem Handwercke redet, nachzugeben, und ihnen eine Handlung aus meinem Schulſtaate zu erzehlen. Ich darf dieſes deſto dreuſter thun, nachdem diejenige, für welche ich vornehmlich ſchreibe, ſich in den Gottſchediſchen **Beyträgen zur deutſchen Sprache**, in den **Beluſtigungen des Witzes und des Verſtandes**, und in andern Schriften von dieſer Art, an Schulübungen, an Jugendfrüchte, an Erſtlinge des Geiſtes, an grammaticaliſche Exercitien, und dergleichen Sachen dergeſtalt gewöhnt haben, daß ſie ſolche nicht ſelten ihres Beyfalles gewürdiget, und manchmahl gar vor Meiſterſtücke des Witzes bewundert haben.

Ich habe vor wenigen Tagen meinen Untergebenen etliche Stellen aus der Aeneis zu überſetzen vorgeſchrieben, und demjenigen der es am beſten machen würde, einen ſaubergebundenen Longin nach Heineckens Ueberſetzung mit der neuen Vorrede, als einen verdienten Preis verſprochen, dahingegen derjenige, welcher die ſchlechteſte Probe liefern würde, den Schuleſel beſteigen, und drey Viertelſtunden darauf ſitzen ſollte.

Unter denſelben iſt ein junger Auffſprößling von gutem Hauſe, Nahmens Joh. Chriſtoph Weiß, ein zwar fähiger, aber dabey allzu flüchtiger Kopf, der in der Literatur mehr die Bagatelle, als die Gründlichkait liebet, und insbeſondere eine natürliche Neigung zum Sylbenmaſſe und den Reimen hat; womit er ſich oft in den Gedancken ſchlägt, wenn er einer ernſthaften Lection nachdencken ſollte. Seit ein paar Jahre ſind ihm gewiſſe Büchelgen aus Leipzig von dergleichen Materie in die Hände gerathen, welche ihm den Kopf dergeſtalt zerrüttet haben, daß er bisweilen in dem Paroxyſmus um Sinnen und Gedanken kömmt.

Dieſer junge Weiß lieferte mir eine gereimte Ueberſetzung, ungeachtet ich nur eine proſaiſche gefodert hatte, und machete dabey eine ſolche Mine, daß ich ſeine Hoffnung den aufgeſetzten Danck zu erlangen, deutlich daraus abnehmen konnte. Allein ich hatte ſeine Arbeit kaum überſehen, als ich wahrnahm, daß ſie weit ſchlechter war, als die andern Proben, und nichts weniger als den Nahmen einer Ueberſetzung, geſchweige einer poetiſchen Ueberſetzung, verdienete. Sie betäubete zwar das Ohr durch das Geklingel der Reimen mit einigem Wohlklang, und ſchien diesfalls vor den andern etwas vorauszuhaben; aber dieſer Vorzug verſchwand, ſobald man ſie von den Banden der Reimen befreyete, und jedermann erkannte, daß es eine ungeſtaltete und übel gerathene Geburt war, welche die Merckmahle einer groben Unge-

ſchick-

ſchicklichkeit, oder einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit nicht verleugnen konnte.

In dem erſten B. der Aeneis ſagt Juno dieſe Worte zum Aeolus:

Incute vim ventis, ſubmerſasque obrue puppes,
Aut age diverſas, et disjice corpora ponto.
Sunt mihi bis ſeptem præſtanti corpore Nymphæ,
Quarum quæ forma pulcerrima, Deiopeiam
Connubio jungam ſtabili, propriamque dicabo,
Omnes ut tecum meritis pro talibus annos
Exigat, et pulcra faciat te prole parentem.

Dieſe Zeilen hat mein Lehrling dergeſtalt in Reimen überſetzt:

Mach einen Sturm und ſtürtz ihr Schiff ins Meer hinein,
Laß ſie ein Gaukelſpiel der tollen Wellen ſeyn.
Und weil mir vierzehn ſchön gewachſne Nymphen dienen,
So ſoll für dieſen Dienſt die prächtigſte von ihnen,
Deiopeia, dir auf ewig eigen ſeyn;
Und dieſe müſte dich mit manchem Sohn erfreun:
Denn ſie ſoll ſich mit dir als Ehefrau vermählen.

Nachdem ich ihn die lateiniſchen Verſe gegen die deutſchen Reimen halten heiſſen, hatte ich alle Mühe, ihm vorſtellig zu machen, wie weit er ſich von dem Originale entfernet, und Dinge geſagt, an welche Virgil niemahls gedacht hätte.

„ Sieheſt du nicht, ſagte ich zu ihm, daß Ju-
„ no beym Virgil zwey verſchiedene Dinge von
„ Aeolus bittet, und daß dieſe zwey Dinge zwo
„ Arten Straffen ſeyn ſollen, womit ſie ihre Ra-
„ che an den Trojanern ausüben will. Eine oder
„ die andere gilt ihr gleich viel; entweder ſollte

„ Aeolus die Trojanische Flotte in den Abgrund
„ des Meeres versenken, oder er sollte die Schiffe
„ von einander zerstreuen, und sie an verschie-
„ denen Oertern scheitern lassen. Hingegen ist
„ deine Juno ein possierliches Weib; sie ver-
„ bindet mit einander, was unmöglich zugleich
„ bestehen kan; sie wollte gerne das Schiff in
„ den Abgrund gestürtzet, und zugleich den Wel-
„ len zur Kurtzweil übergeben wissen. Das ist
„ so viel, als wenn sie aus einer besondern Ra-
„ che jemanden wollte um das Leben bringen,
„ und doch nicht gar töden lassen. Zudem ist deine
„ Göttin recht kurtzweilig in ihrem Ausdrucke:
„ **Einen Sturm machen**, ist ohne Zweifel eine
„ neumodische deutschübende Redensart, die du
„ in deinen Collectaneis gefunden haben wirst.
„ Die Drohung, **das Schiff ins Meer zu stür-**
„ **zen** ist eben so lächerlich, als da jener albere
„ Kerl im Zorn den Krebs in die Bache geschmis-
„ sen. Und warum wird in deiner Uebersetzung
„ die Trojanische Flotte in ein eintziges Schiff ver-
„ wandelt? Aber das **Gaukelspiel der rollen**
„ **Wellen** in der zweyten Zeile zeiget, daß we-
„ der du noch deine Juno im rechten Ernst ge-
„ redet haben. Die Virgilianische Göttin unter-
„ stützet ihr bitten mit einer Verheissung: Sie
„ will dem Aeolus, wenn er ihr Verlangen er-
„ füllete, die schönste von ihren Nymphen ver-
„ mählen: An dessen Statt verheißt deine Ju-
„ no diese Vermählung dem Aeolus nicht für
„ den Dienst, den sie von ihm bittet, sondern
„ diese soll nach deiner Vorstellung eine Beloh-

nung

„ nung für die treue Dienste seyn, welche die-
„ se Schöne, nemlich die Nymphe Deiopeia der
„ Göttin geleistet hat; denn sie sagt:

Und weil mir vierzehn schön gewachsne Nymphen dienen,
So soll für diesen Dienst - - -

„ Sonst hast du es glücklich errathen, daß zwey-
„ mahl sieben richtig vierzehen ausmachen. Wenn
„ auch deine Juno sagt, **Deiopeia soll dir auf**
„ **ewig eigen** seyn, so könnte man dieses ver-
„ stehen, daß Juno sie dem Aeolus zur Scla-
„ vin überlassen wollte; deßwegen hast du wohl
„ gethan, daß du in der nächstfolgenden Wunsch-
„ zeile deutlich ausgedrücket, zu was vor Dien-
„ ste dem Aeolus erlaubet seyn sollte, diese Da-
„ me zu gebrauchen: Und durch den am Schluß-
„ se beygefügten Grund:

Denn sie soll sich mit dir als Ehefrau vermählen;

„ hast du gantz überzeugend gelehret, erstlich daß
„ Aeolus die gewünschte Erzielung einer Fami-
„ lie durch keine übernatürliche Mittel zuwege
„ bringen sollte, hernach, daß das Kinderzeu-
„ gen eine nothwendige Folge der ehlichen Ver-
„ bindung sey. Man hätte ohne diesen Erweis
„ allzu leicht auf die Gedancken gerathen kön-
„ nen, die Meinung der Göttin wäre, daß Aeo-
„ lus mit dieser schönen Nymphe in einem be-
„ ständigen Concubinat leben sollte.

Eine andere Stelle, die beym Virgil im III. B. also lautet:

Littora tum patriæ lacrimans portusque relinquo;

Et campos, ubi Troja fuit, ſeror exul in aleum
Cum ſociis, natoque, penatibus, & magnis Diis.

hatte mein Schüler dergeſtalt gegeben:

Da ich mein Vaterland und Trojens Port verließ,
Da weint ich; und mein Sohn, und die ſo bey uns waren
Sind mit der Götter Schutz ins Elend abgefahren.

Bey dieſer Stelle hieß ich ihn anmercken, daß er durch ſeine Ueberſetzung den Nebenumſtand lacrimans in die Haupthandlung verkehret, und dadurch den Zuſammenhang der Erzehlung und den Character des Helden übel verderbet; ferner daß er die nachdrückliche Ausdrükung: Et campos ubi Troja fuit, welche daneben die Thränen des Helden rechtfertiget, gäntzlich aus der Acht gelaſſen; drittens, daß er den in Thränen zerflieſſenden Helden durch ſeinen zweydeutigen Ausdruck an dem Ufer ſeines Vaterlandes ſtehen laſſen, und bloß allein geſagt hätte, der Sohn des Aeneas wäre mit einigen andern Gefährten ins Elend abgefahren. Endlich, daß er Virgils Abſicht bey den letzten Worten gar nicht gemercket, wenn es im Deutſchen heißt, **ſie ſeyn mit der Götter Schutz ins Elend abgefahren**, an ſtatt daß Aeneas beym Virgil durch die Nahmhaftmachung der gantzen Reiſegeſellſchaft vielmehr anzeigen wollen, daß die Götter ſelbſt kein beſſeres Loos betroffen hätte, ſondern daß ſie ſelbſt, nachdem ihr voriger Aufenthalt im Grunde zerſtört worden, mit in das Elend hätten fortwandern müſſen.

Gleich anfänglich, als ich den Vers geleſen hatte:

Nach einen Sturm und ſtürtz ihr Schiff ins Meer hinein.

Kam es mir vor, als ob mein Lehrling geglaubt hätte, die Trojaner wären in Luftſchiffen daher gefahren; in dieſer Muthmaſſung ward ich nicht wenig durch folgende Reimen beſteifet, mit welchen er eine Stelle aus dem IV. B. überſetzet hatte:

Der Götter Gnadenwink und Junons günſtigs Fügen
Ließ der Trojaner Schiff an unſre Küſten fliegen.

Dennoch ſcheint es, daß er ſelbſt das Fliegen der Schiffe vor ein Wunderwerck gehalten habe.

Dergleichen Verſtoſſungen gab es noch mehrere und verſchiedene, welche ich aber mit Stillſchweigen übergehe; nur dieſes muß ich noch erwähnen, daß er im IV. B. bey Anlaſſe folgender Worte:

Poſt, ubi digreſſi; lumenque obſcura vicißim
Luna premit, ſuadentque cadentia ſidera ſomnos.

eine gantz unerhörte Anmerckung ſehr geſchickt angebracht, und ſolche dabey mit einem unwiderſprechlichen Grund unterſtützet hat:

Worauf man bey der Nacht zwar aus einander geht,
Denn es iſt Schlaffens Zeit. - - - - -

Nachdem ich nun mit dieſer gereimten Ueberſetzung meines Schülers zu Ende war, ſagte ich ferner zu ihm: Erkennt er nun, was er vor ein geſchickter Ueberſetzer ſey; wo Virgil Weiß ſagt, ſagt er mehrentheils Schwartz. Wenn verkehren überſetzen wäre, ſo würde er den Preis unfehlbar davon tragen. Er hörete dieſe Beſtraffung, wie

es schien, ziemlich gelassen an, und gestuhnd mir, daß seine Arbeit mit denen ausgestellten Fehlern würcklich behaftet wäre. Aber da ich ihn folgends zu der angesetzten Strafe des Schuleſels verurtheilete, konnte er sich nicht so leicht darein ergeben; es reuete ihn der gebrauchten List, welche ihm so übel bekommen sollte; und er that ein freyes Bekenntniß, daß er diese gereimte Uebersetzung, die ich so scharf beurtheilet hätte, nicht selbst verfertiget, sondern aus einem gedruckten Buche, das erst in diesem Jahr zu Regensburg an das Licht gekommen wäre, von Wort zu Wort abgeschrieben hätte; er hätte sich nicht getrauet etwas bessers zu machen. Er zog das Buch aus der Tasche hervor, und zeigete mir die Stellen, die er ohne die geringste Veränderung abgecopiert hatte. Er hieß mich überdies das Auge auf den Gnadenbrief werfen, womit seine Hochedelg. Magnificenz, der Hr. Prof. Gottsched, diese neue Uebersetzung begleitet, und angepriesen hatte; desgleichen auf das stattliche Zeugniß, welches eben derselbe dieser Uebersetzung in dem XXIX. St. der critischen Beyträge beygeleget hat. Wir lesen an diesen beyden Orten von Joh. Christoph Schwartzen, (das ist der Nahme dieses deutschen Uebersetzers Virgils, den mein Schüler Johann Christoph Weiß ausgeplündert hatte,) unter andern folgende Worte: „ Derselbe scheint „ allerdings zu Uebersetzungen alter Poeten recht „ gebohren zu seyn. -- Ich statte unserm Vater„ lande zu dieser deutschen Aeneis meinen Glück„ wunsch ab. - - - - Er hat darinn gewiesen,

„ daß

„ daß er die Virgilianischen Schönheiten einge-
„ sehen. - - Geschickte Schulmänner werden die-
„ ses Buch sehr nützlich bey ihrer studierenden Ju-
„ gend zu gebrauchen wissen, da zumahl der la-
„ teinische Text dabey steht. „ Mein junger Versmacher wußte dieses wohl zu seinem Vortheil zu kehren, und sagte: „ Sollte ich mir auf
„ eine solche Uebersetzung, die von dem grossen
„ Gottsched so sehr gerühmet wird, nicht etwas
„ eingebildet haben? und wäre es nicht eine stoltze
„ Vermessenheit an mir gewesen, wenn ich mir
„ vorgenommen hätte, selbige zu übertreffen?
„ Jetzo aber erkenne ich wohl daß mich das
„ Gottschedische Ansehen geblendet und verführet
„ hat; und ich werde mirs gesagt seyn lassen,
„ daß ich künftighin nichts mehr auf seine Ehre
„ und seinen berühmten Nahmen ohne vorher-
„ gehende Prüffung glaube. Indessen da diese
„ elende Uebersetzung nicht mein ist, sondern Herrn
„ Schwartzen und Herrn Gottsched zugehöret,
„ so hoffe ich, daß sie mir mit dem Schul-
„ esel gütig verschonen werden.

Ich mußte dieser seltsamen Begebenheit hertzlich lachen; es dünckete mich auch, daß er ziemlich gute Gründe vorgebracht hätte, die Strafe mit dem Schuleſel von sich abzuwenden. Auf der andern Seite fand ich mich beleidiget, daß Ihre Hochmagnificenz uns ehrlichen Schulmännern so wenig gesunder Einsichten in die Virgilianischen Schönheiten, oder, was noch schlimmer wäre, so wenige Treue und Sorgfalt für die studierende Jugend zugetrauet hatten, als sie

mit ihrer gefaßten eitelen Hoffnung zu verſtehen geben, daß wir dieſe ſchwartziſche Ueberſetzung in unſern Schulen einführen und nützlich gebrauchen würden. Sie werden uns noch nicht die Nebelkappe über die Augen werffen, und Virgil im Schwartze weiſen. Dieſes mag Ihnen einmahl mit jungen Knaben angehen, wie meinem Lehrling begegnet iſt; den ſie doch nicht zum andern mahl fangen werden. Ich wollte dieſen darum nicht harter ſtrafen, als er verſchuldet hatte, und weil er als ein unbeſonnener Jüngling von alten erwachſenen und ſonſt angeſehnen Männern verführet worden, hielt ich vor billig, daß ſie die Straffe mit ihm theilen ſollten. Ich that ihm weiter nichts als daß ich ihm ſeine deutſche Aeneis confiſcirte. Dieſe heftete ich mit Nägeln dem Schuleſel auf die Bruſt. Ueberdies erlaubete ich meinen Schülern, daß jeder von ihnen täglich ein Blatt zu ſeinem Bedürffniß ausreiſſen dürfte. Dieſes Urtheil ward von ihnen mit ſolchem Eifer vollzogen, daß in 14 Tagen die gantze Schwarzias, (dieſen Nahmen gaben ſie der deutſchen Aeneis Hrn. Schwartzen) bis auf den pergamenen Band zerfetzet ward. Alſo iſt Schwartzens Troja durch einen Eſel, wie Virgils durch ein Pferd zerſtöret, und zu Schande gerichtet worden.

Neue Sachen in der Critiſchen Literatur.

ENdlich hat ein Unbekannter in der Vorrede zu der neuen Ausgabe des Longinus Hrn. Heineckens den Hr. Prof. Gottſched, und die Beluſtiger mit ihrem gantzen Anhange, welche ſich ſelber unberuffen und ohne gehörige Beſtallung den Character von Verfechtern des deutſchen Witzes und Geſchmackes angemaſſet, durch eine gründliche und nachdrückliche Entſagung zurücke gewieſen. Alle Leſer von wahrem deutſchen Geblüte und Witze haben in dieſer Abfertigung ihre eigenen Gedancken und Urtheile geleſen, für welche ihnen ſo viel Jahre her gantz fremde und abgeſchmackte Meinungen waren aufgeheftet worden. Sie erkennen derowegen den Verfaſſer vor ihren aufrichtigen Dollmetſcher und Vormund, und verlangen, daß die ietztlebende und die künftige Welt ihm in ſeinen Reden und Schriften als ihrem characteriſierten Kantzler vollkommenen Glauben zuſtellen ſollen.

Kurtz nach der Michelis-Meſſe des vergangenen Jahres iſt in Dreſden **das Vorſpiel, ein Epiſches Gedicht**, zum Vorſchein gekommen. In dieſer Schrift reget ſich ein ſatyriſcher Geiſt und ſiegreicher Scribent gegen den Herrn Prof. Gottſched; den ſein Stoltz und die Streitbarkeit ſeiner Schüler und Bewunderer, ja der gründlichſte Breitkopfiſche Druck ſo vieler zierlichen

chen Bücher ſchwerlich der Nachwelt anſchmeicheln werden, und auf dem Gipfel erhalten können, welchen er ſonſt zu behaupten und alles, was in Deutſchland dencket und ſchreibet, zu überſehen und zu meiſtern verhoffet hat. Er, ſeine Victoria, und der gantze Anhang dieſes erbitterten Paars waffnen ſich indeſſen ietzo zu der ſtärkeſten Gegenwehre.

Die Beluſtiger werben zum deutſchen Dichterkriege. Die vertrauten Rednergeſellſchaften ſchwitzen und ſinnen auf neue Philippicas. Der Hr. Profeſſor verſpricht ſich insbeſondere eine handfeſte Hülfe von **den zween wackern und gelehrten Männern aus benachbarten Cantons**, welche ihn ihres Beyfalles ſo nachdrücklich verſichert haben, wiewohl ſie bisdahin äuſſerlich neutral geblieben, und ſich begnüget, ihn mit ihren Wünſchen und Zuſprüchen zu unterſtützen. Er gläubt, daß er die Schweitzer am allerſicherſten durch Schweitzer im Zaum halten könne. Er dürfte ſich aber mit ihrem Beyſtand vergebens ſchmeicheln, wenn wahr iſt, was man uns geſagt hat, daß ſie nur zu dem Ende die Neutralitet gehalten haben, damit ſie ſich auf die Seite, die ſiegen würde, lencken könnten. Man ſagt in der That, daß ſie den Schweitzern von Zürich ihre Hülfe angebothen haben. Indeſſen hat Herr Gottſched wahrhaftig nöthig, alle ſeine Völcker zuſammenzuziehen; maſſen ſeit der Erklärung, welche vor dem deutſchen Longinus wider ihn gethan worden, auch die friedfertigſten, und diejenigen, welche ſonſt aus einer ſattſamen

Kennt-

Kenntniß der empfindlichen Partheilichkeit des ehedem ſo angeſehnen und zum Verurtheilen ſo fertigen Gottſchediſchen Anhanges ſtillegeſeſſen waren, ſich nicht mehr ſcheuen, ſich in den critiſchen Wirbel hineinzuwagen. Ich ſchlieſſe dieſes aus einer Menge Schriften, von welchen ich aus verſchiedenen Orten Nachricht empfangen habe, daß ſie theils in der Schmiede ſeyn, theils auf einen hertzhaften Verleger warten.

Ein Hofrath von B. hat einen **Vorſchlag** aufgeſetzet, daß die Anfoderungen auf Geiſt und Witz künftig durch die Mehrheit der Stimmen erörtert werden ſollen. Er giebt dieſen Vorſchlag einem Rathsverwandten von Eulenburg in den Mund. Ein geheimer Secretar von D. hat eine **Weiſſagung** verfertiget, was vor ein Urtheil ein Kunſtrichter aus dem XIX. Jahrhundert von den critiſchen Streitigkeiten unſrer Zeiten fällen werde. Ein berühmter Profeſſor hat eine **Unterſuchung** von der Natur des Lachens unter Händen; er handelt von deſſen verſchiedenen Arten, und den Mitteln eine jegliche zu erregen. Er hat ſeine Abſicht vornehmlich auf die Comödie. Ein ſächſiſcher Gelehrter arbeitet an einem proſaiſchen Gedichte von dem **zerſtörten Tempel des blinden Geſchmackes**, eines ohnmächtigen Abgottes der Cherusker. Ein Ungenannter von Br. . . . hat unter dem Titel, **der Zwitter**, Addiſons Cato, und Deschamps ſeinen, unterſuchet, und gezeiget, wie dieſe bepde Trauerſpiele in Hr. Profeſſ. Gottſcheds deutſchen Cato zuſammengewachſen. Ein L. . . Prediger hat ſich entſchloſſen,

die **Bekehrung** eines verſtockten Kunſtlehrers und Poeten, bey welchem das Hertz eben ſo verderbt, als der Geiſt ſchal geweſen, durch den Druck bekannt zu machen. Man macht uns Hoffnung, daß man uns einige dieſer Schriften überlaſſen werde, ſie in unſrer Sammlung an das Licht zu geben. Ein Unbekannter, der ſich **Stephan Finck** unterſchreibet, hat uns eine ſatyriſche Schrift eingeſendet, ſo den Titel hat: **Vorſchlag**, wie Hr. Schwartzens Aeneis von dem Gerichte der Maklatur zu erretten wäre. Er hat dieſen Vorſchlag in einem Schreiben an Hrn. Zunkel, den Verleger der deutſchen Aeneis, vorgetragen. Er giebt ſich vor einen Leipziger aus.

Wir ſind durch den Beyſtand eines auswärtigen Gelehrten in den Stand geſetzet worden, unſrem ehmahligen Verſprechen gemäß die **Critik der Iphigenia** des deutſchen Pradons bäldeſt zu liefern; ſie ſoll in dem folgenden, oder gewiß im neunten St. zum Vorſchein kommen.

Wir haben uns entſchloſſen dem Begehren eines geſchikten Freundes Statt zu geben, und die **Gottſchediſche Ueberſetzung** des Horatz von der Dichtkunſt genau und ohne Nachſicht vorzunehmen: Wir hoffen daß ihn dieſes veranlaſſen werde, auch an ſeinem Orte die Fehler dieſes Werckes zu bemercken, und uns ſeine Anmerkungen mit der Zeit einzuſenden. Unſer Hr. Conrector Erlebach iſt auch noch nicht müde ſich mit den Gegenfüſſern des deutſchen Witzes herumzuſchlagen. Er hat zum Drucke fertig: **Ehrenerklärung** für den guten Geſchmak der wahren Deutſchen. In dieſer

Schrift

Schrift wird insbesondere Herr Heineke der Gesellschaft elender Scribenten, denen er in dem Complot in die Hände gefallen, entrissen.

Eben derselbe arbeitet an einem Auszuge der Gottschedischen Dichtkunst für die Deutschen. Er getraut sich das gantze Buch ohne Abbruch der Sachen auf 3. Bogen zu bringen. Er wird es mit Erklärungen und Anmerckungen versehen, und ihm den Titel geben: **Gottscheds Dichtk.** in Nuce.

In der ansehnlichen Stadt Chur in den Graubünden, hat ein Swiftischer Kopf ein Werck unter Händen, welches er Scrutinium Ingeniorum betitelt. Er hat uns davon folgenden Auszug zugestellet. Die Tollheit, eine Muse auf dem Bloksberge hält jährlich eine Prüffung der Geistesfähigkeiten unter ihren Lehrlingen, damit sie eigentlich wisse, zu was vor Arten der Schriften ein jeder am meisten Geschicke habe, das Aufnehmen der Barbarie zu befördern. Diese Prüffung geschieht von ihr nach der Neigung und der Geschicklichkeit, welche einer zu cörperlichen Arbeiten hat, die mit andern Arbeiten des Geistes einige Aehnlichkeit haben. Z. E. **Grillen im finstern fangen**, deutet an, schreiben ohne zu wissen, wie man auf die Einfälle kömmt; **aus Kupferstücken hier eine Figur, und dort eine herausschneiden, und in einer neuen Verknüpfung auf einem Caffe-Brette zusammen leimen**, ein neues Gedichte aus etlichen alten zusammenflicken; **harte Eyer, Strumpfbänder, und Raupennester in einer Schüssel auftragen**, seltenen Geschmack in der Eintheilung und Anordnung haben.

In

In diesem Wercke wird auch erzehlet, was vor natürliche und unparteyische Wege diese Vorsteherin des Bloksberges braucht, die Streitigkeiten, die unter ihren Pflege-Söhnen des Vorsitzes, oder des Vorzuges ihrer Schriften wegen entstehen, zu entscheiden. Sie läßt die beyden Streitenden, jeden auf einem Esel in einen beschlossenen Platz reiten; dessen Esel zuerst anfängt zu rahren, dem wird der Vorsitz zugesprochen. Ist der Streit um ein poetisches Werck, so muß die Natur den Ausspruch unmittelbar thun. Wer von den Prätendenten zuerst anfängt gluchsen, wer es mit dem grösten Wohlklang thut, und am längsten treibt, der bekömmt die Krone von Hasenpappeln. Durch dieses letztere Scrutinium hat die regensburgische Uebersetzung der Aeneis den Vorzug vor Doctor Murners erhalten.

Der erhabene Poet Hr. Triller hat sich ietzo vorgenommen statt der Füchse und Feldmäuse, die er vordem in seinen Fabeln besungen, grössere Helden zu verewigen. Er besinget unter dem Titel des **Fürsten-Raubes** die Entführung der beyden Printzen Churfürst Friderichs des sanftmüthigen von Sachsen, die durch Kuntz von Kaufungen geschehen. Der Köhler, der gedachten Edelmann in dem Walde zu Boden geschlagen und die Printzen befreyet, der vornehmste Held in diesem Wercke, ist einer von den Ahnen des Hrn. Doctors, von welchem er in gerader Linie abstammt. Wir hoffen, daß Hr. Triller nicht vergessen werde, dem Ehren-Tempel, den er diesem seinem Ahnherrn aufführet, auch eine Capelle für seine eigene vornehme Person anzubauen.

Der Brief des gelehrten Frauenzimmers vom 12. Nov. ist eingelaufen.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wohlredenheit und der Poeſie.

Achtes Stück.

Zürich,

Bey Conrad Orell und Comp. 1743.

Von der Poesie des sechszehnten Jahrhunderts.

Ich komme auf Sebastian Branden. Unter den rohen Versen desselben kan man einen satyrischen Sittenlehrer wahrnehmen, der mit gesunden Lebensregeln wohl versehen ist; und dem es an geschickten Zügen, dieselben auszubilden, nicht gefehlt hat. Seine Geistesart war zu dergleichen allegorischen Redensarten und Bildern, womit man zu seiner Zeit die moralischen und politischen Wahrheiten einkleidete, und welche damahls so beliebt waren, gantz geschickt. Man spüret ihm auch seine Literatur auf allen Blättern an, insbesondere blicket Horatz hier und dar aus seinen Vorstellungen hervor. Wir dörffen nur seine abgebissenen und verschrumpelten Wörter wieder herstellen, und ihnen die gehörige Gestalt, Ausbildung, Länge und Maaß geben, so wird dieses offenbar gnug werden, und die Kühnheit, die ein sächsischer Purist haben muß, sich an der ungeschliffenen Sprache zu verunreinigen, wird ihm mit guten Lehren und Charactern bezahlt werden, welche er in dem **Schlesischen Helicon, Golau, Kortwitz, Lakmann, Langnau, Corvini**, und zwantzig ihres gleichen vergebens suchen wird. Was er von seinem eigenen Gemüthszustande, als eines moralischen Scribenten schreibt, zeiget ein philosophisches und grosses Hertz: „Wer Ohren hat, der höre,

„ und mercke. Ich ſchweige, denn der Wolf iſt „ nicht fern von mir. Ein Narr ſtraft manchen vor der Zeit, ehe er weis, was ihm anliegt. Müßte jeder des andern Rücken ſeyn, „ ſo würde er bald innen werden, was ihn drücket. Ich weis wohl, wo mich der Schuh drücket, darum ob man mich ſchelten und ſprechen „ wollte, Artzt heile dich ſelber, denn du biſt „ auch in unſerer Rotte, ſo weis ich das, und „ bekenne es Gott; nemlich daß ich viel Thorheiten gethan habe, und noch ietzo im Narrenorden gehe; wie faſt ich an der Kappen „ ſchüttle, will ſie mich doch nicht gantz laſſen. „ Doch habe ich zu dieſem Ende Fleiß und Ernſt „ angekehrt, und damit, wie du ſieheſt, ſo viel „ gelernet, daß ich ietzo viel Narren kenne; ich „ habe auch den Muth mich, ob Gott will, ferner mittelſt Witzes und mit der Zeit zu beſſern. „ Das ſtimmt mit Horatzens Vorſatze überein: - - - - Fortaſſis & iſtinc.

Largiter abſtulerit longa ætas, liber amicus,
Conſilium proprium, neque enim deſum mihi.

Unſere heutigen poetiſchen Moraliſten haben das Hertz nicht, ſelber ein ſolches Bekenntniß von ſich ſelbſt abzulegen. Brand erzehlt uns ſein Vorhaben mit dem gröſten Nachdruck bey der natürlichſten Einfalt: „ Die gantze Welt lebt in finſterer Nacht, „ und verharret als blind in Sünden. Alle Straſſen und Gaſſen ſind voll Narren; die mit „ nichts anders als mit Thorheit umgehen, aber „ doch den Nahmen nicht haben wollen. Aus

„ dieſer

„ dieſer Urſache habe ich gedacht, Schiffe für
„ die Narren auszurüſten; Galeren, Fuſten,
„ Kraaken, Nauen, Barken, Kiele, Weidlin-
„ ge, Hornache, Rennſchiffe, daneben Schlitten,
„ Karren, Roßbären, Rollwagen, denn ein
„ Schiff möchte nicht alle die tragen, die ietzo in
„ der Zahl der Narren ſind. Einige haben gar
„ kein Fahrzeug gefunden. Dieſe alle ſtieben um
„ mich herum wie die Immen, viele unterſtehen ſich
„ zum Schiffe herzu zu ſchwimmen. Hier will
„ ein ieder Fuhrmann ſeyn. Ich habe die Bild-
„ niſſe dieſer Thoren und Narren daneben aus-
„ gefertiget, damit ob jemand wäre, der die
„ Schrift verachtete, oder vielleicht nicht leſen
„ könnte, derſelbe ſein Weſen im Gemählde ſähe.
„ Er wird darinnen finden, wer er iſt, und wem
„ er gleich ſey, und was ihm gebricht. Ich
„ nenne dieſes den Narren-Spiegel, in welchem
„ ſich ein jeder Narr kennen kan. Wer recht
„ in denſelben ſieht, wird von ihm berichtet, wer
„ er ſey. Wer ſich recht ſpiegelt, der lehrt wohl,
„ daß er ſich nicht vor weiſe achten ſolle, nicht
„ auf ſich halten, was nicht iſt. Denn es iſt nie-
„ mand, dem nichts gebricht; oder der mit Wahr-
„ heit ſprechen dürffe, daß er weiſe und nicht ein
„ Narr ſey. Aber wer ſich vor einen Narren
„ achtet, der iſt bald zu einem Weiſen gemachet;
„ hingegen wer witzig ſeyn will, der iſt mein
„ Gevater Fatuus. Dieſer thut mir auch daran
„ Gewalt, ſo fern er dieſes Buch nicht behält.

„ Hier iſt kein Mangel an Narren, ein jeder
„ findet, was ihn gelüſtet, und wozu er gebohren

„ sey; auch warum so viele Thoren sind; was
„ vor Freude und Ehre die Weisheit hat, und wie
„ beforglich sie dem Narren steht. Hier findet
„ man den gantzen Lauf der Welt, so daß das
„ Buch zum Kauf gut werden muß. Man findet
„ hier Narren, wie man will, zum Schimpfe,
„ zum Ernst, und zu allem Spiele. Ein Wei-
„ ser findet was ihn erfreuet, ein Narr redet
„ gern von seinen Brüdern. Man findet hier
„ arme und reiche Thoren, schlimm schlemm, ein
„ jeder findet hier seines gleichen.

Es zeigt ein unerschrokenes Gewissen, ein starckes Vertrauen auf die Wahrheit, und eine grosse Liebe für die Besserung des Nebenmenschen, wie er sich über die Vorstellung der gefährlichen Arbeit Satyren zu schreiben, tröstet. „ Ich schneide
„ hier manchem Manne eine Kappe, der sich doch
„ dessen nichts anniminnt. Hätte ich ihn bey sei-
„ nem Nahmen genannt, so hätte er gesagt, ich
„ hätte ihn nicht erkennt. Doch hoffe ich, daß
„ die Weisen ein Wolgefallen daran haben, und
„ aus ihrer Wissendheit sagen werden, daß ich
„ recht und wahr gesagt habe. Nachdem ich
„ von den Narren solche Kundschaft habe, so
„ gebe ich einen Squizzo von ihnen, sie müssen
„ alle die Wahrheit hören, ob sie ihnen gleich nicht
„ gefällt; wie Terentius wohl spricht, daß wer die
„ Wahrheit sagt, Haß verdiene. Und wer sich
„ lange schneutzt, der wirft etwann Blut von
„ sich; und wann man die Coleram anreget, so
„ wird gar oft die Galle beweget. Darum achte
„ ich es nicht, ob man mich schon mit Worten

„ hinter-

„ hintergehen, und um meine nützliche Lehre ſchel-
„ ten wird. Ich habe mehr derſelben Narren, de-
„ nen die Weisheit nicht wohl gefällt, dies Buch
„ iſt derſelben voll, doch bitte ich einen jeden,
„ daß er vielmehr Vernunft und Ehre als mich
„ oder mein ſchwaches Gedichte anſehen wolle.
„ Ich habe wahrlich nicht ohne Arbeit ſo viele Nar-
„ ren zuſammengebracht. Ich habe manchmahl
„ des Nachts gewacht, da die ſchliefen, derer ich
„ gedachte; oder vielleicht beym Spiele und Wein
„ ſaſſen, und wenig an mich dachten. Einige
„ fuhren in Schlitten im Schnee herum, daß
„ ſie wohl halb erfroren. Andere giengen ſonſt
„ auf Kalbesfüſſen; noch andre rechneten den
„ Verluſt, den ſie den Tag gehabt hatten, oder
„ was ihnen vor Gewinn aus etwas kommen
„ mögte; oder wie ſie Morgens liegen und mit
„ Schwätzen verkaufen, und manchen betriegen
„ mögten. Denſelben allen nachzudenken, wie
„ ihre Weiſe, Worte, Wercke, mir gefallen,
„ iſt kein Wunder, ob ich ſchon oft, da es nie-
„ mand hoffete, gewachet habe, damit mein Ge-
„ dichte nicht geſtraffet würde. In dieſen Spie-
„ gel ſollen beyde Geſchlechter der Menſchen, die
„ Männer und die Frauen hineinſchauen. Ich
„ meine je eines bey dem andern. Die Männer
„ ſind nicht die eintzigen Narren, ſondern man
„ findet auch viel Närrinnen, denen ich hier
„ die Schleyer, die Schürtze und Voiles, mit
„ Narrenkappen bedecke; auch Metzen haben Nar-
„ ren-Röcke an. Sie wollen ohne dieſes ietzo
„ tragen, was vormahls den Männern ſchänd-

„ lich war, spitzige Schuhe, und ausgeschnitte-
„ ne Röcke, damit der Milchmarckt nicht be-
„ decket werde. Sie wickeln viel Hudeln in die
„ Zöpfe, und machen grosse Hörner auf die Köpfe,
„ als ob es ein grosser Stier wäre. Also gehen
„ sie her, wie die wilden Thiere. Doch sollen
„ ehrbare Frauen mir verzeyhen, denn ich will
„ ihrer zu keinem Argen gantz nicht gedencken.
„ Der bösen giebt es doch nur zu viel. „

Ein Scribent, der mit dergleichen Gemüthes-Gedancken zum Vorschein kömmt, muß sich so wohl mit seiner Guthertzigkeit als seinem Verstande die Gunst der Zuhörer und Leser erwerben.

Die Lehren und Lebensregeln, die Brand vorträgt, die Frucht einer gereinigten Vernunft, werden mit einer Menge satyrischer Stiche und characterisierender Züge belebet. Die Exempel, die zwar symbolisch, doch meistens aus der wahren Historie hergenommen sind, bekommen am meisten Platzes. Manchmal führt er seine Personen selbst redend ein, zum Exempel den Koch, den er unter andern sagen läßt: Wir achten fleissig darauf, wie wir viele Trachten zurichten; damit wir den Magen und die Lust zu essen reitzen, kochen wir, sieden, braten, schweitzen, rösten und baken; wir machen Pfefferbrey voll Zucker, Gewürtze und Specerey, wir geben einem Oxymel ein, der denn bey der Steige Gewell leidet, oder es wieder mit Syropen und mit Klistieren von ihm purgieren muß.

Von dem Ueberhandnehmen der Pracht bey schlechten Leuten sagt er: Die Bauren waren ehe-

ehedem einfältig; da die Gerechtigkeit aus den Städten und den Mauren floh, wollte sie in strohern Hütten seyn, ehe denn die Bauern Wein tranken. Ihnen schmeckt der Zwilch nicht mehr, wie ehemals, sie wollen kein Gippen mehr, es muß ländisches und mechelsches Kleid seyn, und gantz zerhacket und gespreitet, mit allen Farben wild über wild, und auf dem Ermel ein Gauchsbild. Der zuvor ein Bürgerkauffmann war, will edel und Rittersgenosse seyn, der Edelmann begehrt ein Frey, der Graf gefürstet zu seyn, der Fürst begehrt die Krone des Königs.

Von der Pracht mit den Grabmählern sagt er: Die Seele hilft ein köstliches Grab nichts, oder daß man es von Marmor habe, und Schild, Helm und Panier aufhänge. - Dann erstechen sich die Freunde um das Gut, welcher es gantz behalten solle; die Teufel sind der Seele gewiß und triumphieren wüste mit derselben, führen sie bald von einem in das andere, von eitel Kälte in eitel Hitze. Wir Menschen leben gantz ohne Witz, daß wir der Seele nicht wahrnehmen, und immerdar des Leibes sorgen. Alle Erde ist Gott gesegnet, der liegt wohl, der da wohl todt ist. Der Himmel decket manchen Todten, der sich unter keinem Steine streckt; wie könnte der ein schöneres Grab haben, dem das Gestirne von oben herab leuchtet. Wer wohl stirbt, dessen Grab ist das höheste, der Tod der Sünder ist der böseste.

Wie schwer es sey den Frauen recht zu thun: Die gröste Weisheit auf Erden ist thun können, was jeder begehrt, und wo man das nicht vor

gut nimmt, doch thun können, was jedem geziemt. Wer aber Frauen recht thun will, der muß etwann mehr, als ein Knecht seyn. Denn sie thun gar oft mehr durch ihre Büdigkeit, als durch ihre Listigkeit.

Folgendes hat einen satyrischen Schwung: Wen der Teufel betriegen will, dem giebt er viel Gut und Reichthum. Gedult in der Armut ist besser, als aller Welt Glück, Reichthum und Gut. Niemand überhebe sich seines Glücks, denn es nimmt ab, wann Gott will. Der ist ein Narr, der oft schreyt, o Glück wie verläst du mich, was zeihest du mich, gieb mir so viel, daß ich noch eine Weile ein Narr bleibe! Denn grössere Narren sind niemals worden, als diejenige, welche hier alles Glück gehabt haben.

Das Capitel von unnützlichen Wünschen ist gantz lehrreich: Gott giebt uns allen das, was er will; er weis was recht ist, was zu viel; auch was uns nütze sey, und wohl komme; woraus uns Schade entspringen solle; wenn er uns nicht lieber hätte, als wir uns selbst haben, und thäte, was wir wünschen, und machte es wahr, so reute es uns eh ein Jahr auskäme. Denn unsre Begierde macht uns blind, daß wir Dinge wünschen, die wider uns sind. Wer wünschen will, daß er recht lebe, der wünsche daß ihm Gott zu diesem Ende einen gesunden Sinn, Leib und Gemüthe gebe, und ihn vor der Furcht des Todes, vor Zorn, Begierde, und dem bösen Geitz behüte.

In dem Capitel von dem Vorherwissen Gottes sind etliche tiefsinnige Gedancken: Eine Artz-

ney

ney macht einen gesund, und macht einen andern noch mehr kranck. Einer nachdem er Gottes Strafe und gewaltige Hand empfunden, hat seine Sünde mit viel Seufzern bedacht; der andere hat seinen freyen Willen gebraucht, und da er Gottes Gerechtigkeit gemercket, doch seine Barmhertzigkeit gemißbrauchet. Gott hat nie keinen verlassen, er wußte wohl warum ers gethan hätte. Wenn er alles gleich wollte gehabt haben, so hätte er wohl nichts als Rosen gemacht: Aber er wollte auch Disteln haben, daß man an denselben seine Gerechtigkeit sähe. - - Die Urtheile Gottes sind heimlich, niemand weis ihre Ursachen gäntzlich, je mehr man sie zu ergründen begehrt, je minder erfährt man davon. Ob jemand schon wähnet, daß er sie wisse, so ist er dessen doch gantz ungewiß.

Folgender Character von denen, welche mit Vorsatz und aus Ruhmbegierde Narren seyn wollen, ist bey den Sittenrichtern seltenes Vorkommens: „ Es ist auf Erden mancher Narr, der „ sich närrischer Gebehrden annimmt, und wenn „ man ihn schünde, und sötte, so könnte er es doch „ nicht weiter bringen, als daß er etwann die „ Ohren schüttelte; er will mit allem Fleisse närrisch seyn, doch seine Narrenweise gefällt niemanden; und wiewohl er einem Narren gleich „ thut, nimmt doch niemand seinen Schimpf vor „ gut auf. Daher sprechen die Leute von ihm, „ der Narre wollte sich gerne närrisch stellen; und „ kan doch weder Weise noch Gebehrden, er ist „ ein

„ ein Narre, und nichts werth. Es iſt ein „ ſeltzames Ding auf Erden, daß mancher ein „ witziger Mann ſeyn will, der ſich der Thor„ heit annimmt, und daß ers vor einen Ruhm „ hält, wenn man ſpricht: Der kann Narr„ heit wohl. „

Er hat der Deutſchen nicht vergeſſen; und wir erkennen die Deutſchen ſeines Weltalters noch in ihren Jtztlebenden Nachkindern. „ Man„ cher Narr hält ſich vor hoch, daß er aus „ welſchen Landen gekommen iſt, als ob nicht „ auch in deutſcher Art Vernunft, und zarte „ Häupter wären, welche Weisheit und Kunſt „ lehren mögten, daß nicht noth wäre, ſo fern „ zu Schulen zu kehren. - - Man meinte ehe„ dem es wäre keine Lehre, als zu Athen über „ Meer. Hernach fand man ſie bey den Wel„ ſchen, ietzo ſieht man ſie auch in Deutſch„ land. Und gebräche uns nichts, wäre der „ Wein nicht, und daß wir Deutſchen voll „ ſeyn wollen; und keine rechte Arbeit thun „ mögen.

Unter den allegoriſch-moraliſchen Bildern, an welchen man um die Zeiten der Glaubens-Reformation viel Geſchmackes gefunden, dünken mich folgende ſehr natürlich: Wenn er z. Ex. von dem gedrückten Narren ſagt, daß ihm der Eſel auf dem Rücken ſitze. Er führt denſelben ein, wie er ſich ſelbſt dergeſtalt ſchildert: „ Ich bin der, den alle Dinge „ drücken, ich will mich in einen Winkel ſchmie„ gen, ob der Eſel mich verlaſſen, und nicht „ ſtets

„ stets auf meinem Rücken ſitzen wollte. „ Ferner, wenn er einen der ein altes Weib zur Ehe nimmt, um das Schmer in den Esel kriechen läßt; wenn er die, welche sich muthwilliger Weise ins Unglück stürtzen, in einen Brunnen springen läßt; wenn er den Frauenhüter der Heuschrecken an der Sonne hüten läßt; wenn er die Venus Affen, Esel, und Gäuche an einem Seile nach sich ziehen läßt; wenn der Bibliotaphos die Fliegen mit einem Wedel von den Büchern jagt; wenn er einem Alten, der seine Narrheiten nicht lassen kan, das Schindmesser in den Hintern setzt, alldieweil er auf der Grube geht. Das gantze Werck ist voll solcher kleinen Allegorien, welche aus Sprüchwörtern von gantz gemeinen Handlungen formiert, und geschickt appliciert sind. Es ist verwundersam, was er vor eine Mannigfaltigkeit an Vorstellungen und Ausdrücken hat, eine jede Art der Thorheit unter einem eigenen sinnlichen Bilde des alltäglichen Lebens sichtbar zu machen. Man wird in dem Buche wol 100 verschiedene Ausdrücke zehlen, die so viel sagen, als ein Narr seyn.

Dieses kömmt nun in einem Wercke poetisch genug heraus, wo ein satyrischer Scribent sich von der Prosa nicht weit entfernen darf. Doch fehlt es ihm auch nicht an Kunstmitteln der Poesie, die niedrige Redensart am rechten Orte zu erhöhen. Z. Ex. in diesen Zeilen: „ Wen Cupido trift, den entzündt „ Amor sein Bruder, daß er brennt, und die

„ Flam-

„ Flamme nicht wohl löſchen mag, die der
„ Dido ihr Leben nahm: Tereus wäre kein
„ Wiedehopf, Paſiphae vermiede den Stier,
„ Phädra führe nicht dem Theſeus nach, und
„ ſuchte nicht an ihrem Stieffſohne Schande;
„ Scylla lieſſe dem Vater ſein Haar, Hya-
„ cinth wäre kein Ritterſporn, Leander ſchwöm-
„ me nicht, Sappho fiele nicht vom Berg,
„ Cyclops und Pan pfiffen nicht ſo traurig,
„ Leucothoe gebähre nicht Wyhrauch, Myrr-
„ ha wäre nicht Adons Scheer, Danae em-
„ pfienge nicht durch das Gold, Nyctimene
„ flöge nicht des Nachts aus, Echo wäre nicht
„ zu einer Stimme gemacht, Thisbe färbte nicht
„ die weiſſen Haare, Atallante wäre keine Lö-
„ win, ꝛc. wenn es die Liebe nicht gethan hätte. „
Nach dieſer Art hat Hr. Hagedorn geſagt:

Wer führt den Orpheus in die Hölle?

Horatzens pallida mors æquo pulſat pede pauperum tabernas, regumque turres, iſt recht gut gegeben: Der Tod erſchüttert mit gleichem Fuſſe die Königsſäle und die Hirtenhütten. Und in demſelben Capitel von denen, welche den Tod nicht vorher ſehen, ſind etliche maleriſch ausgebildete Gedancken: Die Narrheit färbet uns, daß wir nicht daran gedencken, daß der Tod uns nicht hier laſſen, und unſers ſchönen Haares, noch unſrer grünen Krantze und Kronen nicht ſchonen wird. Er heißt wahrlich Hans acht ſein nicht, denn welchen er ergreift und erſchüttert, wie ſtarck, ſchön oder jung der ſey, den lehret er einen gar ſeltza-

men

men Sprung ꝛc. - Darum ist ein Thor, wer den, dem er nicht entrinnen mag, alle Tage flieht, und meint, wann er seine Schellen schüttere, daß ihn der Tod nicht sehen möge. Es ist kaum um einen Rock zu thun, daß der Sohn nach dem Vater lebe. Zuweilen stirbt er vor dem Vater, und man findet auch viel Kälberhäute. „

Es ist eine Scharfsinnigkeit, die aus der Sache selber entspringet, wenn er von dem König Midas sagt, er habe recht gehabt, daß er seinen Kopf gedeckt habe, damit man ihm seine Eselsohren nicht sähe; wiewohl diese hernach in den Rohren gewachsen wären.

Und was vor Worte könnten erhabener für folgende hohe Gedancken seyn, als diese, welche er der Weisheit in den Mund giebt: Durch mich, sagt sie, haben die Könige ihre Kronen, durch mich entstehen alle rechtmässige Gesetze, durch mich haben die Fürsten ihr Land, durch mich hat jede Obrigkeit ihre Rechtssprüche. Wer mich lieb hat, den liebe ich auch; wer mich frühe sucht, der findet mich. Bey mir ist Reichthum, Gut, und Ehre. Mich hat Gott der Herr von Anbeginn in der Ewigkeit besessen, Er hat alle Dinge durch mich zubereitet; nichts ist ohne mich gemachet.

Und mit was vor starcken Zügen hat er den weisen Menschen nach der Vorbildung Virgils geschildert: „ Der Weise ist sein eigener Richter, so oft er Abgang an Weisheit leidet,

„ det ; er versucht sich auf ein Nägelgen ,
„ er achtet nicht , was der Adel spricht , noch
„ das Geschrey des gemeinen Volckes , er ist
„ rund , gantz , wie ein Ey , damit kein frem-
„ der Mackel auf ihm bleibe , und sich auf glat-
„ tem Wege anreibe. Wie lange der Tag
„ sich im Krebs strecket , wie lange die Nacht
„ den Steinbock bedecket , so gedencket er ,
„ und wiegt eben aus , daß er in keinem Win-
„ kel seines Hauses etwas treibe , oder ein
„ Wort rede , das nicht auf allen Seiten
„ gleich wege , ꝛc.

Ich habe schon Meldung gethan , daß Brand die moralischen Sprüche , von der Bescheidenheit betitelt , zum Drucke befördert , welche Freydanck , einen Poeten aus dem dreyzehnten Jahrhundert , zum Verfasser gehabt. Brand sagt uns davon in der Beschlußrede , die er zu diesem Buche geschrieben hat , daß er dazu von Mattheus Hölderlin , und Jacob Wolfen verursacht worden , dieser Letztere habe es zu Straßburg in der Cantzley zweymahl abgeschrieben. Er lobet Freydanck als einen hertzhaften Freund der Wahrheit , und stellt ihn den Deutschen zu einem Beyspiel vor , daß auch vor langen Zeiten Leute unter ihnen gewesen , welche die Wahrheit mit der erfoderten Freyheit haben reden dörffen. Er hat dem Werck den Titel gemacht : Von dem rechten Wege des Lebens und aller Tugenden Aemtern und Eigenschaften. Allein , wir sehen gleich aus den ersten Versen , daß der Verfasser

faſſet es betitelt hat: Von der Beſcheidenheit; denn es fängt mit dieſen Zeilen an:

Ich bin genannt *Beſcheidenheyt*,
Die aller Tugend Kron auftreyt.
Mich hat gedichtet Herr Freidanck.

Er nimmt das Wort Beſcheidenheit vor die Tugend Ziel und Maaß in ſeinem Thun und Laſſen zu halten. Seine moraliſchen Lehren hangen ſelten lange zuſammen, ſie ſind meiſtens eine Verfaſſung von kurtzen Sprüchen, Lebensregeln, und Betrachtungen, die zwar öfters lange von einem Hauptſtücke handeln, aber unter ſich nicht verknüpfet ſind. Es giebt darunter eben ſo wohlgedachte, als ſie insgemein klug und gründlich ſind. Er ſagt von dem Liebhaben:

Der liebe fleucht, den fleucht auch ſie,
Und der ihr begehrt, dem iſt ſie by.

* * *

Da man um Pfenning Lieb feil treit,
Da kauft ein Mann Unſeligkeit.

* * *

Von den Weibern hat er recht feine Gedancken:

Eim Mann man oft für Ehre hat,
Was frommen Weibern übel ſtaht.
Durch Not muſs oft ſyn keuſch ein Weib,
Der niemand anſpricht ihren Leib.
Wo Weib mit Lieb je miſſethet,
Das kam zuvor von Mannes Bet.

Verſagen was je der Frauen Sitt,
Doch thut in ſanft daſs man ſie bitt.

* * *

Thut ein Weib eine Miſſethat,
Der ein Mann tauſend an ihm hat,
Der tauſend will er Ehre han,
Und muſs des Weibes Ehr zergahn.

* * *

Würden die Weib ſo leichtlich froh
Von dem Mann, als die Mænner von ihn'n,
So hielten ſie oft ſteten Sinn.

Von der Weisheit ſagt er mit weiſen Sinnen:

Der Weiſen und der Tummen Streit
Hat nun geweret manche Zeit,
Und muſs auch noch viel længer weren;
Man mag in leyder nicht entberen.

* * *

Den Weiſen oft gar manches würret,
Das die Thoren gantz nicht irret.
Die Weiſen mœchten nicht geneſen,
Solten ſie gantz ohn Thoren weſen.

* * *

Wie viel der Weis Weisheit ausgiet,
Hat er deſsminder Weisheit nit.

Von der Ehre macht er die wahre Anmerkung:

Der Ehr niemand für Gut begert,
Des Mannes Ehr recht alſo ſtaht,
Darnach als er ſich ſelber hat.

Wie

Wie ſoll des Laſters werden Rath
Dem all ſein Ehr zu Laſter gat.
Vil mancher hat der Ehre Namen,
Und will ſich doch der Ehre ſchamen.

Von dem Lobe:

Wer wohl thut, lobt ſich ſelber wohl.

Von Gewalt:

Es ward kein Kayſer nie ſo reich
Ich mag ihm ſeyn an denken gleich.
Die Fürſten zwingen mit Gewalt
Das Feld, Stein, Waſſer, Berg und Wald.
Dazu all Thier, beid wild und zam,
Sie thetens auch der Luft allſam
Wo ſie vermœchten mit Gewalt
Aber Gott hat ſolches abgeſtalt.
Sie müſſen die gemein lan ſeyn.
Mœchten ſie uns der Sonnen Schein
Verbergen, den Tauw, Wind und Regen,
Sie lieſſen es nicht unterwegen.

Man wird in dieſen Exempeln den natürlichen Nachdruck der alten Sprache durchgehends wahrnehmen. Die Wörter ſind nicht ſo zerſetzet und zerbiſſen, wie bey Branden; von dem Sylbenmaſſe können wir nicht wohl urtheilen, weil es uns nicht völlig bekannt iſt, und man über das aus gewiſſen Merckzeichen gewahr wird, daß hin und wieder einige Sylben von dem Abſchreiber bald weggeworffen, bald hinzugeſetzet worden. Es kömmt mir auch vor, als ob einige alte Wörter ausgemer-

gemerket, und neuere dafür geſetzet worden. Viel Poeſie finden wir darinnen nicht, der Verfaſſer hat einzig auf das Spruchreiche, und Deutliche geſehen; doch können wir auch einige lebhafte Stellen auszeichnen:

Wo ſind die nun, der Rom erſt was?
Auf ihrem Palaſt wæchſet Gras.

* * *

Wie lieb der Menſch lebendig ſey,
Er iſt nach Tod Beywohnung frey.
Der Bauch iſt gar ein bœſer Sack
Er verhœnt aller Würtze Geſchmack.
Wer Muſcatnuſs nimt in den Mund
Und es wieder austhet zu Stund;
Sie wær ihm darnach ungezæm,
Daſs er ſie in Mund wieder næm.
Seit wir uns ſelber widerſtahn,
Wer ſoll uns dann vor ſauber han?

* * *

Zu der Seelen drey Straſſen gahn,
Die dem Tod allzeit offen ſtahn.
Wer in Sünden erlieget todt,
Des Seel wird leiden ewig Not.
Die ander iſt, wer übel thut
Und ſich bedünkt dennoch ſyn gut.
Die dritt Straſs iſt ſo breit und weit
Daſs all Welt darauf geht allzeit.

* * *

Die Welt mit Falſchheit wircken thut
Ein Band, das zeucht zur Hœllen Glut.

Criti-

Critiſche Betrachtungen über des Herrn von Hagedorn Ode auf den Weiſen.

DEr Herr Friedrich von Hagedorn Secretair der Engliſchen Compagnie in Hamburg iſt einer von denen wenigen Verfaſſern, welche den Kunſtrichtern unſrer Zeiten durch vortreffliche Wercke Anlaß geben, die gute Beſchaffenheit ihres Hertzens, das mit Begierde lobet, und nur genöthiget tadelt, an den Tag zu legen. Die Muſe hat ihn an ihrer Bruſt geſäuget, und ſein großmüthiger Geiſt hat ihm die Denckensart der Engelländer gantz üblich und eigen gemachet. Dieſe hat ſich in ſeine Gedichte ergoſſen. Doch ich kan ſeinen Werth nicht lebhafter abſchildern, als einer von meinen Landesleuten in der poetiſchen Sprache, (da er von einem Poeten redet,) gethan hat:

Ein andrer, deſſen Schrift mein wallend Hertz bewegt,
Daß mein Geſang ſein Lob auf willgen Flügeln trägt,
Iſt jener, den ein Schwarm verbuhlter Fröhligkeiten,
Die Zärtlichkeit, der Witz, und ſchlaue Scherz begleiten.
Er führte ſie zuerſt bey Hamburgs Schönen ein;
Bey ihrer Ankunft floh der falſchen Frommen Schein,
Der Zunge Furchtſamkeit, die Plumpheit im Betragen,
Der Glieder träge Laſt, die Minen, die nichts ſagen,
Das Lachen ohne Sinn, die ſchwartze Sudeley,
Mit der gekauften Luſt, und wüſten Schwelgerey.
Wovon er nur erzählt, das kriegt urplötzlich Sitten.
Annehmlichkeit und Reitz wächßt unter ſeinen Tritten.

Die Wahrheit weiſet ſich in holder Zierlichkeit,
Und die Natur glänzt hier ganz prächtig ungekleidt.
Natürlichs dieſer Art iſt kaum genug zu ſchätzen,
Und dem Erhabnen ſelbſt nur wenig nachzuſetzen.

Das Lob, das dieſer geſchickte Mann von Kennern der wahren Poeſie bekommen, hat die Würckung gehabt, daß auch ſchale Köpfe angefangen haben, ihn vor etwas zu halten. Dieſes hat ihm das Unglück zugezogen, daß er von den verwegenen Verfaſſern der Beluſtigungen des Witzes und Verſtandes vor einen ihrer Bande ausgeruffen worden. Ueberdies haben ſie ihm ſeine Ode auf den Weiſen, die er abſonderlich für ſeine Freunde, und gar nicht für ſie gedruckt hatte, aufgefangen, und unter die monatlichen Geburten ihres Witzes geworffen. Eine unbillige und corſarenmäſſige Caperey! Wir haben darum nicht vor gut gefunden, ihnen dieſe Beute zu laſſen; wir haben ſie ihnen wieder abgenommen, und der Hr. Verfaſſer ſelbſt hat uns erlaubet, ſie in der gegenwärtigen Sammlung einzutragen, wo wir Sorge tragen wollen, ſie in ihrem eigenen unverdunckelten Glantze vorzulegen.

In dieſem philoſophiſchen Gedichte ſtechen überhaupt zweierley Schönheiten hervor. Einige beziehen ſich auf die Erhabenheit der Gedancken; die andern hingegen auf die Kraft und Kühnheit des Ausdruckes. Indem der Poet uns die erhabenen Entſchlüſſe ſeines Weiſen entdecket, und zeiget wie er ſich dadurch

von dem niedrigen Pöbel entfernet, und seine Glückseligkeit bey sich selbst findet, läßt er uns sein eigenes großmüthiges Hertz gleichsam offen sehen und bewundern; er giebt dadurch seiner philosophischen Beschreibung ein grosses Gewicht der Glaubwürdigkeit: Zumahlen da in diesem kleinen Gedichte mehr dergleichen kühne Entschlüsse und Hertzens-Gedanken zu finden sind, als man in mancher weitläuftigen Sammlung deutscher Poesien vergeblich suchen wird. Dergleichen sind:

Doch wer ist groß? Der Fürsten nicht vergöttert,
Und edler denkt, als mancher Fürst gedacht.

* * *

Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, und ruht auf keinem Orden.

* * *

Wie oft ist der der Welt im Zorn gegeben,
Den Clerisy und Hof und Land erheben?

* * *

Von der Schmeicheley und unverdienten Schande:

Führt im Triumph die Blöden, die nichts wissen,
Und, was sie sind, vom Pöbel lernen müssen.

* * *

Von der Weisheit:

Ihr Geist ist starck und geht durch alle Geister.

Was jetzo den edeln und kühnen Ausdruck betrift, der diesem sonst philosophischen Gedichte ein poetisches Ansehen mitheilen soll, so finde ich, daß der Verfasser unterschiedliche Kunstgriffe gebraucht hat, dieses zu erhalten: Als

z. Ex. da er abgezogene Weſen mit guter Wahl und Nachdruck in Perſonen verwandelt, und ihnen auch ſo gar äuſſerliche und ſichtbare Handlungen zuſchreibet.

Die Schätze,
Um die der Geiz nach fernen Ufern reiſt.

* * *

Die Sorgen:
Er ſchläft mit Luſt, wo andrer Sorgen wachen.

* * *

Die Gunſt, Macht und Freyheit,
Gunſt krönt den Fleiß, den Macht u. Freyheit ſchützen.

Das Lob,
Wann war es nicht des Glückes Folge-Magd?

Die Schmeicheley:
Die Schmeicheley legt ihre ſanften Bande,
Ihr glattes Joch nur eiteln Seelen an.

Von der Weisheit ſagt er:
An ihr verliert der Zufall ſeine Kraft.

Ein anderer Kunſtgriff ſind einige glücklich angebrachte Umſchreibungen, und Erweiterungen. z. E.

Den Schatz, an dem kein Diebes-Finger klebet,
Nach dem allein der Reichen Neid nicht ſtrebet.

Der Handlung Frucht und was ihr Muth erſtritten,
Wird, unbereut, Verdienſten zugewandt.

Und meidet den, der den Genuß vom Leben,
Der jeden Tag nur dem Gewerbe weiht.

Ich ſage nichts von den hier und da eingeſtreuten kleinen aber lebhaften Beſchreibungen, als z. E. in der dritten Strophe, noch von der glücklichen Wahl der Beywörter u. a. d.

Ein

Der Weiſe.

I

Ein Midas trotzt auf den Beſitz der Schätze,
Um die der Geitz nach fernen Ufern reiſ't.
Prüft auch der Thor der Wahrheit ew'ge Sätze,
Des Weiſen Glück, den echten Helden-Geiſt,
Den Schatz, an dem kein Diebes-Finger klebet,
Nach dem allein der Reichen Neid nicht ſtrebet?

II.

Ein Weiſer lebt, obgleich nicht krumme Griffe
Ihm Geld und Troſt in Schränk' und Kaſten ziehn;

V. 1. Auf den Beſitz der Schätze)
Das Poſſeſſivum mein, dein, ſein, kann öfters, wie hier geſchehen, mit gutem Nachdruck durch ein Subſtantivum gegeben werden. Und da der Poet hier von dem Beſitz nicht aber von dem Genuß redet, ſo dienet die Wahl dieſes Wortes den Troz eines ſolchen Midas recht lächerlich zu machen.

V. 5. An dem kein Diebes-Finger klebet)
Jeder Verſtändiger kan merken, daß der Verfaſſer den Werth des verborgenen und geheimen Schatzes der Weisheit durch den Gegenſatz der Unbeſtändigkeit des betrüglichen Reichthums erhöhen will: Da jener nicht wie dieſer durch tauſend Zufälle geraubet werden kan.

V. 7. Ein Weiſer lebt)
Das Wort leben muß hier mit Nachdruck und in ſeinem wahren Begriff genommen werden. Er lebt vernünftig und vergnügt. Folglich iſt alles andere, was die Menſchen als die gröſten Schätze ſuchen, zu dem wahren Leben eines Menſchen ganz überflüſſig.

V. 8. Ihm Geld und Troſt ꝛc.)
Dieſe Figur iſt zwar kühn, leidet aber darum keinen Abgang an Wahrſcheinlichkeit: Sondern dienet den Geitzigen, der

Beſchweret gleich ſein wuchernd Gut nicht Schiffe,
Die zum Gewinn mit ſchnellen Segeln fliehn.
Er darf ſich groß, er darf ſich glücklich preiſen;
Kein fremder Fluch verſaltzet ſeine Speiſen.

III.

Er ſchläft mit Luſt, wo andrer Sorgen wachen;
Wann Boreas um Dach und Fenſter heult,
Und dann vielleicht der Wellen ſchwartzer Rachen

Den

ſeinen Troſt in Kaſten und Schräncke verſchlieſſen muß, recht lächerlich zu machen. Der Poet ſagt, Troſt in die Schräncke und Kaſten ziehn, wie Virgil geſagt hat:

Attollitque humeris famamque & fata Nepotum.
Aen. VIII. 731.

Und Ovidius:

- - - - Rupit cœleſtia crimina.

Das Wort Geld, welches bey dem Worte Troſt ſteht, mäſſiget die Kühnheit der Figur, die viel fremder geſchienen hätte, wenn es nur geweiſſen hätte, keine krumme Griffe ziehn dem Weiſen ſeinen Troſt, wie dem Geitzigen in Schräncke und Kaſten. Nach derſelben Figur hat Opitz geſagt:

O Menſch du Glückesball, was häuſt du aus den Gründen
Und ſucheſt in der Bach, im Sande deine Sünden?

Die Sünden werden hier für das Gold, als den Werckzeug derſelben geſetzt, gleichwie von unſerm Poeten der Troſt, als die Wirckung des Goldes, die es bey dem Geitzigen hat, dem Gelde beygeſellet iſt. In den beyden angezogenen lateiniſchen Verſen werden der Ruhm, das Schickſal, und die Uebertretungen für die Sachen geſetzt, welche durch den Grabſtichel und den Pinſel geſchildert waren.

V. 15. Der Wellen ſchwartzer Rachen)

Nach dem Gottſchedianiſchen Geſchmack würde dieſer Tropus aufs wenigſte Lohenſteiniſch, oder gar Miltoniſch, d. i. abentheurlich ſeyn: Da müßte man die ſeltſamen critiſchen Fragen hören,

Den Frachten droht, und Maſt und Kiel ereilt,
So oft der Herr der Waſſer und der Erden.
Die Krämer beugt, daß ſie nicht Fürſten werden.

IV.

Was Recht und Fleiß und Zeit und Glück ihm geben,
Verwaltet er mit milder Danckbarkeit,
Und meidet den, der den Genuß vom Leben,
Der jeden Tag nur dem Gewerbe weiht,

Und

hören, ob denn die Wellen auch eine Zunge, ob ſie auch Zähne haben? Wenn man ſchon antworten würde; der Geizige ſtelle ſich in ſeiner Einbildung die Gefahr in dergleichen Umſtänden noch ſo groß und erſchrecklich vor, als ſie iſt; der Tropus an ſich ſelbſt habe ſeine maleriſche Wahrſcheinlichkeit; man ſage in den gemeinen Reden, von den Wellen verſchlungen werden, und was dergleichen mehr zur Rechtfertigung dieſer Redensart vorgebracht werden könnte; ſo bleiben dieſe critiſchen Helden auf ihrem ſechſten Sinne, und geben ihrem Ausſpruch durch ihr Anſehen, und durch eine öftere Wiederholung einen ſolchen Nachdruk, daß ihre gläubigen Schüler ſich verſchweeren würden, es wäre unmöglich daß die Wellen einen Rachen haben können, wie die Löwen.

Alſo hat Hr. Gottſched ſelbſt ſchon im Jahr 1728. den gleichmäſſigen Tropum, daß die Blumen ihre Hälſe emporrecken, mit dergleichen ſeltſamen Fragen lächerlich zu machen geſucht. Er hat geſagt: Der Lilie und der Tulipe wird ein Haupt zugeſchrieben; Hr. Brokes giebt ihnen gar eine Stirne. Haben ſie ein Haupt und eine Stirne ſo haben ſie auch einen Hals, ſo können ſie ihn auch hervorrecken. Vortrefflich! Warum nicht auch eine Naſe, warum nicht auch Ohren? Warum nicht auch Schultern u. ſ. w.

Wir haben es ſeiner Beſcheidenheit zu dancken, daß er uns auf die abſonderliche Aehnlichkeit, ſo einige Theile der Blumen mit gewiſſen Gliedmaſſen des menſchlichen Leibes haben, nicht einen ganzen Menſchen geſtaltet, und ihn mit Nägeln, Nabel, desgleichen Lungen, Leber, und übrigen Eingeweide verſehen, zuletzt noch mit Seele und Leben begabet hat.

V. 20. Verwaltet er.

Er beſitzt es nicht als ein Eigenthums-Herr; ſondern er verwaltet es nur als etwas fremdes.

Und jüdiſch lacht, ſo oft er ſieht und höret,
Wie die Vernunft Geſchmack und Wahrheit ehret.

V.

Wie edel iſt die Neigung echter Britten!
Ihr Ueberfluß bereichert den Verſtand.
Der Handlung Frucht und was ihr Muth erſtritten
Wird, unbereut, Verdienſten zugewandt;
Gunſt krönt den Fleiß, den Macht und Freyheit ſchützen:
Die Reichſten ſind der Wiſſenſchaften Stützen.

VI.

O Freyheit! dort, nur dort iſt deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Starck wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie ihr Licht, und reich wie die Natur.
Halb-glücklich ſind die Sclaven, die dich nennen
Und nicht zu viel von deiner Würde kennen!

Wer

V. 26. Ihr Ueberfluß bereichert den Verſtand.
Auch dieſes iſt eine nachdrückliche Ausdrückung, die viel gedenken läßt. Er ſagt nicht nur, daß in Engelland der Verſtand ein Mittel ſey Geld zu erwerben: Sondern daß die Freygebigkeit den Verſtand auf tauſend Erfindungen führe, und ihn an Erfindung reich mache, und daß die Engelländer ihren Ueberfluß zu dieſem Ende gebrauchen.

V. 31. O Freyheit dort, nur dort iſt deine Wonne, ꝛc.
In dieſer und den drey folgenden Zeilen werden die Güter, und Vortheile, welche der rechte Gebrauch der Freyheit der Stadt Londen zutheilet, mit dem gröſſeſten Nachdruck erhoben. Die Gleichniſſe in der 33. und der 34ſten Zeile ſind von den herrlichſten Gegenſtänden in der Natur hergenommen, und ihre Zuſammenſtellung häufet Nachdruck auf Nachdruck.

V. 35. Halb-glücklich ſind ꝛc.
Die Bürger, die unter einer deſpotiſchen Regierung leben,

und

VII.

Wer heißt oft groß? Der ſchnell nach Ehren klettert,
Den Kühnheit hebt, die Höhe ſchwindlicht macht.
Doch wer iſt groß? Der Fürſten nicht vergöttert,
Und edler denkt, als mancher Fürſt gedacht,
Der Wahrheit ſucht und Recht und Wahrheit findet.
Und ſeinen Werth auf Witz und Tugend gründet.

VIII.

Ein ſolcher kennt die Eitelkeit der Würden,
In die das Glück zu ſelten Kluge ſteckt.
Ihn rühret nicht der Aufputz hoher Bürden;
Ihm ſtrahlt kein Stern, der kleine Hertzen deckt.
Der Geiſt, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band und ruht auf keinem Orden.

IX.

Wann machte ſich das Lob der Tugend eigen?
Wann war es nicht des Glückes Folge-Magd?
Wie oft beſchämt der, dem die Schmeichler ſchweigen,

Dem

und die Freyheit nur nach dem Nahmen, nicht nach ihrer vortrefflichen Natur kennen, ſind einiger maſſen glücklich zu heiſſen; denn wenn ſie dieſelbe vollkommen kenneten, ſo würde der Verdruß ſie zu miſſen, oder die Begierde und Bemühung ſie zu erlangen, ihr Leben unglücklich machen.

V. 46. Ihm ſtrahlt kein Stern, der kleine Hertzen deckt.
Das ſagt euch, daß ihn der Glanz und Schimmer der äuſſerlichen Ordenszeichen nicht blenden, und bethören können, daß er das kleine Hertz, ſo oft darunter verborgen liegt, nicht entdecken ſollte.

Den, dem ihr Schwarm viel ſüſſes vorgeſagt?
Wie oft iſt der der Welt im Zorn gegeben,
Den Cleriſey und Hof und Land erheben?

X

Die Einfalt lobt was vieler Stimmen loben;
Die Menſchen-Furcht was ſie nicht ſtürtzen kan.
Germanicus wird billig hoch erhoben;
Doch betet Rom auch ſeinen Buben an:
Domitian, Roms ſchändlichſter Berather,
Heißt wie Auguſt des Vaterlandes Vater.

XI

Wie mancher wird aus Eigennutz beſungen,
Mit Lob betäubt, den jede That entehrt!
Des Frevlers Ruhm ertönt auf feigen Zungen,
Bis ihm das Glück den falſchen Rücken kehrt.

Ahito-

V. 62. Mit Lob betäubt, den jede That entehrt. Welcher Nachdruck! Denjenigen, den alle ſeine Thaten alles Lobs und aller Ehre unwürdig machen, durch ein ſchmeichleriſches Lob ſo ſehr und ungeſtüm erheben, daß ein ſolcher Eiteler ſelbſt dadurch betäubt wird, und ſich des übertriebenen Lobs faſt ſchämet.

V. 63. Des Frevlers Ruhm ertönt auf feigen Zungen. Das iſt, wird ein Gottſchedianer ſagen, ein Blümchen aus der unergründlichen und geheimnißreichen Schreibart, die allmählich bey uns einſchleichen will, die mehr gedencken läßt, als ſie wircklich ſagt, und darum der Leſer ermüdet. Da hingegen Gottſched eine ſo deutliche und flüſſige Schreibart in Gang gebracht hat, welche auch die Unverſtändigſten verſtehen müſſen, und die von Gedancken nicht ſo beſchweret iſt, daß ſie die Leſer ermüden könnte.

Ahitophel, und ſolcher Räthe hundert,
So gar ein Süß ward, eh er hieng, bewundert.

XII

Die Schmeicheley legt ihre ſanften Bande,
Ihr glattes Joch nur eitlen Seelen an.
Unedler Ruhm und unverdiente Schande,
O waget euch an keinen Bidermann!
Führt im Triumph die Blöden, die nichts wiſſen,
Und, was ſie ſind, vom Pöbel lernen müſſen!

XIII

Ruhm, Ehre, Lob (wie wir den Beyfall nennen,
Den alle Welt Verdienſten ſchuldig iſt)
Euch kan uns nur die Weisheit zuerkennen,
Die unſern Werth nicht nach dem Anſehn mißt.
Ihr Ernſt verſcheucht die Künſte kleiner Meiſter;
Ihr Geiſt iſt ſtarck und geht durch alle Geiſter.

XIV

Ihr Preis, ihr Werth wird nicht vom Glück entſchieden;
An ihr verliert der Zufall ſeine Kraft:
Sie kennet ſich, und ihren innren Frieden
Zerrüttet nicht die Macht der Leidenſchaft.
Was? darf man noch die niedren Gröſſen preiſen?
Kein Stand iſt groß, als nur der Stand des Weiſen.

XV

Er weiß, sein Gott kennt, wählt und wirkt das Beſte:
Das einzuſehn, iſt ſeine Luſt und Pflicht,
Und bebte gleich der Welten Bau und Veſte,
So zaget er bey ihrem Einfall nicht.
Er ſtirbt getroſt: er ſegnet ſeine Zeiten
Und heiliget ſein Theil der Ewigkeiten.

V. 87. 88. Und bebte gleich ꝛc.

Fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinæ. Horat.

Fällt der Himmel, er kan Weiſe decken;
Aber nicht ſchrecken.

Haller.

Wohl

Wohlgemeinter Vorſchlag,

wie Herrn Chriſtoph Schwartzen deutſche Aeneis von dem Gerichte der Maklatur noch zu erretten wäre; in einem Schreiben an Herrn Heinrich Gottfried Zunkel, als den Verleger derſelben.

Mein Herr.

IHr alleine müßtet nicht wiſſen', was vor einen gewaltigen Stoß das Anſehen des Hrn. Prof. Gottſcheds ſeit einem halben Jahre erlitten hat, wenn ihr euch noch mit der Hoffnung aufhalten könntet, daß ſein Beglaubigungsbrief die Kraft habe, eurer Aeneis den Credit wieder herzuſtellen, den ihr die Critiken bekannter Kunſtverſtändigen faſt durchgehends genommen haben. Der Hr. Prof. hat ſeit einiger Zeit ſelbſt Creditive nöthig; ſeine heftigen Gegner haben ihm ſo wenig Credit übrig gelaſſen, daß man ihm auf ſein Wort nichts mehr glaubt, was er nicht, wie einer aus dem niedrigſten Pöbel; mit baaren Gründen beweiſen kan. Aber was hat er eurem neuen Werke zum beſten hervorgebracht, die Cenſuren zu widerlegen, oder die Schönheiten deſſelben, die unter den Schnitzern verborgen liegen, darunter hervorzuziehen. Er ſagt uns viel Zeug von einem Schocke elender Ueberſetzungen der Aeneis,

die Hrn. Schwartzens vorhergegangen sind, und schließt zuletzt, daß diese letztere alle dieselben übertreffe. Ein ungeschicktes Lob, daß Hr. Schwartz es besser gemacht habe, als Murner oder Spreng, oder Lau! Er versichert uns zwar, daß es ihn nicht gereuet habe, was er von der ersten Probe geurtheilet: Aber was beweiset dieses gegen seine Richter? Sie werden sagen, er möchte ein solch verstockter Sünder seyn, daß ihn eine grössere Uebelthat nicht reuete. Vielleicht sey die Zeit seiner **Bekehrung** noch nicht vorhanden, sein Hertz sey noch versteinert. Wahrhaftig der Pflegvater der deutschen Aeneis, der zuerst den Talent des Hrn. Schwartzens zu einem solchen Unternehmen erblicket, und ihn durch seine Aufmunterungen dazu verleitet hat, hätte sich besser angreiffen sollen, er hätte Virgil den halben Weg herunterreissen, und Schwartzen die andre Helfte emporrücken sollen, damit sie näher zu einander gekommen wären. Vordiesem hätte er Muthes und Worte genug dazu gehabt. Er hätte uns gesagt: „ In Virgils Gedichte herrschete lohen„ steinische und miltonische Schwulst, sein Aus„ druck sey in allen unsern Büchern unerhört, „ mancher wackere Magister könne vieles darin„ nen nicht verstehen, oder müßte es mit vielem „ Nachsinnen und Kopfbrechen errathen, die „ Construction sey verworffen, man höre der„ gleichen Latein auf den Universiteten nicht; Vir„ gil verschwende die Beywörter zu überflüssigen „ Vorstellungen, die weiter zu nichts dieneten, als „ zu schildern. Daher habe Hr. Schwartz bil-

„ lig

„ lig die Aeneis natürlicher, allgemeiner und ver-
„ ständlicher gemachet ; er habe billig alle die
„ Ausdrücke , die nur mahleten, weggeworffen ;
„ und die andern in unsre gewöhnliche Sprache,
„ die man auf den Gassen und in den Krambu-
„ den redete, übersetzet. „ Mit dergleichen Vor-
stellungen hat Hr. Gottsched die Leser nothwen-
dig einnehmen sollen , wenn er gewollt hat , daß
sie Hrn. Schwartzens Uebersetzung vor gültig er-
kenneten , welche in allen diesen Stücken von ih-
rer Urkunde abweichet , und gantz mager , kalt
und platt ist, wo diese lebhaft , mahlerisch , präch-
tig und poetisch ist. Es war um so viel noth-
wendiger , weil die Critiken durchgehends tieffe
Eindrücke gemachet hätten.

Der Hr. Schwartz selbst hat die Nothwen-
digkeit dessen wohl eingesehen , und darum einen
ernstlichen Versuch gethan zu beweisen , daß es
unmöglich wäre , alle Redensarten des lateinischen
Originals mit ihren bestimmten Begriffen in ih-
rem wahren Grade zu geben , und solche gleich-
wohl nach seiner Art , nemlich Zeile von Zeile , in
gereimte Prosa zu bringen. Man muß auch be-
kennen , daß er dieses mit seinen eigenen Exem-
peln genugsam dargethan hat , und man kan nichts
dagegen einwenden , woferne das was ihm nicht
möglich war , auch allen andern eben so unmög-
lich ist. Es scheint zwar daß er selbst einen Zwei-
fel in seinen Satz gesetzet habe , weil er das gan-
ze erste B. der Aeneis umgesetzet hat , damit er
den Erinnerungen seiner Tadler gemäß die Be-
griffe des Virgilianischen Ausdruckes genauer und

getreuer verdeutschete; und man könnte daraus schliessen, daß es zum wenigsten ihn **gereuet** hätte, die erstere Probe, die Hr. Prof. Gottsched sich **nimmer reuen** läßt zu loben, so schwach und niedrig verfertiget zu haben: Allein seine zweyte Uebersetzung ist nicht prächtiger oder lebhafter ausgefallen als die erstere, und wird ihn vermuthlich in seinem Grundsatze von der Unmöglichkeit Virgils Gedancken deutsch zu geben besteiffet haben. Man hätte es ihm auch vor ein redliches Stücke aufgenommen, wenn er dieses geradesweges bekennt hätte, und er hätte damit, wo nicht seine übelgerathene Uebersetzung, doch wenigstens seine Aufrichtigkeit bewähret. Allein jedermann hat sich daran geärgert, daß er seinen Kunstlehrern, deren getreuen Unterricht er genossen, und gerne genutzet hätte, wenn es in seinem Vermögen gestanden wäre, so ungeschickte und loose Worte giebt, als wenn sie Ursache wären, daß er es nicht hat besser machen können: Es ist in der That sehr unerbaulich, daß er so viel böse Worte mit so grosser Gelassenheit giebt, und bezeuget, **er rede noch ohne einen aufgebrachten hitzigen Affect, und sey gantz und gar nicht gesonnen, sich zu rächen, weil er sonst gantz anders mit seinen Gegnern zu verfahren wüßte.** Bey Lesung dieser Worte hat ein ehrbarer Mann gesagt: Wenn es hier aus kalten Wolcken donnert und blitzet, was wird wohl vor ein Ungewitter entstehen, wenn sie in Hitze kommen? Der gute Herr ist in seinem Affecte so blind, daß er es selbst nicht weis. Was hat

ihn

ihn sonst verblendet, wenn es nicht ein aufgebrachter Affect gethan hat, daß er seinen grösten Feind nicht erkannt, sondern ihn vor Hrn. Bodmer angesehen hat? Er sollte doch von seinem grossen Gönner, dem Hrn. Prof. Gottsched mehr als einmahl gehöret haben, wie der Verfasser der fatalen Zürichischen Dichtkunst heisse, die seiner eigenen ein Ende gemacht hat. Hr. Bodmer hat ihm nicht den geringsten **Schnitzer** in seiner Uebersetzung ausgestellet, daß er damit das **Gesetze der Natur an ihm übertreten, oder sich an der Gottheit versündiget hätte.** Vielleicht aber hat Herr Schwartz allein zu einer Probe seines **gelinden Verfahrens, damit er nicht böses mit bösem vergölte,** dem wahren Nahmen seines Gegners verschonet, und an dessen Statt Hrn. Bodmers gesetzet, welchem seine ungebundensten Reden keinen Schaden thun mögen, weil ein andrer gemeint ist. Es wäre gut, daß man dieses gewissen Lesern überreden könnte, welche lieber hundert Schnitzer, als eine eintzige Unbill verzeyhen, weil sie die Fehler des Witzes nur vor lächerlich, die Fehler des Willens hingegen vor sündlich halten. Man läßt einem Scribenten gern das Recht widerfahren, daß ers nicht im Vermögen gehabt habe, in die feinen und für ihn unspürbaren Fußtapfen Virgils einzutreten. Mancher armer Dichter hat eine innerliche Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit seines Werckes, er redet davon seiner kurtzen Einsicht gemäß, und man glaubt ihm so gut, als man einem Gelbsüchtigen Glauben zu-

ſtellt. Man ſiehet auch wohl, daß Virgils Ausbildung, Mahlerey, Beſtimmung der Begriffe, Hrn. Schwartzen zu fein und zu verſteckt waren, und ein jeder fiel vor ſich auf die Gedanken, daß er ſie ohne Muthwillen und ohne Sünde ſo matt gegeben hätte. Aber wie will man ihn doch entſchuldigen, daß er Leute die ſich Mühe gegeben, ihn etwas rechtes zu lehren, und ihm weiters nichts zu Leide gethan haben, ja daß er Bodmern, der ihm nicht einmahl dieſes zu Leid gethan hat, mit ſo feindſeligen Worten überſudelt. Es zeiget zwar ein gutes Gemüthe, da er eine ſo groſſe Sorgfalt für eure Buchhandlung, und einen ſo groſſen Eifer gegen diejenigen blicken läßt, die euch an eurer Nahrung Abbruch thun wollen. Aber wenn dieſe Sorgfalt und dieſer Eifer nicht etwas angenommenes ſind, ſo dürffet ihr ihm nur ſagen, daß eben er dieſer ſchädliche Menſch iſt, der euch mit der deutſchen Aeneis den gröſten Schaden zugefüget hat; das wird ihn ſchon vermögen, daß er euch den Verluſt bis auf die eitele Hoffnung von Gewinn, wovon er euch güldene Berge vorgeſchwatzet hat, erſetze. Er hat das Werck gemacht, woran er Verluſt vorſiehet, und er hat es ſo ungeſchickt gemacht, daß nothwendig dabey verlohren werden muß. Weder Hr. Breitinger noch Hr. Pyra, noch Hr. Bodmer haben es verfertiget, und ſo ſchädlich gemacht. Dieſe Herren haben es nicht dadurch zu einem ſchlimmen Buche gemacht, daß ſie deſſen Fehler eingeſehen, oder daß ſie ſolche kund gemacht

macht haben. Sie sind durch seine innerliche Beschaffenheit genöthiget und berechtiget worden, so davon zu denken und zu reden, wie von ihnen geschehen ist. Eure Aeneis hätte nicht einen Donatschnitzer weniger, als sie hat, wenn kein Kunstrichter sie angetastet hätte, und wenn ihr 1000. Thaler damit gewonnen hättet. Ihr könnet von ihnen unbehindert noch ietzo so viel darauf gewinnen, wenn es den Käufern gelegen ist. Der Hr. Prof. Gottsched hat mit eben so schlechter Waar noch ein weit mehrers gewonnen. Es scheinet Hr. Schwartz traue den ietzigen Zeiten nicht so viel gutes zu, als den vorigen, da öfters der blosse Nahme Hrn. Gottscheds ein mageres Buch verkauft hat, eh und bevor er noch mit einer Hochmagnificenz verherrlichet war. Lasset uns die Wahrheit gestehen, eure Aeneis ist eine grundplatte Schrift. Ich sage es nicht euch zu beleidigen, oder zu erschrecken, sondern vielmehr eurem mehrern Schaden vorzukommen. Das schlimmste für euch ist, daß jedermann dieses einsiehet, man hat sie in allen Gesellschaften zum Besten, und dem plumpesten Kopf entfährt bey dieser Gelegenheit ein lustiger Einfall. Man sagt öffentlich, der Hr. Verfasser habe seine Sinnen und Gedancken vielmehr in patina als in Virgils Aeneis gehabt; die Uebersetzung sey nur seine Nebenabsicht, die Hauptabsicht sey eine gute Suppe und ein Kälberbraten gewesen; er habe die Aeneis in Beyerische Schincken und Knackwürste übersetzet; dem Leser würde von seiner Verdeutschung so übel, als wenn unus coquus confundit multa

multa Jura; in diesem Verstande sey Hr. Schwartz ein Coctor Jurium; und was mehr dergleichen possierliche Einfälle sind, die wenigstens nicht so zauberisch herauskommen, als wenn dieser schertzhafte Verfasser ein paar Schweitzerhösen verschlückt. Aber niemand hat die deutsche Aeneis ärger geschimpft, als der Herr von Jonquilie. Die gantze Stadt trägt sich mit der Execution, die er damit vorgenommen. Er lud am letzten Abend des vorigen Jahres eine grosse Anzahl Herren und Frauenzimmer zu sich, denselben eröffnete er beym Camin, daß er über Schwartzens Aeneis Gericht gehalten hätte; und er hätte bey seinen richterlichen Amtspflichten gefunden, daß das göttliche Gedichte Virgils darinnen geschändet; entweyhet und entheiliget wäre; dafür habe er sie zum Feuer verurtheilet. Er hoffete daß niemand wider sein Richteramt oder sein Urtheil etwas einzuwenden haben werde, jenes habe er mit einem halben Reichsthaler rechtmässig gekauft, und dieses wollte er gegen einen jeden behaupten, wofern jemand vorhanden wäre, der für die Verurtheilete reden wollte. Man billigte insgemein sein ausgesprochenes Urtheil, und lobete seinen Eifer für die Ehre des römischen Poeten. Es schien, daß sich niemand der deutschen Aeneis annehmen wollte, bis nach langem ein junger Magister, Nahmens Hr. Tulipe, ein bekannter Freund der Hrrn. Gottsched u. Schwartz, auf den jedermanns Augen gerichtet waren, ein Hertz fassete, und erstlich vorstellete, was vor saure Mühe es den Hrn. Schwartz gekostet hätte, die Aeneis Virgils

gils in eben so viele deutsche Verse Zeile von Zeile zu übersetzen, und dabey alle **Regeln der critischen Reinigkeit** auf das genaueste zu beobachten, damit er der **studierenden Jugend ein Muster einer reinen Poesie vorlegere.** Er bat ferner daß Hr. Jonquille auf die künstliche Vermischung der Selbstlauter und Mitlauter Acht geben mögte, welche in verständigen Ohren einen so süssen Wohlklang verursachete. Dieser antwortete ihm darauf: Es wäre nicht genug, daß die schwartzische Aeneis eben so viel Zeilen hätte, als die Römische, sie sollte ihr vielmehr an der Anzahl der Begriffe, an dem Maasse, dem Nachdruck, und Leben derselben gleichen; nichts wäre leichter als ein Werck von eben so vielen Versen machen, als Virgils hätte; man könnte die Anzahl der Virgilianischen Verse vielleicht eben so richtig im Hans Sachsen finden. Was den Wohlklang anlangete, so wäre wahr, daß die Ohren so viel Verstand darinnen fänden, daß es schiene, aller Verstand und Witz des Uebersetzers wäre in die Buchstaben und Sylben gefahren; man würde in folgenden und tausend dergleichen Zeilen nichts weiters antreffen, als künstlich vermischte Selbstlauter und Mitlauter; und in dieser Betrachtung könnte eine jede von denselben für sich selbst bestehen, ohne daß sie einen gewissermassen bestimmten Verstand in sich fassete; oder die ihm gerühmte critische **Reinigkeit** verletzete, welche sich nicht weiter als auf den Klang bezöge. Wie rein und klingend, sagte er, sind zum Exempel:

- - Beſetzten Trinkpocal, füllt ihn, wie Bel und die - - -

†

- - Ihm folgende mit Wein, ein jeder ſchwieg und ſie - -

†

Die Nymphen wohnen da, man braucht kein Seil und kei-
nen - -

†

Als Priams älteſte Princeſſin trug, und die - - - -

†

- - Entellen, der bey ihm im Graſe lag, dies ſcharf - -

†

- - Auf dem ſidoniſchen geſchenkten Pferd, und das - -

Jedoch, fuhr er fort, damit Hr. Tulipe ſehe, daß ich mit der Aeneis ſeines Freundes nicht nach der Schärffe verfahre, ſo will ich nicht ſo viel fodern, wie Horatz gethan, der ein Werck verwarf, das nicht mehrere Schönheiten, als Fehler hatte, ſondern ich will zufrieden ſeyn, wenn er mir nur funfzig Zeilen von Virgils Geiſt und Leben zeigen kan. Ich will in ſolchem Fall mein Urtheil alſobald widerruffen. Hier nahm ein gewiſſer Hr. das Wort und ſagte im Spotte, funfzig Virgilianiſche Zeilen von Schwartzen zu fodern, wäre zu viel; wenn man ihm dreiſſig zeigen könnte, ſo würde er nicht ſo grauſam ſeyn, und um der zwanzig willen, die an der gefoderten Anzahl abgiengen, ſein Urtheil vollſtrecken. Hr. Jonquille erklärete ſich darauf, daß er um der anweſenden Frauensperſonen willen, die aus angebohrner Mildigkeit an Mord und Brand keinen Gefallen hätten, dem gantzen Wercke verſchonen wollte, wenn man ihm nur zehn Zeilen von

Vir-

Virgils Mahlerey und Nachdruck verlegen könnte. Nach dieſer Erklärung blätterte Hr. Tulipe in der neuen Aeneis lange hin und her, und kam endlich mit folgenden Verſen vor den Tag:

. . . . . der Tag bricht an, es ſcheint
Die Sternen ſchon nicht mehr, ſo daß ihr ſchlaffen ſollt.

* * *

Worauf Achat ein Feur auf trockne Blätter ſchlägt.

* * *

Sie aber machen ſich zur Schmauſerey geſchickt.

Er wollte die Anzahl der zehne, mit dergleichen Zeilen voll machen, als Hr. Jonquilie ihm einredete, und ſagte: Wenn ich nicht irre, ſo giebt er mit ſeinem **der Tag bricht an**, Virgils nox humida cœlo præcipitat, und mit **es ſcheinen die Sternen ſchon nicht mehr, ſo daß ihr ſchlaffen ſollt**, giebt er das ſuadent cadentia ſydera ſomnos. Er ſetzt, **ein Feuer ſchlagen**, wo Virgil geſagt, ſilicis ſcintillam excudere, und **ſich zur Schmauſerey geſchickt machen**, iſt das Lateiniſche ſe prædæ ac dapibus futuris accingere. Nun will ich ſchon wetten, er giebt das torquet medios nox humida curſus, **die Mitternacht iſt vorbey**; und me ſævus equis oriens aſflavit anhelis, **ich ſpüre daß der Tag vorhanden ſey**; rapere in fomitem flammam, **ein Feuer anmachen**, Ceres undis corrupta, **das naſſe Brod**, cerealia arma expedire, **das Backzeug ausputzen**; implentur veteris Bacchi, **ſie trancken Wein**; o quam te memorem Virgo, **o Jungfer wie**

ſoll

ſoll ich dich grüſſen? Er giebt dieſes in der That nicht anders, ſagte Hr. Tulipe, und warum ſollte ers anders geben, das iſt der eigentliche Verſtand dieſer Wörter. Wolltet ihr wohl beaehren, daß man bey einer Ueberſetzung bey allen Redensarten des Originales bleiben, und ſolche gleichwohl nach Hrn. Schwartzens Art, Zeile von Zeile in gereimte Verſe bringen ſollte? Das wäre eine phyſicaliſche Unmöglichkeit; denn die Natur der Sprache litte ſolches nicht; es wäre auch würklich abgeſchmackt und ungereimt, wenn man überall der Lateiner Redensarten behalten wollte. Es hat ja jede Sprache ihren beſondern Nachdruck, welchen man *Genium linguæ* nennet. Hr. Jonquille erwiederte: Niemand ſagt, daß man das Latein von Wort zu Wort geben müſſe, wie man jedes im Wörterbuche nach ſeiner erſten und flüchtigſten Bedeutung verdeutſchet findet; ſondern man muß die Idee von einem jeden mit aller Genauigkeit und Beſtimmung in ihrem rechten Maaſſe und Grade liefern. Glaubet ihr nun, daß man die Virgilianiſchen Redensarten nicht genauer und nachdrücklicher geben könne, als Hr. Schwartz gethan hat, woferne man von der Natur der deutſchen Sprache nicht abweichen, und nicht abgeſchmackt werden wollte? Würde es nicht ſchon Virgilianiſcher tönen, und doch Deutſch bleiben, wenn ich ſagte: Ich muß endlich ſcheiden; die thauigte Nacht hält ihren Lauf an dem mittlern Theile des Himmels, ich verſpüre ſchon die ſcharfe Luft des ankommenden Morgens, der mich

mit seinen schnaubenden Pferden anwehet. Vielleicht aber mißfällt euch dieses, weil es euch unerhört ist. Wir drücken uns im gemeinen Umgange nicht so aus. Dem ist also, aber wir geben uns im gemeinen Leben auch vor keine Poeten. Man hat sich auch zu Rom nicht ausgedrücket, wie Virgil in der Aeneis thut, wenn man mit seinem Koche, oder seinem Becker geredet hat. Hr. Tulipe merckete, daß er anders fassen müßte, er erinnerte sich einer Stelle, die er in Hrn. Gottscheds Vorrede zu der deutschen Aeneis gelesen hatte, welche er dergestalt anbrachte: Ich sehe wohl Hr. Schwartz hat für euch zu deutlich geschrieben, ihr haltet als ein scharfsinniger Kopf mehr auf etwas weitgesuchtes, gelehrtes und schweres. Das ist nun euer Geschmack, und de gustibus non est disputandum. Wenn euch aber Hr. Schwartz in diesem Stücke keine Gnüge gethan, so ist das zu wenig, als daß ihr deßwegen seine gantze Arbeit verwerffen solltet. Die Vortrefflichkeit der Aeneis bestehet nicht bloß in der Reinigkeit und der Schönheit des Lateins, in dem Adel und erhabenen Pracht der Schreibart, in dem fliessenden Wohlklange, und der bezaubernden Anmuth der Verse. Es giebt darinnen noch viel schätzbarere Eigenschaften, z. Ex. die äusserliche und die innerliche Grösse seiner Fabel, und der Hauptzweck des Dichters, nach welchem er die Römer bereden wollen, ihre republickanische Freyheit zu vergessen, und sich dem neuen Regenten willig zu unterwerffen. Auf diese Stücke hat Hr. Schwartz hauptsächlich gesehen,

ſehen, und ſie in ſeiner Ueberſetzung glücklich vorgeſtellet. Die ſittſamern und gewöhnlichern Redensarten, womit er ſich ausdrücket, haben ihn daran nicht gehindert. Ich will euch dieſes gelten laſſen, ſagte Hr. Jonquille, aber ich ſehe dann nicht, was Hr. Schwartz vor gröſſere Verdienſte habe, als Murner, oder Sprenge. Wir finden in ihren Knittelreimen die Fabel der Aeneis, ihre Anlage, Verfaſſung, ihre Hauptabſicht, und Hauptlehre ſo gut, als in Hrn. Schwarzens Wercke, und ein Ueberſetzer müßte den Kopf in den Fingern haben, wenn er ſie gäntzlich verfehlen ſollte. Wenn ihr dann daſſelbe vom Holtzſtoſſe erreiten wollet, ſo müſſet ihr mir etwas mehrers darinnen zeigen, als dieſe geſchicktern Brüder Hans Sachſens haben, ihr müſſet mir die Kürtze Virgils darinnen finden, der ſeinen beſten Vortheil aus den Beywörtern ziehet, womit er die Geſtalten und die Beſchaffenheiten der Dinge erkläret, ſeine zuſammengepreßte Begriffe, die Höhe und den Glantz der Farben in ſeinen kunſtreichen Gemählden. Könnet ihr dieſes nicht, ſo muß der Gerechtigkeit eine Genüge gethan, und die deutſche Aeneis **dem Vulcan abgethan werden.** Ihr ſollet bald ſehen, was ich mit dieſem **unerhörten** Ausdrucke ſagen wolle. Mit dieſem Worte hielt er ſie, wie ſie mit einem ehrbaren Leichenkleide in ſchwartzem Marroquin angethan war, über das Caminfeuer, wo ſie ſich bald in Rauch und Aſche, ihre erſten Elemente, wieder auflöſete.

Ihr

Ihr könnet aus dem allen genugsam abnehmen, Herr Zunckel, was euch die grosse Hoffnung eintragen werde, welche man euch von diesem Buche gemachet hatte. Es wäre ein Glück für euch, wenn es vielen dergleichen scharffen Richtern in die Hände gerathen würde, ihr könntet sein so wenigstens ohne Schaden loos werden, allein es giebt allzuwenig Leser, die einen Poeten zum Holtzstosse erkauffen, damit sie ihn vom Moder errettten. Die gemeine Stimme der Grossen und der Kleinen spricht über sie das Urtheil, daß sie Maklatur sey, und wieder zu Maklatur werden soll. Dieses kan freylich nicht ohne Abbruch eurer Nahrung geschehen, und weil ich sehr zweifle, daß Hr. Schwartz, der sie nicht besser gemacht hat, oder Herr Gottsched, der ihn zu dieser schädlichen That aufgestiftet hat, euch den Verlust gutthun werden, so kräncket es mich, um eurentwillen, in der Seele. Das Mitleiden, das ich deßwegen mit euch habe, hat mich sinnreich gemachet, ein Mittel zu erfinden, wie ihr wenigstens ohne Schaden davon kommen könnet; und ich habe euch würcklich einen Vorschlag zu thun, den ich vor unfehlbar ansehe. Er ist sehr einfältig, und bestehet kurtz darinn, daß ihr die neue Aeneis für das ausgebet, was sie ist, nehmlich für eine verkleidete, und verkehrte Aeneis, wo Virgils Werck seiner Pracht und Majestät in den Begriffen und dem Ausdruck beraubet, und zu der alltäglichen Plattheit des Ausdruckes und abentheurlichen Possen erniedriget worden, jungen Magistern und ihren Untergebenen, welchen sie im Latein unver-

unverständlich und unerhört gewesen, das Lesen derselben zu erleichtern, und sie für ihre Fähigkeit gemäß und anständig zu machen. Ihr schriebet zwar hiemit dem Hrn. Schwartzen einen Vorsatz zu, den er nicht gehabt haben will, der ihm aber weit mehr Ehre brächte, als da er seine Plattheiten und zweydeutige Schwäncke vor eine getreue und sorgfältige Uebersetzung der lateinischen Aeneis geben will. Jetzo sagt man, er habe die Aeneis aus Unwissenheit, Unvermögen und Mangel an Geschmacke und Empfindung so niedrig und possierlich gemacht, er habe ihr das zugetheilet, was ihm natürlich und eigenthümlich wäre, was albern wäre ohne daß er es verstühnde und einsähe; das lustige Zeug darinnen wäre eine ungeschmakte Frucht seines schalen Geistes, der Plattheit vor Natürlichkeit, und Lappereien vor Witz hielte. Anstatt dessen würde es künftig heissen, Hr. Schwartz hätte durch seinen Witz und muntern Kopf aus eben denen Dingen Niedrigkeit und Possen herausziehen können, in welchen Virgil Hoheit und Pracht gefunden; er habe uns damit lustig gemacht, womit jener uns in Verwunderung gesetzet; er habe mit Witz und Geschicklichkeit ausgeschweifet; er habe die Possen so künstlich nachgeahmet, als wenn sie ihm eigen wären. Man wird ihn mit dem Titel des deutschen Scarrons beehren. Es ist ohne Zweifel ein gröſſerer Ruhm, die Narrheit wohl können, als die Weisheit und den Ernst ungeschickt nachmachen. Es wäre darum gut, daß ihr zu dieser verkleideten Aeneis Anmerckungen und Erklärungen

rungen machen liesset, worinnen der lächerliche Witz und die possierliche Verkehrung in ihr rechtes Licht gesetzet, und dem Leser auf die Spur des Lustigen geholffen würde; man müßte die wohlfliessende Plattheit, die feinen Zweydeutigkeiten, die geschickte Erniedrigung des Prächtigen, die unerwartete Vermischung des Schimpfes mit dem Ernste, die angenehme Vermeidung aller harten und Nachdencken erfodernden Gedancken sorgfältig anmercken, und das alles des Hrn. Schw. Kunst und Versatze zuschreiben. Man müste umständlich anzeigen, wie er verschiedene und gantz abgesonderte Begriffe in einem Guß zusammengeschmeltzet; mit einander verbunden, was unmöglich zugleich bestehen kan; den Nebenumstand in die Haupthandlung verkehret; Wunderwercke verrichtet; alltägliche Wahrheiten mit unwidersprechlichen Gründen unterstützet hat; und was dergleichen mehr ist. Dieses ist desto nöthiger, weil man ihm mit gutem Grunde vorwerffen könnte, seine Schwäncke seyn zu schal und seine Ausschweifungen haben das Saltz nicht, das in dem französischen Scarron den Possen einen Geschmack giebt; dergestalt daß man ihn mit denen Pritschmeistern vergleichen könnte, welche sich gerne närrisch stellen wollten, aber weder Weise noch Gebehrde dazu verstehen, und wenn man sie gleich schünde, es nicht höher bringen können, als daß sie die Ohren schütteln. Wird die Sache nach meiner Idee geschickt ausgeführet, so wird eure Aeneis nicht nur den jungen Magistern und Studenten anständig seyn, welche die geheimnißvollen und mit Be-

griffen und Bildern so beschwerten und unverständlichen Verse Virgils ihrer Last so geschickt entlediget, und mit Scherz und Schwäncken ihrem Witz und Naturelle gemäß bereichert sehen, sondern selbst diejenigen, die jetzo nicht leiden können, daß Hr. Schwartz seine Aeneis mit Virgils in einen gleichen Grad der Würde stellen will, werden ihr den Werth einer verkehrten Aeneis gerne zugestehen. Sie mögen wohl leiden, daß Virgil so klein gemachet werde, als die Menschen insgemein sind, aber sie gestehen nicht gerne, daß Schwartz eben so groß seyn solle, als Virgil ist. Wenn er es recht überleget, so wird er mit meinem Vorschlage wohl zufrieden seyn, er wäre denn aus der Zahl derer, die lieber possierlich seyn, als heissen wollen. Er wird mir dancken, daß ich seinen wahren Talent, und den eigentlichen Werth seiner Aeneis ausgefunden habe. Ist er in der poetischen Mahlerey nicht geschickt ein lebhaftes Auge oder einen wohlberedten Mund zu schildern, so hat er hingegen ein natürliches Geschicke, einen Schincken, einen Schuh, oder einen Buckel nach dem Leben zu entwerffen. Er hat denn schon verantwortet, warum man nicht zehn Virgilianische Zeilen in seinem Wercke finde, das wäre wider seine Absicht gewesen, er hat nicht übersetzen sondern verhudeln wollen, und dieses geschickt ausgeführt. Wäre es ihm aber nicht anständig, so hat es nichts zu bedeuten, ihr habet seine Einwilligung nicht vonnöthen, die Aeneis ist euer, ihr habet sie bezahlet. Wenn ihr zu der vorgeschlagenen Einrichtung oder den Anmerckungen

gen

gen meiner Dienste nöthig habet, so stehen sie euch bereit. Ich will dann trachten, den Hrn. Conrector Erlebach, und den Hrn. Conr. Pyras wie auch den unparteyischen Correspondenten, meine allerliebsten Freunde, zu bereden, daß sie zu Verherrlichung eurer Aeneis das ihrige mit beytragen. Lasset mir eure Gedancken durch den Weg, durch welchen euch diese Zeilen zukommen werden, mit ehestem wissen, und seht mich an, als denjenigen, der gantz geneigt ist, euch aus der augenscheinlichen Gefahr grossen Abbruches an eurer Nahrung nach seinem Vermögen zu erretten. Ich habe das Titelblatt, wie es nach meinem Vorschlage lauten müßte, nach seinem völligen Inhalt und der scheinbarsten Absetzung der Zeilen hier beygeschlossen. ꝛc.

Leipzig den 12. Jan. 1743.

Stephan Finck.

Nachschrift. Ich habe die Ehre euch hierbey aus dem siebenden Stücke der Schweitzerischen Critischen Sammlung das Abentheuer

zu übersenden, welches sich in Hr. Conrector Erlebachs Schule mit eurer Aeneis zugetragen hat. Ihr werdet selbst sehen, wie wacker Hr. Schwartz in dieser Schrift zugedecket ist. Man will über diß wissen, wann er unter dieser Decke nicht liegen wolle, so wollen ihn die Schweitzer noch mehr überdecken, bis daß er zu schwitzen komme; in Hoffnung, werde er nicht weiß, so werde er doch ein wenig zarter, und wie sie sagen, handsamer.

Die verkleidete

Aeneis

Ein

Heldengedicht

Für die

Gottschedianer;

In welchem Virgils Aeneis von der Hoheit ihrer Begriffe und der Pracht ihres Ausdruckes befreyet,

Und in die verständliche und leichte Sprache der Deutschüdenden Seelen,

Mit Eintragung vieler lustiger Schwäncke Und schimpfreicher Zweydeutigkeiten Zeile von Zeile fliessend und rauschend übersetzet ist

Von Johann Christoph Schwartz;

mit Rath, Hülfe, und Beyfall

Sr. Hochedelgebohrnen Magnificenz des Hrn. Professors Gottsched;

Samt nöthigen Einleitungen, Vertheidigungen und Erklärungen, von Stephan Finck ꝛc. ꝛc.

Regensburg

Gedruckt und zu finden bey Heinrich Gottfried Zunckel.
1743.

Verſuch einer Ueberſetzung von Fabeln aus einer deutſchen Handſchrift des vierzehnten Jahrhunderts.

WEr recht überſetzen will, muß vornehmlich den Geiſt deſſen haben, den er überſetzet; und dann auch die Sprache deſſelben wohl verſtehen. Man hat darum in der neuen Vorrede zu Hrn. Heinekens Longin dem Hr. Prof. G. gerathen, daß er aus dem Beyeriſchen überſetzen ſollte; ohne Zweifel, weil man das Vertrauen zu ihm gehabt hat, daß er den Geiſt der beyeriſchen Scribenten glüklich erreichen, und ſich daneben von ihrer Sprache leichter als von der lateiniſchen meiſter machen könnte. Der junge Menſch, von welchem folgende Ueberſetzung iſt, hat ſich aus eben dieſer Urſache nicht höher gewaget, als daß er einige Fabeln aus der alten deutſchen Handſchrift des vierzehnten Jahrhunderts überſetzet hat, von welcher in dem Abſchnitt von der deutſchen Poeſie unter dem ſchwäbiſch. Stamme einige Nachrichten gegeben worden. Es dünket mich in der That, daß er in den Geiſt und die Sprache ſeines Originales geſchikt eingeſchlagen habe. Ich habe ihn darum angefriſchet, daß er mit dieſer Arbeit fortfahren ſollte, und ihm verſprochen, daß ich eine Probe davon in dieſer Sammlung einrücken wollte, damit er das Urtheil der Kunſtverſtändigen darüber vernehmen könnte.

Die

I.

Die Schwalbe

DJe Schwalbe ſah einſt Hanf auf einen Acker ſäen.
Gleich fiel ihr in den Sinn, was dieſes mögte ſeyn,
Deßwegen warnet ſie die Vögel insgemein:
Merckt ihrs nicht, das geſchieht zu unſrem Schaden;
Wir ſind mit Feinden gar umringt, und überladen.
Es wird mir ſchwer in meinem Muth.
Es iſt um uns gethan, ſtehn wir nicht auf der Hut.
Denn wächßt der Hanf einſt auf, ſo werden ſie ihn ſpinnen:
Dann wird von uns der zehnte nicht entrinnen.
Denn aus dem Garn wird Netz und Strick gemacht,
Mit dieſen fängt man uns bey Schaaren,
Wenn wir nach unſrer Speiſe fahren.
Doch weis ich euch noch einen Rath zu geben;
Gehorcht ihr dem, behütet ihr eur Leben.
Ihr ſollt dem Anfang widerſtreben.
Verſammelt euch mit einem Sinn,
Und flieget auf das Hanffeld hin.
Allda verbreitet euch und eſſet alle Saat,
Ein jedes Körnlein auf, das iſt mein Rath.
Dadurch wird dann die Urſach hingenommen,
Von welcher wir in Noth und Arbeit mögten kommen.
Die Vögel daucht, ſie ſagte dies im Spott.
Sie ſchimpften auf den Rath, und das Gebeth.
Der Hanf wuchs auf, nach ſeiner Art,
Worauf er gleich geſponnen ward;
Dann wurden Netz und Stricke draus gemacht;
Wann iezt der Vögel Heer nach Speiſe wollte fahren,
Und ſicher dacht zu ſeyn, ſo fieng man ſie bey Schaaren.

II.

Die Fliege und der kahle Mann.

Man ſagt, daß eine Flieg in Ungeſtüme flog,
Und einen kahlen Mann vielmahls betrog.
Indem ſie ihm oft an die Stirne ſaß;
Wenn er dann ſeiner nicht vergaß,
Und mit der Hand oft nach ihr ſchlug,
Da floh ſie bald und ſchnell genug.
Sie trieb hernach noch ihr Geſpötte,
Daß er ſich ſelbſt geſchlagen hätte.
Bald aber flog ſie wieder dar.
Der kahle Mann nimmt ihrer wahr
Und ſpricht: O Fliege hör was ich dir ſage.
Ob ich dir deinen Spott vertrage,
Und ob ich mich gleich zehnmahl ſchlage:
So werd ich doch davon nicht wund,
Ich bleib hernach wie vor geſund.
Dein Stachel tödet auch nicht mich;
Träff aber ich nur einmahl dich,
So lägeſt du im Staube todt.
Begiebt ſich jemand ſelbſt in Noth
Durch kleinen Schaden, den er thut,
Der hat wohl einen dummen Muth.

Der

III.

Der krancke Löwe.

EIn Löwe war an Jahren alt,
An Tugenden und Kräften kalt,
Als ihm von Feinden weh geſchah.
Da ihn ein Eber liegen ſah,
Dacht er an ſeinen alten Schaden,
Und biß den Löwen in die Waden.
Der Ochs kam auch daher gerannt,
Wo er den alten Löwen fand
Er übt an ihm auch ſeine Rach',
Indem er ihn mit beyden Hörnern ſtach.
Mit andern Thieren kam zugleich
Der Eſel auch hinzu, und gab ihm manchen Streich
An ſeine krancke Stirn. Das iſt für die Untugend,
Die du mir vor der Zeit erzeigt in deiner Jugend:
Sprach er. Der Löwe fieng mit einem Seufzer an:
„ Ich litt es, ſchlüge mich ein Mann,
„ Daß mich ein Eſel ſchlägt, ſchmerzt mehr als alle (Roth,
„ So weh thut nicht der bittre Tod.

IV.

Der König der Frösche.

EIn Weiher war von Fröschen voll.
Denselben war nach ihren Arten wohl.
Sie hatten Wasser Land und Feld,
Und dessen gnug ohn alles Geld.
Sie waren unbeherrschet gar,
Und nahmen keines Herren wahr.
In Freyheit stuhnd ihr aller Muth,
Ihr Leib, ihr Leben, und ihr Gut.
Die Freyheit mogten sie nicht mehr vertragen.
Sie fiengen ernstlich an zu klagen,
Sie mögten nicht ohn' einen König leben.
Gott Jupiter sollt ihnen einen geb:n,
Der ihr Regent und König wär.
Dis lachete Gott Jupiter,
Und schwieg. Sie hielten wiederum
Um einen Herrscher an. Kein Frosch blieb stumm.
Da lag ein Trämel, plump und groß;
Den Jupiter itzt in den Weiher schoß.
Der sollt ihr König seyn. Dazu wär er gebohren.
Sie hielten sich zuerst vor ganz verlohren,
Sie waren schnell die Flucht zu wehlen,
Verstummet waren ihre Kehlen.

So

So schrecklich war der erste Schlag,
Nach welchem bald der Trämel stille lag.
Er rührte sich nicht um ein Haar.
Die Frösche wurden das gewahr.'
Sie konnten sich im Spott nicht fassen,
Daß sie nicht auf den König fassen.
Sie fiengen wieder an zu schrey'n,
Sie könnten nicht in Ruhe seyn,
Würd ihnen nicht ein Fürst gegeben,
Ein König, unter dem sie mögten leben.
Jor Ungestüm verdroß den Gott ein wenig.
Im Zorn ernennet er den Storch zu ihrem König.
Der kam mit grossem Staat, mit hohem Muth u. Wesen
Vor seinem Ernste mocht kein Frosch genesen.
Sein Magen war sehr heiß, weit waren Kropf u. Schlund,
Und immer offen stuhnd der Mund.
Was ihm bekam, verschlang er lebendig.
Das Fröschen-Volck sah sich in letzter Noth,
Sie schrien: hilf Jupiter, sonst sind wir alle todt.
Er schonet weder groß noch klein.
Wir wollen gern ohn einen König seyn.
Es mag nicht seyn, sprach Jupiter,
Er ist und bleibet euer Herr;

Ein Richter über euer Leben. .
Ich hab ihn euch auf euer Flehn gegeben,
Dem müſſet ihr iezt unterthänig ſeyn.
Will er, ſo tödtet er ſo groß, als klein.
Dadurch geſchieht euch lauter Recht;
Wer Herr mag ſeyn, der ſey nicht Knecht.

V.

Der Weih und die Dauben.

DEr Weih ſtritt mit dem Volck der Dauben.
Er griff es feindlich an mit morden und mit rauben.
Die Dauben ſahen das mit Schmertzen,
Und plagten ſich in ihrem Hertzen.
Sie hielten einen Rath, und kamen überein,
Daß ſie ohn' einen Vogt nicht ſicher mögten ſeyn;
Zu dieſem wollten ſie den Habicht nehmen,
Der wäre ſtarck genug, des Weihen Grimm zu zähmen.
Da dieſer nun ihr Pfleger ward,
Verjagt er zwar den Weih, doch ließ er nicht von Art.
Da er der Dauben Freund
Und Schirmer ſollte ſeyn, war er ihr gröſſer Feind.

Der

VI.

Der Geißbock und der Löwe.

Es ſuchte ſeine Weid in Hungersnoth
Ein Geißbock, wie es ihm ſein Naturell gebet.
Er gieng ſehr hoch in einer Fluh (a);
Kein Thier kam' ihm daſelbſten zu.
Da ſah er einen grimmgen Löwen
Weit unter ihm im ebnen Boden ſtehen.
Der ſprach zu ihm mit hingelegtem Grimme
Und einem ſanften Ton der Stimme:
Mich wundert, daß du magſt dein Leben
Um ſolche ſchlechte Speiſe geben.
Dein Steig iſt alles Schreckens voll,
So hoch daß niemand ihn betreten ſoll.
Auf Speiſe dort zu gehn, iſt gar nicht gut;
Mißlänge dem, der dieſes thut,
So hieß es, ihm geſchähe recht:
Hierunten iſt der Weg nicht ſchlecht,
Hierunten wo der Klee, und Gras und Blumen ſtehn.
Hier giebt es auserleſne Weide.
Kehr denn hieher auf dieſe Heide.
Verlaß die Felſen ohne Reue,
Und komm herab auf meine Treue.
Der Geißbock ward in ſeinen Sinnen,
Des Löwens böſen Willen innen.
Ich weis, ſprach er, du ſageſt recht:
Das Wort iſt gut, der Wille ſchlecht.
Dein Hertz iſt bös, dein Rath iſt gut.
Hätt ich darunten meine Hut
So gut als hier, ich nähme bald
Dort meinen beſſern Aufenthalt.
Nun mag ich dort nicht ſicher ruhn,
Drum kan ich dir nicht Folge thun.

Die

(a) Vocab. antiquum Alpinis noſtris uſitatiſſimum.

VII.

Die Schnecke, der Adler und die Krähe.

DJe Schnecke hatte ſich tief in ihr Haus gezogen;
Da kam ein ſtarcker Aar geflogen.
Der faſſet ſie mit ſeinen Klauen an,
Er zweifelt, was es ſey: als auf denſelben Plan
Gleich eine Krähe kömmt, und zu ihm ſaget: Höre,
Die Schaal iſt guter Speiſe voll:
Doch folgeſt du nicht meiner Lehre,
Genieſſeſt du ſie nimmer wohl.
Flieg auf, und ſchwinge dein Gefieder;
Dann wirff mit Macht die Schnecke nieder.
Zerbrich die Schaal und glaube mir
Du haſt dann Speiſe nach Begier.
Die Krähe lehrt den Adler ſo.
Deß ward die Schnecke gar nicht froh.
Er warf ſie und ihr gantzes Haus
An einen Stein, es brach, ſie fiel heraus.
Die Krähe nahm der Beute wahr,
Fuhr zu, und aß ſie vor dem Aar.

Die

VIII.

Die Tanne und der Dornſtrauch.

DJe Tanne kam in Ubermuth,
Wie noch ſeithero mancher thut,
Der öfters deſſen muß entgelten.
Sie fieng voll Stolzes an, den Dornſtrauch auszuſchelten,
Der unter ihr ſo nah am Boden ſtuhnd.
Sie ſprach: ich bin gantz lang und breit;
Mit Aeſten bin ich wohl bekleidt.
Grün iſt die Kleidung meiner Zweigen,
Den Wipfel ſieht man Luft an ſteigen.
Mich lobt die Frau und auch ihr Mann.
Ohn' alles Lob ſieht man dich an.
Du biſt ſonſt zu nichts beſſerm gut,
Als in ein Feuer für die Glut.
Wer dich berührt der wird bald wund.
Dein Stachel iſt gar ungeſund,
Verſehrt er eines Menſchen Leib.
Dich haßt der Mann, und auch ſein Weib.
Noch manch verächtlich Wort floß ihr vom Munde,
Und ſehet, in derſelben Stunde,
Kömmt unverwarnt ein Zimmermann,
Mit blanken Sägen, Aext' und Beilen,
Und ſcharfgeſchliffnen harten Keilen.
Er braucht den ſtarken Arm, und ſtreckt ſie auf den Plan
Der Dornſtrauch ſtuhnd gantz ſicher in dem Porte.
Derſelbe ſagt hiernächſt zur Tanne dieſe Worte:
O wie biſt du gefallen, ſtoltzer Baum!
Wie bald, wie tief, von welcher Höhe!
Da ich verachteſter noch aufrecht ſtehe.
Dein Schmuck und deine Würdigkeit,
Dieſelben thaten dir dies Leid.
Die Schönheit iſts, was dir geſchadet hat.
Nun iſt dein Ruhm zu Boden und ſchachmatt. (a)
Wovon du dachteſt zu geneſen, (b)
Daſſelbe iſt dein Tod geweſen. (c)

Der

(a) Dinem rum iſt geſchehen matt.
(b) Davon du wandeſt ſin geneſen.
(c) Sich das iſt din tod geweſen.

IX.

Der Mann der warm und kalt bläſt.

EIn Mann gieng über Feld an einem Tag
Da eine Menge Schnees lag, (a)
Er kam in einen Wald ſehr tief,
Wo er lang in der Irre lief.
Er litt von Hunger groſſe Noth,
Von Froſt erwartet er den Tod.
Sein Glück war, als er ſich ſo weit vergieng,
Daß ihn ein wilder Mann mit Gütigkeit empfieng.
Er nahm ihn in ſein Haus, und hielt ihn wohl;
Wie jeder Wirth mit ſeinem Gaſte ſoll.
So bald er in die Hütte kam,
Begunt er wegen Froſtes lahm
In die gefrohrne Hand zu hauchen.
Sein Wirth fragt ihn, warum er das gethan;
Darauf antwortet ihm der fremde Mann:
Ich hauche darum in die Hände,
Damit die Wärme ſich dahin zurücke wende.
Der Waldmann ſprach: Das iſt ſehr gut.
Die Wärme iſts, was dir wohl thut.
Er macht ein Feur, und ſatzt ihn nieder;
Von groſſem Froſt half er ihm wieder.
Indem ſie ſo beym Feuer ſaſſen,
Wollt es ſein Wirth nicht bey dem halben laſſen.
Er ſah wohl, daß er hungrig war,
Er ſtellt ihm gute Speiſe dar;
Und reicht ihm einen Trunk: Trinck nur, er iſt geſund.
Der Fremde ſetzt den Becher an den Mund,
Und trinckt; doch wird er bald gewahr,
Daß dieſer Tranck gekochet war.
Er brannt ihn auf die Zung: Alsbald blies er daran.
Da ſprach zu ihm der wilde Mann:

Was

(a) Ains tages ſo vil ſchnewes lit.

Was ſoll das ſeyn, was haſt du izt gethan?
Thu mir es kund. Er ſprach: Zu heiß iſt mir der Wein;
Ich blaſe dieſerwegen drein,
Damit er kälter mögte ſeyn.
Der Waldmann ſprach: Wie? trägſt du heiß und kalt
In einem Mund? Würd ich ſteinalt
So könnt ichs dir zu böſem nicht vergeſſen.
Auch hab ich mich (a) vermeſſen,
Aus meinem Hauſe muß der Mann,
Der heiß und kalt im Munde haben kan.
Deßwegen raff dich auf, und geh hinaus,
Du bleibeſt nicht in meinem Haus.

(a) Ouch han ich mich vermeſſen.

X.

Der Bauer, ſein Sohn, und ihr Eſel.

EIn Bauersmann wollt auf den Jahrmarckt reiten,
Sein Eſel und ſein Knabe ſollten ihn begleiten;
Der Eſel trug ihn fort, der Sohn gieng hinten nach.
Ein Mädgen ſah den Ritt, es wundert ſich, und ſprach:
Fürwahr es dauret mich des Knaben;
Er iſt zu zart dem Eſel nachzutraben,
Da dieſer ſtarckgebeinte Mann
Indeß zu Pferde ſitzt, das iſt nicht wohl gethan.
Da dieß der Alte hört, macht er den Sattel leer;
Er ſetzt den Knaben auf, und geht zu Fuß einher.
Darauf begegnen ihm zween Greiſen,
Die mit den Fingern auf ihn weiſen;
Und einer ſpricht: Es iſt wohl Schein,
Der Alte muß nicht recht bey Sinnen ſeyn,
Er geht als ein Lakey dem Eſel an der Seiten,
Er könnte doch zugleich mit ſeinem Buben reiten.
Der Alte folgt dem Rath, er ſitzt zu ſeinem Sohn
Dem Eſel auf das Kreutz, und reitet braf davon.
Nicht lange reiten alle beyde,
So wards dem alten Mann zu Leide. (a)
Denn als mehr Leute ihm bekamen, (b)
So ſagten ſie; In Midas Nahmen,
Was vor ein alter Thor fährt dort mit ſeinem Knaben
Auf einem Eſelgen? Er will es wohl todt haben.
Doch könnt er dieſes leichtlich wenden,
Und mit dem muntern Sohn den Weg zu Fuß vollenden.
Da dieſes Wort geſchah, ſprach jener zu dem Knaben,
Hinunter Sohn, wir ſollen beyde traben;
Der Eſel muß auch Ruhe haben.

Nach

(a) Das wart im ſchier ze laide.
(b) Da im die Lüt bekament.

Nach dieſem rieſen Mann und Frau
Aus einem Munde: Ey doch, ſchau!
Wie thöricht dieſe beyde ſind,
Der alte Mann ſo wie ſein Kind,
Daß nicht ihr Sinn zu reiten ſteht, (c)
Da doch der Eſel ledig geht!
Ein Wunder, daß nicht ſie den Eſel tragen!
Drauf ſprach der Vater: Sohn wohlher!
Der Eſel iſt uns nicht zu ſchwer,
Daß wir ihn nicht wohl mögten tragen.
Laß ſehn, was dann die Leute ſagen.
Sie warffen bald den Eſel nieder,
Und banden ihm den Kopf und alle Glieder.
Sie hängten ihn an eine Stangen;
Doch war er freudiger zu Fuß gegangen.
Bald ward ein groß Geſchrey, man rief von Ort zu Ort:
Zween tragen ihren Eſel fort,
Der billiger ſie beyde ſollte tragen.
Man mag es wohl zur neuen Mähre ſagen. (†)
Man ſieht wohl, daß ſie Narren ſind,
An Witze ſind ſie beyde blind. (o)
Der Alte hörte wohl, daß jedermann
Nur übels von ihm redt. Er fieng izt ſeufzend an:
Mein Sohn, du hörſt, der Eſel trage mich,
So iſts nicht recht; er trage dich,
So zehlet man mich zu den Thoren;
Trägt er uns beyde dann, ſo iſt mein Witz verlohren
Und geht er ledig fort, ſo weiß ich nicht zu leben;
Wenn wir ihn dann auf unſre Schultern heben,
So iſt kein Menſch unſinniger als wir.
Wie iſt ihm denn zu thun? Der beſte Rath iſt hier:
In allen Handlungen thu recht und wohl.
Und ſich nicht auf die Welt, ſie iſt der Schalckheit voll:
Und kan nicht ohne Tadeln ſeyn.
Deßwegen hülle dich in deine Tugend ein.
Thu was du thuſt, nach des Gewiſſens Licht
Und fürchte Gottes Zorn, und nicht der Welt Gericht.

(c) Das ir sinn nit ze riten stät.
(†) Man mag es wol ze maere sagen.
(o) An wizen sint si bede blind.

XI.

Der Froſch ein Marcktſchreyer.

Es kam ein Froſch auf eine Wieſen,
Da war manch wohlgemachtes Thier,
Von Anſehn, herrlich und geprieſen;
Die redt er an, und ſagte: Glaubt ihr mir,
So muß ich euch Artzneyen geben;
Dadurch verlängert ihr das Leben.
Durch meine groſſe Wiſſenſchaft
Geb ich den Krancken neue Kraft;
Mir mag in allen Königreichen
Kein andrer Froſch an Weisheit gleichen,
Und ſelbſt der Menſch hat nicht ſo hohe Kunſt.
Des hab ich aller Leute Gunſt.
Ein Fuchs erwiedert drauf: Herr Froſch, ey kan das ſeyn,
Daß ſie Artzneyen können geben?
Dem widerſpricht der grünen Farbe Schein.
Verſtehn ſie dieſe Kunſt, ſo heilen ſie ihr Leben,
Und ihre Kranckheit erſt; ſie machen ſich geſund,
Hernachmals mich; ſo wird uns kund,
Daß ſie ein groſſer Docter ſind.
Thun ſie das nicht, ſo ſind ſie blind.

XII. Der ſtreit der Vögel u. der Thiere.

VOr dieſem iſt ein ſchwerer Streit geweſen,
Darinnen kaum der zehnde Mann geneſen.
Die Thiere foderten für ſich und ihr Geſchlecht
Das Land, als ihr gebührend Recht.
Gott, ſagten ſie, hat uns das Land gegeben,
Auf dem wir ſollten gehn und leben;
Und was es bringt und trägt gehöret uns zur Speiſe.
Die Vögel ſprachen gleicherweiſe
Das Erdreich an; die Erde nebſt der Luft;
Die beyde wären nur für ſie gemacht.
Für dieſe wollten ſie in einer ſtrengen Schlacht
Ihr Leben an die Thiere wagen.
Daher erhub ſich nun ein tödlich-ſchwerer Krieg.
Man ſtritt mit Heldenmuth um Ehr, Beſitz und Rechte,
Mit Schilde, Spieß u. Schwerdt, ſo Rittersleut als Knechte.
Man jagt und ward gejagt, mit ungewiſſem Sieg;
Bis daß ein groſſer Riß im Vogelheer geſchah.
Sobald als dieß die Fledermaus erſah,
Verließ ſie heimlich ihre Schaaren.
Sie miſcht ſich unter die, die ihre Feinde waren.
Sie folgt des feigen Hertzens Rath,
Und flieht da man ſie nöthig hat.
Inzwiſchen ſteht mit ſtürmendem Gefieder
Der Adler vor den Riß, ergäntzt die Lücke wieder.
Er ſchrie die Vögel an, gab ihnen Hertz und Muth,
Wie Ajax that, und noch ein kühner thut.
Sie würgten ihm mit ſcharffen Schnäbeln nach.
Dadurch verkehret ſich des Krieges Glücke,
Es wendet ſich der Sieg von ſeiner Flucht.
Mit ihm fliegt auch die Fledermaus zurücke.
Sie kam zu der verdienten Straffe,
Die Vögel machten ſie gantz nackt und bloß;
Sie gaben ihr manch harten Puff und Stoß.
Dazu ward ihr zur Buſſe das gegeben,
Sie ſollte Nachts ihr ſchändlich Leben
Mit Speiſe zu verſorgen fliegen;
Des Tages ſollte ſie im Finſtern liegen.

XIII.

Die gefangene Wieſel.

MAn ſaget, eine Wieſel gieng
In eines Wirthes Haus, wo ſie viel Mäuſe fieng.
Zulezt geſchah auf einer Fahrt,
Daß ſie von ihm gefangen ward.
Da ſprach ſie: Wirth, du ſollſt mich laſſen gehn.
Wahrhaftig ich verdient es wohl,
Daß man im Frieden mich erlaſſen ſoll.
Gieb acht, wie ſauber iſt dein Haus,
Da läuft izt weder Ratt noch Maus.
Dafür ſollſt du mir nun zum Lohne geben,
Daß du mich friedlich läſſeſt leben.
Das nehm ich an von dir zu einer Gabe
Für allen Fleiß, womit ich dir gedienet habe.
Der Wirth ſprach: Ja, das iſt wohl wahr,
Mein Haus iſt izo gantz und gar
Von Ratten und von Mäuſen rein.
Das thateſt du: doch nicht um meinetwillen;
Nicht daß du mir ſo wollteſt nützlich ſeyn;
Nein, ſondern deinen Balg zu füllen.
Du fiengeſt, Wieſel, meinen Feind;
Warum? Er war nicht mein, und nicht dein Freund.
Du wollteſt meine Speiſ' allein,
Und ohne viel Geſellen ſeyn.
Warum denn ſollteſt du vor mir geneſen;
Dieweil du in der That mein Feind geweſen?
Verderbteſt du mir nicht mein Fleiſch und Brod?
Deßwegen denn bereite dich zum Tod.
Die Wieſel konnt es nicht verſagen;
Dahero mußte ſie die Straffe tragen.
Sie ward getödet auf der Statt,
Weil ohne Willen ſie gedienet hatt.

XIV.

Die zween Geſellen und der Bär.

ZWeen Spießgeſellen waren gut
Von Worten, aber nicht von Muth.
Sie giengen izt durch einen Wald,
Gefahr war nah und mannigfalt. (a)
Da ſagten beyde auf den Eid,
Sie wollten mit Aufrichtigkeit
Zuſammenhalten, bis zum Tod.
Der eine Freund war braun, der andre roth.
Weil ſie in dieſer Rede ſind,
Kömmt träges Schritts ein Bär gegangen.
Der Rothe wartet nicht, ihn zu empfangen,
Er klimmt auf einen Baum geſchwind.
Der Braune kam in groſſe Noth;
Er ſtelle ſich an, als wär er todt.
Er rührt ſich weder hin noch her.
Bedachtſam kam zu ihm der Bär,
Wo er am Boden lag, der Länge nach geſtreckt,
Er hält ihn für ein Aas, das längſt verreckt.
Er wirfft ihn um, und riecht ihn an.
Zulezt gieng er davon, und ließ den todten Mann.
Dieß alles ſah der rothe Spießgeſelle;
Er gieng vom Baum herab zur Stelle,
Und ſprach zu ſeinem Freund: Ey mein!
Was mogte das Geraune ſeyn? (b)
Was raunte dir der kluge Bär?
Ich ſah wohl auf dem Baum daß er
Zu deinen Ohren hielt den Mund;
Hat er dich was gelehrt, ſo thu mirs kund.
Der Braune ſprach; Ja freylich raunt er mir,
Und was er mir geraunt, das raun ich dir,
Er ſagte: Meide den, (das iſt mein Rath,)
Der auf den Baum geflüchtet hat:
Denn gebt es ernſtlich an die Noth,
So läßt er dich, denn er iſt roth.

(a) Ir beder Red was manigfalt.
(b) Was mocht das gerune ſin?

XV.

Die zween Töpfe.

EIn Waſſer ward einmahl ſo groß,
Daß es aus ſeinem Bete floß,
Und weit und breit im Land umſchweift;
Es ſchleppt dahin, was es ergreift;
Mit andern Dingen ſchleifts davon
Zween Hafen, einer war von Thon:
Der andre war aus Erz gegoſſen.
Die beyde kamen ſo geſloſſen,
Und weil der erſte leichter war, (a)
Gelang ſein Weg ihm deſto beſſer
Auf dem ſtarckſtröhmenden Gewäſſer.
Er fuhr voran, der andre nach.
Der rief ihm zu: Iſt dir ſo gach, (b)
Mein Freund, und warteſt du nicht mein?
Wir wollen Spießgeſellen ſeyn.
Wart mein, ich will mit dir hinfahren;
Gott wird uns beyde wohl bewahren.
Der Topf von Thone ſprach: Ich bin für dich zu kranck (c)
Gewünneſt du mir an nur einen Wanck,
Thät ich von ungefehr nur einen Stoß an dich,
Und ſtieſſeſt du zurück an mich,
So wär ich erſtes Streiches todt.
Ich hüte mich vor dieſer Noth.
Du übertriffſt an Stärcke mich,
Drum bin ich kein Geſell für dich.
Die Stöſſe wären mein und dein,
Der Schade wäre immer mein.

(a) Und won der irdin liechter was
Des wegs gelung im deſter bas
(b) Der erin ſprach iſt dir ſo gach.
(c) Der irdin ſprach ich bin ze krank
Gewunneſt du mir an ainen wanck.

XVI.

Der Frosch und der Ochs.

EIn Frosch war einst mit seinem Jungen
Aus seinem Sumpf ans Land gesprungen.
Wo er ein grosses Rindvieh fand;
Das hielt er sich vor eine Schand.
Er sprach: O Himmel, hab ich dir
Darum zu dancken, daß du mir
Solch einen kleinen Leib gegeben?
Wie gantz verschmähet ist mein Leben
Vor vielen, welche grösser sind,
Wie gegenwärtig dieses Rind!
Er wollte gern dem Ochsen gleichen,
Er bläht sich sehr, ihn zu erreichen.
Sein Sohn sieht das, und spricht: o nein!
Es hilft nicht: Laß dein bläben seyn.
Du magst dem nicht wohl widerstreben,
Was die Natur dir hat gegeben.
Der Alte folgte nicht dem Knaben,
Die Hoffart wollt er für sich haben.
Zum andern mahl nun, bläht er sich,
Und sprach zu seinem Sohn: Mögt ich
Dem grossen Ochsen gleicher werden,
Geschähe mir auf dieser Erden
Nichts liebers, Sohn, auf meinen Eid.
Der Sohn sprach: Vater, mir ist leid,
Daß du dich marterst ohne Noth
Ich fürchte sehr, du bläbst dich todt,
Folg mir und sey mit Willen klein,
Und laß dein üppig Bläben seyn.
Der Alte sprach: Es wär ein Spott,
Ich thu es nicht; mir helffe Gott;
Ich muß groß werden, wie das Rind,
Deß hast du Ehre, werthes Kind.
Er bläbte sich, indem ers sprach,
So heftig auf, daß er zerbrach.

XVII.

Der Affe mit den Nüſſen.

EIn Affe kam auf einen Platz gerannt,
Wo er viel guter Nüſſe fand.
Von dieſen äß er nur zu gern;
Man hatte ihm geſagt, der Kern
Wär angenehm nnd köſtlich gut.
Verwirrt ward ihm ſein dummer Muth
Als er die Bitterkeit entdeckt,
Die in den grünen Häuten ſteckt: (a)
Noch mehr, als er die Schalen nagt.
Von Nüſſen iſt mir viel geſagt,
Sprach er, izt iſt mir anders kund;
Sie haben mir verderbt den Mund. (b)
Er warff die Nuß verächtlich auf die Erden,
Von welcher ihm der Kern nicht mogte werden.

(a) Do er die Bitterkait bevand
Der Praetſchen.
(b) Sy hand verhoenet mir den Mund.

XVIII.

Der Fuchs und das hölzerne Bild.

EIn Fuchs lief ehmals über Land,
Als er ein Menſchenbildniß fand;
Aus Holz gehauen, kunſtesvoll,
Sein Haupt gezieret, als es ſoll,
Die Stirne ſchön, die Augen klar,
Die Wangen roth, ein ſilbern Haar;
Der Mund war klein, die Zähne weiß;
Es war gezieret auf den Preis.
Als nun der Fuchs das Bild erſah,
Erſtaunt er ſehr, und ſagte da:
Poz Stern! welch Wunder mag das ſeyn?
Iſt das ein Menſch, was vor ein Schein!
Indem er dieſe Worte ſprach:
Gieng er hin, wo das Bildniß lag.
Er kehrt es hin, er kehrt es her;
Betrachtets wohl, da mercket er,
Daß ſeine Augen ohne Licht;
Daß es ein Mund iſt, der nicht ſpricht;
Die Hände nie zu Wercke gehn,
Die Füſſe immer ſtille ſtehn.
Der Fuchs ward dieſes ungern innen,
Er dacht in ſeinen Fuchſes-Sinnen:
Was ſoll das Auge ſonder Licht?
Was ſoll der Mund, ſo er nicht ſpricht?
Die Hände, die zu Werck nicht gehn?
Die Füſſe, die nur ſtille ſtehn?
Wer ſie mit reichem Schmuck bekleidt,
Der treibet groſſe Ueppigkeit.

XIX.

Der Krebs und ſein Sohn.

EIn Krebs fuhr ſeinen Sohn mit dieſen Worten an:
Wie gehſt du ſo verkehrt, Sohn, ſtehſt du in dem Wahn
Du gehest hinter ſich ganz recht?
So biſt du Herr, und ich bin Knecht.
Du ſollteſt lernen vor ſich gehn,
Wie auch dein Vater geht; das wird dir beſſer ſtehn.
Ein Sohn, der wie ſein Vater thut,
Der wird gelobt, und das iſt recht und gut.
Der Sohn ſprach: Vater, du ſagſt wohl.
Ich weiß es, daß ein Sohn dem Vater folgen ſoll.
Deßwegen geh nur vor; laß ſehen, wie du gehest,
So geh ich auch, wie du; und wie du ſteheſt,
So ſteh ich auch; und wie du dich
Dann ſtelleſt, ſtell ich gleichfalls mich.
Da nun der Vater ſeinen Weg
Zum Beyſpiel ſollte vor ſich gehen,
War er dazu ganz ungeſchickt und träg;
Hingegen war er ſchnell ſich rückwerts fortzudrehen.
Da ſprach der Sohn zum Vater: Mein!
Was ſoll das vor ein Beyſpiel ſeyn?
Du haſt denſelben Gang, wie ich,
Und gehſt geſchwinde hinterſich,
Indem du ſollteſt vor ſich gehn.
Drum laß dein Strafen lieber ſtehn.

XX.

Der Rabe und der Fuchs.

Es saß ein Fuchs mit leerem Magen,
Und im Gemüthe gantz zerschlagen,
Im Schatten eines hohen Baums.
Auf diesen setzte sich ein Rab in gleicher Stunde:
Der hatt ein Stücke Käs im Munde.
Der Fuchs sah dieß Begegniß gern:
Er redt ihn an: Ich grüsse meinen Herrn;
Ich bin und bleibe stets dein Knecht.
Das dünckt mich billig, gut, und recht.
Du bist so edel, schön, und liederreich,
Kein andrer Vogel ist dir gleich;
Man suche gleich in allen Königreichen.
Ich schmeichle nicht, mein Herr, dir weichen
Der Falck an Adel und an Macht;
Der Pfau an Schein und lichter Pracht:
An lieblichem Gesang die süsse Nachtigall.
Du übertrifft sie weit mit deinem scharffen Schall.
Man hört ihn weit und breit im holen Wald erklingen.
Wenn du die Stimm erhebst ein süsses Lied zu singen,
So dringt die Wollust sich durch alle meine Glieder,
Ich hör entzücket deine Lieder.
Der Rabe sprach: Du hast ein zartes Ohr;
Und Urtheil und Geschmack darinnen.
Ich will dir diese Lust auch jezo nicht mißgönnen.
Damit schloß er das Aug, und hub den Kopf empor.
Er stimmte starck den widrigen Gesang,
Der krachend durch den Berg und tiefen Thal erklang.
In währendem Gesang entfiel der Käs ihm bald;
Den nahm der Fuchs zum Danck, und trug ihn in den Wald.

XXI.

Die Lehren der Nachtigall.

EIn Waldmann fieng ein Vögellein,
Das war voll Symphonie, doch klein;
Es ward die Nachtigall genannt.
Der Vogler nahm es in die Hand
Und wollt ihm gleich den Hals umdrehn.
Als es ihm flehte: Laß mich gehn,
Du äffeſt dich nicht ſatt von mir: (a)
Für ſolche Wohlthat geb ich dir
Drey Lehren, die dir nützlich ſeyn,
Praſt du ſie im Gedächtniß ein.
Er ſprach, ſag an: was mag das ſeyn?
Da ſprach das kleine Vögellein:
Die erſte Lehre: Glaube nicht
Das, was ſich ſelber widerſpricht.
Die andre: Gieb in deinem Herzen
Nicht Platz dem unbedachten Schmerzen
Um was, das nicht kan widerkommen,
Dergleichen Leid mag niemand frommen.
Die dritt und letzte ſchärfft dir ein,
Du ſolleſt nicht bemühet ſeyn
Um das, was dir nicht werden mag;
Der führt auf ſeinen Kopf den Schlag. (b)
Der überſichet dieß Gebot,
Und macht ſich zu der Leute Spott.
Behältſt du dieſe Lehren wohl,
So biſt du aller Weißheit voll.
Der Mann hatt an der Lehr Vergnügen
Und ließ den kleinen Vogel fliegen.
Er flog auf einen Baum hinauf,
Mit leichtem Muth, und ſprach hinauf:

(a) Du machſt ein Satt werden von mir.
(b) Er thut im ſelber groſſen Schlag.

Du ſollteſt dich wohl ſelber haſſen,
Aber, daß du mich haſt fliegen laſſen.
Das muß dir Schad und Unglück ſeyn. (c)
Denn ich trag einen edeln Stein
Im Leibe, wer ihn hat, wird groß,
Im Felde nimmer fallelos.
Er dämpft und tödet allen Gift;
So groß, daß er ein Strauß̃ey übertrift.
Du ſiehſt, ſo viel haſt du verloren.
Der Weidmann hätte nun geſchworen,
Das alles wäre kurzum wahr.
Aus dummem Sinn vergaß er gar
Der Lehren, die ihm erſt der Vogel ſelbſt gegeben.
Er ward betrübt, als um ſein Leben;
Er glaubte, was ſich widerſpricht;
Er ſchonte ſeines Fleiſſes nicht
Den Vogel, der ihm ſo entgangen,
Und ſein Glück damit, zum andern mahl zu fangen.
Der weiſe Vogel redt ihm zu:
Willſt du allzeit ein Narre ſeyn,
Und denkſt an meine Lehren nicht;
Daß man nicht glauben ſoll, was ſelbſt ſich widerſpricht?
In mir dergleichen groſſen Stein
Zu tragen bin ich allzuklein.
Daneben haſt du Leid und Schmerzen
Um mich in deinem edeln Herzen,
Dieweil ich deiner Hand entgangen.
Zuletzt haſt du bedacht, mich wiederum zu fangen.
Mein Weg und deiner ſind nicht gleich,
Du wirſt an Weisheit nimmer reich.

(c) Das muß dir Schande ſeyn.

Einnliche Erzehlung
von der mechaniſchen
Verfertigung des deutſchen Original-Stückes von Cato.

Ich glaube nicht, daß es einer von unſern Kunſtlehrern in dem Mechaniſmo der Regeln höher gebracht habe, als der Hr. Prof. Gottſched gethan hat. Er iſt darinnen ſo weit fortgegangen, daß ſeine Schüler des Naturelles, der Erfindungs-Kraft, und deſſen, was in Latein Vivida vis animi genennt wird, keinesweges von nöthen haben, und ſich ſtatt des Verſtandes mit dem Gedächtniß, dem Wörterbuche, und der Sprache behelffen können. Ihr Auge, ihre Hand und ihr Ohr bekömmt bey Verfertigung eines Gedichtes das meiſte zu thun, der Kopf und das Hertz haben gemeiniglich Ruhe. Daher werden die Gottſchedianiſchen Kunſtregeln ſo brauchbar, daß ein jeder, der nur Augen, Hände und Ohren hat, ſich ihrer bedienen kan. Was dieſer kunſtvolle Mann gedacht und geſchrieben hat, der Tragiſchen Poeſie bey den Deutſchen die Bahn zu brechen, iſt inſbeſondere in Abſicht auf dieſe mechaniſche Geſchicklichkeit und Leichtigkeit gantz ausnehmend, und hat ihm bey allen ſeinen Verehrern den Nahmen des groſſen Beförderers der deutſchen Schaubühne verdienet. Ich habe mir von ſeinen tragiſchen

ſchen Regeln folgende, als die tiefſinnigſten und brauchbarſten angemercket: Ein Trauerſpiel muß fünf Aufzüge haben; die Perſonen müſſen nicht von der Bühne gehen, oder wiederkommen, ohne zu ſagen, warum; die Scenen müſſen abgetheilt ſeyn, wann neue Perſonen auftreten, oder alte abgehen, **weil es eine Unordnung in dem äuſſerlichen Anſehen verurſachet**. In den Trauerſpielen muß keine luſtige Perſon ſeyn; die Gleichniſſe ſchicken ſich vor die tragiſche Schreibart nicht wohl; man muß ſich des edeln **Du** der Alten bedienen, **weil es manchen Vers vielſtärcker und nachdrücklicher machet, als er vorhin hat werden wollen.** Dieſe und einige andere noch verborgenere Kunſt-Regeln hat dieſer Kunſtlehrer in ſeinem Cato mit groſſer Geſchicklichkeit angewendet, und ihn dadurch zu einer Vollkommenheit gebracht, daß er vor ein deutſches Originalſtücke gelten kan. Darum hat er ſich auch berechtiget geſehen, denſelben endlich aus der Liſte der Ueberſetzungen und Nachahmungen heraus zu nehmen, und mit den **Horazern**, dem **Timoleon** und andern unter die deutſchen Originalſtücke zu ſtellen. (†) Und der Herr Mag. Joachim Schwabe hat lieber zu wenig als zu viel ſagen wollen, als er in der erſten Vorrede zu ſeinen eigenen **Beluſtigungen**

(†) Daß wir nicht den Ueberſetzungen und Nachahmungen ſtehen geblieben, das zeigen zu auſſer dem Cato, Julius Manlius, der Tod Cäſars, Ulyſſes, die Horazier, Timoleon, ꝛc. Vorrede zum zweyten Theil der deutſchen Schaubühne.

gen versichert, der grosse Corneille der Frantzosen habe noch weniger Antheil an seinem Cid, als sich dieser grosse Hr. Gottsched von seinem Cato aus Bescheidenheit zugeeignet. Wenn künftig dem Hr. Gottsched gefallen wird, die süsse Hoffnung zu erfüllen, welche er uns zu Anmerckungen über des Aristoteles Dichtkunst gemachet hat, so wird ihm sein Cato allein die geschicktesten Exempel leihen, auf welche er sich in seinen Erläuterungen beruffen kan. Da er solche in den Griechischen Dichtern vergeblich gesucht hätte, hat er gantz klüglich gehandelt, daß er das Muster und Exempel zu den Kunstlehren der Tragödie selbst verfertiget hat, wodurch der Leser zum Empfang derselben verbereitet, und die Kunst noch vor ihrer dogmatischen Erklärung durch das Werck und die Erfahrung bekräftiget wird. Ein aufmercksames Gemüthes-Auge kan sie gantz deutlich darinnen erblicken, und im Geist vorhersehen, was es von der versprochenen Aristotelisch-Gottschedischen Dichtkunst zu gewarten hat. Ich habe dem kunstreichen Mechanismo in dieser Tragödie mit allem Fleisse nachgespüret, und manches darinn entdecket, das ungemein dienen kan, die deutsche Schaubühne ohne grossen Aufwand von unserm Eigenthum mit Original-Stücken zu bereichern. Ich getraue mir so gar die Kunsträder und Springfedern der mechanischen Arbeit des Poeten von einem zum andern ausgespähet zu haben.

Sobald der Hr. Verfasser bey sich beschlossen, eine deutsche Original-Tragödie von Cato zu verfertigen, hat er sich vor allen Dingen in seinen

rech-

rechtmäßigen Beſitz des Frantzöſiſchen Cato des Herrn Deſchamps geſetzet; wozu er ungefehr drey gute Groſchen aufgewendet hat. Das iſt eine Tragödie, die in ihrem Vaterlande ziemlich unbekannt geblieben war, dergeſtalt daß ihr Verfaſſer ſich genüſſiget geſehen, zu ihrem und ſeinem Lobe die Feder anzuſetzen, welches er in einer Vergleichung derſelben mit Addiſons Engelländiſcher von demſelben Innhalt gantz aufrichtig gethan, und ihr mit groſſer Beſcheidenheit den Vorzug vor der fremden zugeſprochen hat. Er hat dabey eine ſolche Manier gebraucht, daß er vielmehr für den Vorzug der Frantzöſiſchen Schaubühne vor der Engelländiſchen als vor ſeine Tragödie zu fechten geſchienen. Da Addiſons Cato die beſte Engelländiſche Tragödie iſt, und ſeine eigene eine von den beſten Frantzöſiſchen, ſo beſtreitet er in Addiſens Tragödie die gantze Engelländiſche Schaubühne, und ſetzet ſie unter die Frantzöſiſche hinunter. Ich muß bekennen, daß er dieſes ſo gut ausgeführet hat, als er gründlich bewieſen, daß ſein Werck beſſer als Addiſons ſey. Man mag den Engliſchen Mylord, den er zum Schiedrichter genommen hat, darum befragen, wenn man ihn irgend antrifft. Deſchamps hat die Welt überreden wollen, er habe vor Verfertigung ſeines Cato den Engliſchen nicht geſehen, aber man iſt ſo unbillig geweſen, daß mans ihm nicht hat glauben wollen, ungeachtet man in ſeinem Wercke nicht die geringſte Spur von Addiſen wahrnehmen kan.

Ferner hat Hr. Gottſched ſich auch ein Recht auf Addiſons Cato mit etlichen Groſchen erwor-

ben. Einige wollen zwar sagen, daß er ihn bloß nach des Hr. Beyers Französischen Uebersetzung gehabt habe, aber das kömmt nur von seinen Feinden, die ihm wohl ehe vorgeworffen, daß er aus Uebersetzungen übersetze.

Von der erstern Tragödie des Hr. Deschamps hat er nun in einem guten Zeichen mit einem wohlschneidenden Messer folgende Scenen abgelöset: die fünfte Scene des zweyten Aufzuges; im vierten Aufzug die Helffte von der vierten Scene; und die fünfte daselbst gantz; endlich den fünften Aufzug mit allen seinen Scenen; als so viele abgefaulte und gangrenirte Glieder. Mit Addisons Cato hat er eine noch strengere Operation vorgenommen, und ihm auf einmahl alle vier erstern Aufzüge abgeschnitten, und allein die eilfte und die zwölfte Scene aus dem vierten Aufzuge stehen lassen. Selbst in dem fünften Aufzuge hat er in der lezten Scene die Bestätigung der beyden Heyrathen, des Portius und des Juba, geschickt herausgeschnitten. Alle diese abgelößten Stücke warff er vor die Hunde; die andern tractierte er mit der gröstẽ Sorgfalt. Es waren disjecta membra von zween verschiedenen Poeten, Stücke von zween gesonderten Cörpern, deren einer an seinem Obertheile, der andere an den untern Theilen gestümmelt war. Er probierte jetzo sie in einen Leib auf ein neues zusammenzusetzen; Allein einige Theile waren in der ersten Operation verschnitten, oder gelähmet, die Gelencke und Muskeln waren hier und dar verletzet worden; darum mußte er, sie zu ergäntzen, neue erschaffen, so wie die Göttin Ceres

die

die aufgeeſſene Schulter des Pelops mit einer helffenbeinern erſetzen mußte. Ueber dieſes waren einige ohne Proportion und Ebenmaaſſe an Länge und Gröſſe; dieſe mußte er, gleich Procruſtes, aus einander dähnen oder zuſammen ziehen, bis ſie auf einander paſſten. Er verfertigte alſo die fünfte und die ſechste Scene in dem zweyten Aufzuge, nebſt ein paar Verſe am Ende des vierten Auftrittes daſelbſt; die lezte Scene im dritten Aufzuge; die hintere Helfte der erſten Scene im vierten Aufzuge; einige Zeilen des Portius im andern Auftritte daſelbſt; und 14. oder 15. Verſe im vierten Auftritte auch daſelbſt, welche er unter Portius, Portia und Cäſar vertheilet hat. Alle dieſe Ergänzungsſtücke machen nicht gar den zwölften Theil von dem Ganzen. Sein Chirurgiſches Meſſer hatte ihm vornehmlich darinnen geſchickt, daß es Addiſons Portius mit deſſen fodern Aufzügen weggeſchnitten, dadurch war des Poeten erſchaffende Kraft meiſtens zu dieſem kleinen Koſten eigener Arbeit gemüſſiget worden. Jezo ſchickten ſich alle Theile in dem gehörigen Maſſe und Configuration zu einander, aber es mangelte ihnen noch an Zuſammenhang und Feſtigkeit; und dieſe gab er ihnen mit einer Pappe von magiſchem Pulver, damit heftete er alle dieſe verſchiedene Stücke von Scene zu Scene, und von Aufzug zu Aufzug, in einen tragiſchen Leib feſt zuſammen. Er nahm mit Freude wahr, daß ihm am Föder- Mittler- und Hintertheile nichts gebrache, und daß er ſich auf ſeinem eigenen Gerichte aufrecht halten konnte. Es war an Geſtalt und Anſehen eine vollkommene, wohlgeſtaltete, und in allen ihren Theilen wohlge-

ordnete Tragödie, die einen Anfang, ein Mittel, und ein Ende hatte, die mit Protasis, Epitasis und Catastrophe versehen war, und der nicht das geringste Gliedmaß zu ihrer gehörigen Statur mangelte.

Dennoch konnte sie noch kein deutsches Originalstücke genennt werden, weil das fodere Französisch, das hintere Englisch, und hier und dar etwas deutsches mit eingestreuet, war. Der Herr Verfasser übersetzete derowegen mit Beystande eines Frantzösischen und eines Englischen Lexicons alles in das Deutsche; und dieses that er mit einer solchen Geschicklichkeit des Gedächtnisses, und wenn ihm dieses fehlte, des Auges und der Hand im Aufschlagen der Wörterbücher, daß er dem Kopf die meiste Arbeit mit dencken ersparete. Es glückete ihm damit so wohl, daß er auch durch sein Uebersetzen allein seinem Wercke den Werth und den Nahmen eines Originales erworben hätte. Er verwandelte das Traurige in lustiges, das grosse in kleines, das kleine in grosses, das einfältige in vermischtes, er umtauschete die Fodersätze mit den Hintersätzen, er machete die Folgen zu ihren Ursachen, und die Ursachen zu ihren Folgen, er fieng mit einem Nachsatz an, ohne daß er solchem einen Vordersatz hätte vorher gehen lassen, auf welchen dieser sich bezogen hätte; er erweiterte, verkürtzete, vermehrete, verschwieg. Er tauschete das nichtswürdige Ihr mit dem edeln Du, und setzete einen Monologum in der ersten Scene des vierten Aufzuges in einen Dialogum um. Er übersetzete bis auf die Nahmen der Personen; Addisens Lu-

cia

cia ward in Phenize, Marcia in Portia überſe-
zet. Alſo iſt der Nahme der Phenize geſetzt, wo
Lucia ſtehen ſollte, derer Rede und Gedancken die-
ſes ſind:

Kein Mitleid nimmt ihn ein,
Denn weil er ſelbſt nicht fehlt, ſo will er nie verzeihn.

Lucia redet dieſes von ihrer Schwachheit, die
ſie beym Addiſſon mit ihrer Liebe gegen Portius
hatte blicken laſſen; von dieſer ſagt ſie, daß Cato
ſie niemahls gefühlt, und darum nicht verzeihe.
Vor Gottſcheds Phenize ſchicket ſich dieſes nicht,
weil ſie ſich mit keiner ſolchen Schwachheit ver-
gangen hatte. Deßgleichen iſts nicht der Portia,
ſondern der Marcia Hertzensempfindung und Er-
fahrung in folgenden Zeilen:

Noch hab ich allezeit,
Seitdem das Schickſal mich an dieſen Ort geführet,
Das zärtſte Vaterhertz in ſeiner Bruſt geſpüret.

Portia hatte erſt ſeit dem Mittage deſſelben Tags
einen Vater an Cato erkennt, und die zärtlichen
Spuren ſeines väterlichen Hertzens gegen ihr nicht
eher wahrnehmen können. Zuvor hatte ſie ſich in
ihrem gantzen Leben vor Arſazens Tochter gehal-
ten. Wir mercken bey dieſer Ungeſchicklichkeit
der Gedancken und Empfindungen, daß die Nah-
men und Perſonen der Lucia und der Martia um-
geſetzet worden. Eben daſſelbe iſt mit Juba und
Lucius geſchehen. Jener ward in Artaban, die-
ſer in Phekas überſetzet.

Man weiß; ſonſt ohne mein Erinnern, wie Hr.
Gottſched auch in denen Schriften, die er ſo beſchei-

den ist, vor Uebersetzungen auszugeben, die Bilder und Begriffe nicht in dem Originale, oder der Natur der Sachen selbst, sondern aus seiner Kenntniß der deutschen Sprache hernimmt, und beständig auf das sieht, was sich dem Gebrauche und der Gewohnheit in dieser Sprache gemäß mit Annehmlichkeit geben läßt; er vergißt niemahls, daß er ein deutscher Schriftsteller ist, und für den Geschmack deutscher Ohren schreibt, dergleichen an seinem eigenen Kopfe, und nicht an aller Leute, sitzen; dergestalt kan er mit einer halben und ganz seichten Kenntniß der Sprache seines Originales, und des bestimmten Nachdruckes in derselben in zierliches Deutsch übersetzen, und wenn er dieses thut, so kömmt meistens ein Ausdruck seiner eigenen Gedancken an den Tag.

Die Erfahrung hat gezeiget, daß es Hrn. Gottscheden vollkommen geglücket, seinen neugestalteten Cato vor ein Originalstücke zu verkaufen; gestalt der geschickte Hr. Riccoboni selbst den Cato des Hrn. Deschamps unter den deutschen Originalgedancken keinesweges erkannt, und einen langen Auszug daraus als aus einem deutschen Originale gemachet hat. Und wahrhafftig, wenn Addisen oder Deschamps einige Anforderung auf den deutschen Cato machen würden, müßten sie weder ihre eigene, noch die deutsche Sprache verstehen. Jemand nehme nur die leichte Mühe und übersetze diesen ins Frantzösische oder ins Englische zurücke, so werden alle Zeilen im Masse, Grade, Art, Kraft, und Verbindung der Gedancken, der Bilder, und des Ausdruckes, anderst herauskom-

men,

men, als in den Catonen des Engelländers und des Frantzoſen.

Wir leſen z. Ex. in dem deutſchen Cato:

. . . Mein Vater, wie man ſpricht,
Arſazes hat nunmehr das letzte Lebenslicht
Mit Tod und Gruft vertauſcht. . . .

I. Aufz. 1. Auftr.

Da gehört nicht der Tropus nur allein Hr. Gottſcheden, ſondern er hat in den Gedancke ſelbſt mehr Sinnes geleget, indem er uns einigermaſſen gedencken läßt, Arſene wüßte nur aus der gemeinen Sage, daß Arſazes ihr Vater wäre, und ſetzete einiges Mißtrauen darein. Ob wir nun gleich hernach entdecken, daß ſie etwas anders hat ſagen wollen, ſo ergetzet es uns doch, daß ſie ohne es zu wiſſen wahrgeſagt hat. Ich zweifle nicht, das **wie man ſpricht** ſey eine Nachahmung der Zeile in Neukirchs Telemach, die von dem Hr. Mauvillon ſo hertzlich gelobet worden:

Und wie man ſagt, und glaubt, hat er alſo geſprochen.

Wenn Cato im zweyten Auftritt ſagt:

Hier zieht die Freyheit noch die letzte Kraft zuſammen,
Mit der die Republick gewiß zu Grunde geht,
Und wann ſie einmal fällt, wird niemal auferſtehn.

So redet er aus Gottſcheds Hertzen. Deſchamps Cato hatte mit einer großmüthigen Zuverſicht auf ſeine Perſon geſagt:

Du Capitole en feu, de Rome gemiſſante
Je ranime en ces lieux la liberté mourante.

Im dritten Auftritt ſagt Phokas:

Ich hab es auch geglaubt, und konte nichts dervor.

Er hatte geglaubt, daß Portia wäre verlohren worden, und es war nicht ſeine Schuld, daß er eine Geſchichte geglaubt hatte, die wircklich geſchehen war, er konnte ſich ſelbſt nicht befehlen, daß er ſie nicht glaubte, wenn er gleich gewollt hätte. Deſchamps Phokas weiß von dergleichen gründlichen und nothwendigen Entſchuldigungen nichts.

In der lezten Scene des erſten Aufz. ſagt Deſchamps Pharnazes mit einer gottloſen Frechheit, er thue nach dem Exempel der Götter, wenn er dem Cäſar in ſeinen ungerechten Unternehmungen diene: Dieſe tolle Rede hat Gottſched auf eine erbauliche Art gemildert:

Ich folg in Cäſars Dienſt den Göttern, wie mich deucht.

Im andern Auftritt des zweyten Aufz. fragt Cato Cäſars Abgeſandten um die Urſache ſeiner Abfertigung, und dieſer giebt ihm folgende Antwort:

Sprich, Cäſar wollte gern der Römer Wolfahrt wegen!
Mit dir allein allhier was groſſes überlegen.

Durch das einzige Sprich iſt hier Deſchamps platter Gedancke ſo tiefſinnig geworden, daß wir ihn aus dem Geſichte verliehren.

Im vierten ſagt Arſene zu Pharnazes:

Den Cato klagſt du an? kan das wol gläublich ſeyn?
Beſchließt er was von mir? Gut, ich geh alles ein.
Das Laſter zittert nur, wann uns die Tugend ſchützet.

Auf

Auf Frantzöſiſch hieſſe dieſes: Vous accuſez Caton ? Cela eſt-il croyable ? Eſt-ce qu'il a reſolu quelque choſe ſur moy ; Eh bien ! j'obeis. Le vice tremble ſeulement, quand la vertu nous protege. Da iſt alles, was Deschamps geſagt hat, umgekehrt:

En accuſant Caton, eſt-on digne de foi?
Ses Projets ne ſont pas redoutables pour moi.
L'appuy de la vertu n'eſt l'effroi que du vice.

Wenn Pharnazes beym Deschamps drohet, daß er aus Utica ein Scheuſal und Schreckenbild machen wolle:

. . . . Il faut dans ma fureur
Rendre Utique à jamais une image d'horreur;

So bekömmt er hingegen beym Gottſched ſo gütige Gedancken, daß er den Schutt von dieſer Stadt aufräumen will:

. . . Wir müſſen nichts verſäumen,
Den Schutt von Utica auf ewig aufzuräumen.
II. Aufz. 7. Sc.

Deschamps hat dem Cäſar nichts mehr als den freyen und ſichern Zutritt in Catens Pallaſte in währendem Waffenſtillſtande gegönnet; Gottſched iſt viel weiter gegangen, und hat dieſe beyden Feinde in einen vertraulichen Umgang mit einander verbunden:

So läſt, Domitius, der Waffenſtillſtand zu,
Daß ich und Cato hier ſo gar vertraulich thu.

Nach Deschamps hält Cato es vor ein ruhmwürdiges Schickſal, wenn man ſich rächet, oder im Unternehmen der Rache umkömmt:

Se vanger ou perir eſt un ſort glorieux;

Nach Gottſched geht Cato viel fertiger zum ſterben,

Der gröſte Ruhm iſt der ſich rächen und erkalten.

Wenn Gottſcheds Cato dem Portius den Rath giebt, daß er ſich auf ſein Sabinum zur Ruhe begeben ſollte, ſagt dieſer darauf:

Du giebſt mir in der That ein ſolches Leben an,
Das ich auch von mir ſelbſt unmöglich haſſen kan.

Welches gantz was anders iſt, als was Addiſon ſeinen Portius auf einen gleichen Rath hat antworten laſſen: „ Ich hoffe, ſagt dieſer, mein Va„ ter werde dem Portius kein ſolches Leben anprei„ ſen, welches er ſelber vor niederträchtig und ver„ ächtlich hält. „ Eben dieſer Portius Addiſons hat in der lezten Scene, da Cato halbtodt hergetragen wird, nicht ſo viel Standhaftigkeit ein Wort hervorzubringen, da hingegen Gottſcheds Portius in demſelben Umſtande in dieſe kräfftigen Worte ausbricht, die ſich vor ihn ſelbſt, vor Cato, und die gantze Tragödie ſo gut ſchicken:

. . . . Mein Vater ſtirb doch nicht.

Hätte ihm ſein Vater gefolget, ſo hätten wir ein Trauerſpiel mit einem frölichen Ausgange bekommen.

Man wird kaum einen von den herrſchenden Poeten finden, der mehr Scharfſinnigkeit im Ohre habe, als Hr. Gottſched; in ſeinem rechten Ohre ligt ein Geſchmack, der bey ihm die Wirkungen des Verſtandes und des Geiſtes thut. Dieſer

ſer iſt überaus fruchtbar, und wiewohl er ſich in einer ſolchen Menge Schriften ergießt, nimmt er doch niemahls ab.

Zu dieſem allen kömmt jetzo noch, daß kein Poet ſich der alten und gewöhnlichen Hülffsmittel, des Reimes und des Sylbenmaſſes, geſchickter zu ſeinem Vortheil und Entmüſſigung zu bedienen gewuſt hat; mit dem Reime weiß er, wie mit einer Wünſchelruthe Quellen von unbekannten und unerhörten Gedancken und Einfällen zu entdecken, und mit dem Sylbenmaſſe kan er ſie als mit einem kunſtreichen Canal in die dürreſten Felder des Gehirnes hinleiten, wo nichts als ein öder Sandboden angetroffen wird. Die tragiſchen Gedancken und Ausdrücke Catons und ſeiner Cameraden ſind groſſentheils durch dieſe Baguette entdecket, und durch dieſe Röhren und Leitungen in die Tragödie gebracht worden; Zum Ex. der edle Ausdruck des edeln Gedanckens Pharnazens:

Wie ſo, rückt Cäſar an? Ich gälbe was darum.

Ferner, wann Cäſar auf Arſenens Geſtändniß, daß ſie ihn liebe, mit Entzückung ausbricht:

Du haſſeſt Cäſar nicht, der dich verehrt und liebt:
Welch unverhofftes Wort! Nun bin ich nicht betrübt.

Und wann Cato ſelbſt ſo heldenmüthig fluchet:

Da ſchlüge Jupiter mit Blitz und Donner drein!

Noch mehr, wann er ſich in einem ſo wohl verſehenen Waffenplatze ſo ruhig und gelaſſen Spieß und Schild wünſchet:

O wären wir nur bald mit Spieß und Schild verſehen,
Da ſolte ihm ſchon ſein Recht durch meine Fauſt geſchehen.

Und da er an einem andern Orte den kühnen Verſatz faſſet:

Ich eile ſelber hin, und ſchone nicht des Lebens.

Wenn hier und dar in der Schreib- und Redens-Art gewiſſe Verwindungen und Umwelzungen vorkommen, ſo ſind ſolche zweifelsfrey daher entſtanden, weil die Gedancken und Ausdrücke in den oberwehnten Canälen und Röhren deraeſtalt eingeſperret waren, daß ſie ſich ſelbſt gepreßt und geſtoſſen haben, und mit Ungeſtüm neben einander heraus gefahren ſind. Daher kömmt es, daß Seleucia, ſobald Cäſar Arſenen erblicket, zuerſt ſein Haupt durch die Pracht dieſer Schönheit beſtricket hat. (a) Und, daß Catons Anblick in Domitius viel Ehrfurcht für ſein Haupt gewürcket hat. (b) Deßgleichen daß Felix nicht begreift, was der Abgeſandten des Pharnazes Widerkunft im Lager widerſpricht. (c) Dadurch iſt auch Catons Glaube an Platons Lehre von der Unſterblichkeit der Seele in einem Athemzuge beſtärcket, und wieder geſchwächt werden.

Je

Cäſar.

(a) So hat Seleucia, ſo bald ich dich erblicket,
Durch deiner Schönheit Pracht zuerſt mein Herz beſtricket.
III. Aufz. 2. Sc.

Domit.

(b) Doch Cato kömmt bereits. Sein Anblick würckt in mir
Viel Ehrfurcht für dieß Haupt. . . .
II. Aufz. 1. Sc.

(c) Felix. . . . . Ich begreiffe nicht,
Was ihrer Wiederkunft im Lager widerſpricht.
IV. Aufz. 2. Sc.

Ja Plato du hast recht! dein Schluß hat grossen Schein.
Wahrhaftig dieser Geist muß doch unsterblich seyn!

Man hat es Hrn. Gottscheden übel nehmen wollen, daß er in Uebersetzungen eigene Meinungen und Gedancken angebracht, die er durch die Mechanick des Reimes, des Sylbenmasses und der Sprache in verborgenen und dunckeln Gruben entdecket hat; Man hat es vor einen Mangel der erforderten Treue ansehen wollen, die ein Uebersetzer seiner Grundschrift schuldig ist: Aber hier hat dieser Vorwurf keinen Platz, denn da er sich nicht vorgenommen, Deschamps und Addisens Cato lediglich zu übersetzen, sondern sie in ein deutsches Originalstücke zu verwandeln, so war er berechtiget, sie gäntzlich auf den Kopf zu stellen, und in der Art, dem Maasse und dem Verhältniß der Gedancken und des Ausdruckes umzukehren. Es ist ihm dieses seinem Vorsatze gemäß gelungen, und sein Cato muß darum in den Jahrzeitbüchern der Schaubühne unter den Trauerspielen von diesem Nahmen vor Cato den vierten gezehlt werden; des Maternus war der erste, Addisons der zweyte, und Deschamps der dritte dieses Nahmens. Kein Mensch hätte es dem Verfasser verargen können, wenn er allen Mißverstand, so aus dieser Nahmensgleichheit entstehen konnte, zu vermeiden, sein Werck mit einem eigenen Nahmen getauft hätte. Wann er vor Utica und Rom andere Städte gesetzet, zu welchem Dienste ihm die gantze Geographie Strabens offen gestanden, wann er vor seine Römer, Parther und Ponter, neue Nationen eingeführet, wenn er Cato, Cäsar

und Pharnaces mit Griechiſchen, Aſiatiſchen oder andern Nahmen begabet, wenn er endlich ſeine Fabel vor ein Anecdoton aus einer alten, verlegenen Hiſtorie ausgegeben hätte, ſo hätte keine Seele den Arawohn gefaſſet, daß er dem Addiſon oder dem Deschamps nachgearbeitet, oder daß er Rom, Cato und Cäſar in Augen oder in Gedanken gehabt hätte. Der Herr Riviere du Fresny hat von demjenigen, der ſeine Wercke zum Druck beſorget, den Ruhm erhalten, daß er zum zeichnen einen recht ſonderbaren und verwunderſamen Talent gehabt; Il n'avoit, ſind deſſen Worte, aucune pratique du Crayon, du Pinceau, ni de la Plume, mais il s'étoit fait à luy-méme un équivalent de tout cela en prenant dans differentes eſtampes des parties d'homme, d'animaux, de plante ou d'arbre, qu'il decoupoit, & dont il formoit un ſujet deſſiné ſeulement dans ſon imagination. Il les diſpoſoit & les colloit les uns aupres des autres, ſelon que le ſujet le demandoit: il lui arrivoit méme de changer l'expreſſion des têtes, qui ne convenoient pas à ſon idée, en ſuprimant les yeux, la bouche, le nez, & les autres parties du viſage, & y en ajoutant d'autres qui étoient propres à exprimer la paſſion qu'il vouloit peindre: Ce qu'il y a d'étonnant, c'eſt que cet aſſemblage de pieces raportées en apparence au hazard & ſans esquiſſe formoit un Tout agreable, dont l'incorrection n'étoit ſenſible qu'à des yeux connoiſſeurs. Denſelben Talent und daſſelbe Naturell, das du Fresny zum zeichnen und malen gehabt, hat unſer Hr. Gottſched zur Verfertigung einer Tragödie in der vollkommenſten Gleichheit; und davor gehört ihm eben daſſelbe Leb.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wohlredenheit und der Poeſie.

Neuntes Stück.

Zürich,

Bey Conrad Orell und Comp. 1743.

Von dem Zuſtande der deutſchen Poeſie bey Ankunft Martin Opitzens.

ICh habe die deutſche Poeſie des ſechszehnden Jahrhunderts in ihrem ſchönſten Lichte vorgeſtellet, ſo wie ſelbige in Sebaſtian Brands und Johann Fiſcharts Gedichten ausgeſehen hat, wann man die Augen von den zuſammengeſchränckten Wörtern, und dem holperichten Sylbenmaſſe abwendet. Dieſe beyde ſind in dem innerlichen Weſen der Poeſie von niemandem ihres Welt-Alters übertroffen worden; ich rede von denen, welche ſich durch eigene Schrifften einen Nahmen gemachet haben, der Reinicke Fuchs, der Froſchmäuſeler, der Mücken- und Ameiſſen-Krieg kommen hier in keine Rechnung, weil ſie bloſſe Ueberſetzungen ſind; und was das äuſſerliche anlanget, ſo haben die Verfaſſer dieſer letztern Gedichte in der harten Sprache, und dem holperigten Tonmaſſe vor jenen nichts, oder ein ſehr weniges zum voraus. Gegen dem Ausgange des ſechszehnden Jahrhunderts, und beym Anfange des nächſt darauf folgenden waren zu Straßburg und Heydelberg, wo Opitz ſeiner Muſe die Erſtlinge geopfert hatte, Paul Meliſſus, Peter Denaiſius und Rudolf Wekerlein als geſchickte Poeten bekannt, von welchen man damahls glaubete, daß ſie der deutſchen Poeſie eine beſſere Geſtalt gegeben hätten, als ſie in den Gedichten ihrer Vorfahren gehabt hatte. Von dem erſtern ſind 1572. die fünfzig erſtern Pſalmen Davids ausgegangen,

in welchen er Lobwaſſers Ueberſetzung, die ihm zu wäſſerig und zu hart vorgekommen, zu übertreffen geſucht, aber nach Opitzens Urtheil deſſelben Fehler nicht vermeiden können. Man kan von ſeinem poetiſchen Vermögen aus folgenden Liedern urtheilen, die ihn zum Verfaſſer haben.

MOrgens eh s'Tages Schein anbricht
Mit Purpurfarbem hellem Licht,
So gläntzt herfür deins Mundes Röth,
Wie vor der Sonn die Morgenröth
Mit roſinfarben Wangen
Hübſch, luſtig, klar, aufgangen.

Ein ſchön karfunclet hübſch Geſtirn
Dein' Aeuglein ſind an deiner Stirn;
Dein güldnes Haupt iſt wohl formirt,
Wie s'Himmels Runde ſchön geziert.
Von deiner Aeuglein glitzen
Feurflammen rauſher ſpritzen.

Recht wie die Stralen und ſchnelle Pfeil
Dieſelben ſchieſſen her in Eil,
Han mir verſehrt mein junges Hertz,
Doch lindert ſich der brünſtig Schmertz,
Wann ich dein Antlitz ſchaue,
Holdſeligſte Jungfraue.

Grüneſt und blüheſt aller Ding,
Gleichwie ein Lorbaum im Frühling,
Wie eine Tanne wächſt gerad
Dein werther Leib in gleicher Wad:
Dein' Arme beyd ſind eben
Wie zwo neuer Weinreben.

Ach daß, was anrühren deine Händ,
In rothe Röslein ſey gewendt,

Und

Und weiſſe Liljlein wachſen fein,
Wo deine Füß hingangen ſeyn:
Von deins Munds Athem ſüſſe
Braun Vielblüt entſpriſſe.

Ruhm, Preiß, Ehr und Lob ich dir gib,
Für andern alln, hertzliebſtes Lieb,
Dein Tugend leucht an allem End,
Wie der Vollmond am Firmament;
Biſt aller Jungfraun Zierde,
Meins Hertzens innre Girde.

Edler ich ſchätz dein Gunſt und Hold,
Dann Silber und das beſte Gold;
Dein Freundlichkeit und ſchön Geberd
Iſt mehr dann alle Perlen werth:
Es gilt dein Zucht viel reine
Mehr dann all edle Steine.

Treuhertzig ſeyn ohn arge liſt,
Der rechten Lieb Wahrzeichen iſt:
Wann gleicher Maß nicht liebeſt mich,
Laß zu, daß ich nur liebe dich.
Mein Hertz geb dir zu eigen,
Dein Hertz zu mir thu neigen.

All Augenblick dein eindenck bin
In meim Gemüth und in meim Sinn.
Des Tags biſt mir ein helle Sonn,
Des Nachts ein klarſcheinender Mon:
Thuſt (liebſtes M.) mir geben
Von deinem Glantz mein Leben.

* * *

ROth Röslein wolt ich brechen
Zum hübſchen Kräntzelein:
Mich Dörner thaten ſtechen
Hart in die Finger mein.

Noch

Noch wolt ich nit lan ab;
Ich gunt mich weiter ſtecken
In Stauden und in Hecken:
Darinn mirs Wunden gab.

2.

O Dörner krumm und zacket,
Wie habt ihr mich zerſchrunt?
Wer unter euch kommt nacket,
Der iſt gar bald verwundt.
Sonſt zwar lönt ihr nichts mehr:
Ihr keiner Haut thut ſchonen,
Roſ's niedlicher Perſonen,
Wanns gleich ein Göttin wär.

3.

Sie hats wol ſelbs erfahren,
Die ſchöne Venus zart,
Als ſie ſtuhnd in Gefahren,
Und ſo zerritzet ward.
Daher die Röslein weiß
Von Bluttrieffenden Nerben
Begunten ſich zu ferben:
Den man verjeht den Preiß.

4.

Ich thu ein Roſe loben,
Ein Roſe Tugend voll.
Welt mich mit ihr verloben,
Wanns ihr gefiele wol.
Ihrs gleichen findt man nicht
In Schwaben und in Francken:
Mich Schwachen und ſehr Krancken
Sie Tag und Nacht anſicht.

5.

Nach ihr ſteht mein Verlangen,
Mein ſehnlich Hertzgird:
Am Creutz läßt ſie mich hangen,
Meins Lebens nimmer wird.
Zwar bald ich todt muß ſeyn.
Je weiter ſie mich meidet,
Je langer mein Hertz leidet.
Iſt das nit ſchwere Pein?

Ach liebſter Schatz auf Erden,
Warum mich quäleſt ſo?
Zu Theil laß dich mir werden,
Und mach mich endlich fro.
Dein will ich eigen ſeyn.
In Lieb und Treu mich binde,
Mit deiner Hand mir winde
Ein Roſenkräntzelein.

Von Peter Denaiſius, einem Doctor der Rechten von Straßburg, haben einige vorgegeben, daß Opitz die Idee eines reinen deutſchen Verſes von ihm empfangen habe. Dieſer hat folgendes Hochzeit-Lied auf Doctor Lingelsheimer verfertiget:

Glückſelig muß man preiſen,
Die gleiche Lieb und Treu
Einander thun erweiſen,
Stetigs und ohne Reu.
In Noth und ſchweren Zeiten
Tröſt eins des andern Leid,
In Lieb und Frölichkeiten
Mehrt eins des andern Freud.

Iſt keinem angelegen
Was wohl und weh ihm thut,
Des andern Glück dargegen
Nimmt und gibt ihm den Muth.
Das ſüß ihm iſt gemeine,
Das bitter jedes wolt
Haben für ſich alleine,
Wanns drüber ſterben ſolt.

Alceſtis uns kan geben
Deſſen ein Richtigkeit,
Die fürs Admeti Leben
Ward in den Tod bereit,
Die tödlich Wund ihres Hertzen
Acria gar nicht achi;

Des Stichs ſie fühlt den Schmertzen,
Der Pätum um hat bracht.

Wie ſich zuſammen reimen,
Neglein und Roßmarein,
Weinreben zu Nußbäumen,
Köſtliche Würtz in Wein,
So ſchicken ſich zuſammen
Ein Mann und ehlich Weib,
Die werden in Gotts Nahmen
Ein Sinn, ein Seel, ein Leib.

Wie Roſen an den Hecken,
Friſch Weiden am Geſtad,
Wie Trauben an den Stöcken,
Wie Zimmet und Muſcat,
Alſo thut ſich vergleichen
Der werthe Lingelsheim,
Und die mit hat ihes gleichen
Agnes die Jungfrau rein.

Agnes die ſchön und zarte
Aus löblichem Geſchlecht
Erbohren, und von Arte
Zun Tugenden gerecht.
Fromm, züchtig, keuſch und güttig,
Verſtändig, klug, bedacht,
Still, freundlich und anmüthig,
Ohn allen Stoltz und Pracht.

Unnoth hie viel zu loben
Diß auserleſen Paar,
Ihr Ruhm und Preiß erhoben
Bleibt ohn das immerdar.
Hochzeiter und Vertraute
Iſt keins am andern gfähet,
Der Bräutgam iſt der Braute,
Die Braut des Bräutgams werth.

Gott woll ihn beyden geben
In Fried und Einigkeit
Mit Gſundheit langes Leben,
Daß kunftig auch zur Zeit,

Sam

Wann ſie werden veralten,
Ihr Lieb verjünge doch,
Wann ſie werden verkalten,
Ihr Lieb, als vor, brenn noch.

Doch laßt euch nicht aefehren,
Ob wohl biß in das Grab
Die Lieb ſich kan vermehren,
So nimmt doch s'übrig ab,
Das übrig, das ihr beyde
Schätzt für das Principal,
Für Waſſer, und für Weide,
Für Luſt, für alls zumahl.

Die Röslein muß man brechen
Dieweil der Frühling währet,
Wer rennen will und ſtechen,
Muß noch wohl ſeyn zu Pferdt.
Thut euch der Zeit gebrauchen,
Eh s'Alter kommt herbey,
Eh dann ihr dörfft der Lauchen,
Der Raut, und Saturey.

Secht an, und mercket eben
Die Vöglein ohne Ruh,
Wie ſie ihr kurtzes Leben
Mit Lieben bringen zu,
Die holdſelige Dauben
Mit ihren Schnebelein
Stets an einander klauben,
Streichlend die Flügelein.

Thut Mund mit Mund beſchlieſſen
Wie Muſcheln an der Bach,
Mit Armen und mit Füſſen
Thuts grünem Ebhen nach,
Laßt Bettſtatt wacker krachen,
Kein Muſic beſſer laut,
Und wers wolt anders machen,
Der bleib nur ohne Braut.

Rudolf Weckerlein wird von Philandern von Sittewald mit vielem Lobe angezogen. Von ihm iſt das Cartel des ehrwerbenden deutſchen jungen Adels:

Wir kommen nicht hieher, uns ſelbſten viel zu rühmen,
Oder durch fremde Sprach die Wahrheit zu verblümen,
Als ob wir kämen jetzt aus einem End der Welt,
Oder wieder-belebt vom Eliſiſchen Feld.
Nein. Teufel ſind wir nicht, noch Rieſen, noch Halb-Götter,
Noch Helden, noch Wildleut, noch unſers Lands Verſpötter,
Das teutſche Reich bekannt iſt unſer Vaterland,
Teutſch ſind wir von Geburt, von Stamme, Hertz und Hand.
Was dient es, fremden Preiß und Nahmen zu entlehnen,
Teutſchland bedarff ſich nicht mit Ausländern beſchönen,
Wie dann die Welt wohl weiß, daß es zu aller Zeit
Treffliche Leut genug hatte zum Fried und Streit.
Darum, ob wir wohl jung, nicht ſonders viel erfahren,
Begehren wir doch nicht unſere Fäuſt zu ſpahren,
Sondern erſcheinen nur in unſrer teutſchen Tracht,
Mit teutſch-redlichem Muth, um unſer erſte Macht
An dieſen Rittern hier (die ſo hoch triumphieren)
Ihrer Begierd gemäß, gewaffnet zu probieren,
Verhoffend zweifelsfrey, daß dieſe erſte Prob,
Vollendend ihren Ruhm, anfangen ſoll das Lob,
So man von nun an wird durch die Streich unſrer Wehren
Unter dem Firmament täglich erſchallen hören.

Das Sylbenmaß in dieſen Gedichten iſt gantz nach der Frantzöſiſchen Manier. Man muß darinnen keine Abwechslung der hohen und der tiefen Sylben ſuchen, ſondern mit der richtigen Anzahl der Sylben, dem Abſchnitte und dem Reime vorlieb nehmen. Auf mehrers haben die Verfaſſer nicht geſehen. Sie hatten nichts weniger in Gedanken, als uns ein Tonmaß von eitel Jamben zu geben. Ihre Meinung war ohne Zweifel, daß der

Leſer

Leſer im Ausſprechen jeder Sylben ihren eignen Klang laſſen ſollte, dadurch der Vers nicht allein Jamben, ſondern daneben auch Trocheen, und Dactyle bekömmt. Nach dem Urtheile Franzöſiſcher Ohren vermieden ſie hiermit den Eckel, der von der Monotonie beſtändig gleichtönender Füſſe entſteht. Folgende vier Oden ſind auch von Wekherleins Muſe; Sie haben nicht allein in dem Sylbenmaſſe, ſondern auch in den Gedancken etwas beſonderes und lebhaftes.

Von des Todes Gewißheit, und der Tugend Unſterblichkeit.

MAn findet nichts vollkommen in der Welt,
Wir Menſchen ſind mit Sorgen, Pein und Plagen
All Ort und Zeit, in Städten, auf dem Feld,
Vom Himmel, Lufft, Meer, und uns ſelbſt geſchlagen:
Ja auch der Götter Macht
Hat ihr Wohnung vollkommen
Und ſelig nicht gemacht.
Wer hat nicht wahrgenommen,
Wie Sonn und Mond gemein
Verfinſtern ihren Schein?
Und wie des Himmels Zeichen
Offt mangelhafft verbleichen?
Mit wie viel Angſt, Gefahren, Müh und Noth
Sind ohn Ablaß wir Menſchen umgeben?
Dieſe mit Luſt man übergibt dem Tod,
Jener hertzhafft verkrieget ſelbſt ſein Leben.
Dieſer aus viel Verdruß
Und Trauren will verderben,
Jener erbärmlich muß
In der Gefängnüß ſterben.
Etlich dürſtig nach Gut
Fliehen vor der Armuth,
Und ihren Hertz verrücken,
Wann ſie im Meer ertrincken.

Dieſe

Dieſe mit Waſſer, Gifft, Schwerdt oder Strick
Selbſt über ſich ein ſchrecklich Urtheil ſprechen,
Und rettend ſich von zu ſchwerem Unglück
Zweiffeln ſie nicht ſich wider ſich zu rächen.
Jene kommen mit Zwang
In dieſes Lebens Leiden,
Finden gleich den Ausgang,
Und andre Müh vermeiden,
Oder ſich in ihr Grab,
Eh ſie einige Gab
Des Tags ſelig genieſſen,
In Mutter-Leib beſchlieſſen.
Der Tod gewiß klopffet mit einem Bein
An groſſer Herrn Wolcken-tragende Schlöſſer,
Und armer Leut liegende Hüttelein,
Und iſt für beyd weder böſer noch beſſer.
Den Leib ein Tod allein
Mit unheilbaren Plagen,
Unentfliehlicher Pein,
Und undienſtlichen Klagen,
Aengſtiget Tag und Nacht,
Und die Seel wird gebracht
Vor Minos, der kein Flehen
Mehr pfleget anzuſehen.
Der Weg iſt breit in das finſtere Hauß,
Offen die Thür, daß man hinein ſtets gehet,
Aber wiedrum zu entrinnen daraus,
Hierauf das Werck, hierauf die Müh beſtehet.
Der Tugend Weg iſt ſchmahl,
Mit Dornen wohl verſchloſſen,
Gering iſt die Anzahl,
Deren die unverdroſſen
Und durch der Götter Gunſt,
Und der Tugend Einbrunſt,
Von dem Pöffel entzogen
Zu dem Geſtirn geflogen.
Der, deß Hertz mit Tugend gewaffnet iſt,
Gleich wie, Potzheim, dein edles Hertz zu ſehen,
Der kan des Glücks Zorn, Wanckelmuth, und Liſt
Veſt, wie ein Fels, unzaghafft widerſtehen:
Er iſt allzeit forchtloß,
Vor dem Strahl unverblichen,

Weißheit macht ſein Hertz groß,
Stets ſiegreich, unveraliechen,
Er, der für ſeinen Lohn
Sucht der Seligkeit Cron,
Und ſich ſelbſt überlebet.

Ueber den frühen Tod einer Fräulein.

DEin Leben, deſſen End uns plaget,
War wie ein Tag ſchön und nicht lang,
Ein Stern vor des Morgens Aufgang,
Die Röthin während weil es taget,
Ein Seufftz aus einer edlen Bruſt,
Ein Klag aus Lieb, nicht aus Unluſt,
Ein Nebel, den die Sonn verjaget.

Ein Staub der mit dem Wind entſtehet,
Ein Thau in des Sommers Anbruch,
Ein Lufft mit lieblichem Geruch,
Ein Schnee der Frühlings-Zeit abgehet,
Ein Blum die friſch und welck zugleich,
Ein Regenbog von Farben reich,
Ein Zweig welchen der Wind umwehet.

Ein Schaur in Sommer-Zeit vergoſſen,
Ein Eiß an heiſſem Sonnenſchein,
Ein Glaß alſo brüchig als rein,
Ein Waſſer über Nacht verfloſſen,
Ein Blitz zumahl geſchwind und hell,
Ein Strahl ſchieſſend herab gar ſchnell,
Ein Gelächter mit Leid beſchloſſen.

Ein Stimm die lieblich dahin fähret,
Ein Widerhall der Stimm in Eil,
Ein Zeitvertreiben mit Kurtzweil,
Ein Traum der mit dem Schlaff aufhöret,
Ein Flug des Vogels mit Begier,
Ein Schatt, wann die Sonn ſticht herfür,
Ein Rauch welchen der Wind zerſtöret.

Alſo dein Leben (ſchnell verflogen)
Hat ſich nicht anderſt dann ein Tag,
Stern, Morgenröth, Seufftz, Nebel, Klag,
Staub, Thau, Lufft, Schnee, Blum, Regenbogen,
Zweig, Schaur, Eiß, Glaß, Blitz, Waſſerfall,
Strahl, Gelächter, Stimm, Widerhall,
Zeit, Traum, Flug, Schatt und Rauch verzogen.

Auf den neuen Garten.

KAnſt du wohl glückſeliger ſeyn,
O du ſtets geſegneter Garten?
Du darffeſt auf den Sonnenſchein
Nicht wie ſonſt ander Gärten warten.

Dann deiner eignen Sonnen Glantz
Kan all deine Gewächs erlaben,
Und deine Gäng, Stöck, und Bäum gantz
Mit bequemer Jahrs-Zeit begaben.

Der Frühling ihres Angeſichts
Kan dich mit Bilgen, Roſen, zieren,
Daß dir an Blumen mangle nichts,
Wann alle Gärten ſchon gefrieren.

So wird dein Grund mit grünem Luſt,
Wo ſie nur ihren Fuß hinſetzet,
Wie deine Zweig und Aeſt mit Bluſt
Und Frucht durch ihre Hand ergetzet.

Und ſie in dir macht, daß ab dir
Sich Himmel und Erden erquicken,
Und daß du, aller Gärten Zier,
Sie all mit Blumen kanſt erquicken.

Ja wann ſie, (aller Blumen Ruhm,)
In dir deine Gewächs betrachtet,
Werden kaum gegen ſolcher Blum
Deine Blumen wie Graß geachtet.

Das Braut-Lied.

Als Filander mit grossem Lust
Die lang-begehrte edle Blust
Seiner standhafften Lieb errungen:
Hat ein Hauff Liebelein gar laut
Dem Bräutigam und seiner Braut
Zu Ehren dieses Lied gesungen.

O daß ihr möget allezeit
Einig, in keinem andern Streit,
Dann nur in Liebes-Streite, leben,
Darinnen eines jeden Hertz
Dem andern mög Wolluſt und Schertz
Für Schertz und Wolluſt wieder geben.

Durch Küß von ſüſſem Nectar feucht
Das Hertz und Seel von Freuden leicht
Solt ihr euch nehmen und mittheilen:
Ihr solt durch tieffwundende Küß,
Ihr solt durch ſüßheilende Biß,
Verwunden euch und wieder heilen.

Des einen Mund, soll mit Wolluſt
Des andern Hertz auf seiner Bruſt
Zu nehmen, ihm die Bruſt auffspalten.
Des andern Hertz soll mit dem Mund
Durch ſüſſe Küß verwundend wund
Der andern Bruſt sich nicht enthalten.

Mit euern Armen ſtarck und zart,
Mit euern Gliedern sanfft und hart
Solt ihr einander froh umfaſſen:
Und solt einander auch fürhin
Nicht mehr, dann mit ſüſſerm Gewinn
Wieder umzufaſſen, verlaſſen.

Deinen ererbten Heldenmuth
Nicht dein ererbtes Helden-Blut
Solt du, junger Held, jetzund ſpahren.

Lieb, lieber Scherz, lieblicher Glimpff,
Liebkoſen, Kütz, kützlender Schimpff
Werden ſie dir machen willfahren.

Wann aber ein ſolchs nicht genug,
Solt du Kühner mit gutem Fug
Dein freundliche Feindin anfallen:
Und laß dir ihre Scham und Zucht,
Ihr Klagen, Flehen und Ausflucht
Gefallen wohl und doch mißfallen.

Die Müh nimmt durch den Schweiſſe zu,
Die Ruh iſt ſüſſer nach Unruh,
Und ſüſſer die Küß, ſo genetzet:
Alſo wird dein leidige Freud,
Alſo wird ihr freudiges Leid,
Durch beyder Leid und Freud ergötzet.

Ach wie forchtſam ſcheinet ſie doch?
Ach wie zittert ſie ab dem Joch?
Darunter deine Arm ſie binden:
Nun kan dein Mund (dürſtig) zumahl
Von Seufftzen und Zehren ein Mahl
Auf ihrem Mund und Augen finden.

Köſtliches Mahl! Göttliche Speiß!
Himmliſches Getränckе! mit Fleiß
In ſo reiche Gefäß gegoſſen!
Gefäß ſo ſchön, daß auch kein Gott
Aus ſchönern in der höchſten Noth
Der Nahrung noch Artzney genoſſen.

Damit nun ihrer Süſſigkeit,
Und anreitzender Lieblichkeit,
Du und auch ſie mögeſt genieſſen,
So laß dich kein Bitt um Anſtand,
Kein Widerſtehen ihrer Hand
Fangen, verhindern, noch verdrieſſen.

Geh fang nur muthig an die Schlach',
Gebrauch doch nicht zu groſſe Macht,
Sie nicht zu ſehr gleich zu erſchrecken,

Son-

Sondern gebrauch Weil, Liſt, Betrug,
Falſche Flucht, Angriff, und Aufzug,
Damit die Veſtung zu entdecken.

Wann dann mit zitterender Stimm,
Wann dann mit gleißneriſchem Grimm
Sie dich wird arg, frech und böß nennen;
Hör doch nicht auf mit vollem Luſt
Ihre Stirn, Mund, Hals, Wangen, Bruſt,
Mit tauſent Küſſen anzurennen.

Sie mag lang ſagen, es iſt gnug,
Es iſt gnug, ſeyd ein wenig klug,
Und dir mit beyden Händen wehren,
Damit ſie doch nicht unten lig,
Häng du gleichwohl ſtets nach dem Sieg,
Durch welchen ſich die Lieb muß mehren.

Alſo in dieſem heiſſen Streit
Begierig nach der ſüſſen Beut
Kanſt du den Sturm wiedrum erneuen,
Und laß von ihrer Bruſt und Schoß
Weiß, rund, ſteiff, glatt, und mangelloß,
Dein geile Hände nichts abſcheuen.

Wann du ſo nah nun bey dem Platz,
Solt du Kuß auf Kuß, Schmatz auf Schmatz,
Schmuck auf Schmuck, Lieb auf Lieb loß ſchieſſen,
Alsdann ſolt du dein Blut, den Lohn
Der Lieb nemlich die Myrten Kron
Zu erlangen, hertzhafftig vergieſſen.

Mehr dann Stern in der klaren Nacht,
Mehr dann Blumen, des Frühlings Pracht,
Mehr denn Bienen auf Hybla fliegen,
Sollen gantz tieffgründende Küß,
Sollen ſüß empfindende Biß
Ihr vergebliche Forcht betriegen.

Aechtzen mit geilſchimpfender Schmach
Und Lächlen mit ſchertzender Sprach,
Und Poſſen ſollen da nicht fehlen:

Seufzen, Schmätz, Bitten, Klag und Lob,
Schimpff, Ernſt, und Scherz, züchtig und grob,
Du mit einander ſolt vermählen.

Alſo durch der Lieb rechte Kunſt
Wird ſie ihr artige Ungunſt
Artiger nach und nach verkehren,
Und endlich frey von Forcht und Zorn
Mit Gilgen, Roſen, ohne Dorn,
Dein Leib durch ihren Leibe ehren.

Dazumahl auf ein neue Art
Muſt du mit küſſen lang und hart
Ihre Seel aus ihr in dich ziehen:
Und ſie wird auch auf gleiche Weiß
Sich und dich mit lieblichem Fleiß
Zu ſättigen, ſich ſehr bemühen.

Dazumahl frecher dann zuvor
Erheb du das Panier empor,
Und fange weiter an zu ſtreiten:
Ueb aller ſüſſen Schalckheit Stück,
Ueb aller ſüſſen Boßheit Tück,
Und greiff ſie an auf allen Seiten.

Gebrauch Liſt auf Liſt, Schmach auf Schmach,
Biß ſie froh iſt, daß ſie zu ſchwach,
Und zu verlieren ſcharmützieret,
Gebrauch Kunſt, Stärck, Betrug und Macht,
Zwing ſie zu einer freyen Schlacht,
Da ihr beyd ſieget und verlieret.

Alſo euer ſtets friſcher Muth
Soll dieſes ſüſſen Kampfs ohn Blut
Euch wieder und wieder gewähren,
Und, ſo offt Phöbe ihren Glantz
Macht neunmahl halb und neunmahl gantz,
Euer Geſchlecht durch euch vermehren.

So

So fand Opitz die beſte Poeſie bey den Deutſchen in kleinen einzeln Stücken beſchaffen, als er in die poetiſche Welt ankam. Er war damit ſehr übel zufrieden, die geradebrechte Sprache, das Sylbenmaß, die gedrungene Reimen, die ſeltſame Art zu reden, mißfielen ihm in der Seele. Und in dem Inhalt fand er auch den Geiſt und Geſchmack nicht, welcher vielmehr, als Tonmaß und Reimen ein Gedicht poetiſch machet. Nach ſeinem Urtheil hatten die Deutſchen undanckbar „ gegen ihrem Lande, undanckbar gegen ihrer alten Sprache, ihr noch zur Zeit die Ehre nicht „ angethan, daß die angenehme Poeſie auch durch „ ſie hätte reden mögen. Er ſcheuet ſich nicht zu „ ſagen, wären ihm nicht etliche wenige Bücher „ vor vielen hundert Jahren in deutſchen Reimen „ geſchrieben, zu Handen kommen, dörfte er zweifeln, ob jemahls dergleichen bey ihnen üblich „ geweſen. Dann, ſagt er, was insgemein von „ jetzigen Verſen herumgetragen wird, weiß ich „ wahrlich nicht, ob es mehr unſerer Sprache zu „ Ehren, als Schanden angezogen werden könne. Durch dieſe alten Bücher, in welchen er die Poeſie zuerſt in der deutſchen Sprache reden gehöret, verſteht er keine andern, als die wenigen, die aus dem Schwäbiſchen Welt-Alter übrig geblieben. Er gedencket derſelben in ſeinem Ariſtarch mit ausdrücklichen Worten: Superſunt etiammum, ſagt er, non pauca, quæ Melchior Goldaſtus, vir in commodum ac gloriam Germaniæ natus, eruit ante aliquot annos è ſitu & publicavit. An demſelben Orte hat er auch etliche Zeilen aus dem Mar-

ner zu einer Probe angeführt, was die deutsche Sprache in der Poesie vermögte. Er urtheilet davon, ejus esse amœnitatis, ut nos pœnitere sermonis nostri non debeat, er beweinet aber zugleich, tam felicem poetandi Spiritum plane interceptum fuisse. Er erwähnet dieser und einiger andern Schrifften von diesem Alter auch mit vielem Lobe in seiner Prosodie. „ Ueber dies, sagt er, sind „ eines ungenannten Freyherrns von Wengen, „ Juncker Winsbeckens, Reimars von Zweter, „ der ein Pfältzischer von Adel, und bey Käiser „ Friedrichen dem Ersten, und Heinrichen dem „ Sechsten aufgewartet hat, Marners, auch „ eines Edelmanns, Meister Sigeherrens, und „ anderer Sachen noch vorhanden, die manchen „ stattlichen lateinischen Poeten an Erfindung und „ Zier der Rede beschämen. „ Und nach diesen Worten setzet er aus Walter von der Vogelweide, Kaiser Philippsen geheimen Rath, einen Ort, von dem er sagt: „ Es werde daraus leichtlich zu se„ hen seyn, wie hoch sich selbige vornehme Män„ ner, ungeachtet ihrer adelichen Ankunft und „ Standes, der Poeterey angemasset. „

Opitz fand vornehmlich zwo Ursachen, welche die Deutschen gehindert, daß sie die Poesie in ihrer Sprache zu treiben, so schändlich verabsäumet hatten. Erstlich die Vorurtheile, von welchen sie eingenommen waren, daß die Poesie eine eitele, unnöthige und vergebliche Wissenschaft sey, welche über dies mit mythologischen Grillen, heydnischem Göttertand, verliebten Ausschweiffungen angefüllet wäre. Hernach die Beschuldigungen, daß

das

das Deutſche dermaſſen grob und hart wäre, daß es nicht füglich in die gebundene Art zu ſchreiben gebracht werden könnte. Er meinte aber auch, daß dieſe Vorurtheile und Beſchuldigungen zu zernichten nichts weiters, als ein Mann vonnöthen wäre, der ſich der Poeſie in unſerer Mutterſprache mit einem rechten Fleiß und Eifer anmaſſete; Und er faſſete den großmüthigen Vorſatz, daß er ſelber ihr dieſen Dienſt thun wollte. Er gab ſich in ſeinen Vorreden, in ſeinem Ariſtarch, in ſeiner Proſodie alle Mühe, die Vorzüge der Poeſie, ihre Schätzbarkeit, ihren Nutzen zu erweiſen, ferner die Tüchtigkeit der deutſchen Sprache allen Zierrathen der Poeſie, insbeſondere denen, die von dem Wohlklange und der Harmonie entſtehen, Statt und Platz zu geben. Aber er zeigete dieſes zu einer nachdrücklichern Ueberzeugung durch ſeine eigenen Exempel, in welchen er die Idee, die er ſich in ſeinem Gemüthe, von einer recht-beſchaffenen Poeſie, und einem reinen Jambiſchen Verſe, entworffen hatte, durch das Werck vor Augen legete. In dieſem letztern Stücke hatte ein deutſcher Edelmann, Nahmens Ernſt Schwabe von der Heide, denſelben Einfall gehabt, und um dieſelbe Zeit angefangen, die Vers-Arten von eitel Jamben einzuführen, ohne daß Opitz einige Gemeinſchaft mit ihm gehabt, oder davon gewußt habe; Aber er brachte es darinnen bey weitem nicht zu der Vollkommenheit, zu welcher Opitz nochmahls geſtiegen, nachdem er ſeine Idee davon durch die Bekanntſchafft mit Daniel Heinſius, und durch Leſung der Niederländiſchen Gedichte deſſelben ausgebeſſert hatte.

Die erste Sammlung Opitzischer Gedichte kam 1624. zu Straßburg durch Besorgung Doctor Zinkgräfen in 4to. zum Vorschein, nachdem einige davon seit 1618. einzel im Drucke erschienen waren. Opitz hatte seine Einwilligung darein gegeben; und sie mit einer eigenen Vorrede an den Leser begleitet, welche ich hier deßwegen ausschreiben will, weil das Buch sich beynahe aus den Bibliothecken verlohren hat, und die Vorrede selbst zu Bekräftigung verschiedener Sachen dienet, die ich oben angezogen habe.

WAnn ich mir, günstiger Leser, gegenwärtiger Zeit Gelegenheit, was die freyen Künste belanget, für Augen stelle, muß ich mich hefftig verwundern, daß, da sonst wir Deutschen keiner Nation an Kunst und Geschicklichkeit bevor geben, doch biß jetzund niemand unter uns gefunden worden, so der Poesie in unserer Mutter-Sprache sich mit einem rechten Fleiß und Eifer angemasset. Die Italiäner haben erstlich die Lateinische Sprach zu unserer Voreltern Zeiten wieder auf die Beine gebracht, und doch darneben ihrer eigenen nicht vergessen. Der sinnreiche Petrarcha hat mehr Lob durch sein Toscanisch erjaget, als durch alles das, was er sonsten jemahls geschrieben. Sannazarius, welcher der Poeten Adler Virgilio ziemlich nahe gegrasset, hat mit seiner trefflichen Arcadia allen seinen Landsleuten die Augen aufgethan, und allen Römern

mern Troz gebotten. In Franckreich hat der berühmte Ronſardt durch ſeine Poeſie die Gemüther wie faſt verzaubert, und iſt von ſeinem König mit reichen Einkommen begabet worden. Barthaſius hat durch ſein ſchönes und ſchweres Werck ſolch Lob eingelegt, als wäre er der vornehmſte Griechiſche oder Lateiniſche Poet geweſen. Des Edlen Herrn Sidney Arcadia macht die Engelländer faſt ſtolz mit ihrer Sprach. Wie hoch der Niederländiſche Apollo, Daniel Heinſius, geſtiegen ſey, kan ich mit meinen niedrigen Sinnen nicht ergründen, und will hier in Erwähnung ſeiner meine Feder zuruck halten, daß ich ſein werthes Lob und Ehre, die er durch ſeine übernatürliche Geſchicklichkeit verdienet, mit meiner Zungen Unmündigkeit nicht verkleinere. So können der Amſterdamer Achilles und Polyxena, Theſeus und Ariadne, Granida Gerhard von Velſen, Roderich und Alfonſus, Griane, Spaniſcher Brabander, Lucella, ſtummer Ritter, Ithys, Polyxena, Iſabella, und andere faſt dem Seneca, und Terentio dem höflichſten unter allen Lateiniſchen Scribenten, an die Seite geſetzt werden. Wir Deutſchen allein undanckbar gegen unſerm Lande, undanckbar gegen unſerer alten Sprache, haben ihr noch zur Zeit die Ehre nicht angethan, daß die angenehme Poe-

sie auch durch sie hätte reden mögen. Und wären nicht etliche wenige Bücher vor vielen hundert Jahren in teutschen Reimen geschrieben, mir zu Handen kommen, dörffte ich zweiffeln, ob jemahls dergleichen bey uns üblich gewesen. Dann was insgemein von jezigen Versen herum getragen wird, weiß ich wahrlich nicht, ob es mehr unserer Sprache zu Ehren, als Schanden angezogen werden könne. Wiewohl ich keines Wegs in Abrede bin, daß viele stattliche Ingenia seyn mögen, die unserer Mutter-Sprache auch dießfalls wohl mächtig, und sie nach Würden zu tractiren wüßten. Warum aber solches biß anhero zuruck geslellet, kan ich eigentlich bey mir nicht ermessen. Dann daß ich es der Poesie selber, als einer unnöthigen und vergeblichen Wissenschafft zuschreiben solte, glaube ich nimmermehr, daß einiger verständiger diesem unbesonnenen Urtheil Beyfall geben könne. Diese fürtreffliche Art zu schreiben ist vor Alters so hoch geschätzt worden, daß auch der Weltweiseste Mensch, Socrates, an seinem Ende sie für die Hand zu nehmen sich unterstanden, und vermeynt, er könne die Unsterblichkeit der Seelen eher nicht empfinden, dann wann er durch die Poeterey, als nächste Stafel zu derselben, dahin gelangte. Und daß ich nicht berühre, was Plato dießfalls

weiter erzehlet, so mit Verwunderung zu lesen, wissen alle Gelehrte, wie von Anfang her auf eben diese Kunst so viel gehalten worden, daß man die Poeten eine heimliche Zusammenkunfft und Verbündnuß mit den Göttern zu haben geargwohnet, und ihre Schrifften als Orackel und Propheceyungen gehalten hat. Item, daß Homerus der Brunnen-Quell und Ursprung aller Weißheit zu seyn geschätzet worden. Daß der grosse Alexander, deßgleichen die Sonne nicht beschienen, eben dieses Homeri Gedichte allezeit unter sein Hauptküssen gelegt, und auf so einem edlen Schatz wohl zu ruhen vermeinet. Daß vorgegeben worden, Orpheus, weil er durch dieses Mittel die noch unbezwungene und verwildete Hertzen zu guten Sitten und der Tugend angewiesen, habe die unbändigen Thiere samt Bergen, Wüsten und Wäldern mit seinem Gesang beweget. Und was sonsten hin und wieder bey den Griechen zu finden. Bey den Römern auch ist Virgilius in solch Ansehen kommen, daß, wie Quintilianus, oder wer er ist, meldet, als man etliche seiner Verse offentlich verlesen, das gantze Volck aus sonderlicher Würdigung aufgestanden, und daß ihm, wann er gegenwärtig gewesen, solche Ehr als Käyser Augusto selbst widerfahren sey. Daß ich des weisen Moysis Lobgesanges, der Psalmen, des

hohen Lieds Salomonis, und anderer Oerter in Heil. Schrifft geschweige, welche nicht weniger poetisch, und mit solcher Zierlichkeit geschrieben sind, daß sie so weit über alle weltliche Gedichte steigen, so weit die himmlischen Dinge alle irrdische Eitelkeit übertreffen. Daß der Heil. Geist auch zwar die Lehre der Heyden verworffen hat, aber nicht die Worte, wie St. Ambrosius klärlich erweiset, und in der alten Uebersetzung der Bibel noch zu sehen; da denn Gigantes, Valles Titanum, Sirenes, filiæ Sirenum, Cocytus, πνεῦμα πύθωνος, und dergleichen, so von den Poeten entlehnet, noch zu finden seyn. Ja daß offtermahls, wie Plutarchus gar recht berichtet, durch Vulcanus, Bacchus, Venus und andere Nahmen, nichts als das Feuer, der Wein, die Liebe, und ihre Tugend oder Laster zu erkennen gegeben wird. So habe ich der Götter hierinnen so zum besten gedacht, daß ich mir für meine Person solch Lob nicht begehre: Wie sie dann auch offte verhönet werden von ihren eigenen Scribenten. Welches Euripides vor allen meisterlich gelernet, bey welchem das schöne berauschte Bübichen Cyclops unter andern vom Bacchus sagt:

Θεὸς δ' ἐν ἀσκῷ πῶς γένηθ' οἶνος ἔχων;
Was für ein Gott mag der wohl seyn/
So wohnet in der Flasche Wein?

Dar-

Daraus man wohl ſehen kan, wie gut ſie es mit ihren Göttern gemeinet. Letztlich achte ich auch nicht, daß bey uns einiger Menſch mehr gefunden wird, der nicht ſiehet die groſſe Blindheit, darinnen die armen Heyden geſteckt ſind, daß ſie auch ihre Sünden angebetet, ihre Laſter für Götter gehalten, Thiere und Beſtien in Himmel geſetzt, zu welchen unter andern auch Sileni Eſel, wie Aratus meldet, ſoll gelanget ſeyn. Wiewohl daſſelbe nicht ſonderlich zu beklagen, weil ihr noch ein ziemlich Theil auf der Erden blieben. Welches ich allein vor diejenigen ſetze, die mit der Venus lieber umgehen, und ſie ſo lieben als loben; und vor die ſo ohne Wiſſenſchafft ihrem Urtheil folgen, wie ſie dann auch urtheilen nach ihrem Verſtande. Iſt demnach dieſe ausbündige Diſciplin aus ihrer eigenen Schuld von uns nicht hindan geſetzt worden. So kan man auch keineswegs zugeben, es ſey unſer Teutſches dermaſſen grob und hart, daß es in dieſe gebundene Art zu ſchreiben nicht könne füglich gebracht werden: weil noch biß auf dieſe Stund im Helden-Buch und ſonſten dergleichen Gedichte und Reimen zu finden ſind, die auch viel andere Sprachen beſchämen ſolten. Ihm ſey aber doch wie ihm wolle, bin ich die Bahn zu brechen, und durch dieſen Anfang unſerer Sprache Glückſeligkeit zu erweis

weisen bedacht gewesen. Solches auch desto scheinbarer zu machen, hab ich einen ziemlichen Theil dieses Büchleins aus fremden Sprachen übersetzen wollen; daß man aus Gegenhaltung derselben die Reinigkeit und Zier der unseren besser erkennen möchte. Wiewohl ich mich gar nicht gebunden; angesehen sonderlich der alten Lateiner Exempel, die mit dem Griechischen Wesen auch nicht anderst umgegangen. Warum mir aber mehr von Liebes-Sachen, als andern wichtigern Materien anzuheben gefallen, achte ich nicht, daß ich weitläuffig erzehlen dörffe, weil sonderlich der Anfang jedwedern Dings von Freundlichkeit und Liebe (welcher ein jeglicher durch verborgene Gewalt der Natur, derer grösseste Unterhalt sie ist, verbunden) muß gemacht werden: Will nichts sagen, daß nicht allein die Exempel der edelsten Poeten von allen Zeiten her für Augen seyn: sondern daß auch gemeiniglich die Unterrichtung von Weißheit, Zucht und Höflichkeit unter dem betrieglichen Bilde der Liebe verdeckt lieget: daß also der Jugend die Lehre der Tugenden durch diese verblümte Weise eingepflantzet wird, und sie fast unwissend darzu gelanget. So hoffe ich auch nicht, daß, die sonsten von Geschicklichkeit der Poeten viel halten, sie um dieser ihrer alten Freyheit willen verwerffen werden. Ist

auch

auch Plato, der unter andern in ſeinen ſchönen Verſen ihm wünſchet der Himmel zu werden, daß er Aſterien genugſam beſchauen könte, nicht zu verdammen: Iſt Cicero, der in ſeinem Tuſculano von Liebes-Sachen ſoll geſchrieben haben: Iſt Plinius, der ſeine Carmina (die er nichts weniger als ernſthafft zu ſeyn bekennet) ſelber commentiret: Iſt Apuleius, deſſen ausbündige Buhler-Verſe noch vorhanden, ſamt ſo groſſen Helden, hohen Seelen, weiſen und fürnehmen Leuten nicht zu verſtoſſen, wie viel mehr ich, der ich angeſehen meine blühende Jugend, die keuſche Venus mit den gelehrten Muſis zugleich verehret habe? Wo aber noch dieſe Entſchuldigung nicht gelten mag; hoffe ich künfftig wohl zu erweiſen, wie ſehr die irren, ſo aus dem Anfange von künfftigem zu urtheilen ſich unterſtehen. Unbeſonnene Urtheile habe ich jederzeit mehr zu verachten als zu achten pflegen: und iſt niemand unweiſer, als der auf eines jeglichen Gutſprechen ſiehet, und wer er ſey, von andern erfahren will. Es werden vielleicht auch hier nicht wenig Sachen gefunden werden, ſo dem andern an der Güte der Worte und Erfindung nicht gleichen, weil ſie zum Theil vor dieſer Zeit geſchrieben worden. Hoffe aber, ſie ſollen doch nicht von allen verworffen werden. Es ſind viel Früchte, von denen man zwar

nicht

nicht leben kan, dennoch aber werden sie ohne Lust und sondere Ergetzlichkeit nicht angesehen. Daß ich der Ungleichheit der Meinungen nicht gedencke, daß diesem jenes, jenem dieses gefällt, und einer Rosen, der andere Dörner liefet. Ist mein Fürnehmen gerathen, hoffe ich nicht, daß mich jemand tadeln werde: wo nicht, so bin ich dennoch zu entschuldigen, weil ich unserer Sprache Würde und Lob wieder aufzubauen mich unterfangen.

Martin Opitz.

Die vornehmsten Gedichte in dieser Sammlung sind Dan. Heinsii Lobgesang Jesu Christi; desselben Lobgesang des Bacchus; die Lust des Feldbaues; Zlatna; an die deutsche Nation; an die Jungfrauen in Deutschland; Frühlings Klag-Gedichte; der gekreutzigte Cupido; ꝛc. Auch sein Aristarch ist dazu gedruckt worden. Unter den kleinern Stücken ist eine ziemliche Anzahl solcher, die Opitz nachgehends weggeworffen hat, so daß sie in keiner von den folgenden Auflagen mehr erscheinen.

Diese Sammlung hat der Herausgeber mit einem Anhange ausgesuchter Gedichte anderer deutschen Poeten verstärcket, und ich habe diejenigen, die ich oben von Melissus, Denaisius, und Wekerlein mitgetheilet habe, eben daselbst gefunden. Zinkgräfe sagt in einer kleinen Vorrede zu diesem

An-

Anhange, „ er habe ihn, wie die freygebigen „ Verkäuffer, als eine Zugabe mitgegeben, zu „ einem Muſter und Vorbilde, wornach man ſich „ in der deutſchen Poeterey hinfür etlicher maſſen „ zu reglieren habe. „ Alleine ſie ſind viel bequemer, den Vorzug der Opitziſchen Gedichte, auch in deſſen allererſten Verſuche, durch den groſſen Unterſcheid, der ſich zwiſchen ſeinen und dieſen Gedichten befindet, vor Augen zu legen. Ich verſtehe dieſes nicht alleine von denen Stücken, die von den eben erwähnten ältern Scribenten verfertiget worden, ſondern auch von den übrigen, die ſolche Männer zu Verfaſſern haben, welche Opitzens Muſter näher vor Augen hatten, und ſeine neue Manier poetiſch zu ſchreiben, und den Ton der Sylben in Acht zu nehmen, aus ſeinem eigenen Mund vernehmen können, Männer, deren Nahmen der Nachwelt durch Opitzens Gedichte bekannter geworden ſind, als durch ihre eigenen.

Ohne Zweifel mache ich den Leſer mit dieſen Worten begierig, etwas von dieſen Gedichten zu ſehen, damit ſie dieſe berühmte Freunde Opitzens auch aus den Wercken ihres Geiſtes kennen lernen.

Heinrich Alb. Hamilton, ein Dähne, dem Opitz ſeinen Lobgeſang Jeſu Chriſti zugeſchrieben, hat folgendes Gedichte auf die Naſe ſeiner Liebſten verfertiget:

Ach daß ich möchte ſeyn die ſchönſte Blum der Erden
Voll köſtliches Geruchs, ach daß ich könte werden
Der Weide gäntzlich gleich, die Flora aus ihr Schooß,
Da Jo war in Noth, nach Jovis Will ausgoß!
Ach daß ich jetzund hätt der Blätter Art und Tugend,
Damit Cupido ſelbſt in ſeiner Mutter Jugend

Den

Den Polſter hat gefüllt, darauf die erſte Nacht
An ihre Seiten zart Adonis ward gebracht!
Wie wolt ich mich in Eil ſo lieblich riechend geben,
Und rund um den Altar mit ſüſſer Kraft umſchweben,
Um den Altar, der ziert ihrs Antlitz Tempel klar
Mehr als die andere, doch kundbar Schönheit, Schar.
Vielleicht würd mich dann auch Fortun ſo günſtig führen,
Daß ich könt ungefehr den Purpur-Bogen rühren,
Welchen Cupido längſt für ſeinen hat begehrt,
Wofehrn nicht Daphnes Reu und Phöbi Treu gewehrt.
Ach wie bin ich umſonſt! Jezt alles thut erkalten,
Des Winters Boreas kein Blümlein kan erhalten,
Keiner Viol Geruch und keiner Naſen ſchon
Mein Wunſch erfüllen mag, dann ach ich muß darvon.

Wer Caſpar Kirchnern nicht kennt, müßte Opitzen nicht kennen, der ſeiner an ſo vielen Oertern gedencket, und doch nirgend mit einem feinern Lobe, als in dem Gedichte, das er auf ſeine Vermählung aufgeſetzet, wo er folgende Zeilen von ihm geſchrieben:

Wo iſt nun die Natur, wo ſind die groſſen Sinnen,
Mit derer Hoheit ihr zuvor erſchöpffen können
Den Grund der Wiſſenſchaft? Wo iſt der Weisheit Zier,
Mit der ihr, hoher Geiſt, giengt vielen andern für?
Wo iſt der Circkel dann, mit welchem ihr der Sternen,
Und Himmels Eigenſchafft gepfleget zu erlernen?

Von dieſem iſt nun folgendes Gedichte:

ALs Jupiter die Welt hat gäntzlich ausgemachet,
Und auf dem Erden-Kreiß ſchon alles grünt und lachet,
Wand er ſich dreymal um, und ſchauet hin und her,
Ob in dem groſſen Hauß irgend ein Mangel wär.
Es fehlet noch ein Ding: Er ließ ein Thier furkommen,
Das nun faſt überall die Welt hat eingenommen,
Ein artiges Geſpenſt, darnach ein jeder rennt,
Welches in unſerm Land ein Jungfrau wird genennt.

Es

Ein Thier das um den Mund, vornemlich in der Zungen
Trägt ein verborgen Gifft, damit es Alt und Jungen
Anstecket und verblendt, und mit eim süssen Schmertz
Kommt ungewarnter Sach gekrochen in das Hertz
Das uns je mehr nachzieht, je mehr wir von ihm fliehen,
Und je mehr von uns flieht, je mehr wir ihm nachziehen.
Ein freundliche Feindin, ein feindliche Freundin,
Die ohne Zauberey verzaubert unsern Sinn.
O wunderlich Gespenst, das uns ohn Feur entzündet,
Und ohne Strick und Band Gemüth und Seele bindet,
Welches Band nicht zerreißt, und zügen tausend dran,
Welch Feuer Mayn und Rhein nimmer verleschen kan.
Herr Bräutigam ihr könnt mir solches helffen zeugen,
Den ein so kleines Feur so bald hat können beugen,
Ein bittersüsses Thier hat euch niedergefällt,
Und euch in leidig Freud, in freudig Leid gestellt.
Jungfrau Anna die schoß die hellglänzende Stralen
Von ihrer Augen Sonn, über des Sandes Thalen,
Ueber des Tragheims Berg, über des Bobers Fluß,
Das Liebes-Fieber euch von diesem Schein anstieß.
Der Brand kam in das Hertz, all eur Gedancken schwommen
Mitten in diesem Feur, ihr wußt nicht zu bekommen
Zu euer Kranckheit Hilff, noch Trost zu euer Pein,
Weil alles beydes war zu tieff gewurtzelt ein.
Wolan Herr Bräutigam, wolt ihr werden curiret,
So schickt nach der die euch in diß Elend geführet,
Euer Kranckheit ich gleich Achillis Wunden acht,
Die niemand heilen konnt, als der sie hat gemacht.
Und ihr o Jungfrau Braut, wendet das grosse Klagen,
Kühlt was ihr habt gebrennt, heilt was ihr habt geschlagen;
Wo ihr nicht selber seyd des Krancken Doctorin,
So fähret er dahin ohn Hülff und Medicin.
Die schöne Nacht kommt an, der Mond sitzt auf den Wagen,
Und thut mit vollem Lauff des Himmels Feld durchjagen,
Die güldnen Lichter hat der Himmel aufgesteckt,
Weil sich die Sonn schon längst zu Bette hat gelegt.
Wolan es ist nun Zeit, daß ihr eur Kranckheit stillet,
Und mit Freuden den Lauff der Ewigkeit erfüllet,
Und schwitzt das Fieber aus, und lindert eure Pein,
Die auf kein ander Weiß kan recht vertrieben seyn.

Nun ihr Jungfrauen all, ihr müßt uns Platz verleihen,
Weicht die ihr führet die Braut, sie muß ein andern Reyen,
Nun tröst sie noch zuletzt, gebt ihr den letzten Kuß,
Das ander das ihr laßt, der Bräutigam thun muß.
Nun geht hin Jungfrau Braut, ich will euch Bürgen geben,
Daß ihr in diesem Streit behalten solt das Leben.
Nun fürcht euch nicht so sehr, es hat hie keine Noth,
Es ist nur Schimpf und Scherz, der Streit gilt nicht zum Tod.
Nun geht hin Jungfrau Braut, legt diesen Namen nieder,
Geht nun ein Jungfrau hin, und kommt ein Mutter wieder.
Geht doch, geht Jungfrau Braut, und laßt das Sorgen seyn,
Ich hoffe, daß gewiß morgen soll besser seyn.
Seht Venus selber kommt mit ihrem Volck gegangen,
Die fliegen hin und her, und tragen groß Verlangen,
Ein jeder wünschet ihm, daß er die Ehre hätt,
Daß er die neue Braut möcht führen erst zu Bett.
Der erste führt sie fort, der ander thut sehr traben,
Und macht ins Bett ein Grab, darinn er will begraben
Die Jungfrauschafft, die nun sehr traurig sich beweist,
Und soll in kurtzer Zeit aufgeben ihren Geist.
Der dritte trägt die Kertz, der vierte will auffangen
Die Thränen, die die Braut läßt rinnen von den Wangen.
Der fünfte löset ihr den Leibes-Gürtel auf,
Weil nun die Jungfrauschafft vollbracht hat ihren Lauff.
Die schöne Venus selbst lacht über diesen Dingen,
Und wünschet ihr viel Glück, und heißt ihr Kinder singen:
Komm Hymen, Hymen komm. Sie führet selbst die Braut,
Gibt ihr den letzten Kuß, und singet überlaut:
Nun geht, ihr Kinder, geht, und schmeckt die süsse Gaben,
Die Venus und ihr Sohn euch eingeschencket haben;
Geht hin, ihr Kinder geht, und euch holdselig paart,
Mit lieblichem Geküß nach einer Dauben Art.
Geht hin, ihr zwey, und kommt wiedrum mit euer dreyen,
Geht mit einander an den schönen Liebe-Reyen,
Und bringt herfür ein Thier, das durch der Götter Gunst
Voll sey der Mutter Treu, voll sey des Vaters Kunst.

Folgendes von Balth. Venator kan sich durch seinen scharffsinnigen Innhalt für sich selbst empfehlen, ohne daß wir es durch des Verfassers Freundschaft mit Opitzen schützen dörffen:

LAß Bündniß Bündniß seyn, die grossen Herrn behagen,
Da Land und Land wird eins, sich friedlich zu betragen,
Und da man Gut und Blut zusammen setzen will,
Wo etwann einer käm, dem Fehd und Krieg gefiel.
Es ist ein zweifflich Ding, auf Bündniß sich verlassen,
Dieselbe brechen offt, gantz unverhoffter massen,
Wen findst du der da hält, was er dir hat geschworn?
Du suchst ihn dann bey den, die vor uns warn geborn.
Bißweilen trennt die Furcht, was einmal ist verglichen,
Bißweilen macht das Geld durch Bündniß einen Strichen,
Bißweilen Unglück auch dieselbe schneidt entzwey;
So bald Gefahr sich regt, sind Bündniß wie ein Ey.
Das ist ein fester Bund, da sich die Lieb gesellet,
Da sich die Liebe selbst für einen Zeugen stellet,
Da Lieb ist selbst der Eid, das Pittschafft und die Hand,
Der Unterhändler selbst, der Both und Abgesandt.
In diesem Fall hat nichts das böse Glück zu hoffen,
Hie hat das Glück gar offt die Hörner abgeloffen,
Je mehr dasselbig wüth, je stärcker wird die Treu,
Durch ungerade Tag wird nur die Liebe neu:
Gleich wie die rauhe Kält, so durch und durch thut schneiden,
Mag zwey in einem Bett durch sein Gewalt nicht scheiden;
Je mehr die Winters-Zeit die zarte Leiber druckt,
Je mehr und mehr alsdann die Lieb zur Liebe ruckt.
Ein Jungfrau saß allein, und sang von Liebs-Gedancken,
Sie sprach: Von dir, mein Hertz, begehr ich nicht zu wancken,
Und muß ich mit dir gehn, durch Feuer, Schnee und Kält,
Und durch das wilde Meer, wie zornig es sich stellt.
Ich dacht in meinem Sinn, ob es solt möglich scheinen:
Ich fragt die Braut darum, sie that es nicht verneinen,
Sie sprach, die Kält ist warm, sie sprach, die Hitz ist kühl,
Wann ich die Liebe nur in meinem Hertzen fühl.
Ich fragt den Bräutigam, er solt sein Meynung sagen,
Er antwort mir geschwind, ich solt mich selber fragen?

Ich ſchwieg und gieng davon, dacht unterwegs bey mir,
Wie nun, Herr Bräutigam, wer ſagt die Sachen dir?

Wir erkennen in dieſem Gedichte den Geiſt des geſchickten Mannes, auf welchen Opitz ſich in folgenden Zeilen beruffen hat:

Lobt er und Erato mein neues Saitenſpiel,
Der gantze Helicon mag bleiben wie er will.

Die meiſten Gedichte in dieſer Sammlung ſind von Zinckgräfen ſelbſt, dem Mann, von welchem Opitz geſagt:

Und da das Vaterland Verfolgung leiden muß,
Bringſt du es wiederum durch Schreiben auf den Fuß.

Das beſte darunter wird wohl die Vermahnung zur Dapferkeit ſeyn, die er nach Art der Elegien des Tyrtäus geſtellt hat:

KEin Tod iſt löblicher, kein Tod wird mehr geehret,
Als der, durch den das Heil des Vaterlands ſich nehret,
Den einer willkomm heißt, dem er entgegen lacht,
Ihn in die Arme nimmt, und doch zugleich veracht.
Ein ſolcher ſtehet ſteiff mit unverwendten Füſſen,
Er weichet niemand nicht, ſein Feinde weichen müſſen,
Ein ſolcher Mann der iſt der Stadt gemeines Gut,
Der Widerſächer Grauß, des Lands wehrhaffte Hut:
Er kan der Schlachten Fluth bezwingen nach ſeim Willen,
Mit ſeiner Gegenwart des Feindes Trotzen ſtillen,
Sein unverzagtes Hertz iſt ſeinem Vaterland
Ein unerſtiegne Burg, des Volckes rechte Hand.
Mit ſeines Leibes Maur ſperrt er den wilden Feinden
Gleich vornen an der Spitz den Zugang zu den Freunden;
Verſchertzt die Freyheit nicht um einen Hut voll Fleiſch,
Um eine Hand voll Blut, um einen Mund voll Geiſt;
Begehrt des Lebens nicht auf niedrige Gedinge,
Hält unbarmhertziger Leut Gnade für geringe,

Sucht

Sucht seiner Feind Freundschafft mit seinem Schaden nicht,
Sein hohe Seel steht nur auf Gottes Gnad gericht.
Es geh ihm, wie es woll, er ist gerüst zu leiden
Das gut und böse Glück; und weil er nicht kan meiden,
Das er doch endlich muß, das er nur einmahl k...;
Sucht er recht würdiglich sein Tod zu legen an;
Frischt an die Seinigen mit Worten und mit Wercken,
Thut ihrer Tugend Schärff mit Feuerblicken stärcken,
Und lehret sie, es sey viel besser einer sterb,
Als daß das gantze Volck und Vaterland verderb;
Stirbt ungerochen nicht, weiß daß er wird zur Erden
Todt auf seim todten Feind ligend gefunden werden:
Besorgt nicht daß der Feind starck, er hingegen schwach,
Verläßt sich auf die Stärck seiner gerechten Sach.
Die gute Sach ihn tröst, solt auch der Feind obsiegen,
So werd die Wahrheit doch mit nichten unten liegen,
Sein Unschuld selber sich zu einem Bürgen stellt,
Daß sie doch endlich noch behalten werd das Feld.
Wann er die Winde nun sieht mit den Fähnlein spielen,
Da thun erst Zorn und Lust all Adern in ihm fühlen,
Indem er sicher ist, daß der in seiner Macht
Des Feindes Leben hat, der seines selbst nicht acht.
Acht für die beste Kunst, wann er nicht frey kan leben,
Daß er doch sterbe frey: thut immer vorwarts streben,
Sein ungesäumte Faust macht beyder Seiten Platz,
Biß sie errungen hab den vorgesetzten Schatz,
Gestraffet den Unbill durch zugelaßne Rache,
Dringt durch, auf daß sie sich unüberwindlich mache,
Und durch ein schönen Sieg, oder ein schönen Tod,
Sich hab versicheret vor allem Feindes Spott.
Wie ihr die Sonn, wann sie am allertiefsten stehet
Zum Untergang geneigt, am allergrösten sehet:
So auch erzeiget sich in seinem letzten Streit
Sein unerschrocken Hertz mit doppler Herrlichkeit:
Vergisset seiner selbst in seinem Geist entzücket,
Des Himmels Vorgeschmack des Lebens Lust verdrücket,
Erfüllt mit Ewigkeit, mit lauter Freud entzündt,
Durch seinen Tod die Furth zum rechten Leben findt.
Es folgt das gantze Volck, das auf ihn thäte bauen,
Der Leichen traurig nach, der Leichen von Jungfrauen
(Den er ihr Ehr bewahrt, die er vor Schand behüt)
Mit Kronen aufgeziert, mit Blumen überschütt.

Ihn klaget Jung und Alt, das Lande thut beweinen
Zwar ihne nicht so sehr, als selbst sich und die Seinen,
Die dieser Säul entsetzt, die diesen Arm verlohrn,
So ihn'n zur Aufenthalt und Rettung war geborn.
Sein Kinder und Geschlecht seintwegen hochgepriesen
Geliebt von jedermann, und jedermann gewiesen
Sein Grab, das Dapferkeit fürtrefflich zugericht,
Erleuchtet durch der Ehr unauslöschliches Liecht.
Sein Ruhm füllt alle Land: liegt schon sein Leib vergraben
Bleibt doch sein edler Nam an Himmel hoch erhaben,
Erhaben an den Thron der wahren Herrlichkeit,
Umgeben mit dem Glantz unsterblicher Klarheit.
Ein solchen hübschen Tod beschert Gott nur den Frommen:
Wer knechtisch ist gesinnt, muß unter Herren kommen,
Die ihn mit einem Zaum nach ihrem Willen führn,
Weil er der Freyheit müd sich selbst nicht mag regiern.
Seht den verdienten Lohn der Weichling und Verräther,
Die setzen aus dem Gleiß der Redlichkeit der Väter,
Die das unschuldige Blut der Nachkommenheit
Verslaven in das Joch der fremden Dienstbarkeit.
Es ist zulang gewart, sie werdens nicht entkommen,
Es ist zu spath gewehrt, wanns Hertz schon ist genommen;
Wann Wollust, Geitz, Haß, Forcht hat diese Vestung ein,
All andre Vestungen gewiß vergeblich seyn.
O weh des Hertzenleids! o weh des schweren Leiden!
Wo von dem Weib der Mann, vom Mann das Weib geschieden,
Wo von den Elteren die zarte Kinderlein,
Ein Freund vom anderen verjagt, getrennt muß seyn:
Wo fremd Unkeuschheit man muß ihren wüsten Willen
An seinen Töchteren und Weibern sehn erfüllen,
Darff drüber seufftzen nicht, darff weder sehn noch hörn,
Muß vor Trostlosigkeit sich in sich selbst verzehrn;
Darff sich in seinem Creutz mit weinen nicht ergetzen,
Darff mit der Freyheit sich mit keinem Thränen letzen,
Wann von ihm weichen will der ungeschätzte Schatz:
Muß leiden, daß ihn reit auch der geringste Fratz;
Und mit dem Rucken dann das seinig noch ansehen,
Und also leer und bloß an Bettelstabe gehen,
Verlassen Haus und Hof zusamt dem Vaterland,
Ziehen, da niemand ihm, er niemand ist bekannt:
Mit seinen Eltern grau, mit seiner lieben Frauen,
Und unerzogner Zucht das bitter Elend bauen,

Bey jedermänniglich verſchmähet und verhaſt,
Und, wo er kommet hin, ein unwillkommner Gaſt.
Seins Stammens Achtbarkeit man draussen wenig achtet,
Vor Unmuth all Anmuth der Schönheit ihm verſchmachtet,
Niemand ſich ſein annimmt, und meynet jederma[illegible];
Gott nehme ſich auch ſelbſt keines vertriebnen an.
Mit einem Wort, das recht Feg-Opfer dieſer Erden,
Der Auswürffling der Welt er mag genennet werden,
Ein Stieffkind aller Freud, ſein Leben voller Hohn;
Ein recht Tragödia geſpielt durch ein Perſon.
Es ſcheuet keiner ſich ihm Leide zuzufügen,
Ihm zu verweiſen ſein Unfall, ihn zu betriegen,
Wer ligt der ligt, vor ihm laufft männiglich vorbey,
Denckt nicht, wie nah viell icht ſein eigen Unglück ſey.
O w h und aber weh, wann noch die Füll des Kummers
Den harten Stand beſchleußt, der Hunger alles Hungers,
Wo man des Troſts beraubt, des wahren Seelen-Brot;
Ein ſolches Volck das iſt gleich als lebendig tod.

Drum gehet darfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein; eur Leben unverdroſſen
Vors Vaterland aufſetzt, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt, das iſt der Tugend Brauch.
Eur Hertz und Augen laſt mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom andern ſich menſchlich Gewalt laß trennen,
Keiner den anderen durch Kleinmuth ja erſchreck,
Noch durch ſein Flucht im Heer ein Unordnung erweck.
Kan er nicht fechten mehr, er doch mit ſeiner Stimme,
Kan er nicht ruffen mehr, mit ſeiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thu, in ſeinem Heldenmuth
Nur wünſchend, daß er theur verkauffen mög ſein Blut.
Ein jeder ſey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh feſt mit den Füſſen ſein,
Und beiß die Zähn zuſamm und beyde Leffzen ein:
Daß ſeine Wunden ſich lobwirdig all befinden
Davornen auf der Bruſt, und keine nicht dahinden;
Daß ihn der Tode ſelbſt auch in dem Tode zier,
Und man in ſeim Geſicht ſein Ernſt noch lebend ſpür.
So muß wer Tyrannen geübriget will leben,
Er ſeines Lebens ſich freywillig vor begeben,

Wer nur des Tods begehrt, wer nur frisch geht anhin,
Der hat den Sieg, und dann das Leben zu Gewinn.

Tyrtäus hat etliche Gedichte verfertiget, worinnen er der Dapferkeit ein ungemeines Lob beylegete; er erhob die Liebe des Vaterlandes, und die Unerschrockenheit derer wackern Kriegesmänner, welche in dem Gefechte das Schrecken und den Tod durch alle Glieder und Reihen mit sich führeten, bis in den Himmel. Er ermunterte diejenigen, welche den Muth verlohren hatten, auf ein neues, und belebete sie mit neuer Hoffnung, wann sie in etlichen Schlachten das Hertz sowohl als das Feld verlohren hatten. Er stellete in seinen Gedichten die Vortheile vor, welche ein Krieges-Mann dem Vaterlande mittheilet, wann er mit Verachtung aller Gefahr und des Todes selbst vornen an dem Heere dapfer streitet. „Ein „ solcher, sagt Tyrtäus in einem Gedicht, belebet alle, die um ihn herum fechten, mit einer „ großmüthigen Kühnheit, und man sieht ganze „ Regimenter vor ihm fliehen: Fällt er unter den „ Streichen des Feindes, was vor Ruhm empfänat nicht daher sein Vaterland, seine Mit„ bürger, und seine Verwandten? Alte und Junge bewcinen ihn; Jedermann ist in der Trauer, „ sein Grab bleibt auf ewig berühmt, und der „ Nachklang seiner großmüthigen Thaten kömmt „ auf die spätheften Nachkommen. Die heldenmüthigen Thaten werden nicht in den Staub „ begraben, und der Tod selbst wird diesen unerschrockenen Kriegern zu einem Gewährmann

„ der

„ der Unsterblichkeit. Wenn er ungeachtet der Ge-
„ fahr, die das Leben der Kriegenden beständig
„ bealeitet, das Glück hat, seinen Sieg zu überleben,
„ so ist niemand, der ihn nicht verehre, und er
„ stirbt erst nach einem Leben, worinnen er An-
„ nehmlichkeit und Anmuth vollauff genossen hat.„
Man kan aus dieser Probe von der Natur der Gedichte des Tyrtäus urtheilen. Alle die kleinen Stücke, die davon übrig geblieben, sind diesem gleich, und es ist offenbar, daß Zinckgräfe sie vor Augen gehabt hat.

Martin Opitzens Verworffene Gedichte.

OPitz war mit der Straßburgiſchen Auflage ſeiner Gedichte, die von Zinckgräfen beſorget worden, ziemlich übel zufrieden, ungeachtet er ſeine Einwilligung darein gegeben, und eine eigene Vorrede darzu geſchrieben hatte. Eine Urſache deſſen mag die Unvollkommenheit derſelben geweſen ſeyn, welche er mit zunehmendem Erkänntniß ſeiner unwirdig gehalten; eine andere die ziemlich groſſe Freyheit, womit er in einigen Stücken von Liebes-Sachen geredet hat. Von der erſtern berichtet er uns ſelbſt in dem fünften Capitel ſeiner Proſodie mit dieſen Worten: Meiner deutſchen Poematum halber, die unlängſt zu Straßburg ausgegangen, und zum Theil vor etlichen Jahren von mir ſelber, zum Theil in meinem Abweſen von andern ungeordnet und unüberſehen zuſammen geleſen worden, bitte ich alle die, denen ſie zu Geſichte kommen ſind, ſie wollen die vielfältigen Mängel und Irrungen, ſo darinnen ſich befinden, beydes meiner Jugend, (angeſehen daß viel darunter iſt, welches ich, da ich noch faſt ein Knabe geweſen, geſchrieben habe) und dann denen zurechnen, die aus keiner böſen Meinung meinen guten Nahmen dadurch zu erweitern bedacht geweſen ſeyn. Ich verheiſſe hiermit eheſtens alle dasjenige, was ich von dergleichen Sachen

bey

bey Handen habe, in gewisse Bücher abzutheilen, und zu Rettung meines Gerüchtes, welches wegen voriger übereilten Edition sich mercklich verletzt befindet, durch öffentlichen Druck jedermann gemeine zu machen.

Die andere Ursache, nemlich den Buhlerischen Innhalt wird man hauptsächlich in denen Stücken wahrnehmen, welche er in den folgenden Auflagen lieber ausgeschlossen, als ausgebessert hat. Er hatte zwar die Licentz derselben schon bey der ersten Ausgabe erkannt, und dafür eine geschickte Apologie in der Vorrede (an dem Ende derselben) geschrieben, womit er die Sache gut zu machen verhoffet.

Allein diese Schutzrede mag nachgehends ihm oder den ernstlichern Lesern nicht zulänglich geschienen haben; Das ist gewiß, daß er nicht wenige Stücke von diesem verliebten Innhalt ausgestrichen, und in allen folgenden Auflagen zuruckbehalten hat.

Ich habe mich diese beyden Ursachen nicht abhalten lassen, die weggeworffenen Stücke nach einer Zeit von 120 Jahren wieder hervorzusuchen, worzu ich mich durch folgende Betrachtungen genugsam berechtiget gehalten habe. Erstlich halte ich davor, es sey des Verfassers Geschmack, Reinigkeit und Zärtlichkeit, sowohl was die Licentz der Verse, als der Gedancken anlangt, durch diese Ausmusterung, die er, so viel an ihm gestanden war, bewerckstelliget hat, genugsam in Sicherheit gestellt, und vor allem Tadel verwahrt worden.

Durch

Durch gegenwärtigen Druck kommen sie auch nur in weniger und meistens nur solcher Leute Hände, bey welchen Opitzens Verdienste ausser allem Streit sind. Daneben sind sie hier ziemlich versteckt, und fallen unter einer solchen Menge verschiedener poëtischer und critischer Schrifften nicht so starck ins Auge. In der neuen Auflage von Opitzens poetischen Wercken, die in unsrer Stadt vorgenommen worden, hätten diese jugendliche Versuche desselben neben seinen reiffern und stärckern Gedichten eine desto schlechtere Figur gemacht. Man hat sie mit denselben nicht vermengen, und doch auch nicht Ursache geben wollen zu klagen, daß man etwas von Opitzen hinterhalten habe. Dieses hätten uns Leute nicht verzeihen können, welche für Opitz eine so abergläubige Hochachtung haben, wie einige Catholicken für ihre Heiligen, so daß sie auch seinen Hut, seine Feder, seinen Schreibzeug mit Gold erkauffen würden.

Was den buhlerischen Innhalt derselben anlangt, so hoffe ich, man werde ihn nur verliebt, aber nicht zugleich schlüpferig oder unzüchtig finden. Diejenigen, denen man vorgegeben, daß sein stärckster Affect die Liebe zur Wollust gewesen, werden darinnen nichts finden, das diesen bösen Verdacht rechtfertige, man wolle dann alle Poeten, die in dem Affecte der äussersten Liebe geschrieben haben, der Wollüstigkeit berüchtigen.

Endlich düncket es mich für den Poeten ein besonderer Ruhm, daß er dem Muth gehabt, bessere Gedancken zu verwerffen, als viel andere die

ihn

ihn verachtet, geſchrieben haben; und für den Leſer eine angenehme und nützliche Bemühung, die erſten Grade ſeines Zunehmens in der poetiſchen Kunſt zu beobachten, und den abſonderlichen Fehlern nachzudencken, welche ihn in jeglichem Stücke bewogen haben mögen, daſſelbe zu verwerffen.

Martin Opitzens Elegie
aus Dan. Heinſii Monobiblo.

Ihr aber wiſſet nichts als nur auf Gut zu ſinnen,
Und zieht bald über Feld, bald durch das wilde Meer,
Ja wohin auch die Sonn hat niemals reichen können,
Da bringet ihr das Gold, den ſchönen Koth, anher.
Und ich bedarff diß nicht, was ihr an allen Enden
Zu Land und Waſſer ſucht, das hab ich ſchon bey mir;
Mein Gut iſt, daß ich ſterb in meiner Liebſten Händen,
Die Straſſe wandel ich gar ſicher für und für.
Dann jetzund wird mein Geiſt von ihrem Geiſt empfangen,
Wann er das ſchöne Thor des Mundes kommt hinein,
Jetzund ergeh ich mich bey den liebreichen Wangen,
Da Venus und ihr Sohn perſönlich wohnhaft ſeyn.
Bald hat ſie mir, ich ihr, den zarten Hals umgeben,
Und ſchau, wie die Natur ſo trefflich ſie geziert,
Bald in den Aeugelein enthalt ich mir das Leben,
Dahin werd ich zugleich mit Sinn und Muth geführt.

Wie der so unverschuldt sein Vaterland verlassen,
Muß suchen einen Weg der ihm gantz unbekandt,
Geht über Berg und Thal durch angenehme Strassen,
Nichts achtend, als allein sein liebes Vaterland:
Wann er dann ungefehr erblicket einen Bronnen,
Der sonst verborgen ist in mitten in dem Wald,
Befreyet vor der Hitz und Ungedult der Sonnen,
Da nichts als nur das Wild hat seinen Aufenthalt,
So ist er wolgemuth, vergisset aller Dinge,
Erforschet nur den Quell des Brünneleins mit Fleiß,
Und wünscht, daß ihn alldar der sanffte Schlaf umringe,
Weil er vor grosser Lust sich selber auch nicht weiß.
Nicht weniger auch mich, weil ich so sehr geirret
Durch Freud und höchste Lust der süssen Liebes-Pein,
Weil mein Gemüthe sich in Wollust gantz verwirret,
Wird nichts nicht machen loß, als nur der Tod allein.

Auf Herrn Matthei Ruttarti, und Jgfr. Anna Namßlerin Hochzeit.

Jhr vielgeliebtes Paar, die ihr die enge Strassen
Der alten Ewigkeit solt gehen, und verlassen
Dasjenige so euch nicht wiederkommen kan,
Und eurer Jungfrauschaft den letzten Tod thut an;
Jhr vielgeliebtes Paar, ihr heute noch Jungfrauen;
Die ihr euch nach euch selbst werdt morgen früh umschauen;

Die

Die ihr einander solt dasselbe stellen ein,
Davon ein jeglichs doch behalten wird das sein.
Ihr vielgeliebtes Paar, bitt wollet mir verzeihen,
Daß ich (wie gern ich will und soll) nicht kan zuweihen
Euer unmüssig Fest mit Römischem Gedicht.
Apollo zörnt mit mir, will mich mehr kennen nicht.
Entschuldiget mich euch: Ich schweere bey der Schönen,
Der Schönen, von der ich mein Leben muß entlehnen,
Die mich führt im Triumph, die mir nimmt meinen Geist,
Und ihn, wenns ihr geliebt, auch wiederkommen heißt;
Ich schweere bey dem Licht das sie läßt freundlich blicken
Von ihrer Augen Sonn, und mich mir selbst entzücken,
Daß Venus zu mir kam (es ist noch nicht ein Jahr)
Am schönen Wasserberg mit ihrer gantzen Schaar.
Sie bat, ich wolt ihr Kind lassen bey mir einkehren,
Und es die deutsche Sprach, so gut ichs wißte, lehren.
Ich gab ihr guten Trost, sie gab mir ihren Sohn:
Sie hofft auf meinen Fleiß, ich hofft auf treuen Lohn.
So kommt zwar unverhofft der Knab in Eil geflogen,
Alsbald er aber nur bey mir ist eingezogen,
Legt er die Flügel ab, kein Essen nicht begehrt,
Thut wie er wär zu Hauß, macht Feuer auf den Herd.
Ich muß gedultiglich des Gastes nur gewohnen:
Wiewol er seinen Wirth thut ziemlich schlecht belohnen:

Das Hertze zündt er an, die Augen macht er blind:
Man findt nicht die man sucht, man sucht nicht die man findt,
Ist das der Danck? Ich ließ an mir nichts nicht erminden,
In kurtzer Zeit konnt er sich in die Sprache finden,
Letztlich vor meine Müh er sich selbst in mich drang,
Und nahm mir mein Gemüth und Sinn. Ist das der Dank?
O Pein, o süsse Pein, o Leiden ohne Freuden,
O Feuer ohne Brand, o Freuden ohne Leiden!
Das liebliche Gespenst, so man allhier zu Land
Jungfrau zu täuffen pflegt, ward mir durch ihn bekannt.
Wie offt hab ich gewünscht, daß mich der Sonnen Wagen,
Um das gläserne Feld des Himmels möchte tragen:
Wie würd ich halten offt auch mitten in der Flucht,
Daß ich den schönen Glantz an ihr beschauen mocht.
Wie offt hab ich gewünscht, daß ich doch werden solte
Ein Bien, ein kleine Bien, und lesen wenn ich wolte
Aus ihrem rothen Mund den honigsüssen Thau,
Deßgleichen man nicht findt in der Welt grossen Au.
So würd mein Seel in ihr, ihr Seel in meine kommen,
So würde mir mein Schmertz durch ihren Schertz benommen,
So würde mir die Pfort des Lebens aufgemacht,
So wär mir die Nacht Tag, so wär mir der Tag Nacht.
So würd ich freudiglich mit lebendem Tod sterben,
So würd ich in der Welt den Himmel noch ererben:
Der Tod, den ich mir wünsch, der Himmel den ich mein,
Ist in der Liebsten Schoß gar sanffte schlaffen ein:

Das

Das iſt der Tod, den ich will lieber als das Leben,
Das iſt des Himmels Schloß, darinnen ich will ſchweben,
Darein Cupido ſelbſt wird tragen meinen Geiſt,
Das iſt der Götter Land, da ihr Tranck innen fleußt.
Das iſt der reiche Grund, drein Jupiter geſencket
Des Goldes Regenbach, dabey die Venus tränckt
Die zarten Däubelein, darinn der Nymphen Chor
Sich badet, ja das iſt der Luſt und Freuden Thor.
Diß alles ſollet ihr, Herr Bräutigam, erlangen,
Diß alles werdet ihr euch müſſen unterfangen
Hertzliebe Jungfrau Braut, in eurer Armen Band
Werdet ihr nehmen ein der wahren Liebe Pfand,
Den Zoll, den theuren Zoll, den man muß Venus geben,
So fern man trachten will dem Tode nach dem Leben.
Geht, geht, Herr Bräutigam, geht Jungfrau Braut, geht an:
Heut Jungfrau, morgen Weib: heut Bräutgam, morgen Mañ.

Hochzeit-Gedichte.

Nachdem die Welt gegründt, und ihr Termin geſteckt,
Nachdem die ſchöne Luſt rundum ſich ausgeſtreckt,
Und auch die wilde See, die nah und weit zu kommen
Pflegt nach des Monats Lauf, ihr Oerter eingenommen,
Sah Jupiter hinab, und ſpürete niemand,
Der diß gewaltig Hauß brächt unter ſeine Hand.
Drum von ſeins Vaters des Saturnus Leib er hiebe
Das Theil ſo ſchändlich iſt, doch nöthig in der Liebe,

Und warff es in das Meer, daraus ein Schaum herkam,
Davon das geile Weib, die Venus, Urſprung nam,
Das geile Weib, das Weib, das aller Götter Sinnen,
Mit ihrem blinden Kind hat liſtig rauben können.
Sie haben gantz und gar gebracht in kurtzer Zeit
Das menſchliche Geſchlecht in ihre Dienſtbarkeit.
Sie thäten über dieß ein ärger Weſen führen,
Beweiſen ihre Macht auch an den ſtummen Thieren,
So daß nun überall durchaus nichts leben kan,
Es muß ihr und dem Kind allzeit ſeyn unterthan,
Das Kind, das loſe Kind, das mit dem Pfeil und Bogen,
So ſehr viel hundert Jahr iſt durch die Lufft geflogen,
Und hat ſein groſſes Reich gewaltig ſtarck vermehrt,
Ja auch die Mutter ſelbſt ohn alle Scheu verſehrt.
Das Joch mußt ihr doch auch noch angeworffen werden,
Von ihrem eignen Sohn, der Herr iſt dieſer Erden,
Und Printz der weiten Welt, der hält die Luſt vor ſein,
Die zierlich iſt gewirckt mit lichten Sternelein,
Die mit der Strahlen Glantz gehn auf der weiſſen Straſſen,
Und in der holen Kaut Lufft, Erd und See umfaſſen.
Nun laßt uns doch beſehn, wohin der ſchöne Sohn,
Der groſſe kleine Gott gebauet ſeinen Thron.
Er hat ihm auserwehlt der Augen Thron zu eigen,
Die uns ſein Königreich, als klare Spiegel, zeigen.
Der Augenapfel iſt die Kugel dieſer Welt,
Das Waſſer aber, das der Apfel in ſich hält,

Das

Das ſind die milden Quell, ſo aus den Bergen ſchieſſen,
Und durch das grüne Thal mit ſanftem rauſchen flieſſen.
Der Circkelrunde Krantz, der um den Apfel geht,
Das iſt die wilde See, die nach der Erden ſteht:
Der Augen weiſſer Platz, ſo ſich umher ergeuſſet,
Das iſt die klare Lufft, die Erd und See beſchleuſſet.
Es iſt ein Wunderding, daß das viert Element
Auch in den Augen nicht von andern iſt getrennt,
Das Feuer, ſo durchs Meer gantz hell und lieblich blicket,
Und mit dem ſchönen Schein uns Muth und Sinn entzüket;
Das Feuer, ſo den Weg ihm durch die Augen nimmt,
Und unvermerckter Sach in unſer Hertze kömmt:
Da ruht es ohne Ruh, da hebt es an zu brennen,
Daß wir der Liebe Krafft, und uns in uns nicht kennen.
Was Wunder iſt es dann, daß er mit ſeinem Band,
Die Welt bezwungen hat durch ſeine ſchwache Hand,
Der tauſend Welten hat, die Augen, da er zeugen,
Und klärlich darthun kan, wie er uns könne beugen?
Diß iſts, das euch bezwang, diß iſts, Herr Bräutigam,
Diß iſt die neue Welt ſo euer Hertz einnahm.
War euch auch wol zu Muth, gabt ihr euch auch verlohren,
Als die vier Element zugleiche ſich verſchworen,
Zu liefern eine Schlacht, die in der Augen Welt
Sich alle lägerten, und gaben ſich zu Feld?
Ihr habt euch wahrlich wol die Rechnung machen können,
Daß vier ſo ſtarcke Feind euch würden angewinnen.

Ihr thut auch was ihr wollt, ihr brauchet alle Kunst,
Ich halte nur darfür die Arbeit sey umsonst.
Bey dreyen wäre Rath, dem vierten zu entfliehen,
Dem Feuer, weiß ich nicht, ob man sich darff bemühen.
Was laufft ihr viel und sucht? die Hilff ist bey der Hand;
Wer hie genesen will, der muß doch zu dem Brand,
So erstlich ihn entzündt: diß seyn Achilles Wunden,
Die niemand heilt, als der, von dem man sie empfunden.
Was gibet man denn an? das Bitten ist das best,
Es ist ein Hertz von Stein, so sich nicht biegen läßt.
Nicht längst hab ich gehört von einer Feldgöttinnen,
Wie ihr, Herr Bräutigam, [illegible] pflegen zu beginnen
Ein sehnlich Klagelied, daß Wald, Feld, Berg und Thal
Es haben wiederholt mit kläglichem Nachschall.
Die Nymfen haben es mit Wehmuth auch vernommen,
Und mein Asterie hats lassen mir zukommen:

All mein Leiden, Lieb und Schmertze
Hat mein Hertze
Gantz umringt mit Traurigkeit.
Als ein forchtsam Hirsch muß eilen
Für den Pfeilen,
Flieg und renn ich jederzeit.
Ich vollführe meine Klage
Nacht und Tage,
Denckend an der Liebe Quall,

Stets

Stets die Thränen mich begieſſen,
Die da flieſſen,
Als zwey Bäche von Cryſtall.
Wollt ihr demnach, Jungfrau, geben
Meinem Leben
Hilff und Troſt in dieſem Leid,
So erbarmt euch doch bey Zeiten,
Thut bereiten
Nach dem Trauren Luſt und Freud.
Eh daß ſich bey mir beginnen
Alle Sinnen
Zu verliehrn, und aller Muth.
Rettet mich von dem Elende,
Eh das Ende
Selbſt bey mir das beſte thut.
Ach Printzeßin, ach Jungfraue,
Euch ich traue,
Ihr ſeyd meine Medicin
Vor das weinen, vor das klagen,
Laßt mich ſagen,
Daß ich euer Diener bin.
Wie ſolte ſie ihm thun? ihr werdet doch gewährt,
Kein Mannes-Tropfen fällt vergebens zu der Erd,
Und was iſt beſſer Rath, eins hat gebrannt das ander,
Als daß ihr nun zugleich geneſet mit einander?

Geht an, ihr liebes Paar, was tretet ihr beyseit?
Es ist jetzund gleich recht, jetzt ist die beste Zeit,
Daß ihr die Hitze leschet. Was wollt ihr viel verziehen?
Was wollt ihr selber das, so ihr gewünschet, fliehen?
Was ist es, Jungfrau Braut, wollt ihr zurücke gehn?
Es hilfft gewiß euch nicht, ihr müsset doch gesehn,
Es ist nun fort mehr alt, daß man nicht kan vertreiben
Zugleich der Liebe Brunst, und dannoch Jungfrau bleiben.
Der Bräutigam der kommt, er gehet auf euch zu,
Jungfrau, es ist das best, ihr gebet euch zu Ruh.
Es ist der nächste Rath, daß man ein Hertze fasse,
Und was man nicht vermag zu halten, willig lasse.
Tretet ab, ihr Jungfräulein, die Braut hat jetzt nicht Zeit,
Laßt sie zu Bette gehn, hört auf von eurem Streit,
Zu einem andern Streit muß sie sich jetzund kehren.
O daß wir allesamt in solchem Streiten wären!

Ein Gebet, daß Gott die Spanier wiederum vom Rheinstrom wolle treiben, 1620.

Schlag doch, du starcker Held, die scheußlichen Maranen,
So leyder! ihre Zelt und Blutgefärbten Fahnen
Auch jetzt in Deutschland bracht, an unsern schönen Rhein,
Der Waffen tragen muß, vor seinen guten Wein.
Es ist genug gespielt mit eisernen Ballonen,
Du grosser Capitain, hör auf, fang an zu schonen,

Es iſt genug, genug, die Götter ſind verheert
Durch die, ſo ſie gemacht, Stadt, Dorff, und Feld verkehrt.
Laß die, durch deren Grimm die Ströme kaum geflossen
Von Leichen zugeſtopfft, nicht ausgehn ungenossen,
Und mache kund, daß der, der dir zugegen ſtrebt,
Stürtzt, oder bleibt er ia, ihm ſelbſt zur Straffe lebt.

Sonnete.

Aus dem Lateiniſchen Adeodati Sebä.

Heint als der Monde war in ſeinen Kreiß gezogen,
Und mich der ſüſſe Schlaf umfangen durch die Nacht,
Ward mir mein Augentroſt im Traume fürgebracht,
Als läge ſie bey mir an meine Bruſt gebogen,
Ihr Hertze war in mich, mein Hertz in ſie geflogen;
Fand aber gäntzlich nichts, wie ich des Morgens wacht,
Und hielt die Lacken in den Armen, drum ich lacht,
Als ich recht innen ward, daß ich ſo ſehr betrogen.
Verräther, loſer Traum, warum denn fleuchſt du bald?
Laß mich doch länger ſehn die liebliche Geſtalt,
Laß ſich doch mehr bey mir diß ſchöne Vorbild ſäumen.
Betrieger, krieg ich nichts als Hohn und Spott von ihr,
Und ihrer Schönheit Roſ, ach bitt ich, laß doch mir
Drey tauſend Jahr ſo ſüß, ohn alles Wachen, träumen.

* * * *

Die Liebe kränckt mein Hertz, der Krieg das Vaterland,
Der Krieg mit Haß und Zorn, die Liebe mit dem Bogen;

Die Liebe saugt mich aus, der Krieg hat ausgesogen
Uns und die Nachbarschaft mit Anstoß allerhand;
Die Liebe steckt mich an, der Krieg steckt Städt in Brand;
Die Lieb ist listiglich in mein Gemüth geflogen,
Mars hat durch falschen Schein das Vaterland betrogen;
Die Lieb ist blind, im Krieg ist offe nicht Verstand.
Es ist unglücklich Volck die solche Herren ehren,
Die Liebe lohnt mit Leyd, der Krieg mit viel verheeren,
Es pfleget beyderseits nicht löstlich zuzugehn,
Begeb ich mich ins Feld, Durst, Hunger mich begleitet,
Folg ich der Liebe nach, die Liebste mich bestreitet,
Es ist der beste Rath, ich lasse beydes stehn.

Als ihm seine Asterie geschrieben.

Wer sollte dieses wol in sein Gemüthe bringen,
Daß unter weiß und schwartz verborgen solche Freud?
Daß nur ein einig Brieff nem alle Traurigkeit?
Kan auch der Augenlust so weit ins Hertze dringen?
Ich weiß die Sinne fast nicht höher mehr zu schwingen,
Und habe wol mit Fleiß gelesen jederzeit,
Was von der Liebe nur gefunden weit und breit,
Es hat mich aber nichts vermocht so sehr zu zwingen;
Der Griech Anacreon, der Sappho schön Gedicht,
Und auch Ovidius sind ihm zu gleichen nicht,
Der künstlich Amadis ist nie so hoch gegangen.

Glückſelig iſt die Hand, die dieſen Brief gemacht,
Glückſelig ich die Dint und auch die Feder acht,
Und mehr glückſelig mich, der ich ihn hab empfangen.

Bedeutung der Farben.

Weiß, iſt gantz keuſche Reinigkeit,
Leibfarbe, Weh und Schmertzen leiden,
Meergrüne, von einander ſcheiden,
Schwartz, iſt Betrübniß, Angſt, und Leid,
Roth, innigliche Liebes-Brunſt,
Und Himmelblau, ſehr hohe Sinnen,
Bleich Leichfarb, argen Wahn gewinnen,
Gelb, End und Ausgang aller Gunſt,
Haarfarbe, deutet auf Geduld,
Bleich Aſchenfarben, heimlich Huld,
Braun, aller Liebe gantz vergeſſen,
Grün, Hoffnung; Und weil jetzund ich
Gebrauche dieſer Farbe mich,
Iſt wol mein Zuſtand zu ermeſſen.

Oden und Lieder.

Auf Leid kommt Freud.

Sey wolgemuth, laß trauren ſeyn,
Auf Regen folget Sonnenſchein,
Es gibet endlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.

Vor hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der gantzen Welt Revier gar tief
In einem harten Traume schlief.
Weil aber jetzt der Sonnen Licht
Mit vollem Glantz herausser bricht,
Und an dem Himmel höher steigt,
Auch alles frölich sich erzeigt,
Das frostig Eyß muß gantz vergehn,
Der Schnee kan gar nicht mehr bestehn,
Favonius der zarte Wind,
Sich wieder auf die Felder findt,
Die Saate gehet auf mit Macht,
Das Grase grünt in vollem Pracht,
Die Bäume schlagen wieder aus,
Die Blumen machen sich heraus,
Das Vieh in Feldern inniglich,
Das Wild in Büschen freuet sich,
Der Vögel Schaar sich frölich schwingt,
Und lieblich in den Lüften singt;
So stelle du auch trauren ein,
Mein Hertz, und laß dein Zagen seyn,
Vertraue Gott, und glaube fest
Daß er die Seinen nicht verläßt.
Ulysses auch, der freye Held,
Nachdem er zehn Jahr in dem Feld

Vor Troja ſeine Macht verſucht,
Zog noch zehn Jahr um in der Flucht.
Durch Widerwärtigkeit im Meer,
Ward er geworffen hin und her,
Noch blieb er ſtandhafft allezeit,
In Noth und Tod, in Lieb und Leid.
Die Circe mit der Zauber-Kunſt,
Bracht ihn niemals zu ihrer Gunſt,
Auch der Sorenen ſüſſer Mund
Und Harffen ihn nicht halten kunt.
Er warff doch endlich von ſich noch
Des rauhen Lebens ſchweres Joch,
Penelopen er wieder fand,
Und Ithacen ſein Vaterland;
So biß du auch getroſt, mein Hertz,
Und überſteh des Glückes Schertz,
Trau Gott, ſey nur auf ihn bedacht,
Die Hoffnung nicht zu ſchanden macht.

Auf der Edlen Jungfrauen Anna Maria Gaislerinne Hochzeit.

Gaislerinne

Die Buchſtaben verſetzt:

Ein rein Glas:

Freylich, freylich iſt ein Glas,
Edle Jungfrau, alles das,

Was in eurer besten Zier,
Als die Sonne, leuchtet für.
Schaut, wie schön die Sternen all
Leuchten aus des Himmels Saal,
Wie der Mond sein bleiches Haar
Ausgebreitet gantz und gar,
Wie die grosse weite Welt
Schläfrig in die Bette fällt,
Wie die Wasser stehen still,
Wie sich nichts bewegen will.
Eh der Vögel Lobgesang
Wiedertönt mit hellem Klang,
Eh der lichte Venus-Stern
Sich läßt sehen weit und fern,
Eh die schöne Morgenröth
Aus dem süssen Schlaf aufsteht,
Und entdecket ihren Schein,
Wird das Glas zubrochen seyn.

Chanſonnette.

Mit Liebes-Brunst behafftet seyn,
Ist wahrlich eine schwere Pein,
Es ist kein Schmertz auf dieser Erd,
Der recht mit ihm verglichen werd:

Denn

Drum will ich mich Gantz einiglich
Von dem Ley'en Allzeit scheiden',
Und die süsse Gifft vermeiden.
Auf daß nun nicht die schnöde Brunst
Mich lasse zu ihr tragen Gunst,
Soll Venus mich nicht treffen an
Auf irgend einer Liebes-Bahn.
Der Tugend Weg Ist ein schön Steg,
Darauf eben Ich will schweben,
Und ihr gantz verpflichtet leben.
Recht und gar wol auch Pallas blieb
Allzeit befreyet von der Lieb,
Sie gab dem Feuer niemals Raum,
Und hielte sich in stetem Zaum.
Auf grüner Heyd Sie allezeit
Mit dem Hetzen Sich that letzen,
Und frey aller Sorg ergetzen.
Ich will ins künfftig fleissig auch
Nachfolgen dieser Göttin Brauch,
Denn Venus ist die gröste Last,
Cupido ist ein schädlich Gast.
Wen er einmahl Nur bringt zu Fall,
Muß verderben, Oft auch sterben,
Und für Freuden Schmertz ererben,
Also belohnt er alle doch,
Die sich ergeben seinem Joch,

Und

Und diß bedenck ich offt und viel,
Es mag lieb haben wer da will,
Ich bleibe mein. Allzeit allein,
Offt nach schertzen. Kommen Schmertzen,
Wohl dem der das thut behertzen.

Die Jagd des Cupido.

In der schönesten der Zeiten,
Wann verjüngt wird alle Welt,
Wann die Flora Blumen spreiten
Thut, durch Wiesen, Wald und Feld,
Kam der Venus Sohn gegangen,
Eh sich Lucifer eräugt,
Eh Aurora ihre Wangen
Und goldgelbes Haare zeigt.
Venus lag ohn Sorg und Zagen
Gantz des sanften Schlafes voll,
Mutter, sagt er, ich geh jagen,
Unterdeß gehabt euch wohl.
Da erwachte die Göttinne,
Sprach: Cupido liebes Kind,
Weil du dieses hast im Sinne,
Sey es gerne dir vergünt,
Und ich wünsche daß dein Bogen
Richtig schiesse für und für.

Wann du dann diß Werck vollzogen,
Komm auch wieder her zu mir.
Diß derhalben zu vollführen,
War er bald zur Jagd bereit,
Nicht zur Jagd nach wilden Thieren,
Wie Adonis vor der Zeit,
Sondern daß er möchte zwingen,
Diese grosse weite Welt,
Und in seine Netze bringen,
Was der Himmel in sich hält.
Als der Zephyrus vernommen,
Was das Kind gesonnen wär,
Ist er mit der Aura kommen,
Zu verkünden diese Mähr.
Doch thät er sich plötzlich nähen,
Eh man für ihm fliehen kunnt:
Eh man seiner sich versehen,
Hatt er schon sehr viel verwundt.
Also wird sehr offt betrogen
Die gelehrte Nachtigall,
Eh sie kaum hinzu geflogen,
Ist sie kommen schon zu Fall,
Jupiter, der Donnerkeile
Nur für Spiel und Scherze hält,

Ward durch dieſes Kindes Pfeile
In der Buhler Zahl geſtellt.
Phöbus hatte Kunſt und Witzen,
Plutus war an Golde reich,
Es konnt ihnen doch nicht nützen,
Es war Amor alles gleich.
Mars der ſonſt ſich auszurüſten
Und zu ſtreiten war bedacht,
Sauget an der Venus Brüſten,
Und vergaß der Krieges-Macht.
Bacchus wußte nichts von Trauben,
Gantz entzündt in ſüſſer Pein,
Mußte Liebes-Speiſe klauben,
Thränen gieſſen vor den Wein.
Eolus ließ Nord und Oſten,
Pan ließ Schaf und Hirten ſtehn.
Götter und Göttinnen mußten
Nach des Kindes Willen gehn.
Alle Menſchen wurden innen,
Wie Cupido ſehr geſchwind,
Wie er ihren Muth und Sinnen
Mit dem Pfeil regieren künt.
Alles wurde gantz verheeret,
Alles war mit Leyd erfüllt,

Biß sich hat der Tag gekehret,
Und die Sonn ihr Haupt verhüllt,
Da flog Amor heim zur Stunden,
Zeigte seiner Mutter an,
Wie er alles überwunden,
Wie ihm alles unterthan.
Bald hat sie ihn angenommen,
Und am Nectar voll gemacht,
Biß der süsse Schlaff ist kommen,
Und ihn hat zu Ruh gebracht.

Das Fieber-Liedlein.

Nächst als zugleiche lagen
Zwey Lieb in Fiebers Schmertz,
Sprach er: ich bin zu tragen
Für dich bereit, mein Hertz,
Für dich bin ich bereit zu leiden,
Und soll sich meine Seele scheiden.
Er lag in heisser Flammen,
Die Sprache ließ schon nach,
Die Hitze kam zusammen,
Der Puls schlug sehr gemach;
Empfund doch mitten in dem Leiden,
Weil er bey ihr war, Lust und Freuden.

Sie schlug die Augen nieder,
Als er fiel in den Tod;
Er wandte hin und wieder
Sein Haupt in letzter Noth,
Sein Hertz ward matt, die Adern sprungen,
Der Geist ward auszufahen gezwungen.
Sie sprach: mein Lieb, mein Leben,
Ich schwimme, wegen dein:
Und ich, er sagt, muß geben
Für dich mein Seelelein.
So ist er in der Schoß gestorben,
Die er so treulich hatt erworben.

An seine Buhlschaft.

Auf die Weise: Angelica die Edle.

ASterie du Edle Schäferin
Werd ich dich sehen schier?
In deiner Huld ich gantz verschlossen bin,
Und lebe weit von dir.
Nur bey den wilden Thieren,
Und in dem wüsten Wald,
Muß ich mein Leben führen,
Das ist mein Aufenthalt.
Kein schöner Baum, kein zartes Blümelein,
Kein Ort mich trösten mag,

Kein kalter Brunn mit ſpringender Fontein,
Erleſchet meine Plag,
Mein Augen auch wie Brunnen
Sind gantz von Thränen naß,
Auch faſt gar ausgerunnen
Durch Weinen ohne Maaß.
Kein Rath noch Hülff ohn dich mein Hertz erfreut,
Kein edler Lauten-Klang,
Kein grüner Platz erquicket mich in Leyd,
Kein lieblicher Geſang,
Voll Zittern, Furcht und Zagen
Iſt mir die gantze Welt,
Nur trauren, ſeufftzen, Klagen
Alleine mir gefällt.
Ach komm, ach komm du ſehr gewünſchter Tag,
Ihr Stunden eilet fort,
Daß ich doch bald mit Freuden kommen mag
Zu meines Lebens Hort!
Laß Eolus die Winde
Mich führen von dem Land,
Neptunus gieb geſchwinde
Mich in der Liebſten Hand!
Gehabt euch wol ihr Nymphen in der Heyd!
O Pan ich muß von dir!
Gehabt euch wohl, mein Schiff iſt ſchon bereit,
Das mich von hinnen führ,

Adie; ich will verlaſſen
Der Weisheit Lob und Ehr,
Minerva mag mich haſſen,
Mein Augentroſt iſt mehr.

Von der Cynthia Thränen.

ACh Cupido, leideſt du
Daß die Zehren immerzu
Dieſer klahren Augen Glantz
Wäſſern, und verſchwemmen gantz!
So der Thränen weite Flut
Auslöſcht ihres Feuers Glut,
Sage wo man künfftig kan
Deine Fackel zünden an?

Ueberſchriften.

Epigramma an die Naturkündiger.

WAnn nicht das Küſſen was zum ſchmacken helffen künnt,
Ey warum küſſen wir dann immer auf den Mund?

An ihren gantzen Leib.

MEin Lieb, hat dein Geſicht ſo weit mich können bringen,
Wie ſollte denn wol nicht dein gantzer Leib mich zwingen?

Uber ſeiner Buhlſchafft Bildniß.

JE ſchöner dieſes Bild für allen anzuſchauen,
Je ſchöner iſt mein Lieb für anderen Jungfrauen.

Aus dem Holländiſchen.

DJeiweil man muß, zu kriegen himmliſch Gut,
Die Sünde beichten und beklagen,
Und zu entfliehn der Höllen heiſſe Glut
In ſeinem Hertzen Reue tragen,
So bitt ich doch, o meines Lebens Schein,
Gebt mir mein Hertz, das ich verließ bey euch,
Wollt aber ihrs behalten ja allein,
So beichtet mein und eure Sünd zugleich.

Auf einen Kuß.

ACh ſchicke mir doch zu, ein Küſſichen, mein Leben,
Fürchtſt du, daß auf dem Weg es jemand möcht aufheben?
Ey druck auf meinen Mund dein zartes Mündelein,
So wird es vor Gefahr der Diebe ſicher ſeyn.

Gottfriede von Kunrath

Die Buchſtaben verſetzt:

Kein Freund treu, ohn Gott:

ISt dir das blinde Glück geneiget und gewogen,
Will jeder bey dir ſeyn an Freundſchaft vorgezogen;
Verſchläget dich der Wind ins weite Meer der Noth,
So ſteht es wüſt, und dann iſt kein Freund treu, ohn Gott.

* * * * *

FLeuch wo dir hingeliebt, wohin du nur kanſt kommen,
Fleuch mein Gemüthe, fleuch Luſt, Fewer, Waſſer, Erd,
Du magſt doch nicht entgehn, dein Vorſatz wird verkehrt,
Weil dich mein Lieb in ſich ſchon gäntzlich eingenommen.

* * * * *

ALs dich, o werthe Kron, der Hirte Paris ſach,
Erſchrack er, und fieng an: O Venus halt gemach,
Gib mir den Apfel her, dir iſt zuviel geſchehen,
Die ſchöne Nymf hab ich vorhin noch nie geſehen.

Auf die Stadt Breßlau.

ALs Themis aus der Welt zu ziehn ihr vorgenommen,
Soll unterweges ſie auch ſeyn nach Breßlau kommen,
Und weil ſie hat vermeynt, ſie ſey nun allbereit
Im Himmel, iſt ſie da noch biß auf dieſe Zeit.

Epigramma Ovveni.

An die ſo ſich ſchmincken.

DJe ihr mit Farb anſtreicht euch eure Zierlichkeit,
Bekennet recht, daß ihr nur Staub und Aſche ſeyd.

An den Schlaf.

ICh wach allhie mit ſehnlichem Verlangen,
Du ſanfter Schlaf haſt gantz mein Lieb umfangen,

Er

Erblickt ſie dich mit einem Aeugelein,
So wirſt du bald von ihr vertrieben ſeyn.

An die Cynthia.

DU gabeſt mir zwey Küß, ich gab dir wieder zwey,
Jezt zörneſt du mit mir, und ſchlägſt die Augen nieder,
Weil ich nun hör, daß es dir zu entgegen ſey,
Geb ich dir deine zwey, gieb du mir meine wieder.

Von der Aſterie Ringe.

WIe dieſer Ring von Gold geſchmiedet iſt zuſammen,
Wie dieſer edle Stein ſcheint gleich den Feuerflammen,
So iſt auch dein Gemüth ſo hart als Gold und Stein,
Und dein Geſichte ſcheint ein helle Fackel ſeyn.

An den Abendſtern.

ACh jetzund wollt ich gleich zu meiner Buhlſchaft gehen,
Nun weicht die Sonne weg, und du wilt auch entſtehen,
Du ſchöner Abendſtern, die ſpäthe Nacht bricht an,
So daß ich heute nicht zu ihr gelangen kan.

Antwort des Abendſterns.

ICh ſonſten Heſperus, hab jetzund mich gewendet,
Und werde Lucifer, ich bin vorher geſendet,
Sey nicht beſtürzt, daß ich den alten Lauf verkehr,
Weil deine Sonne kommt, ſo geh ich für ihr her.

Die Augen der Aſterie.

Als Aſteris bey Nacht den Himmel angeſehen,
Hat ſie der Sternen Zahl vermehrt durch ihren Schein,
Vermagſt du das, mein Lieb, wie mag es dann geſchehen,
Daß mein Geſicht vergeht von deinen Aeugelein?

Grabſchrift eines Kaufmanns.

Ich machte Rechnung wohl, es könte mir nicht fehlen,
Ich wolte richtig Geld für mein Credit auszehlen,
Des Todes ich vergaß, der dann ohn all Geduld
Mich bald verarreſtirt allein um ſeine Schuld.

Eines Ertrunckenen.

Hier hat der Tod geführt vor ſeinen Urtheltiſch
Den, welcher in der Flut iſt jämmerlich verſuncken,
Und hat ohn allen Durſt zu tode ſich getruncken,
Die Urſach, halt ich, ſey, er ſchwamm, und war kein Fiſch.

Eines Kochs.

Wie wird die Welt doch überall verkehret,
Hie hat ein Koch im Grabe ſeine Ruh,
Der mancherley von Speiſen richtet zu,
Jezt haben ihn die Würme roh verzehret.

Eines Blaſebalckmachers.

O Lieber Menſch, dein Leben ja betrachte,
Hier liget, der die Blaſebälge machte,

Jezt

Jezt aber nun zulezt es doch ſich findt,
Dem Meiſter, ſchau, gebriſt noch ſelber Wind.

Eines Jägers.

IN dieſer holen Klufft geſuchet hat ſein Läger,
Ein grauſamer Tyrann und Feind der wilden Thier,
Jezt hat er wiederum auch ſeinen Lohn darfür.
Der Tod der war ſein Hund, die Kranckheit war ſein Jäger,
So iſt der Jäger nun, wie kühn er ſey und ſtarck,
Gejaget durch den Tod hier unter dieſen Sarck.

Eines Schmiedes.

IHr Freunde, glaubet allzumahl,
Könt Eiſen, Feuer, Flamm, und Stahl
Des grimmen Todes Macht obſiegen,
Ich wollte wohl jezt hier nicht liegen.

Eines Boten.

EIn Poſt-Bot hat allhier ihm ſeine Ruh genommen,
Weil er dem Tode nicht vermochte zu entkommen.

Eines andern.

WIe iſt alles ſo voll Jammer,
Dieſer ſtarb gar unverſehn,
Und auch wie es iſt geſchehn,
War der Doctor in der Kammer.

Eines andern.

DEr Tod vollbracht hat ſeine Luſt,
Es hat den Geiſt hier aufgegeben,

Der, ſo darum abſterben muſt,
Daß er nicht länger konnte leben.

* *
*

WAs lieb ich doch ſo ſehr die Heiden und die Wüſten?
Was laß ich mich nach den Waldgöttinnen gelüſten?
Mein Lieb die übertrift doch aller Wälder Zier,
Diana weichet auch an Schönheit ſelber ihr.
Was laß ich mir ſo ſehr die Blümelein gefallen?
Mein Lieb hat doch allein die Blum der Blumen allen,
Deßgleichen nie zuvor iſt kommen an den Tag,
O wie glückſelig iſt der, ſo ſie brechen mag?

* *
*

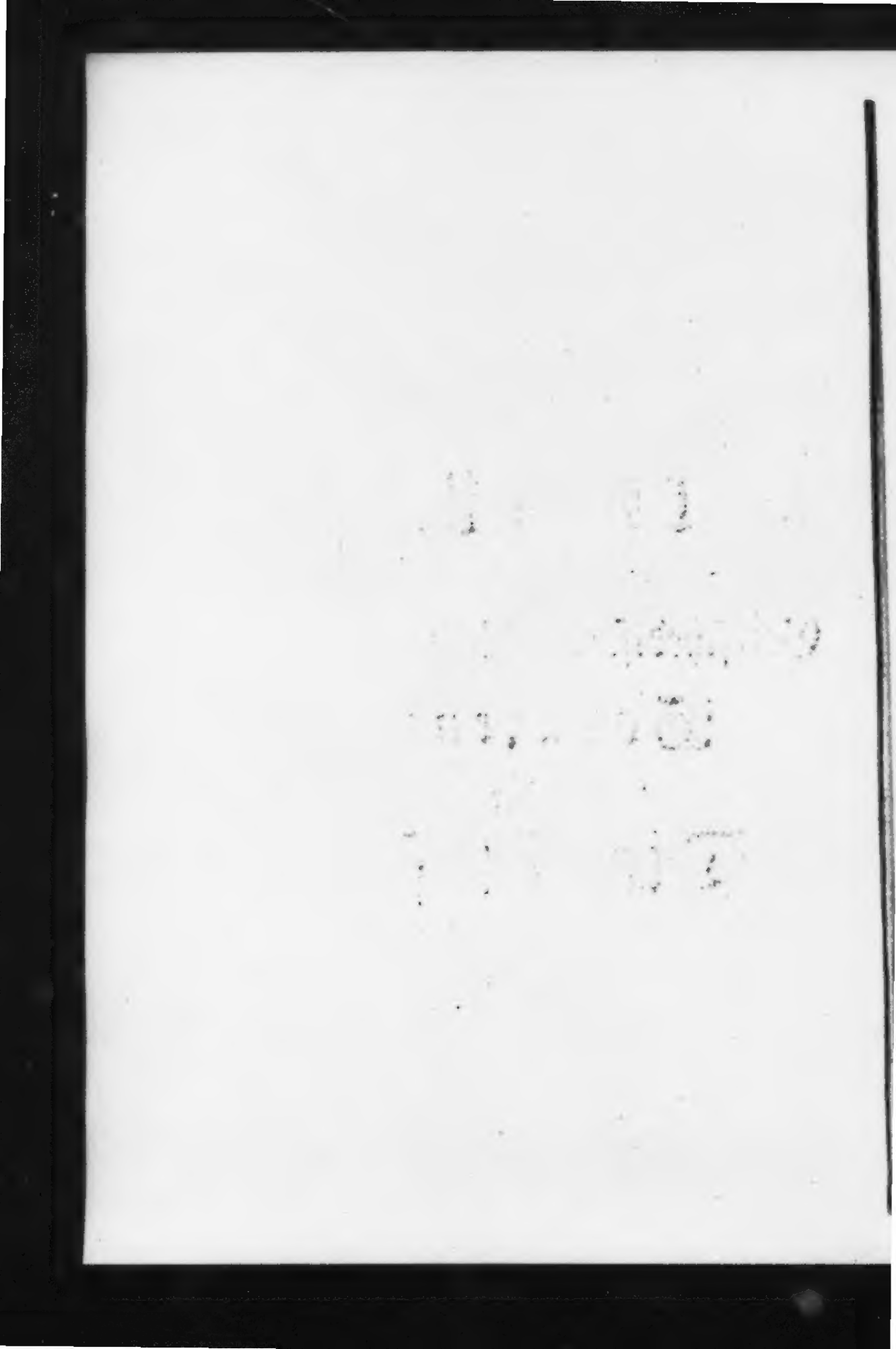
DJe keuſche Lieb iſt dieſes Lebens Sonne,
So unſer Hertz erquickt mit Freud und Wonne;
Der rothe Mund iſt ihr Altar; der Kuß,
Das Opfer, ſo man ihr verehren muß.

Eliſabethe geborene Kunradinne.

Du biſt Helena, gar eben eine Krone.

WEr will bekennen nicht, Jungfrau, daß in dir wohne
Der Tugend Ebenbild, der Spiegel aller Zier,
Die Göttin Venus ſelbſt an Sitten weichet dir,
Ja du biſt Helena, gar eben eine Krone.

Genaue Prüfung Der Gottschedischen Uebersetzung Horazens Von der Dichtkunst.



Vorrede.

Es iſt zwar eine eckelhafte und verdrüßliche Arbeit, in einer überſezten Kunſtſchrift, die nichts anders iſt, als ein Gemiſche von Fehlern, alle verkehrten Ausdrückungen, und regelloſen Abweichungen ſowohl in den Begriffen als derſelben Verbindung genau aufzuzeichnen, und ſo deutlich aus einander zu ſetzen, daß man zugleich die Ordnung und die Schönheiten der Grundſchrift empfindlich macht: Aber wenn ein geſchickter Mann ſich dieſe Mühe nimmt, ſo iſt es von vortrefflichem Nuzen; zwar nicht für den, der geprüffet wird, als der zu dergleichen Empfindung kein Naturell hat, ſondern für diejenigen unbefeſtigten Köpfe, die durch das praleriſche Geſchwäze des Ueberſezers von den geſunden und natürlichen Begriffen des Originals auf hundert Irrwege abgeführt worden. In dieſer Betrachtung verdienet der Verfaſſer folgender Prüffung des Gottſchediſchen Horazens allen Danck, daß er ſeine Geduld, die zu Aufräumung dieſes Chaotiſchen Schuttes nöthig war, bis auf ein Hundert Verſe unterhalten hat. Er hat mir bekennet, daß ihm dieſes nicht möglich geweſen wäre, wenn er ſeinen arbeitſamen Fleiß nicht bald mit der Ironie, bald mit einer andern Figur belebet und aufgemuntert hätte: dennoch ſey ſeine Geduld mit dieſen hundert Verſen völlig zu Ende gegangen, und er zweifle, ob er ſobald wieder eine gnugſame Doſe neuer Geduld werde ſammeln können,

nen, als er nöthig hätte die Prüffung des zweyten Hunderts des Gottschedis. Horazens vorzunehmen, oder wie er wohl ehe in Gedancken gehabt, desselben **Dichtkunst für die Deutschen** in die Elemente, woraus ihre Substanz bestehet, aufzulösen.

Indessen wird man in gegenwärtiger Prüffung den Verdacht bekräftiget sehen, der in den neuen Vorreden zum deutschen Longinus erwecket worden, daß Hr. Gottsched **aus Uebersezungen übersezе**, und insbesondere **das Latein nicht verstehe**; Er kennet wahrhaftig den Horaz nebst den andern grossen Männern, die er vor die Väter seiner Kinder ausgiebt, **nur von weitem und obenhin.** Man darff nur den Vorbericht, womit er seine Uebersetzung einführet und anbefiehlt, einsehen, so wird man solche hämische und widersinnige Urtheile von dem Werthe dieser Horazischen Grundschrift antreffen, dergleichen in keinem andern als des Uebersetzers Kopf Platz haben können, in welchem die Begriffe von **Unordnung** und **Schönheit** sich gar wohl mit einander vertragen. Es war nur seine List, daß er Horazens Dichtkunst vorne an seiner eignen gedruckt hat, der Leser sollte sich daher eine genaue Bekanntschaft zwischen ihnen beyden einbilden, und die Gütigkeit haben, daraus zu schliessen, daß die Gottschedische Dichtkunst mit der Horazischen auf einerley Natur, einerley Geschmack und Grundsätze aufgeführet wäre. Nun mag zwar vordessen ein halbes Dutzend leichtgläubiger Magister sich haben verführen lassen, Hrn. Gottschedens verwirrtes Mischmasch und seichtes Geschwätze **vor Horaz in fliessendes Deutsch übersezt** anzunehmen, aber künftig hat es keine Gefahr mehr, daß jemand den Horaz oder sonst einen guten Scribenten mit dergleichen leichtsinnigem Wahn beschimpfen werde, nachdem die Lehrschriften des Hr. Professors der Dichtkunst so wacker ausgeklopfet worden, daß sie izo durch und durch gesehen werden können.

Prüfung der Uebersetzung von Horazens Dichtkunst.

Fürwahr ein artig Bild! Es stehe ein Menschenkopf
Auf

V. 1. Fürwahr ein artig Bild)

Laß mir das eine treffliche Uebersetzung seyn, wenn die erste Zeile schon einer Entschuldigung bedarff! Hr. Gottsched hat selbst vor nöthig erachtet, diesen Zusatz von seiner Erfindung in folgender Anmerckung zu entschuldigen: „Diese Worte hat der Grundtext nicht. Horaz fängt „gleich an, sein Gleichniß von einem seltsamen Gemählde vorzutragen. Allein da sichs im Deutschen nicht in „einen einzigen Satz bringen ließ, und also zertrennet „werden mußte; so macht dieser Anfang den Leser aufmercksam, und sagt ihm kurtz, was er zu gewarten habe.„ Er hält dieses eingestickte Hemistichium um so viel unsträflicher, weil sich das Horazische Gemählde doch in der Uebersetzung nicht wohl in einen einzigen Satz hätte zwingen lassen, und also zertrennt werden müssen. Das ist, er möchte gerne die Freyheit seiner Ausschweiffungen mit dem ungezwungenen Wesen der deutschen Sprache bemänteln. Gesetzt aber, es wäre mehr der Natur der deutschen Sprache, als dem Unvermögen des Uebersetzers zuzuschreiben, daß das Horazianische Gleichniß-Bild in dem Verfolge in verschiedene Absätze zertrennt worden; was giebt ihm dieses für Freyheit ohne Noth noch weiter auszuschweifen, und dem Gemählde neue Lappen anzuflicken? Hätte ihn diese nothwendige Abweichung von der Grundschrift, die in der verschiedenen Art beyder Sprachen gegründet war, nicht desto behutsamer machen sollen? Allein Hr. Gottsched begnüget sich mit dieser kahlen Entschuldigung nicht, sondern behauptet, daß dieser Zusatz, den er der Horazischen Vorstellung geliehen, die verborgene Kraft habe, die Leser recht aufmercksam zu machen,

weil er ſie nicht lange im Zweifel laſſe, was ſie zu erwarten haben. Es iſt nemlich ein geheimer Kunſtgriff dieſes Lehrers und ſeiner Schüler, daß ſie aus einem billigen Mißtrauen in die Kraft ihrer Vorſtellungen, und aus Mitleiden für die blöde Einſicht ihrer Leſer gemeiniglich vorher ankündigen, was man zu gewarten habe, und was ihre folgenden Vorſtellungen für einen Eindruck machen ſollen. Auf ſolche Weiſe bekömmt jeder Redeſatz ſeine eigene Propoſition. Sie werden ihre Erzehlungen insgemein mit dieſen und dergleichen Formeln anheben: Ich will euch nun eine recht ſeltſame und abentheurliche Geſchichte erzehlen! Sehet da ein wunderbares und lächerliches Bild! Ecoutez un bon mot! Sie ſagen euch allezeit vorher, was ſie ſagen wollen: welches unfehlbar die Würckung haben muß, daß es die Aufmerckſamkeit reitzet, zumahl bey ſo dummen Leſern, die etwas dannzumahl noch kaum recht faſſen können, wenn man es ihnen gleich zweymahl geſagt hat.

V. 1. Es ſteht ein Menſchenkopf)

Horatz ſtellet euch einen Mahler vor, der vor euern Augen ein abentheurliches Bild von Stücke zu Stücke verfertiget: Ihr ſehet, wie er bey dem Kopf eines Menſchen anfängt, demſelben einen Pferdehals unterſetzt, dieſen anſtatt der Mähne mit bunten Federn ausſchmücket; hernach die Glieder von verſchiedenen Thieren in einen Leib zuſammen verbindet, und endlich da er bey einem ſchönen Weiberangeſicht das Gemählde angeleget hatte, es mit einem Fiſchſchwantze beſchlieſſet. Hr. Gottſched hingegen ſtellet euch dieſes abentheurliche Bild als wircklich fertig vor Augen, und damit ihr in Betrachtung deſſelben nicht irre werdet, ſo bemühet er ſich euch ein Stück nach dem andern gleichſam mit dem Finger vorzuweiſen; dahin dienen die eingeſchalteten Flick-Formeln: **Es ſteht - - den Kropf bedeckt - - hernach erblickt man - - von oben zeigt - - von unten wirds.** Wodurch er die Zuſchauer dieſes Gemähldes zwingen kan, daß ſie eben dasjenige ſehen müſſen, was ſie wircklich ſehen. Da hingegen Horatz durch das jungere ti velit, ſo unbarmhertzig iſt, daß er auch den bloſſen Vorſatz eines ſolchen Mahlers ſchon als lächerlich verurtheilt.

Auf

Auf eines Pferdes Hals. Den dicken Vogelkropf
Bedeckt ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder:
Hernach erblicket man verſchiedner Thiere Glieder,
Von oben zeigt ein Weib ihr ſchönes Angeſicht.
Von unten wirds ein Fiſch. Ihr Freunde, lacht doch nicht!
Wir wollen mit Geduld des Malers Thorheit ſchonen.

Indeſ-

V. 2. Den dicken Vogelkropf)

Dieſes iſt wiederum ein Gottſchediſcher Zuſatz, der ſeinen zureichenden Grund darinne hat, weil ihm Horazens Bild noch nicht abentheurlich genug vorkam.

V. 3. Ein bunter Schmuck von farbigtem Gefieder)

Dieſer vollſtändige poetiſche Ausdruck verdunkelt das einfältige Horaziſche varias plumas ungemein: Man muß es nicht dahin mißdeuten, als ob es einen bunten Schmuck aus lauter weiſſem oder aus gleichfarbigtem Gefieder geben könnte: Das farbigt hier iſt ein poetiſches Beywort, welches dienet den poetiſchen Begriff und zugleich das Sylbenmaß des Verſes recht vollſtändig zu machen.

V. 6. Von unten wirds ein Fiſch)

Dieſes hätte Hr. Gottſched durch ein Kupfer erklären ſollen.

V. 6. 7. . . . Ihr Freunde, lacht doch nicht, Wir wollen mit Geduld des Malers Thorheit ſchonen.)

Dieſes giebt Horaz nur ſchlechtweg:

Spectatum admiſſi riſum teneatis amici?

Hr. Gottſched hingegen hat neben der kernhaften Ueberſetzung annoch vor nöthig erachtet, dieſe Stelle mit einer Anmerckung zu beleuchten, wo er euch ein Geheimniß aus

Indeſſen glaubet mir, ihr trefflichen Piſonen,

Daferu

der Antiquität entdecket, welches niemand als ſeinen Schülern unbekannt ſeyn mag: „ Nemlich, daß die Alten ihre „ neuverfertigten Stücke zur öffentlichen Schau ausgeſtel„ let haben, um die Urtheile der vorbeygehenden darüber „ zu vernehmen. „ Wobey er, ſeine unerhörte Anmerkung glaubwürdig zu machen, ſich auf die Hiſtorie vom Apelles und dem Schuſter beruffet. Es iſt nur Schade, daß ſich dieſe geheime Anmerckung aus dem entfernteſten Alterthum mehr auf ſeine eigene Ueberſetzung, als auf Horatzens Grundtert gründet: Denn ich wollte wetten dörffen, daß Hr. Gottſched der erſte wäre, dem bey Anlaß dieſes lateiniſchen Verſes Spectatum admiſſi &c. Apelles und der Schuſter in den Sinn gekommen. Doch ich verſtehe erſt recht, was die Worte in dem Vorbericht zu dieſer deutſchen Ueberſetzung ſagen wollen: Daß ihm unter anderm auch die von Horaz angebrachten Alterthümer die Arbeit der Ueberſetzung recht ſauer gemacht. Denn es kan ohne recht ſaures Nachdencken nicht zugehen, aus dem Horaziſchen Spectatum admiſſi Amici den Griechiſchen Schuſter heraus zu bringen, oder zu beweiſen, daß die alten Maler ihre Gemählde zur öffentlichen Schau ausgeſtellt haben. Sonſt iſt die deutſche Ueberſetzung:

Wir wollen mit Geduld des . . Thorheit ſchonen.

eine neue Probe von dieſes Kunſtrichters critiſcher Gefälligkeit und Geduld auch mit dem ärmſten Stümper.

V. 8. 9. Indeſſen glaubet mir)

Hr. Gottſched bezeuget in dem Vorbericht zu dieſer Horatziſchen Dichtkunſt, er habe bey ſeiner Ueberſetzung die Regel ſtets vor Augen gehabt: Ein Ueberſetzer müſſe kein Paraphraſt oder Ausleger werden. Eine überzeugende Probe davon kan uns gegenwärtige Stelle an die Hand geben, wo er das Horaziſche Credite mit vollem Nachdruck alſo überſetzet:

Indeſſen glaubet mir . . . .
Dafern mein Wort was gilt. . . . .

Denn dieſes iſt insgemein die wahre Urſache des Unglaubens, daß man nicht gleich eines jeden Wort bey ſich was

Daſern mein Wort was gilt, daß eine tolle Schrift,
Wo weder Haupt noch Schwanz geſchickt zuſamen trifft, 10.

Und

gelten läßt. Sonſt iſt die Verbindung dieſes Satzes mit dem vorhergehenden durch das Zeitwort Indeſſen nicht aus der Acht zu laſſen.

V. 9. Daß eine tolle Schrift)

Hr. Gottſched iſt in der Anwendung der geſchickteſten Beywörter gar nicht karg: und er weiß dadurch allemahl dem Bedürfniß ſeiner Leſer geſchickt vorzukommen. Beym Horaz muß man erſt aus der Beſchreibung, die er von einer ſolchen Schrift machet, ſchlieſſen, daß ſie eine tolle Schrift ſey. Der Hr. Ueberſetzer aber iſt ſo guthertzig, daß er uns davon zum voraus berichtet, und uns die Mühe überhebet, dergleichen Schlüſſe durch eigenes Nachdenken heraus zu bringen. Wobey ich nicht unerinnert laſſen kan, daß durch die beygefügte Anmerckung über das Wort Schrift, die Zweydeutigkeit, die in dem lateiniſchen Ausdruck ſtecket, wo das Wort Liber gebraucht wird, aus der Antiquität vollkommen erläutert wird.

V. 10. Wo weder Haupt noch Schwanz geſchickt zuſammen trifft.)

Horaz redet de fictis vanis ſpeciebus, d. i. von ſolchen erdichteten Bildern und poetiſchen Gemälden, die keine Wahrſcheinlichkeit haben, und daher gantz abentheurlich ausſehen, ut nec caput nec pes uni reddatur formæ, wo die Glieder eines ſolchen Bildes aus gantz verſchiedenen Stücken, von einer regelloſen Fantaſie ohne Abſicht, und nicht etwann nach einem gewiſſen Urbild oder Muſter, ſondern gantz willkührlich in einen Leib zuſammen verbunden werden. Horaz ſiehet damit zurück auf das

Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Aber unſer Ueberſetzer iſt weit kühner, er ſchreibet nach ſeiner ungebundenen poetiſchen Freyheit ſo gar der Schrift ſelbſt ein Haupt und einen Schwanz zu. Und weil er

Und nicht mehr Ordnung herrſcht, als wenn ein Kranker träu-
(met,
Sich unvergleichlich wohl zu ſolchem Bilde reimet.
Ich weiß wol was man glaubt. Man ſpricht und bleibt dabey:
Ein

ſich von den gröſten Bewunderern des Horazen überre-
den laſſen, daß dieſe poetiſche Dichtkunſt ohne alle Ord-
nung geſchrieben ſey, ſo hatte er deſto weniger Urſache
ſich Bedencken zu machen, in ſeiner Ueberſetzung die Ho-
raziſchen Sätze nach Belieben, und wie es die Nothdurft
der ſo heilig beobachteten Sprachrichtigkeit und Reinig-
keit im Sylbenmaſſe und in den Reimen jedesmahl
erfoderte, zu vermiſchen und zu verwerffen, damit auch in
dieſem Kunſtgriffe der unordentlichen Vermiſchung ſei-
ne Ueberſetzung einen Vorzug über die Grundſchrift erlan-
gen möchte. Und es wird nicht fehlen, die gröſten Be-
wunderer der Gottſchediſchen Poeſie werden ihm das Ge-
genrecht wiederfahren laſſen, und ihm einmüthig das Lob
zugeſtehen, daß ſeine Ueberſetzung ohne alle Ordnung
geſchrieben ſey, er habe ſich an keinen Zwang einer
philoſophiſchen oder vernünftigen Einrichtung binden
wollen, ſondern als ein Poet nach Veranlaſſung ſei-
ner Einfälle bald dieſes bald jenes wider den Sinn ſei-
ner Grundſchrift verſetzet und vermiſchet: Doch alles, was
er ſage, ſey höchſt vernünftig, auch die Unordnung
und Vermiſchung ſelbſt nicht ausgenommen.

V. 11. Und nicht mehr Ordnung herrſcht)

Horaz ſagt: Einem ſo abentheurlichen Gemählde, als
er oben eingeführet, ſey eine Schrift vollkommen ähnlich,
in welcher ſolche unwahrſcheinliche Bilder erdichtet wer-
den, dergleichen die verwirrte Phantaſie eines Krancken in
dem Schlafe ausbrütet, wo weder Haupt noch Fuß nach
einer gleichen Zeichnung geſtaltet, oder nach Einer Abſicht
zuſammen geordnet worden.

V. 13. Ich weiß wol, was man glaubt. Man ſpricht ꝛc.

Dieſes iſt wiederum ein Zuſatz von Gottſchediſcher Er-

Ein Maler und Poet folgt ſeiner Phantaſey:
Er kan ſich ſeiner Kunſt nach eigner Luſt bedienen,
Und ſich durch Geiſt und Witz, was ihm beliebt, erkühnen.

ganz

findung, davon in dem Grundterte nicht ein Wort ſtehet; der aber vortrefflich dienet den folgenden Einwurff, den Horaz nur plattweg ohne eine Vorrede beyſetzet, geſchickt einzuführen. Vielleicht muß dahin gedeutet werden, was an dem Ende der beygefügten Anmerckung mit dieſen Worten ausgedrücket wird: Dieß ſind nicht Horatii (oder wie in der neueſten verbeſſerten Auflage geleſen wird: Horazens) ſondern eines Stümpers Worte. Hr. Gottſched weiß, was die Leute glauben, und er hat dabey die Gutheit, daß er eben kein Geheimniß daraus machen will. Ich bitte aber, man wolle dieſen Vers nicht ſo faſt in Abſicht auf die Gedancken, als auf den Wohlklang, und die ungezwungene Flüſſigkeit betrachten; ſo wird man mir geſtehen müſſen, daß er einer von denen iſt, die man bey aller ihrer Unvernunft und Niederträchtigkeit der Gedancken für ſchön halten muß, und man wird daraus erkennen, wie befliſſen Hr. Gottſched geweſen, ſich vor dem Eckel der zärtlichſten deutſchen Ohren zu hüten. Man ſehe den Vorbericht nach.

V. 14. 15. 16. Das bekannte:

. . . . . Pictoribus atque Poetis
Quidlibet audendi ſemper fuit æqua poteſtas.

Giebt Hr. Gottſched mit dieſen Verſen:

Ein Maler und Poet folgt ſeiner Phantaſey;
Er kan ſich ſeiner Kunſt nach eigner Luſt bedienen,
Und ſich durch Geiſt und Witz, was ihm beliebt, erkühnē.

Der lateiniſche Poet ſagt in fremdem Nahmen nach einem damahls herrſchenden Vorurtheile: Es ſey doch jederzeit den Poeten, ſowohl als den Mahlern, erlaubt geweſen, die gemeine Ordnung der Dinge zu verlaſſen, und durch küh-

Ganz recht, ich geb es zu, und mach es ſelber ſo.
Allein man miſche nie das Feuer in das Stroh.

Kein

ne und wunderbare Erdichtungen die Leſer zu überraſchen. Hr. Gottſched hergegen führet einen Stümper redend ein, dem giebt er folgenden Ausſpruch in den Mund: „Ein Mahler und ein Poet folge ſeinem eigenen Kopf, er mahle oder dichte, wenn ihn die Luſt ankömmt; und erkühne ſich auf eine geiſt- und ſinnreiche Art hervor zu bringen, was ihm nur immer beliebt; „ Allein der Gottſchediſche Stümper muß ſeinen Horaz nicht recht gefaſſet haben, der in ſeinem lateiniſchen Text durch die poteſtatem quidlibet audendi, die Kühnheit in der Dichtung oder das Ungemeine und Wunderbare verſtehet. Doch wer wollte ſolches einem Stümper nicht zu gute halten: zumahlen da Hr. Gottſched in ſeinem Vorbericht rund bekennet: **Es iſt nicht eines jeden Werck, ſich mit dem Latein der alten Poeten ſo bekannt zu machen, daß er ſeinen Horaz ohne Mühe verſtehen, geſchweige dann mit Luſt leſen könnte.** Ich kan mich nicht entbrechen, hier des Hrn. von Eckards Ueberſetzung dieſer Stelle annoch beyzufügen; und mit Hrn. Gottſched in dem Vorberichte auszuruffen: **Welcher es nun beſſer oder ſchlechter getroffen habe, mag der geneigte Leſer ſelbſt beurtheilen:** Doch ſoll man wiſſen, daß die genaue Kenntniß der Eckardiſchen Ueberſetzung den Hrn. Gottſched vornemlich vermögen hat, eine neue zu wagen. Beym Eckard heißt es:

Ein Maler und Poet kan zwar nach altem Brauch
Erdichten was er will. Wir wiſſens, geben auch
Dieſelbe Freyheit uns, und gönnen ſie den andern,
Doch muß nicht ganz und gar ſie aus den Schrancken wandern.

Der gröſte Fehler dieſer Ueberſetzung in Vergleichung mit der Gottſchediſchen mag wohl die allzu groſſe Deutlichkeit ſeyn.

V. 18. Allein man miſche nie das Feuer in das Stroh.)

Beym Horaz heißt es: Sed non ut placidis coëant immitia. d. i. Man ſoll nicht zahmes und wildes, hiemit

Kein Tiger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.

Doch

nicht Dinge von widerwärtiger Natur mit einander verbinden, und alſo bey dem Wunderbaren in der Dichtung die Wahrſcheinlichkeit nicht gäntzlich aus den Augen ſetzen: Und dieſen allgemeinen Lehrſatz erläutert er hernach mit zwey Beyſpielen:

. . . . . Non ut
Serpentes avibus geminentur, tigribus agni.

Weil nemlich in der Natur, und darum auch in wahrſcheinlichen Fabeln, ein Tiger und ein Lamm, eine Schlange und die Vögel, ſich nicht wohl mit einander vertragen, und niemals in Freundſchaft mit einander leben. Der deutſche Ueberſetzer hergegen verwandelt den Lehrſatz in ei: ganz abſonderliches Exempel, von unbeſeelten Dingen, die ob ſie gleich gantz widerwärtiger Natur ſind, gleichwohl täglich zuſammen vermiſcht werden. Das Feuer wird in das Stroh gemiſchet, wenn man das Stroh anzündet: Will nun Hr. Gottſched verbieten, daß man kein Stroh mehr anzünde, oder den Dichter einer Kühnheit bezüchtigen, der erzehlet, man habe Stroh angezündet, welches ja auf keine andere Weiſe möglich iſt, als daß man Feuer in das Stroh miſche.

V. 19. Kein Tiger zeug ein Lamm, kein Adler hecke Schlangen.)

Dieſer Gottſchediſche Imperativus hat ſeine Beziehung nicht auf die Natur, ſondern auf die Schrift eines Poeten: Denn Gottſched will nicht den Thieren, ſondern den Poeten Maßregeln fürſchreiben. In der nachlezten Ausgabe lieſet man zeugt, heckt. Aber ſeit einigen Jahren iſt dem Ueberſetzer der Imperativus geläuffiger worden. In dem Grundtext wird dieſe Verbindung widerwärtiger Thiere durch das geminentur gar deutlich dem Poeten zugeſchrieben.

Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangt, 20.
Man ſchmückt ſie hin und her mit Edelſteinen aus,
Beſchreibt Dianens Häyn, Altar und Götterhaus,
Entwirft mit groſſer Kunſt des Rheinſtroms Waſſerwogen,
Und malt der Farben Glanz im bunten Regenbogen.
Das alles iſt ſchon gut; nur hier gehörts nicht her. 25.

Dort

V. 20 Doch manches Dichters Schrift wird prächtig angefangen.)

Der lateiniſche Poet kömmt hier auf die ſtolze Vermeſſenheit derjenigen Dichter ſeiner Zeit, die in ihren Gedichten nicht nach einem Plan, oder nach Abſichten gearbeitet, ſondern ſich eingebildet, es ſey in der Poeſie alles willkürlich, das vornemſte komme darauf an, daß man etwas wagen dörffe, und ein wenig prahlen und groß thun könne, das ſind die Incœpta gravia & magna profeſſa: Ob man nun was dergleichen aus der Ueberſetzung errathen könne, das will ich dem Urtheil des Leſers überlaſſen.

V. 23. Entwirft mit groſſer Kunſt des Rheinſtroms Waſſerwogen.)

Das heißt in dem Lateiniſchen gantz einfältig Aut flumen Rhenum. Aber den vorhergehenden Vers,

Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,

in welchem der Poet die künſtliche Beſchreibung einer Bache ausführlich nachahmet, hat unſer deutſche Ueberſetzer gäntzlich weggelaſſen, doch ſo geſchickt, daß es niemand leicht mercken kan, der nur die deutſche Ueberſetzung lieſet.

V. 25. Das alles iſt ſchon gut; nur hier gehörts nicht her.)

Es iſt freylich an dem, daß Horaz die poetiſchen Schildereyen für ſich ſelbſt betrachtet hier nicht tadelt; ſondern

Dort ſtürzt ein wilder Sturm den Schiffer in das Meer:
Geſetzt, du könnteſt nun Cypreſſenwälder ſchildern,
Was hilft dir dieſe Kunſt? da ſich in deinen Bildern

Der

nur daß ſie übel angebracht, und nicht am rechten Orte ſtehen: Sed nunc non erat his locus: Angeſehen er in dieſer Dichtkunſt ſelbſt nicht nur die Aehnlichkeit zwiſchen der Mahlerkunſt und Poeſie vielfältig treibet; ſondern ſich auch als einen geſchickten Mahler wirklich erwieſen hat. Wie ferne im übrigen die poetiſche Schilderkunſt zu dem Weſen der Poeſie mitgehöre, das hat Horaz hier eben ſo wenig entſcheiden wollen, als der deutſche Ueberſetzer geſchickt geweſen, ſolches zu erörtern. Leſet ſeine Anmerckung nach.

V. 26 .. 30. Dort ſtürzt ein wilder Sturm den ꝛc.)

Wenn ich nicht irre, ſo will Horaz ferner zeigen, daß die Kunſt der poetiſchen Schildereyen, ſonderlich in pathetiſchen Stücken, wo man den Affect erregen ſoll, den Poeten leicht zu Ausſchweiffungen verleiten könne, wenn ſie nicht ſehr behutſam und mit vielem Verſtand gebraucht werden: Als wenn z. E. einer um Geld gedungen wäre, die erlittene Noth eines Menſchen in einem Schiffbruch ſo beweglich vorzuſtellen, daß ſie bey jedermann Mitleiden erwecken ſollte; Dieſer aber würde ſeine gantze Kunſt in Beſchreibung angenehmer Gegenſtände, als etwann eines Cypreſſenwalds, bey dem der Nothleidende endlich ans Land geſtiegen, erſchöpfen, anſtatt daß er alle die beſondere die Gefahr des Schiffbruchs vergröſſernden Umſtände gantz lebhaft und beweglich ausdrücken ſollte. Es iſt beynahe eben das, was Perſius in ſeiner I. Satyre v. 88. angemercket hat:

Meo' moveat? quippe, & cantet ſi naufragus, aſſem
Protulerim. Cantas, cum fracta te in trabe pictum
Ex humero portas?

V. 27. Geſetzt du könnteſt nun Cypreſſenwälder ꝛc.)

Es mag freylich wohl ſeyn, daß Horaz durch die Cypreſſen hier insgemein etwas habe andeuten wollen, das eben

Der Schifferuch zeigen ſoll, den jener für ſein Geld,
Nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt. 30.

Dein

nicht die nothwendigſte Verbindung mit der folgenden Beſchreibung eines Schiffbruchs hätte: Doch läßt ſichs nicht wohl begreiffen, daß ſie gar keine Beziehung auf den Schiffbruch haben ſollten, oder daß die getroffene Wahl unter ſo vielen andern Dingen, die eben ſo wenig mit einem Schiffbruch in Verbindung ſtehen, auf die Cypreſſen ohne einigen Grund ſollte gefallen ſeyn. Hier hätte demnach der deutſche Ueberſetzer wenigſtens in einer beygefügten Anmerkung die Gründe dieſer Wahl aus dem Alterthum erklären ſollen: Nunc erat his locus. Allein wo ihn ſein Bond, und die deutſche Acerra verläßt, da waget er es nicht bald aus geheime Nachrichten aus der Antiquität mitzutheilen.

V. 28. 29. Da ſich in deinen Bildern der Schiffbruch ꝛc.

Horaz fodert weit mehr durch das Si fractis navibus exſpes enatat: Da er eben durch das einzige Beywort exſpes alle die Gefahr vergröſſernden Umſtände in eins zuſammen faſſet; und will, daß der poetiſche Mahler durch ſeine bewegliche Vorſtellung der Gefahr, dem Leſer alle Vermuthung einer möglichen Rettung abſchneide. Der Hr. von Eckard hat dieſes weit glücklicher und geſchickter ausgebildet, wenn er ſagt:

. . . . . Geſetzt, du ſchilderſt gut
Cypreſſenwälder ab. Wie aber, armes Blut,
Wird es dir dann ergehn, wenn du des Meeres Raſen,
Ein ganz zerſcheitert Schiff, der tollen Winde blaſen,
Und wie den Schiffer kaum ein Bret noch bringt empor,
Geſchicklich mahlen ſollſt?

V. 29. 30. Den jener für ſein Geld, nach überſtandner Noth, mit Fleiß bey dir beſtellt.)

Beym Horaz heißt es einfältig: Aere dato qui pingitur. Hergegen hat der deutſche Ueberſetzer hier abermahl gewieſen, wie man ohne eine paraphraſtiſche Kaltſinnigkeit, dennoch ohne Noth plauderhaft ſeyn könne. Gewiß iſt, daß

Dein ſtolzer Anfang pralt von ſeltnen Wunderſachen,
Wie reizt uns denn hernach der magre Schluß zum Lachen?
Kurz, alles was du ſchreibſt muß ſchlecht und einfach ſeyn.
Doch, Piſo, trügt uns oft des Guten falſcher Schein.

Die

der verunglückte Schiffer, wenn er die Gefahr nicht überſtanden hätte, ſondern in dem Schiffbruch zu Grund gegangen wäre, kein Gedicht mehr zu verarbeiten würde beſtellt haben.

V. 31. 32. Dein ſtolzer Anfang pralt ꝛc.)

Ich muß faſt glauben, daß Hr. Gottſched befürchtet habe, die figürliche Vorſtellung ſeines lateiniſchen Dichters mögte für ſeine deutſchen Leſer zu unergründlich ſeyn: Und daß er folglich aus bloſſer Gutherzigkeit das emblematiſche Bild in ſeine Elemente aufgelöſt, und darinnen von Hrn. Eckart, dem er doch öfters, als Horazen folget, abgewichen ſey.

V. 33. Kurz, alles was du ſchreibſt, muß ſchlecht und einfach ſeyn.)

Dieß iſt der Schluß, womit Horaz, als mit einer Haupt-Regel ſeine bisherige critiſche Vorſtellung beſchließt:

Denique ſit quidvis, ſimplex dvntaxat & unum.

Simplex, d. i. unvermengt, nicht aus vielen ungleichen Stücken zuſammengeflickt: et unum, d. i. nach einem Plan und nach einer Haupt-Abſicht ausgeführt. Denn obgleich ein jedes Gedicht aus verſchiedenen beſondern Stücken beſtehet, ſo muß dennoch je eines in dem andern, alle zuſammen aber in der Haupt-Abſicht gegründet ſeyn, damit ſie nur ein ganzes ausmachen. Es iſt mithin eine rechte Luſt zu ſehen, wie Hr. Gottſched dieſe Horaziſche Grund-Regel in einer beygefügten Anmerckung bald auf den Wohlſtand in der Kleidung, bald auf die Fabel in einem Heldengedichte, oder Schauſpiele zuzueignen gewußt hat: Ungeachtet Horaz hier mehr auf die Wahl und die geſchickte Zu-

Die Kürze macht mich ſchwer. Man will natürlich ſingen, 35.

Und

ſammenordnung und Einrichtung der Materie nach einer gewiſſen Zeichnung und Abſicht überhaupt, als auf die beſondere Form eines Gedichtes ſein Abſehen gerichtet hat. Dabey aber iſt gantz unerhört, daß dieſe horaziſche Regel einen Grund an die Hand geben ſollte, des Ovidius Bücher von den Verwandlungen, als allzu bunt und kauderwelſch durch einander gemiſcht, zu verwerffen, darum weil darinne wohl etliche hundert Fabeln ſtehen: Gerade als ob des Aeſopus oder Phäders Fabeln darum nichts taugten, weil dieſe ſinnreichen Dichter mehr als eine gedichtet haben: Da doch eine jede Fabel für ſich ſelbſt ein Gantzes iſt, obgleich derſelben etliche hundert in einem Buche beyſammen ſtehen. Was aber das in der neuen Auflage hinten angeflickte hämiſche Urtheil von Miltons Paradies belanget, welches beynahe das einzige iſt, ſo dem Verfaſſer in der gantzen Critiſchen Dichtkunſt als eigen zugehöret, ſo iſt daſſelbe eine Wirckung von einem gewiſſen Morbo chronico, der ihn erſt ſeit An. 1740. überfallen hat, und ihm unterweilen das Gehirn ſo übel zerrüttet, daß er meynt, er ſehe geiſtlich und weltlich, Chriſtlich und Heidniſch, alt und neu, ſehr ſeltſam durch einander lauffen, ja gar Himmel, Erden und Hölle gantz unter einander vermiſcht. Auch dieſen Vers hat Hr. von Eckard nicht übel getroffen:

Eins wehle, wenn du ſchreibſt, auf eins muß alles gehn.

V. 35. Die Kürze macht mich ſchwer.)

Hier hat Hr. Gottſched Horazens Sinn nicht ſo faſt durch die Ueberſetzung erklären, als vielmehr mit einem Exempel erläutern wollen: Es iſt auch in der That dieſe Ueberſetzung ziemlich dunckel und zweydeutig: Denn man mögte ſie leicht dahin mißdeuten, als ob Hr. Gottſched von einer gar kurzen Statur, und faſt zwergemäßig, dabey aber corpulent und vollcibig wäre: wenigſtens könnten diejenigen ſpitzfündigen deutſchen Leſer, welche das bekannte Sprüchlein: Mecänaten haben allzeit ihre Maronen gefunden, von welſchen Caſtanien verſtanden haben, nach ihrer Hermeneutick dieſes Hemiſtichium nicht wohl anders aufnehmen. Es

Und leyret lahm und matt. Der ſtrebt nach groſſen Dingen,

Und

iſt darum ſehr wohl gethan geweſen, daß Hr. Gottſched in der zweyten Auflage ſeines Verſuches einer Critiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen den Lateiniſchen Text des Horatius gleich gegenüber beydrücken laſſen, damit diejenigen Leſer, denen das Latein noch eben ſo geläuffig iſt als ihm, ſeine Ueberſetzung daraus verſtehen lernen. Er muß auch ſelbſt gefürchtet haben, es mögte dieſer zweydeutige Ausdruck ſeinem majeſtätiſchen Anſehen in der Einbildung vieler Leute nachtheilig ſeyn, er hat deßwegen in der dritten Herausgabe dieſen Vers ganz umgegoſſen!

Streb ich der Kürze nach; mein Vers wird dunckel klingen.

V. 26. Wer leichte Sachen liebt, wird niederträchtig ſingen.)

Alſo heißt es in der letzten Auflage. Allein das Horaziſche Lenia oder Lævia geht nicht auf die Sachen, ſondern auf die Rede oder den Ausdruck, und bezeichnet eine angenehme leichtflieſſende Schreibart, die durch nichts rauhes und harttönendes unterbrochen wird: Nervi deficiunt animique, will nicht ſagen niederträchtig; ſondern matt, ſeicht, ohne Nachdruck und Leben. Es iſt daher dieſe verbeſſerte Ueberſetzung minder erträglich, als die erſtere:

Man will natürlich ſingen und leyret lahm und matt.

So unglücklich aber Hr. Gottſched geweſen iſt, Horazens Sinn in ſeiner Ueberſetzung zu treffen: So glücklich iſt er hingegen, dieſe Horaziſche Anmerckung durch ſein Exempel zu beträftigen: Er macht ſich allerorten, inſonderheit auch in dem Vorberichte zu dieſer Dichtkunſt die gröſte Ehre davon, daß er in die Zunft der Sectantium lenia und levia mitgehöre, und faſt alle ſeine Reimen, die er doch den angehenden deutſchen Poeten als Muſter von ſeinen Regeln anpreiſet, zeugen genugſam, quod nervi deficiant animique. Perſius hat von dieſem Gottſchediſchen Geſchmack geprophezeyet:

Quis populi ſermo eſt? quis enim? niſi carmina molli
Nunc demum numero fluere, ut per læve ſeveros
Effundat junctura ungues.

Und bläht ſich ſchwülſtig auf. Wenn jener furchtſam ſchreibt
Geſchieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt.
Wer ſich bemüht, ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen,
Malt leicht den Stöhr ins Holz, den Eber in die Wellen. 40.

So

V. 37. 38. Wenn jener furchtſam ſchreibt, geſchieht es, daß er gar am Staube kleben bleibt)

Hr. Gottſched mahnet mich hier an die plauderhaften Trödelweiber, die ihre Erzehlungen mit der ſo beliebten Formel: Was geſchieht! verknüpfen. Dieſe Formel ſo geſchieht es daß dienet aber vornemlich den Vers leichtfliessend zu machen, und den Eckel der zarten deutſchen Ohren zu verhüten: Man laſſe dieſe Formel weg, ſo wird ein jeder der Ohren hat, bald verſpüren, wie holpericht der Vers klinget. Eckart, deſſen Ueberſetzung doch die Gottſchediſche veranlaſſet hat, giebt dieſes viel nachdrücklicher:

Traut man ſich gar nichts zu, ſo kriecht man auf der Erden.

Man würde faſt glauben, daß dieſe beyden Ueberſetzer beym Horaz geleſen hätten:

Serpit humi cautus nimium, timidasque procellæ.

Allein da Gottſched in ſeinen beyden Editionen lieſt cautus nimium, ſo muß ich es einer ſträflichen Nachläßigkeit zuſchreiben, daß er ſeinen deutſchen und verkleideten Horaz ſo ſehr ſtümmlet: Er wird ja nicht glauben, daß cautus nimium eben daſſelbe ſey, was timidus. Horaz will hiermit anzeigen, daß eine kriechende und niederträchtige Schreibart ſowohl von einem allzugroſſen Vertrauen auf ſich ſelbſt, und daher entſtehender Nachläßigkeit, als von einem allzugroſſen Mißtrauen und verzagter Furchtſamkeit, da man gar nichts wagen darf, entſtehen könne.

V. 39. Wer ſich bemüht, ein Ding ſehr vielfach vorzuſtellen.)

Rem prodigialiter variare, heißt nicht bloß, etwas vielfach vorſtellen: Sondern es gehet auf das Ungemeine und Wunderbare; da man eine und eben dieſelbe Sa-

So leicht iſt es geſchehn, auch wenn man ſich bemüht
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſieht.
Man läßt ein Fechterſpiel aus dichtem Erzte gieſſen;

che immer in einem fremden und ſeltſamern Licht vorſtellen möchte, maſſen das Kindiſche und Froſtige, wie Longin ſchon angemercket hat, eben aus einer Begierde allzeit etwas neues und ungemeines zu ſagen entſpringt. Der Hr. von Eckard hat dieſes wiederum nicht übel getroffen:

Wer ſtets entzücken will, und viel auf Wunder hält,
Stellt leicht den Stöhr ins Holz, den Ochſen in den Belt.

V. 41. So leicht (bald) iſt es geſchehn, auch wenn man
ſich bemüht,
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſieht.)

Es braucht in der That eine feine Kunſt und groſſe Geſchicklichkeit, wenn man kurz ohne Dunckelheit, flieſſend ohne Mattigkeit, erhaben ohne Schwulſt, behutſam ohne Niederträchtigkeit, und ungemein ohne Verletzung der Wahrſcheinlichkeit ſchreiben will: Warum? Dieſe Fehler gränzen mit den Tugenden gar nahe zuſammen, und eine angſthafte Behutſamkeit ſelbige zu vermeiden, wenn ſie nicht durch die Kunſt geleitet wird, ſtürzet uns nicht ſelten mitten darein: Das iſt Horazens Meinung mit dem Verſe:

In vitium ducit culpæ fuga, ſi caret arte.

Hr. Gottſched hat das ſi caret arte als überflüſſig gänzlich weggelaſſen, und den Horaz nur dahin erklärt, als ob er ſagen wollte: Daß ein Poet, aller Behutſamkeit ungeachtet, gleichwohl nicht ohne Fehler ſeyn könne. Aber dieſes heißt vielmehr einem andern ſeine Meinung andichten, als eines andern Meinung durch eine treue Ueberſetzung erklären.

V. 43. Man läßt ein Fechterſpiel aus dichtem Erzte
gieſſen.)

Ich kan gar nicht errathen, was Hr. Gottſched geſehen haben muß, als er dieſen und die vier folgenden Reimen

Da hat der Stümper nun die Nägel an den Füſſen

Und

hingeſchmieret hat: Es muß einer gar kein Latein verſtehen, wenn er nicht mercken kan, daß Horaz von einem Gieſſer redet, der circa Ludum Aemilium gewohnet hat, dem er zwar das Lob beyleget, daß er die Nägel und die weichen Haare an einem Bild gar künſtlich und natürlich ausdrücken könne, dabey aber nicht im Stande ſey, ein ganzes Bild in ſeiner rechten Symmetrie aufzuſtellen. Sein Bond hätte ihn dieſes lehren, und Hr. von Eckard hätte ihn vor einem ſolchen Schnitzer, der kaum einem Schüler zu verzeihen iſt, verwahren können. Dieſer giebt den Vers:

Aemilium circa ludum Faber imus, oder unus &c.

Seht an der Rennebahn den guten Gieſſer an,
Der Nägel und das Haar gar künſtlich bilden kan.

Aber Gottſched wollte kurzum einen Stümper haben, und muß das Lateiniſche ſo verſtanden haben, als ob es ſtünde: Faber, qui circa ludum ab Aemilio datum ære exprimendum occupatur. Es iſt darum auch das Bekänntniß, welches er wegen dieſes Fehlers in der Vorrede zu der zweyten Auflage ablegt, deſto merckwürdiger, weil er daſelbſt die Offenbarung dieſes Schnitzers einem werthen Freunde und groſſen Kenner des Alterthums verdanket, auch dabey erinnert, daß es heiſſen ſollte:

Beym Fechterplaz Aemils läßt man ſich Bilder gieſſen.

Und doch ungeachtet dieſes Bekänntniſſes, welches in der neuen Auflage ganz feyrlich wiederholet worden, hat man in der Ueberſetzung den alten Schnitzer wieder ſtehen laſſen; woraus man ganz ſicher ſchlieſſen kan, wie viel Sorgfalt auf die Ausbeſſerung dieſer Ueberſetzung von Zeit zu Zeit verwendet werden.

V. 44. Die Nägel an den Füſſen.)

Wollte jemand fragen, ob denn andere nur die Nägel an den Füſſen, und nicht eben ſo wohl die an den Händen bezeichne? So kan ich nur ſo viel ſagen, daß die Füſſe hier ihren zureichenden Grund in dem Reimwort gieſſen haben.

Und jedes Haar des Haupts ſehr künſtlich ausgedrückt; 45.
Die Bildung überhaupt iſt plump und ungeſchickt,
Weil Ordnung und Geſtalt und Stellung gar nichts taugen.
Viel lieber wünſch ich mir, bey ſchwarzem Haar und Augen,
Ein ſcheußlich Angeſicht und krummes Naſenbein,

Als

V. 45. Und jedes Haar des Haupts ſehr künſtlich ausgedrückt)

Hr. Gottſched hat hier ſeine Ueberſetzung ſo einrichten müſſen, damit er Anlaß hätte die luſtige Anmerckung, die an dem Rande ſteht, beyzufügen: Denn was Horazen belanget, ſo tadelt er die künſtliche Ausdrückung der Nägel und der Haare nicht als nichtswürdige Kleinigkeiten; ſondern er will nur ſo viel ſagen, daß die Kunſt eines ſolchen Gieſſers noch ſehr unvollkommen ſey. So iſt auch der lateiniſche Ausdruck & molles imitabitur ære capillos ganz poetiſch, und für den Gieſſer ſehr rühmlich: Da inſbeſondere das Beywort Molles von groſſer Deutlichkeit iſt, und anzeiget, daß der Gieſſer die Haare ſo künſtlich in hartem Erzt auszudrücken wiſſe, daß man ſich faſt verreden ſollte, die Haare wären natürlich und weich.

V. 46. 47. Die Bildung überhaupt iſt plump und ungeſchickt. ꝛc.)

In der neueſten Auflage heißt es: Die ganze Bildung nur ꝛc. Von welcher Aenderung man zweifelsfrey den Grund in den verwehnten Ohren des Ueberſetzers ſuchen muß: Geſtalt Summa operis noch eher die Bildung, den rohen Plan, und die Form des Werks überhaupt bezeichnet, als das ganze wircklich ausgearbeitete Werck: nam ponere totum opus neſciet. Gottſched, wenn er dieſe Worte alſo überſetzet:

Weil Ordnung und Geſtalt und Stellung gar nichts taugen,

erkühnet ſich demnach von einem Wercke zu urtheilen, das niemahls zur Welt gekommen iſt.

Als daß ein Vers von mir, wie dieſes Bild ſollſeyn. 50

Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl verſteht,
Verſuchts, wie weit die Kraft von euren Schultern geht,
Und überlegt es wohl: So wird nach klugem Wählen,
Den Schriften weder Kunſt, noch Licht, noch Ordnung fehlen.

Mich

V. 50. Als daß ein Vers von mir, wie dieſes Bild ſoll ſeyn.)

Wenn dieſe Stelle einen Verſtand haben ſoll, ſo muß man hier durch einen Vers ein gantzes Gedicht verſtehen: Wer ſiehet aber nicht, daß dieſe Figur hier gantz ungeſchickt angebracht worden? Sonſt gehet die Vergleichung Hunc ego me, si quid componere curem, non esse velim, nicht auf das Bild, quod totum nunquam positum est; ſondern auf den Fabrum ſelbſt: Horaz ſagt; Wenn er je ein poetiſches Werck auszuführen gedächte, ſo möchte er in der Kunſt dieſem Gieſſer nicht ähnlich ſeyn; eben ſo wenig als einem Bilde, das neben ſchönen ſchwartzen Haaren und Augen eine ſcheußliche und ungeſtalte Naſe hat, die das gantze Angeſicht verſtellet.

V. 51. Ihr Dichter, wagt doch nichts, als was ihr wohl verſteht.)

Es iſt eben das, was Hr. von Eckard ſchon zuvor noch kürzer gegeben hat:

Schreibt nur was ihr verſteht und das Geſchick euch gönnt.

Es iſt aber dieſe Art des Ausdrucks zu unbeſtimmt. Horaz ſagt viel einfältiger: Ihr Dichter, wehlet euch eine Materie, die ihr geſchickt auszuführen vermöget: damit es euch nemlich nicht gehe, wie dem oben eingeführten Gieſſer.

V. 53. 54. So wird nach klugem Wählen, den Schriften weder Kunſt, noch Licht, noch Ordnung fehlen.)

Die Ueberſetzung hänget hier gar übel zuſammen; es iſt in dem vorhergehenden gar kein Wort von einer Wahl geredet

Mich dünkt, daß ſich allda der Ordnung Schönheit zeigt, 55.

Wenn

worden, darauf ſich hier der Nachſatz beziehen könnte: Gottſched hat nur gewarnet, die Dichter ſollten nicht alles unterfangen, ſondern ihre Kräfte zuerſt prüffen, und die Sache reiflich überlegen. Nun will ſich die Folge: So wird nach klugem Wehlen: ꝛc. mit dem Vorderſatz gar nicht reimen. Daneben ſchreibt er den Vortheil, der aus einer guten Wahl natürlicher Weiſe herflieſſen ſoll, nicht dem Poeten, wie Horaz, ſondern der Schrift ſelbſt zu, die doch in dieſem Fall noch als ungebohren betrachtet werden muß: Und endlich zertrennet er den doppelten Vortheil, den Horaz anführet in drey Abſätze. Horaz redet nur de facundia, welches unſtreitig auf die Worte und einen geſchickten Ausdruck gehet; und de ordine lucido, d. i. von einer ſolchen Verfaſſung der Materie, wodurch dieſelbe in ihr rechtes Licht geſetzt wird. Der Hr. von Eckard, den er doch ziemlich verächtlich tractirt, und weit übertroffen zu haben gläubet, hat dieſe Fehler gröſtentheils glücklich vermieden, und den Verſtand nicht übel ausgedrückt:

Habt ihr denn recht gewählt, ſo dörft ihr euch nicht quälen,
Euch wird an Worten nicht, noch auch an Ordnung fehlen.

Es iſt auch die Verwirrung, die Gottſched in ſeine Ueberſetzung gebracht hat, um ſo viel ungeſchickter, weil ſie uns die Eintheilung und Verknüpfung der folgenden Sätze des Horazen, die ſich auf dieſen doppelten Vortheil gründet, gänzlich aus den Augen rücket; Maſſen er erſtlich von dem Nutzen einer guten Ordnung, und dann von dem, was bey dem Ausdruck und dem Gebrauch der Wörter für Behutſamkeit zu beobachten ſey, unterſchiedlich handelt. Ich bin allzeit angeſtanden, ob das rem potenter legere in dem Sinn, wie es gemeiniglich genommen wird, mit dem lateiniſchen Gebrauch übereinſtimme: Denn man ſagt wohl prudenter eligere; aber potenter iſt ganz ungewöhnlich: Ich bin darum auf die Gedancken und die Vermuthung gefallen, res potenter lecta bezeichne hier, was man wohl geleſen und fleißig ſtudiert hat.

Wenn man das Wichtigſte von vorne zwar verſchweigt,
Doch räthſelhaft entdeckt; und klug im Unterſcheiden
Die ſchönſten Sachen wehlt, die ſchlechten weis zu meiden.

In

V. 56. Wenn man das wichtigſte von vorne zwar verſchweigt, doch räthſelhaft entdeckt)

Es iſt ſo ferne, daß man aus dieſem Stücke der ſo genannten deutſchen Ueberſetzung ſollte errathen können, welche Lateiniſche Verſe dadurch ſollten erklärt worden ſeyn; daß man nicht einmahl wiſſen kan, was der Ueberſetzer habe ſagen wollen. Es läßt in der That nicht bloß räthſelhaft, ſondern ganz wiederſinnig, dasjenige was man verſchweigt räthſelhaft entdecken. In der beygefügten Anmerckung, wo er ohne Grund dieſe Horaziſche Stelle auf das Epiſche Gedichte und die Tragödie insbeſondere ziehen will, (da doch offenbar iſt, daß Horaz von der Ordnung überhaupt redet) ſtößt er ſeine Ueberſetzung wieder völlig über einen Hauffen, wenn er anmercket, daß man in einem Epiſchen und theatraliſchen Stücke gleich von vorne, obgleich nur dunckel melden müſſe, wovon es handle; da inzwiſchen die völlige Auflöſung der ganzen Verwirrung ganz aufs letzte bleiben müſſe. Es wäre denn Sache, daß etwas verſchweigen, und es wiewohl nicht ausführlich melden gleichgültige Redensarten wären. Zwar kan man endlich noch aus der abſonderlichen Zueignung dieſer Stelle auf das Epiſche und Theatraliſche Gedichte wohl mercken, wohin Hr. Gottſched mit ſeinem räthſelhaften Ausdruck zielet; er will nemlich eben das zu verſtehen geben, was Horaz unten von Homers Gedichte allen Epiſchen Dichtern zum Beyſpiel angemercket hat:

Nec gemino bellum Troianum orditur ab ovo:
Semper ad eventum feſtinat, & in medias res,
Non ſecus ac notas, auditorem rapit: & quæ
Deſperat tractata nitescere poſſe, relinquit.

Allein ſo gehts, wo man ſich einmahl dergleichen ſeltſame Träume in den Kopf geſetzet hat, als wir von Hr. Gottſched angemercket haben, da er nemlich in dem Vorbericht zu ſei-

In neuer Wörter Bau, ſey kein Poet zu kühn;
Das älteſte läßt ſich oft auf neue Sachen ziehn,
Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären.

Doch

ſer Ueberſetzung ganz keck vorgiebt: Die gröſten Bewunderer Horazens geſtehen, daß dieſes Werckgen ohne alle Ordnung geſchrieben ſey. Es iſt freylich an dem, daß die Lateiniſchen Verſe nicht ohne alle Schwierigkeit ſind, und daß es unter den Criticis noch nicht ausgemachet, wie man dieſe Verſe eigentlich eintheilen und abſetzen ſoll: Doch iſt ſo viel gewiß, daß Horaz hier nichts anders lehren will, als, man müſſe eben nicht alles ſagen, was man ſagen könnte, ſondern allemahl nur ſo viel, als ſich zu unſerm Vorhaben ſchicket, und das mehrere auf eine andere Gelegenheit verſparen: welches der Hr. von Eckard wiederum nicht übel getroffen:

Sag was du ſagen muſt: doch halt auch viele Stücke
Die du wol ſagen kanſt, vors erſte noch zurücke.

V. 59. In neuer Wörter Bau)

Ich bitte hier nur anzumercken, wie die Metapher, deren ſich der Lateiniſche Poet bedienet, ohne Vergleichung geſchickter iſt, als der Gottſchedianiſche Wörter-Bau: Er vergleicht die Wörter mit dem Saamen, der ausgeſtreuet wird, und will, daß die neuen Wörter in einer Schrift nur dünne und mit Behutſamkeit geſäet ſeyn ſollen. Sonſt iſt dieſe ganze Stelle bis auf den 67. Vers in dem IIten Theile der Critiſchen Dichtkunſt Hrn. Prof. Breitingers auf dem 213. Blat u. f. in ein helles Licht geſetzt worden.

V. 61. Nur muß die Redensart des Schreibers Sinn erklären)

Dieſes iſt eine ſo ſeltſame und unerhörte Regel, an die Horaz wohl nicht gedacht haben mag, und deren Erfindung wir lediglich der philoſophiſchen Einſicht Hrn. Prof. Gottſcheds, als eines öffentlichen Lehrers der Welt-Weißheit und Dichtkunſt zu dancken haben.

Doch ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren,
So ſtellt mans ungeſcheut durch einen Ausdruck dar,
Der unſern Vätern noch was unerhörtes war.
Wer dieß beſcheiden thut, dem kan mans nicht verwehren. 65.
Zuweilen kan man auch der Wörter nicht entbehren,
Die Griechenland uns leiht. Was Plautus und Cäcil
Vorzeiten Macht gehabt, das kan ja auch Virgil.
Hat Ennius uns nicht manch neues Wort gelehret?
Hat Cato das Latein nicht ebenfalls vermehret, 70.
Und manche Redensart zu Rom in Schwang gebracht?
Wie kömmts denn, daß man itzt ein ſolches Weſen macht,
Wenn ichs zuweilen thu? Wer hat mich hier zu ſchelten?
Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.

So

V. 62. Doch ſollten Kunſt und Fleiß ein neues Ding gewähren.)

In dieſer Ueberſetzung kan ich wiederum nichts von dem philoſophiſch-poetiſchen Ausdruck des lateiniſchen Dichters gewahr werden:

. . . . . Si forte neceſſe eſt,
Indiciis monſtrare recentibus abdita rerum.

Er betrachtet die Worte als Zeichen der Gedancken und Sachen; und achtet gar nicht vor nöthig hier zu lehren, wie neue Sachen können entdeckt werden.

V. 67. Die Griechenland uns leiht)

Wie unbeſtimmt und kahl iſt dieſes gegen dem lateiniſchen: Si græco fonte cadant parce detorta.

V. 74. Ein neuer Ausdruck muß gleich neuen Thalern gelten.)

So wie es alle Jahr belaubten Wäldern geht; 75.
Das welcke Laub fällt ab, das neue Blatt entſteht:
So gehts den Sprachen auch. Ein altes Wort verſchwindet,
Indem ſich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.
Dem Tode ſind nicht nur wir Menſchen unterthan,
Sein Arm greift alles das, was menſchlich heiſſet, an. 80.
Hier läßt ein Julius den neuen Hafen bauen,
Dem ſich bey Sturm und Fluth die Flotten anvertrauen,

Ein

Der Hr. von Eckard hat dieſes noch deutlicher gegeben:

. . . . Die Reden ſind wie Geld,
Da neues altem gleich, wenns nur die Probe hält.

V. 77. 78. Ein altes Wort verſchwindet, indem ſich unvermerckt ein neuer Ausdruck findet.)

Man darff nur das Lateiniſche zu Rath ziehen, ſo wird man bald ſehen, daß dieſes eine elende Translatio puerilis ſey: Horaz ſagt auf eine recht poetiſche Art:

. . . Ita verborum vetus interit ætas,
Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.

In dieſem gantzen Stücke von dem 75. bis auf den 100. Vers hat ſich Horaz als einen geſchickten poetiſchen Mahler erwieſen, und den Satz von der Unbeſtändigkeit und leichten Veränderung der Sprachen und Wörter mit prächtigen Bildern in Abſicht auf den Unbeſtand aller menſchlichen Dinge ausgeſchmückt. Dieſes poetiſche Stück hat er mit der Vergleichung von dem Laube der Bäume, welches alle Jahre abfällt, eingeführet; und in dem Nachſatze dieſer Vergleichung den Leſer durch die kräftigſten Ausdrückungen zu der folgenden poetiſchen Erweiterung vorbereitet. Allein dieſes ſind lauter unerkannte Schönheiten für unſern Ueberſetzer, angeſehen er dieſes gantze Stück ſo matt und nachläßig überſetzet hat, daß es zu erbarmen iſt: welches um ſo viel ſträflicher iſt, da ſein

Ein königliches Werck! Was kan Auguſtus thun?
Er trocknet Seen aus, und kann nicht eher ruhn,
Als bis wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wieſen ſehen.
Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf,
Und ſchränckt die Fluthen ein. Das allzumal hört auf:
Der gröſten Wercke Pracht muß endlich untergehen:
Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerſtehen?

So

Vorgänger, der Hr. von Eckard, einige Stellen mit einer poetiſchen Munterkeit recht lebhaft ausgedrücket hat: als z. E.

So gehts den Wörtern auch; bald ſiehet man ſie ſtehn
In ihrem Jugend Flor, bald abgelebt zerfallen.
Der Tod behält ſein Recht an uns ſo wohl als allen,
Was immer unſer heißt. . . . .

V. 84. Er trocknet Seen aus, und kan nicht eher ruhn ꝛc.)

Das Wunderbare, welches in dem Lateiniſchen herrſchet, iſt hier gänzlich verwahrloſet.

. . Sterilisve palus prius aptaque remis
Vicinas urbes alit, et grave ſentit aratrum.

V. 87. Noch mehr, er ändert gar der Tyber alten Lauf, und ſchränckt die Fluthen ein.

Das curſum frogibus iniquum iſt gänzlich ausgelaſſen, und das Doctus iter melius ganz geſchwächt. Das letzte giebt der Hr. von Eckard:
Heißt ihn in Schrancken gehn.

V. 90. Wie könnten denn der Zeit die Sprachen widerſtehen?

Auch dieſe Stelle hat der Hr. von Eckard nicht unglücklich überſetzt:

So manch verlegnes Wort, das längſt vergeſſen war,
Kömmt wieder an das Licht, und ſtellt ſich ſchöner dar,
Und was man itzo braucht, das wird man einſt vergeſſen;
Kurz, Sprachen müſſen ſich nach der Gewohnh... meſſen.

Gehts nun den Thaten ſo, was wollen Worte klagen,
Daß man ſie überlebt? . . . . .

V. 99. Kurz, Sprachen müſſen ſich nach der Gewohnheit meſſen.)

Neben dem, daß der deutſche Ausdruck ziemlich undeutlich iſt, ſo iſt auch dieſer Vers mit eben dem Fehler behaftet, daß er den Nachdruck der Grundſchrift gänzlich verwahrloſet. Ich darf mich nicht ſcheuen, des Hrn. von Eckards Verſe auch hier den Gottſchediſchen an die Seite zu ſetzen:

. . . . Man wird nach unſern Tagen
Viel wiederkommen und auch viel verfallen ſehn,
Die itzt bey jedermann in vollen Ehren ſtehn;
Wenn dem gemeinen Brauch, der hier Geſetze giebet,
Und Oberherrſcher iſt, es dermahleinſt beliebet.

Nachrichten von einigen neuen Schrifften.

Folgende Schrifften, von denen mir zwar meistens nur die Titel mitgetheilet worden, scheinen mir von einer Natur zu seyn, die mit den Absichten gegenwärtiger Sammlung allerdings übereinstimmt. Ich will sie dem Leser in der Hoffnung ankündigen, daß die Verfasser mir selbige anvertrauen und vergönnen werden, sie künfftig nach und nach in dieser Monatschrift an das Licht zu stellen.

Der **Antichrist des Witzes**, oder die Geschichte von der geistlichen Hierarchie in Dingen, die Geist und Witz anbelangen. In diesem Wercke werden die Mittel und Staats-Regeln erzehlet, durch welche die herrschenden Poeten sich über den Verstand und das Urtheil erhoben, durch was vor Anstalten und Verfassungen sie sich bey der Herrschafft erhalten, und wie dapfer sie den Nachstellungen und Ueberfällen ihrer Gegner widerstanden haben.

Von der Geburt, dem Wachsthum und dem Alter der **Grillen**, oder physicalische Beschreibung, wie die Grillen erstlich gleich dem Froschlache mit einem halben Leben in dem Kopfe des Dichters als Embryones liegen; wie man sie gleich nach ihrer Geburt schreyen lehret; wie sie hernach, wenn sie halb ausgewachsen sind, in den Rei-

Reimen zu paaren in Ordnung gestellet werden, und auf poetischen Füssen dem Boden nach kriechen lernen; endlich wie sie nach einem dreytägigen Leben durch ihre eigene Blödigkeit einfallen, und Angesichts verschwinden.

Die **neueste Art der Complimente** mit nachdrücklichen Exempeln aus den Schrifften Gottsch. Schwab. Schwartzens, und anderer höflicher Leute belebet.

Von dem **Regimente des Storchen** über die Frösche. Dieses Werck ist voll politischer Grundregeln, die in einer historischen Form vorgetragen werden. Es wird umständlich erzehlt, wie der Storch auf den vortrefflichen Einfall gekommen, bey dem Volck der Frösche gantz willkührliche Gesetze einzuführen, welche keinen Grund in dem Wohlseyn, oder der Bedürfniß derselben haben, sondern eine blosse Erfindung des Gehirns und des Eigensinns sind: und was vor grosser Nutzen daher für die Person des Regenten entstanden, wie er dadurch in den Stand gekommen, der Unterdruckung einen Titel zu geben; der Tugend des Gehorsams Gelegenheit gegeben, in ihrem schönsten Lichte zu erscheinen, und neue Rechte erlanget, seine Tafel-Güter zu vermehren ꝛc.

Untersuchung eines **Gewissensfalles**, wie eine geschickte Freundin sich zu verhalten hätte, falls sie die Unordnung und das Elend in den Schrifften ihres Freundes, theils durch die Kraft ihres eigenen Verstandes, theils aus den Straff- und Lehrschriften seiner Gegner erkennete; ob sie die

Par-

Partey der Wahrheit oder der Freundschafft ergreiffen ſollte.

Die elenden Poeten Deutſchlands auf einem Gaſtgebothe mit Apollo, dem Momus, und dem Silenus.

Beweis, daß eine artige Lügen erlaubt ſey, wann der Ruhm und das Anſehen eines herrſchenden Dichters damit gerettet werden kan; daß man im übrigen alle Falſchheit vermeiden, und Treuk und Glauben halten müſſe.

Vollſtändiges Verzeichniß der Spottnamen und Scheltworte, welche den ſchweitzeriſchen Kunſtrichtern von denjenigen angehänget worden, welche ſie befliſſen geweſen waren, verſtändiger zu machen.

Kurze Liſte derjenigen deutſchen Poeten, welche nicht um das Brod, noch aus Schuldigkeit, ſondern krafft ihres Naturells und um die Ehre geſchrieben haben.

Beweis, daß es keine Schande ſey, die deutſche Sprache nicht zu verſtehen. Es wird aus dem Hauptgrunde bewieſen, weil ſo viele Ertzväter, Propheten, Weltweiſe, Heilige und Helden ſie nicht verſtanden haben.

Unterſuchung, wie viel ein Beweis, der in der ſchweitzeriſchen Mundart abgefaſſet iſt, dadurch von ſeiner Bündigkeit verliehre.

VINDICIÆ HALLERIANÆ, oder Rettung der Sprache Hr. Hallers, die von gewissen Sprachrichtern der Härtigkeit, der Zweydeutigkeit, und der Dunckelheit angeklaget worden.

Die **Mütze**, eine Erzehlung aus dem Lande der Feyen. Die Nymfe Nefeline hatte den König Laurin mit einer Mütze beschenckt, so die Tugend hatte, daß ein jeder, der sich damit den Kopf warm machete, in eine hertzliche Zufriedenheit mit allen seinen Einfällen verzücket ward. Eine andere Nymfe, Nahmens Gustosa, nahm ihm diese betrügliche Kappe, und gab ihm für dieselbe eine andere, die von der Kraft war, daß sie den Kopf von abgeschmackten Einfällen und falschen Gedancken reinigte. Dem König Laurin schmeckete izo keine Zeile mehr von seinen vorigen Geburten, er war mit seinen besten Gedancken niemahls zufrieden, er arbeitete langsam, und strich mehr Verse wieder aus, als er behielt. Indessen hatte die neue Mütze nur den Geschmack geheilet, das Hertz war verderbt geblieben. Er bedaurete den Verlust seines Irrthums, und verlangete nach seiner vorigen Glückseligkeit. Gustosa fand sich dadurch beleidiget, und warff ihm seine alte Mütze wieder zu.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wohlredenheit und der Poeſie.

Zehendes Stück.

Zürich,

Bey Conrad Orell und Comp. 1743.

Verſuch
eines
Epiſchen
Gedichtes
von David dem König in Juda;
mit Vorrede und Anmerckungen
über die Anlage deſſelben;
Nach den Begriffen der vornehmſten
Kunſtverſtändigen.

Vorrede

Von der Tüchtigkeit der Geſchichte Davids zu einem heroiſchen Gedichte.

EIn poetiſches Auge ſiehet in dem erſten Anblicke, daß in der Geſchichte Davids gantz würdige und bequeme Materien enthalten ſind, ſolche erhabene, groſſe und wunderbare Vorſtellungen daraus zu verfertigen, welche in dem Epiſchen Gedichte herrſchen ſollen, den Geiſt auf einen hohen Grad der edelſten Neigungen und Empfindungen zu erheben. Die Tugenden eines Helden, die Großmuth, die Standhaftigkeit, die Gottesforcht, fanden ſich in dem vortrefflichſten Maaſſe bey ihm; Er war mit dem Geiſt des Herren angefüllet, er hatte die Gunſt Gottes, der Himmel war in allen ſeinen Unternehmungen mit ihm; er ward durch eine Menge wunderbarer Begegniſſe von dem Schäferſtande auf den Königlichen Stuhl in Juda und Iſrael erhoben; er war einer von den Stamm-Vätern, aus welchen der Heiland der Welt gebohren werden ſollte. Das Volck, welches er beherrſchete, war das eigenthümliche und erwehlte Volck Gottes,

welchem der Höchste seine Gegenwart auf eine ausnehmende Art gegönnet, und es gewürdiget, daß er selbst die Religion und die Policey bey ihm eingerichtet, und ihre Sitten und Gesetze verfasset hat.

Eine Materie aus der wahren Religion, wie damahls die Jüdische war, hat vor einem Gedichte, das auf die Heidnische Mythologie gegründet ist, den Vortheil der Wahrscheinlichkeit in seinen wunderbarsten Erdichtungen. Wo der Poet seine Zuflucht zu den Gottheiten der Heiden nehmen muß, höret die Wahrscheinlichkeit bey unsern Lesern alsobald auf, weil ihnen nicht wahrscheinlich vorkommen kan, was von ihnen nicht nur vor falsch, sondern vor unmöglich gehalten wird; Nun ist unmöglich, daß durch die Macht dieser Götzen, die ein eiteles Hirngespinste sind, Dinge geschehen, welche die Natur und das Vermögen der Menschen übersteigen. Hierzu kömmt, daß die wahre Religion eine andere Hoheit, eine andere Würde, eine andere Majestät, so wohl in den himmlischen und der höllischen Versammlungen, als in den Wahrsagungen und den feyerlichen Solennitäten mit sich führet, als die Heidnische thun würde. Die Hebräische hat in diesen Stücken, in den Festen, den Ceremonien, den Sitten, einen solchen Pomp, mit welchem die Heidnische

Opfer

Opfer- und Feſt-Gebräuche in keine Verglei-chung kommen.

Die Materie von der Geſchichte Davids hat überdieß den Vortheil, daß ſie durchge-hends bekannt iſt, und die Gunſt der Leſenden zum voraus hat. Wiewohl ſie von einem ſo groſſen Alter iſt; wiewohl die Perſonen und die Sitten von uns und unſern Sitten ſo weit entfernet ſind, ſo ſind ſie uns doch nicht frem-de; wir haben ſie in friſchem Gedächtniß, und ſind für ſie ſchon zuvor mit Ehrfurcht, Hoch-achtung, Freundſchaft und Zuneigung einge-nommen. Der Poet hat einen wichtigen Vor-ſprung, der eine Materie erwehlt, welche ſchon in ſich die Gunſt und die Liebe der Zuhörer hat.

Bey dieſen vortheilhaften Dingen erfordert eben dieſe Materie eine groſſe Vorſichtigkeit, daß der Poet mit der Anſtändigkeit, und mit der Majeſtät rede, welche ihr gebührt und ei-gen iſt. Der Mangel deſſen hat gemacht, daß verſchiedene Gedichte, die auf die wahre Religion gegründet waren, mit allem Rechte getadelt worden. Es iſt wider die Vernunft und wider die Heiligkeit der Religion, daß man ſich hierüber ſo viel Freyheit herausneh-me, als Virgil genommen hat, da er von ſei-ner Religion redet. Eine ſolche Materie will deßwegen von einem Kopfe tractirt werden,

der die Mythologischen Hilffsmittel der alten Poeten nicht nöthig hat, seinen Geist zu erhitzen, und seinen Talent aufzuwecken; der die Poesie, die Redensarten, und die Erfindungen der Griechen und der Römer ohne Schaden entbehren kan.

Wen diese und dergleichen Betrachtungen auf den Entschluß geführt haben, Hand an diese Materie zu legen, der muß vor allen Dingen bemühet seyn, die Geschichte Davids dergestalt an eine eintzige Haupthandlung zu binden, daß aus dieser alle die übrigen natürlich herausfallen; sie müssen mit derselben so genau verknüpft werden, daß man sie vor Theile derselben ansehen muß. Diese Einheit der Handlung wird nicht darum erfordert, weil wir sie im Homer finden, oder weil Aristoteles sie vorgeschrieben hat, sondern weil Homer, und Aristoteles aus ihm, erkennt haben, und die Einsicht in die Natur des Menschen es so giebt, daß der Geist und das Gemüthe dadurch beysammen behalten, und vor Verwirrung und Kaltsinnigkeit bewahret, und weit tiefere Eindrücke gemachet werden. Sie schliesset die Mannigfaltigkeit der Begegnisse und Umstände nicht aus, nur bedinget man, daß diese der Einheit nicht im Lichte stehen, noch den Zusammenhang verdrüßlich und verwirrt machen. Dieses erhält man, wann die Bege-

bens

benheiten in eine ſolche Ordnung geſetzt werden, daß ſie ungezwungen aus einander hervor fallen, inſonderheit, wann ſie ſämtlich an eine Angelegenheit geknüpft ſind, welche beſtändig im Geſichte behalten wird. Ferner wann eine Sache, eine Regung, eine Perſon etliche mahl, und allemahl in einem verſchiedenen Lichte mit Vermeidung aller Widerholung vorgeſtellet wird. Daher entſteht nun eine würckungsreiche herrliche Einfalt.

Gravina, der es vor einen Eigenſinn der Kunſtlehrer gehalten, daß ſie nur denjenigen vor einen geſchickten Epiſchen Erzehler halten, der wenig Sachen, ſo auf eins looslauffen, nicht aber den, der viele und vortreffliche Sachen erzehlt, muß nichtsdeſtoweniger geſtehen, daß er es „ auch ſelber vor die gröſſe„ ſte Kunſt halte, wenn man den Geiſt mit „ einem Wercke von einem wohl-eingetheilten „ Ebenmaaſſe angenehmer einnehmen und un„ terhalten könne, wo die Geſchichte ſich zwar „ in viele Begegniſſe ausbreitet, und dennoch „ auf eine einzige hinausläuft, wie viele Li„ nien, die in einem Mittelpuncten zuſam„ menlauffen. Aber er füget hinzu, er kön„ ne nicht begreiffen, warum ein Poet, der „ wahrſcheinliche Dinge erzehlet, und mit le„ bendigen Farben ſchildert, nur darum weil „ ſie ohne obige Kunſt auf eine andere Art

„ erfunden und angeordnet sind, nicht vor
„ einen Epischen Poeten und Erzehler sollte
„ gehalten werden, zumahl, da die Sachen
„ in der Natur auf sehr verschiedene Arten
„ geschehen können, und eben darum vergön-
„ net seyn sollte, sie auch auf verschiedene Art
„ zu erfinden und zu erzehlen, entweder wie
„ sie an einem Bande und einer Angelegen-
„ heit hangen, oder wie sie vielfältig unter-
„ schieden, und in grosser Anzahl sind.„ Allein, wenn der erstere Weg der vortrefflichere ist, und höhere Würckungen thut, mit was vor Recht heißt er es einen Eigensinn, wenn wir demselben den Vorzug vor dem andern geben? Ist es doch in der Natur des Menschen, daß er allemahl das erwehlet, was er vor das beste erkennet? Sollten wir dem Poeten nicht dancken, der uns mit dieser Menge von gantz verschiedenen Begegnissen und Geschichten verschonet, die ohne Ende auf einander gehäuffet, und öfters so in einander versteket werden, daß sie lauter Verwirrung in dem Geiste verursachen, das Gedächtniß ohne Noth belästigen, und denen, welche gerne das Ende sehen möchten, so sehr mißfallen, daß sie solche überhüpfen, damit sie der Haupt-Handlung nacheilen. Wir wollen diesem Kunstrichter, wann er nichts weiters verlanget, gerne einräumen, daß seine zusammenge-

reigeten Geſchichten auch Epiſche Erzehlungen ſeyn, aber nur im kleinen, maſſen eine jede eine eigene Fabel ausmachet, und der Poet, wann er mit einer fertig iſt, ſein Werck vollendet hat, ſo daß er die Länge des Epiſchen Gedichtes nicht anders erhalten kan, als wann er etliche derſelben hinter einander ſetzet, welches ihm ſehr leicht iſt, geſtalt es nur in ſeiner Willkühr ſteht, zehne, zwantzig und noch mehrere hinter einander zu ſchreiben, weil ihm von der Kunſt kein Ziel vorgeſchrieben iſt, und er eben ſo wenig an zwanzig, als an zehne gebunden iſt. Aber die Eindrücke von allen dieſen Erzehlungen werden um ſo viel ſchwächer ſeyn, als ſie verſchiedener, und von mehrern Arten ſind. Wie viel gewiſſer und nachdrücklicher trifft der Poet das menſchliche Gemüthe, der ſich keine Zwiſchengeſänge, keine Neben-Handlungen erlaubt, welche nicht nothwendige Theile der Haupt-Handlung ſeyn; welche man mit deſto gröſſerm Vergnügen lieſt, je weniger Mühe es uns koſtet, ſie zu behalten, und wo das Hertz dem Affect ſich um ſo viel leichter ergiebt, weil der Verſtand nicht beſchäfftiget iſt, die Umſtände, ſo denſelben erreget haben, aus einander zu leſen; endlich wo die Mannigfaltigkeit mit der Einfaltigkeit verbunden iſt. Man hat dann keine Verwirrung zu befahren, welche das, was

uns ein Zeitvertreib ſeyn ſollte, zu einer Arbeit und einer Lection machen würde; Man darf auch nicht fürchten, daß man nur ſchwache Eindrücke auf das Hertz thue, wie diejenigen, die ſich beſtreben, verſchiedene und vielerley Eindrücke zu machen.

Es iſt wahr, der andere Weg iſt viel leichter, und es erfordert weniger Geiſt, zu machen, daß in viele und abgeſonderte Handlungen eine Menge vielfältiger Begebenheiten kommen, man erkennet darinnen weder Kunſt noch Geiſt des Poeten, und ein gemeiner Gelehrter wird dieſes bald eben ſo gut zuwege bringen, als ein ſcharfſinniger Kopf. Diejenigen, welche ſich dergeſtalt mit einem Schatze von Materien verſehen, thun es aus Mißtrauen auf ihre eigene Kräfte, ſie müſſen einen Leib haben, auf welchen ſie ſich ſtützen können, und weil ſie nicht ſo viel eigenthümliches haben, daß ſie uns damit angenehm unterhalten können, ſo wollen ſie, daß die Begebenheiten und die Erzehlung uns ergetzen. Minus illis ingenio laborandum fuit, in cujus locum materia ſucceſſerat. Man ſieht ſie halb hüpfend und halb fliegend von einer Erzehlung zur andern, wie von einem Aſte zum andern flattern, wie ein Vogel, der ſeinen Flügeln noch nicht weiter, als auf eine ſehr kurtze Zeit trauen darff, und alle drey

Schrit-

Schritte ſich niederlaſſen muß, aus Furcht, daß es ihm an Kräften fehle; excurſusque breves tentat.

Wie dem ſeyn mag, ſo iſt die Kühnheit in einem ſchweren Unternehmen der Verzeihung werth, wann es ihr gleich nicht glücket: Ich habe darum kein Bedencken zu ſagen, wie ich nach einigen geſchwinden Ueberlegungen die Geſchichte Davids an den Mittelpunct einer kurtzen Handlung hängen wollte. Ich wollte den Anfang von dem Feldzug des Königs Achis von Gad wider den König Saul machen; als in welchem Saul umgekommen iſt, und die lange Verfolgung und das Elend Davids ein Ende erlanget hat, indem er erſtlich zum König in Juda, und nicht lange hernach auch in Iſrael gekrönet worden. Man müßte David in dieſem Kriegeszug einen beſondern Antheil geben, welches auf den Hiſtoriſchen Grund geſchehen könnte, daß Achis ihn mit ſich zu Felde nehmen wollen, und da er dieſes ihm angezeiget, von ihm zur Antwort bekommen, er werde ihn aus der That kennen lernen. Auf dieſe flüchtigen Spuren könnte man erdichten, daß David mit Jonathan ein Verſtändniß gehabt, ihm die Philiſter in den Gebürges-Engen von Gilboa in einen Hinterhalt zu liefern, welches aber ruckgängig geworden, weil die Fürſten der Philiſter es gerochen,

rochen, und den David zurück gesandt hätten. Man würde weiter erdichten, der Herr hätte dieses also geleitet, theils damit David zu rechter Zeit zurücke wäre, denen von Amaleck den Raub von Menschen und von Habe wieder abzujagen, den sie zu Ziklag erbeutet hatten; theils damit Saul auf Gilboa erschlagen, und David auf seinen Stuhl erhoben würde. Die Plünderung Ziklags würde eine hertzrührende Scene abgeben. Abners Abfall von dem Hause Sauls, seine und Isboseths Ermordung, müßten etwas näher zu diesen Zeiten herbey gezogen, und in eine Verknüpfung damit gesetzet werden. Was dem David vor dieser Zeit an Sauls Hofe, und in währendem Elende begegnet, und die merckwürdigsten Begebenheiten unter seiner Regierung müßten in der Form von Zwischengesängen, bald kürtzer bald mit mehrerm hin und wieder angebracht werden; zum Exempel in Davids Unterredungen mit Saul, mit Jonathan, mit Agis, mit Abner, mit Joab, mit Michal, in geschickt eingeführten Offenbarungen und dergleichen. In allen diesen Begegnissen müßte beständig auf David gesehen werden, in jeder müßte ein Stück von seinem Character in einem eigenen Lichte gewiesen werden. Ich glaube nicht daß diese Begegnissen dergestalt heilig und hochwürdig seyn, daß man, da man den Grund

der

derſelben behält, eine Gottloſigkeit begehe, wenn man ſie in den kleinern Umſtänden ergäntzet, vermehret, vermindert, oder ſonſt verändert. Nicht erlauben, dergleichen Sachen darinnen zu verändern, und alſo alles Erdichten mit denſelben unterſagen, iſt ſo viel als den Gebrauch dieſer Materien verbieten, dann wer an die eintzigen abſonderlichen Umſtände gebunden wäre, welche davon in den Büchern der Könige von Juda und Iſrael aufgeſchrieben ſind, der würde kein Poete, ſondern ein Geſchichtſchreiber ſeyn. Was das Gedichte von der Hiſtorie im Grunde unterſcheidet, iſt dieſes, daß der Poet die Sachen betrachtet, nicht wie ſie würcklich geſchehen ſind, ſondern wie ſie hätten geſchehen können, ſo daß er das Auge vielmehr auf das Wahrſcheinliche überhaupt, als auf das würckliche Wahre, das in einem beſondern Falle begegnet iſt, richtet. Demnach giebt er vor allen Dingen Acht, ob in ſeiner Materie, etwann eine Begebenheit ſey, die wofern ſie auf eine andere Art geſchehen ſeyn würde, wahrſcheinlicher oder wunderbarer ausgefallen wäre, und aus dieſer oder einer andern Urſache mehr Ergetzen mit ſich gebracht hätte, und alle dieſe Begebenheiten, die zu mehrerm Vergnügen des Leſers auf eine andere Art hätten begegnen können, ändert und verſetzet er ohne Scheue für das Wahre, oder

die

die Historie, und ordnet die Zufälle auf eine Weise und in der Masse, wie es ihn am verträglichsten düncket, indem er mit dem veränderten Wahren das Erdichtete allerorten begleitet. Doch will ich hiernit dem Poeten kein Recht ertheilen, diese Freyheit so weit zu mißbrauchen, daß er ein Unternehmen oder eine Haupt-Handlung, die wichtig, und von jedermann vor wahr bekannt und angenommen sind, gäntzlich umkehre, zum Exempel, daß er Rom vor besieget, und Carthago vor sieghaft, ausgebe.

Ich könnte mit leichter Mühe meine Gewährmänner für diese Betrachtungen und Lehrsätze geben, (massen ich mir solche in den verständigsten Kunstlehrern bemercket habe,) wann ich sie nicht mit so starcken Gründen befestiget hielte, daß es nicht nöthig ist, sie mit dem Ansehen vornehmer Nahmen zu bekräftigen. Es ist indessen offenbar, daß das Gedichte von David, von welchem ich in folgenden Blättern den Anfang liefere, nach andern Lehrsätzen, und einem andern Plane, als der von mir gutgeheissene ist, angeleget, und angefangen worden. Ich habe diesen Anfang in dem vierten Theile der Liebes-Geschichte von der Römischen Octavia angetroffen, wo er als ein absonderliches Werck einer Person, die sonst in diesem Roman keine Figur macht, ein-

eingetragen ist. Vermuthlich ist er von eben dem Erfindungs-reichen Verfasser, welcher die übrigen Stücke dieses grossen Romans verfertiget, und die grösseste Kunst darinnen bewiesen hat, daß er die kurtzen Sinnen und Gedächtniß der Leser durch zehnfach verwikelte und in einander gesteckte Geschichtes-Erzehlungen in eine ungeduldige Verzweifelung setzet. Die Episodia stecken daselbst, nach der Vorstellung des Verfassers der Romantischen Mythoscopie, so enge in einander, wie die Tunicæ oder Häutgen einer Zwiebel, oder die ptolomeischen Sphären, oder die Räder in einem Uhrwercke. Wir werden die Spuren von diesem Geiste der Verwickelung auch schon in diesem kleinen Anfang des Gedichtes von David wahrnehmen. Dieses und anders, wovon ich oben geredet habe, wird uns Anlaß zu etlichen Anmerckungen geben, mit welchen ich gedencke, des Lesers eigene Betrachtungen über die epische Art von Schriften hervorzulocken, und das ist eine von den Haupt-Ursachen, daß ich dieses unreife und erst halb-gebohrne Stücke von einem deutschen epischen Gedichte in dieser Sammlung wieder aufgeleget habe.

Die Geſchichte des Davids, Königs in Juda.

Ich will die hohen Werck und Lebenslauf des Helden,
Der Juda bracht die Kron, beſingen und vermelden.
Des Königs, deſſen Thron man nicht gnug preiſen kan,
Weil alle Welt von dem ſchaut ihren Heyland an.
Aus ſeinem Stamme iſt der Heyden Licht entſtanden,
Sein ewig-während Lob verbleibt in allen Landen,
Die Nachwelt ſpricht von ihm, daß für den Hirtenſtab
Der Höchſte ihm den Thron und Königsſcepter gab.
Er ließ in Gottesfurcht, Geduld, Muth, Güte, blicken,
Und kont in jedem Stand, ſich wie er ſolte ſchicken,
Im Lehramt war er groß, und im Regentenſtand,
Auch Haus-Stand ordentlich, diß nährte Volck und Land.
Sein hoher Wundergeiſt macht ihn bald zum Propheten,
Und ſeine Lieb zu Gott zum Lehrer der Poeten.

Er

V. 1. Ich will die hohen Werck und Lebens-Lauf des Helden) Der Epiſche Poet muß ſich in Acht nehmen, daß die Quantität Materie, die er ſich vornimmt abzuhandeln, nicht ſo groß ſey, daß das Gedicht, wenn er nachgehends in der Ausführung der Fabel einige Zwiſchenfabeln unterflechten, und die Sachen, die in ihrer Natur einfältig ſind, auszieren und ausbilden will, zu einer ungemeſſenen und ungeheuren Gröſſe anwachſe; oder daß er, dieſes zu vermeiden, genöthiget ſey, die Zierrathen und die Ausbildungen der Poeſie wegzulaſſen, die zu einem poetiſchen Werecke erfodert werden, und ſich bloß in den Schrancken der einfältigen Hiſtorie aufzuhalten. In dieſe Gefahr begiebt ſich ein Poet, der das ganze Leben eines Helden zur Materie ſeiner Arbeit nimmt, denn da es an groſſen und verſchiedenen Begebenheiten ſo reich iſt, muß das Gedichte eine übermäſſige Gröſſe bekommen, wann er eine jede von dieſen Handlungen nach der Pflicht eines Poeten mit ihren Urſachen, Fortgang und Ende ausführen, und darbey die Zierrathen der Poeſie anbringen will. Und wie wird in dieſem Fall das Gedächtniß zureichen mögen, daß es alle dieſe mannigfaltigen Dinge, wie ſie in ihrem verſteckten Zuſammenhange vereiniget ſind, behalten könne, ohne ſich zu verirren?

Er führte so sein Volck gleich als er selbst sich führt,
Er war des Willens Herr, drum ward auch wol regiert.
Was säum ich aber noch, den Nahmen fürzutragen?
Der David ist es, merckt, von dem ich wollen sagen,

Ja

V. 16. Er war des Willens Herr, drum ward auch wol regiert.)

Dieser lange Lobspruch stühnde in einem Lob-Gedichte gut genug; aber in einem epischen Gedichte ist er fast an jedem Orte überflüssig, weil daselbst der Character des Helden nicht durch Züge der Worte und Beschreibungen, sondern durch Handlungen im Unternehmen und Ausführen berühmter Thaten vorgestellt werden muß. Der Poet muß uns freylich gleich Anfangs die Haupt-Person, mit welcher er unsern Geist beschäftigen, und unser Hertz einnehmen will, anzeigen, aber zu diesem Ende muß er dieselbe in eigner Person auftreten, und sich mit Empfindungen, Reden und Thaten bey uns in Gunst setzen lassen; sie muß von ihm bey Zeiten in wichtigen Umständen und einer hohen Gemüths-Verfassung nicht beschrieben, sondern vor Augen gestellt werden. In dem Vortrage des Gedichtes ist darum ein characterisierender Lobspruch unnützlich und unnöthig, weil wir diesen schon in den folgenden Handlungen mit lebendigen und redenden Farben antreffen werden. Da erfordert die Sache selbst nichts mehrers, als daß das Vorhaben des Poeten, nemlich die Haupt-Handlung, die er besingen will, nach ihrem vornehmsten Gesichtespunct nachdrücklich und einfältig angezeiget werde. Homer hat mit grosser Einfalt gesagt: Muse singe den verderblichen Unwillen des Achilles, welcher den Griechen so viel Schaden und Unglück zugefüget, und so manchen dapfern Held vor der Zeit dem Pluto zugeschickt, und ihre Leiber den Hunden und den Vögeln des Himmels zur Speise vorgeworfen. Cowley der sich, wie unser Poet, vorgenommen hatte, den gantzen Lebenslauf Davids zu besingen, hat den Inhalt seiner Davideis mit mehrern Worten, und mit viel untermischten Lobreden folgendergestalt vorgetragen: Ich singe den Mann, der das Scepter von Juda in der rechten Hand getragen, welche zuvor den Hirtenstab geführt hatte, der aus dem besten Poeten der beste König geworden; welches die zwo vornehmsten Gaben des Himmels sind; Aber vorher hatte er viel Gefährlichkeiten und viel Arbeit auszustehen; indem Saul und die Hölle seinem mächtigen Schicksal vergeblich den Weg verschräncketen. Auch seine Krone gab ihm eben so schwere Arbeit, übte seine Geduld und sein Schwerdt eben so sehr, so lange als die boßhafte Fortun ihren Bezwinger verfolgete, biß daß er mit unermüdeter Tugend alle Boßheit zu Hause und allen Trutz der Fremden besiegete; Ihre Stärcke bestuhnd auf Armeen, seine auf dem Herrn der Heerzeuge.

Ja David iſt mein Held, von dem mein ſchwacher Kiel,
Doch aus zu ſtelzem Muth, anietzo ſchreiben will.
Ja wahrlich iſt mein Muth hierinnen ſtoltz zu nennen,
Dieweil ich mich vergeß hierinn ſelbſt zu erkennen:
Doch David macht mich kühn. Mein David war ein Knab,
Als er dem Goliath den Sieg gewonnen ab.
Was ich mich unternehm, vergleich ich mit dem Rieſen,
Den zu bezwingen man zwar andre ſolt' erkieſen,
Von einer klügern Hand, von einem ſchärffern Sinn,
Doch unternehm ich mirs, ſo ſchwach ich immer bin.
Und wann ich gleich damit nicht allen werd behagen,
So wird in dieſer Furcht mein Will doch nicht verzagen,
Ich ſinge gleichwol fort. Mein David läßt mir zu,
Daß ich zu ſeinem Lob, ſo viel ich kan, nur thu.
Ich ſuche keine Ehr in meinen Reim-Gedichten,
Ich achte nicht, wann mich die Welt hierinn will richten,
Ich ſing aus freyer Luſt, und nicht aus hohem Geiſt,
Von David, deſſen Thun mit mir ein jeder preiſt.

Es

V. 19. 20. Von dem mein ſchwacher Kiel, Doch aus zu ꝛc.)
Andere Poeten trachten mit allem Fleiſſe die Leſer von ihren eigenen Perſonen zu entfernen, und ihnen weiß zu machen, daß ihre Wercke von weit höhern und ſelbſt Göttlichen Perſonen verfertiget worden, und ſie nur die Abſchreiber derſelben geweſen ſeyn. Unſer Poet hat kein Bedencken, ſich vor den Verfaſſer anzugeben, und den Beyſtand der Muſe zu verachten.

V. 35. Ich ſing aus freyer Luſt und nicht aus hohem Geiſt. ꝛc.)
Eine ſolche Beſcheidenheit iſt bey den Poeten nicht gewöhnlich. Sie ſind vielmehr gewohnt ſich über den Rang der gemeinen Menſchen mit der Hoheit ihrer Gedancken, und ihrer Ausdrücke hinaufzuſetzen. Sie geben ſich vor begeiſtert, und ihre Wercke vor die Arbeit himmliſcher Perſonen aus, ſie führen eine eigene Sprache, ſie haben ein eigenes Tonmaß und dergleichen. Sie dörffen darum auch deſto vornehmer von ihren Gedichten reden, weil der Ruhm, den ſie ihnen beylegen, nicht ihr eigen, ſondern derjenigen iſt, von welchen ſie ihre Einfälle empfangen haben. Unſer Poet hat ſich dieſer poetiſchen Vorrechte begeben, indem er ſich vor einen ordentlichen Menſchen ausgibt, der mit uns geradezu gehen will, und uns mit den zauberiſchen Kunſtſtücken der Poeſie nicht zu täuſchen begehrt. Die geringe Hofnung, die er damit zu hohen Vorſtellungen machet, gibt ihm nun zwar den Vortheil, daß

Es hatte Israel kaum Amaleck vertrieben,
(Wiewohl in allem nicht nach Gottes Richtschnur blieben,)
Als der Philister Heer, schon wiederum mit Macht
In Juda bey Socho, ein grosses Schrecken bracht.
Sie zogen schnell herauf mit vielen Roß und Wagen,
Des Juda sein Geschlecht von Hauß und Hof zu jagen.
Aseka ward es inn, allda ihr Lager war,
Ja Damin bliebe nicht entfreyet der Gefahr.
Es ahnte ihnen schon, daß aus des Juda Lenden
Ein Held entspringen solt, den Gott selbst würde senden
Zu ihrem Unglücks-Fall, drum galt' es Juda mehr,
Als andern Stämmen, weil für die der Haß zu sehr
In der Gaditer Hertz die Wurtzeln längst gefasset;
Was noch nicht war gesehn, das wurde schon gehasset;
Dann Dagon hatte viel von einem Held gesagt,
Der sie zuschrecken käm. Diß hatte es gemacht,
Wie auch, daß Agags Schmach und Saul erlangtes Siegen
Durch dieß bewährte Volck solt wieder unterliegen.
Der Schimpf that ihnen weh, daß der ihr Bundsverwandt
Durch Benjamins Geschlecht gelegt war in den Sand.
Gleichwie ein Wolcken-Bruch viel Land und Ort bedecket,
Und eh man sichs versieht, die sichersten erschrecket:
So gieng es hie auch zu: die Mächtigen von Gad,
Die waren schon im Land, eh mans erfahren hat.

Saul

man destoweniger von ihm erwartet, und fodern kan, aber damit ist der Nachtheil verknüpfet, daß das Gemüthe der Lesenden nur schwächlich und langsam aus seiner Kaltsinnigkeit gesetzet und angefeuret wird.

V. 59. 60. Die Mächtigen von Gad, Die waren schon ꝛc.)

Cowley hat seine Davideis von einem weit späthern Zeitpuncten angefangen; nemlich da Saul nach einer Versöhnung mit David in die vorige Wuth verfällt, und einen Wurfspeil nach ihm schießt, mit dem er ihn zwar verfehlet, aber, nachdem er in sein Hauß entflohen, ihn daselbst durch seine Trabanten aufsuchen läßt, und als er durch die List der Michal auch da entwischt, weiter verfolget, bis er in das Land Moab geflüchtet. Er beschreibt dieses nicht ohne das Ministerium Deorum, indem er die Hölle aufschließt, und die Teufel darinnen aufführt, sich wider David zu verbinden, dann den Himmel eröffnet, und eine Göttliche Gesandschaft zu Davids Schutze nach der Erde schickt.

Saul der zu Gibea sich fand mit seinen Helden,
Als die von Socho ihm dieß lieſſen hin vermelden,
War stets in seiner Burg, und ließ sich wenig sehn,
Weil die Ahinoam dies rieth, um zu entgehn,
Daß nicht gantz Jſrael des Königs Trauer-Weſ...
Sobald erfahren möcht, bis daß er erſt geneſen,
Wie ihre Hoffnung war; und Jonathan sein Sohn,
Der Helden edle Zier und der Soldaten Kron,
Verhütete mit Fleiß, daß seines Vaters Zagen
Nicht würd von einem Stam̃ zum andern umgetragen.
Die Urſach war ihm kund, und mehr dann allzu leyd,
Und deren zu entgehn war es nun nicht mehr Zeit.
Die Sünde war geſcheh'n, und der, ſo Gott verlaſſen,
Und sein Geboth verſäumt, ward wieder gleichermaſſen
Ohn Gottes Geiſt und Troſt alleine hingeſtellt;
Die Gnaden-Thür war zu, das Urtheil ſchon gefällt,
Daß Saul sein Königreich ſolt werden hingeriſſen,
Wie Samuel ihm ließ von Gottes wegen wiſſen,
Und daß sein Nächſter ſolt, der beſſer, als wie er,
Beſteigen seinen Thron und seine Königs-Ehr.
Wann alles dieſes Saul in seinem Sinn erwoge,
Und den gedrohten Fall ſich zu Gemüthe zoge,
Kam ihm ein Grämen an, ein Zagen, eine Quaal,
Die ihm durch Marck und Bein, durchdrunge überall.
Er war aus Gottes Gnad, drum kont kein Troſt ihn laben.
Der nicht hat Gottes Geiſt, was wolt der übrig haben?
Wann ihm der Satan ſetzt mit seinen Pfeilen zu,
Wo iſt dann wohl ein Orth, der ihme giebet Ruh?
Doch konte der allein, auf den der Geiſt des Herren
Gerathen war, mit Krafft, des Königs Trauren kehren,
Der ſchöne Hirten-Knab, Jſai jüngſter Sohn,
Der David, des Geſchlechts und seines Hauſes Kron.
Den hatte man nach Hof zum König laſſen kommen,
Wie man an ihm zuerſt die Hertzensangſt vernommen,

V. 81. Wann alles dieſes Saul in seinem Sinn erwoge.) Dieſe Ueberlegungen ſind weit lebhafter, wie ſie v. 158. u. folg. Saul ſelber in den Mund gelegt werden; wo er ſagt:

Was kan ich ohne Gott? Gott ſagte mir ſonſt für ꝛc.

Hier wäre genug geweſen, es mit zweyen Worten anzudeuten.

Und weil sonst keine Cur den König heilen kunnt,
So solt es David thun, der die Musik verstuhnd,
Und Stimm und Harffenklang so künstlich wußt zu führen
Daß ihre Lieblichkeit konnt auch die Geister rühren.
Der böse Geist entweicht, wann Davids Harff erklingt,
Weil dessen Reinlichkeit ihm einen Schrecken bringt.
Er meidet David drum, weil da aus dessen Lenden
Der Heyland aller Welt wird seine Macht umwenden,
Das er wohl merckte an, drum war er ihm so gram,
Daß er von Saul entwich, wenn David zu ihm kam,
Der da ein Jüngling war, von überschöner Jugend,
Mit der sich hat gepaart die vollenkommne Tugend,
Daß jedem die Gestalt, und sein Gemüth gefiel,
Wer einmahl ihn geseh'n, stets um ihn leben will.
Er war von Antlitz schön, und bräunlich wohlgezieret
Stuhnd ihm sein lockicht Haar. Die Augen, die er führet
Mit Zucht und keuscher Scham, die zeigen einen Muth,
Der seinen Feinden scharff, und seinen Freunden gut.
Die Wangen Milch und Blut mit solcher Gleichheit tragen
Daß sie dem Frauenvolck die Eiferröth' abjagen.
Der Mund steht stets bereit von Gottes Ruhm und Ehr
Zu singen ohne End. Was soll man sagen mehr?
Der schöne David war mit keinem zu vergleichen,
Für seinen schönen Leib und Geist muß alles weichen,
Des Königs gantzer Hof liebt diesen jungen Held,
Ja allem Frauenvolck er mehr als wol gefällt.

Weil aber es also nun mit dem König stuhnde,
Ahinoam, die nicht für rathsamlich befunde,
Daß das ihr Ehgemahl, wie es in Juda war,
Sogleich erfahren müßt, wolt bergen die Gefahr;
Weil sie gar wohl bedacht, es würde weiter kommen
Des Königs Traurigkeit, wann er diß hätt vernommen
Und wo Betrübniß ist, folgt eine Furcht hernach,
Daß uns offt allzuschwer scheint eine leichte Sach.

Drum

V. 119. Des Königs gantzer Hof liebt diesen jungen Held) Diese beyden Zeilen geben so viel von Davids Schönheit zu gedencken, daß man ohne Abbruch des Begriffes etliche von den vorhergehenden Zeilen hätte weglassen können.

Drum solte Jonathan allein dem Feind entgegen.
Dennoch nach langem Rath, nach vielem Ueberlegen,
Findt Abner es für gut, daß ers dem König sagt.
Er gieng in sein Gemach des Morgens unbefragt,
Als Saul noch lag zur Ruh: doch wann nur Ruh zu nennen
Die Schreckens-volle Träum, das innerliche Brennen,
Die Schwermuth seines Geists, die ihn niemahls verließ,
So daß sein Schlaffen recht ein stetes Wachen hieß.
Sobald er Abner sah, fieng sein Hertz an zu schlagen,
Und furchte sich für was, das er nicht konnte sagen,
Er reichte ihm die Hand- und sah ihn zitternd an,
Und Abner bringt es für, so gut er immer kan.
Mein König, sagte er, es giebt ein neues Siegen,
Gott hat dir was geschickt, dein Hertze zu vergnügen,
Man sieht, dir dienet nicht die stille Einsamkeit,
Du bist nur kranck, weil du nicht mehr ziehst in den Streit.
Schau doch ein Volck von Gad kömt an, und will es wagen,
Sich mit dir, Grosser Saul! in einem Streit zu schlagen,
Bey Socho stehen sie, und seynd dazu bestimmt,
Daß dort dein Helden-Muth ihr Toben ihnen nimmt.
Der König schwiege still, und dacht in seinen Sinnen,
Wo ist mein erster Muth, mein tapferes Beginnen?
Wo find ich Saul in mir? ich bin sein Bild allein,
Was ehmahls war mein Wunsch, macht mir anjetzo Pein.
Als Abner nun kein Wort vom König konnte bringen,
Vergieng ihm schier der Muth, daß es ihm würd gelingen.
Doch sagt er noch einmahl, wie ist dann Saul verkehrt,
Daß er sein Volck nicht mehr zu schützen nun begehrt?
Auf König thu dein Amt, daß Juda werd befreyet.
Ach! brache Saul heraus, ob zwar mein Hertz nicht scheuet
Diß unbeschnittne Volck, so ist doch Gott von mir;
Was kan ich ohne Gott? Gott sagte mir sonst für,
Des Siegs gewiß zu seyn; der hat mich nun verlassen,
Sein Geist denckt nicht an mich, sein Will ist mich zu hassen.

V. 130. Dennoch nach langem Rath, nach vielem Ueberlegen)

Die lange Erzehlung scheinet Berathschlagung über eine Sa-
mir eben so lange, als die lange che von dieser Natur.

Ey! sprache Abner drauf, das ist ja nur ein Wahn.
Ach! sagte Saul, wer es also empfinden kan
Als ich, der wird gewiß mit mir nur dahin zielen,
Was Höllenangst es sey, nicht Gottes Gnad zu fühlen.
Hiemit erblaßte Saul, er ächzt und seufzte tief,
Ein starcker Thränen-Bach ihm aus den Augen lief.
Sein gantzer Leib erstarrt, sein Hertz hub an zu springen,
Die Lippen rührten sich ohn etwas fürzubringen.
Dem Abner wurde bang, er rieffe oft und viel,
Daß doch der Knab bald käm mit seinem Saitenspiel.
Der schöne David kam und rührte seine Saiten,
Damit die Lieblichkeit sich mehrt, stuhnd er von weiten;
Und als der Harffenklang zum König drang hinein,
Entwich der Trauer-Geist und liesse Saul allein.
Er richtet sich empor, und seine matte Glieder
Bekamen ihre Ruh und neue Stärcke wieder,
Er lachte David an, den er gantz innig liebt,
Weil dessen Saitenspiel, ihm süssen Labsaal giebt.
Wo warst du doch mein Sohn, sprach er zu diesem Knaben,
Ohn dich kan ja mein Hertz nie wahre Ruhe haben;
Herr König, sprach der Knab aus fürgenommnen Rath,
Ich hörte an wie man zum Streit Beliebung hat,
Wie Jonathan der Printz, und deiner Helden Schaaren,
Nach Socho hin verlangt, da Ecron soll erfahren,
Was Jacobs Gott vermag. Ja! trat hie Abner zu,
Und sprach, all deine Leut die haben keine Ruh,
Sie wollen für den Feind und mit dir König siegen,
Wann Saul nur bey uns ist, so muß der Feind erliegen.
Hierzu kam Jonathan und stuhnde Abner bey,
Auch selbst Ahinoam sagt, daß es nöthig sey.
Der König der für sie wolt keine Zagheit weisen,
Die er gar nicht besaß, hub nunmehr an zu preisen,
Der andern ihren Muth und gienge alles ein,
Er wolte für dem Heer auch selbst der Erste seyn.
Ahinoam erfreut, so muthig ihn zu sehen,
Sah niemahls ihn so gern in eine Feldschlacht gehen.
Thalmais, Jonathans vertrautes Ehgemahl,
Hört diesen Feldzug an gleich einen Donnerknall.

Sie wußt wie Jonathan ſich pflegte nie zu ſcheuen,
Und hört aus ſeinem Wort, aus ſeinem dapfern Dräuen,
Wie es ſelt Ecron gehn, drum war ihr Hertz und Sinn
Voll Liebes-Traurigkeit, doch weil ſie ſich darinn
Für ihme bergen muſt, weil er nicht wol kont leiden,
Daß das ihr Klagen war, was er vollführt mit Freuden;
Daher verſchwieg ſie nur, was ihr ein Trauren bracht,
Und was ihr Hertz beweint, daſſelb ihr Mund belacht.
Die Necob und Michal die wollen bey ihr bleiben,
Mit ihr die lange Weil indeſſen zu vertreiben,
Und weil nun Jonathan den Abſchied nehmen will,
Umfäht ſie ihn und ſpricht: Waz dich auch nicht zu viel!
Er ſchaut ſie lieblich an, und ohn ein Wort zu ſprechen
Setzt er ſich auf ſein Pferd, den Unmuth ihr zu brechen,
So ritt er was er kan, gantz Iſrael war da,
Ein jeder rüſtet ſich, weil ſchon der Feind ſo nah.
Der alte Iſai wie er diß kaum vernommen,
Wollt nicht, daß David ſollt mit in das Treffen kommen,
Weil ſeine Jugend ihn noch ſchützte, daß er nicht
Dem König dienen dorfft, nach der Soldaten Pflicht:
Drum ſeine älteſte Söhn er nach dem Heere ſandte,
Dafür er David nun bey ihm zu ſeyn ernannte,
Bis dieſer Krieg fürbey, und ließ es Saul geſchehn,
Daß David wiederum nach Bethlehem möcht gehn;
Der dann in allem ſich ſo willig wuſt zu geben,
Daß was man von ihm wollt, auch war ſein Will und Leben.
Sein hoher Heldenmuth ſehnt ſich zwar mit ins Heer,
Doch galt des Vaters Will bey ihme noch vielmehr,
Daß, als nur Saul hinweg, er gleich den Hof verlieſſe,
Und wiederum der Art des Feldes ſich befliſſe,
Aus einem Hofmann ward hinwiederum ein Hirt,
Der beydes Stadt und Feld mit ſeinem Weſen ziert.
Er hütete nunmehr, in ſeinem Sinn zufrieden,
Die ſchöne Wollenheerd, wozu er war beſchieden,

Nichts

V. 211. Und weil nun Jonathan den Abſchied nehmen will) Dieſer Abſchied hat ſeine Schönheiten, indem er die Liebe der Thalmais und den Heldenmuth Jonathans in ſehr kleinen, aber wohl-erfundenen Umſtänden geſchickt ausdrückt. Solche ſind:

Daher verſchwieg ſie nur ꝛc.
Und was ihr Hertz beweint ꝛc.
Er ſchaut ſie lieblich an, ꝛc.

Nichts war ihm ungewohnt, der Hof, die Stadt, das Feld,
Es galt ihm alles gleich, wozu man ihn erwehlt.
Der vor dem König ſtuhnd, dient nunmehr ſeinen Schafen,
Statt weicher Federbett will er in Hürden ſchlafen,
Des Hofes hoher Schein hat ihn nicht ſo verblendt,
Daß er nicht wie zuvor die Schäferfreude kennt.
Er iſt hie mehr vergnügt, er iſt hie mehr ſein eigen,
Hie thut er was er will, hie darff er ſich nicht neigen
Für dieſem oder dem, ſein Wort das führt er frey,
Und ſorgt nicht ob es ſo noch ſo zu deuten ſey.
Hie hat er keinen Streit, er weiß von keinem Neiden,
Er darff hie ſeinen Leib, wie ihm gefällt, bekleiden.
Die Mahlzeit richt er zu, wo es ihm ſelbſt beliebt,
Bald unter einem Baum, allwo es Schatten giebt,
Bald wenn die Sonne nicht die heiſſen Strahlen ſchieſſet,
Steht ihm ein grünes Thal, das da ein Bach umflieſſet,
Zu ſeinem Tiſch bereit; er iſſet was er mag,
Und trinckt nicht über Durſt, folgt der Geſundheit nach.
Er gehet zu der Ruh, wenn ſich die Sonn verliehret,
Und ſtehet wieder auf, wenn ſie den Himmel zieret.
Niemahls iſt er allein, denn Gott der alles füllt,
Hat ihn mit ſeinem Licht, und Gnaden-Geiſt umhüllt.
Denſelben lobet er in dieſen grünen Auen
Mit manchem Kunſt-Gebäud. In Gott ſich zu erbauen,

Iſt

V. 252. Er iſſet was er mag, und trinckt nicht über Durſt.) In Opitzen Zlatna und dem Lobe des Feld-Lebens würde dieſe Beſchreibung der Land-Ruhe trefflich gut ſtehen; ich will ſie auch in dem Epiſchen Gedichte nicht verwerffen, wann ſie in ein paar Zeilen gebracht wird, und keinen Theil der Haupt-Handlung ausmachet; dieſe muß nach der Natur des Epiſchen Gedichtes edel und erhaben ſeyn. Ich verſtehe eine Erhabenheit, die in den Unternehmungen einer kriegeriſchen Dapferkeit, in ausnehmenden Thaten der Großmuth, der Liebe zum Vaterland, zur Religion, der Klugheit in Staats-Sachen, der Höflichkeit und dergleichen beſteht. Wer ſich vorgenommen hat den Lebens-Lauf eines Helden zu beſchreiben, wird nothwendig eine Menge ſchlechterer und unwürdiger Thaten darinnen antreffen, welche die Hoheit des Epiſchen Gedichtes unterbrechen, allermaſſen die Menſchlichkeit nicht zuläßt, daß ein Held durch eine lebenslange Folge und Reihe von groſſen und erhabenen Umſtänden und Handlungen fortgeführt werde.

Iſt nur ſein Fleiß gewandt. Er dencket ſtets dahin
Wie er Gott dienen mög mit Andachtsvollem Sinn.
So brachte David hin die Zeit bey ſeinen Heerden,
Die ihm nicht lange konnt auf dieſe Weiſe werden,
Als ihm an einem Tag, wie für der Sonnenſchei-
Er kühlen Schatten ſucht, diß eben fiele ein:
Wie Gott der Wunder-Gott, den Sauel fallen laſſen,
Den er doch erſt erwehlt den Scepter zu umfaſſen,
Und ſeufzte bitterlich, daß der verworffen gar,
Der da in Iſrael der erſte König war.
Ach! dacht er bey ſich ſelbſt, was hat doch Saul begangen,
Daß er nicht wiederum Vergebung kan erlangen?
Wohin iſt Gottes Güt? es iſt zwar Gott gerecht,
Doch gebt er ins Gericht nicht oft mit ſeinem Knecht.
Wann alle Miſſethat der Höchſte wollte ſtraffen,
So würd uns allen ja ſein ſtrenger Zorn hinraffen;
Warum findt Saul allein denn jetzo keine Gnad?
Ach, fuhr er weiter fort, es iſt des Höchſten Rath,
Dem muß man halten ſtill; der Höchſte kennt die Hertzen,
Wer weiß ob Saul nicht will mit Buß und Reue ſchertzen,
Vielleicht erkennt er nicht die Sünd die er gethan,
Und will doch, daß ihn Gott ſoll wieder nehmen an.
Hierauf ſchwieg David ſtill und ſtellt ihm für die Augen
Wie hoch und ſchwer es ſey, für Gottes Geiſt zu taugen.
Drum ward er ſehr betrübt, wie er daran gedacht,
Was unlängſt Samuel bey ihnen hat gemacht,
Wie der ſein Haupt geſalbt, daß er ſolt König werden,
Daß er ein groſſes Volck, ſtatt ſeiner ſchwachen Heerden,
Einsmahls regieren ſollt. Dis gab ihm keine Ruh;
Sein Hertze fragt' ihn ſtets: ſag an, was macheſt du?

Nicht,

V. 281. Hierauf ſchwieg David ſtill und ſtellt ihm für die Augen.) In dieſen Gedancken wird uns gar tief in das Hertz Davids hinein zu ſehen geſtattet, und ſie ſind ſo beſchaffen, daß wir nothwendig eine groſſe Hochachtung für ſeine Gottesfurcht und ſeine Aufrichtigkeit empfangen. Die Vorſtellungen ſind ſehr nachdrüklich: Sein Hertze fragt ihn ſtets: Sag an, was macheſt du? Nicht daß ſein hoher Muth wollt zu regieren ſcheuen ꝛc. Was bin ich mehr als Saul, ꝛc. Was ſoll mir dann die Kron ꝛc.

Nicht, daß sein hoher Muth wolt zu regieren scheuen,
Nein, weil des andern Fall ihn nicht vermag zu freuen.
Er sorgt nur weil er sich dazu unwürdig fand,
Es möcht sein Regiment nicht haben lang Bestand.
Was bin ich mehr als Saul, sprach er, ich kan auch fehlen
Was soll mir dann die Kron, die würde mich nur quälen;
Jedoch, hie hielt er inn, befahl es seinem Gott,
Und dacht es muß geschehn des Höchsten sein Geboth;
Desselben Wille war sein Will und macht ihn schweigen,
Er will nicht grübeln mehr, er will Gehorsam zeigen
Und folgen dem Beruff, in Demuth schlecht und recht,
Er ist bereit zu seyn ein König oder Knecht.

Indem diß David nun so alles überleget,
Ersieht er wie die Heerd sich überall beweget,
Und daß ein grauser Bär zu seinem Hertzeleyd
Ein Lamm daraus erwischt mit grosser Hefftigkeit.
Der David säumet nicht dem Unthier nachzueilen,
Verfolgt ihn auf der Spur ohn ferneres Verweilen,
Der starcke Gottes-Geist regieret seinen Muth,
Daß er in heilgem Grimm was ungemeines thut.
Er kommt dem Bären nah und dieser sieht den Knaben,
Denckt, daß er diesen Raub zu jenem auch will haben,
Verläßt daher das Lamm und geht auf David loß,
Er bäumt sich vor ihm auf, macht Klau und Rachen groß,
Er fasset David schon; der greifft ihm in den Rachen,
Und hält ihn wie ein Lamm: der Starcke kan nichts machen,
Den Würger würget er, mit grosser Stärck und Macht,
Der jenen fällen will, wird selbsten umgebracht.
Hier sah man Gottes Krafft, die Davids schwachen Händen
Das ihm entführte Lamm wollt wiederum zuwenden;
Und da dasselb aus Furcht für David selbsten läuft,
Wodurch es die Gefahr unwissend doppelt häuft;
Indem es in dem Wald hofft seinen Schutz zu haben,
Begegnet ihm ein Löw allda in vollem Traben,
Der es auch schier erwischt, wenn Davids sein Getön
Der auf den Löwen drang, ihn nicht gemachet stehn.
Der Löw in Zorn erhitzt, spitzt seine scharffe Klauen,
Und springt auf David zu, der sonder einzigs Grauen

Den stoltzen Feind erwart, und als ein tapfrer Held
Ihn bey dem Bart erwischt, und drauf zu Boden fällt.
Hie setzt er sich auf ihn, hält ihn mit solcher Stärcke,
Daß man gestehen muß, diß wären Löwenwercke,
Und ehe sich der Löw kan wieder heben auf,
Hat ihm ein Messer schon gekürtzt den Lebenslauf.
Der Held der Thiere liegt dem Helde hin zu Füssen,
Besinget Davids Sieg, mit seinem Blutvergiessen
So ward das Lamm gerett, das der getreue Hirt
Zu der erschrocknen Heerd mit Freuden wieder führt.
Es ward sein stilles Hertz durch dieses Wundersiegen
Nicht frech, noch voller Stoltz, nein, er ließ ihm genügen,
Daß er was er bewacht, vom Tode nun befreyt,
Und sagte niemand nichts, bis zu bequemer Zeit.
Er prieß indessen Gott, den Herrscher aller Herren,
Der seinen Arm gestärckt, zu seines Namens Ehren,
Und bat, daß dessen Gnad ihm gäbe Kraft und Stärck,
Nach dieser Zeit zu thun des Allerhöchsten Werck.
Hierauf, weil schon der Tag sich schiene zu verliehren,
Wollt David seine Heerd in ihre Hürden führen,
Trieb sie drauf für sich hin, durch einen tiefen Thal,
Und spielte ihnen für mit seiner Harffen Schall:
Der Ort zu seiner Ruh war rund herum beschlossen
Mit steinigtem Gebirg, woraus mit Anmuth flossen
Der Bäche Silber-Quell, so durch die Klippen fiel,
Und eilte mit Geräusch zu kommen nach dem Ziel.
Diß sausendes Getön bracht Anmuth da zu schlafen,
Drum hatte David auch mit seinen lieben Schafen,
Erkieset dieses Thal, das die Natur bebaut
Mit einer Maur, daß er sein Vieh hie sicher schaut.
Dann nur ein Eingang war den wilden Thieren offen,
Doch, daß für deren Wuth man Sicherheit zu hoffen,
Lag da sein Schäferhund, des Treu und Wachsamkeit
Ihn nimmer nicht verließ, bey Tag-noch Nachtes-Zeit.

Wie

V. 359. Lag da sein Schäferhund ꝛc.)

Der Poet verläßt David in den kleinsten Umständen nicht, er folget ihm zu seiner Heerde, bilst ihm nicht allein den Bären, und den Löwen überwinden, sondern decket ihn noch mit einem Bette in einer verschlossenen Höhle, welche er von einem treuen Schä-

Wie nun die Heerde sich in ihre Hürd begeben,
Gieng David in die Höhl, die ware gleich daneben,
In welcher stuhnd sein Bett, in einem Stein gehaut,
Das ehmals Esaus Fleiß hat selbsten so gebaut,
Wann er war auf der Jagd, war hie bey Nacht sein Bleiben,
Denn nahe hie herum pflag er die Jagd zu treiben,
In einem weiten Wald, der seine Lüste stillt
Und seine Müh belohnt, mit manchem edlen Wild.
Jezt wohnte David hie, des Jacobs edler Saame,
Der da nach Gottes Schluß den Segen Esau nahme.
Diß fiele David ein, als er sich legt zur Ruh,
Und schloß er lang darum die Augen noch nicht zu.
Geht es jezt auch nicht so? dacht er in dem Gemüthe,
Mich hebet Gott empor nach seiner Wunder-Güte,
Und wehlet mich für Saul, die Erstgeburt ist sein,
Der Königliche Thron, doch soll er werden mein.
O grosser Wunder-Gott! als Esau ward gebohren,
War er verworffen schon, und Jacob war erkohren.
Was kan der Mensch dann thun? er ist ja eh erwehlt,
Und eh verworffen schon, eh er noch auf der Welt.
Ach Gott! du siehst zuvor der Menschen ihre Sinnen,
Eh sie gebohren sind, weist du schon ihr Beginnen,
Du straffest drum zuvor, was nachmahls wird gethan,
Die Sünderrott, und läst in allem Recht bestahn.
Nun Esau der ist Saul, da ich mich Jacob gleiche,
Ich sehe schon zuvor, wie ich ihm gar nicht weiche
In mancher Noth und Angst, die ihm zu Handen kam,
Als er für Esaus Grimm die Flucht zu Handen nahm.
So wird mirs auch noch gehn, ich werde noch erleben
Beym Scepter Ungemach, beym Throne Angst und Bebt.
Doch, Herr, ich bin bereit! Ach Herr, ich bin dein Knecht,

Nach

ferhunde bewachen läst. Dadurch verbindet er in der That den aufmercksamen Leser an die Person seines Helden. Er hat wohl gewußt, daß die Sachen den Leser nicht rühren, wann sie nicht umständlich ausgebildet werden. Aber wenn er sich vorgenommen hat, der Person Davids so genau zu folgen, und alle schönen Stellen so umständlich vorzustellen, so hat er eine kürtzere Materie, und nicht einen Lebens-Lauf vor sich nehmen sollen. So muß er nothwendig das Maaß eines vernünftigen Werks überschreite.

Nach deinem Willen will ich leben, schlecht und recht.
Hiemit schlieff David ein, in seinem Geist zufrieden,
Bereit und wohl gerüst, wozu ihn Gott beschieden,
Als plötzlich sich der Wind in starckes Brausen kehrt,
Und weckt mit Ungestüm die eingeschlaffne Heerd.
Die vorhin heitre Luft wird dunckel und umzogen,
Die Wolcken stossen sich und blasen Wasserwogen,
Der Mond und Sternen Schein bedeckt ihr braunes Kleid,
Die Elemente selbst sind mit sich in dem Streit.
Die Luft die saust und braust, und will dem Wasser wehren,
Daß nicht ein Wolckenbruch die Felder mög verzehren,
Doch bricht das Wasser durch, die Wolcken gehn entzwey,
Und wollen so das Feur verlöschen, wo es sey.
Das Feur, der schnelle Blitz, zischt doch durch diese Lüfte,
Und acht das Wasser nicht. Der Erden tieffe Klüffte
Erschütteren darob, wie sich der Donnerschall
Hiernach auch hören läst, mit schrecklichem Geknall.
Die Felsen dort umher vermehren dieses Rollen,
Und scheinen jeden Schlag mit Schlag zu doppeln wollē,
Der Nachtigalen Zunft verkriecht sich in die Stein,
Die Schafe wollen nicht mehr in den Hürden seyn;
Sie lauffen hin und her, in dieser Felsen Ritzen;
Der treue Hund will auch nicht in der Hütte sitzen,
Für solchem starcken Feind ist ihm der Muth nicht da,
Wo alles sich für scheut, ist auch sein Schrecken nah.
Der David der erwacht von diesem starcken Wüten,
Sein Seufzen gieng zu Gott, daß der sich ließ begüten,
Und nicht in Eifer straft. Er dacht, wie groß ist der,
Dem da steht zu Geboth der Himmel und sein Heer.
Wann er nur spricht ein Wort, so muß es alles gehen,
Wann er nur was gebeut, so muß es gleich geschehen,
Für ihm ist nichtes was, und etwas nichtes nicht,
Dann seine grosse Kraft das Schwerste leicht verricht.
So ware Davids Sinn, er stellt ihm für daneben,
Wie Gott durch Mosen hätt sein theur Gesetz gegeben:
So wär es auch geschehn mit Donner, Feur und Blitz,
Daß selbst der Sinai gebrannt in seiner Spitz.

Dieß edele Gesetz war seine Lust und Freude,
Daran fand er stets Lust, auch in dem grösten Leyde.
Da denckt er Tag und Nacht mit grosser Sorgfalt auf,
Setzt es zur Richtschnur sich in seinem Lebenslauf.
Als er dieß fest gestellt, und noch in etwas wachte,
Auf seiner Lagerstatt, und Gott sein Hertze brachte,
Deucht ihm, es käm ein Wag für seine Höl gerannt,
Der Räder rollen macht ihm dieses so bekannt.
Doch ließ das Ungestüm nicht zu, es zu verhören,
Was dieß bedeuten möcht, und ob es Leute wären,
Doch plötzlich hellt die Höl des starcken Blitzes Schein,
Daß er drey Weiber schaut, die allda treten ein.
Das gleich verschwundne Licht läst ihn nichts mehrers sehen,
Doch höret er, daß sie nah bey ihm über gehen,
Horcht also in der Still. Mitdeß sagt eine Stimm:
Wohl uns, daß wir allhie nun für des Donners Grimm
In trockner Sicherheit. Worauf die andre sagte:
Ach! wann ich wünschen könnt, so wolt ich, daß es tagte,
Ich bin so sehr erkält. Dies büßt recht unsre Lust,
Sprach drauf die dritte Stimm. Ja wer hat dieß gewust,
Die erste wiederredt, wir müssen auch erfahren,
Was Ungemach bedeut, gleich unsern Kriegesschaaren.
Ja du Soldaten-Weib, sagt eine drauf zu ihr,
Du achtest nichts, du bist es mehr gewohnt, als wir.
Du must es lernen auch, die erste wiederholte,
Dann wann der Adriel dich noch bekommen sollte,

Must

V. 443. Mitdeß sagt eine Stimm ꝛc.)

Wenn nicht nur David, sondern auch seine Freunde und Vertraute in so kleinen Umständen so weitläufftig aufgeführt werden, wie in dieser Unterredung und der Fortsetzung derselben, diese Frauens-Personen, so wird das schwache Gedächtniß unter der grossen Anzahl Dinge, Beschreibungen und Vorstellungen erligen, ehe wir David noch auf dem Throne Sauls werden zu sehen bekommen. Sonst sind dergleichen kleine Umstände und Gespräche an sich selbst ganz bequeme die Gemüther mit Lebhaftigkeit und Eindruck zu offenbaren. Man muß nur darauf sehen, daß sie mit den Haupt-Theilen des Gedichtes in einem gehörigen Masse Verhältnisses stehen, und der Majestät des Inhalts nicht nachtheilig werden.

Muſt du des weichen Betts noch offte müßig gehn.
Wohlan, verſetzte die, wer weiß was kan geſchehn;
Allein, was fängt man an? Wir wollen uns hinſetzen,
Sagt bald die dritte Stimm, und mit einander ſchwätzen.
Ach! Schweſter, ſing ein Lied, wandt drauf die erſte ein,
Zu Gott ſoll unſer Hertz anitzt gerichtet ſeyn.
Hört wie der Höchſte zörnt, wohlan, thu mein Begehren,
Du, führ die Stimm, und wir, wir wollen es anhören.
Hierauf gab David acht, der keine noch nicht kennt,
Was kommen wird, und hört, daß ſie dieß Lied ernennt.
Ich heb die Augen auf aus allen Trübſalsgründen
Hin zu dem hohen Berg, von wannen Hülff zu finden,
Mein Hülffe kommt von Gott, vom Herren kommt Genad,
Der Himmel und die Erd ſo ſchön gemachet hat.
Der Herr wird deinen Fuß niemahlen gleiten laſſen,
Kein Schlaff den trifft, der dich behütet, allermaſſen
Der Hüter Iſrael ja ſchläft noch ſchlummert nicht.
Dein Schatten iſt der Herr, daß dir nicht was gebricht:
Daß dich bey Tag die Hitz der Sonnen nicht kan ſtechen,
Noch bey der Nacht der Mond, kein Schrecken muß dich ſchwächen.
Dann deine Seel der Herr für allem Leyd befreyt,
Den Ein- und Ausgang er behüt in Ewigkeit.
Der David war beſtürzt, dieß Lied mit anzuhören,
So ſeine Arbeit war, und ware ſein Begehren
Noch gröſſer als fürhin, zu kennen ſeine Gäſt,
Von denen eine ſich alſo vernehmen läſt:
Wo haſt du dieſes Lied, o Schweſter, herbekommen?
Ich hab es, ſagte ſie, dem Jonathan genommen.
Wie? fragt die erſte bald, kommt es von meinem Mann?
Weiſt du dann nicht von wem er dieſes haben kan?
Des Iſai ſein Sohn (ſprach ſie) wie er berichtet,
Der ſchöne David hat dieß Kunſtgebänd gedichtet,
Der unſerm Vater dient in ſeiner Traurigkeit,
Und den jedweder liebt, um ſeiner Lieblichkeit.
Du ſeufzeſt tief, ſprach die, ſo da bisher geſchwiegen,
Entdeck uns deine Lieb, gelt dieſer kan beſiegen
Dein vorhin ſtoltzes Hertz, was Phalti nicht gekunt,
Kan Iſai ſein Sohn. Mein Seufftzen geht itzund,

Die andere gab für, hin nach dem Trauerwesen,
Das unser Vater treibt. Der, der bringt sein Genesen,
Die erste sprach, der ist ein wenig Ursach mit,
Daß deine Seufzer gehn. Wann ich dich fleißig bitt,
Wirst du mir bergen nicht, was wir bereits verspühret,
Du liebest nichts, was dir zu lieben nicht gebühret;
Der David zeiget schon, was aus ihm werden wird,
Bald wird er seyn ein Held, ist er gleich schon ein Hirt.
Der König will ihm wohl, mein Jonathan ihn liebet,
Kein Ritter ist am Hof, der ihm nicht Zeugniß giebet,
Daß er so kühn als schön, so tapfer und so weiß,
Daß er von Jahren jung, von Witz vor Alter greiß.
Wer weiß, was er jetzund im Feld vor Thaten übet,
Wie der Philister Heer sich vor ihm flüchtig giebet,
Wie sein die Siegeskron mit Ehren schon verlangt,
Wie er gleich als ein Held in schönen Waffen prangt.
Ach! sprach die andre drauf, Thalmais ich müst liegen,
Wann ich dir läugnen wolt was ich bisher verschwiegen.
Ach es ist nur zu wahr, daß David mir gefällt,
Kein Mann in Israel, ja keinen in der Welt
Kan ich in meinem Sinn dem edeln David gleichen,
Er ist allein das Feur, das mein Hertz kan erweichen.
Mein Uebermuth ist hin, bin ich des Königs Kind,
So ist ein Hirtenknab, bey dem mein Hertze findt
Den Thron, die Ehr, die Kron. Wie gerne wolltich weide
Mit ihm die Schaf, und mich als eine Hirtin kleiden,
In meinen bunten Rock, ja meine Königszier
Wollt ich ohn alles Leid gleich legen weg von mir.
Wie unvermuthlich dieß dem David war zu hören
Steht nicht zu bilden für, er wust sich nicht zu kehren
Für Schrecken aus der Stell. Der Donner hatte nicht
Ihn so bestürzt gemacht, als dieß so hie geschicht:

Er

V. 521. Wie unvermuthlich dieß dem David war zu hören)

Die Stellung, in welche David gesetzt worden, die Reden dieser Frauenspersonen, an welchen er so grossen Antheil hat, ihnen unwissend mit anzuhören, ist romanhaft, und zu artig f die Hoheit des heroischen Gedic tes. Eine lange Liebesverwirrun die in dem Verfolge komm soll, wird dadurch vorberitet

Er weiß nun wer ſie ſind, weiß doch nicht wer ihn liebet:
Die Merob und Michal ſind dieſe, deren giebet
Die eine ihre Lieb ſo deutlich an den Tag,
Doch welche es recht ſey, er nicht errathen mag.
Er fühlet ſchon in ihm ein Liebesfeur entſtehen,
Er wünſcht den hellen Tag, um dieſe anzuſehen,
Der er ſo wol gefällt, und dencket Gottes Rath
Hab es alſo geſchickt, daß an des Königs Statt
Er ſoll auf dieſe Weiß durch eine Heurath kommen,
Des Königs Tochtermann zu ſeyn, könnt ihn wol frommen:
Und hatte er ſein Lob mit Schamröth angehört!
Aus der Thalmais Mund, die er allſtets geehrt,
Als Jonathans Gemahl, des Freundſchafft er genoſſe,
Doch hatt ſie was geſagt, das ihn dabey verdroſſe,
Daß nemlich er dem Krieg auch wär gefolget nach,
Da er doch bey der Heerd allhie ſo müſſig lag.
Immittelſt hub die an, die ihn ſo hertzlich liebte:
Er iſt nicht mit zu Feld, ob es ihm gleich beliebte,
Er iſt zu Bethlehem, der König ſandt ihn hin
Auf Iſai Begehr, und war darinn mein Sinn
Erfüllt nach meinem Wunſch. Ich fieng ſchon an zu ſorgen,
Und ſah auf die Gefahr; Dann mir iſt nicht verborgen,
Wie es im Kriege geht. Ich kenne ſeinen Muth,
Und daß ob er gleich jung, er mehr wie andre thut;
Auch immer will füran, dabey er unerfahren,
Wie bald könnt ihm ein Leyd für andern wiederfahren.
Dieß gab dem David Troſt, daß ſie nicht übel nahm,
Daß er zu Bethlehem, und nicht zum Treffen kam.
Er horchte drauf gantz ſtill, was man würd weiters fragen,
Und wünſcht in ſolcher Luſt noch nicht, daß es möcht tagen.
Wann ihm der Tag fiel ein, bekam er neue Quaal,
Weil dann würd ſeine Ruh verſchwinden allzumahl.
Doch ware auch darnach ſein allerhöchſt Verlangen,
Weil er dann hofft zu ſehn die überſchönen Wangen,
Die ſchon ſein Hertz verwundt, ohn daß er dieſe kannt,
Die ſich in ihn verliebt, in der er wieder brannt.
Sollt es wol Merob ſeyn? dacht der verliebte Hirte,
Mir deucht die Merob wars, die dieſe Reden führte;

Ja wann es Merob iſt, ſo liebet ſie mein Sinn,
Wanns aber Michal iſt, ich ihr ergeben bin.
Die Merob iſt zu ſtolz, ſie redt von ſtoltzen Sinnen,
Drum wird es Michal ſeyn, die ich kan ſo gewinnen;
Nicht aus mir ſelber nein, aus Gottes weiſem Rath,
Der ſie mir auserſehn, und ſo gelencket hat.
Es ſey dann wer es ſey, ich will ſie wieder lieben,
Ich lieb ſie alle beyd, um keine zu betrüben.
Die Merob die iſt ſchön, der Michal Lieblichkeit
Steigt über alles auf, und machet mich bereit
Zu faſſen dieſen Muth, Sauls Eydam dann zu werden.
Ich bin ja ſchon geſalbt, was ſchaden mir die Heerden,
Thalmais ſagt ja ſelbſt, ob ich zwar ſey ein Hirt,
So zeig ich doch ſchon an, was aus mir werden wird.
Alſo dacht David hin, inzwiſchen dieſe dreye,
Dieweil ſie ſich allein vermeynten, ohne Scheue
Einander machten kund, was ſonſten niemand wuſt,
Und weil Thalmais ſucht hierinnen ihre Luſt,
Zu ſchertzen mit ſie beyd, muß Adriel ſich leiden,
Und kan die ſo ihn liebt, für ihr nicht mehr vermeiden

Die

V. 570. Ich lieb ſie alle beyd um keine zu betrüben.)

Der Herr Pope hat die Gedanken gehabt, daß in dem heroiſchen Gedichte und dem Trauerſpiele keine Liebesſachen Platz haben. Er hat geglaubt, daß alle zärtlichen Empfindungen, und alles, was der Liebeständeley gleich ſieht, ſich mit den erhabenen und heftigen Bewegungen, womit dieſe Gedichte angefüllet ſind, übel reimen. Er meinte, man könnte, was die Liebe beträffe, ſich an dem begnügen, was man davon in der Comödie, der Elegie und der Ode vor ſich findet. Der Hr. la Motte hat zwar die Liebe in den Trauerſpielen vertheidigen wollen, aber keinen beſſern Grund zu ihrer Rechtfertigung vorgebracht, als daß man dem Frauenzimmer ſich damit gefällig machen müſſe, weil dieſ faſt die einzige Regung ſey, u welche ſich die Leute von de ſchönern Geſchlechte annehme Wenn wir dennoch betrachten daß die wahre Liebe eine Schwac heit iſt, die einen Menſchen vi mehr demüthig als groß mach kan, und ihm nur allzu ger etwas lächerliches anhänget, werden wir ſie aus ernſthaft und großmüthigen Gedicht heraus wünſchen, ſo oft ſie ni mit einer groſſen Vorſichtigk eingeführt, und nicht von and edlern Regungen, ſo ſich dar vereinigen, erhöhet und gead wird.

Die ſonſt gebergte Gluth. Die Dunckelheit der Nacht,
Indem ſie niemand ſieht, ſie alſo munter macht,
Daß ſie ſo zu ihr ſagt: Ja der Meholathiter
Iſt meiner auch wohl werth, er iſt ein tapfrer Ritter.
Ich berg mich nicht für dir, Thalmais, du weiſt wohl
Wie ſeine Würdigkeit man billig preiſen ſoll.
Ich weiß, Thalmais ſprach, was Adriel verdienet,
Mein Jonathan iſt längſt mit ihme ausgeſühnet; 590.
Dein Bruder iſt nicht mehr ſein Feind wie wol vorhin,
Die Eiferſucht iſt aus, nun ich getrauet bin.
Erzehl uns eh die Nacht ſich endt, was ſich begeben,
Mit dir und Adriel. Nach deinem Willn zu leben,
Sagt ſie, ſo will ich gleich dir ein Genügen thun,
Hört beyde fleißig zu, was ich fürbringe nun.
Als Samuel, der da gantz Iſrael regierte,
Eh unſer Vater Saul den Königsſcepter führte,

Zu

V. 597. Als Samuel, der da gantz Iſrael regierte. ꝛc.)

Dieſes lange Epiſodium hängt mit dem dünneſten Faden an der Geſchichte Davids, nemlich weil er in der Zeit, da es erzehlet ward, ungefehr und ungeſehen in einem Winckel ſtuhnd, wo er die Erzehlung anhören konnte. Der Innhalt deſſelben iſt überhaupt comiſch, anſtatt daß er heroiſch ſollte ſeyn. Er gehet David nicht weiter an, als daß er ſeine romantiſche Qual und Verwirrung vermehren muß. Sehet V. 1248. und folg.

Sein Hertze was empfindt, das er nicht melden kan.
Es liebet Adriel die eine von den beyden:
Das hat er angehört, und muß es auch ſo leiden.
Und fällt ihm Merob ein, daß die kan ſeyn die Braut,
Die ihm Gott hat beſtimmt, für Adriel ihm graut.
Wann Michals Lieblichkeit ihm dann beſcheint die Sinne,
Meint er, dem Adriel er ſie nicht laſſen könne.

Er führet auch weiter kein Licht in ſeine Geſchichte, als daß wir zufälligerweiſe einige Nachrichten von dem Zuſtande der vorigen Zeiten, und des Regiments in Iſrael daraus ſchöpfen mögen; welche uns in zehn Zeilen eben ſo vollkommen hätten erzehlt werden können. Alſo werden wir um ſo viele Zeilen, als dieſer Zwiſchengeſang hat, ohne Noth von der Geſchichte verſchmiſſen, und in unſerm Verlangen nach dem Fortgange derſelben betrogen. Das erhitzteſte Gemüthe würde in einem ſolchen und ſo gleichgültigen Zwiſchengeſange wieder erkalten.

Zu hohem Alter kam, und war des Richtens satt,
Erwehlt er seine Söhn, und nannt an seine statt
Den Joel, daß er sollt zu Bersaba stets leben,
Und da dem Israel Recht und Gerichte geben,
Sein Bruder Abia, der kam gen Bethel hin.
Doch lebten diese beyd vielmehr nach ihrem Sinn,
Und pflegten ihre Lust, als daß sie solten sehen,
Daß da in Israel Gerechtigkeit möcht stehen;
Wer nur Geschencke bracht, der kaufte da sein Recht,
Gold machte eben krumm, und das gekrümmte schlecht.
Ein jeder spürt es wohl, doch keiner konnt es wenden,
Wer ein Wort sprach zuviel, der war in ihren Händen.
Drum ehrt man sie aus Furcht, aus Nutzen, und aus Zwang,
Die Reichen hattens gut, die Armuth litte Drang.
Nun hatte Adriels sein Vater lang gelegen
Mit Abimath im Streit, der von der Mutter wegen
Auch mein Großvater war. Es traffe Güter an,
Und wollte Abimath, der da ein herber Mann,
Sein ungerechtes Recht nicht in der Güte lassen,
Wie oftmahls ward gewünscht. Er legt sich gantzer massen
Mit ihme in das Recht, sie ziehn gen Bersaba,
Und liegen lange Zeit in ihren Sachen da.
Barsilla hat das Recht, doch Abimath die Gönner.
Allein weil alle beyd schon waren alte Männer,
Kam ihre Sach nicht aus, sie sturben drüber hin.
Die Kinder erben drauf der Väter ihren Sinn.
Die Mutter zoge bald nach Joel, fortzutreiben
Die angel'obne Sach, es solt nicht dabey bleiben.
Abenar stund ihr bey, der unser Vetter ist,
Und weil sein scharffer Sinn zu allem wohl gerüst,
Hofft er ein gutes End in dieser Sach zu sehen.
Die Ada, seine Frau, und ich, wir musten geben
Mit nach des Richters Stadt. Als Adriel nun hört,
Was unser Wille war, er hefftiglich begehrt
Zu sprechen uns zuvor, eh wir zum Richter kämen,
Der ihm ein Greuel war, und wollte sich bequemen.
Er scheute drum das Recht, weil Recht nicht Recht da war,
Und er noch kein Geschenck ihm wolte bringen dar.

Ob

Ob nun sein guter Zweck zwar billig stand zu loben,
So sahn wir doch nicht gern es länger aufgeschoben.
Abenar gab den Rath, wir solten nun das Recht,
Und nicht die Güt ansehn, er merckte, daß es schlecht
Um Adriel muß stehn, weil der den Richter meidet,
Dann wer ein sichres Recht, sich nie vom Rechten scheidet.
Drauf wieß man ihn dahin, wo Joel hielt Gericht,
Und sagt man ihm, daß wir ihn wollten sprechen nicht.
Drauf geht die Sache an. Die im Gerichte sassen,
Die sahen bald, wie uns das Recht würd sincken lassen,
Und daß wir keinen Fug an Adriels sein Gut.
Wie dieß Abenar hört, er dieses heimlich thut,
Und giebt dem Richter Geld, der uns schon war gewogen,
Weil, als er mich gesehn, er einen Gift gesogen
Der Liebesbrunst in sich, daß seine geile Flamm,
Je öffter er mich sah, je mehrern Zunder nahm.
Die Mutter wuste nicht Abenars sein Bestechen,
Und hätt sie nie gegönnt, also das Recht zu schwächen,
Besondern, weil sie meint, die Sache wär für ihr,
Ließ sie dem Recht den Lauf, und hüt sich nicht dafür,
Was der Abenar that. Der es also gestellet,
Daß Joel nur für uns ein gutes Urtheil fället.
Es waren beyde Theil für seinem Richterſthron,
Und meinte jedermann den Sieg zu haben schon.
Ich hatte Adriel noch nicht zuvor gesehen,
Und blieb er, wie er mich ersah, bestürtzet stehen,
Er wandte fast kein Aug von mir die ganze Zeit,
Und weil der Richter spricht, und ihm giebt den Bescheid,
Daß er sein gantzes Gut und Erbe uns soll lassen,
Sieht er gantz freudig aus, und zeiget uns kein Hassen,
Er giebt sich willig drein: und obwohl seine Freund
Sich stellen sehr betrübt, an ihm doch nichts erscheint.
Hingegen fühlte ich in mir ein sonders Leyden,
Ich war darum betrübt, was meinen Freunden Freuden
Und grosse Ruhe bracht: ganz traurig gieng ich hin
Vom Richter in das Haus, ich klagt in meinem Sinn
Des Adriels Verlust, der alles hat verlohren,
Was ihm in seinem Stamm war billig angebohren,

Und hätte gern gewollt, daß er für uns den Sieg
Davon getragen hätt, in diesem Güter-Krieg.
Der Richter bathe uns darauf zum Abendessen,
Und sezt er sich zu mir; ich konnte nicht vergessen
Des Adriels Verlust, es daurt mir allzusehr,
Daß da sein Erb und Gut uns hört, und sein nicht mehr.
Joel, der wie gesagt, mich liebte als sein Leben,
Wollt auch fürnehmlich izt mir dieß zu spüren geben,
Weil wir verbunden ihm, daß er also gericht,
Daher er einen Haß bey mir vermuthet nicht;
Und sagte drum zu mir: der schönsten Jungfrau wegen
Hat heut mein Richterstab sich willig müssen legen,
Nur ihrer Schönheit ist der Sieg den sie erlangt,
Die da für Israel für allen andern prangt.
Ich wäre nicht gewest dem Adriel so herbe,
Wann deine Wunderschön verdiente nicht sein Erbe;
Hätt ich die nicht gesehn, wär die Abinoam
Auch nicht so reich wie jezt. Wie dieses ich aufnahm,
Kan ich dir sagen nicht, ich bliebe ohn zu sprechen
Ein gute Weil: zulezt sagt ich: Soll man wohl brechen
Das Recht, wenn man mich sieht? Ja freylich, sprache er.
O wahrlich, wandt ich ein, dieß giebt uns schlechte Ehr,
Die uns der Sieg gebiehrt. Warum, sagt er hiegegen,
Wer darf sich wider mich und meinen Willen legen?
Es komm mir Adriel, trotz daß er hab den Muth,
Die schöne Jungfrau soll besitzen stets sein Gut.

Wann

V. 685. Der schönsten Jungfrau wegen hat heut mein Richterstab ꝛc.)

Von dieser Verliebung des Joels hat die wahre Geschichte nicht ein Wort. Der Poet hat sie in dieselbe auf die bloße Nachricht von Joels ungerechten Gerichte und verderbtem Herzen eingeschoben. Er ist dazu in so weit berechtiget gewesen, als ein Poet alle Ursachen der Begegnisse erklären muß, welche zu dem Gewebe seiner Materie gehören, daher man ihn Meister darüber lassen, und von ihm nicht fodern muß, daß er die Sachen sage, wie sie würcklich gewesen, wann er sie nur sagt wie sie seyn könten oder sollten, und deßfalls die Wahrscheinlichkeit und die Nothwendigkeit in Obacht nimmt. Der Fehler ist, daß uns die Person Joels gantz gleichgültig ist, zumahl da seine Geschicht den David nichts angehet, den Lauf des Gedichtes hemmet, und den Eindruck zerstreuet.

Wann wir es nicht mit Recht (antwort ich) wird uns ſchaden
Dieß Gut, weil Gottes Zorn wir ſo auf uns geladen.
Was, Gottes Zorn? O nein! (ſprach dieſer Spötter bald)
Kennt Gott den Adriel? Nein! eure Wolgeſtalt;
Der liebt die Merob auch, und mehrt der ihre Schätze.
Ich ſagt: ich thue wohl, daß ich mich von dir ſetze,
O Joel dein Geſpött kan mir behagen nicht,
Was wider Gott ich hör, iſt wider meine Pflicht.
Hiemit ließ ich ihn da, und durffte er nicht wagen,
Damahls von ſeiner Lieb mir mehrers fürzuſagen,
Wie er wohl hatt im Sinn; und paßt ich nach der Zeit
Ihn mehr noch als fürhin, und kam dieß weit und breit
Durch gantzes Berſaba, daß Adriel verlohren,
Nur bloß weil Joel mich zu ſeiner Lieb erkohren,
Und ſprache jedermann ſehr ſchlimm von dieſer That,
Ja wer noch ehrlich war, hiefür ein Abſcheu hat.
Nun hatte Adriel, ſeit dem er mich geſehen,
Gefühlt ein Liebesfeur in ſeinen Sinnen gehen,
Das ihm ließ keine Ruh, er zwingt ſich wie er will,
So läufft es da doch aus, daß ich allein ſein Ziel,
Dahin ſein ſinnen ſteht, was er ſoll recht beginnen,
Kan er erdencken nicht, und wie ich zu gewinnen.
Er weiß der Mutter Haß und ſeinen Armuthsſtand,
Das ſind zwey ſtarcke Seil, die feſſeln ſeine Hand,
Daß er zu nichtes kan was ihm beliebt gerathen.
Er kan mich laſſen nicht, noch auch nach ſolchen Thaten
Erweiſen wer er iſt: ſein Erbtheil iſt dahin,
Die Noth bekleidt den Leib, die Liebe ſeinen Sinn.
Er bleibt zu Berſaba, da ihm dieß wiederfahren,
Und hielte ſich da auf ſo lange wir da waren.
Man rieth vergebens ihm' er ſollt nach Ramath gehn,
Allda den Samuel dieß Unrecht laſſen ſehn,
Das ſein Sohn hätt verübt. Er wollt mich nicht betrüben,
Er ſprach, Abinoam ihr Kind das muß ich lieben,
Drum gönn ich der mein Gut der ich mich ſelber geb,
Ohn dieſe bin ich nichts, in der ich einzig leb.
Dieß hat er mir hernach ſelbſt alles ſo erzehlet,
Wie ich dir itzt bericht, und wie er ſich gequälet,

Was

Was Streit er hat gefühlt, wie offt er hat geſollt
Mich laſſen. Aber nein, die Lieb es anderſt wollt:
Die reizt ihn allezeit zu geben neue Wege,
Und weil die muntre Lieb ihn nicht ließ werden träge,
Sucht er Gelegenheit ſich mir zu machen kund,
Was ſtets ſein Herz fürbracht, ſollt ſagen auch der Mund.
Abenar wehlt er aus, ihm wohl bey mir zu dienen,
Weil er wuſt ſeine Macht und ſein wohlmeinend grünen,
Und nahm der willig an was Adriel ihm ſagt,
Weil ſein Gewiſſen ihn bereits hat angeklagt,
Daß er nicht recht gethan, in Unrecht uns zu ſchützen.
Er dachte dieſe Lieb könnt ihn hinwieder nützen,
Daß ſein Gemüth in Ruh, ſein Nahm bey Ehren blieb,
Weil was geſchehn, ihm ſchon die gantze Stadt zuſchrieb.
Und weil der Adriel bey allen war beliebet,
Hat auch ſein Unglück faſt das gantze Land betrübet.
Abinoam bereut auch ebenfalls die That,
Die, daß ſie unrecht hat, erkannt, wiewohl zu ſpath.
Mit Ehren konnt man nicht das Erbe wieder geben,
Denn Joel hätte ſonſt uns dörffen wiederſtreben,
Und bringen ſelbſt in Noth, weil er alſo gericht.
Wir dorften ſeiner Macht ja widerſprechen nicht.
Sie hört Abenars Rath deßwegen an mit Freuden,
Und ward mir angebracht des Adriels ſein Leyden.
Die Röthe ſprach für mich und gab ich mich darein,
Was meiner Mutter Freund ihr Wille würde ſeyn.
Doch weil man Joels Lieb zu mir verſpüren konnte,
War leicht der Schluß gemacht, daß er mich ihm nicht gönnte
Drum nahme man ihm für zu eilen aus der Stadt,
Eh Joel noch hievon etwas gemercket hat.
Doch fiel was in den Weg, das unſrer Reiſe wehrte,
Es wurde plötzlich kranck die Mutter, und begehrte,
Daß Saul gleich zu ihr käm; nach dem dann ward geſchickt,
Und wurde unſer Zweck dadurch gar ſehr verrückt.
Man hatte Adriel noch nicht entdeckt den Willen
Der Mutter, der da war, den Seinen zu erfüllen,
Weil ſie nicht ohne Saul hierinnen wollte gehn,
Doch wurde ihm erlaubt, wann er wollt, uns zu ſehn.

Vergebens würd ich dir hie ſeine Wort erzehlen,
Die er ſtets zu mir ſprach, weil der verliebten Seelen
Der ſchönen Thalnais ohndeme wohl bekannt,
Wie man ſpricht, wañ man ſich befindt in ſolchem Stand.
Er rühmt ohn Unterlaß, was ſich bey mir nicht funde.
Und ich fragt ohne End, ob er aus Hertzens Grunde
Dieſelbe lieben könnt, die ihn ſo mit betrübt?
Worauf er dann betheurt, wie hefftig er mich liebt,
Und daß er Joel danck, daß der ſein Gut uns geben,
Weil er ja ſelbſt nun wollt aufopfern mir ſein Leben.
Dieß war der Innhalt ſtets von unſerem Geſpräch,
Und wann dieſelbe Zeit ich noch bey mir erweg,
Find ich, daß die allein war fähig mich zu freuen;
Doch mußten wir dabey uns für dem Joel ſcheuen,
Des Macht, Unrecht und Lieb war zu bedencken wohl,
Ein jedes von die drey ließ uns der Sorgen voll.
Erwog man ſeine Macht, die alles konnt vollbringen,
Sein Ungerechtigkeit ließ ſich von keinem zwingen,
Und ſeine Lieb zu mir nahm zu von Tag zu Tag,
So daß je mehr ſie ſtieg, je mehr ſtieg meine Plag.
Immittelſt, daß wir nun zu Berſaba ſo waren,
Kam Saul auch zu uns hin, das Joel kaum erfahren,
Da kam er ſelbſt zu uns, und that ihm dieſe Ehr,
Doch wañ mans recht bedacht wars um die Tochter mehr.
Saul, dem des Richters Lob ſchon war für Ohren kommen,
Hat zwar, wie ſichs gebührt, die Ehre angenommen,
Doch ſcheut er ihn dabey, ſein Stand macht ihn erhöht,
Sein Ruff der macht ihn klein, und ſeine Ehr verweht.
Es fügte ſich nun ſo, daß der Meholathiter
Im Garten bey mir war, und Joel, der durchs Gitter
Nahm unſer Thun in Acht, verſpüret wohl ſo viel,
Daß man nicht Adriel ſo feind iſt, als er will.
Dieß bringt ihm Eiferſucht, dieß bläſet ſeine Liebe,
Er ſchleichet hinter her, weil ihn die Rache triebe,
Und höret alles an, was Adriel mir ſagt,
Der über ſeine Tück und loſe Schalckheit klagt.
Ich gab mit weidlich auf, und ſprach von ſeinen Räncken,
Und konnt ich, daß er uns ſo nah, unmöglich dencken,

Und ob uns Ada gleich ſchon öffters winckte zu,
Erriethen wir doch nicht, warum ſie ſolches thu.
Indem ſchau ich mich um, ja wie mir wurd zu Muthe,
Ja wie mir wurd zu Sinn, als ich die Unglücks-Fluthe
Mit gräßlichem Geſicht ſo nahe ſah bey mir,
Das weiß ich ſelbſt noch nicht, und kans nicht ſagen dir.
Ich bliebe gleichſam todt und ohn ein Wort geſprochen
Lief ich, gleich wann ich hätt was greuliches verbrochen,
Von ihm nach Ada zu, doch Adriel blieb ſtehn,
Und ſcheuete ſich nicht, ihn tapfer anzuſehn.
Iſt das, fieng Joel an, die Ehr, die mir gebühret?
Nein, ſprache Adriel, weil du bisher geführet
Dein Amt mit Sünd und Spott, iſt dieſes viel zu ſchlecht,
Daß man dich ſo beſchreibt, denn wer das Recht ſo ſchwächt,
Gleichwie du thuſt, den ſollt man billich anderſt finden.
Du häuffeſt Iſrael die Straff mit deinen Sünden,
Und wird man in die Läng nicht ſitzen dazu ſtill,
Der nützt uns nicht, der da das Recht nicht führen will.
Nach dieſem freyen Wort hätt man ja ſollen dencken,
Es würd des Richters Zorn den Adriel verſencken,
Nein aber höre nur, wie gleiſſend er ſich ſtellt,
Er ſaget lächlend drauf: Der iſt nicht in der Welt,
Wer allen kan zu Danck, und wie man will, regieren.
Hiemit geht er zu mir, und ſagt: Nun kan ich ſpüren,
Wie man hie iſt geſinnt, und wie man das erkennt,
Daß eines Richters Hertz in heiſſer Liebe brennt.
Läßt uns darauf allein, und berget ſeine Rache,
Doch ware mir alsbald nicht wohl bey dieſer Sache,
Und weil ich Adriel, der alſo frey geſchwätzt,
Sah in der höchſten Noth, darein er ſich geſetzt,
Muſt er auf meine Bitt aus Berſaba entweichen.
Ich konnte dieſes lang bey ihme nicht erreichen,
Weil ſeine Großmuth ihn abhielt für dem zu gehn,
Den er nicht würdig acht, im Wege anzuſehn.
Doch weil zur ſelben Zeit Gewalt für Recht ſich wieſt,
Konnt es nicht anderſt ſeyn, ein jeder ſich befliesſe,
Zu haben Joels Gunſt, wiewohl man ihm nicht gut,
Stellt man ſich doch aus Furcht, als wann mans gerne thut.

Drum ſchiede Adriel, und wolt nach Geſur reiſen,
Von wannen er hiernächſt mir nicht genung konnt preiſen
Die Gnad, die man ihm that in deines Vatern Land,
Und wie der König ihm in allem macht bekannt
Die groſſe Gütigkeit, die Königen gebühret.
Indem er nun hinweg, wird ſein Verluſt verſpüret.
Ein jeder ſpricht davon, ein jeder fragt darnach,
Ein jeder deutet ſo und ſo aus dieſe Sach.
Der Joel freute ſich, daß ihm ſein Feind gewichen,
Ohn daß er ihn verfolgt, und weil man ſich verglichen,
Zu reiſen wieder heim, ward Joel dieſes inn,
Und ſpricht den Vater an, wie ſein verliebter Sinn
Sey gegen mir entbrannt, und, will ſein Eydam werden.
Saul ſich hierob entſetzt, weil er ſo viel Beſchwerden
Bey dieſer Heurath ſah. Der Tochtermann zwar war
Der Höchſt in Iſrael, doch war auch offenbar,
Wie er ſein Leben führt, und daß nicht würd beſtehen
Die Ehr, in welcher man ihn damahls konnte ſehen.
Er darff nicht ſagen nein, das Jawort war auch ſchwer,
Er liebete die Ruh, ſein Kind doch noch vielmehr,
Und ſaget endlich ſo: Es ſtünde zu bedencken,
Sein Vater lebte noch, wann der ſich lieſſe lencken
Zu dieſer hohen Ehr, ſollts ihm gefällig ſeyn,
Wo nicht, ſo müſt er auch mit deme ſtimmen ein.
Der Joel, der ſo klug, als arg und ſchalckhaft ware,
Will, daß mans gleich beſchließ, eh man es offenbare
Dem Kis, der ſich nicht lang hierinn bedencken werd;
Was Saul gefällig ſey, da würd er ohn Beſchwerd
Sich willig geben ein, und möchte er wohl ſpühren,
Daß ihn mein Vater wollt ſo auf das weite führen.
Der dann voll Sorg und Angſt ſich weiß zu rathen nicht,
Und darf nicht melden an, woran es recht gebricht.
Indem er nun ſo ſchweigt, will Joel Antwort wiſſen,
Bald drohet er, und bald iſt wieder er befliſſen,
Zu ſuchen in der Güt, was ſein Anbringen war.
Mein Vater, der ihm ſtellt für Augen die Gefahr,
Wann er würd ſagen nein, ſagt ja, nur mit dem Munde,
Das Nein viel wahrer war in ſeines Hertzens Grunde.

Drauf Joel ist vergnügt, mein Vater hochbetrübt,
Und ich erfahr es auch, daß man mich Joel giebt.
Wann ich dir melden wollt, wie ich mich that gebährden,
Wird ich vermehren nur ohndeme die Beschwerden,
Die meine Red dir giebt. Ich stellte mich so an,
Daß man in kurtzer Zeit mich kaum mehr kennen kan.
Ich bin des Joels Braut, der sich nichts an mich kehret,
Nicht Gegenliebe nicht, die Meinigen nicht ehret,
Und hält mich schon so schlecht, eh ich ihm noch getraut,
Daß, was noch wird geschehn, man klärlich spürt u. schaut.
Indem kommt ein Geschrey, daß Adriel entwichen,
Weil er mit Ada hätt in Unzucht sich verschlichen,
Und giebt sie Gera an, der uns ist nah verwandt.
Abenar als ihm dieß von Ada ward bekannt,
Ließ seinen Eifergeist auf einmahl mächtig toben.
Von uns kount diese Schand kein Mensche billig loben.
Ich war also verführt, daß Adriel es war,
Der diese That gethan, daß ich schier noch erstarr,
Wann ich daran gedenck. Es ward mit solchen Gründen
Herfür gebracht, daß man nicht wohl kount Ada finden
In Unschuld wie sie sagt, ihr schweeren nichtes galt,
Der Gera schwure auch; und wie sie sich anstallt,
Sah man wol, daß sie war erschrocken und verborgen,
Und ware ihr Geschlecht daher in grossen Sorgen.
Abenar wollt den Schimpf den Ada ihm gethan,
Nicht leiden, sein Geschlecht stund da für einen Mann.
Rimon ihr Vater kam und ihre beyde Brüder,
Baena und Rechob, und ihres Stammes Glieder,
Die wollen, Gera sollt beweisen was er sagt,
Und wurde diese Sach dem Richter angebracht.
Die Berothiter all gen Berseba erschienen,
Abenars Freund seynd auch bereit ihm wohl zu dienen,
Darunter unser Hauß auch mit begriffen war;
Es kame Kis auch selbst nebst meinen Brüdern dar.
Die Ada als sie sah den Beystand ihrer Freunde,
Erhobe sich ihr Muth und pocht sie ihre Feinde,
Sie foderte die Rach, weil Gera ihr Geschlecht
Also geschändt, so soll ihr Joel sprechen Recht.

Der

Der Joel fraget nach, wo Adriel möcht leben,
Es wird in alle End hin der Befehl gegeben,
Daß Adriel erſchien, ich wünſcht und wünſchte nich.,
Daß er ſich ſtellte ein für Joels ſein Gericht;
Dann, war er ohne Schuld, hätt er doch leiden müſſen,
Und ſchuldig mocht ich nicht ihn ſehn ſein Blut vergieſſen.
Drum war ich froh als er zur rechten Zeit nicht kam,
Da doch erſchiene der Meholathiter Stamm.
Daß alſo drey Geſchlecht um dieſer Sache willen
Für Joel ſtellten ſich, gerichtlich zu erfüllen,
Was jedes Ehr betraf. Der Jeminiter Haus
Es mit Abenar hielt, der wolte gantz durchaus
Daß Ada würd verdammt. Die Berothiter ſprachen:
Der Gera zeuget falſch, man muß zu dieſen Sachen
Noch klärern Beweiß. Des Adriels Geſchlecht
Hält es mit Ada auch, und ihre Ehr verfecht.
Dieß war ein harter Streit und gar ein ſchwerer Handel,
Man wuſte nichtes böß von Ada ihrem Wandel,
Und Gera war ein Mann der keinen nicht betrog,
Daher ſich dieſe Sach gar lange hin verzog;
Und führt ich unterdeß ein ſo betrübtes Leben,
Weil ich in Haß und Lieb und Eiferſucht muſt ſchweben,
Daß es noch Wunder iſt, daß ich nicht gar verfiel,
Und meine Lebens-Zeit erreicht ihr letztes Ziel.
Dieß ware noch mein Troſt, daß dieſer Handel machte,
Daß Joel nicht ſo bald an unſre Hochzeit dachte,
Dann ihm war keine Friſt, der Morgen, Mittag, Nacht,
Wurd für dem Richterſtuhl beſtändig zugebracht.
Der Berothiter Stamm als der zum meiſten litte,
War auch der, ſo die Ehr der Ada wohl beſtritte,
Daß wann nicht Joel hätt dem Gera Hülff erzeigt,
Der ihm inſonderheit in allem war geneigt,
Wär es ſchier ſeyn geſchehn. Man kont ſich nicht drein richten.
Joel war Ada hold, und wollte doch nicht ſchlichten
Die Sach wie er gekount, er fiele allen bey,
Er ſprach kein Urtheil nicht, und ſprach auch keinen frey.
Indem nun dieſe Sach ſo lief von allen Seiten,
Kam Bichri in die Stadt. Ich kannte ihn von weiten,

Und weil er Adriels sein Freund, war er mit ihm
Nach Gesur hingereist, fur unsers Richters Grimm.
Er kam darauf, so bald die Zeit es wollte leiden
Zu mir, dahin, allwo ich heimlich ihn bescheiden,
Und klagten wir allda einander unsre Pein,
Und in was böß Gerücht hie Adriel müst seyn.
Der Bichri sagt darauf, dieß würd er nimmer dulden,
Und eh sein Sterben sehn, als seine Ehr in Schulden.
Deßhalben wollt er gleich ihm dieses melden an.
Vergebens plag ich mich, weil ichs nicht wehren kan,
Und wie ich ihm auch klagt, wie man mich hätt versprochen
An Joel, sagte er: So ist das Band gebrochen,
Von dir und Adriel. Ich sprach: In Ewigkeit
Vergeß ich seiner nicht; schaff, daß er mich befreyt.
Ich will nach Gesur hin, will er dahin mich führen,
Da kan ich Sicherheit für Joels Wüten spüren.
Dieß nahme Bichri an, und treibet ihn die Ehr,
Die schier verlohren war, des Adriels so sehr,
Daß er gleich reiset fort, nach Gesur hinzubringen
Die ungewohnte Mähr von diesen Wunderdingen.
Inmittelst wird kein Schluß ohn Adriel gemacht,
Und durch Abenars Fleiß die Sach dahin gebracht,
Daß sein beklagtes Weib nach Nobe für dem Herren
Soll mit ihm reisen fort; sie thut sich heftig wehren,
Und will durchaus die Prob des Eiferopfers nicht,
Doch alle ihre Freund seyn selbst hierauf erpicht.
Der Richter wolte gern, daß es nicht möcht geschehen,
Doch Gott und sein Gesetz durfft er nicht wiederstehen.
Drum gieng die Reise fort; der Richter selbsten zieht,
Und wir, die wir befreundt, wir giengen gleichfalls mit,
Begierig, wie es möcht mit diesem Handel kommen.
Wir wurden in der Hütt des Stifftes angenommen,
Von Ahilob, der da den Leibrock hatte an,
Der alles mit ihr thut, was man verrichten kan.
Ihr Haupt wurd ihr entblöst, der Priester sie beschweerte.
Sie wurde ganz erblast, wie man an sie begehrte,
Daß sie das Wasser trunck, das da verfluchet war,
Dadurch, ob sie ohn Schuld, könnt werden offenbar.

Wie

Wie mir hiebey zu Muth laß ich dir selber rathen.
Und wie wir in der Hütt uns so versammelt hatten
Da auf die Ada war jedwedens Aug gericht,
Man unvermuthlich von des Ritters Ankunft spricht.
Ein jeder schaut sich um als Adriel erscheinet,
Nun sey die Ada loß ein jeder schon vermeinet.
Er tritt zu Gera hin, und spricht: bist du der Held,
Des lügenhafter Geist anfüllet nun die Welt.
Auf Ada, fuhr er fort, zeig deiner Unschuld Probe,
Zeug den Abenar an, daß er dich wieder lobe.
Trinck! was dir wird gereicht, zu deinem höchsten Ruhm,
Beweise für dem Volck, für diesem Heiligthum,
Was deine keusche Seel von Gera müssen leiden,
Dann wird man dich statt schmach, mit ehr und ruhm bekleiden.
Wie dieses mich erfreut, konnt jedermann gleich sehn,
Und waren Ada Freund sehr froh, daß dieß geschehn.
Sie aber blieb erbleicht; sie wehrte sich zu trincken,
Sie wollte in die Erd für grosser Angst schier sincken.
Die Freunde sprachen zu, der Priester trieb sie an,
Bekenne oder trinck, sagt ihr ergrimmter Mann.
Hiemit trinckt sie es ein. Die es mit Gera hielten,
Das unsre Freundschaft war, nach diesem Ausgang zielten
Mit hefftiger Begierd. Der Adriel steht da,
Und siehet unverfahrt; Ich ware ihm so nah
Daß ich die leisen Wort, die er mir sagt, konnt hören:
Wann deine treue Lieb bey dir noch steht in Ehren,
Und daß mich Bichri hat aus Freundschaft nicht getröst,
Solst du noch heute seyn aus Joels Macht erlöst.
Die Anstalt ist gemacht, nach Gesur dich zu bringen,
Sey nur getrost; Ich hoff es soll uns wohl gelingen.
Ich sagt hierauf kein Wort und winckte ihm nur zu,
Daß er verspüren könnt, daß ich dieß willig thu.
Indem der Priester nun das Eiferopfer zündet,
Hebt Ada plötzlich an, die sich nicht wohl befindet,
Zu schreyen Ach und Weh! ein jeder drangt sich hin,
Ich voller Angst und Sorg, ich nicht die letzte bin.
Abenar sie befragt, der Richter auch imgleichen,
Daß sie die That bekenn. Sie sagt: Nun ich nicht weichen

Noch hie entgehen kan, bekenn ich alles frey,
Ich habe meinen Mann betrogen, ohne Scheu.
Iſt es denn Adriel? der Richter plötzlich fragte,
Ja Adriel der iſts, die Ada wiederſagte.
Wohlan, trat Gera auf, die Wahrheit iſt am Tag.
Man ſchaut an Adriel was der wohl ſagen mag,
Der thut noch unverfährt, und will die Ada ſprechen.
Doch übertäubt man ihn, Abenar will ſich rächen,
Die Schuld iſt hell und klar. Die Ada gantz befiel
Daß es nicht anderſt ſcheint als ob ſie ſterben will.
Man trägt ſie in ein Hauß, und Adriel ſoll geben
Von ihme ſein Gewehr; Das koſte den das Leben,
Spricht er, der dieſes ſucht und geht auf Gera loß.
Hierauf wird ein Tumult, und alle Degen bloß.
Der Richter ruffet bald den Adriel zu fahen,
Doch darff ſich keiner nicht ſo eilig zu ihm nahen,
Er kommt aus ihrer Hand; und ſeiner Freunde Rott
Hilfft ihm aus dieſer Noth, reiſt ihn aus dieſem Spott.
Der Sieg war unſer nun, die Jemeniter prangen,
Doch koſt mir dieſer Sieg gar viel benetzte Wangen,
Der Berethiter und Meholathiter Haus,
Die waren höchſt betrübt, daß es ſo lief hinaus.
Abenar rief um Recht, die Ada ſollte ſterben,
Die alle Welt verließ und ſuchte ihr Verderben.
Auch ſucht man Adriel, doch war der nicht zu ſehn.
Ich wuſt in meinem Sinn nicht wie mir war geſchehn.
Und war noch ſo beſtürtzt, als Bichri heimlich nahme
Die rechte Zeit in Acht, und in mein Zimmer kame,
Er fragte gleich, ob ich zu reiſen wär bereit:
O nein, ſprach ich hiezu, es iſt nicht mehr die Zeit,
Sag Adriel nur an, daß ich ſein gantz vergeſſen,
Weil er ſein eigen Ehr ſo wenig übermeſſen.
Ich bin einmahl verlobt an Joel, der iſt mein,
Eh will ich wehlen den, als Adriels zu ſeyn.
Bichri, der that beſtürtzt, ich aber ließ ihn ſtehen,
Und ſagte dieſes noch: Wo er nicht bald wurd gehen,
Sollt er für Adriel mit Ada leiden Spott,
Dieß bracht ihn in die Flucht, zu meiden dieſe Noth.

Ich war nun gantz gewillt, den Adriel zu haſſen,
Und Jeel, dem ich ſchon verlobet, mich zu laſſen.
Wiewohl aus keiner Lieb, nein, nur aus bloſſer Rach,
Ich wuſt, daß ich hiedurch mich ſtürtzt in Weh und Ach.
Indem wir nun alſo zu Silo noch verbleiben,
Gieng ich die Traurigkeit einsmahlen zu vertreiben,
Mit Beroa, die da des Gera Tochter war,
Am Abend in ein Holtz. Kaum waren wir alldar,
Da ſahn wir uns umringt von unbekannten Leuten,
Die uns ohn Wortgepräng antrieben fort zu reiten,
Auf zugerüſte Pferd, man führt uns ſchier halb todt
Nach einem Berghaus zu, allda uns dieſe Rott
In eine Kammer bracht, darinn wir Ada funden,
Ihr Anſehn friſchte auf der Seelen tieffe Wunden.
Sie gienge mich fürbey, und ſprach Beroa an,
Zwar nicht mit Höflichkeit, dieweil ſie dieß nicht kan
Erzeigen deſſen Kind, der ihre Ehr geſchändet:
So ſeh ich, daß ſich noch nicht gar mein Glück geendet.
Ja! Beroa, du ſollt erfahren meinen Grimm.
Nehmt Gera Tochter hin; ſprach ſie mit lauter Stim̃,
Thut mit ihr was ihr wollt, ich geb ſie euch zu eigen.
Auf dieß gehörte Wort, wollt Beroa ſich zeigen,
(Was kan bedrängte Noth) und haſchet deſſen Schwerdt,
Der da zu ſeiner Luſt und Geilheit ſie begehrt.
Sie ſtellt ſich in die Eck, und that ſich männlich wehren,
Ich wollt ihr folgen nach, und ware mein Begehren,
Zu finden eh den Tod als meine Ehr geſchwacht.
Doch Ada ſpricht mir zu, ich ſollt ſie hören recht,
Es wäre nicht um mich dieß Weſen angeſehen,
Beſondern nur aus Rach für Gera ſo geſchehen;
Und ſollt ich meinen Haß ja wenden nicht zu ihr,
Dann was ſie hätt verübt, wär gantz nicht ſchädlich mir;
Der Adriel wär rein, ſie hätt es müſſen ſagen,
Doch der ſo ſie dazu bewegt, den wollt ſie plagen
Mit eben ſolchem Schimpf, des Gera Kind ſollt ſeyn
Mit ihr in gleicher Straff, in gleicher Schmach und Pein.
Ich blieb hierob beſtürtzt, erſchrocken und erfreuet;
Daß Adriel ohn Schuld, mein Liebesfeur erneuet,

Daß Beroa in Noth, geht mir durch meine Seel,
Was Ada freut, ist dieß, worüber ich mich quäl.
Es war die Beroa Melchisua verlobet,
Drum denck wie es mich schmertzt, daß Ada also tobet.
Ich meynte, Ada wär in Hast, und sehe nun,
Daß sie gantz frey, und das was ihr beliebt, kan thun.
In solcher meiner Qual, in Ada ihrem Wüten,
In Beroa Gefecht, die ihre Ehr zu hüten,
That mehr als menschlich war, kommt da mein Bruder hin,
Mit zwölfen seiner Freund, denck nur, wie froh ich bin.
Beroa macht er loß, und Ada ihr Entsetzen
War unsrer Freude gleich, sie wollt sich widersetzen,
Mit ihrem Volck, das da von Joels Dienern war,
Indeme Gera auch sich findet bey uns dar,
Er und Melchisua, die hatten uns verlohren,
Und folgten nach der Spur, da sie wie neu gebohren
Uns funden beyderseits. Die Ada ward gebracht
In Haft, wir aber beyd hingegen frey gemacht.
Des Joels Knecht, die da verrathen ihren Herren,
Setzt man gleich zu der Red, da was man wollt begehren,
Uns ward von ihnen kund, auch sagte Ada an
Was schier niemand von uns für Schreken glauben kan:
Wie nemlich Joel hätt sie mit Gewalt geschändet,
Als sie zu Bersaba, und ihr viel zugewendet
Von Gütern, daß sie sollt ja halten reinen Mund,
Wie Gera nun von ihr zu melden was begunt;
Wiewohl mit Adriel er fälschlich sie betrogen,
Hätt sie sich diese That schwer zu Gemüth gezogen,
Doch wär von Joel ihr ein guter Muth gemacht,
Nach dessen Rath und Schluß sie alles so vollbracht.
Dem Adriel zur Plag und Joel zu Gefallen
Hätt sie dieß falsch Gerücht von ihnen lassen schallen;
Und weil sie Joel drauf aus ihrer Haft befreyt,
Und heimlich sie hieher in dieses Haus begleit,
Allda er ihrer meynt recht wieder zu geniessen,
Hätt sie ihm ihren Schluß fürhero lassen wissen,
Daß wann sie Beroa in solchen Spott gebracht,
Als wie ihr Vater sie zu Schanden hätt gemacht,

Wollt sie gantz williglich dann seines Willens leben,
Daher man dieß gethan, was ihr möcht Ruhe geben.
Hierauf der Gera sagt, er hätt sie einst geschaut
In ihrer geilen Lust, und als er es getraut
Dem Richter kund zu thun, der doch selbst Schuld gewesen,
Hätt er den Adriel zu dieser That erlesen,
Und selber ihm bekannt, daß er es gar wohl wüst,
Darauf er diese Klag auf sein Geheiß gemüst
Anmelden öffentlich, das er nun wollt bereuen,
Weil Joel ihn verführt. Wie ich mich that erfreuen,
Daß Adriel ohn Schuld, ist zu erzehlen nicht.
Mitdeß daß dieses nun also bey uns geschicht,
Erfahrt man in der Stadt von diesen Wunderdingen,
Der Joel weis für Angst nicht was er soll fürbringen,
Er eilt gen Versaba ganz eilig eh es tagt,
Denn der scheut Tag und Licht den sein Gewissen plagt.
Wie dieses kam für Kis, rieth der man sollte schweigen,
Und hierinn diese Ehr dem Samuel erzeigen.
Und ward es drum vertuscht, daß diese lose That
Kein Mensch nach dieser Zeit wie du erfahren hat.
Abenar ließ sein Weib in dem Gefängniß richten,
Und weil die Schuld am Tag, so ließ sich leichtlich schlichten
Der Haß den ihre Freund mit uns darum geführt.
Sie dancken Gott, daß es nicht weiter wird berührt.
Hierauf beschliessen sie mit aller Stämme Willen,
Das Unrecht, so im Land ergehet, gar zu stillen,
Daß ihme Samuel soll wählen einen Mann,
Der da ein König sey und besser richten kan,
Dann alle Heiden ja nachlebten solcher Weise.
Der Schluß der wird gemacht, sie heben an die Reise,
Nach Ramath kommen sie, und Samuel vernimmt
Mit Schmertzen dieß Gewerb, doch weil es so bestimmt,
Und er sah, daß es Gott wollt haben, sollt geschehen
Der Stämme ihr Begehrn; worauf sie von ihm gehen.
Nicht lang nach dieser Zeit ward Saul dazu erwählt.
Nun ware doch mein Stand, ob schon erhöht, gequält,
Weil Adriel mir stets in meinen Sinnen schwebte,
Und weil ich nichts von ihm erfuhre, traurig lebte.

Von Joel war ich frey, der mit dem Richterstand
Zugleich sein Leben ließ. Doch bliebe mir entwandt
Die Ruhe wie zuvor. Ich lebt in steten Sorgen,
Und da dieß Liebesfeur war aller Welt verborgen
So braunt es drum vielmehr in meinem innern Sinn.
Ich bin nicht in mir selbst, was ich bey Leuten bin.
In solcher Trauerzeit ward unser Land geehret
Mit deiner Gegenwart; Doch anfangs ward vermehret
Mit dir mein quälend Hertz, weil Adriel mit kam,
Und sich also erwieß, daß ich den Eifer nahm
Für Liebe in den Sinn. Ich dacht ich bin verlassen,
Thalmais liebet er, wohlan, ich will ihn hassen;
Dieß hassen aber kam mir saurer an als ihm.
Ich fühlte nur die Qual, empfande einen Grimm,
Der mir mein Hertz abfraß. Und wie nun dein begehrte
Mein Bruder Jonathan, ich ihn hiemit verfehrte,
Daß ich ihm bildte ein, dich liebte Adriel.
Das macht die Eifersucht, die die verliebte Seel
Von deinem Jonathan empfand mit solchem Wüten.
Ich war allein geschickt dieß Unglück auszubrüten,
Mir hastu nur den Danck zu geben für die Pein,
Die meine Eifersucht dir Schwester schenckte ein.
Doch als ich endlich sah daß ich mich hatt betrogen,
Und deine Heurath mir die Decke abgezogen,
Kam durch Beroa Fleiß die Sach in solchen Stand,
Daß Adriel mein Hertz und ich das seine kannt.
Er sagt mir nach der Läng wie Bichri ihn betrübet,
Und ich erzehlte ihm was Klagen ich verübet;
Doch konnte unsre Lieb, die nun war neu erneut,
Noch brechen nicht herfür, es war noch nicht die Zeit.
Es mag der König ihn nicht eben gerne leiden,
Weil sein gehabtes Gut er Abner wollt bescheiden.
Und weil die Rede gieng, der Abner liebte mich,
Ist er daher geheim, und muste bergen sich.
Auch hat noch dieß den Groll des Königs viel vermehret,
Daß er mit Sera sich, den Saul für andern ehret,
Geschlagen, als er kam hinwieder in das Land;
Da, ob nun zwischen sie zwar wohl ein Freundschaftsband,

Dencki

Denckt es der König doch. Und haſt du ſo vernommen,
Wie weit mit Adriel und mir es iſt gekommen.
Wir harren nur der Zeit, und leben ſo vergnügt
Nun ſteht bey Gott, daß uns die Eh zuſammenfügt.

* * *
* *

Ich bin dir, ſagt hierauf Thalmais, hoch verbunden,
Daß deiner Heimlichkeit du mich gewürdigt funden,
Doch weil die Beroa, meins Mannes Brudern Frau,
Weiß dieſe Lieb und ſchweigt, will ich auch, daß mir trau
Die ſo der Adriel, der tapfre Held, erwehlet,
Haſt du ſchon gleich wie er mich vor der Zeit gequälet
In meiner Lieb, ſo iſt es ohne Schuld geſchehn.
Gott laß dich in dem Stand, in dem ich bin, bald ſtehn!
Das wünſchet dir mein Hertz! Der Höchſte das erhöre.
Die andre wieder ſprach: Wann es zu ſeiner Ehre
Und meinem Nutzen reicht. Dieß hörte David an,
Sein Hertze was empfindt, das er nicht melden kan.
Es liebet Adriel die eine von den beyden,
Das hat er angehört, und muß es auch ſo leiden,
Und fällt ihm Merob ein, daß die könn ſeyn die Braut,
Die ihm Gott hat beſtimmt, für Adriel ihm graut.
Wann Michal Lieblichkeit ihm dann beſcheint die Sinne,
Meint er, dem Adriel er ſie nicht laſſen könne.
Doch wie er ſich beſinnt, daß er ja werd geliebt,
Und auch der Adriel, ſein Hertz zur Ruh ſich giebt.
Hierauf bedencket er, wie frommer Leute Kinder
Oft von der rechten Bahn nachgehn den Weg der Sünder,
Und daß nicht die Gebuhrt mitbring denſelben Geiſt,
Der in den Vätern iſt, wie Joels Beyſpiel weiſt.
Daher oft dient zur Qual, was andern iſt ein Seegen,
Kein Kind viel beſſer iſt, als viele, die da legen

Sich

V. 1241. Die ſo der Adriel, der tapfre Held, erwehlet.)

Dieſe Umſchreibung leget ihr der Poet um ſeiner Abſicht willen in den Mund; nemlich weil er David in der Ungewißheit und Verwirrung haben wollte, welche von beyden, die Merob oder die Michal, ihn liebete.

Sich auf die Laſterbahn, das dieſe töden kan,
Von denen ſie zuerſt das Leben nehmen an.
Er wünſcht bey Iſai ſich ſtets ſo zu bezeigen,
Daß der nicht mog zum Grab die grauen Haare neigen,
Beſondern ſeine Luſt im Alter an ihm ſehn.
Dieß will er halten ſtets wie auch bisher geſchehn.
Weil aber nun die Zeit und das gelobte Brauſen,
Der Elementen Krieg, des Windes tolles Sauſen
Sich wiederum gelegt, und alles war in Ruh,
So daß die Morgenröth anbrechen wollte nu;
Merckt David, daß die drey anheben einzuſchlaffen,
Drum ſteht er leiſe auf, und geht nach ſeinen Schafen.
Die Dämmerung vermag zu ſtillen nicht die Luſt,
Daß er die ſehen könn, von der ihm nun bewuſt,
Daß ſie ihm wäre hold, er muſt noch länger harren,
Und ſeine keuſche Freud bis auf den Tag verſparen.
Die Weile ward ihm lang, die Klippen ſah er an,
Ob deren ihre Spitz ihm nicht was melden kan.
Indeme wird der Stein, den er anſieht, erröthet,
Und drauf die Finſterniß zu weichen angenöthet,
Allmählich wird es hell, der Purpur breit ſich aus,
Und ſcheinet in die Höl, in dieſes Klippenhaus.
Das Feld wird hierauf wach. Zuerſt tönt aus den Büſchen
Der Nachtigallen Lied, ihr angenehmes Ziſchen
Sagt gute Nacht der Nacht, der ſtillen Einſamkeit,
Und rufft der immer zu, daß ſie doch nicht zu weit
Von ihnen ſich begeb, dann dieſe ſie belieben.
Hierauf der Vögel Heer vermehret ſich zu üben,
Und zwitſchert in die Wett, die Nachtigall wird ſtill,
Weil ſie nicht ihre Kunſt bey andern mengen will.
Man höret hin und her die muntern Hunde bellen,
Der Schall geht in die Berg, die mehr und mehr ſich hellen
Weil nach der Morgenröth der Sonnen helles Kleid
Auf ihren Gipfeln wird ſehr herrlich ausgebreit.

Der

V. 1285. Zuerſt tönt aus den Büſchen. ꝛc.)

Folgende umſtändliche Bethiges Stücke von einem Schäfergedichte.

Der schöne Morgenthau war auch bereits gefallen,
Die angenehme Zunfft der Hirten that erschallen,
Bald hie, bald da herum, ein jeder triebe aus.
Der Peitschen ihr Geklatsch erschallt von Hauß zu Hauß,
Und wehrt dem dumen Vieh, wann das wolt Abweg nehmen.
Des Davids seine Heerd wollt sich auch schon bequemen,
Sein Hund war zwar bereit; doch aber nicht der Hirt,
Der von der, so die Höl bedeckt, gehalten wird.
Er wartet fleißig auf, bis seine Sonn erscheinet,
Für welche er nicht gnung geschmückt zu seyn vermeinet,
Ziert sich darauf, so gut sein Hirtenkleid es gönnt,
Sein schon gesalbtes Haupt mit Blumen er bekrönt.
Inzwischen kommt der Wag der dreyen Printzeßinnen,
Dem sie, als sie die Höl zu ihrem Schutz gewinnen,
Befohlen, in dem Wald zu harren aus die Nacht,
Und machet sein Getön, daß Michal bald erwacht.
Wie sie Thalmais sieht in Merobs Armen liegen,
Steht sie behende auf, um dieser ihr Vergnügen
Zu stöhren nicht so bald, und gehet aus der Höl
Zum Wagen, daß sie da dem Führer was befehl.
David, der Michal sieht, eilt gleich sie zu begrüssen,
Küßt der Printzessin Rock, wirfft sich zu ihren Füssen.
Woher, redt er sie an, kommt diese hohe Gnad,
Die meine Schäferhütt anitzt empfangen hat,
Daß ich des Hofes Zier darf sehn in meinen Auen,
Wer bringet unserm Ort dieß edle Gut zu schauen?
Des Königs Tochter hie? Weist du noch, wer ich bin,
Sagt Michal, ich vermeint, dein freyer Schäfersinn
Gedächt nicht mehr nach Hof? Ich bin froh dich zu sehen
Zu hören deinen Stand, der Deinen Wohlergehen.
Was ist der David doch, derselbe wiedersagt,
Daß meines Königs Kind nach meinem Wesen fragt?
Des Davids Wohlergehn, sprach sie, muß uns erfreuen,
Denn wen mein Vater liebt, werd ich niemahlen scheuen.
So lieb mir diese Gnad, sagt er, die mich beehrt,
So leid ist mir was ich fürher hab angehört,
Daß da die Michal meint, ich sey so grober Sinnen,
Daß zu vergessen ich die Gnade könnt beginnen,

Die ehmals ich bey Hof zu Gibea erlangt,
Von der ohn Unterlaß mein ſtoltzer Muth noch prangt.
Es wiſſen es die Büſch, die Wieſen, Berg und Wälder,
Die Bäche hie umher, die Thäler und die Felder,
Was ich von Michals Schön ſing ihnen täglich für.
Ja wann es möglich wär, daß dieſe meine Thier
Vermöchten mit der Sprach zu zeugen, was ſie hören,
Sie würden itzt mein Wort mit ihrem Ja bewähren,
Und weil nun, wie geſagt, ich ſo glückſelig bin,
Erwart ich den Befehl, was ich ſoll, und worinn
Ich dienen kan allhie; was kan der Landmann geben,
Darth ich gehorſamſt an. Das ſchlechte Hirtenleben
Vermag nicht gar zu viel. Die Michal wird erröth,
Und ſchweiget hiezu ſtill, das ſchier den David tödt,
Weil er denckt, ſeine Wort die haben ſie betrübet,
Und daß es dieſe ſey, die Adrielen liebet,
Dahero ſeine Wort nicht wohl genommen an;
Er liebt ſie allbereits, ohn daß er hoffen kan.
Indem ſagt ſie zu ihm: Ich bin hieher gekommen
Wohl recht von ungefehr, dann wir uns fürgenommen,
Noch geſtern wiederum in Gibea zu ſeyn;
Doch ward es uns zu ſpät, und fiel ein Wetter ein,
Das alſo heftig war, daß uns hier zu verbleiben
Die höchſte Noth befahl. Ich werd den Tag anſchreiben,
Sprach David, der mir bringt ſo unverdiente Gnad,
Daß ich nun ſagen kan, wie da geruhet hat
In meiner Höl die Zierd von Benjamins Geſchlechte,
Ja von gantz Iſrael; Ich preiß mit allem Rechte
Hochſeelig dieſen Tag, für andern iſt er hoch.
Der Michal Wangen Zier ein neue Röth umzog,
Als ſie hört dieſes Lob, das ſie nicht wollte hören,
Drum bricht ſie ab die Red, und thut von ihm begehren,
Daß er ihr ſagen ſoll, was das ſey für ein Hauß,
Das da an jenem Berg für andern ſchien heraus?
Der Suri wohnet da, ſpricht David, dem gegeben
Zeruja iſt zum Weib. Wie? fraget ſie daneben,
Iſt Davids Schweſter nicht Zeruja, als ich meyn?
Ja, ſprach der Hirt. Sie fragt, ob ſie beerbet ſeyn?

Er

Er saget wieder: Ja. Ihr Wunsch ist sie zu sehen,
Weil sie sie für der Zeit gekannt. Das kan geschehen,
Sprach David, ohne Müh, ich will gleich zu ihr hin.
Wann ich da, wandt sie ein, nur nicht beschwerlich bin,
Will ich den Weg mit thun. Das wär zu grosse Ehre,
Spricht David. Nein, sagt sie, wann ich es so begehre,
Die Schwestern schlaffen noch, und eh sie sind erwacht,
Soll diese kurtze Reis schon seyn zu End gebracht.
Erwachen sie dann gleich, will ich ob ihrem Schrecken,
Daß sie mich finden nicht, nur eine Freud erwecken.
Und weil Zeruja ist der Merob sonders werth,
Will ich sie holen selbst. Hiemit der Kutscher fährt.
Der David der bey ihr in ihrem Wagen sitzet,
Wird von so hoher Güt je mehr und mehr erhitzet,
Doch dämpft er diese Flamm, die eh nicht soll entstehn,
Bis daß er weiß von wem er sich geliebt wird sehn.
Das Hauß drinn Suri wohnt, ein Wald umher beschlosse,
Es lag auf einer Klupp, von deren sich ergosse,
Ein ungestümer Bach, der von dem Regen war
So aufgeschwellt daß er bedrohte mit Gefahr
Den der sich wollt zu leicht in seine Wellen wagen.
Drum wollt der Führer nicht durch diesen Bach durchjagen,
Besondern nahm den Weg weit durch den Wald herum,
Und kame an den Ort, allwo des Löwen Grimm
Von David war gestillt. Die Michal sich erschrecket,
Als sie schaut auf der Erd den Löwen ausgestrecket.
Sie meinet daß er leb, drum spricht ihr David zu,
Und stillet ihre Furcht daß sie nimmt wieder Ruh.
Er kan dieß hohe Werck nicht so gering beschreiben,
Daß Michal sollte nicht darob verwundert bleiben,
Die zu ihm sagt: Fürwahr, der David hat verdient
Nach dieser Helden That, daß sein Ruhm ewig grünt.
Ward sie fürhin erröth, als er ihr Lob ausbreit'te,
So gehet es izt auch an dieses Helden Seite;
Die Wangen feuren an, die Augen bergen sich.
Er wollt sie wist es nicht, doch spricht sie emsiglich
Von dieser grossen That bis sie nach Suri kommen.
Allda Zeruja kaum die Freudenpost vernommen,

Daß

Daß Michal kommen an, Ahinoam ihr Kind,
Die ſie allzeit geliebt, ſie ſich von Freuden findt
So überhäuft, daß ſie nicht weiß was ſie beginnet.
Sie läuft bald hin bald her, indeme die gewinnet
Den hohen Windelſteig und eilet was ſie kan,
Daß ſie Zeruja mög im Bett noch treffen an.
Die aber ſchon geruſt und ſie mit beyden Armen
Umfaht und hertzlich küßt: Sie ſpricht, wo dein Erbarmen
Und deine Gütigkeit, o Michal nicht bey dir,
Schämt ich mich daß du mich alſo ſolltſt finden hier.
Ich war mir dieſe Ehr wohl heute nicht verſehen,
Und weiß in Wahrheit nicht recht wie mir iſt geſchehen.
Des Königs Tochter kommt hie in ein ſchlechtes Hauß,
Es ſiehet hie, wie man lebt auf dem Lande, aus.
Wo ich Zeruja find, die Michal hiezu ſaget,
Da iſt es eben recht, und alles mir behaget,
Weil ich von David hört daß dein Hauß alſo nah,
Komt ich mich zwingen nicht bevor ich dich hie ſah.
Nun iſt mir aber wohl. Hiemit ſie ſich umfaſſen,
Und David der ſie will etwas alleine laſſen,
Beſtellet unterdeß daß man die Speiß bereit,
Der kleine Joab kommt mit ſeinen Brüdern beyd
Um ihren Vetter her und ihn gar frölich grüſſen.
Wann David kam ins Hauß ſich alle freuen müſſen.
Der Suri war nicht inn, doch thate das Geſind,
Was David haben wollt, der läſſet bald ein Rind
Zurichten und dabey läſt Eſel er herführen,
Die ſollen Speiß und Tranck, wie es ſich will gebühren,
Hintragen nach der Höl, und Joab bittet ehr,
Er mög ihn nehmen mit, er wollte auch die Ehr
Genieſſen daß er könnt des Königs Tochter ſehen.
Der David ſagt ihm zu, er ſollte mit hingehen,
Darauf ſchmückt er ſich aus, weil ſchon in ſeinem Blut
Sich zeigt ein ſtoltzer Sinn und ein erhobner Muth.
Weil nun die Michal eilt um ihrer Schweſter willen,
Bitt ſie Zeruja ſoll ihr Wünſchen doch erfüllen,
Und fahren mit ihr hin, die iſt alsbald bereit,
Man ſpannt den Wagen an, da Michal ihre Zeit

Im

Immittelſt bringet zu, des Landes ſuſſe Leben
Hie anzuſchauen recht, davon dann wird gegeben
Von ihr ein ſolcher Schluß, daß ſie den Hof veracht,
Wann ſie die Dienſtbarkeit mit dieſer Ruh betracht.
Der Hof der iſt ein Band der unſern Willen zwin[illegible],
Und übergüldte Qual für reine Luſt uns bringet.
Es dienet alles da, es dienet Herr und Knecht,
Der Knechte Dienſt uns ſelbſt die freye Herrſchafft ſchwächt.
Es muß oft unſer Will nach ihrem Willen gehen,
Und dem der mich bedient muß ich zu Dienſte ſtehen.
Ich bin des Knechtes Knecht, und hab den Willen nicht,
Daß was derſelbe will, ich ohne Müh verricht.
So waren Michals Wort, Zeruja wollt beſtreiten,
Der Hof der gienge für, und wäre auch bey weiten
Geprießner als das Land. Doch Michal blieb dabey,
Bey Hofe lebt man ſtreng, im Felde lebt man frey.
Hierauf geht nun die Reis nach der verlaßnen Hölen,
Allwo Thalmais ſich und Merob hefftig quälen,
Weil ſie als ſie erwacht, die Michal funden nicht,
Und finden keinen auch der ihnen was bericht,
Wo ihre Schweſter ſey. Von David ſeinem Knaben,
Der weil ſein Herr war aus, die Aufſicht muſte haben
Auf die geliebte Heerd, erfahren ſie zuletzt,
Was ihre Sorg vermehrt und ſie in Unruh ſetzt;
Daß nemlich Michal ſey mit David auf dem Wagen
Gefahren in das Feld. Was will man hievon ſagen?
Spricht Merob gantz beſtürtzt; Indem ſchaut ſie ſich um,
Und ſchallt ihr für das Ohr der Michal ihre Stimm,
Sie eilet nach dem Ton, und ſieht den Wagen kommen,
In welchem ſie nun kaum Zeruja mit vernommen,

Da

V. 1453. Der Hof, der iſt ein Band, der unſern Willen zwingt.)

Dieſer moraliſche Lehrſatz hätte eine ungleich gröſſere Lebhaftigkeit erhalten, wann er als eine Folge und Frucht der Liebe Michals zu dem Schäfer David eingeführt worden wäre, indem nemlich Michal alles das vor angenehm und liebenswürdig angeſehen, was mit ihrem Geliebten einige Verwandſchaft hatte; und ihre Ausſprüche nach der Vorſchrift ihrer Leidenſchaft gegeben. So wie dieſer Satz hier angebracht iſt, hat er ein allzu dogmatiſches Ausſehen.

Da wird ſie hoch erfreut und eilet zu ihr an,
Zeruja ebenfalls ſich nicht mehr halten kan,
Als ſie die Merob ſieht. Gleichwie ſich ſtreckt das Eiſen
Nach dem Magnetenſtein, ſo will ſich hier erweiſen
Auch Wechſelsweiſe Lieb. Zeruja und Merob
Die ſtreiten wer da könn einander ſiegen ob,
In Zeigung wahrer Freud; Zeruja war geſchicket
Hiezu weil ſie es wuſt, doch Merob gantz verrücket,
Weil dieß ihr widerfuhr ohn daß ſie es gedacht,
Drum wurde Wechſelsweiß beſtürtzte Ruh gebracht.
Thalmais hatt ihr Theil auch mit an dieſen Freuden,
Und David deſſen Hertz ſchon vieles muſt erleiden,
Sah Merob an beſtürtzt, die er nebſt Thalmais
Aufs höflichſte empfäht, er weiß nun nicht gewiß
Wer die ſey ſo ihn liebt. Die Merob ſich erweiſet
Mit Michal gleicher Güt, er jede bey ſich preiſet.
Wann er ſchaut Merob an, ſo iſt ihr Wunderſchein
So ſtarck daß der vermag ſein Hertz zu nehmen ein.
Erblickt er Michal dann iſt ihr liebreiches Weſen
Alſo für ſeinen Sinn dermaſſen auserleſen,
Daß er bey ſich gedenckt, ach wann es Michal wär!
Sieht er denn Merob an, wünſcht er die ja ſo ſehr.
Er meinet aus dem Ton der Stimmen wollt er hören,
Was ſein verliebter Sinn zu wiſſen that begehren.

Das

V. 1495. Wann er ſchaut Merob an ꝛc.)
Dieſe Ungewißheit Davids macht ihn in unſern Augen vielmehr ſchwach und halb lächerlich als groß; ſie iſt gar nicht bequem,
unſere Hochachtung für ihn vermehren. Er liebet und n nicht wen; er liebet mit gr Treue an zweyen Orten zugle

Es ſey denn wer es ſey, er will ſie wieder lieben;
Er liebt ſie alle beyd um keine zu betrüben.

V. 570. 571.

In den Comödien werden die verliebten Marquiſe ſo ſchnelle
und mit ſolcher Ungewißheit zücket.

V. 1502. Was ſein verliebter Sinn zu wiſſen that begehren.
Mit dieſem Verſe wird das erſte Buch, eh es vollendet iſt, abgebrochen, es ſey, daß der Verfaſſer der Octavia ſolches mit Verſatz an dem Orte abgeſchnit-
ten, wo die Begierde groß g ſen war, zu vernehmen, wie vid ſeine rechte Liebſte mögte funden haben, oder daß wird nicht ein mehrers von dieſen

Das dritte Buch.

Es hatte das Gerücht von diesen Wundersiegen,
Von der Philister Flucht, von Errons Unterliegen
Das

sten B. verfertiget worden. Die Romanschreiber haben es öfters im Gebrauche, daß sie die Begierde des Lesers auf dem höchsten Grad erwecken, und wann sie das erhalten haben, seiner spotten, oder ihn doch ein paar Bände auf die Auflösung harren lassen. Das ist gewiß, daß der Leser in diesem ersten B. nicht vernommen hätte, auf welche Art, oder durch welchen Zufall David die gefunden, die ihn liebete, und die er sich so künstlich vorbereitet zu lieben; allermassen er im dritten B. deswegen noch in der Ungewißheit stehet:

Er stehet bey sich an, wer ihn von beyden liebet.
V. 436.

Wann ich muthmassen darf, so hätten wir in diesem Ausgange des ersten Buchs nur noch zu vernehmen gehabt, daß der alte Isai nach David geschickt, damit er ihn mit Speise für seine Brüder in das Lager sendete. Davids freudiges Verlangen diesem Befehl zu folgen, der ihm Gelegenheit gab, das Feldlager Israels und seine Helden zu betrachten, hätte dabey ausgedrückt werden können. Einige kühne Worte, welche ihm sein entschlossenes Herz und großmüthige Empfindungen mochten auf die Zunge geworffen haben, würden Michal in eine furchtsame Unruhe gesetzt, und dem Poeten Gelegenheit gegeben haben, seine gewöhnliche Geschicklichkeit mittelst einer solchen Verfassung der Gebährden und der Reden dieser Prinzessin zu erweisen, daß ihre Liebe dem David noch ganz zweydeutig geblieben wäre.

V. 2. Von der Philister Flucht, von Errons unterligen.)

Wir hätten in dem zweyten B. zu vernehmen gehabt, wie die Philister sich zu Damin gelagert, wie der riesenmässige Goliath vor ihr Lager heraus getreten, und die Israeliten zum Kampf gefodert; wie David in das Lager Israels gekommen, und Saul um Erlaubniß gebeten, daß er den Kampf mit Goliath aufnehmen dürfte. Hier hätten verschiedene Reden Davids, Sauls und Goliaths eingerückt werden können. Darauf wäre der Kampf, und die Niederlage Goliaths und der Philister beschrieben worden. Cowley hat diese Dinge in seinem dritten Buch erzehlet, wo er sie dem Joab in den Mund leget, der dem König von Moab die Geschichte Davids bis zu der Zeit erzehlet, da Michal Sauls Trabanten mit dem hölzernen Bilde, das sie ihnen in Davids Bette vor ihn gewiesen, geäffet, und ihm auf die Flucht geholfen hat.

Das gantze Land erfüllt, gantz Jsrael hört an
Verwundert und erfreut, was Gott bey sie gethan.
Ein jeder Stamm verlangt zu stillen sein Verlangen,
Den König und das Heer mit Jauchtzen zu empfangen,
Theils gehn nach Gibea den Einzug anzusehn,
Theils gehn dem Lager zu um selber zu verstehn
Was man von David spricht, von dessen Wunderstreiten,
Von dessen fremden Kampf. Sein Lob weit auszubreiten
Jst jeder Stamm bemüht, doch Juda für sie all,
Weil er ihr Bruder war, und er sie von der Qual
Der Dienstbarkeit befreyt, sie traffe es für allen,
Drum muste ihre Freud nun in die Luft erschallen.
Die Bürger zu Damin, Asecka und Socho
Die waren daß sie so befreyet mehr als froh.
Sie hatten wieder Fried, kein Schrecken mehr sie schreckte,
Die Sicherheit war da, die Davids Sieg erweckte,
Das Feld ward wieder wach, der Landmann führt den Pflug,
Man hatte am Geschrey der Krieger übrig gnug.
Saul gabe nun Befehl das Lager aufzuheben,
Wozu im gantzen Heer sie mehr als willig leben,
Es tönt die Feldtrompet zum Abzug; Man bricht auf.
Es reiset also hin der Helden froher Hauf,
Ein jeder war bebürdt mit der Philister Schätzen,
Zum Zeichen seiner Ehr, die Last ist ihr Ergetzen,
Sie gehen muntrer jezt, als fürhin da sie leer.
Das ungewisse Glück beschwerte sie vor mehr
Als nun der schwere Raub. Der David hat zu schaffen,
Daß Goliath sein Haupt, des Schwerdt und grosse Waffen
Auch kommen mit von da, dieß ware seine Beut,
Die Ursach alles Raubs der andern Kriegesleut.
Viel anders zog er weg, als er war hergekommen;
Gleich als ein schlechter Hirt war er hie aufgenommen,
Nun aber ehrt man ihn als einen Kriegesheld,
Der da nach Hof gehört, und nicht mehr in das Feld.
Jn diesem neuen Stand hofft er wohl zu behagen,
Der die da ihm zu lieb wollt Hirtenkleider tragen,
Wie ehmahls er vernahm in jener süssen Nacht,
Die ihm, was er niemahls gehoffet, wissend macht.

Es war sein Hertz schon da, dahin die Reise gienge,
Der Wunsch ist mit vorhin, daß alles wohl gelinge.
Des Königs, Jonathans, ja ihr selbst eignes Wort,
Stärckt seinen Liebesgeist, treibt alle Zagheit fort.
Als nun die letzte Nacht nach aller ihr Verlangen
Dem Tag gewichen war, darinnen sollt empfangen
Das frohe Gibea den König und das Heer,
Kam kaum die Morgenröth in ihrem Purpurmeer
Mit munterm Angesicht daher, die Welt zu grüssen,
Da ist schon jedermann auf seinen Schmuck beflissen.
Das köstliche Gewand, da vor Gath mit geprangt,
Das wird Israel heut zum Preise umgehangt.
Was Sidon schön gewürckt, was Tiro zugerichtet,
Da Ecron mit geprahlt, hat so das Glück geschlichtet,
Daß der Ebräer Sieg damit wird hoch beziert,
Und alles im Triumph nach Gibea geführt.
Saul der erfreute Saul war gleich als neu gebohren,
Sein Muth brach wieder an, den er vorhin verlohren,
Die Ehre war so süß, daß als ein Siegesmann
Jhn heut sein Königreich soll freudig schauen an.
Woraus ihm Ruhm entstand, war seiner Ruhe Zunder,
Durch diesen grossen Sieg ward sein Hertz wieder munter,
Daß er auch nichtes ließ ermangeln an dem Pracht,
Der ihm bey allem Volck ein grosses Ansehn macht.
Der Abner kriegt Befehl, wie sollt der Einzug gehen,
Und daß er aller Welt möcht geben zu verstehen,
Wie lieb ihm David sey, so soll in Ritters Zier
Der junge kühne Held dem König reiten für.
Er sendet ihm ein Roß, das Nilus eh erzogen,
Und seinen Kleiderschmuck, den Helm, Gewehr und Bogen,
Durch Doeg; der verricht was ihm befohlen war,
Die Königliche Gab die reicht er David dar.
Mit Ehrerbietung nimmt derselbe dieß Geschencke
Von Doegs Händen an, und sagt wie er gedencke.
Dem König darzuthun mit unverdroßnem Fleiß,
Daß er so hoher Gnad nicht unerkänntlich heiß.
Es ware Jonathan zugegen, dem beliebte,
Daß solch ein Werck der Gunst Saul an dem David übte,

Den er liebt als sich selbst, und ist er nun bemüht
Daß David diesen Schmuck in seinem Zelt anzieht.
Wie dieses nun verricht, hebt an der Printz zu sagen,
Wie er niemahlen nicht in seinen Lebenstagen
Was lieblichers gesehn, es würd der Nymphenschaar
An Davids Wunderglantz sich heut verblenden gar,
Ja Merob würd sich gleich als Goliath ergeben,
Mit nichten seiner Kraft und Liebe wiederstreben.
Wann nicht, o grosser Fürst, der David gegen sprach,
Dein überedles Hertz kommt seiner Zusag nach,
Verlaß ich mich gar nicht auf meine eigne Würden,
Ich bin noch nicht so lang von meinen Schäferhürden
Daß mir käm aus der Acht wie ich ein schnöder Hirt,
Und einen Fürstenstand die schöne Merob ziert.
Der Stand kommt nur von Gott, sagt Jonathan hingegen
Die Tugend machet hoch, die ist hier zu erwegen.
Ist Benjamin erhöht, ey Juda gehet für:
Der eine hat die Kron, der andere die Zier.
Mach dich nicht selber klein, man muß ja groß dich preisen
Weil Gott so grosse Ding durch dich schon wollen weisen.
Hiemit faßt Jonathan des lieben Davids Hand,
Die schröcklich seinem Feind und lieblich seinem Land,
Und gienge ungesäumt mit ihm und andern Helden
Nach Saul, des Angesicht konnt seine Freude melden,
Die seine Seel genoß: Er grüst sie insgesamt
Gantz liebreich, und wie nun die Aufbruchsstund berahmt
Darinn die Ehrenkron des Siegs er sollt erlangen,
Und in erwünschtem Fried die Seinigen umfangen,
Zog alles freudig fort mit jauchtzendem Getön.
Der Himmel ware selbst erfreulichst anzusehn.
Das schönste Licht der Welt warf seine güldne Strahlen
Gantz unbetrübt, es wollt der Helden Pracht fürmahlen
Durch so vermehrten Glantz, Metall und Edelstein
Durch diese Flamm erflammt, erhoben ihren Schein.
Viel tausend Sonnen sah man von der einen Sonnen,
Die alle die Gebuhrt von jener Strahl gewonnen;
Das allzuviele Licht benahm schier das Gesicht,
Das für zu vielem Glantz man sich fast sahe nicht.

Die

Die Luft war windelos, daß der Trompeten hallen
Durch ungestüm Gebrauß im Ton nicht konnt verfallen,
Drum schallte in den Thal verdoppelt ihr Getön.
Der Berg zu Gibea ließ wieder ruckwärts gehn
Den Schall durch Gegenhall und hieße die willkommen
Die da nach ihrer Stadt die Rückkehr fürgenommen.
Drum macht sich Gibea aus ihren Mauren auf,
Als ihnen ins Gehör der frohen Sieger Hauf
Und letztlich ins Gesicht erschien mit solchem Prangen,
Sie eilten in das Feld den König zu empfangen.
Die Töchter Benjamin aufs schönste ausgeschmückt,
Die waren Reihenweiß mit ihrem Spiel geschickt.
Aus allen Städten war der Kern von schönen Frauen,
Und die Thalmais selbst mit Michal lassen schauen
An diesem Freuden-Tag des Hertzens Freudigkeit,
Weil zu des Königs Ehr sie selbsten sich bereit;
Und führten dieses Heer, das da in zweyen Choren
Sich an der Mauer hin gestellet bey den Thoren,
Und weil sie von der Höh absahen in das Thal,
Das voller Siegesleut und Menschen ohne Zahl
War gleichsam übersät, ward gröſſer das Verlangen
Je näher dieses Volck auf sie kam zugegangen.
Der edle Jonathan und David ward gesucht,
Die keinen doch gewiß von ihnen finden mucht.
Dort reit mein lieber Printz! Thalmais sprach voll Freuden,
Doch nein der ist er nicht, ach was muß ich nicht leyden
In dieser langen Zeit, ein jeder Augenblick
Ist mir wol tausend Jahr, ich seh und seh mein Glück
Ohn daß ich es noch seh. Die Michal heimlich saget:
Wo mag wohl David seyn? Thalmais wieder fraget:
Wo mag seyn Jonathan? so ware Freud und Qual
Die Unruh und die Ruh vermischet überall.

Indes-

V. 147. 148. So ware Freud und Qual vermischet überall. ꝛc.)

In diesem dritten Buche wird der triumphierende Einzug Sauls beschrieben. Der Poet entdecket darinnen einen so groſſen Pracht und Reichtum an Waffen, Kleidern, Rüstungen, mit Beute beladenen Wägen, ꝛc. als er selbst an Ausdrücken, mahlerischen

Indeſſen nähert ſich das Volck in ſchöner Reihe,
Man ſiehet mehr und mehr wie ſich der Zug hindreihe
Nach ihren Mauren zu. Die Prieſter, Aarons Söhn,
Erſchienen da zuerſt mit ihrem Sieggetön;
Nach ihnen kam der Stamm von Juda aufgezogen
Mit Pracht und groſſem Sieg, die alle wohl erwogen
Was Gott bey ſie gethan. Drauf folgte Iſaſchar
Und was von Sebulon auch mit zu Felde war.
Hie folgete die Beut auf tauſend Kriegeswagen
Die man im Lager theils, theils auch in dem Nachjagen
Aus der Philiſter Land hat reichlich mitgebracht.
Worauf ſich ſehen ließ der Rubeniter Macht,
Mit Simeon und Gath; all auserleßne Leute.
Nach dieſen kam ein Theil hinwieder von der Beute.
Die da von Ephraim, die folgten nach der Hand.
Nach ihnen Benjamin, allwo ſich macht bekannt
Der Kern von Iſrael, der König und die Helden,
Es kommt ihr Glantz und Schein gleich wer ſie waren melde
Thalmais treues Aug, der Michal Liebesflamm,
Ergriff im Augenblick was da herüber kam.

Es

Schildereyen, und pompreichen Beſchreibungen beſitzet, wovon wir etliche treffliche Exempel vor Augen legen könnten, wann es unſer gegenwärtiges Vorhaben erheiſchete. Wir bitten hier vielmehr anzumercken, daß aller dieſer Pracht und Pomp, in den Sachen und der Redensart, nur unbelebt und ziemlich kalt geblieben wäre, wenn der Poet die Kunſt nicht gehabt hätte, ihm durch die Einmiſchung verſchiedener Leidenſchaften, Leben und Regung mitzutheilen. Er iſt ſorgfältig eine jede von ſeinen Perſonen in einer abſonderlichen Regung vorzuſtellen, wovon er uns umſtändliche Nachrichten giebt. Jonathans freundſchaftliches Vergnügen bey Davids Ruhm; der Merob mißvergnügte Liebe Adriel; der Michal zärtlich die mit Unruhe, Furcht und Ei ſucht abwechſelt; Sauls Zuf denheit mit ſeinem Siege, hernach entſtehender Eifer gegen David; Davids Unge heit, wen er lieben ſollte, u. be licher Zug nach der Michal; ſind die Affecten, mit welchen Dichter ſeine Beſchreibung loſer, obgleich ganz prächti Dinge gleichſam belebet und ſeelet hat. Der Fehler iſt, einige von dieſen Affecten n edler und heroiſcher ſind, ſo auch dieſes dritte Buch die Ho nicht hat, die man in dem epiſ Gedichte mit allem Rechte langet.

Es ritte Jonathan, der Benjamiter Ehre,
Die Kron des Hauſes Saul, zuforderſt für dem Heere
Auf einem ſchönen Hengſt, ihm folgte eine Schaar
Von tauſend Mann die ſtets zu ſeinen Dienſten war.
Die Rüſtung Silber war, die dieſer Fürſt heut führte,
Wes Schein Thalmais Aug und Hertze hefftig rührte.
Sein Hauptſchmuck war beziert mit Perlen und Saphir,
Ein blaugewebte Bind ſchien an dem Arm herfür,
Die ihme ſein Gemahl beym Abzug umgewunden.
Wie ward ihr Hertz, als ſie dieß noch bey ihm gefunden!
Es übergoſſe ſich gleich wie das hohe Meer,
Und quolle Haufenweiß aus ihren Augen her
Die eingenommne Freud. Der Michal Roſenwangen
Erzeigten ebenfalls ein hertzliches Verlangen
Sowohl nach Jonathan, als nach dem andern Held,
Der ſich mehr als zu ſchön für ihre Augen ſtellt.
Sie kannte ihn zur Stund, weil da des groſſen Rieſen
Sein abgeſchlagnes Haupt ward für ihm her gewieſen
Auf einem langen Speer; das ja gnung zeigte dar,
Daß der der dieſen folgt der edle David war.
Wie herrlich und wie ſchön derſelbe anzuſehen,
Muſt Michal nicht allein mit ihrer Schaar geſtehen,
Beſondern alle Welt die liebe David an,
Ein jeder drängte ſich zu ſehn den Wundermann.
In Gold war er gekleidt, worauf von ferne ſchienen
Auf ſeinem Bruſtgewand viel herrliche Rubinen.
Der Rock war dunckelgrün mit Golde durchgewirckt,
Der ihm ſowohl gemacht als wär er angezirckt.
Sein braunes krauſes Haar ein güldner Helm bedeckte
Beſetzet mit Rubin. Zu oben aus ſich ſtreckte
Ein ſchwartzer Reiherſtrauß. Die Arme waren bloß,
Ein Mantel gold und grün den Hinterleib umſchloß.
Sein Pferd das er beſchritt, war freudig den zu tragen,
Von deſſen Dapferkeit muſt alle Welt zu ſagen:
Es wrinſchte nur von Luſt, und tantzte muthig her,
Es truge ſeine Bürd gantz willig, ohn Beſchwer.
Ach ſchauet, ſchauet doch, rief Michal ſchier entzücket
Den ſchönen David an; den David, den Gott ſchicket

Zum Preiß in Jsrael, ward jemahls in der Welt
In solcher Jugend wohl gesehn ein solcher Held?
Die Nymphen um sie her all ihre Wort bejahen.
Indeme sehen sie den König auch hernahen
Im Königlichen Schmuck, voll Majestät und Pracht;
Der tapfern Helden Schaar, der Hofstadt Zierde macht,
Des Königs seine Söhn, den Abner, die Hauptleuthe
Aufs köstlichste geziert sieht man an seiner Seite;
Zwey tausend seiner Knecht in ordentlicher Reih,
All überein gekleidt, befinden sich dabey.
Er selber ward geführt auf einem Siegeswagen,
Der da der Sonnen gleich, wann es beginnt zu tagen,
Vier Pferde weiß als Schnee in einer Reih gestellt
Mit goldenem Geschirr, die zogen diesen Held.
Voll Diamanten war sein Königsrock gesticket,
Durch deren Gegenstrahl die Sonne doppelt blicket,
Sein Königliches Haupt bedeckt ein weisser Band,
Auf deme eine Kron von Diamanten stand.
Nach ihnen liessen sich die andern Stämme sehen,
Die mit ihm ausgereist, wornach die Wagen gehen
Und alles Zugehör, so war der Zug bereit;
Den Gibea empfängt mit Jauchzen und mit Freud.
Ey dachte Saul, möcht dich der Samuel so schauen,
Er würd, daß ich von Gott verlassen, nimmer trauen,
Wie er mir weiß gemacht, aus Haß, aus Eifersucht.
Wo sind wohl meine Feind, sind sie nicht in der Flucht?
Kan man aus meinem Sieg wohl Gottes Haß verspüren?
Gefiel ihm nicht, daß ich sollt Jsrael regieren,
Wo wäre mein Triumph, wo wäre meine Ehr,
Die mich jetzunder krönt, für meinem gantzen Heer?
Wer sollt nach diesem Sieg die Krone mir bewegen?
Wer Lust dazu gehabt muß nun sich niederlegen.
Was stützet mehr den Thron als eine Siegeshand?
Das Glücke wenn es gut, macht fest den Königsstand.
So ward Saul getrost, er hofft es würde glücken,
Indem sie insgesammt die Nymphenschaar erblicken,
Dem König war dieß lieb, die Helden wurden froh,
Daß ihre Wiederkehr beehret ward, also.

Der Printz sah sein Gemahl verliebt an und vergnüget,
Der andern Nymphen Schein hat manchen Held besieget;
Der David nur allein findt das nicht was er sucht,
Des Siegs versprochne Beut, der keuschen Liebe Frucht.
Er findet aber mehr als nicht war sein Ersinnen,
Der Michal Lieblichkeit, der Michal ihr Beginnen,
Der Michal Wunderstral, die schossen auf ihn zu,
Daß Merob er vergist und seiner stillen Ruh.
Er weiß nicht wie ihm ist, es kan kein Aug verlassen
Die so ihn ebenfalls anschauet ohne Massen.
Je mehr er sie nun schaut, je mehr wird er verblendt,
Je mehr er wird verblendt, je mehr sein Hertz entbrennt
In Liebe gegen ihr, ohn daß er doch kan hoffen,
Sie sey auch ebenfalls von keuscher Lieb getroffen.
Drum wann ihm Adriel kommt wieder in den Sinn,
Den er geliebt zu seyn vermeinet, giebt ers hin.
Er fasset wieder sich und kehrt die Augen abe,
Damit er nicht umsonst sich durch ihr Licht erlabe,
Er will der Merob seyn die ihm versprochen war,
Und derer Liebe ihm schon schiene offenbar.
Mitdeß hebt die Musik der Nymphen an zu klingen,
Davon die Lieblichkeit konnt aller Sinne zwingen,
Das gantze Heer wird still, die Ohren, das Gesicht
Ist nach dem schöne= Volck verwundert hingericht.
Die Paucken groß und klein, die Cymbalen und Geigen,
Driangel, Harffen, Flöt, beginnen sich zu zeigen,
Und klingen durch die Luft von zarter Hand gerührt,
Dergleichen Anmuth man vorhin niemahls verspürt.
Wie Saul nunmehr so nah, daß er es konnt vernehmen
Was fürgebracht sollt seyn, sie eilig sich bequemen
Zu stimmen an dieß Lied, wie abgeredet war,
Thalmais hebet an, der folgt der Weiber Schaar:
Gelobt sey unser Gott, sein Nahme sey gepriesen,
Der solche Wundergüt an seinem Volck erwiesen.
Gelobet sey der Herr, der Schützer Israel
Der uns zieht aus dem Staub, der unsrer Freude Quell.
Gelob=t sey die Krafft des Herren aller Herren,
Der unsern König läst sieghafft zu Hause kehren.

Gelobet sey die Güt des Schöpfers dieser Welt,
Der unsre Feinde stürzt und unser Land erhält.
Willkommen grosser Saul! was soll man von dir sag
Du hast dem frechen Feind selbst tausend Mann erschlag
Dieß Lob gefiele Saul, er nahm es gütig auf,
Thalmais grüßte er und der Matronen Hauf
Ward freundlich angesehn von ihrem frohen König.
Indeme Michal nun verzogen noch ein wenig,
Hebt an ihr Saitenspiel, Saul siehet nach ihr hin,
Begierig daß er auch von ihr ein Lob gewinn.
Sie aber fähet an. Seynd tausend Mann geblieben
Durch unsers Königs Hand, so hat noch mehr vertrieben
Der Held von Bethlehem; du Sieger sey gegrüßt,
Dich hat Israels Gott zu unserm Heil erkiest.
Willkommen kühner Held, was solln wir von dir sagen
Du edler David hast zehn tausend Mann erschlagen.
Wie ein verschloßner Wind, wann er gewinnet Luft,
Bricht loß mit Ungestüm aus der verschloßnen Kluft;
So gieng es auch allhie. Des Königs Trauerwesen,
Das da in dieser Zeit war wie versperrt gewesen,
In eingebildter Ruh, in fürgemalter Ehr,
Brach plötzlich wieder aus und tobete daher.
Ja wie ein trüb Gewülck den Himmel schnell beziehet,
So daß die helle Sonn im Augenblick entfliehet,
So trieben diese Wort auf einmahl hin die Luft.
Ein trüber dunckler Schein erwiese, wie entrust
Des Königs Hertze war; das hube an zu springen,
Ein Eiferfeur erhitzt die Augen daß sie dringen
Mit Grimm auf Michal zu: die nimmt es nicht in Ach
Sie ist in Unschuld nur auf Davids Lob bedacht.
Das Lied wird wiederholt, es gehet in beyden Choren
Zwar lieblich, aber doch in Sauls gespitzten Ohren
Schallt es erschrecklich hin; der schaut mit Unmuth an
Die Ehr die David wird erzeigt von jedermann.
Jedoch daß keiner nicht mög diese Schwachheit mercken,
Erholet er sich bald; sein Fürsatz kan ihn stärcken,
Wie er sich rächen woll; drauf grüst er alle Schaar
So Haufenweiß am Thor der Stadt versammelt war.

Der

Der David als er hört was Michal von ihm singet,
Denckt: Ein so grosses Lob man unverdient ihm bringet;
Er neigt sich auf dem Pferd, schaut ehrerbietig hin,
Allwo er stehen sieht die schöne Printzessin.
Sie grüst ihn ebenfalls mit lieblichen Gebährden,
Von j dem der sie schaut must sie gepriesen werden.
Sie hatte di sen Tag sehr herrlich sich gezieret,
Ob sonst wohl die Natur den meisten Wunder führt,
Schien sie doch heute mehr, denn ihr vergnügtes Wesen
Hatt alle Lieblichkeit in ihr Gesicht erlesen.
D e Stirn war heller Schnee, die Wangen Milch und Blut,
D e Augen schwartz Agat, und saben aus so gut
D ß man sie ohne Furcht verehren konnt und preisen;
D r Mund war hell Corall, der Hals und Brust sich weisen
Dem Marmor leich am Schein. Das schwarze Lockenhaar,
Dem hellen Angesicht zum Absatz dienlich war;
Das sie frey fliegen ließ zum Spiel den sanfften Winden,
Die sich mit jeder Lock begunten zu verbinden.
Ein reicher Perlenkrantz mit Rosen durchgesteckt,
Das Haupt und ihre Stirn zum halben Theil bedeckt.
Sie trug ein weisses Kleid mit Diamanten Sternen,
Selbst must des Himmels Schmuk hiebey sich bald entfernen;
Ein rosinfarb Gewand fiel von den Achseln hin;
Das Niederkleid war bunt, sie hatte selbst darinn
Gewirckt mit ihrer Hand. So ware sie geschmücket,
Ihr Schein und Lieblichkeit gantz Israel entzücket.
Maacha war die nächst die Michal so begleit,
Voll Anmuth gleich wie sie. An ihrer andern Seit
Die Rizpa war zu sehn. Drauf aus dem gantzen Lande
Des Stammes Benjamin, nach eines jeden Stande
Erschien der Dirnen Schaar; nur Merob nicht allein
Die fand sich nirgends nicht und deckte ihren Schein.
Wie nun sie an dem Thor den König so empfangen,
Und man kam in die Stadt mit grossem Siegesprangen,
Gieng ihre Reih füran bis nach des Königs Hauß,
Und striche jedermann des Davids Lob herauß.
Doch hätt er im Gesicht das Leiden sollen sehen,
Und wie es ihm bey Saul und seinem Hof würd gehen,

Hätt

Hätt wohl sein Hertz versagt zu haben selche Freud,
Die ihm nur ward zu bald verkehrt in bittres Leid.
Auch ward ihm schwer sein Hertz, er fande ein Betrüben
Des Ursach ihm nicht kund; Das Lob so sie verüben
Zu seines Nahmens Preiß, ergetzet ihn nicht sehr,
Er höret es mit an, als wann er es nicht wär.
Der Menschen gröster Theil ist sonst also gesonnen,
Daß vom gegebnen Lob gar leichtlich wird gewonnen
Das menschliche Gemüth, die Lieb so aus sich kömmt,
Nichts liebers als den Ruhm sein selbst zu Ohren nimmt.
Fürnemlich ist also gesinnt die stoltze Jugend,
Doch Davids seltner Geist und seine hohe Tugend
Empfand das eitle nicht. Nach Ehren strebt er zwar,
Doch nicht daß man sein Lob drum allen offenbar.
Um gutes stets zu thun ist sein Gemüth beflissen,
Doch daß er was damit verdient, will er nicht wissen.
Drum bläset ihn nicht auf des Pöbels Lobgeschrey,
Die alle frey gestehn wie er ihr Heiland sey.
Sein Nahme wird gehört wo sie sich nur hinkehren,
Wie kräfftig dieses ist die Eifersucht zu nähren
Des Königs, ließ sich leicht verspüren, wenn man nun
Gibt acht wie er sich stellt, und auf sein gantzes Thun.
Was da nicht fähig war den David zu bewegen,
Das kan des Königs Hertz zum Zorn und Eifer regen.
Hätt man ihm doch allein gelegt die Ehre zu,
So wär nicht so gestört sein und des Davids Ruh.
Kaum wird in Gibea der Nahme Saul gehöret,
Weil da wohl tausendmahl wird Davids Nahm geehret.
Man wirfft ihm Kräntze zu, und aus den Fenstern fällt
Ein Blumenregen ab auf diesen jungen Held.
Sie klatschen in die Händ wo David kommt geritten,
Das Frauenzimmer lobt sein Thun und edle Sitten,
Die Männer seine That; Er ist ein Wunderbild,
Da er Israels Furcht so wunderbar gestillt.
Hätt Saul dieß vor gewußt, daß die vermuthet' Ehre
Sollt David treffen mehr, als ihn, er würd vom Heere
Ihn haben weggeschafft nach seinem Bethlehem,
Und nicht den Schluß gefaßt, daß er nach Hof ihn nähm.

Nun

Nun ware es zu spath, nun muste es so gehen,
Die Ursach seiner Ruh und Marter must er sehen,
Durch ihn kam ihm die Ehr, durch ihn nahm sie ein End,
Der alles erstlich gab, nun alles von ihm wendt.
Der eingebildte Ruhm, der durch ihn war gekommen,
Wird wieder gantz und gar durch ihn dahin genommen.
Wo erst kommt Eifersucht wird Gutthat leicht gemist;
Wo dieses Freundschaft trennt, sie unerbaulich ist.
Inzwischen daß nun muß der König dieß erleiden,
Da Hof, Land, Feld und Stadt, schwebt in den höchsten Freudt,
Gelangt man auf die Burg, allwo die Hofstatt war,
Da sich die Königin und Merob stellten dar;
Zu grüssen den Gemahl, den Vater zu empfangen,
Benebenst Beroa, die da auch groß Verlangen
Trug nach Melchisua. Es drang sich jedermann
Zu sehen wie sich doch würd Merob stellen an,
Bey diesem ersten Gruß den sie sollt David geben,
Und wie sich dieser Held erzeigen würd darneben.
Drum als der König nun umarmet sein Gemahl,
Und mit sie alles Volck gekommen in den Saal;
Gieng aller Freude an, ein jede den begrüsset,
Den sie mit Schmertz und Angst so lange Zeit gemisset,
Thalmais, Jonathan ihr andres Hertz und Seel,
Den sie in keuscher Lieb beehrte sonder Fehl.
Merob und Michal auch, die Printzen ihre Brüder,
Empfiengen hoch erfreut. Beroa kam hinwieder
Zum Vater und zum Mann. Der Abner Rizpa schaut
Mit Liebesaugen an. Phalti sich nicht getraut
Die Schönheit anzusehn, die er liebt ungeliebet,
Der Adriel erblickt sein liebstes hoch betrübet
Und ist voll Hertzensqual; der David sonder Ruh,
Als Merob er erblickt und Michal auch dazu.
Der einen freyen Geist, der andern Trauerwesen,
Stellt er ihm beydes für. Er ware auserlesen
Für Merob, doch sein Hertz ihn lencken will dahin,
Wo Michals Lieblichkeit bezaubert seinen Sinn.
Die schaut ihn gütig an, die andre steht betrübet,
Er stehet bey sich an, wer ihn von beyden liebet,

An Michal merckt er nicht, daß sie nach Adriel
Hinkehre ihre Blick. Ob Merob Phalti wohl
Zu quälen weiß er nicht, er laurt wie Phalti stehe,
Und wo der Adriel mit seinen Augen gehe;
Doch nirgends findet er gewiß was er begehrt,
Weil aller ihr Gebährd den Zweifel ihm vermehrt.
Er hatte raume Zeit dieß so zu überlegen,
Weil Saul und sein Gemahl annoch zusammen pflegen
Ein heimliches Gespräch, das wie es war vollendt,
Und Saul hinwieder sich von ihr zurück gewendt,
Grüßt er die Töchter auch und seine beiden Schnüre
Und daß er David nun zum Frauenzimmer führe,
Zwang er den Eifersinn und faßt ihn bey der Hand:
Hie ist er der uns setzt in diesen Ledensstand;
Sprach er sie sämtlich an, und sich gleich abwärts kehrte,
Daß er die Eiferröth so viel ihm möglich wehrte.
Worauf Ahinoam den David wohl empfieng.
Sie sprach: der Höchste sey gelobt der allerding
Durch deinen tapfern Muth der Feinde Stoltz verdorben,
Daß wir durch deinen Sieg so grosses Gut erworben.
Dir danckt alles Land für diese Wiederkehr;
Ich bin dir mein Gemahl und meine Königs-Ehr
Selbst schuldig, drum mein Sinn sich wird dahin bemühen
Aus dieser grossen Schuld sich danckbarlich zu ziehen;
Was dir versprochen ist, gelob ich mit o Held!
Des Königs Will und Schluß mir überwohl gefällt.
Dieß letzte Wort erweckt bey vielen ein Erröthen,
Die Merob sahe sich in ungemeinen Nöthen,
Die Michal wuste nicht wie dieß war zu verstehn,
Der Adriel will schier für Zweifelmuth vergehn.
Der David sich befindt für diese Wort verbunden
Zu sprechen diese Wort: Ich sehe mich umwunden
Von so viel Gnad und Huld, o grosse Königin!
Daß ich des so bestürzt als gar unwürdig bin.
Was Gott durch mich gethan ist nicht an mir zu preisen,
Dem höchsten Wundergott muß man dieß Lob erweisen;
Das Werckzeug bin ich nur, ich bin es nimmer werth,
Daß solche hohe Gaab hiefür mir wird bescheert.

Als dieß die Königin hinwieder wollt besprechen,
Daß er ihm selbsten nicht sollt seine Ehr entbrechen,
Führt ihn der König hin, allda sich Merob fand,
Dieß ware für sie beid ein unvermuthner Stand.
Der David sahe sich geehret ohne Massen,
Die Merob wuste sich hierinn nicht wohl zu fassen,
Und wie sie so bestürtzt den David blicket an,
Spricht Saul: Diß ist der Held der dir bestimt zum Mann.
Ich hab dich dem gelobt der würd den Riesen schlagen,
Es hätt dir eh gebührt von seinem Sieg zu sagen,
Als Michal die sein Lob mit ihrer Nymphen Schaar
Hat heute beym Triumph gemachet offenbar.
Die Michal sah er an, indem er dieses sprache,
Mit wiedrigem Gesicht, die wie ein Feur anstache,
Das Hertze war entrüst, schier blieb der Odem hin,
Sie wuste selber nicht wie ihr recht war zu Sinn.
Ward sie nun so erröth, konnt ihrer Schwester Schrecken
Die bleiche todte Farb mehr als zu klar entdecken,
Doch überwindt sie sich und spricht dem König zu:
Ich bin erfreut zu sehn des Königreiches Ruh,
Doch auch dabey entsetzt so plötzlich zu vernehmen,
Wozu du mich bestimmt, wozu ich mich bequemen
Und dir gehorchen soll. Hiemit so schwieg sie still
Und David höfflich lächt, doch ob sie sprechen will,
Vermag sie es doch nicht, sie kan sich so nicht zwingen
Daß nicht ein Trauerblick nach Adriel sollt dringen,
Der wie ein Marmorbild da stehet gantz erstarrt,
Wie einer der den Tod von Richters Hand erwart.
Schaut sie dann Michal an, kan sie auch leicht verstehen,
Aus ihrem Traurgesicht, wie nah ihr dieß muß gehen,
Und wie so unverhofft ihr diese Post hier kömmt;
Die ihr was sie nicht will, gibt, und der andern nimmt,
Die solches hoch verlangt. Der David auch verwirret
Bald nach der Merob bald nach Michal wird geführet
Durch seiner Augen Stral, die Merob spricht er an,
So gut die Unruh und der Ort es leiden kan.
Daß er sich selig schätzt im Wohlstand sie zu sehen,
Und wie ihr treuster Knecht nach ihrem Wohlergehen

Er stets bemüht wollt seyn. Damit als er ansieht
Der Nymphen schöne Reih, ermahnt ihn seine Pflicht,
Zu dancken dieser Schaar, die so sein Lob besungen,
Das ihm so wär ins Hertz und zu Gemüth gedrungen,
Daß es ihn angefrischt zu streben mit Begier
Nach solcher Heldenthat, der so ein Lob gebühr.
Maacha sprach hierauf in ihrer aller Nahmen:
Du hast in Israel in allen ihren Stammen
So grosse Werck verübt, daß billig deine Ehr
Von uns erhebt sollt seyn bis an der Sternen Heer.
Die schöne Michal schwieg hiezu, der sonst gebühret,
Zu sprechen diese Wort, weil sie den Chor geführet,
Dann sie war so entsetzt darob was sie gehört,
Daß sie gantz aus sich selbst schier ward von Pein verzehrt.
Ein jeder spürte nun dieß hochverwirrte Wesen,
Weil sich des Hertzens Quaal ließ aus den Augen lesen,
Und keiner wust dabey recht was den andern war.
Des Königs Eifersucht war keinem offenbar;
Der Merob Ehgelübd mit dem Meholathiter
War nicht bey Hofe kund; und dieser edle Ritter
Sah wie ein Schatten aus, ohn daß man wust die Pein,
Und Michal Freudigkeit verlohre ihren Schein,
Eh man es nahm in Acht. Wie David sich erzeigte,
So sahen es mehr, daß den die Traur als Freude neigte.
Der edle Jonathan sah dieß verwundernsvoll,
Und weiß bey diesem Thun nicht was er sagen soll,
Drum trug er groß Begierd dieß Wesen zu ergründen,
Darinn der ganze Hof sich selbst nicht konnte finden,
Und Saul so bald er konnt hub die Gesellschaft auf,
Und ließ, wie er allein, dem Trauren seinen Lauf.

Drauf gieng ein jeder heim und war nun allermassen
Das Gibea erfreut, die Häuser und die Gassen
Ertöneten von Freud, man bracht den Abend zu
Mit lauter Siegsgeschrey und in gewünschter Ruh.
Und weil der König wollt zu Nacht allein verbleiben,
Und speisen im Gemach, um aus dem Sinn zu treiben
Das Trauren so ihn plagt, so stellte Jonathan
In seinem Sommerhauß die Abendmahlzeit an.

Die Helden insgesamt sich alldahin verfügten,
Und sich bey diesem Pracht der Trachten hoch vergnügten.
Doch viele unter sie die speißten ihren Sinn
Und ihr entzündt Gemüth mit Lieb, sich sehnend hin
Allwo ihr Hertze war. Thalmais unterdessen
Mit Merob und Michal wollt gantz alleine essen,
Weil der nur war allein ihr beyder Leyd bekannt,
Und sie mitleidentlich bedaurte ihren Stand.
Wie nun war in der Still die Mahlzeit aufgehoben,
Hub ihre Klage an und der Gemüther Toben.
Ach wann ich Michal wär! sprach Merob höchstbetrübt.
Ach wann ich Merob wär! sagt Michal höchstverliebt.
Hast du nicht vor gewust, daß es so würde kommen?
Hierauf Thalmais fragt. Ich hatt es schon vernommen,
Die Merob ihr bericht, eh noch der König kam.
Ach! hube Michal an, wie bist du mir nicht gram,
Daß ich von diesem Thun dorfft nichtes eh erfahren,
Biß ich den Schimpf gehabt dem David zu willfahren
Mit meinem Saitenspiel, der meiner doch nicht acht,
Und nur nach dir sich sehnt, nach deiner Liebe tracht.
Heut nicht so wiedrig aus, daß ich dir dieß verschwiegen,
Sprach Merob, dañ ich wollt nicht stören dein Vergnügen.
Du hast ja David nicht die Ehr allein gethan,
Maacha ebenfalls hat ihn gesungen an.
Ach wilst du Adriel dann wol für David lassen?
Fragt Michal, Merob sagt: den einen will ich hassen,
Den andern geb ich dir. Ey, spricht hie Michal zu,
Erkläre deine Wort. Ich will zu deiner Ruh,
Hebt Merob wieder an, daß dich der König gebe
Dem Helden David hin; und daß mein Hertz dann lebe
Von Adriel befreyt, der mich so schändlich läst,
So soll dasselbe nun der Liebe Ueberrest
Vertilgen aus dem Grund, ja ich will sein vergessen;
Die Thränen die er jetzt begehrt mir auszupressen,
Die sollen auch die Flamm erlöschen meiner Lieb,
So folget meine Rach auf seiner Untreu Trieb.
Ach Merob halt doch ein! Hiezu Thalmais saget,
Du hast um Adriel sein Thun dich nicht befraget;

Worinn beſteht die Schuld? Daß er mich nicht mehr liebt;
Spricht ſie, hergegen die Was dieſem Zeugniß giebt,
Kanſt du nicht bringen bey. Ach ſagt ſie, du ſolt ſehen
Ob ich mit Fuge nicht laß dieſen Schluß ergehen.
Hör mir gedultig zu, warum hat wohl die Zeit
Der Adriel verſaumt durch ſeine Tapferkeit
Mich durch des Rieſen Kampf vom König zu erlangen?
Ließ er das, weil ſein Hertz mit Furchtſamkeit umfangen?
O nein, ſein friſcher Muth hat ſich oft kund gethan,
Und liebte die Gefahr. Woran gebricht es dann?
Hatt' er in dieſer Sach nicht ſeinen freyen Willen?
O ja der König gab ihm Macht den zu erfüllen.
Warum dann thut ers nicht? Darum weil ſeine Reu,
Daß er mich hat geliebt, iſt gröſſer als die Treu
Die er mir ſchuldig war. Sprich nun hab ich gefehlet?
Thalmais die wohl ſah, wie billig ſie ſich quälet,
Wuſt nicht wie Adriel wohl konnt entſchuldigt ſeyn;
Der Michal aber fiel noch endlich etwas ein,
Weil die mit aller Macht wollt dieſes Feur ernehren,
Um einer andern Glut in Merobs Hertz zu wehren.
Dem Sieger, ſprache ſie, dem biſt du zugeſagt,
Hätt Adriel nun nicht als David dieß vollbracht,
So hätt er Schimpf erjagt. für dich, für ſeine Ehre,
Und nicht gewagt daß er nachgehends dich begehre
Von unſerm Vater Saul, dem ſchon entgegen iſt,
Daß Adriel dich hat zum Ehgemahl erkieſt.
Ein tapfrer Held wie er, ſagt Merob gantz entrüſtet,
Scheut nimmer eine Schlacht, da ihm vielmehr gelüſtet
Nach Ehre und nach Ruhm, wer groſſe Ding begehrt
Wird auch niemahlen nicht durch groſſe Ding verfahrt.
Du führeſt dieſe Wort, ſprach Michal, zu beſchönen,
Daß du dein Hertz nicht mehr dem Adriel willt gönnen.
Des Davids Lieblichkeit ; ; Schweig, fiel ſie ihr ins Wort
Laß deinen Eiferſinn mich quälen nicht hinfort,
Ich will nicht deine Lieb betrüben noch mich ſehnen
Darnach was dir bereits gekoſtet ſo viel Thränen,
Kan ich dir dienlich ſeyn, ſo iſt der David dein.
Wann David mich nicht liebt, wandt ſie hinwieder ein,

Iſt

Iſt mir mein Sinn zu hoch ihn von dir abzukehren.
Kanſt du, ohn daß dein Herz dich quälet, ihn begehren,
So ſiehe nicht auf mich. Du haſt ja Recht dazu;
Verlaſſe Adriel und baue Davids Ruh.
Ich muß, Thalmais ſprach, in dieſen tollen Sachen,
So traurig ich auch bin, doch euer beyder lachen.
Ihr wollt nicht was ihr ſagt, du haſſeſt Adriel,
Doch ſchwere ich bey Gott, ihn liebet deine Seel:
Dich aber Michal plagt die Eiferſucht dermaſſen,
Daß du in gutem Ernſt den David meinſt zu laſſen,

Und

V. 631. 632. Ich muß, Thalmais ſprach, in dieſen tollen Sachen
So traurig ich auch bin, doch euer beyder lachen.)

Weil der Poet es hier ſelbſt durch die Thalmais bekennen läßt, daß die Liebe eine lächerliche Neigung ſey, ſo wundert uns deſto mehr, daß er ihr in einem Gedichte, wo nur die erhabenſten Empfindungen und Hertzensgedancken herrſchen ſollen, ſo viel Platz eingeräumt hat. Wenn er nicht in dem Vortrage ſeines Vorhabens geſagt hätte, daß er die hohen Wercke und den Lebenslauf Davids beſingen wollte, ſo könnte ich glauben, er hätte nichts anders im Willen gehabt, als Davids Vermählung mit der Michal zu ſingen; und dieſes hätte er der Natur dieſer Materie gemäß nicht in einem heroiſchen Gedichte, ſondern bloß in einem vermiſchten heroiſch-comiſchen thun wollen. Mit dieſer Abſicht wäre denn geſchickt zuſammengehangen, daß er in dem erſten B. die drey Printzeßinnen in Davids Höle gebracht, in dem zweyten den Sieg über Goliath beſchrieben, welcher ihm ein Recht auf Sauls Tochter erworben, und in dem dritten alle die Liebes-Symptomata aus einander geſetzt, welche bey der Michal und der Merob entſtanden. Auch die Geſchichte von Adriel im zweyten B. wäre dann deſto weniger überflüßig, weil ſie uns mit Merobs Hertzen bekannt machete, die ihr Vater erſtlich dem David vermählen wollte. In dieſem Falle hätten wir nicht zu befürchten, daß das Gedichte zu einer übermäſſigen und das Gedächtniß betäubenden Länge angewachſen wäre, denn dem Poeten wäre izo nichts weiters übrig geblieben, als das Räthſel von der Merob und der Michal Liebe aufzulöſen, u. die erſtere dem Adriel vermählen zu laſſen, welches zwar nach Sauls Vorhaben dem David leid thun ſollen, aber in der That zu Beförderung der Liebe Michals gedienet hätte, welche nun nichts weiter gehindert, als daß David die von Saul ihm auferlegte Morgengabe von hundert Vorhäuten eroberte. In drey oder vier Büchern hätte dieſes alles ausgeführt werden können, wann der Poet gleich die Weitläuffigkeit hätte gebrauchen wollen, mit welcher er angefangen hat.

Und willst doch solches nicht. Bekennt ob euren Sinn,
Ich, wo nicht gar entdeckt, doch nah gekommen bin?
Es schwiegen hiezu still die beyde Printzeßinnen,
Und hatte Thalmais geredt wie ihre Sinnen
Sich fanden innerlich, ohn daß der schöne Mund
Entdecken wollte noch des innern Hertzens Grund.
Dann Merob drauf bestund den Adriel zu meiden;
Und Michal wollt ihr Hertz gantz von dem David scheiden;
Doch war es all umsonst, ist gleich der Fürsatz da,
Spricht dennoch nicht ihr Hertz zu diesem Willen ja.
Weil nun Thalmais nicht so bald noch konnt ersinnen
Ein Mittel, ihrer Sorg und Plage zu entrinnen,
Weist sie sich auf die Zeit, die könnte da allein
In allem was uns quält am besten dienlich seyn.
Und soll der Jonathan noch nichts hievon erfahren,
Weil sie wie grosse Freund er und der David waren,
Erwogen nach Gebühr. Nun wie in dieser Quaal,
Da Liebe, Haß und Neid sich wiese überall,
Sie waren eingeschräuckt, kam Post die Printzen kämen,
Worauf sie beyderseits ein anders Wesen nehmen.
Sie schliessen ihre Pein in ihrer Sinnen Schrein,
Und sehen fröhlig aus, da sie doch traurig seyn.

V. 637. 638. . . . . Bekennt ob euern Sinn
Ich wo nicht gar entdeckt, doch nah gekommen bin.)

Ich habe von der Sprache und dem Sylbenmasse dieses Gedichtes nichts gesagt, weil das nicht zu meinem Vorhaben gehörete. Dieses erstreckete sich nicht weiter, als auf die Absicht, die Erfindungen, die Anlage und Verfassung. In den äusserlichen Dingen könnte die Nachlässigkeit schwerlich gröſſer seyn. Zum Exempel, in der verworrenen Wortfügung, in den verstellten Declinierfällen, in den ausgelaſſenen Hülffszeitwörtern, in den abgebissenen Buchstaben, in dem Versäumniß der Abschnitte, in Cacophonien, in dem ungleichen Klange des Reimkuppels. Dieses alles habe ich dem Verfasser übersehen, und das Auge davon auf das innerliche Wesen seines Gedichtes abgelencket. Alles zeiget uns, daß man uns seine Arbeit geliefert hat, wie sie nach der ersten Erfindung verfasset, und zu Papeir gebracht worden, wo der erste Ausdruck, der in den Sinn gekommen, stehen geblieben. Darum müssen wir auch die Kunst und die Geschicklichkeit des Verfassers nicht nach diesem unreifen und unausgearbeiteten Anfange beurtheilen. Mir hat er indessen Anlaß gegeben, von verschiedenen Sachen, die beym Epischen Gedichte zu beobachten sind, meine Gedancken zu erklären, und mit Exempeln, die zwar a contrario hergenommen sind, vor Augen zu legen.

Des Herrn Vatry Gedancken von den Chören in den Trauerſpielen.

DEr Hr. Abt Vatry, ein Mitglied der Frantzöſiſchen Academie der Alterthümer und der Literatur, hat in einer eigenen Diſſertation gezeiget, daß das Trauerſpiel in ſeinem Urſprunge nichts anders als ein Hymnus zum Lobe des Bacchus geweſen, wo man geſungen und getanzet; Als nachgehends die Materien, von welchen man Gelegenheit genommen, dieſen Gott zu loben, erſchöpfet worden, haben die Poeten ſich genöthiget geſehen, ihre Zuflucht zu verſchiedenen Erfindungen zu nehmen, damit ſie nicht allezeit einerley wieder aufwärmen müßten. Daher ſeyn die Epiſodia entſtanden, die wir heutiges Tages Actus heiſſen; dieſe habe man durch einen oder mehr Hiſtrionen zwiſchen zweyen ſolchen Lobgeſängen oder Chören ſagen laſſen. Aus dieſen Epiſodien oder Handlungen ſey nachmahls der Cörper des Trauerſpiels geworden, und die Chöre ſeyn zuletzt nichts weiter als ein Theil derſelben geweſen, den man mit den andern auf eine wahrſcheinliche Art habe zuſammen ordnen müſſen. Indeſſen habe man dieſelben nicht bloß der Gewohnheit zu gefallen behalten, ſondern wegen der groſſen Vortheile, welche das Trauerſpiel daher empfangen habe.

Dieſe Vortheile beſtuhnden nach Herrn Vatry in folgenden Stücken: Erſtlich dieneten ſie in das Trauerſpiel mehr Ordnung und mehr Verſchie-

denheit zu bringen. Zweytens gaben sie ihm ein gewisse Pracht und Hoheit. Drittens vermehrten sie das pathetische Wesen in demselben.

Sie brachten erstlich mehr Ordnung in das Trauerspiel, indem sie eine natürliche Folge der verständigen Wahl der aufgeführten Handlung und des Ortes der Scene waren, und überdies den meisten Regeln des Theaters zum Grunde dieneten. Sie brachten mehr Verschiedenheit in dasselbe, theils an Vorrath von Sachen, theils in Ansehung der Vorstellung. Bey den Alten war der Platz der Scene allemahl ein öffentlicher Ort. Die Zuseher müssen sich einbilden können, daß sie bey der Handlung gegenwärtig seyn; und wie können sie sich dieses einbilden, wenn sie sich in einem Cabinet begiebt? Ueber dieses muß eine Handlung, wann sie mit genugsamer Wahrscheinlichkeit auf den Schauplatz gebracht werden soll, landkündig und lautbar seyn, sie muß unter den Vornehmsten des Staats begegnen, und von einer Natur seyn, daß ein gantzes Volck sich darum bekümmert. Daher folgt, daß sie eine grosse Anzahl Zeugen, die sich derselben annehmen, an einen Ort versammeln muß. Diese Zeugen formieren den Chor. Es wäre nicht natürlich, daß Leute, die an der Handlung Antheil nehmen, und ihren Ausgang mit Ungeduld erwarten, allezeit ohne ein Wort zu sagen da stühnden; vielmehr erfodert die Vernunft, daß sie sich von dem unterreden, was eben dann vorgehet, was sie zu hoffen, oder zu fürchten haben, so oft die Hauptpersonen von dem Schauplatz abgetreten, und ihnen darzu Zeit und

Muß

Muſſe geben. Das iſt alſo die Materie und der Innhalt der Geſänge des Chors. Und dergeſtalt entſpringt die Nothwendigkeit der Chöre von der verſtändigen Wahl der theatraliſchen Handlung, und des Ortes der Scene. Gleichwie man ſie mit keiner Manier in ein Cabinet hinein führen könnte, alſo kan man ſie auf einem öffentlichen Platze nicht ausſchlieſſen, und alſo bekommen der Ort der Scene, die Handlung und der Chor, eines von dem andern eine Wahrſcheinlichkeit.

Man muß nur ein Trauerſpiel des Sophocles ſorgfältig unterſuchen, ſo wird man wahrnehmen, daß die meiſten Grundregeln des Theaters eine natürliche Folge der Chöre ſind. Die Alten beobachten die Einheit des Ortes beſtändig; ſie hielten dieſe Regel vor ſo beſchaffen, daß ſie niemahls verletzet werden dörfte. Die Urſache deſſen iſt, weil man die Wahrſcheinlichkeit lieber in denen Sachen aus der Acht ſetzen muß, wo es nöthig iſt, Sätze und Schlüſſe zu machen, wenn man ſie gewahr werden ſoll, als in ſolchen Sachen, welche in die Sinnen fallen, und einen aufmerckſamen Zuſeher erſtes Anblickes ärgern. Man macht uns heutiges Tages glauben, daß, was erſt ein Saal geweſen, einesmahls ein Garten geworden ſey, und man verwandelt ohne Bedencken das Zimmer einer Printzeßin in einen Tempel, oder einen öffentlichen Platz. Die Chöre hinderten die Alten, daß ſie dieſen Fehler nicht begiengen. Dann da der Chor ſchier niemahls von dem Schauplatze gieng, wann er ihn einmahl betreten hatte, ſo wäre es augenſcheinlich lächerlich geweſen, wann man den Schau-

plaß verändert hätte, da die Personen, die ihn innen gehabt, nicht von ihrem Platze gekommen wären. Die Chöre dieneten auch die Dauer der Handlung anzuzeigen: die Aufführung eines Trauerspieles daurete bey ihnen kaum eine längere Zeit, als man zu der gespielten Handlung selber nöthig gehabt hätte. Diese Richtigkeit gab ihm ein wahrscheinliches Ansehen, das eine von seinen grössesten Schönheiten ausmachete.

Ueber dieses hielten sie den Zuseher auf, ohne daß sie ihn müssig stehen liessen, und sie banden das Ende eines Aufzuges mit dem Anfange des folgenden zusammen, welches mehr bedeutet, als man meynen möchte, massen diese Verbindung dienet, die Einheit der Handlung zu bemercken. Unsere fünf Aufzüge, die von einander gesondert stehen, formieren gewissermassen fünf verschiedene Stücke, die man nach einander spielt. Mit welcher Wahrscheinlichkeit begeben sich übrigens alle tragischen Handlungen allemahl auf einerley Art, und verschwinden die spielenden Personen ordentlicher Weise, als wenn es abgeredet worden wäre, viermahl?

Es ist leicht zu sehen, was vor eine Mannigfaltigkeit die Chöre in die Tragödie brachten. Was vor Mannigfaltigkeit kan in der That nicht eine Musik mit sich führen, welche sich in alle die verschiedene Gemüthesstände, und alle die verschiedene Empfindungen schicket, die in einem geschickten Trauerspiele vorkommen? - - - -

Alleine, wendet man ein, es ist nichts unnatürlichers, als in eine so ernstliche und so gravitätische

Hand-

Handlung, als die Handlung eines Trauerſpieles ſeyn ſoll, Geſänge, Lieder und Täntze zu untermiſchen? Iſts nicht lächerlich, daß man drohe, klage, ſterbe, indem man ſingt; und daß ein Trupp Leute, die von Furcht oder Schrecken eingenommen ſind, dieſe verſchiedenen Empfindungen mittelſt der Täntze an den Tag lege? Die alſo reden, geben nicht recht Achtung auf die Natur des Trauerſpiels, es iſt zwar eine Nachahmung einer ernſtlichen Handlung, aber es iſt nicht allein eine Nachahmung, ſondern auch ein Gedichte, und ein Gedichte, das ein Schauſpiel werden ſoll. Als ein Gedichte ſchmückt es ſich mit allem demjenigen aus, was am bequemſten iſt, die Phantaſie zu entzücken, und das Ohr zu bezaubern; als ein Schauſpiel trachtet es vor allen andern den Augen zu gefallen, und man muß ſich bißweilen von der Wahrſcheinlichkeit ein wenig entfernen, damit man deſto beſſer gefalle. Alsdann kan der Geiſt, der durch einen mächtigern Reitz geblendet wird, nicht wahrnehmen, daß man ihn betriegt, und überliefert ſich, ſo groß er iſt, dem Ergetzen, das man ihm gewähret. Aus dieſer Urſache räumt man dem **Wunderbaren** in dem Epiſchen Gedichte einen Platz ein; und aus dieſer Urſache hat die Fabel ſelbſt, die von Wahrſcheinlichkeit entblößt iſt, ſo viel Annehmlichkeit. Die Nachahmungen, welche am meiſten Aehnlichkeit mit den nachgemachten Sachen haben, ſind nicht die vollkommenſten Wercke der Kunſt; diejenigen, welche auf die vollkommenſte Art nachahmen, müſſen billig den Vorzug vor den andern bekommen. Eine Statue von

Ertz oder von Marmor wird bewundert, eine v
Wachs ist fürchterlich. Das Trauerspiel ahm
nicht allein durch die Rede nach, sondern auch dur
die Töne und die Gebehrden. Die Musik u
der Tantz müssen in diesen beyden Stücken vor
an stehen, und man kan sagen, daß das Traue
spiel ohne sie nicht vollkommen nachahme. - -

In Wahrheit, wenn man die Musik aus de
Trauerspiel verbannen muß, damit es desto wah
scheinlicher werde, so sollte man ihm auch den Ver
nehmen, denn es ist nicht natürlicher, in der Hefti
keit einer Leidenschaft in Versen zu reden, als z
singen. Aus derselben Ursache wird man die Sta
tuen mahlen müssen, weil der blosse Stein die Na
tur nicht zum genauesten nachahmet, und die Far
be des Fleisches, der Haare, und der Kleidun
nicht ausdrückt.

Lasset uns izo sehen, auf was vor eine Art di
Chöre dem Schauspiel Pracht und Pomp mit
theilen. Man bilde sich einmahl vor, was vor ei
ne Würckung diese grosse Anzahl Actores von ver
schiedenem Geschlecht und Alter thun mußte, aus
welchen der Chor zusammen gesetzet war. Ihre
Täntze, ihre Gesänge, die Pracht ihrer Kleider,
mußten nothwendig die Pracht des Schauspieles
auf eine wunderbare Art erheben. Eines von den
besten Mitteln die Leute an sich zu ziehen, und sie
gleichsam zu bezaubern, sind jederzeit die Musik,
und die Ceremonien gewesen, und diese letztern ha-
ben ohne Zweifel die Alten unter dem allgemeinen
Nahmen der Täntze mit eingeschlossen.

Diese

Dieſe groſſe Anzahl Leute, die an der Handlung Antheil nehmen, macht ſie noch erheblicher, gröſſer und ſcheinbarer: Man ſtreiche den Antheil, den ein verſammeltes Volck an einer Handlung nimmt, mit Worten heraus, man mache nachdrückliche Beſchreibungen von ſeiner Furcht, oder ſeiner Wuth; das thut es nicht, man wird davon ganz anders eingenommen werden, wenn man es ſelbſt auf den Schauplatz treten ſieht, wo es von ſeinen Häuptern vorgeſtellt wird, und wenn man ein Zeuge ſeiner verſchiednen Bewegungen iſt.

Der Endzweck der dramatiſchen Gedichte iſt unläugbar die Unterrichtung des Volckes; nun ſcheint es, der Chor ſey vordem zu dieſem Ende auf eine beſonderliche Art gewiedmet geweſen. Der Poet darf eine groſſe Anzahl Lebensregeln in ſeinen Scenen nicht wagen, weil es mit der Wahrheit, ſo zu dem Geſpräche erfodert wird, ſchlechterdings ſtritte: Aber nichts hindert ihn, daß er nicht in den Chören die erhabenſte Sittenlehre vortrage.

Man findet groſſe Schwierigkeiten vor ſich, wenn man den Zuſeher von vielen Sachen benachrichtigen will, die er wiſſen muß, und wenn man machen ſoll, daß die Perſonen ſich vor ihm ihrer verſchiedenen Gedancken halber auslaſſen; die Monologi ſind faſt allemahl tadelhaft, wegen der wenigen Wahrſcheinlichkeit, daß einer mit ſich ſelbſt eine lange Rede führe; der Gebrauch, daß man allemahl vertraute Perſonen zu den Hauptperſonen aufführt, iſt keiner von den geringſten Mängeln unſers Theaters, ſie ſind insgemein in dieſem oder jenem Stücke lächerlich, aber vornehmlich,

lich, weil sie unser Trauerspiel mit etwas häuslichem beflecken, das mit dem, was es seyn sollte, schlechterdings streitet. Es sollte nemlich ein Gedicht seyn, das sich beständig mit Erdichtungen empor hebt, und wo alles mit einer höhern und prächtigern Art zugehet, als in der würcklichen Natur. Die Chöre der Alten, die bey der Handlung beständig gegenwärtig waren, damit sie alle die Eindrücke empfienaen, welche die Reden und Begegnissen erwecken sollten, und die gewiedmet waren, zu hören und zu fragen, loben, tadeln, rathen und fragen alles das, was der Zuseher selbst fragen würde, wenn es ihm erlaubt wäre zu reden; mit einem Worte sie thun alles, was ein eifriger und getreuer Freund thun sollte, aber sie thun dieses mit einer Art, welche sich vor die Majestät des Theaters weit besser schicket.

Man wird einwenden, daß viele Sachen insgeheim geredet und gethan werden müssen, woraus die schönsten und anzüglichsten Scenen formiert werden, und dieser würde man sich berauben, sobald der Ort der Scene ein öffentlicher Platz wäre, und man nichts als in Gegenwart vieler Zeugen sagen könnte. Hr. Batry antwortet, daß dergleichen Scenen bey den Alten nicht so häuffig seyn mußten, als sie bey uns heut zu Tage sind. Ihre Tragödie handelten nicht so sehr von heimlichen Anschlägen, oder geheimen Complotten, als von hohen Verrichtungen, die vor den Augen aller Welt lagen. Ueber dieses blieben die Chöre niemahls in der Gleichgültigkeit, sondern fielen allemahl einem Theile zu. Ille tegat commissa. Sie hiel-

hielten ſich an eine von den vornehmſten Perſonen. Iſt es nun etwas ungereimtes, daß die, deren der Chor ſich annimmt, ihre Gemüths-Gedancken vor ihm eröffnen? Es wird einem geſchickten Poeten niemahls an Mitteln fehlen, ſeine Chöre mit ſeiner Materie auf eine wahrſcheinliche Art zu verbinden; zumahl da das ſo viel wäre, als nicht wiſſen, was das Theatrum iſt, wenn man auf demſelben eine ſo abergläubige Sorgfalt fodern wollte, die nichts geſtattete, was ſich nur zween Schritte weit von dem gewöhnlichen Gebrauche entfernete. Aber geſezt, es ſey ungemein ſchwer, die Chöre glücklich anzubringen, das iſt kein genugſamer Grund ſie zu verwerffen, wofern ſie ſonſt nothwendig ſcheinen. Man hat Recht, von einem Poeten zu fodern, daß er Wunderwercke thun ſolle.

Aber der trefflichſte Nutzen der Chöre in dem Trauerſpiele der Alten iſt unläugbar das pathetiſche Weſen, welches ſie verurſacheten. Ihre edle und majeſtätiſche Tragödie entlehnte von der Morale ihre ſchönſten Lebensregeln, machte ſich ein Anſehen mit der Religion, und putzete ſich mit ihren feyerlichſten Ceremonien. Und indem ſie alles zu ihrem Vortheil anwendete, was die Poeſie vor Witz und Anmuth hat, die Geiſter einzunehmen, und die Hertzen zu rühren, that ſie noch dazu, was immer die Sinnen blenden kan; worbey ſie allezeit ihren Hauptendzweck ſeyn ließ, einen Abſcheu vor dem Laſter einzupflanzen, und aus dem Theater eine Schule der Tugenden zu machen, und daſſelbe vor eines der beſten Mittel zu gebrauchen, womit man die Leute ihrer Pflichten erinnern, und ſie in den Schrancken halten konnte.

Die

Die Tragödie, die dergestalt angesehen wird, hat ihre eigenen Leidenschaften; alle ihre Vollkommenheit besteht darinnen, daß sie diese rechtschaffen in die Gemüther einpräge, und dazu dieneten die Chöre. Jedermann kennt die Macht der Musik und des Tantzes, und weiß aus eigener Erfahrung, was vor Eindrücke sie tüchtig sind zu machen. Also dieneten die Chöre mittelst dieser beyden ungemein viel, die Leidenschaften zu erregen. Es müssen Intermedia seyn, aber darum muß man die Zuseher nicht erkalten lassen; vielmehr muß man die Leidenschaften, die man einmahl rege gemacht, in der Höhe behalten und verstärcken. Nichts thut dieses besser als die Chöre, die durch ihre Täntze und Gesänge die Geister mit Ideen der Materie gemäß anfülleten, und dadurch den Empfindungen, welche die Reden der Personen erreget hatten, eine neue Stärcke mittheileten. Ueberdieß dieneten die Chöre die Leidenschaften zu erregen, indem sie den Zusehern andere Zuseher, die starck gerühret waren, vor Augen brachten. Es muß eben nicht ein grausamer oder ein jämmerlicher Anblick seyn, der uns Furcht oder Mitleiden einjagen soll; es ist öfters schon genug, daß wir jemand sehen, der von diesen beyden Leidenschaften heftig eingenommen ist, wenn wir dieselben ebenfalls empfinden sollen.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

in den Wercken

der Wohlredenheit und der Poeſie.

Eilfftes Stück.

Zürich,

Bey Conrad Orell und Comp. 1743.

Zwey Schreiben

an die

Deutsche Gesellschaft

von Greifswalde

verschiedene Critische Streite betreffend,

die zu unserer Zeit die deutschen

Kunstrichter beunruhigen:

Das Erste

Von Hr. Prof. Gottscheden

Das Andere

Von Petermann von Langnau.

DAmit ich einigen beſorglichen Mißdeutungen vorbiege, welche bey Gelegenheit dieſer beyden Schreiben gemachet werden mögten, muß ich einen kurtzen Vorbericht vorhergehen laſſen. Das erſte von denſelben laſſe ich zwar den berühmten Mann verantworten, unter deſſen Nahmen und Perſon es geſtellt iſt; ich habe dabey nichts weiter gethan, als daß ich ſeine Gedancken und Empfindungen ins Schweitzeriſche überſetzet, ſo, wie ich ſie in dem Innerſten ſeines Characters und Gemüths geleſen habe, und ich habe ſie ſo wahrſcheinlich, und ſo glaubwirdig gemachet, daß ihnen zur würcklichen Wahrheit weiter nichts fehlet, als das Geſtändniß des Hr. Gottſcheds. In Anſehung des andern Schreibens aber, vor welches ich meinen eigenen Nahmen geſetzet habe, halte ich vor nöhtig mich ausdrücklich zu erklären, daß ich, ob ich gleich den Titel meines Schreibens an die gantze Geſellſchaft von Greifswalde gerichtet habe, in welcher dieſe Monathsſchrift entſprungen iſt; dennoch wohl erkenne, daß in derſelben geſchickte Mitglieder ſind, welche an den Verſehungen, von denen ich re-

de, keinen-Antheil haben können. Verſchiedene verſtändigere und gründlichere Artickel geben wir genugſam zu erkennen, daß ſie von Männern verfertiget worden, welche gründliche Einſichten und aufrichtige Abſichten mit ſich zu ihrer Arbeit gebracht haben. Und vermuthlich wird aus Antrieb derſelben die Bedingung in den Vorbericht eingefloſſen ſeyn, daß die hier und dar bemerckten Fehler nicht auf die gemeine Rechnung derer, die an dieſer Monathsſchrift arbeiten, geſchrieben, noch weniger der gantzen Geſellſchaft zur Laſt geleget werden. Sie haben daran vorſichtig gehandelt, und es iſt billig daß man ihnen Recht wiederfahren laſſe. Ich mache demnach eine Ausnahme von ihnen, und bin es gar wohl zufrieden, daß ſie meine Anklage von ſich und der gantzen Geſellſchaft abwelzen, und weiter auf denjenigen einzeln Mann, oder die wenigen Perſonen ſchieben, welchen ſie eigentlich zukommen. Ich kenne dieſe nicht, ſonſt hätte ich das Schreiben geradezu an ſie geſtellt; aber die Geſellſchaft wird ſie ſchon kennen, und zur Verantwortung derer Fehler, die ſie nicht auf ihre eigene Rechnung nehmen will, anzuhalten wiſſen. Alſo ſteht es in der Gewalt der Geſellſchaft zu verhüten, daß die Unſchuldigen mit den Schuldigen nicht vermiſchet werden.

Indeſſen habe ich mich dieſes mahl noch hinterhalten meine Antungen über einen oder zween Artickel im V. St. zu machen, weil ich ſehe, daß man es in denſelben ſo arg gemacht hat, daß es ſchwer fällt, diejenigen von aller Schuld looszuſagen, welche zwar davon eigentlich nicht Verfaſſer ſind, jedoch ſich überhaupt zur Aufſicht über das gantze Werck anheiſchig gemacht haben. Dieſes hat die gantze Geſellſchaft in dem Vorberichte gethan, und zu wenigerm hat man ſich in einem geſellſchaftlichen Wercke nicht verbindlich machen können.

Vielleicht hindert meine Erklärung nicht, daß diejenigen aus der Geſellſchaft, auf welche meine Beſchuldigungen fallen, mich nicht zu dem Gelehrten zehlen, von welchem man in dem Vorberichte ſagt, er glaube, daß man in critiſchen Schriften aufhören müſſe höflich zu ſeyn. Ich glaube dieſes nicht, aber ich meyne doch, daß man ohne Verletzung der Höflichkeit unwiſſende und hochmüthige Scribenten die ſchwere Hand der critiſchen Strafgerechtigkeit empfinden laſſen dürfe.

Hrn. Johann Christoph Gottscheds Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde.

Werthe Herren und Freunde.

Ich bin eurer Gesellschaft seit euerm Ursprunge gewogen gewesen, und habe euer bey Gelegenheiten schriftlich und mündlich mit allem Ruhme gedacht, weil ich mir von euern Bemühungen nicht bloß zum Aufnehmen der gesunden Critick und der Sprache überhaupt, sondern insbesondere meiner Critick und Sprache viel gutes versprochen. Denn Mein Vertrauen zu euch blieb nicht dabey stehen, daß ihr dem Geschmack aufzuhelffen beflissen seyn würdet, sondern erfüllete mich mit der Hoffnung, daß ihr meinen Geschmack als meine Nachfolger annehmen und ausbreiten würdet, so wie ich ihn in meiner **Dichtkunst** für die Deutschen, und folglich für euch, in meiner **Redekunst**, und meinen **Beyträgen** nach seinem unbestimmten und willkürlichen, jedoch allemahl unbetrüglichen Vermögen zur Nachfolge anpriesen habe. Mir war desto mehr daran gelegen daß ihr ohne eigensinnige Ausnahmen meinen Meynungen beyfielet, und euch offentlich zu meinem Anhange schlüget, weil in hac temporum injuria nur allzu viele freche Jünglinge sich hier und dar die Freyheit anmassen, von meinen Vorschrifften abzuweichen, und den

Feind

Feinden ein mehrers einzuraümen, als mit meinem Ansehen bestehen kan. Allein ich muß schier glauben, daß ich mich selbst in meinem zu sichern Zutrauen auf eure Gefälligkeit betrogen habe. Eine Menge unbedachter und übereilter Reden und Anmerckungen in eurer Monathsschrift macht mich hierinn furchtsam und argwöhnisch, ungeachtet ich mich gegen alle böse Gedancken, die sie mir erweken, aus allen Kräfften sperre und sträube, und mich zu bereden trachte, daß es vielmehr Unachtsamkeit und Unvorsichtigkeit, als böser Wille und Eigensinnigkeit sey. Da ich euch nun noch nicht für Ueberläuffer zu meinen Feinden halten will, so gedencke ich euch die Sachen, die mir in eurer Monathsschrift so bedencklich und nachtheilig vorkommen, mit aller Freundlichkeit und Geduld vorzustellen, in der Hoffnung, daß ihr selber begreiffen werdet, wie grossen Abbruch dergleichen Verfahren einer so berühmten Gesellschaft, wie die eurige in kurtzer Zeit werden wird, meinem Ansehen, meiner Herrschaft und meinem Ruhme nothwendig bey nachsinnenden und freyen Gemüthern thun müsse.

I. Ihr bekennet zwar, daß die Nachricht und Abhandlung von meiner **Dichekunst** (wie ihr sie schlechtweg nennet) in der Absicht dieses Buch unsern Landesleuten erst noch bekannt zu machen, gantz unnöthig wäre: Ihr nennet es ein **vortreffliches**, ein **schätzbares** Werck: Aber, wenn dieses Bekänntniß aufrichtig und von Hertzen gemeinet ist, was war es denn nöthig den Werth

dieſes Wercks erſt noch ſo mühſam zu beweiſen? Ein Beweis läßt ja allemahl vermuthen, daß die Sache nicht völlig unſtreitig und auſſer Zweifel ſey, und dergleichen Verdacht iſt zuweilen von gröſſerer Kraft, als der Beweis, womit man ihn heben will. Laſſe man die Leute in ihrem Wahn immerhin ungeſtört, ſonſt dürfte man einen eben ſo ſchlechten Danck davon tragen, als jene beym Horatz, die ſich alle Mühe gegeben, den glückſeligen Wahnwitzigen zu curieren, dafür aber ſtatt des erwarteten Dancks hören müſſen:

. . . Pol me occidiſtis amici,
Non ſervaſtis, ait, cui ſic extorta voluptas,
Et demtus per vim mentis gratiſſimus error!

Das weit ſchlimmere dabey iſt wohl dieſes, daß die Art euers Beweiſes die Schätzbarkeit meines Buchs, im Grunde gantz verdächtig und zweifelhaft machet, in währender zeit, daß ihr ſelbige zu verfechten und anzupreiſen vermeinet: Ihr nehmet euern Erweis her von dem ſtarcken Abgang und allgemeinen Beyfall, den mein Buch in einer Zeit von wenig Jahren in gantz Deutſchland gefunden: Allein ihr gebet ja in dem I. St. eurer Beyträge Bl. 6. ſelbſt mit dürren Worten zu verſtehen, daß **der allgemeine Beyfall, den eine Sache erhält, die würckliche Güte derſelben nicht unwiederſprechlich ausmache.** Und es kan euch nicht verborgen ſeyn, wie wenig meine tadelſüchtige Schweitzeriſchen Gegner aus dieſem Grund, auf den ich ehedem in meinen Vorreden auch ſelbſt getrotzet hatte, gehen laſſen, und wie ſie ſich hier

und

und dar in ihren Spottschriften etwas rechts darauf zu gute thun: So daß nicht ohne Grund zu besorgen ist, sie werden noch behaupten dürffen, es sey nicht unmöglich, daß ein Buch viel gelesen werde, und doch noch unbekannt sey: Nachdem sie sich unterstanden haben zu behaupten, daß öfters das schlechteste Buch von der Welt den stärckesten Abgang und einen allgemeinen Beyfall erhalten könne. Und was werden dann eure sonst freygebige Versprechungen von dem eben so gefälligen Urtheil der künftigen Zeiten für ein Ansehen behalten?

III. Was wär es nothwendig die zwo ersten Auflagen meiner Critischen Dichtkunst, deren Gedächtniß ich nur überhaupt und der Zahl nach zu erhalten suche, aus der Veraessenheit, in die ich sie durch die wichtigen Veränderungen und Verbesserungen der dritten Herausgabe gestürtzt zu haben verhoffete, wieder hervorzuziehen, und ihre Mängel in Vergleichung mit der Vollkommenheit dieser letztern aller Welt zu offenbaren. Ich hatte mich versichert, es könnte keinem meiner Schüler und Verehrer verborgen seyn, daß ich es mit meinen Schriften lediglich wollte gehalten wissen, wie mit einem Testament, da allezeit das spätere die vorhergehenden aufhebet, und alleine rechtsgültig bleibet. Und was vor Absichten kan man wohl demjenigen zutrauen, der ein veraltetes und an dem Rechten ungültiges Testament wieder aus dem Staube hervorziehet, anders, als daß er mit Fleiß den Neid derjenigen, die sich durch die neue testamentliche Verordnung verkürtzt zu seyn

glauben, habe rege machen und ohne Noth-
Beruff Streit erwecken wollen? So habe ich
meinen ersten Schriften meine Gnaden und L
sprüche nach meiner freyen Willkuhr ausg theil
Nach eben dieser Freyheit habe ich in der ne
Herausgabe meiner Critischen Dichtkunst die N
men und das Andencken einer Neuberin, d
Schweitzerischen Mahler, Hrn. Königs, H
Bodmers und anderer, weil sie sich meiner
rigen Huld unwürdig gemachet, gäntzlich a
gelöschet, in der Meynung, daß hinfür des
meinen vorigen Schriften aus allzuguthertziger
bereitung ihnen verschwendeten Lobs nicht mehr s
gedacht werden. Diese meine Absicht war a
für alle diejenigen, die es mit meinem Ruhm tre
lich und recht von Hertzen gut meynen, unschw
zu errathen. Wenn ich demnach noch am billi
sten und gelindesten von eurem Vorsatz urtheil
soll, nach welchem ihr die drey Ausgaben mein
Critischen Dichtkunst in eine Vergleichung zu z
hen unternommen habet, so muß ich es einer na
lässigen Unbedachtsamkeit zuschreiben, daß ihr e
nicht habet vorstellen können, daß die Ausführu
eines solchen Vorsatzes nothwendig den Neid u
die Eifersucht der an ihrem Ruhme gekräncke
Personen gegen mich zur Rache aufhetzen werd
Denn dadurch setzet ihr mich in die verdrießlic
Nothwendigkeit, daß ich mich entweder einer stra
baren Uebereilung in meinen erstern freygebigen L
beserhebungen, oder eines boßhaften Neides
Zurückziehung derselben schuldig geben muß: W
nigstens machet ihr mein Lob und Tadel einer ve
haßt

haßten Partheylichkeit bey aller Welt verdächtig, und raubet meinem Urtheil von andern den erworbenen Schein und Credit der Critiſchen Gerechtigkeit.

III. Wie nachläſſig führet ihr nicht meine Sache, da ihr ſo kahl daherſaget: „Ihm iſt wiederſprochen worden, und er hat ſich bisweilen „verantwortet.„ Es weiß ja jedermann, daß ſich verantworten und ſich rechtfertigen zweyerley iſt: Und wird nicht die Einſchränckung durch das Zeitwörtgen bisweilen den billigen Verdacht erwecken, als ob es mir an dem Vermögen gefehlet hätte, mich überall und in allen Stücken zu verantworten? Iſt denn ein Schriftverfaſſer, zumahl wenn er ſeine Zeit nützlicher zu gebrauchen weiß, eben nothwendig verbunden, ſich gegen alle wiedrigen Urtheile von ſeinen Schriften zu vertheidigen, oder, kan man aus der Unterlaſſung deſſelben untrüglich ſchlieſſen, daß ſolches aus Unvermögen geſchehen ſey? Habe ich nicht hier und dar ausdrücklich bezeuget, daß ich weder Luſt noch Zeit habe, mich mit meinen Tadlern einzulaſſen.

IV. Es iſt freylich an dem, daß ich bey der letzten Ausgabe meiner Critiſchen Dichtkunſt die Worte: für die Deutſchen; auf dem Titelblatt mit gutem Bedacht ausgeſtrichen habe, um dadurch den Schweitzern den ſpöttiſchen Fürwurff abzuſchneiden, als ob die meinige nicht eine allgemeine, ſondern eine nur allein für die Deutſchen eingerichtete Dichtkunſt ſey: Was hat euch aber gedrungen meine geheimen Abſichten bey dieſer Veränderung, die ich mit Fleiß verborgen halten wollte, offentlich zu verrathen, und den ſchimpflichen

Für-

Fürwurff der Schweitzer, der meiner Dichtkunst zur Verkleinerung gereichet, wiederum aufzuwärmen und zu erneuern. Ihr möget wohl nicht bedacht haben, daß ihr dadurch zum Gespötte neuen Anlaß gebet, dem ich durch die listige Veränderung des Titels völlig vorgebogen zu haben vermeint hatte. Die Schweitzer werden sagen: Der Leipzigische Verfasser hat den Gebrauch seines Buchs selbst eingeschräncket, da er auf dem Titelblatt der zwo ersten Ausgaben ausdrücklich gesezet hat: **Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen.** Nun kan er ja nicht gemeint haben, daß sein Buch darum für die Deutschen sey, weil es in deutscher Sprache geschrieben, und von niemandem, der diese Sprache nicht verstehet, könne gelesen werden; denn so wäre dieser Zusaz bey seinen meisten übrigen Schriften eben so nöthig gewesen; da hätte er mit gleichem Grund schreiben sollen, **Gottscheds Redekunst für die Deutschen, Gottscheds Weltweißheit für die Deutschen, Baylens Wörterbuch für die Deutschen** ꝛc. ꝛc. Da sich nun diese Einschränckung nicht auf die Sprache, in welcher das Buch geschrieben ist, beziehen kan, so muß sie sich nothwendig auf die Sachen beziehen, die darinnen abgehandelt werden: Es müssen hiemit nach des Verfassers eigenem Geständniß überhaupt solche Sachen darinnen abgehandelt werden, die für die Deutschen alleine brauchbar sind, und die kein anderer, wenn ihn gleich die Sprache nicht hinderte, brauchen könnte. Ist nun aber dieses Buch in den zwo ersten Ausgaben allein für die Deutschen

ſchen gewiedmet und brauchbar geweſen, ſo kan die neue Ausgabe, die dem Weſen nach und überhaupt von den beyden erſtern nicht unterſchieden iſt, in ihrem Gebrauche nicht allgemeiner ſeyn, wenn gleich die Worte: **für die Deutſchen**; auf dem Titelblatte gäntzlich ausgelaſſen worden, denn die Veränderung des Titels verändert darum das Weſen der Sache nicht. Sie werden darum auch das Auslöſchen dieſer Einſchränckung auf dem Titelblatt der dritten Ausgabe als eine Rechtfertigung ihres geführten Tadels und als ein Bekenntniß aufnehmen, daß ich dieſen Zuſatz: **für die Deutſchen**; ehedem ohne Bedacht und Verſtand hingeſchrieben, und dieſen Fehler in 14. Jahren nicht eher erkennt habe, als bis ſie mir ſelbigen vorgerücket haben. Durch dieſe und dergleichen Gedanken, die ich durch die ſtille Veränderung gäntzlich zu unterdrücken bedacht geweſen; ihr aber durch eure unzeitige Antung ohne Noth veranlaſſet, machet ihr noch ſelbſt die beygefügte pathetiſche Beſtraffung über die ſatyriſchen Spöttereyen und unreinen Abſichten der Schweitzer gantz unkräftig und abgeſchmackt.

V. Was für ein Geiſt hat euch doch eingegeben, die für mein gegenwärtiges Anſehen allzu niederträchtige Vorrede, die ſich bey der erſten Ausgabe meiner Critiſchen Dichtkunſt findet, aus dem Staube der Vergeſſenheit wieder hervorzuziehen, und ſo gar ihrem Innhalt nach zu wiederholen? Ihr nennet ſie unter allen dreyen die **merckwürdigſte**: Und ich habe ſie unter allen dreyen allein für verwerfflich gehalten, und darum in der letzten

ten Ausgabe derselben allein keinen Platz gönnen wollen, da ich die von der zweyten Ausgabe unverändert beybehalten habe. Man muß sich selbst bereden können, daß ich ohne zureichenden Grund nur so in den Tag hinein wehle und verwerffe, wenn man nicht mercken kan, daß ich durch die Verwerffung dieser meiner ersten Vorrede zu der Dichtkunst, selbige zu einer ewigen Vergessenheit verdammt wissen wolle. Wenn sonst kein anderer Grund wäre, der sie in meinen Augen verwerfflich machen könnte, so wären es die mir seit A. 1740. so verhaßten Nahmen der **Zürichischen Mahler**, Hrn. Prof. **Bodmers**, und des Hrn. Geh. Secr. **Königs**, die diese Vorrede noch sogar als meine Lehrmeister und Anführer zu Critischen Untersuchungen und zu dem guten Geschmack in der Poesie, ja als so viel **Wetzsteine meines Flöte** unverschämter Weise angeben darf. Wie würde es zusammenstimmen, wenn ich diese Nahmen durch eine neue Auflage dieser Vorrede hätte zu verewigen gesucht, da ich dieselben aus meinem gantzen Wercke, als meines fernern Schutzes unwürdig, gäntzlich ausgetilget habe? Ich widerruffe demnach hiermit offentlich, was ich zu Gunsten dieser drey Nahmen jemahls wissendlich oder unwissendlich geredt oder geschrieben habe, oder was andere aus meinen ersten Schriften, die vor A. 1740. ans Liecht getreten sind, zum Ruhm derselben jetzt oder ins Künftige anführen möchten.

VI. Was die Vertheidigung der Critick in dieser verworffenen Vorrede ansiehet, so setzet ihr mich ohne Noth und aus bloßem Mißverstande mit

Herr

Hrn. Bodmer in einen Widerſpruch. Hrn. Bodmers Aatung fällt nicht ſo faſt auf die blöde Art und Gefälligkeit, womit ich die Benennung meiner **Critiſchen** Dichtkunſt entſchuldiget habe, als vielmehr auf diejenigen von meinen deutſchen Leſern, deren falſche Begriffe und wiedrige Vorſtellungen von dem Nahmen der Critick meine Entſchuldigung nöthig gemachet haben.

VII. Was ferner den Auszug von meinem **Poetiſchen Lebenslauff** anlanget, ſo begleitet ihr denſelben mit einer ſo zweydeutigen Anmerckung, die der Schweitzeriſche Spottgeiſt Conrector **Erlenbach** nicht ſchimpflicher für mich hätte erdenken können, bey dem unbändigen Vorſatz, den er hat, mich überall lächerlich und verdächtig zu machen. Ihr ſaget: „ Hr. Gottſched hat uns „ das vollkommene Bild eines Kunſtrichters in ſeiner Perſon ſelbſt gegeben; und alſo dürffen wir „ nicht zweifeln, daß es ſeinem Urbilde ähnlich ſey. „ Giebt denn das Zeugniß von ſeinem eigenen Lob und Geſchicklichkeit einer Erzehlung einen Anſtrich der Glaubwürdigkeit? Oder wem hat man jemahls ſeine Worte anders als eine Spottrede aufgenommen, wenn er ſich von einem andern ungefehr alſo ausgedrückt hat: Sempronius iſt ein Grundgelehrter Mann; es muß wahr ſeyn: Denn er hat es ſelbs geſagt? Und wohin muß es wohl abgeſehen ſeyn, wenn ihr die ſpöttiſche Anmerckung der Hrn. Schweitzer ohne Aatung, ja faſt mit Beyfall anführet, da ſie vorgeben dürffen, die groſſen Kunſtrichter würden die Gedancken, die ich ihnen abgeborget, nicht mehr für die ihrigen erken-

kennen, so sehr seyn sie von mir übel gefasset und verderbt worden.

VIII. Wenn ihr in eurem Urtheil von meiner Uebersetzung von Horatzens Dichtkunst mir zuerst einen rühmlichen Fleiß, den ich in dreymaliger Ausbesserung derselben glücklich ang-wandt habe, zugestehet: Bald hernach aber mich einer strafbaren Nachlässigkeit und die Uebersetzung selbst hier und dar matter und undeutlicher Ausdrücke, die Horatzens Sinn nicht erreichen, beschuldiget, was heißt dieses wohl anders, als mir einen groben Unverstand, und bey einem unbedachten Vorsatz und löblichen Fleisse ein unüberwindliches Unvermögen Schuld geben? Und verräth dieses nicht eine kleine Tadelsucht, wenn ihr meiner Uebersetzung einen einzigen Fehler vorrücken könnet, der darzu nicht viel auf sich hat; inzwischen aber dieselbe gantz dreiste verdächtig machet, als ob sie hier und dar von dergleichen wimmle?

IX. Mit was vor Befugniß will man mir einen Theil der Schuld von dem bey Anlasse meiner unschuldigen Dichtkunst entstandenen und noch immer fortdaurenden so feindseligen Kriege aufbürden, da ich bisdahin mich nur gantz leidend verhalten, und die harten Streiche, die die Schweitzer auf mich geführet, mit einer sanftmüthigen und geduldigen Großmuth erduldet, und so viel möglich gewesen, verachtet habe, ausser daß ich nur einige wenige mahl, aber gantz verstohlner und verkappter Weise auf dem Kampfplatz erschienen bin. Was darnach das ungemessene Lob, welches dem mir so verhaßten Breitingerschen Nahmen beygele-

get wird, und die unbillige Vergleichung meiner Perſon, Verdienſte, und meines Werckes mit der Perſon, den Verdienſten, und dem Wercke dieſes Schweitzers anlanget, ſo erlaubet mir mein Unmuth nicht mich deutlicher darüber zu erklären: Ich ſage nur ſo viel, daß dieſes alles Wirckungen einer unüberlegten Syncretiſterey in gantz wiederwertigen Dingen ſeyn.

X. Was that es noth die hämiſchen Urtheile der Schweitzer von meiner Critiſchen Dichtkunſt ſo weitläuftig anzuführen, zumahlen da ihr doch ſelbſt bekennen müſſet, daß ſie voller Haß, Bitterkeit und Parteylichkeit ſtecken? Allein dieſe Schweitzerſchen Urtheile ſind noch faſt erträglicher, als die Vertheidigung ſelbſt, die ihr denſelben entgegen zu ſetzen beliebt, und die ein verſtändiger Leſer kaum anders als für einen kurtzweilenden Scherz, zu meinem gröſten Nachtheil, aufnehmen kan. Ihr ziehet Folgen aus dieſen Schweitzerſchen Urtheilen, welche die Schweitzer ſelbſt bey aller ihrer Grobheit und unbändigen Spottensluſt annoch zu beſcheiden und blöde geweſen ſind, mir zu meiner Beſchimpfung vorzuwerffen: Ihr ſcheuet euch nicht zu bekennen, daß wann das Urtheil der Schweitzer je Grund haben ſollte, meine Dichtkunſt nothwendig das elendeſte und abgeſchmackteſte Geſchmiere, und ich einer von den berühmteſten elenden Scribenten ſeyn müßte. Werden nicht die Schweitzer dieſe Folge willig einräumen? Iſt aber denn dadurch die Ehre meiner Dichtkunſt gerettet, oder die Gründlichkeit ihres Urtheiles von derſelben widerleget? Wie wollet ihr erweislich

machen können, daß es einen offenbaren Wi
ſpruch einſchlieſſe, und alſo ſchlechterdings unm
lich ſey, daß ich, oder ein andrer ſonſt ehrlich
berühmter und nicht ungeſchickter Mann, ein e
des und abgeſchmacktes Buch von der Dichtk
ſchreiben könne? Ihr ſuchet ferner das ſpötti
Urtheil der Schweitzer von meiner Dichtkunſt
durch verdächtig zu machen, daß ſie zehn Ja
lang der Verführung ſo Vieler ungewarnet z
ſehen, ohne derſelben durch die frühere Eröffn
ihres Urtheiles Einhalt zu thun: Gerade als o
einen Beruff hätten unſere Thorheiten, ſo bal
dieſelben einſehen und erkennen, in öffentli
Schriften der Welt bekannt zu machen! Oder
wenn ein langmüthiger Aufſchub der Straffe,
die Bosheit überhand nimmt, die Verbre
der Menſchen gäntzlich entſchuldigte und rechtf
gete, und den Richter ſeines Straffamts verlu
machete! Oder als wenn dieſes Urtheil der Sch
zer von meiner Dichtkunſt, da es erſt nach
Jahren bekannt worden, für meinen Ruhm n
noch allzufrühe erſchollen wäre; daferne man
ſer Stand ſeyn ſollte, die Begründtniß deſſe
directe und geradezu zu widerlegen! Auf di
Fuß lieſſe ſich ja der elende Scribent Philippi
gen die ſchwere Züchtigung eines Liſcovs mit e
ſo gutem Grunde vertheidigen. Wie wenig
let es überdas nicht, daß ihr euch nicht ſelbſt
derſprechet, da ihr das Urtheil der Schweitze
unter dem Scheine der Feindſeligkeit verdächti
machen ſuchet; nachdem ihr oben Bl. 425. n
undeutlich zu verſtehen gegeben habet, daß

Schr

Schweitzer aus bloſſer Gefälligkeit gegen mich, nicht eher als bis ich ſie dazu gereitzt und gleichſam aufgefodert hatte, ihre aufrichtige Meynung von der Gottſchediſchen Dichtkunſt frey heraus ſagen wollen, welches ſie bisher eben noch nicht gethan hatten: Woraus ja zu ſchlieſſen, daß ſie ſchon, noch ehe ſie von mir aufgebracht worden, eine gantz widrige Meynung von meinem Buche gehabt, ſelbige aber offentlich zu entdecken, alleine durch die Gefälligkeit gegen mich wären zurückgehalten worden. Zugeſchweigen, daß es noch nicht unwiderſprechlich erwieſen iſt, daß einer von ſeinem Feinde niemahls keine Wahrheit ſagen könne: Plutarch in ſeiner Abhandlung von dem Nutzen, den einer von ſeinen Feinden ziehen kan, hat davon gantz andere Gedancken; und der Verdacht der Parteylichkeit haftet erſt dannzumahlen, wenn man den Grund oder Ungrund eines Urtheils einzuſehen allerdings unvermögend iſt. Endlich verrathet ihr eure Neigung, die Partey meiner Feinde nicht völlig ungeſchützt zu laſſen, wenn ihr mit dürren Worten ſaget: Wir wollen die Dichtkunſt des Hrn. Gottſcheds gar nicht von allen Fehlern frey ſprechen; wir kennen und verehren auch die Verdienſte der Herren Schweitzer. Womit ihr ja die Begründniß ihres Urtheils von meiner Critiſchen Dichtkunſt wenigſtens in vielen Stücken zu billigen ſcheinet.

XI. Die Vertheidigung meiner Gedancken von dem Geſchmack in dem dritten Capitel meiner Critiſchen Dichtkuuſt gegen die Beſchuldigung der Schweitzer, leiſtet mir zwar die Gewähr, daß

ihr geschickt genung seyd, meine Worte und Gedancken recht vorsichtig herauszusuchen und zu meinem Vortheil zu kehren, wo es euch nicht an dem Willen fehlet. Doch auch diese Vertheidigung muß den Geist der Syncretisterey, und die Neigung einen Theil meines Ruhms der Gefälligkeit für die Schweitzer aufzuopfern, verrathen: Oder was hat sonst der folgende Ausspruch, den ihr Bl. 430. habet einfliessen lassen, anders zu bedeuten? Wo es heißt: **Nach der Vergleichung, die der Critische Hr. Geschichtschreiber würcklich anstellet, kan der Hr. Gottsched ohnmöglich von einem Critischen Enthusiasmus freygesprochen werden**: Sonderlich wenn man **bey dem 9ten §. des angeführten Capitels stehen bleibt.** Ist dieses nicht so viel als zugestanden, daß ich mir in dem Capitel meiner Dichtkunst, welches von dem poetischen Geschmack handelt, selbst widerspreche, und Weisses und Schwartzes unter einander werffe?

XII. Dieser Geist der Syncretisterey, und eine heimliche Lust mich dem Gespötte meiner Feinde bloß zugeben, offenbaret sich auch in einigen folgenden Artickeln eurer Vertheidigung. Z. Ex. In dem Urtheil von **Bessers** Gedichte über seine **Kühlweinin**, wo ihr euch deutlich für Hrn. **Bodmer** erkläret, und mich einer **Ungeschicklichkeit** mein sonst begründtes Urtheil zu rechtfertigen öffentlich beschuldiget. In dem Urtheil über den Canizischen Ausdruck **sterbend leben** Bl. 440. wo ihr wiederum meinem Tadler völlig Recht gebet. In dem Puncten von der Lehre der Figuren in der

Poesie

Poeſie Bl. 439. wo ihr euch gäntzlich auf die Parthey meines Gegners zu ſchlagen ſcheinet. In der Streitfrage, ob und wieferne Schoch das ihm beygelegte Lob verdiene, wollet ihr euch gar nicht in eine Erörterung einlaſſen, ſondern eine genaue Neutralität beobachten. Am allerdeutlichſten aber verräth ſich die Syncretiſtiſche Gleichgültigkeit in dem Artickel über die Frage: Ob die Critick glücklicher auf verſtorbene, oder auf lebendige gerichtet werde? Wo ihr bald, wie Bl. 444. Bodmern faſt gänzlich Beyfall gebet; bald aber, wie auf der folgenden Seite, behauptet, es laſſe ſich nichts gewiſſes beſtimmen; ſondern es komme auf die Gemüths-Beſchaffenheit eines jeden Kunſtrichters an. Heißt dieſes nicht auf beyden Seiten hinken? Man vergleiche darmit was ihr oben auf der 417ten Seite aus meiner Vorrede zu der Dichtkunſt von dem Amt eines Critici anführet.

XIII. Das Urtheil von Milton und von Hrn. Bodmers Ueberſetzung, welches ich in der dritten Ausgabe meiner Critiſchen Dichtkunſt auf der 685. Seite unter dem Scheine einer Erklärung gäntzlich widerruffen habe, begleitet ihr mit einer recht ſpöttiſchen Anmerckung, die keine andere Wirckung haben kan, als daß ſie mich bey jedermann zum Gelächter machen muß. Ihr ſaget: Wo die letztern Gedancken allemahl die beſten ſind, ſo muß dieſes Urtheil, welches den Milton und die Bodmeriſche Ueberſetzung zugleich, des Ungeheuren, Rauhen und Widrigen beſchuldiget, noth-

wendig vor jenem gelten. Heißt dieſes nicht ludere in re ſeria?

XIV. Eure letzte Anmerckung von der wichtigen Veränderung, da ich in der letzten Auflage meiner Dichtkunſt anſtatt meiner eigenen, lauter Exempel von unſern beſten Dichtern eingeſchoben habe, giebt mir wiedrum eine Probe, wie glücklich ihr ſeyd, wenn ihr nur wollet, eine Sache nach ihrem beſten Vortheil vorſtellig zu machen. Denn da ſonſt dieſe vorgenommene Veränderung in der That eine Wirckung von dem Tadel der Schweizer iſt, und hiemit als ein öffentliches Geſtändniß eines wichtigen Verſehens und der Begründniß ihres Tadels könnte angeſehen werden; ſo habet ihr eure Anmerckung ſo geſchickt zu drehen gewußt, daß kaum jemand, der nicht von dieſem gantzen Streite vollkommen unterrichtet iſt, die wahre Urſache dieſer vorgenommenen Veränderungen und dieſe für meine Ehre ſo nachtheiligen Folgen merken wird.

Daferne ihr nun, wie ich nicht zweifeln darf, aus allen dieſen Vorſtellungen begreiffen werdet, wie übel mein Anſehen durch dergleichen Ausdrücke und eine ſolche zweydeutige Art meinen Widerſachern zu begegnen verſorget iſt, ſo verlaſſe ich mich darauf, daß ihr euch künftig in euern Urtheilen von mir und meinen Feinden beſſer in Acht nehmen und eine gröſſere Vorſichtigkeit brauchen werdet. Denn ich ſage aufrichtig, daß ich euch lieber unter den offentlicherklärten Freunden der Schweitzer ſehen wollte, als daß ihr euch dergeſtalt unter ſie und mich vertheilet, wenigſtens eure

Freund-

Freundſchaft gegen mir auf eine ſo wanckelmüthige Art ausdrücket. Ich überlaſſe euch ſelbſt die böſen Folgen zu betrachten, die daher für euch entſtehen mögen, wenn ihr mir nicht ſicherere Proben von eurer Gefälligkeit gebet. Sinnet nach, ob dieſes mit eurem Vorhaben meine Freundſchaft zu verdienen übereinkomme. Das Unglück iſt, daß man ſolchen Leuten zu viel Gehöre giebt, welche nichts als Unruh und Streit ſuchen. Man machet ſich von meinem Anſehen einen gantz falſchen Begriff, und ſchreibet mir dann die Abſicht zu, daß ich deſſelben gegen heimſche und fremde mißbrauchen würde. Ich wollte dennoch nicht gerne genöthiget werden, alle die Vortheile meiner Macht gegen meine Mißgünſtigen oder gegen meine mißlichen Freunde anzuwenden. Ihr könnet dieſes denjenigen unter euch zu verſtehen geben, welche auf die Seite des Gegentheils zu hinken ſcheinen; bildet euch aber nicht ein, daß Furcht und Blödigkeit an dieſen Erinnerungen einigen Antheil haben. Nichts anders leget mir dieſelben in die Feder als der Verorus, den ich haben würde, wenn ich euch nicht mehr unter meine Freunde zehlen dürffte. Die Erfahrung hat es gezeiget, daß meine Freundſchaft ſo vortheilhaft iſt, als meine Feindſchaft nachtheilig ſeyn kan; ich will nicht ſagen, bey was vor Anläſſen dieſes geſchehen iſt, die mögen es ſagen, die es empfunden haben. Dennoch bin ich niemahls zu dem äuſſerſten Mittel fortgeſchritten, als wenn die Vermahnungen keinen Eingang mehr gefunden haben. Ich fürchte dieſes

nicht von eurer Gesellschaft, und in dieser Zuversicht will ich mich gerne unterschreiben

Leipzig, den 28. May. 1743.

Euern gewogenen Freund und Gönner.

G.

Peter-

Petermañs von Langnau Schreiben an die deutſche Geſellſchafft von Greifswalde.

Meine Herren!

Wer den Vorbericht zu dem erſten Bande eurer Critiſ. Verſuche geleſen hat, der wird von eurer Unparteylichkeit im Urtheilen eine ſo gütige Meynung vorgefaſſet haben, daß er ſich nicht entſehen wird, eure Urtheile und Nachrichten für ſicher und zuverläßig anzunehmen: Denn es iſt nichts, das die Leſer, zumahl ſolche, denen das Nachdencken ohnedem ein wenig verdrießlich iſt, in dem Vertrauen auf die Unbetrüglichkeit ihres Scribenten ſicherer mache, und ihre eigene Unterſuchung und Prüffung mehr hemme, als dergleichen ſtarke Verſicherungen, daß man ſich an keine Arbeit wagen wolle, die ſich über unſere Kräfte erſtrecket; daß man nichts ohne Grund loben oder tadeln; alles aus einem reinen Grund herleiten wolle, und was dergleichen mehr in eurem Vorbericht zu leſen iſt. Nach ſo ſtoltzen Verſicherungen mag ſich dann ein Schrifft-verfaſſer noch ſo ſehr erniedrigen, ſeine Fehlbarkeit bekennen, und ſich die Erinnerungen ſeiner Leſer ausbitten; Dieſes alles wird die ſeinen Leſern vorhin beygebrachte gute Meynung und das erſchlichene Zutrauen eben ſo wenig ver-

mindern, als andere in dem täglichen Umg
gewöhnliche Höflichkeiten unſerm Stand, R
und Anſehen einigen Abbruch thun; Im
gentheil wird eine ſolche Erniedrigung ſe
ſelbs ſchon ohne dies ſichere und gemäch
Leſer in ihrer Sicherheit nur mehr ſtärcken,
ſie auf die Gedancken führen, wenn der V
faſſer der Gründlichkeit ſeiner Schrift nich
nugſam trauen könnte, ſo würde er nich
ernſtlich auf eine Unterſuchung dringen.

Bey einer ſolchen Aufführung eines Sch
verfaſſers kömmt es demnach lediglich au
Unterſuchung an, wie ferne er in der Aus
rung ſeines Vorſatzes die großſprechenden V
ſicherungen erfüllet, und denen ſtrengen Geſe
die er ſelbſt zur Richtſchnur einer billigen P
fung ſeiner Schrifften vorgeleget hat, eine
nüge geleiſtet habe? Thut die Ausführun
nem ſo ſtrengen Vorſatz keine Genüge, ſo iſ
Gefahr der Verführung von einer ſolchen Sc
gedoppelt, indem ſie die Leſer nicht allein
irrigen Meynungen und Urtheilen täuſchet,
dern durch das Blendwerck großſprechen
Verſicherungen annoch die Erkänntniß des
thums und Betrugs ſchwer machet, ja gän
hindert.

Wenn ich mir nun die Freyheit heraus
me, auf dieſen Blättern eine Unterſuchung
zuſtellen, wieferne diejenigen Artickel des er
Bandes eurer Critiſchen Verſuche, in wel
ihr euch in eine Beurtheilung der Schweiz
ſchen Critiſchen Schriften, und einiger be
derer von denſelben aufgeworffener Streit

gen einlasset, die Prüffung aushalten, so werde ich in dieser Untersuchung die Regeln, die ihr euch selbst gemachet, und nach denen ihr auch wollet beurtheilet werden, zum Grund und Augenmerck setzen, und euer Verfahren darnach prüffen: Ich werde mich demnach beständig erinnern, daß nach eurer eigenen in dem allgemeinen Vorbericht gegebenen Versicherung, 1. Keiner sich an eine Arbeit gewaget, die sich über seine Kräfte erstrecket; 2. Daß ihr niemals gelobet oder getadelt, ohne den Grund anzugeben, warum ihr gelobet oder getadelt; 3. Daß alle eure Urtheile aus einem reinen Grund herfliessen, und keine unlautere Absichten mit untergelauffen; 4. Daß eure Aussprüche frey von allem Stoltz mit einer so höflichen Bescheidenheit sollen vorgetragen werden, die denjenigen wohl anstehet, die sich erinnern, daß sie selbst nicht ohnfehlbar sind. An diese Regeln werde ich mich steiff halten, und nach denselben eure Critische Gerechtigkeit prüffen: Alle Unhöflichkeit, die der Wahrheit nachtheilig ist, eben so behutsam vermeiden; als sehr ich diejenige so genannte Höflichkeit, die der Wahrheit im Licht stehet, und logicalische Schlüsse entkräfftet, verabscheue; Und im übrigen dann euch überlassen, welchem von euren Gesellschaftern ihr die Last der Vertheidigung auftragen wollet, wo ich etwann in meinen Anmerckungen und Schlüssen mögte geirret, oder euch zu nahe getreten haben, denn ich masse mir kein Vorrecht der Unfehlbarkeit an, und werde meine Meynungen für keine

unwiderſprechlich erwieſene Wahrheiten ausgeben.

Es ſind vornemlich drey Artickel in dem erſten Bande eurer Critiſchen Verſuche, wo ihr euer Urtheil von den Critiſchen Schriften und Gedancken der Schweitzer offenherzig entdecket: der VIte des IVten Stücks, und der IIIte und zum Theil auch der Iſte des Vten Stücks. Wir wollen ſie nach der Ordnung durchlauffen.

A. In dem VIten Artickel des IVten Stükes giebt die Vertheidigung von Hrn. Prof. Gottſcheds Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt Anlaß manches Urtheil der Schweitzer auf die Capelle zu ſetzen, und davon eure Meynung zu eröffnen. Gerade auf der 415. Seiten wird aus dem Anhange des Ergäntzungs-Stückes zu Hrn. D. Trillers Fabelwercke eine Stelle aus einer Anmerckung angeführet, welche behauptet, daß die Gottſchediſche Dichtkunſt eine nur allein für die Deutſchen eingerichtete Dichtkunſt ſey. Ueber dieſe Stelle wird der Verfaſſer dieſes Artickels ſo empfindlich, daß er in einer beygefügten ernſthaften Straffpredigt, die mit einer recht Poſtillenmäſſigen Bewegung vorgebracht wird, die Abſichten des Schweitzerſchen Kunſtrichters, als ein anderer Hertzenkündiger, entdecket und mit der gröſten Gewißheit beſtimmet; über die Spötter dieſer letzten Zeiten eine bittere und gantz aufgeweckte Klage führet; und endlich dieſelbe mit einem feyerlichen Glaubensbekänntniß zum Ruhm der Gottſchediſchen Dichtkunſt beſchlieſſet. Könnte man hier nicht mit Recht fragen:

Tantæne animis COELESTIBUS iræ?

Allein wir wollen sehen aus was für einer reinen Quelle diese Strafpredigt mögte geflossen seyn. Hr. Prof. Gottsched hat in den zwo ersten Ausgaben seines Versuches einer Critischen Dichtkunst auf dem Titelblatt hingesetzt: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor oder für die Deutschen. Das Titelblatt eines Buchs soll den Haupt-Innhalt, die Absicht, und den Gebrauch desselben begrifflich bestimmen.

Auf einem Titelblatt sollte demnach von rechtswegen kein überflüssiges Wort stehen, das nicht einer von diesen Absichten beförderlich seyn könnte: Ob nun gleich dem Schweitzerschen Kunstrichter die Einschränckung auf dem Gottschedischen Titelblatte für die Deutschen gantz neu und seltsam vorgekommen, weilen er sich nicht besinnen konnte, daß jemahls ein anderer Schriftverfasser vor Hrn. Prof. Gottscheden sich einer solchen Einschränckung des Gebrauchs seines Buchs auf eine besondere Nation bedienet hätte; so hat er dennoch für fest angenommen, daß Hr. Prof. Gottsched, als ein berühmter Lehrer der deutschen Weltweißheit, auch in diesem Falle nichts ohne zureichenden Grund gethan habe, daß folglich der Zusatz für die Deutschen auf dem Titelblatte seiner Dichtkunst eine in vernünftigen Absichten gegründete Nothwendigkeit haben müßte. Auf diesen aus einem gutmüthigen und recht billigen Hertzen angenommenen Grundsatz nahm er sich für, diejenigen

gen Absichten, die diesen Zusatz der Einschränkung des Gebrauchs für die Deutschen nothwendig machten, zu errathen. Es kam ihm erstlich in Sinn, ob vielleicht Hr. Gottsched seine Absicht bey dieser Einschränckung auf die Sprache, in welcher sein Buch geschrieben, gerichtet haben mögte; denn er erinnerte sich wohl, daß Hr. Gottscheden nicht unbekannt ist, daß er der erste gewesen, der einen Versuch einer Critischen Dichtkunst in deutscher Sprache der Deutschen Welt geliefert hat. Allein er besann sich gleich, einestheils daß der Großmeister und Beförderer der deutschen Sprachgenossenschaft, wenn er diese Absicht gehabt hätte, sich gantz anders und viel deutlicher und reiner würde ausgedrückt, und etwaun so geschrieben haben: Der erste Versuch einer deutschen Critischen Dichtkunst, dergleichen in deutscher Sprache bisher nicht gesehen worden. Und anderntheils befand er, daß die Einschränckuug des Gebrauchs eines so nützlichen Buchs für die Deutschen in Absicht auf die Sprache gantz überflüssig und für einen philosophischen Kunstrichter, der nichts ohne zureichenden Grund zu schreiben gewohnt ist, gantz nicht anständig wäre: Allermassen es nicht nöthig ist, daß man einen, der der deutschen Sprache gantz unkundig ist, warne, daß er kein deutsches Buch lese. Da nun aber ein Buch für die Leser nicht mehr als in zweyen Absichten, nemlich entweder in Ansehung der Sprache, oder in Ansehung der Sa-

chen

chen und Gedancken, brauchbar oder unbrauchbar seyn kan, mußte der Schweitzer nicht nothwendig auf die Vermuthung fallen, wenn dieser Zusatz anders nicht müssig und ohne Verstand seyn soll, so müsse er den Gebrauch dieses Buchs in Absicht auf den Innhalt und die Materie oder die Gedancken einschräncken, und es für die Deutschen allein vor brauchbar erklären? In dieser Absicht konnten demnach die Worte für die Deutschen keinen andern Verstand haben, als daß die in diesem Buche abgehandelten Materien, wenn es gleich in eine andere Sprache übersetzt würde, dennoch von niemandem als von einem gebohrnen Deutschen könnten verstanden und zu Nutze gemachet werden. Sollte nun aber dieser Sinn Platz haben, so mußte ferners folgen, daß die abgehandelten Materien nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt hergeleitet und erwiesen worden seyn, denn so könnte das Buch in Ansehung seines Innhalts nicht bloß für die Deutschen verständlich und brauchbar seyn: Folglich konnte er nichts anders schliessen, als daß Hr. Gottsched seine Regeln, daß sie allein für die Deutschen brauchbar wären, nothwendig aus der besondern Natur der deutschen Nation müßte hergeführet haben. Es mag wohl seyn, daß der Schweitzersche Kunstrichter auch diese letztere Erklärung mit ihren Folgen Hrn. Prof. Gottscheden nicht im Ernst zugeschrieben hat; sondern dadurch nur so viel hat zu verstehen geben wollen, daß diese Einschränckung für die Deutschen

ſchen keinen geſunden Verſtand leide, und von Hrn. Gottſched ohne Bedacht ſey hingeſchrieben worden: Denn wenn es wahr ſeyn ſollte, wie ihr in eurem Glaubensbekänntniß verſichert zu ſeyn vorgebet, daß die Critiſche Dichtkunſt des Hrn. Gottſcheds mit Vergnügen und Nutzen von den Ausländern, die unſrer Sprache kundig ſind, ſollte können geleſen und verſtanden werden; ſo mögte ich gerne vernehmen, was denn die Einſchränckung für die Deutſchen auf dem Titelblatte der Critiſchen Dichtkunſt eigentlich zu bedeuten habe; und ob der Verſtand, den dieſer Zuſatz leiden kan, nicht allemahl lächerlich herauskomme? Wer will es aber einem mit Recht verargen können, wenn er über einem lächerlichen Ausdrucke das Maul ein wenig verkrümmt? Zugeſchweigen, daß der Schweitzer an dem Orte, wo er dieſe Critick anbringet, eben nicht Urſache gehabt hat, gar zu blöde, kaltſinnig und ernſthaft mit Hrn. Prof. Gottſched zu reden, allermaſſen das ungeſaltzene Geſpötte, welches dieſer in ſeinen Beyträgen über die neue Schweitzerſche Dichtkunſt ausgegoſſen, eine züchtigende und demüthigende Abfertigung erforderte, und noch wohl eher eine ſo bewegliche Straffpredigt verdienet hätte, als diejenige iſt, mit welcher ihr die Schweitzerſche Anmerckung begleitet. Wir müſſen aber dieſe Critiſche Straffpredigt ſelbſt noch ein wenig beleuchten. Ihr ſaget: Dieſe Beurtheilung iſt gewiß nicht aus einem reinen Critiſchen Eifer gefloſſen. Die Herrn Schweitzer

würden sonsten nicht wieder ihre Gewohnheit, die letzte Beschuldigung, (daß nemlich Hrn. Gottscheds Dichtkunst niemand als ein gebohrner Deutscher brauchen könne, weil sie ihre Regeln aus der besondern Natur der Deutschen herleite) so schlechthin ohne Erklärung und Beweis stehen lassen. Ist denn das eigene Geständniß des Hrn. Prof. Gottscheds nicht Beweises genug? Er sagt ja selbst sein Buch sey nur für die Deutschen brauchbar, nicht in Ansehung der Sprache, denn darinn hat es für alle andern deutsche Bücher nichts eigenes voraus; hiemit in Ansehung der Materie oder des Innhalts; wie könnten aber die Regeln dieser Dichtkunst nur für die Deutschen brauchbar seyn, wenn sie aus allgemeinen Grundsätzen, aus der allgemeinen menschlichen Natur wären hergeleitet worden? Wenn ihr also diese Folge und Erklärung nicht für gültig erklären wollet; so bleibet nichts übrig, als daß ihr bekennet, diese Worte für die Deutschen haben gar keinen gesunden Verstand, und seyn vom Hrn. Prof. ohne Bedacht und ohne zureichenden Grund hingeschmiert worden. Was wird aber diese Beschuldigung vor ein schlechtes Zutrauen für die Gründlichkeit des Werckes selbst gebähren, wenn dem Verfasser nicht einmahl die Fähigkeit zugestanden wird, ein Titelblatt mit Verstande zu schreiben?

Die alium Quintiliane colorem!

Und wie müßte wohl die Antung und Bestraf-

sung dieses Fehlers beschaffen seyn, wenn sie von euch das Zeugniß verdienen sollte, daß sie aus einem reinen Critischen Eifer geflossen: Vielleicht müßte sie ohngefehr so abgefasset seyn: „ Ich will mich hier unterstehen, einen kleinen „ Fehler an dem Titelblatte der Gottschedischen „ Dichtkunst auszusetzen: Die Gemüthsbilligkeit des Hrn. Professors ist mir gar zu bekannt, „ als daß ich fürchten sollte, er werde meine „ Freyheit mißbilligen. Er verlanget nicht, „ daß man auf alle seine Meynungen einen Eyd „ schwören soll. Die Einschränckungs-Wörtgen für die Deutschen haben hier nicht mehr „ zu bedeuten, als leere Worte, die keinen gesunden Verstand leiden, man kan sie ohne „ Abbruch des Verstandes ausstreichen. Niemand aber sey so unhöflich und unbescheiden, „ daß er von dem Titelblatt auf das Buch selbst „ einen Schluß machen, und sich durch die straffbare Vermuthung an dem berühmten Manne „ versündigen wollte, als ob in dem Wercke „ selbs eben dergleichen unverständige Versehen „ mögten mit untergelauffen seyn. Man wendet eben nicht allemahl den gröſten Fleiß auf „ das Titelblatt, welchem der beruffene Nahme des Verfassers das gröſte Ansehen geben „ muß: Et bonus nonnunquam dormitat Homerus.„ Eure folgende Klage über den Mißbrauch der Critick ist gantz pathetisch, und entdecket durch die doppelte Frage und die beygefügte nachdrückliche Apostrophe ein gantz bewegtes Gemüth; Sie lautet: „ Wird man aber

„ nicht

„ nicht die vortreffliche Critick zu dem gehäſſig-
„ ſten Dinge von der Welt machen, wo man
„ fortfähret, auch die gröbſten Spöttereyen
„ darein zu miſchen? Oder iſt der vortrefflich-
„ ſte Criticus vielleicht derjenige, der den an-
„ dern am lächerlichſten machen kan? Man ver-
„ hüte doch, damit unſre Welt nicht anfange,
„ Critiſche und Satyriſche Schrifften für einer-
„ ley zu halten!„ Es wird ſchwer ſeyn, die vor-
treffliche Critick für die elenden Scribenten oh-
ne Nachtheil der Wahrheit jemahls angenehm
zu machen: Und die höfliche Beſcheidenheit, die
Ihr euch in euren Urtheilen zur Regel geſetzet,
mag euch den Unterſcheid zwiſchen einem feinen
und gründlichen Schertz, und zwiſchen den gröb-
ſten Spöttereyen verborgen gehalten haben.
Oder muß ein Criticus, der es mit einem ſtol-
zen Verfaſſer aufgenommen hat, der ſich ſelbſt
lächerlich machet, weinen, wenn er ſein Be-
finden darüber entdecken ſoll? Man würde ſich
faſt bereden, wenn man dieſe Klage lieſt, daß
euch entweder die groſſentheils unbillige und
ſchimpfliche Art der Critick, welche Gottſched
in ſeinen Beyträgen ſeit zehn Jahren in Deutſch-
land ohne Einrede auch gegen die gröſten Män-
ner geführet hat, gantz unbekannt ſeyn müßte,
oder daß ihr ſie heimlich billigter, da ihr ſo emp-
findlich werdet, ſo bald man dieſem ſtoltzen und
eigenmächtigen Richter der deutſchen Welt we-
gen ſolcher Fehler, die keinesweges zu entſchul-
digen ſind, mit einer ſcherzenden Mine die
Wahrheit ſaget, daß ihr euch nicht enthalten

könnet, seinen verdienten Hohn durch eine Pastormässige Straffpredigt an den Schweitzern zu rächen. Ich ersuche euch demnach die beyden Abschnitte in Conr. Erlenbachen Echo des deutschen Witzes, welche von der Critischen Höflichkeit, und der Gerechtigkeit einiger hochdeutscher Kunstrichter absonderlich handeln, und die ihr in dem Viten Stücke der Schweitzerschen Critischen Sammlungen antreffen könnet, noch einmahl beleuchtlich zu durchlesen, und dann mit euren Regeln von der Critischen Unparteylichkeit zu Rath zu gehen, ob eure Straffpredigt besser auf Hrn. Gottsched oder auf die Schweitzer passe, und so ferner nachzudencken, wie ihr euch rechtfertigen wollt, daß ihr Gottscheds unbillige Critick in das zehnte Jahr in der deutschen Welt ohne Warnung und Antung frey habet rasen und schwermen lassen, und noch itzo nicht wol vertragen könnet, daß die Schweitzer sich unterfangen haben, die deutsche Welt von diesem eigensinnigen Critischen Tyrannen zu befreyen, und ihn rechtschaffen zu demüthigen. Allein die zu dieser Klage hinzugefügte seufzende Apostrophe verdienet noch eine besondere Betrachtung: Man verhüte doch, damit unsre Welt nicht anfange, critische und satyrische Schrifften für einerley zu halten. Worauf mag denn wohl der so unendlich grosse Unterscheid Critischer und Satyrischer Schrifften beruhen, daß auch die blosse Vorstellung der Gefahr von Vermischung derselben, so tiefgeholte Seufzer und gebrochne Stoßgebethgen

aus-

auspreſſen kan? Nach meinem ſchwachen Sinne waltet dieſer Unterſcheid zwiſchen beyden, daß die Critick zur Abſicht hat zu unterrichten und zu verbeſſern; die Satyre hingegen zu beſchämen, zu beſtraffen und zu warnen: Beyde ſuchen die Verbeſſerung des Nebenmenſchen; die Critick durch beſcheidenen Unterricht; die Satyre durch die Beſchämung. Wenn hiemit die Critick einen heilſamen Eingang zur Verbeſſerung finden ſoll, ſo muß derjenige, deſſen Verbeſſerung ſie ſuchet, fähig ſeyn einen guten und wohlgemeinten Unterricht mit ſtillem Gemüthe anzunehmen, und zu ſeiner Verbeſſerung anzuwenden. Iſt jemand nicht in dieſer Gemüths-Verfaſſung, ſo iſt er für die Critick unverbeſſerlich. Folglich müßte man ſolche Menſchen, die doch den weit gröſſern Theil ausmachen, ihrem Verderben völlig überlaſſen, wenn nicht noch ein ander Mittel übrig wäre, wodurch man nicht ohne Hoffnung fürfahren könnte, an deren Verbeſſerung zu arbeiten. Stoltze, eigenſinnige Köpfe ſind ſchwerlich durch bloſſen Unterricht zurecht zu bringen, weil es bey ihnen nicht ſo faſt an der Verſtandes-Fähigkeit als an dem Willen fehlet; darum muß bey ſolchen die Satyre der Critick zu Hülffe kommen, wo man ihre Verbeſſerung nicht gäntzlich verlohren geben will. Dadurch muß man ihnen den Stoltz und Eigenſinn zuerſt brechen, damit ſie wider fähig werden den Unterricht der Critick zu ihrer Beſſerung anzunehmen. Giebt es denn aber ſolche hartnäckige Sünder, die alle Mittel zu ihrer Verbeſſerung

muthwillig von sich stossen, die man weder durch die überzeugenden Warnungen der Critick, noch durch die gelinde Züchtigung der Satyre zu einem bessern Sinne verleiten kan, an denen hiemit alle Arbeit als an schlechterdings unverbesserlichen gänzlich verloren, so kan man solche der Geissel einer beissenden Satyre zur gerechten Strafe übergeben, damit wenigstens andere aus Furcht vor einem gleichen Gerichte von ihrer Hartnäckigkeit abgeschreckt, und unschuldige Seelen gegen die Verführung verwahret werden. Wenn ich nun diese Gedancken von dem wahren Unterscheid der Critick und der Satyre mit einem Wunsch und Seufzer beschliessen sollte, so wollte ich wünschen, daß man verhüten könnte, daß unter den berühmten elenden Scribenten der deutschen Welt keine für die Critick unverbesserliche Sünder mehr mögten gefunden werden, in welchem Falle weder die züchtigende noch die straffende Satyre mehr nöthig wäre. So lange hergegen solche Scribenten noch vorhanden sind, die aus stolzem Eigendünckel jedermann richten, Lob und Tadel nach ihrer Willkühr ausspenden und widerruffen, den Witz und Geist einer gantzen Nation auf ihren Credit nehmen; so lange wird die Verbindung der Satyre mit der Critick keine so grosse Gefahr auf sich haben, daß es eben nöthig seyn sollte, durch öffentliche Kirchengebethe die Abwendung derselben zu erflehen. Was endlich eure letzte Klage über diesen Artickel angehet, so habe ich darüber auch noch eine Anmerckung zu machen. Ihr saget:

get: „ Wo bleiben die reinen Absichten der „ Critick, wenn man so gar auf eine gantze Na„ tion schimpfet, weil uns dieser oder jener Ge„ lehrte aus derselben böse gemacht hat?„ Dafern ihr es vor einen Schimpf für die gantze deutsche Nation aufnehmet, daß der Schweitzersche Kunstrichter gesagt hat: „ Hr. Gottsched habe „ seine Sätze und Regeln nicht aus der allge„ meinen Natur der Menschen überhaupt, son„ dern aus der Natur der deutschen Nation ins„ besondere hergeleitet; „ so müsset ihr die gekränckte Ehre der deutschen Nation nicht an dem Schweitzer, sondern an Hrn. Gottscheden rächen; sonst würde eure Rache über einen unschuldigen ergehen: Zumalen da ich oben ausführlich dargethan habe, daß die eigenen Worte des Hrn. Prof. auf dem Titel seiner Dichtkunst, wenn sie anders einen Verstand haben sollen, diesen nothwendig mit sich führen, und in sich einschliessen. Wenn sie aber keinen Verstand haben; hat denn der Schweitzer dadurch die gantze deutsche Nation beschimpft, daß er selbigen einen Verstand zugetrauet hat? Dazu kömmt, daß der Schweitzer an eben dem Orte, wo diese Stelle zu finden, gerade in den allernächst-folgenden Worten, bewiesen hat, daß Hr. Gottsched seine Urtheile aus der Natur der deutschen Nation wircklich herleite: Allein ihr habet nicht für gut angesehen, diesen Beweis mit anzuführen, vielleicht auch darum, damit ihr dem Schweitzer wegen Mangel des Beweises desto kecker einen unreinen Critischen Eifer

Schuld geben könnet. Endlich iſt noch zu merken, daß der Schweitzerſche Kunſtrichter hier durch die deutſche Nation nur allein diejenigen verſtanden haben will, die Hrn. Gottſched als den Vormund des deutſchen Witzes gläubig erkennen und verehren, und in ihrem Hertzen ſprechen:

Adorons ce grand homme, & penſons comme il penſe.

Wer folglich dieſen Schimpf, da man die deutſche und die menſchliche Natur von einander unterſcheidet, auf ſich ziehet, der verräth ſich eben dadurch, daß er vor dem Baal des deutſchen Witzes die Knie gebogen habe. Es hat ſich aber der Schweitzer darum der allgemeinen Benennung der deutſchen Nation bedient, ob er gleich nur einen Theil darunter verſtanden haben will, weil Hr. Gottſched dieſe allgemeine Benennung ſo oft gebraucht, als er ſein ſelbſt angemaßtes vormundſchaftliches Amt ausüben will, ohngeachtet nur ſehr wenige ſolches erkennen wollen; wie aus der Vorrede zu dem von Hrn. Heinen überſetzten griechiſchen Longin zu ſehen iſt: Womit auch übereinſtimmet, was der Verfaſſer der Göttingiſ. Zeitungen in dem 55. Stücke dieſes Jahrs auf der 495. Seite von den Leipziſchen Beluſtigern, als Hrn. Gottſcheds getreuen Unter-Bedienten, ſagt; „ Man kan die „ Verfaſſer der Beluſtigungen nicht durchgängig vor die Verfechter des deutſchen Witzes „ annehmen. „

B. Auf der 416. Seite dieſes VI.ten Artickels laßt ihr folgendes Urtheil einflieſſen: „ Der Herr „ Verfaſſer war der erſte, der uns ſowohl dem „ Namen, als der That nach, eine Critiſche „ Dichtkunſt geliefert hat. „ Dieſes Urtheil ſtehet mit demjenigen, welches ihr auf der 427. Seite aus dem II.ten Stücke der Schweitzerſchen Sammlungen anführet, in einem offenbaren Widerſpruch, denn da heißt es: „ Es verdiente auch „ dieſe Dichtkunſt in Abſicht auf den Verfaſſer „ viel ehender hiſtoriſch, als critiſch genennet zu „ werden, es ſey denn, daß man das vortreffliche „ Critiſche Stücke Bl. 181. wo er Sal. Francken „ Abendſegen auf eine ſcharfſinnige Weiſe beurtheilet, in eine beſondere Betrachtung ziehen „ wollte. „ Hier mangelt mir nichts als der Erweis: Ihr widerſprechet, ihr lobet; aber den Grund warum ihr widerſprechet und lobet, den finde ich nirgends, ungeachtet der zweyten Regel, die ihr euch ſelbſt gemachet habet. Es fraget ſich nemlich, ob Herrn Gottſcheds Dichtkunſt mit Recht eine Critiſche Dichtkunſt heiſſen könne? Eine Dichtkunſt verdienet erſt dannzumahl den Namen Critiſch, wenn ſie nicht bloß verſchiedene Gedancken und Meinungen andrer von verſchiedenen Lehrſätzen anführet, oder eine Anleitung und Regeln giebt, wie ein Gedichte zu Stande zu bringen, oder auch die Regeln mit einer philoſophiſchen Gründlichkeit erweiſet; ſondern wenn ſie, nach Hrn. Gottſcheds eigner Erklärung, „ die Schönheiten und Fehler vorkommender Meiſterſtücke, „ nach gründlich erwieſenen und feſtgeſetzten Re-

„ geln vernünfftig prüffet, und richtig beurtheilet.„ Urtheile über Sachen, die wir von andern empfangen und angenommen haben, gehören nicht zu der critischen, sondern zu der historischen Erkenntniß. Diesem zufolge fodere ich billig von euch, um euer Urtheil, und zugleich die Benennung der Gottschedischen Dichtkunst als einer **Critischen** zu rechtfertigen, daß ihr mir diejenigen Meisterstücke anzeiget, deren Schönheiten und Fehler Herr Gottsched in seiner Dichtkunst zuerst nach vernünftigen Regeln geprüfet und richtig beurtheilet hat. Sonst werde ich diese Dichtkunst immer nur für eine so-genannte **Critische** Dichtkunst ansehen, und behaupten, daß das Beywort **Critisch** auf dem Titel der Gottschedischen Dichtkunst eben so wenig einen zureichenden Grund habe, als der Zusatz **für die Deutschen.** Da hingegen der Schweitzerschen Dichtkunst dieses Beywort kaum ein deutscher Poet streitig machen wird. Siehe das VI.te Stück der Schweitzerisch-critischen Sammlung Bl. 102. Anmerck. Q.

C. Auf der 424. Seite des VI.ten Artickels stellet ihr die Schweitzersche und die Gottschedische Dichtkunst in eine Vergleichung: „ So gleich„ lautend der Titel auf beyden war, so unterschie„ den waren sie gleichwohl ihrem Innhalte nach. „ In einem jeden Wercke war eine besondere Ord„ nung und Einrichtung. Man fand in dem er„ sten nothwendige Hauptstücke, die man in dem „ letzten vergebens suchte; und in dem letzten wur„ den dagegen wiederum vortreffliche Materien „ ausgeführet, die in dem erstern entweder gar „ nicht,

„ nicht, oder nur mit wenigem waren berühret „ worden. „ Ich könnte zwar auch hier den Beweis fodern, was für nothwendige Hauptstücke in der **Breitingerschen** Dichtkunst mangeln, die zu dem allgemeinen Theil gehören, und in der Leipzigischen zu finden sind? Allein da dieses Urtheil von Herrn **Gottscheds** nur in Ansehung des höflichern und gemilderten Ausdrucks unterschieden ist: dieses Gottschedische Urtheil aber schon von andern zur Genüge beleuchtet worden; so will ich mit blossem Widerhohlen niemandem verdrießlich seyn, sondern euch lediglich auf das verweisen, was darüber in dem dritten Anhange zu dem Ergänzungs-Stücke der Trillerischen Fabeln in dem II.ten Stücke der critischen Sammlungen von Zürich Bl. 69. u. f. und in den Anmerckungen zu der neuen Vorrede zur III. Gottsched. Dichtk. in dem VI.ten Stücke vorbedeuteter Sammlung Bl. 106. u. f. zu lesen vorkömmt.

D. Auf der 424. Seite des VI.ten Artickels traget ihr euch mit ganz geheimen Nachrichten von der ersten und wahren Ursache der entstandenen Feindschaft zwischen Hrn. **Gottsched** und Hr. **Breitinger**. Ihr brauchet aber diese Nachrichten auf eine recht arglistige Weise nur um den Verdacht einer bey den Schweitzern gegen Hrn. **Gottscheden** herrschenden heimlichen Feindseligkeit, die an dem hernach erwachsenen offenbaren Streit alleine Schuld gewesen sey, den Lesern unvermerckt beyzubringen. Wie ferne aber ein solches Betragen mit der critischen Aufrichtigkeit und Unparteylichkeit, und mit euern großsprechenden Versiche-

rungs

rungen, und denen Regeln, die ihr euch selbst gemachet haben wollet, übereinstimme, das lasse ich alle redlichen Deutschen selbst ermessen. Damit aber die zuverlässige Glaubwirdigkeit eurer geheimen Nachrichten bey der heutigen ungläubigen Welt nicht etwann Noth leiden mögte, so war die Behutsamkeit solche zu verhehlen sehr nothwendig; Und die Worte: **Die Geschichte dieser Trennung gehöret nicht an diesen Ort**; zeigen, daß ihr gar wol mercket, wo es euch vorträglich ist, Geheimnißreich zu thun. Geheime Nachrichten kan niemand weder billigen noch verwerffen, sie können wahr seyn; sie können aber auch falsch oder gar erdichtet seyn. Nur so viel kan ich euch dienen, daß Hr. Prof. **Breitinger** mit Hrn. Prof. **Gottscheden** niemals in einer freundschaftlichen Verbindung gestanden, und also die Trennung, davon euch eure geheime Nachrichten die Ursache entdecken sollen, recht unbegreifflich ist. Inzwischen kan man die wahren Ursachen des erregten und noch immer fortdaurenden critischen Kriegs, in welchem Hr. Gottsched mit seinem Heere nach dem ersten Angriff sich in dem Streitfelde nur nicht mehr darf blicken lassen, aus der Vorrede zu der Echo des deutschen Witzes in dem IV.ten Stücke der Critisch. Sammlung von Zürich sattsam ersehen.

E. Auf der 425. Seiten des VI.ten Artickels machet ihr eine Erzehlung, die mir einen Mangel der Gemüthsbilligkeit nur zu sehr verräth, und eure großsprechenden Versicherungen einer aufrichtigen Unparteylichkeit beschämet; Es heißt: „Im

„ Im Jahr 1740. kam die berühmte schweitzer-
„ sche Dichtkunst zum Vorschein. Des Hrn.
„ Gottscheds und seines Wercks ward in derſel-
„ ben nur sehr wenig gedacht; jedoch geschahe sol-
„ ches allemal in ziemlich spöttischen und gehässi-
„ gen Ausdrücken. „ Ich muß hierbey erinnern, daß Hr. Prof. **Breitinger**, wenn anders die geheimen Nachrichten von einer frühern Trennung, und einem gegen Hrn. **Gottsched** gefaßten Grollen Grund haben sollten, bey diesem Wercke die beste Gelegenheit gehabt hätte, sich an Hr. **Gottsched** zu reiben: da hätte er zeigen können, wie wenig das Gottschedische Werck den Titel einer critischen Dichtkunst verdienete, und wie nothwendig es demnach wäre, dasjenige erst noch auszuführen, was der Titel desselben zwar versprochen hatte, aber wircklich nicht leisten können. Die Gottschedischen Poesien, voraus auch diejenigen, die er seinen Lehrsätzen als Muster beyzufügen stolz genug gewesen, hätten ihm Materie zu critischen Untersuchungen vollauf an die Hand gegeben. Er hätte alle die Fehler, die erst seither von den Schweizern geoffenbaret worden, und noch tausend andere in diesem Buche vorstellen können: und damit ich mich durch ein Exempel noch näher erkläre, wo hätte er bequemere Exempel schlechter Uebersetzungen, um das Capitel von der Kunst zu übersetzen critisch zu beleuchten, finden können, als an Hrn. **Gottscheds** Uebersetzung von **Horazens Dichtkunst**, oder der deutschen **Iphigenia**? Alleindieses alles hat Hr. **Breitinger** bedächtlich unterlaſsen; er wollte sich weder durch unzeitiges Loben

ver-

versündigen, noch durch den verhaßten obgleich gerechten Tadel den Vorwurff der Eifersucht oder des Handwercksneides auf den Hals laden. Es kan einer Hrn. **Breitingers** critische Dichtkunst gantz durchlesen; er wird daraus kaum mercken, daß ein **Gottsched** in der Welt ist, der eine critische Dichtkunst geschrieben haben will: Ihr müsset ihm selbs das Zeugniß geben, daß er des Hrn. **Gottscheds und seines Werckes nur wenig gedacht**: Aber wenn ihr sogleich hinzu füget: **Jedoch geschahe solches allemahl in ziemlich spöttischen und gehässigen Ausdrücken**; so ist dieses eine critische Verläumdung, die ihr mit den großsprechenden Versicherungen euers Vorberichts vergleichen könnet. In beyden Theilen der Breitingerschen Dichtkunst kömmt der Nahme **Gottsched** kaum dreymahl zum Vorscheine: Als nemlich in dem II.ten Theile auf der 331. Seite in den Anmerckungen, wo er nur bloßhin, ohne den wenigsten Zusatz, angeführet wird; und in dem I.sten Theile auf der 325. Seite, wo seine Beschreibung der Sehnsucht nach friedlichen Zeiten, wircklich gelobet wird, und nach dem Register annoch auf der 304. wo sein Nahme nicht ausgedruckt wird, sondern es nur heisset, **er bürdet Homer in der Beschreibung des Schildes Achilles ein Versehen auf.** Wer hätte nun glauben können, daß eben der ernsthafte moralische Straf-Prediger, den wir oben angehört, und der nichts als Aufrichtigkeit, Unpartheyligkeit, Höflichkeit, Gemüthsbilligkeit ꝛc. und dergleichen in dem Munde führet, zur Erfindung solcher Verläumdungen zum Behuf eines

andern

andern Hertz genug haben sollte, wenn wir ihm nicht hier, so zu reden, die Hand in dem Sack erwischt hätten? Kan diese Verleumdung nicht „ zum Beweise dienen, wie sehr die Beurtheilungs„ Kraft eines Kunstrichters könne verdorben wer„ den, wenn er sich von Haß und Partheylichkeit „ einnehmen läßt? „ Wenn Gottsched selbst, da er gesehen, daß er mit der Wahrheit nicht mehr auskommen, noch den Verdacht des ersten Angriffs von sich ablehnen könnte, auf eine solche Erfindung gefallen wäre, so hätte man es ihm noch wohl übersehen können; aber daß ein dritter, den es eigentlich nichts angehet, ob Gottsched die Schweitzer gereitzt, und zum Kampf aufgefodert habe, oder nicht, und der die scheinheilige Larve einer unpartepischen Bescheidenheit überall annimmt, sich solcher Erfindungen bedienet, um demjenigen Luft zu machen, und ein wenig aus der Noth zu helffen, den man auch der Wahrheit zu Leide gern beschützen möchte, das ist ein Beweiß eines gantz verderbten Willens, und ein solcher hat wol Ursache zu seufzen, daß die Critick nicht mit der Satyre vermenget werden möate. Mithin, ungeachtet dieses eine offenbar falsche Zulage ist, daß Hrn. Gottscheds und seines Wercks allemal in ziemlich spöttischen und gehässigen Ausdrücken gedacht worden sey, so oft desselben in der Breitingerschen Dichtkunst gedacht worden ist; so ist hingegen die wahre Ursache dieses Aergernisses, welches diese Leute so weit verleiten können, daß sie endlich bey der Verläumdung Schutz gesucht haben, keine andere, als daß Herr Prof. Breitinger den

berühmten **Gottschedischen** Nahmen nur so sparsam in seine Schrift gemischet, und desselben nur **so wenig** gedacht hat: Diese stoltzen Leute nehmen es vor eine grössere Beschimpfung auf, wenn man ihrer gar nicht gedencket, als wenn man sie wircklich tadelt. Nach eben dieser betrüglichen Argliſtigkeit, wodurch ihr die Leser zum Vortheil euers Helden einnehmen wollet, schmecket auch der Verfolg eurer Erzehlung, wenn ihr Hrn. **Gottscheds** Enthaltsamkeit von diesem Wercke des Schweitzerschen Kunstrichters eine vollständige Beurtheilung zu geben, als eine Wirckung seines philosophischen und gleichgültigen Gemüths anmerket: da sie doch seinem Drohen zufolge nicht ausgeblieben wäre, wenn er sich darzu gewachsen gefunden hätte; wenn ihr überdas verhehlet, daß Hr. **Gottsched** in dem XXIV. Stück der Critis. Beytr. in dem saubern IV.ten Artickel Bl. 666. ein hämisches Urtheil von dieser Breitingerschen Dichtkunst gefället, da er die armselige Muthmassung, nach seinen prophetischen Einsichten in das künftige Geschicke der Bücher, anführet, **vielleicht wird diese neue Dichtkunst noch ein Buch bedörffen, welches sie anpreise und beliebt mache.** Wenn aber anders wahr seyn soll, was ihr oben zu Anfange der 424. Seite gemeldet habet, so verurtheilet ihr diesen euern Helden selbs als einen falschen Propheten. Wie kan nun wiederum hiermit und mit der Wahrheit bestehen, wenn ihr vorgebet, Hr. **Gottsched** habe nur auf einer Stelle, und zwar nur gantz kurtz und ziemlich bescheiden von der neuen Dichtkunst sein Urtheil gegeben,

und

und diese kurtze Beurtheilung habe die Schweizer zu den bittersten Gegenbeschuldigungen aufgebracht? Wer würde doch aus einem solchen Betragen vermuthen können, daß euch so schwere Regeln, als euer Vorbericht sagt, in eurer Erzehlung geleitet haben sollten, da dieselbe gegen alle diese Regeln schnurstracks verstösset? Und wer wird ins künftige euren Aussprüchen und Nachrichten mehr Glauben zustellen, oder sich eurer Beurtheilung unterwerffen, wenn er nicht zum voraus eurer Gewogenheit versichert ist? Im übrigen möget ihr aus den Urtheilen, welche die Schweitzer von Hrn. Gottscheds Dichtkunst gefällt haben, noch so verhaßte Folgen ziehen, so werdet ihr darmit nichts mehrers erhalten, so lange diese Urtheile noch fest stehen, als daß man das Hertz fassen wird, euren Folgen, so fern sie schliessen, Platz zu geben, so parador und widersinnig selbige etwann vor der Zeit möchten geschienen haben. Bey dem allem wird euch dennoch allezeit frey stehen, Hrn. Prof. Gottscheden als einen grossen Weltweisen, Uebersetzer, Kunstrichter und Poeten, als den deutschen Bayle, Racine und Fontenelle zu loben und zu verehren. Die Hrn. Schweizer haben euch ja nirgends zugemuthet, diesem verdienten Manne eure Hochachtung zu versagen, daß ihr deßwegen von ihnen die Erlaubniß auszubitten gemüssiget seyn solltet, denjenigen zu loben, den ihr unmöglich tadeln könnet: Und sie vor sich halten mehr auf Redlichkeit, als

auf Schmeicheleyen, und verlangen kein L
wenn sie es nicht verdienen.

F. Auf der 429. Seite des VIten Artic
kommet ihr auf die Vertheidigung der G
schedischen Erklärung von dem Geschmacke. D
die Gottschedische Sprache, die er in seinen P
gisterzeiten noch nicht geredet, sondern erst
wenig Jahren sich angewöhnet hat, nicht
stehet, der würde glauben, daß der Briefw
sel von der Natur des poetischen Geschma
so im Jahr 1729. geführt worden, seine
dancken, Erklärungen und Sätze aus dem
Capitel der Gottschedischen Dichtkunst herg
tet, und nur weitläuftiger ausgeführet hä
allein da die Gottschedische Dichtkunst alle
1730. hiemit ein Jahr später herausgege
worden, so leidet die Zeitrechnung diesen D
stand nicht, und Hrn. Gottscheds Spr
will auch in der That gantz was anders sag
eben wie, wenn er sagt, der grosse Leibni
hier vollkommen meiner Meinung, sol
nicht ein mehrers zu bedeuten hat, als, ich
hierinn des grossen Leibnitzen Meinung,
gebe derselben völligen Beyfall: Nicht
umgekehrt, als ob der grosse Leibnitz des G
scheds Meinung Beyfall gegeben hätte, d
auch hier leidet die Zeitrechnung diesen D
stand nicht. Damit man aber solches
mißdeutete, als ob man zu verstehen geben
le, Hr. Gottsched habe seine Abhandlung
Geschmack im dritten Capitel der Dicht
aus dem Briefwechsel ausgeschrieben, so
e

erforderlich dieſer Mißdeutung vorzubiegen, und ihn gegen dieſen Argwohn zu vertheidigen: Es hat auch der Schweitzerſche Verfaſſer der Nachrichten von dem Urſprung der Critick bey den Deutſchen ihn von dieſer Beſchuldigung eben ſo geſchickt, als von der Anklage des Ausſchreibens überhaupt loßgeſprochen und ſeine Unſchuld vertheidiget. Und ihr könnet nichts bündigers wieder dieſe Vertheidigung einwenden, als daß Hr. Gottſched in ſeinem 3ten Capitel von dem Geſchmack doch auch etwas weniges geſagt habe, welches mit dem Critiſchen Briefwechſel meiſtentheils übereinſtimme. Allein iſt darmit erwieſen, was eigentlich ſollte erwieſen werden, daß nemlich einer den andern könnte ausgeſchrieben haben? Kan es wohl anderſt ſeyn, wenn zwey oder mehrere eine ausführliche Erklärung von dem Geſchmack geben ſollen, als daß ſie einander in einigen wenigen Sätzen auch treffen müſſen? Ich hätte vielmehr gewünſcht, daß ihr Hrn. Gottſcheds Abhandlung von dem Geſchmack gegen die Anklage der Verwirrung und Dunckelheit, worinnen der Schweitzer den Hauptunterſcheid zwiſchen derſelben und dem Critiſchen Briefwechſel ſetzet, zu vertheidigen unternommen haben würdet, ſo hätte ich Anlaß gehabt meine weitern Gedancken von dieſem 3ten Capitel der Gottſchediſchen Dichtkunſt an den Tag zu legen, und euch eine Probe von einem catechetiſchen Gottſched zur Beurtheilung vorzulegen.

G. Auf der 434. Seite des VIten Artickels berühret ihr den Streit wegen des Schildes des Achilles beym Homer. Ich gebe euch aber den wohlgemeinten Rath, daß ihr euch zufolge der ersten Regel, die euch vorgeschrieben ist, nicht zuweit in diesen Streit einlasset, bevor ihr Hrn. Gottscheds Entscheid über dieselbe in seinen Anmerckungen zu des Aristoteles Dichtkunst, die schon lange im Manuscript fertig liegen, wo er den Dacier mit einer deutschen Großmuth abfertiget, werdet gelesen haben. Denn der kleine Versuch einer Vertheidigung des Gottschedischen Urtheils ist so schwach gerathen, daß zu fürchten stehet, der Hr. Gottsched selbst werde euch wenig Danck dafür wissen. Ihr saget erstlich, nachdem ihr die angegebene Regel, nach welcher Hr. Breitinger meinet, daß das Wahrscheinliche in den Beschreibungen von Gemählden und andern dergleichen Kunstwercken müsse beurtheilet werden, für gültig erkläret, Homer wird nach dieser Regel schlecht können vertheidiget werden: Das ist wohl gesagt, aber wo bleibt der Beweis? Dacier hat ihn wircklich nach dieser Regel vertheidiget, und ihr habt ihn noch nicht widerlegt; und doch zweifelt ihr noch an der Möglichkeit einer guten Vertheidigung. So werdet ihr so gut seyn und in eurer Logick das Axioma, ab esse ad posse valet consequentia, ausstreichen. Nicht besser ist das folgende: „ Der Herr Breitinger selbst hat wider „ den Homer geschrieben, wenn er in der Ab„ handlung von der Aesopischen Fabel lehret,

„ wie

„ wie behutſem ein Dichter ſeyn müſſe, den „ Wercken der Kunſt Verſtand und Rede beyzulegen.„ Ich traue euch mehr Verſtand zu, als daß ich nöthig haben ſollte, euch weitläuftig zu erklären, was für ein Unterſchied zwiſchen der bloſſen Beſchreibung eines Gemähldes, und zwiſchen einer Fabel, obwalte; Die Beſchreibung darf zum Lob der feinen Kunſt des Mahlers oder Gieſſers ohne Abbruch der Wahrſcheinlichkeit, dem Gemählde ſelbſt zuſchreiben, was immer ein aufmerckſamer Beſchauer daraus lernen kan, denn ſo iſt nicht mehr in effecten als in cauſa: Aber die Fabel iſt eine Geſchichte, ſie will, daß man ſich die Sachen einbilde, als ob ſie wircklich geſchehen wären; wenn man nun dichtet, daß ein Künſtler ſeinem Wercke wircklich Verſtand und Leben mitgetheilet, wer will ſich ſolches als wircklich geſchehen einbilden können? Zugeſchweigen, daß die an angezogenem Orte von Hrn. Breitingern eingeräumte Freyheit allen denjenigen Kunſtwercken, die als Emblemata angeſehen werden, und aufmerckſamen Beſchauern einen heilſamen Unterricht geben können, Verſtand und Rede beyzulegen, eben dienet, den Homer vollkommen zu rechtfertigen. Was endlich den Beyfall Virgils, auf den ihr euch beruffet, angehet, ſo beruhet derſelbe auf einem ſo ſeichten Grunde, daß ich mich dabey aufzuhalten, und meine Zeit darmit zu verderben, mich recht von Hertzen ſchämen würde.

H. Auf der 434. Seite des VI.ten Artic
gerathet ihr auf den Milton: Ihr saget; „D
„ selbe habe noch nach seinem Tode grosse Un
„ he, Zwistigkeit und öffentliche Feindschaft
„ ter unsern deutschen Kunstrichtern gestifte
Milton ist bald 70. Jahre todt; Acht Ja
nach seinem Tode gab der von Berge der d
schen Welt eine Reim-freye Uebersetzung von
ses Engelländers Gedichte: allein da dieser
bersetzer eine den deutschen Ohren gantz un
wohnte Versart folgte, und die Uebersetz
neben dem sehr hart, gezwungen, und unverstä
lich war, so ward dadurch das Miltonische
dicht bey den Deutschen nicht bekannt, und
se Uebersetzung hat nur ein dunckles Andenc
von einem verwegenen Vorsatz bis auf uns
Zeiten fortbringen können. Von dem Ja
1682. bis auf das Jahr 1732. hiemit 50. g
zer Jahre blieb Milton bey der deutschen W
gantz unbekannt, wenigstens hat kein deutsc
Kunstrichter desselben irgendswo gedacht; A
endlich Hr. Gottsched in gedachtem 1732.
Jahre in seinen Beyträgen eine Nachricht
des von Berge Uebersetzung gegeben, wo er
schlechten Beyfall, den diese Uebersetzung gef
den, selbst der dadurch allzusehr veränder
Gestalt Miltons zuschreibet, im übrigen
dem Gedichte selbs urtheilet, „ daß es die
„ re verdiene, so wol als das befreyte Jeru
„ lem des Tasso, einer Ilias und Aeneis an
„ Seite gesetzt zu werden. „ Daß er aber
ses Urtheil hernach völlig zurück genommen,

sich nicht zu verwundern, wenn man bedencket, was die mittlerzeit mit ihm vorgegangene grosse Veränderung von seinen Magister- bis zu den Hoch-Edelgebohrnen Magnificentz-Zeiten nothwendig vor eine wichtige Veränderung in seinem Kopf habe nach sich ziehen müssen. Seine Urtheile richten sich immer nach seinem Willen, und dieser nach seinen äusserlichen Umständen; dahero sie eben so unbeständig seyn müssen. Wenn ihr demnach von Unruhe, Zwistigkeit und öffentlicher Feindschaft, die der Milton unter unsern deutschen Kunstrichtern gestifftet, gantz unbestimmt redet, so ist dieses nur von Hrn. Gottsched und seiner Schule zu verstehen, die gantze übrige deutsche Welt ist dieses Streits halben eben so ruhig, als sie vorhin gewesen ist, ehe es Hrn. Gottsched beliebt hat, sein für Milton allzugütiges Urtheil zurückzunehmen, welches in das Jahr 1741. einfällt. Im übrigen muß man über die Entscheidung der Frage: „Ob es wahr sey, daß die Deutschen an Miltons Gedichte keinen Geschmack finden, „ zu Rath ziehen, was davon in der Fortsezung der Echo des deutschen Wizes Artick. IX. in dem VI.ten Stücke der Crit. Samml. von Bl. 54. bis 75. weitläuftig ausgeführt worden ist.

I. Auf der 436. Seite des VI.ten Artickels nehmet ihr die Vertheidigung Hrn. Gottscheds wegen einer von ihm verworffenen und von den Schweitzern verfochtenen metaphorischen Redens-Art über euch, saget aber nichts neues, als was ihr in Gottscheds Biedermanne, und sonst bey

andern gelesen habet, und welches schon vielfältig widerlegt worden. Ihr gebet zu, daß die streitige Redens-Art, die **Augen über einen Gegenstand hinspazieren lassen**, von den Schweitzern als eine Metapher aus der Analogie gründlich geschützt und gerechtfertiget worden: Allein sie komme euch dennoch noch ziemlich verdächtig für, darum weil sie gantz neu und ungewohnt sey; und Hr. **Breitinger** selbs die Regel gegeben habe: Man müsse keine metaphorische Redensart für gültig annehmen, die mit dem allgemein eingeführten Gebrauche, und mit der guten Mundart streite. Ihr behauptet hiemit einerseits, daß es freylich erlaubt und gut, und zuweilen nothwendig sey, **neue** Metaphern in eine Sprache einzuführen, denn dieses hat euch Hr. **Breitinger** so gründlich und überzeugend gelehret, daß ihr ihm euren Beyfall nicht versagen könnet. Aber auf der andern Seite glaubet ihr auch, daß es nicht erlaubt und gut sey, **neue** und bisher in dem Deutschen ungebräuchliche Metaphern einzuführen, denn ihr wollet, daß man eine metaphorische Redensart, sie mag an ihr selbs noch so richtig seyn, nur darum verwerffe, weil sie neu und bisher nicht gebräuchlich gewesen: und dieses sind eure alten tiefeingesessene Gedancken, die euch Hr. **Gottsched** gelehret, und die zu verläugnen, wenn man gleich was bessers erkennet, sehr schwer fällt. Ihr glaubet hiemit widersprechende Sätze, daß eben dasselbe Ding zugleich erlaubt und nicht erlaubt sey. Laß mir den einen Kunstrichter seyn, der sich zur ersten Regel gemacht hat: „ Ich soll mich an kei-

„ ne

„ ne Arbeit wagen, die sich über meine Kräfte „ erstreckt!„ Und was soll euch die aus Hrn. Breitinger ausser ihrem Zusammenhang angeführte Einschränckung helffen? Wahrlich nichts anders, als daß sie euern gantz verblendeten Sinn noch mehr offenbaret: Sind denn, mir dem allgemein eingeführten Sprachgebrauche streiten, und neu und bisher noch gantz ungebräuchlich seyn, gleichgültige Ausdrücke? Oder müssen alle bisher unter den Deutschen noch ungewohnte Metaphern, eben darum mit dem allgemeinen Sprachgebrauche streiten? Zudem hat nicht Hr. Breitinger von euch aus dem II.ten Theile seiner Dichtkunst Bl. 339. angeführten Stelle, die er an diesem Orte nicht einmal als eine Regel angiebt, sogleich folgendes beygesetzet, welches eben dienet, dem ihm angedichteten Unverstand vorzubiegen, und euch zu rechte zu weisen: „ Diese absonderliche Erfahrung stößt den oben durch die Erfahrung festgesezten Grundsatz von der Freyheit neuer „ Metaphern nicht über einen Hauffen, sondern „ setzet ihn nur in gewisse Schrancken, und machet von der allgemeinen Regel eine Ausnahme. „ Und diese Schrancken werden wir leicht bestimmen können, wenn wir einmal die Ursachen, „ welche uns die Einführung neuer Metaphern „ schwer, und öfters unmöglich machen, genugsam einsehen. „ Es werden auch hernach von Bl. 339. bis 348. diese Ursachen entdecket, und die Schrancken deutlich bestimmet; Woraus er denn Bl. 351. den Schluß machet: „ Ich schliesse „ also dahin, daß man neue Metaphern aus frem-

„ den Sprachen, wenn sie mit dem eingefüh
„ ten Gebrauch der Wörter nicht streiten
„ noch wider die Analogie, noch gegen die Natu
„ und Regeln einer guten Metapher verstossen
„ sondern neben der Wahrscheinlichkeit noch ein
„ Nothwendigkeit zum Grund haben, darum nich
„ verwerffen könne, weil sie bisher ganz ungs
„ wohnt gewesen. ꝛc. „ Im übrigen, wenn d
Deutschen das Wort spazieren durch einen Natio
nal-Schluß seines deutschen Bürgerrechts entsez
und in die Acht erklären wollen, so mögen sie e
meinethalben thun: wenn sie nur die Gnade haben
das durch dieses Wort bezeichnete Ergetzen nich
zu verbieten. So liegt mir auch wenig daran, o
sie mehr Ergetzen bey dem gehen, als bey dem spa
zieren finden: Aber das muß ich sie doch erinnern
daß wenn sie das Wort spazieren in die Acht er
klären, und künftig das gehen darfür gebrauchen
wollen, sie damit das Ergetzen verlieren, welche
man bisdahin durch spazieren fahren, spazieren
reiten ausgedrücket hat; oder wo sie es dennoch
beybehalten wollen, so werden sie es in Zukunft
durch gehen reiten, gehen fahren bezeichnen müs
sen. Was endlich das vorgeschlagene tanzen und
springen der Augen angehet, so verweise ich euch
auf das III. Stück der Critischen Sammlungen
Bl. 28. und auf die Fortsetzung der Critischen
Dichkunst Bl. 347. wo dieser ausschweiffende
Vorschlag seine Abfertigung finden wird.

K. So wenig, als ihr auf der 441. Seite
des VI.ten Artickels, will ich die spitzige Frage an
diesem Orte erörtern: Ob Schoch in der Verfer
tigung

tigung seiner Hirtenlieder Ehre eingelegt habe oder nicht? In dem **Tempel des guten Geschmacks für die Deutschen** Bl. 26. lese ich folgendes: „ Man sagt, daß **Schoch** einsmal in diesen Tem„ pel hinein gehen wollen, und sich auf diese Verse „ aus der **Critick über die deutschen Dichter** sehr „ getrost beruffen habe:

Hingegen preißte **Schoch**, in **Leipzigs** kühlen Lüften,
Als deutscher **Theocrit**, die Heerden und die Triften.

„ Doch die Critick hatte zu seinem Unglücke ei„ nige Blätter aus seine: **Friedensschäferey** ge„ lesen, drum versagte sie ihm den Eingang, und „ ließ hingegen den anmuthigen Hagedorn hinein, „ der in seinen Schäfererzehlungen so ungekünstelt, „ zärtlich und natürlich ist. „

L. Auf der 444. Seite des VI.ten Artickels hohlet ihr eine Streitfrage nach, darüber ihr euer Urtheil bisdahin ausgestellt habet. Sie ist diese: „ Ob die Critick glücklicher auf verstorbene, oder „ auf lebende gerichtet werde? „ Und euer Entscheid über diese Frage ist wiederum so ungewiß, daß man fast vermuthen sollte, die Frage wäre euch entweder zu hoch gewesen, so daß ihr euch nicht wohl habet zu recht finden können; oder es haben euch beyde Meynungen beynahe gleich begründet angeschienen, so daß ihr keiner euern Beyfall geradezu habet versagen wollen. Ihr bekennet erstlich: „ Es ist wahr, daß die Gründe, die „ der Herr Bodmer anführet, ein starckes Ge„ wicht haben, und wir glauben selbst, daß es ge„ wissermassen besser sey, die Critick gegen noch

„ leben-

„ lebende, als gegen bereits verſtorbene zu gebrau-
„ chen. „ Bald aber, nachdem ihr ein wenig überlegt, wie heilſam es für die allgemeine Sicherheit einiger heutigen Schriftverfaſſer ſeyn würde, wenn man die noch lebenden mit Criticken und Tadel verſchonen wollte; ſo erkläret ihr euch, „ man „ könne über dieſe Frage nichts gewiſſes beſtim-
„ men; ſondern es komme auf die Gemüths-Be-
„ ſchaffenheit eines jeden Kunſtrichters an. „ Es kömmt aber aller Unterſchied in Abſicht auf die Gemüthsbeſchaffenheit eines Kunſtrichters darauf an; daß er in ſeinen Urtheilen von dem Schönen und Tadelhaften einer Schrift entweder gerecht und beſcheiden; oder ungerecht und ſtörriſch iſt: Iſt er gerecht und beſcheiden, warum ſollte er nicht ſo wohl berechtiget ſeyn, die Lebenden, als die Todten für ſein Gericht zu fodern? Die Haupt-Abſicht eines Schriftenrichters gehet vörderſt auf die Verbeſſerung desjenigen, der gefehlet hat; wo kan man aber von einem Todten einige Beſſerung hofen? Folglich kan die vörderſte Haupt-Abſicht der Critick bey den Todten unmöglich erzielet werden. Iſt im Gegentheil ein Kunſtrichter in ſeinen Urtheilen ungerecht und ſtörriſch, wer will ihm denn die Todten Preis geben? Iſt es nicht eine doppelte Ungerechtigkeit, mortuo inſultare leoni, einen Todten verleumden; der ſich nicht mehr verantworten kan? Darum wird auch in foro civili keine Actio gegen einen Todten verſtattet. Ich möchte demnach wol ſehen, wie ihr aus der Gemüthsbeſchaffenheit eines Schriftenrichters jemals die Nothwendigkeit und den Vorzug der Critick

über

über die Todten vor der Critick über die Lebenden wolltet beſtimmen, oder die Gottſchediſche Regel rechtfertigen können, welche will, **daß man die Critick nur allein auf die Todten richten ſoll.** Das läßt ſich aus der Gemüths-Beſchaffenheit derjenigen, die dieſe Gottſchediſche Regel willig annehmen, und ſie gerne verfechten möchten, wenn ſie nur könnten, beſtimmen, was ihnen ſelbige ſo beliebt mache, nemlich das böſe Gewiſſen elender Scribenten, und das gerechte Mißtrauen in ihre eigene Schriften. Das hat der elende Verfaſſer der Anmerckungen über das Ergäntzungs-Stück in den Leipziaiſchen Beluſtigungen des Witzes in der XVI.ten Anmerckung ſelbſt aufrichtig geſtanden, da er ſagt: „ Einjeder muß billig an dem Hrn. „ Prof. Gottſched als eine würckliche Klugheit lo„ ben, daß er ſich nicht auf eine ſtrenge Beur„ theilung der Herren Jetztlebenden eingelaſſen. „ **Was ſollte er ſich Feinde machen, da er es „ erſparen konnte?** „ Hr. Prof. **Gottſched** ſchreibt ſelbſt in ſeiner erſten Vorrede zu der Dichtkunſt, wie ihr Bl. 417. aus ihm anführet: „ Man „ hat keine Urſache vor einer vernünftigen Critick „ einen Abſcheu zu bezeugen, wenn man nur vor „ ſich ſicher iſt, und nicht fürchten darf, ſelbſt in „ ihre Unterſuchung zu gerathen. Wer ein gu„ tes Gewiſſen hat, daß nemlich ſeine Sachen „ nach den wahren Kunſtregeln ausgearbeitet wor„ den, der wird keine Feindſchaft gegen die Cri„ ticos blicken laſſen. „ Welche Worte ja eben ſo viel ſagen, als: Derjenige, der eine gute und gerechte Critick übel nehme und den Criticum deswegen

wegen anfeinde, der sey ein elender Scribent, und thue es aus keiner andern Ursache als weil ihm sein böses Gewissen Furcht einjage. Folglich bestehet die Klugheit, die Gottsched durch die Regel, daß man die Lebenden nicht tadeln soll, an den Tag legen wollen, und die der Belustiger so sehr anpreiset, in der Behutsamkeit die elenden Scribenten nicht zu beunruhigen, oder durch einen gerechten Tadel zu beleidigen. Er wird aber nicht alle Jtztlebenden für solche elende Scribenten halten, die sich über eine gerechte Critick so gleich erzörnen; da er sich die Regel gemacht, daß er keinen Jtztlebenden tadeln wolle.

M. Auf der 455. Seite des VI.ten Artickels wollet ihr den Hrn. Prof. Gottscheden gemachten Fürwurf, daß er die Exempel zu seinen Lehrsätzen nur allein aus seinen eigenen Schriften genommen, damit abheben, daß ihr saget: „Doch „ dieser Fürwurff trift nur die beiden ersten Aus„ gaben seines Wercks; denn bey der letzten Auf„ lage sind anstatt seiner eigenen Arbeit lauter „ Meisterstücke von unsern besten Dichtern der „ vorigen Zeit eingeschaltet worden. „ Ihr scheinet mit diesen Worten zu bekennen, daß der Fürwurf die fünfzehn Jahre, so lange nemlich die zwo ersten Ausgaben der Gottschedischen Dichtkunst in den deutschen Schulen gebraucht worden, gerecht und begründt gewesen sey. Und es ist in der That ein Stoltz ohne Exempel, daß ein Lehrer der Dichtkunst in allen Gattungen von Gedichten seine eigenen Hirngeburten als Muster darlege, da es schon längsten zu einer Regel geworden: Optima

tima quæque ad imitandum eſſe proponenda. Und da Hr. Gottſched unter dieſen Muſtern von ſeiner Arbeit auch Knittelverſe andern zur Nachahmung geſchrieben, und ſelbige als Ehren- und Lob-Gedichte aufgeſtellet hat, ſo iſt die von Hrn. Siebrand hierüber gemachte ſcherzhafte Antung wahrhaftig nicht ohne Grund geweſen, und hat nicht verdienet, daß er darüber in der feinen Gottſched-critiſchen Sprache von euch ſo verächtlich gehalten würde: wie es Bl. 442. geſchieht, wenn ihr ſaget: „Der Herr Siebrand hat ſich von uns kei„ner weitern Widerlegung zu befürchten; Ei„nem ſolchen Kunſtrichter muß billig in Knittel„verſen geantwortet werden. „ Das heißt ziemlich groß und unbeſcheiden thun, und ich bin ſicher, daß ihr auf dieſen Fürwurff nichts antworten könnet als Knittelverſe. Mithin iſt der ruhmräthige Stoltz, ſich ſelbſt der deutſchen Welt zum Muſter der Nachahmung aufzuſtellen, der dritten und letzten Ausgabe niemahls vorgeworffen worden, wie ihr heimtückiſcher Weiſe ſcheinet zu verſtehen zu geben. Und der gekünſtelte Schwung, den ihr eurer Rede gebet, da ihr ſaget: **Doch dieſer Fürwurff trifft nur die beyden erſten Ausgaben ſeines Wercks**, zeiget mir, daß ihr eben ſo wenig Redlichkeit habet, als Hr. Gottſched, Fehler, die keines Anſtrichs fähig ſind, und derer ihr euch heimlich ſchämet, zu bekennen. Und da Hr. Prof. Gottſched in der letzten Auflage, auf das mit Ernſt und Schertz vermengte Zureden der Schweitzer, dieſe lächerliche Hoffartsſünde abgeleget, und zu einer ſo wichtigen Veränderung geſchritten, ſo iſt dieſes

ein

ein Zeugniß theils, daß der Herr Professor für eine um etwas lebhafte Critick nicht gantz unverbesserlich sey, und theils von der heilsamen Wirkung der Schweitzerschen Critick auf denselben, ohne welche diese für die Gottschedische Dichtkunst so rühmliche, und für die deutschen Schulen so nützliche Hauptveränderung seines Werckes niemahls erfolget wäre, vielweniger aber wenn die Schweizer, nach eurem Rath, **sich mit der Critick an Verstorbene gewaget hätten**, d. i. wenn sie mit ihrer Critick dem noch lebenden Gottsched geschonet hätten. Ob inzwischen die anstatt seiner eigenen Arbeit neu eingeschalteten Stücke aus unsern besten Dichtern eben **lauter Meisterstücke** seyen, wie ihr Hrn. **Gottscheden** gläubig nachgebethet, das will ich hier eben so genau nicht ausmachen; sondern nur überhaupt so viel sagen, daß ich manches darunter, sonderlich von **Menantes** und **Neukirchen** verfertigtes Stücke davor nicht erkenne, auch bereit bin, meine rationes dubitandi auf Verlangen deutlich anzugeben: So daß ich sorge, auch diese getroffene Wahl mögte den Geschmack Hrn. Prof. Gottscheds zuweilen beschimpfen, und es werde ihm eben nicht rühmlich seyn, daß er Menantes und Neukirch unter unsre besten Dichter mitrechnet. Endlich lasse ich hier unerörtert, ob die Einschaltung so vieler fremder Exempel ohne Critische Prüffung aus gedruckten und nicht unbekannten Büchern in der neuen Ausgabe der Gottschedischen Dichtkunst einen andern Grund ihrer Nothwendigkeit habe, als das Buch um mehr als einen dritten Theil zu vergrössern? und ob dieser Grund der Nothwendigkeit zureichend sey?

N. Auf der 456. Seite des VI.ten Artickels, ommt noch eine feine und recht spitzfündige Ge- enbeschuldigung unter einem fremden Nahmen um Vorschein, womit ihr eure Critischen Be- rachtungen über Hrn. Gottscheds neue Dicht- unst auf eine sinnreiche Art beschliesset. Ihr stellet euch an, als ob ihr gegen einem Freunde die Partey des Schweitzers genommen habet, um demselben eine feine Stachelrede zu lehnen, die euch als einem Vertheidiger des Schweitzers eben nicht zum besten angestanden: Allein

Non his auxiliis, nec defensoribus istis
Tempus eget!

Und welches ist denn diese so gar feine Stachel- rede? „ Endlich ward er böse und sprach: Ist „ denn der Herr Gottsched deßwegen zu tadeln „ gewesen, so hat er es gleichwohl noch nicht „ so arg gemacht, daß er eines seiner Gedichte „ gantz und gar zergliedert, und uns sorgfäl- „ tig alle Schönheiten desselben angezeiget ha- „ ben sollte, aus Furcht, es möchten dieselben „ von andern nicht wahrgenommen werden. „ Unstreitig wäre es arg genug für Hrn. Prof. Gottscheden, wenn man seine Gedichte, die er der Welt selbst als Muster anpreiset, eines nach dem andern gantz und gar zergliederte, und sorgfältig ausseßte, was seine blinden Verehrer bisher daran nicht wahrgenommen haben. Zwar sollte Hr. Gottsched diese Critische Operation selbst vorgenommen haben, wie dieser Unbe- kannte, den ihr redend einführet, zu wünschen scheinet, so glaube ich auch, daß es für ihn

eben nicht so arg herausgekommen wäre, er würde gewiß solche Schönheiten darinn gefunden und angezeigt haben, die von keinem andern Menschen weder zuvor noch darnach würden wahrgenommen worden seyn. Wie sollte es aber möglich seyn, daß Hr. Gottsched selbst mit seinen eigenen Gedichten dergleichen Critische und regelmässige Operation sollte vornehmen können, da dieselben mehr durch einen glücklichen Zufall, als nach einem überlegten Entwurff, wie zerflossenes Bley in einen Klumpen, zusammen geronnen sind? Was nach Regeln soll untersucht, zergliedert und beurtheilt werden, das muß nach einem vernünftigen Plan und gantz regelmässig eingerichtet seyn. Ein regelmässiger und vernünftiger Verfasser muß von allem Rechenschaft geben und zeigen können, in was vor Absichten er jeden Satz und Theil seiner Schrift an diesem Orte, in diesem Grade, in diesem Licht, in dieser Verbindung angebracht, wie eines in dem andern, und alles zusammen genommen in eben derselben Haupt-Absicht gegründet sey. Und es würde überaus nützlich seyn, wenn die Kunstrichter nicht nur andern Schriftverfassern auf die Spur giengen, sondern auch jeder Verfasser, der nach Absichten und Regeln handelt, uns dieselben in seinen eignen Wercken verkundschaften und offenbahren würde, damit wir andere urtheilen könnten, wiefern er seine Absichten glücklich erreicht, und seinen Regeln eine Genüge geleistet habe. Dieses kan ohne alle Prahlerey und Ruhmräthigkeit

keit geſchehen, weil man nicht mehr ſagt, als daß man nach Abſichten gehandelt, und nach welchen man an jedem Orte gehandelt habe, das Urtheil aber von denen Abſichten und Regeln, und wie fern man es getroffen, jedermann frey läßt. Womit aber in keine Vergleichung kan gezogen werden, wenn man ſeine eigenen Gedichte, ohne einige Anzeige warum, einer ganzen Nation als Muſter zur Nachahmung anpreiſet, zumahl wenn ſie hernach bey einer genauern Prüfung meiſtens ſo elend und abgeſchmackt befunden werden.

Ich hatte mir zu Anfang dieſes Schreibens vorgenommen, mit meinen Unterſuchungen weiter fortzugehen, allein da ich izo vorherſehe, daß der 3te Art. des V.ten St. mir zum wenigſten ſo viel Materie zu verarbeiten an die Hand geben würde, als ich in dem VI.ten Art. des IV.ten St. gefunden habe, ſo will ich dieſes Schreiben ſchlieſſen, und das übrige künftig in einem neuen Schreiben nachbringen, damit ſowohl mir als meinen Gegnern die Bürde der Anklage und der Verantwortung, wenn ſie ſo getheilet wird, einigermaſſen erleichtert werde. Ich werde deſtoweniger damit eilen, wenn ich vernehmen werde, daß meine gegenwärtige Erinnerungen und Beſtraffungen bey denjenigen, welche ſie angehen, einigen Eingang gefunden, und einiges Nachſinnen erwecket haben; denn es wird mir nichts angenehmer ſeyn, als daß ſie ſich ohne meine Bemühung begreiffen, und die Betrachtungen bey und unter ſich ſelber anſtellen,

ſtellen, welche ein jeder zum Nachſinnen gewöhnter Kopf bey einem wohlgearteten Gemüthe ohne groſſe Kunſt und mit wenigerm Verdruſſe für ſich ſelbſt wird anſtellen können. Die Beſtraffung iſt nicht mein Endzweck, ſondern ich ſuche durch die Beſtraffung die Erbauung, und wenn dieſe ohne die erſtere zu erhalten iſt, ſo koſtet es mich keine Mühe die Feder nieder zulegen. Ich hoffe dadurch die Freundſchaft der Geſellſchaft überhaupt, aber hauptſächlich derer beſonderen Perſonen, welche ſich von meinen Beſchuldigungen getroffen ſehen, vielmehr verdienet als verwürcket zu haben. Was mich anlanget, ſo bin ich derſelben, und der gantzen Geſellſchaft

Zürich den 10. des
Julius 1743.

ergebener und gehorſamer

Diener

Petermann von Langnau.

Arion,

Eine

Poetiſche

Erzehlung.

Arion

Eine poetiſche Erzehlung.

DJe Schiffer empfiengen den Wind mit fröhlichem Gejauchze, die aufgeſchwelleten Segel trugen das Schiff pfeilgeſchwinde durch die flache See weg, der ſtarcke Maſt bog ſich, längſt hatte ſich der gellende Klang verlohren, der abwechſelend kam, verſchwand, und bald etwas ſchwächer unſre Fahrenden erreichte, und der ihnen von tauſend Zungen nachgeſchickt ward, die mit unverſtändlichem Gemiſche Glück und Arion erthönen lieſſen, die verſengten Spitzen des Aetna wurden gantz blau, und vermiſchten ſich mit den Wolcken: Als Arion, der zwar über den innigen Abſchied ſeiner Freunde einige Bitterkeit im Herzen fühlte, ſich aber mit dem nahen Anblicke ſeines Corinthens allen Unmuth vertrieb, auf das Oberdach des Schiffes hinauf ſtieg. Er ſatzte ſich ohnweit von dem Orte, wo das goldene Geräthe lag, welches ihm der bezaubernde Ton ſeiner Leyer durch das fruchtbare Italien, und das angenehme Sicilien erworben hatte. Hier ſtämmete er ſich auf ſeinen Arm, und betrachtete ein Stücke nach dem andern; Ringe, darinn Rubinen brannten, Saphire, die das klare Grüne des Meeres nachmahleten, wenn überher der blaue Himmel lächelt, oder den Schmuck, den Flora der jungen Erde umſchürzet, wo der fette Klee, und die

braune Viol mit einander in die Wette spielen; theure Teppiche, Becher, darauf die Kunst, und die Reinigkeit des Goldes, einander die Wage hielten. Er betrachtete sonderlich einen von diesen, ein Werck des berühmten Alcons, dem Pallas selbst die Schläge des Hammers geführet. Orpheus stuhnd hier an der Schwelle des Avernus, der vor den bittern Blicken Plutons erzittert, er stuhnd da, wo das schwarze Schrecken des dunkeln Gehöltzes an den schleichenden Schlamm des Cocytus stößt, der sich durch wüsten Schilf neunmahl um das erschreckende Reich herumziehet. Die leichten Schatten flatterten um ihn herum. Man sah Verzweiflung auf seinem Gesichte sitzen, als er mit seiner Hand die Saiten rührte, welche den Tartarus bezwangen, und die Lieder erklingen ließ, welche Hertzen, die von Erbarmen nichts wissen, bewegeten, Lieder die das Gebelle des dreyköpfigten Cerberus zum Stillschweigen nöthigten, das Rasseln der Peinräder und der geschleppeten Ketten unterbrochen, bis in die innersten Klüfte des Erebus ergelleten, und das Felsen-Hertz des Höllen-Gottes erweicheten. Arion erinnerte sich, bey Anschauung dieser Reichthümer, derer, die sie ihm geschencket hatten. Habet Danck, sagte er, Meine Freunde, Meine Gönner. Doch auch ohne diese Zeichen würde sich euer Andencken bey mir niemahls verliehren. Ich werde stündlich euer Gedächtniß verehren. Ich weiß auch gewiß, Arion wird bey euch nicht vergessen werden, wenigstens wird sein Bild euch vorschweben, wann ihr bey dem Ton einer Laute eure gewohnte Reyhen

for-

formieret, oder wann ihr an einen redlichen Freund ſinnen wollet. Mit was vor Schmertzen mangle ich die Luſt, die mir eure Liebe ſtündlich zu machen bemühet war. Ich würde ungerecht ſeyn, Meine Freunde, wenn ich ohne Urſache unſern Umgang getrennet hätte. Ich ſchien nicht ſtandhaft zu ſeyn; aber ich mußte doch einmahl ſcheiden; bedencket, daß wir nicht immer einander umfangen konnten. Allein ich habe vergebliche Furcht. Ihr habet ſelbſt, obgleich ungerne, die Nothwendigkeit meines Scheidens erkennt. Ihr werdet mich eben ſowohl abweſend lieben, als anweſend. Ihr habet ja ſelbſt meine Abreiſe beſorget, ſelbſt das Schiff angeordnet, ſelbſt eure getreueſten und erfahrenſten Knechte mir mitgegeben, die euch den baldigen Bericht bringen ſollten, daß Arion vergnügt bey ſeinem Periander ſey. Ach Periander, Mein König, Mein Freund, darf ich hoffen, daß mein Anblick dein groſſes Hertz ſo rühren werde, als mein Abſcheid es gethan hat? Hoffen, daß meine Laute noch fähig ſey dich zu ermuntern, dein ſorgenvolles Gemüthe zu erheitern, und zugleich die Schaar deiner Diener freudig zu machen? Die Ehrfurcht gegen dir allein machet, daß ich meine neue Geliebte habe verlaſſen können. Ich weiß, wie freundlich dein Begrüſſen ſeyn wird, wie ſorgfältig dein Fragen nach meinen Zufällen, ſeit dem du mich ſo ungerne aus deinen Armen weggelaſſen. Künftig widme ich mich gantz dir allein. Er iſt der Anfang meines Glückes. . . .

Dieſes ſagte Arion, das aufrichtige Hertz, als ein Geſchrey von vermiſchten Stimmen, ein nahes

hes Gepolter von Fußschlägen, die Gefahr drohe-
ten, ihm ein plötzliches Schrecken verursachten,
es betaübte ihn ein Getöne von Degen, das dem
glich, welches erhitzte Soldaten machen, die
durch innerlichen Zorn und die Anrede eines klugen
Führers angespornet, Wuth und Feuer von sich
schnauben, wenn sie aus Unmuth über den Ver-
zug des Treffens knirrschen, und die schweren
Spieße auf ihren ehrenen Schilden anschlagen.
Er erstaunete, da er die Knechte, welche seine Freun-
ihm zur Aufwart auserlesen hatten, tobend auf
sich eindringen sah. Ihre Hände waren mit Mord-
Gewehren bewaffnet, deren jedes ihm den nahen
Tod drohete. Der allerschändlichste Geitz hatte sie
verblendet; und ihr Hertz vergiftet. Ihr Vor-
haben zwang ihnen eine finstere Röthe aus, ihre
Gesichter schienen verwirret, da sie dessen ansich-
tig wurden, den sie ermorden wollten. Aber es
war zu spath, den Anschlag ohne Gefahr liegen
zu lassen. Das vor Augen liegende Gold reitzte ihre
Boßheit noch mehr. Izo hieng über seiner Scheitel
der zitternde Stahl, der sein röthlichtes Haupt
von dem Marmor-Halse wegreissen sollte; als
Arion mit einem lauten Schrey rückwärts sprang,
dem tödlichen Schlag auswich, und alle sein Ver-
mögen nur für sein Leben anboth. Einmahl über
das andre rufte er seine Freunde, ihre Herren,
ihre Gutthäter, ihre Ernährer. Sie sahen ein-
ander an, schlossen sich in einen Kreiß, zweifel-
hafftige Seitenblicke fielen aus ihren Augen gegen
Arion. Ihr Hertz schlug ihnen in dem Busen,
da zwey widerwärtige Begierden, Geitz und Furcht

einander beſtürmeten. Der Schluß war dieſer: Arion ſollte ſich von der Höhe des Schiffes hinunter in das Meer ſtürtzen. Was ſollte er thun? Scharfe Mordeiſen, die vor und hinter ihm blinketen, verſchloſſen weitern Bitten den Weg, und nöthigten ihn das Todes-Urtheil, das die Schiff-Knechte gefället hatten, unaeſäumt an ſich zu vollziehen. Er ergriff ſeine Harfe, ſeine beſtändige Begleiterinn, die Tröſterinn in ſeinem Unglücke, küſſend. Komm, ſagte er, komm du Stifterinn meiner vormahligen Freuden. Thue noch eines, komm, und hilff deinem Freunde auch den Tod verſüſſen. Und indem er ſelbige zwiſchen ſeinen Armen hält, tritt er den lezten Weg betrübet und langſam an, und ſtieg auf den Vörderſchnabel am Schiffe. Hier ſah er ſich ängſtlich nach der Gegend um, von welcher er gekommen, nach dem ſichern Geſtade, das er in einer unglückſeligen Stunde verlaſſen, und ſich dem gefährlichen Kiele anvertrauet, der ihn dem unverſehenen Tode zuführete. Aber vergebens. Auf allen Seiten iſt nichts als trauriges Schwartzes von Wolcken, die der Wind hinter dem Meere, das eine öde und unermeßliche Ebne ſchien, herfür jagte. Es grauete ihm vor den ungeheuren Geſtalten, mit denen das Waſſer auf der Fläche und in der Tiefe beſetzet war. Entweder würde ihn der Meerwolf mit ſcharfgeſpitzten Zähnen, zwiſchen welchen die rothen Ueberbleibſel von dem letzten Raube noch ſtecketen, mitten entzwey ſagen; oder eine gräuliche Schlange, die in rothe, grüne, und gelbe Schuppen verpantzert iſt, deren Augen mit Blut und Gift

unter-

unterschossen sind, die ihren Schwantz durch da
flache Meer als einen langen Stamm nachziehet
würde ihn in ihrem beinernen und mit Gift ange
feuchteten Rachen zerquetschen. An seinem Rü
ken jagten ihm gräuliche und verrätherische Gesich
ter einen kalten Schweiß aus. Bis izo hatte e
noch immer gehoffet, etwann ein Schiff von fern
zu erblicken, in welches er sich mit Schwimme
retten könnte; aber die Augen schossen vergeben
hin und her; er sah nichts als den nahen Tod
Wie ein zartes Rehe, welches das erste mahl vo
seiner sorgfältigen Mutter, die ihm beständig zu
Seite läufft, auf die Weide geführet wird, un
durch ein plötzliches Rauschen der Disteln, die de
Nachsehenden den Weg hindern, das einsmahl
ge Geschrey der auf den Raub erpichten Jäger
das Bellen der Hunde, das lermende Getöne de
Jagdhorns schüchtern wird, und sich verirret; wen
es sich gantz allein und umzingelt siehet, und me
ket, daß es dem Verfolger selbst in die Hände g
lauffen, ungewiß hin und her schiesset, blöke
sich wundert, daß seine Mutter so lange ausbleibet ih
zu helffen: Da indessen der gewisse Pfeil von ein
starcken Hand ihm nach dem Hertzen eilet, u
sein zartes Blut auf die Erde verschüttet. So ve
lassen stuhnd Arion auf dem hohen Vörderschnab
des Schiffes, mitten unter erboßten Mörder
Kurtz zuvor blühete noch die Jugend auf sein
Wangen, und die spiegelglatte Stirne, wo s
noch keine sorgenvolle Falte aufgeleget hatte, zei
te den Lentzen des Lebens an; aber izo saß die bla
se Farbe des Todes auf seinem Gesichte. D

weiche Lufft strich bey ihm vorbey, und belustigte sich das lezte mahl mit seinen Haaren, legte sie ihm bald auf die Brust, bald streuete sie selbige auf die Schultern, bald streckte sie dieselbigen in die Länge, und gerade hernach machte sie darinn eine wallende Bewegung, wie wenn ohngefehr ein Stein in die platte See fällt, augenblicklich um ihn herum cirkelförmige Wellen sich erheben, niedersincken, etwas entfehrnter sich wieder erhöhen, wieder verliehren, und bald in mehrerer Weite wieder da sind. Ein Gürtel hielt den Rest von seinem fliegenden Kleide fest, welches bis an die Schultern hinter sich gestreifet die Arme fast nakend ließ. Die Harfe stützete er fest an seine Brust, und fuhr mühsam mit einer schweren Hand über die scharfgezogenen Saiten, und ordnete die Töne an. Jene gehorsameten seinen Griffen.

Darauf hub er mit einem tiefen Seufzer seine Augen nach dem Himmel; und damahls fiengen die goldenen Drate an sich zu beseelen, sie antworteten seufzend einander, hertzrührende Klagtöne schwelleten von ihnen auf. Er mischte seine klingende Stimme unter die Musick, die auf der zitternden Harfe herumschweifete, und ruste den Vater der Götter und der Menschen wehe klagend an, daß er die schwartze Greuelthat mit seinem allessehenden Auge betrachten, und einen gerechten Urtheilspruch abfassen sollte. Er ruste den Apollo an, dessen Saiten selbst die Götter zu Dienste stehen müssen, und dem er manch rauchendes Opfer auf seinen Altar geleget hatte. Und dich ruffte er an, Gerechte Nemesis, die verhütet, daß

die

die Boßheit nicht schon Himmel und Erden in das vorige Chaos zurückgestürtzet hat. Erschüttre dein schwartzes Gefieder, O Freundin der Unterdrückten, O Schrecken der Gottlosen! Fliege hernieder, und besichtige eine Lasterthat, dergleichen die Vorwelt nur selten gesehen hat; sie ist werth, daß deine Hand sich zur Straffe ausstrecke, werth, daß dein Schwerdt sich zur Rache wetze. Ich sterbe, verlassen, hülfloß, von denen, die mich so gerne retten würden, weggerissen, die Hand niedriger Sclaven tödet mich, und versencket mich in ein ewiges Vergessen. O Unbestand! Nur einige Augenblicke ändern meine Scene so erschrecklich! Nur wenige Minuten zurück; da floß noch volles Wohlseyn um mich her! Izo bin ich in der traurigen Nothwendigkeit mir meinen Lebensfaden durch meine eigene Hand zu zerreissen. O flüchtiges Glück! Hubest du mich darum so hoch, damit du mich desto tiefer fälletest? Gönnetest du mir darum so grosse Freude, damit mein Tod mir desto bitterer schmeckete? So hohe Gönner, damit verruchte Sclaven über mich den Stab brächen? Wie übel, Meine Freunde, O wie übel schlägt mir eure Gütigkeit aus! Ihr wolltet mir Diener geben, und ihr gabet mir Hencker; Begleiter, die mich besorgeten, aber was vor giftige Natern sind daraus erwachsen! Niemand ist auf Erde, der ein Zeuge dieser Frevelthat sey, der sie den künftigen Menschen zum Abscheue übergebe. Dich ruffe ich zum Zeugnisse, O Sonne, ob du dich gleich izo mit dicken Wolcken umhüllest, und meinen Untergang nicht beschauen willst. Künftig

wer-

werde ich dein Licht nicht mehr genieſſen. Künftig giebſt du nicht mir die Freude, die du den Menſchen in ihr Hertz ſenckeſt. Mich wird bald eine ewige Dunckelheit begraben: Und du ſey ein Zeuge, O Mond, der du im fehrnen Weſten blaß ſteheſt. Euer Wagen fahre niemahls dieſen Ort vorbey, O Göttliche Geſtirne, daß ſich nicht das Andencken meines Unterganges bey euch erneuere. Meine Mörder ſehen euch niemahls an, daß ſie nicht ein Schauer ankomme, und ſie nicht ihres verborgenen Laſters wegen gepeinigt werden. Und du, O Meer, deſſen Wogen mich bald in den Abgrund verſchlingen werden; Und ihr Thiere der See, denen ich als ein unſchuldiges Opfer vorgeworffen werde, höret niemahls auf, ſie mit geheimen Biſſen zu quälen, ſo oft ſie ſich euch nähern werden. Erzehlet ihr den Menſchen einen Greuel der ſonſt auf immer wird verſchwiegen bleiben. Gehabe dich wohl, elender Vatter, der mich in einer unglückſeligen Stunde gebohren hat! Du wirſt deinen Sohn nicht mehr ſehen, deinen Troſt, der ſich aus deinen zitternden Armen mit Gewalt weggeriſſen. Wie wird dein graues Haupt ſich ängſtigen, wenn du hören muſt, daß er ein Opfer ſchwartzer Verrätherey, ein Raub gräulicher Thiere geworden! Wurdeſt du darum grau, O Unglückſeliger, damit dein Elend recht groß würde? O träfe ich dich jetzo ſchon in den finſtern Gängen an, die ich bald betreten werde, damit ein ſchreckender Trauerbothe dich nicht mit Grämen und Verzweifeln ins Grab drückete! Lebe wohl, Groſſer Gönner, die Götter laſſen deinen Namen

in Corinth lange leben! Lebet wohl, O Freunde, die mir der Himmel gegönnet hat! Ich verlasse euch; aber wie bitter wird mir das Scheiden! Nimmermehr wird mir vergönnet werden, eure Freude mit zugenieſſen. Nimmermehr mit euch zu ſchertzen, mich bey euch zu entladen. Würde mir nur noch einmahl erlaubet euch zu ſehen, euch anzureden, nur noch ein einziges mahl euch meinen Kummer zu klagen: Ich würde alsdann gerne wieder zurücke kehren; alsdann würde ich mich freudiger dem Tod übergeben. Aber eine unermeßliche Kluft ſcheidet mich von euch. Gebet doch Achtung, O Freunde, wenn dieſe Uebelthäter zu euch kommen; alles an ihnen wird euch von Arion reden; ihre Hände, Augen, Blicke, alles wird euch ihre Mordthat verrathen. Gehabe dich wohl! Schönes Corinth! Gehabet euch wohl ihr geheimen Sommergänge, die ihr mich ſo oft einſam gehöret, wenn mein Mund Ehrfurchtsvoll einen Gott oder eine Göttin beſungen hat. Ihr kühlen Gründe, ihr ſtillen Wälder, ihr Triften, wo mich die aufgehende Sonne ſtets gefunden, und da ſie mir täglich den letzten Blick gegeben hat, und da ich ſo oft ihren Untergang mit meiner Stimme begleitet habe! Ich werde nimmermehr die warmen Lüfte fühlen, die euch durchhauchen. Ihr werdet mich nimmermehr ſehen, ausgenommen wenn mein Schatten bey euch herum irren wird, mit ängſtlichen Seufzern die Menſchen zu erſchrecken, und die Götter zur Rache zu zwingen. Mir iſt ſchon, ich ſehe das untere Reich, da eine ſtete Dämmerung herrſchet, woſelbſt der

Mit-

Mittag die Dunckelheit nicht einmahl vertreiben kan. Ich ſehe ſchon die ſchwartzen Klüfte, die ein immerwährendes Schrecken und Verzweiflen anfüllet; den Schwarm unſeliger Geiſter, die ſich ächzend um das Geſtade herum drängen, und denen ein hartes Schickſal den Durchgang in das ſelige Reich verſperret. Ich rieche ſchon den ſchweflichten Duft des Cocytus; Ich höre ſchon von fehrnen das hölliſche Getümmel. Ein Brauſen fällt mir für die Ohren; ein plötzlicher Nebel drehet alles vor mir um; ein Schauer durchfährt mich; die Glieder fangen an zu beben; und das Blut wird mir in den Adern kalt.

Er ſagte dieſes und die Rede erſtarb in ſeinem Munde. Er ſah ſich noch einmahl erblaſſet um, und hieng mit dem Leibe über dem ſchwartzen Abgrund, wo gräßliche Thiere ſchon gegen ihn die Zähne blöketen, ſchlüpfte mit den Füſſen aus, und eilete mit ſchnellem Falle dem Tode zu. Dreymahl wiederholte ſeine Laute den lezten Schlag noch in dem Falle mit Seufzen; da der erſte Ton ſich ſchon längſt in die Luft verlohren hatte. Die Meervögel unterbrachen ihren Flug; andere kamen vom fernen Lande her; und da ſie das Ende ſeines Geſanges ausgewartet hatten, eilten ſie mit klagendem Geſchrey weg, damit ſie ſeinen Untergang nicht anſehen müßten. Philomela wurde ihrer Wunde wiederum inne, die ſie damahls ſchmerzte, als die harte Fauſt des Weidmanns ihr die nackete Zucht weggeraubet; da ſie bey dicker Nacht auf einſamen

Zweigen sitzend erbärmliche Seufzer herfür gluchsete, mit Grämen sich abkränckete, und den finstern Wald mit Klagen erfüllete. Ja es ist ein Gerüchte, daß selbst einigen von den Uebelthätern das Hertz bey Arions Klagen gewancket habe; aber Morfus, den ein unsinniger Geitz mehr als Felsenhart gemachet, und der alle Spuren der Menschheit in sich ertödet hatte, fiel mit thierischem Gebrülle auf ihn ein, und hub das Eisen zu einem schnellen Schlage empor, und damahls stürtzte sich Arion mit schwerem Falle in den Tod.

Kaum hatte das oberste Wasser ihn berühret, als etwas sich unter ihm regete, ihn empor hub, und schnell durch die See wegführete. Arion ermunterte sich, und raffete seine Kräfte zusammen, da er sich auf dem breiten Rücken eines schuppichten Delphins erblickete, der ihn allbereits aus dem Gesichte seiner Verräther weggetragen hatte. Sein Klagelied führete dieses edle Thier aus der Tiefe hervor, es schwamm nächst an dem vördern Theile des Schiffes, bald deckete es sich mit leichten Wellen, bald ragete sein hoher Leib gantz empor; es war unmuthig, daß Arion sich so lange grämete, und erwartete den Fall, damit es ihn aus der Hand der Mörder davon trüge. Jetzund legte es seinen runden Kopf für sich auf die Wellen, und stieß sie rauschend von einander, seine Floßfedern schlugen auf beyden Seiten mit Macht in die See, sein mächtiger Leib stieß sich fort, mit dem breiten Schweife regierte es den geschwinden Lauf nach

dem

dem Lande, und ließ hinter ſich einen langen Strich in der See; indem es ſtets die klaren Augenwirbel nach der Seite trieb, und um ſeine theure Bürde bekümmert war.

Arion ſchmiegte ſich feſt an deſſen ſchlüpfrigen Rücken, das Finſtere, welches ſein Geſicht verunzieret hatte, verzog ſich, ſeine Haare rollten ſich nach der Näſſe wieder in Circkel, er wurde neu belebet, und fuhr munter auf dem hohen Delphin daher; von welchem er rund um ſich her die gläſerne See beſah, die ſich als einen Spiegel flächte, und das blaue Himmelsgewölbe, den gehörnten Mond, die thauenden Abendwolcken mit wiederſchlagendem Lichte ſpielend darlegte. Die murmlenden Saiten ſchienen mißvergnügt, daß er ſo lange verzog ſeine Erlöſung zu beſingen. Er gehorſamete ihrem Vermahnen, und legete ſich mit Ernſt auf ſeine Harfe, und beſang nochmahlen mit gedämpften Tönen das ſchändliche Vornehmen ſeiner Verräther. Die ſchwirrenden Saiten bezeugeten einen Abſcheu, und die Töne, die ſich klagend in die Höhe zwangen, blieben ſchwebend liegen, da er ſeine lezten Wünſche wiederholete. Bald fährt er mit leichtem Weben über die Saiten, wie Winde welche über das wallende Gras hinſchlüpfen; bald eilen beyde Hände beſchäftiget hin und her, und ſchlagen oben und unten an die geſpanneten Därme, geſchwinder als ihnen das Auge nachfolgen konnte:

Die Töne laufen auf, und fallen plötzlich nieder,
Und kräuſeln ſich im Lauf, und ſtrecken ſich dann wieder,
Und werden raſch, und geil, und ſchnellen, ſpringen, jauchzen;

da er sein neues Leben begrüßte, und den untern Delphin prieß, der ihn von den Höllenpforten zurück getragen hatte. Dieser hörete es, und gab nach seiner Art ein grosses Vergnügen zu erkennen. Die Augen flogen ihm unbeständig herum, sein grosses Haupt hub sich hoch empor, so daß das Wasser nur den weissen Hals berührte, und dann neben hinunter glitschte. Der starcke Schweif rollte sich, und das Wasser, welches aus beyden Naselöchern herfür sprudelte, trieb seine Bogen noch einmahl so hoch.

Arions Stimme trug sich über die ebene See weg, drang selbst die Wellen durch, und machte die Geschöpfe rege, welche in fremdem Meere wohneten, Delphinen, Meerpferde, Thiere die keinen Nahmen haben, welche die Sonne selten vorhin gesehen hatte. Ein blauer Schwarm stieg nach dem andern aus der Tiefe herfür, sie schossen gleich geschwinde heran, sie schienen von Ferne wie wohl ausgerüstete Schiffe, die in gerade Linien hingestellet das Treffen erwarten. Sie flogen wie der Wind, sie waren schon da; ein Hauffen der kaum zu übersehen war, und dennoch war nichts zu hören, als ein sanftes Geräusche von der See, welche sie mit ihren Leibern zerschnitten. Sie athmeten kaum, damit ihnen nicht ein Ton von der Göttlichen Harmonie entgienge. Man würde gesagt haben, da die Wallfische aller Orten aus ihren Grüften hervorkamen, Neptum jagete etwa mit seinem Muschelwagen, der wenn er von den Vogelschnellen Pferden gezogen wird, mit

den

den ehrenen Achſen nicht einmahl das Waſſer berühret, durch die Fläche hin, und die Meerthiere wären da, ihrem Herren den Gehorſam zu bezeigen.

Der wallende Ton arbeitete ſich durch bis zu den gläſernen Zimmern, in welchen die Meergötter ihre feuchten Wohnungen haben; dieſe erſtauneten einsmahls, recketen ihre Ohren nach dem Klange hin, indem ſie eine Muſick bewunderten, die ſelbſt reitzender war, als der muthwilligen Najaden, wenn dieſe bey kühlem Abend einander ſingend in der Fluth herum jagen, und den Triton, den Glaucus, und die übrigen muntern Meergötter, die in dem nahen Schilf auf ſie lauren, heranlocken. Unter dieſen ſtrecketen einige ihre Häupter über die höchſten Wellen hervor; ſie erblicketen den reitenden Arion, und ſtrichen geſchwind ihr tröpflend Haar für den Ohren weg. Alsbald ſind Neſäe, Spio, Lycorias, ſamt der übrigen Schaar ihrer Freundinnen auch da. Sie lächelten, und wurden roth da ſie ſich übertroffen ſahen. Sie ſchwammen in einem Circkel um Arion herum. Mit einer reitzenden Unachtſamkeit flatterten ihre güldene Locken auf der nacketen Bruſt her, die man zwiſchen denſelben mit einer hohen Roſenfarbe friſch aufſteigen ſah. Die gantze Geſellſchaft begleitete den Arion, ſonderlich die neue Farth zu betrachten, dergleichen ihr Reich niemahls geſehen hatte. Nicht anderſt als ehemahls das unwiſſende Volck einem hitzigen Theſſalier ſtarr nachſah; wenn er mit ſcharfen Spornen den

schäumenden Gaul ritzte, der den Peneus mit Rennen überholt, mit klappenden Huffen den schwindenden Grund erschüttert, und schnell dem Aug entweicht.

Die Götter, welche auf den leichten Wolken herum schweben, und mit stets wachendem Auge die Thaten der Menschen beschauen, sehen sonst mit Vergnügen von den ewigen Mauren des Himmels herunter, wenn Zephyr mit heischholem Odem die Wellen kräuselt, wie etwann hier sich eine regelmässige Stadt an das Meer gepflantzet hat, dort ein hoher Port die ungeheure See einzudämmen suchet, und seinen wütenden Wogen zu trotzen scheinet, oder wie ein kühner Mast von einem Welttheile in den andern hineilet. Izo hatten sie den treulosen Anschlag der Schiffer gehöret. Arions Klagen hatten sie gerühret. Sie wollten nicht, daß er der Bosheit aufgeopfert würde. Sie wollten ihn unversehrt nach Corinth bringen, und dem König seinem Freunde in die Arme liefern, bevor die Schiffsleute seine Verräther daselbst an Bord kämen; damit diese Lasterhafte mit peinlichen Strafen gezüchtiget würden.

Nunmehr fuhr Arion schnell dem Lande zu. Er empfand schon die gewohnte Luft, er sah schon von weitem die spitzen Thürme, die über Corinth herfür rageten, wie etwann eine schwanke Aehre aus dem gelben Haufen ihr Haupt noch einmahl höher als die andern empor recket, das hohe Schloß, die abgetheilten Aecker, die braunen Wälder, die der Berge Rücken umhüllen,

ten, Flüſſe welche die vollen Feld r nmfaßten, und bald gerade, bald geſchlancke, vorſich, hinderſich, izo breit, dann ſchmal, unordentlich-lieblich ſich umherziehen, als wie eine blaue Ader durch rothen und gelben Marmel ungewiß herumirret. Er entdeckte die ihm geheimen Buchen, prächtige Landhäuſer, das Geſtade, wo er mit Sorgen entlaſſen worden. Echo fieng ſchon an, ihm klingend aus dem nahen Felſen zu antworten, Echo die er ſo oft ermüdet hatte, wenn er das krumme Thal mit dem Namen ſeiner friſchen Licoris erfüllet hatte.

Neue Fabeln.

I. Der ruhmsüchtige Bär.

Ein auf den Ruhm erpichter Bär
Kam bey sich selbst auf die Gedancken,
Die Nachwelt würd es ihm verdancken,
Vernähme sie, wie groß er einst gewesen wär.
Er sprach darüber seine Jungen,
Ich sehe, sagt er, mich gezwungen,
Daß ich den grossen Cörper messe,
Damit ich dessen seltne Grösse
Der Nachwelt so vor Augen lege,
Daß sie es deutlich fassen möge.
Ihm fielen gleich die Jungen bey
Und schwuren: Ja, bey unsrer Treu,
Wir sahen auch schon viele Bären;
Jedoch, es wird noch lange währen,
Eh daß in unserm Königreiche
Sich einer dir an Grösse gleiche.
Darum so sey darauf beflissen,
Daß es die späten Enckel wissen.

Der

Der Alte dacht jetzt allgemach
Dem edlen Unternehmen nach,
Und rief, als ers zuletzt erfunden,
Indem die Kinder um ihn stuhnden:
Fürwahr es haben Kunst und Witz
In meinem Cörper ihren Sitz!
Gleich leget er sich in den Schnee,
Er streckt die Pfoten in die Höh,
Und heißt die Kleinen auf ihn tretten;
Dann sagt er: Izo will ich wetten,
So sieht man Haut, so sieht man Haar,
Zusammt der Grösse sonnenklar.
Kein Fürst hat noch in seinem Schild
Von einem Bär ein schöner Bild.
Ein jeder von den Jungen preist
Des alten Bären scharfen Geist,
Indem sie Bild und Gegenbild betrachten,
Und es des Urbilds würdig achten.
Ein jeder sprach: Es ist gerathen,
Fürwahr der Alte hats errathen.
Sie dachten nicht (ein Bär denckt nicht so weit,)
Daß dieses Meisterstück trotz seiner Würde,
Trotz aller seiner Aehnlichkeit,
Im nächsten Schnee versincken würde.
Es schneyte nicht sobald, als es verschwand;
Witz, Kunst und Arbeit war vergebens angewandt.

II. Die Wachteln.

Ein unzehlbares Wachtelnheer
Befand sich allbereit am Strande,
Und zielte stündlich über Meer
Nach jenem weitentlegnen Lande.
Eh sie die Reise unternahmen
Verschlückten sie den Bilsensamen,
Wenn sie die Artzeney genommen,
Von ihrer Fettigkeit zu kommen;
Dieweil des Fettes schwere Bürde
Sie sonst am Streichen hindern würde.
Doch hörte man die Jungen zancken,
Die einen sagten: Wir erkrancken,
Wenn wir so viele Tage fasten.
Die andern sprachen: Auszuraslen,
Ist auf dem unbegränzten Meer
Kein Aufenthalt für unser Heer.
Zudem ist unser schwacher Flug
Vom Untergange Vorboths gnug.
Die Alten sprachen: Sorget nicht,
Es dienet euch zum Unterricht,
Daß wir nicht eh von Lande gehen,
Biß daß die guten Winde wehen.
Auch finden wir bey Sturm und Wetter
Im Meer an allen Orten Blätter,
Auf welche sich die Müden setzen,
Und dieses sonder sich zu netzen.
Es ist uns noch ihr lieben Jungen,
Auf allen Reisen wohl gelungen.
Die kluge Rede fand Gehör,
Sie machten sich gefaßt zur Reise
Und thaten nach der Aeltern Weise.
Izt gieng der Zug hoch über Meer,
Und sie erfuhren gleich den Alten
Daß Jupiter die ganze Schaar
Vor augenscheinlicher Gefahr
Durch seinen weisen Schuz erhalten.

III.

Die Meiſe und der Sperling.

Es hatte die beherzte Meiſe
Das warme Jahr durch ihre Speiſe
Nach eignem Wünſchen und Verlangen
Vollauf und ohne Müh empfangen.
Bald fieng der Nordwind an zu raſen,
Es wurde durch ſein kaltes Blaſen
Des Berges Gipfel ſilberweiß,
Der Bach, der Teich, der Fluß zu Eiß,
Das Feld als Stein, und durch die Kälte
Sah man in vielen Bäumen Spälte.
Ey Vogel, nimmſt du ſo verlieb
Mit der mit Eiß gewürzten Speiſe?
So ſprach der kleine Saatedieb,
Der Sperling, zu der muntern Meiſe.
Ich fürchte ſehr, du müſſeſt ſterben,
Und durch der Kälte Grimm verderben.
Was hilft dich itzt dein ſtetes Springen,
Dein Hüpfen, Fliegen, und dein Singen,
Dein Zizipa, dein Zizipa?
Sing eh: O weh! mein End iſt nah!
Sieh doch, wie hab ich es ſo gut,
Ich zeuge täglich friſches Blut;
Von Ueberfluß an Speltz und Gerſten
Mögt ich, du ſiehſt es ſelbſt, zerberſten.
Die aufgeweckte Meiſe ſpricht:
Der Meiſen Stamm vergehet nicht,
So lang im Boden Würmer leben,
Und Mücken in den Lüften ſchweben.
Mein Freund, es wär ein gleiches Wunder,
Gieng ein Geſchlecht, mein oder deines, unter.
Nein! Wer nichts nach dem Morgen fragt,
Der lebt vergnügt, und unverzagt.
Der holde Lentz mit ſeinen Schätzen
Wird meinen Mangel ſchon erſetzen.
Ich ſinge ſchon, als wär er da,
Mein Zizipa, mein Zizipa.

IV.

Die Lerche und der Storch.

Nachdem die Lerch der Berge Spitze
Mit ihrer holden Stimm erfüllt,
Erſieht ſie ſich zu ihrem Sitze
Ein Feld, wo Thau auf Blumen quillt.
Sie ſencket ſich der Erden zu,
Doch einsmahls ſtöret ihre Ruh
Ein Storch, der dort ſpatzieren gieng,
Und Froſchen oder Bienen fieng.
Biſt du es, ſprach der Storch zur Lerche.
Ein Hertz gefaßt! du weiſt die Störche
Verſchlingen kein gefiedert Thier,
Drum traue mir, und bleibe hier.
Für dich ſind Störche keine Fremden;
Dich ſoll denn meine Gegenwart
O liebſte Lerche, nicht befremden.
Was Federn hat, iſt einer Art.
So recht, erwiederte die Lerche
Mein Leib iſt viel zu klein für Störche,
Doch ſind die Froſchen faſt ſo klein,
Und ſchlingſt du ſie ſo ſchnell hinein.
Was mehr iſt, friſſeſt du ja Bienen,
Die Meiſen ſonſt zur Speiſe dienen.
Nein, nein, dein blutgefärbter Schnabel
Lehrt mich es ſeye keine Fabel,
Daß du der Schlangen Meiſter ſeyſt.
Ey vivant, ruft ſie, meine Flügel!
Und fliegt auf einen fernen Hügel.

E N D E.

Sammlung

Critiſcher, Poetiſcher,

und anderer geiſtvollen

Schriften,

Zur Verbeſſerung

des Urtheiles und des Witzes

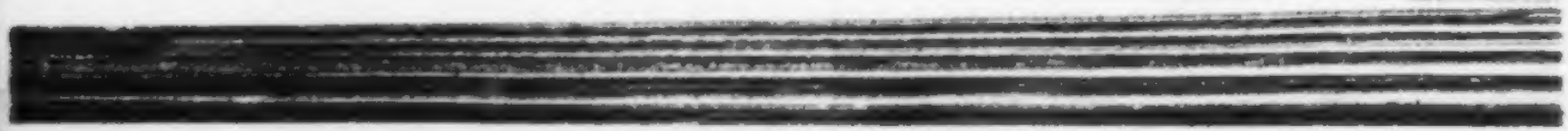
in den Wercken

der Wohlredenheit und der Poeſie.

Zwölfftes und leztes Stück.

Zürich,

Bey Conrad Orell und Comp. 1744.



Critiſche Unterſuchung,

Wie weit ſich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne.

Critiſche Unterſuchung/

Wie weit ſich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne.

Ein junger, noch ungezogener Schüler der Gottſchediſchen Weltweisheit, der ſich J. A. K. nennet, hat in einer von denen gewohnten Uebungsſtunden, die unter der Aufſicht des Hrn. Prof. **Gottſcheds** gehalten werden, zur Materie einer Ausarbeitung die critiſche Frage bekommen: **Wie weit ſich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne?** Und weil dieſe Frage zu erörtern für einen angehenden Schüler allzuſchwer gefallen wäre, um ſo viel mehr, da dasjenige Lehrbuch, deſſen ſich die Schüler des Hrn. Profeſſors bedienen, nemlich die **Critiſche Dichtkunſt für die Deutſchen**, hierüber gar keinen gründlichen Entſcheid giebt; ſo hat man ihm aus dem Schrancke der Librorum prohibitorum Hrn. **Breitingers Critiſche Dichtkunſt** und Hrn. **Alex. Gottlieb Baumgartens** *Meditationes philoſophicas*, aber dieſe leztern nur in einem deutſchen Auszuge zu einer Anleitung mit nach Hauſe gegeben, mit beygefügter ernſtlicher Warnung, daß er ſich gegen die Heterodoxie des

Breitingerſchen Buches wohl verwahre, und alles nach der Glaubens-Analogie der Gottſchediſchen Schule fleiſſig prüffe. Es hat auch dieſer J. A. K. ſeine Sache ſo wohl ausgeführet, daß Hr. Prof. **Gottſched** dieſe Ausarbeitung ſeines Schülers vor würdig geachtet, ſie dem XXXſten Stücke ſeiner **Crit. Beyträge** Art. V. zu einverleiben. Ich habe geſagt, daß J. A. K. noch ein junger und ungezogener Menſch ſey; denn ob er mir gleich weiter nicht als aus dieſem critiſchen Verſuche bekannt iſt, ſo glaube ich gleichwohl nicht ohne die gröſte Wahrſcheinlichkeit von ihm, daß er die Kinderſchuhe noch nicht völlig zertreten habe. Dieſe Schrift giebt es uns auf allen Blättern zu erkennen, inſonderheit finden wir auf der 259ſten S. ein rechtes Muſter eines kindiſchen und ungezogenen Weſens: „ Epicurus behauptete, daß der „ Leib der Götter nur quaſi corpus, und ihr Blut „ nur quaſi ſanguis; oder nur ein ätheriſcher Leib „ und ein ätheriſches Blut ſey, wie ſich Hr. Bodmer von den Miltoniſchen Engeln zwar dunckler, aber deſto gelehrter ausdrückt.

„Ey, das iſt ſchön,
„Der Teufel ſelbſt kans nicht verſtehn!„

Und bald hernach: „ Meine Wärterinnen, wenn „ ich etwa vor dem Hauſe mit einer kleinen Stange nach der Luft ſtieß, warnten mich recht andächtig: ich ſolte bey Leibe nicht in die Höhe „ ſtoſſen; ich könnte die lieben Engellein todtſtechen. ꝛc. „ Oder wer hat jemals dergleichen grobe, witzloſe Schertze bey einem wohlaezogenen Scribenten, der allbereit unter der Naſe trucken

war, geleſen? Ich habe fehrner geſagt, daß J. A. K. ein angehender Schüler der deutſchen Weltweißheit ſey. Man wird hiervon aus meiner folgenden Abhandlung genug überzeuget werden, jezo will ich zum vorläuftigen Beweiſe deſſen nur die Stelle Bl. 260. anführen, wo es heißt: „Wir „ wiſſen aus der Sittenlehre, daß unſre gantze „ Erkenntniß ihren Urſprung von den Sinnen neh„ me. Die Erfahrung lehret, wie leicht es ge„ ſchehen ſey, daß der Gegenſtand, welcher un„ ſere Sinnen berühren ſoll, zu weit von ihnen ab„ ſtehe, daß ſich entweder ein gantz undeutliches „ Bild von ihnen in der Seele abdrücket; oder „ gar von einem allzueilfertigen Urtheile ein Irr„ thum geboren wird. Die Einbildungskraft ſezt „ Bilder und Begriffe zuſammen, welche ſich „ nicht auf einander reimen, es geſchehe nun von „ uns oder von andern.„ Ein Abecedarius in der Weltweisheit weiß, daß ſo viel als zwo Quellen unſrer Erkenntniß ſind, nemlich die Erfahrung und die Vernunft; und dieſes zwar weiß er nicht aus der Sittenlehre, ſondern ſchon aus der Vernunftlehre und der Erfahrung: Eben dieſe Vernunftlehre giebt uns auch gantz andern Unterricht von dem Irrthum der aus dem Betrug der Sinnen entſtehet. Und welcher Menſch weiß, wie er die lezten worte, **es geſchehe nun von uns oder von andern**, reimen oder verſtehen ſol? Ich habe endlich geſagt, daß dem J. A. K. zu dieſer Arbeit die Breitingerſche Dichtkunſt behülflich geweſen ſey: dieß zeiget ſich aus der Vergleichung des VIten und IXten Abſchnitts derſelben, mit die-

ser Schrift, in welcher J. A. K. kaum ein Exempel anführen kan, das er nicht bey jenem gefunden hat: Wiewohl er die Gedancken des Schweizers über diese Frage so lange verdrehet und verhudelt, bis sie ihm gantz eigen geworden, und er endlich aus denselben den Schweitzer selbst nach seiner Art hat widerlegen können. Es will sich zwar fast der Mühe nicht lohnen, diesem Schüler sein Exercitium zu corrigieren, und ich hätte es würcklich unterlassen, wann nicht Hr. Prof. Gottsched dasselbe in seinen Schutz genommen, und ihm von dem Ueberfluß seines Ansehens einen wichtigen Zusatz gegeben hätte: „Denn von einem „ ehrlichen Dünnehaupt wird man nicht so leicht „ die Verführung junger Leute zu besorgen haben. „ Wie leicht ist es hingegen nicht, sich in die „ Fehler eines Mannes zu verlieben, von dem wir „ nichts als eine Anpreisung lauter Schönheiten „ gehöret haben?„ Nach der Anmerckung eines von den Greifswaldischen Gesellschaftern Bl. 193. des ersten Bandes.

J. A. K. kömmt nach einer mühesamen und recht schülerhaften Vorbereitung zulezt auf der 200sten Seite auf die Erklärung des Wahnes, die er seiner Erörterung zum Grund legt; und diese Erklärung kömmt doch noch welsch genug heraus: „Der Wahn ist eine ungewisse Erkenntniß von einem Dinge, die aber doch von seinem „ Besitzer für gewiß und untrüglich gehalten wird. „ Wir erkennen leicht, wie weit er von der Meynung unterscheiden sey: Bey einer Meynung „ läßt man es dahin gestellt seyn, ob sie wahr

„ oder

„ oder irrig sey; welches sich bey dem Wahne „ gantz anders verhält.„ J. A. K. redet in dieser Erklärung von einem **Besitzer des Wahnes**; also wird nach ihm der Wahn auch inter dominia rerum oder zu dem Eigenthum zu rechnen seyn: da man sonst bisdahin geglaubt hat, daß man von dem Wahne eher könne besessen werden. Er sagt, der Wahn sey **die Erkenntniß von einem Dinge, die für gewiß und untrüglich gehalten werde, und doch ungewiß sey**; nemlich nicht in Ansehung dessen, der sie für wahr und untrüglich hält, denn so müßte dieser einerley Erkenntniß zugleich für gewiß und ungewiß halten: sondern in Ansehung der Erkenntniß eines andern. Folglich will diese Erklärung so viel sagen: der Wahn sey, wenn ich z. E. für wahr und untrüglich halte, was ein anderer ungewiß erkennt, oder nicht weiß, ob es wahr oder falsch sey. Allein so lang ein anderer selbst ungewiß ist, ob etwas wahr oder falsch sey, wie kan er meine Meynung für einen Wahn halten? Der Wahn hat allezeit eine Beziehung auf eine andere gründlichere Einsicht und Erkenntniß, ohne dieselbe könnte niemahls kein Wahn entdeckt werden. Sehet welche Ungewißheit und Verwirrung! Wer die stoltze Vorbereitung und die prahlerhafte Erzehlung, wie er auf die Entdeckung dieser Erklärung gekommen, lieset, dem muß das Parturiunt montes, nascetur ridiculus Mus in den Sinn kommen. Es stehet aber J. A. K. bey dieser unglücklichen Entdeckung nicht stille, sondern er waget sich ferner den Unterscheid zwischen dem Wahne und einer Meynung anzuzeigen.

gen. Er sagt: „ Bey einer Meynung läßt man „ es dahin gestellt seyn, ob sie wahr oder irrig „ sey, welches sich bey dem Wahne gantz anders „ verhält.„ Hiemit wäre nach J. A. K. eine Meynung **eine ungewisse Erkenntniß, es sey, daß der Besitzer derselben sie für wahr oder irrig hält.** Seine Meynung von etwas geben, ist folglich, etwas daher sagen, von dem ich ungewiß bin, ob es möchte wahr oder irrig seyn, welches ich auch dahin gestellt seyn lasse: da doch nach dem gemeinen Gebrauche dieses Worts, derjenige, der seine Meynung über etwas erkläret, sagt, was er für wahr, gut und nützlich halte; etwas gut heisset oder verwirft.

Da der grosse deutsche Weltweise dieses finstere Salimathias selbst vor etwas wohl ersonnenes halten muß: so will ich ihn und seinen Schüler, wo möglich, aus ihrer Verwirrung auf ordentlichere Gedancken führen. Ein **Irrthum** ist, wenn einer etwas, das an sich selbst betrachtet; wahr ist, für falsch, oder das an sich, selbst betrachtet falsch ist, für wahr hält. So lange einer etwas für wahr ansiehet, so kon er sich dasselbe unmöglich zugleich als falsch vorstellen; und so lange er etwas für falsch ansiehet, so wird er sich dasselbe unmöglich als wahr vorstellen können. Der Irrthum wird demnach allemahl durch eine gründlichere Erkenntniß des Wahren oder des Falschen entdeckt und vertrieben. Ein **Wahn** ist, wenn einer dasjenige, was an sich selbst betrachtet ungewiß ist, für gewiß hält. **Ungewiß** nenne ich, was noch zur Zeit nicht genugsam erwiesen ist, oder

erwie-

erwieſen werden kan. Und was ungewiß iſt, kan demnach bey dem Zuwachs eines mehrern Lichts der Erkenntniß wahr, oder falſch und irrig befunden werden. Befindet man bey genauerer Einſicht und Unterſuchung einer Sache, daß der vorgefaßte Wahn von derſelben ohnbegründet und darum irrig und falſch iſt, ſo ſagt man mit Recht, das ſey bisdahin ein **irriger Wahn** geweſen, weil ſich nemlich iezund offenbar zeiget, daß der Wahn, den man von einer Sache gefaſſet hatte, Irrthum iſt. Befindet ſich aber in der Unterſuchung das Gegentheil, nemlich daß der Wahn, den man von einer Sache gehabt, würcklich nicht ohne zureichenden Grund, folglich gewiß und wahr iſt, ſo nennet man ihn ſchlechtweg einen **Wahn**, weil man dasjenige bisdahin ohne genugſamen Grund für wahr und gewiß gehalten, was zwar als wahr befunden wird; das man aber nichts deſtoweniger auch für wahr gehalten hätte, wenn es gleich in der näheren Unterſuchung als falſch wäre befunden worden. Der Wahn entſpringet hiemit aus einem übereilten Urtheil von Sachen, die man nicht genugſam unterſucht und geprüffet hat, deren Wahrheit oder Falſchheit man nicht erkennet, da man den Schein für das Weſen nimmt, und wo man vernünftiger Weiſe ſein Urtheil zurückhalten ſollte. Eine **Meynung** iſt endlich, wenn man in zweifelhaften Sachen und Fällen nach gewiſſen Wahrſcheinlichkeiten etwas als ſicherer, beſſer und nützlicher bey ſich feſt ſetzet: Wo dieſe Wahrſcheinlichkeiten, nach welchen ſich unſre Meynungen richten, fehl ſchlagen oder nicht eintreffen, da kan unſre Meynung betriegen.

Man vergleiche nun mit diesen Sätzen und Erklärungen, was J. A. K. sonderlich Bl. 263. von dem **wahren Wahne** für neue Entdeckungen gemachet haben will, und sehe, wie übel es in diesem Kopf muß aufgeräumt seyn, und wie zuversichtlich dieser arme Stümper die Sprache der grösten Erfinder in dem Munde führet, und sich kaum enthalten kan, überlaut auszuruffen, εὕρηκα, εὕρηκα! Von diesem **wahren Wahne** sagt er: „ Es klingt etwas fremde: allein ich bin dadurch „ darauf gebracht worden, weil man in dem ge„ meinen Leben immer noch das Beywort **Falsch** „ bey dem Wahne gebraucht, wenn man willens „ ist, eine irrige und unrichtige Erkenntniß anzu„ deuten. Es könnte vielleicht seyn, daß dieß „ Wort vor Zeiten zu den mittlern Wörtern „ gehöret, und eben so wohl eine gute als böse „ Bedeutung gehabt; welche aber hernach verlo„ ren gegangen. Der gute Geschmack würde zu „ dieser Art des Wahnes füglich können gerech„ net werden. Doch es mag dieses einer reifern „ Ueberlegung heimgestellet seyn.„ Eine gantz unerhörte Entdeckung des **wahren Wahnes**! Denn da es einen falschen und irrigen Wahn giebt, so kan es ja nicht anders seyn, es muß auch einen **wahren** Wahn geben. Trefflich wohl geschlossen! Und das Wörtgen **Wahn** muß vor Zeiten eine gute Bedeutung gehabt haben, es wird nemlich entweder eine gründliche Erkenntniß des Wahren und des Falschen bedeutet haben, oder man mag vor Zeiten ein übereiltes Urtheil ohne Untersuchung für was gutes angesehen haben. Neben dem

dem haben wir hier ein aufrichtiges Bekenntniß von einem qualificierten Oberdeutſchen aus der Gottſchediſchen Schule ſelbſt, was von dem guten Geſchmack dieſer Schule zu halten ſey, nemlich daß er ein blindes Glück und Ungefehr im Urtheilen von dem Schönen und Häßlichen einer Schrift, ein bloſſer Wahn, der ohne Verſtand und Einſicht öfters das Gute und Schöne gutheiſſet, aber eben ſo wenig weiß, warum er etwas gutheiſſet, als warum er etwas verwirfft; hiemit ein blindes Loos ſey, welches, wenn es von ungefehr richtig eintrift, einen eben ſo guten Geſchmack haben muß, als der Hr. Prof. Gottſched ſelbſt. Sollte man nicht einen ſolchen unwiſſenden Stölzling zuvor noch in die Schule verweiſen, um in ſeinem Compendio logico erſt noch recht zu lernen, was opinio, was opinio vera & falſa wäre, ehe man ihm geſtatten würde, als ein Lehrer und Kunſtrichter aufzutreten, und ſich anzuſtellen, als ob er neue Wahrheiten entdecken wolle.

Noch mehr aber verräth J. A. K. ſeine Unwiſſenheit, wenn er auf der 262. Seite bey Anlaß der Eintheilung des Wahns in ſeine Claſſen, in den unmöglichen, unwahrſcheinlichen, und wahrſcheinlichen, den Wahn mit den Erdichtungen vermenget, und was Hr. Baumgarten, u. Hr. Breitinger Bl. 135. ſeiner Dichtk. von dieſen geſagt haben, ohne Unterſcheid auf jenen ziehen will. Jedermann verſtehet, was eine mögliche, eine wahrſcheinliche, eine wahre; was im gegentheil eine unmögliche, eine unwahrſcheinliche, eine falſche Erdichtung ſey: Eine Erdichtung iſt

nem-

nemlich, wenn wir durch eine willkührliche Zusammensetzung der Bilder neue Vorstellungen erschaffen: Diese Zusammensetzung ist entweder schlechterdings **unmöglich**, wo man solche getrennte Bilder zusammenordnet, die einander widersprechen, und mit einander wesentlich streiten; die darum Herr **Baumgarten** Utopische Erdichtungen genennet hat, weil sie in keinem möglichen Zusammenhange der Dinge Platz haben können, ja nicht einmahl können gedacht werden. Oder die Zusammensetzung der Erdichtung ist **möglich**; Alles was möglich ist, hat schon einige Wahrscheinlichkeit, und gehöret entweder zu dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge, oder zu einem andern möglichen Zusammenhang. Ist das erdichtete Mögliche in der gegenwärtigen Welt möglich, so ist es eben darum, weil es ohne Widerspruch in dieser Welt würcklich seyn könnte, **wahr**: Ist es aber in einer andern Welt möglich, so ist es eben darum, weil es nicht unmöglich ist, und doch mit der gegenwärtigen Ordnung der Dinge nicht völlig übereinstimmet, **wahrscheinlich**, oder eine **heteroscosmische Erdichtung**. Zu einer **Erdichtung** wird demnach überhaupt nicht mehr erfordert, als daß sie möglich sey: Der Erdichtung stehet nicht die Wahrheit, sondern das Unmögliche entgegen; denn die Wahrheit oder das Würckliche gehöret mit dem Möglichen unter ein Geschlecht. Aber der **Wahn** wird einer sichern und begründten Erkenntniß des Wahren und Falschen entgegen gesetzet: Der Wahn gehet nicht bloß auf die Möglichkeit der Dinge, sondern er wird erkennt und

entdecket, wenn man gründlich zeigen und erweisen kan, daß dasjenige, was man bisdahin unbegründter Weise vor wahr gehalten, im Grunde entweder wahr oder falsch sey. Wie ist es denn möglich, daß man Sachen, die in ihrer Natur so sehr von einander unterschieden sind, mit einander vermischet, und der einen diejenigen Eigenschaften beylegen will, die der andern zugehören; zumahlen da auch der eingeführte Sprachgebrauch solches kaum erlauben will? Denn da der Wahn allezeit ein unbegründetes Urtheil zum Grund hat, ohne Grund und Einsicht aber urtheilen, unvernünftig gehandelt ist, so kan der Wahn, als ein solcher betrachtet, niemahls wahr seyn; oder er müßte ganz uneigentlich wahr genennet werden, in der bloßen Absicht, weil dasjenige, was man ohne Grund sich für wahr einbildet, eben so wohl wahr, als falsch seyn kan. Eben so mögte ich wohl hören, wie man mir deutlich erklären wolte, was ein wahrscheinlicher Wahn sey, wenn man ihn nicht mit einer unwahrscheinlichen Erdichtung vermischen will: Der Wahn vergnüget sich immer mit bloßen Wahrscheinlichkeiten, und sein Wesen bestehet darinnen, daß dasjenige, was einer ohne weitere Untersuchung für wahr annimmt, ihm eben nicht unwahrscheinlich vorkömmt, ob sich gleich sein Urtheil nur auf einen betrüglichen Schein der Wahrheit gründet. Wollte man sagen, der Wahn sey dannzumahlen unwahrscheinlich, wenn ein anderer für unwahrscheinlich erkennt, was dieser für gewiß hält, so habe ich schon oben erwiesen, daß eine bloße Unwahrscheinlichkeit einen Wahn weder

entdecken, noch stürtzen kan. Eine Erdichtung kan freylich zu einem Wahne, der sich nach und nach ausbreitet, Anlaß geben; aber darum ist die Erdichtung mit dem Wahne nicht einerley. Am meisten aber verräth sich der grosse Unverstand und die Unbedachtsamkeit des J. A. K. wenn er von einem **hererocosmischen** Wahne, d. i. von unbegründten Urtheilen redet, die nicht in der wirklichen, sondern in einer andern möglichen Welt Statt haben, und den **wahrscheinlichen** Wahn von demselben unterscheidet; welches daher rühret, weil er nicht gemerckt, daß Herr **Baumgarten** die wahrscheinliche und die heterocosmische Erdichtung für eins hält. Im übrigen ist freylich wahr, daß zuweilen ein ganz unvernünftiger und widersprechender Satz ein allgemeines Ansehen erlangen kan, insonderheit wenn er von dem Aberglauben unterstützet wird: Allein dieses rühret keinesweges von dem Wahne her, in so ferne er als ein solcher betrachtet wird; sondern von dem Irrthum, der mit einem falschen Wahne, immer verknüpfet ist; denn der Irrthum streitet etwann mit denen ersten Grundwahrheiten, die kein Vernünftiger in Zweifel ziehet; etwann aber mit andern davon hergeleiteten Sätzen, so daß er um etwas versteckt ist, und nicht so geschwind einem jeden in die Augen leuchtet; allein da die Falschheit allemahl mit der Wahrheit im Widerspruch stehet, so kan ein irriger Wahn niemahls möglich seyn.

So unglücklich aber J. A. K. in seinen Lehrsätzen ist, eben so ausschweifend ist er in seinen Exempeln und der Anwendung derselben: Er führet auf

der-

derſelben oben angezogenen 262ſten S. den Wahn von den ſichtbaren Cörpern der Götter an, und ſagt davon: „ Es ſey ſchlechterdings unmöglich, „ daß Weſen von den vortrefflichſten Eigenſchaf„ ten, welche man als Götter verehrte, die menſch„ liche, als eine ſehr unvollkommene Geſtalt an „ ſich haben ſollten.„ Er muß nicht bedacht haben, daß die H. Schrift von vielen Erſcheinungen des wahren Gottes Iſraels unter ſichtbarer Geſtalt ſo oft Meldung thut; daß er die Vereinigung der Götter mit der menſchlichen Geſtalt für an ſich ſelbſt und ſchlechterdings unmöglich ausgiebt: Denn was an ſich ſelbſt und ſchlechterdings unmöglich iſt, das kan niemals, auch nicht für eine kleine Zeit möglich werden, ſondern bleibet allezeit ungereimt und widerſprechend. Es iſt in Wahrheit nicht zu begreiffen, daß ein gewaltiger Lehrer, der ſelbſt eine deutſche Weltweißheit geſchrieben hat, deraleichen unbeſtimmte, verworrene, unvernünftige Sätze an einem Schüler ohne Verdruß ſollte dulden, geſchweige noch ſelbſt beypflegen, und der Welt als etwas leſenswürdiges vorlegen dürfen.

Wenn nun J. A. K. ferner auf der 243. S. Seite das Recht des Poeten über den Wahn, in folge der gemachten Eintheilung beſtimmen will, ſo redet er faſt immer unter dem Nahmen des Wahns von den Erdichtungen, und dieſes verleitet und ſtürtzet ihn in ein unverſtändiges, verlaufiges Gewäſche, wo weder Ordnung, noch Deutlichkeit zu finden iſt. Er leitet die Einſchränkung der Gewalt des Poeten über den Wahn,

oder vielmehr über die Erdichtung daher, daß die Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe, und ein Poet ihre Grentzen niemals überschreiten darf, ohne einen Fehler zu begehen: Er machet daraus den Schluß, daß ein Poet sich des Wahnes nicht schlechterdings bedienen dürfe, wenn er unmöglich oder unwahrscheinlich ist. Es gehöret nemlich zu der Natur, und muß überhaupt als wahrscheinlich angesehen werden, was durch die unendliche Kraft des Schöpfers der Natur möglich ist, hiemit alles, was mit denen ersten und allgemeinen Grundsätzen, auf welchen alle Erkenntniß der Wahrheit beruhet, in keinem Widerspruche stehet: Was hingegen mit denselben streitet, das hat auch in der Macht des Schöpfers keinen Grund der Wahrheit, ist also schlechterdings unmöglich, und kan nicht einmal gedacht werden: Und folglich hätte J. A. K. schliessen sollen, daß unmögliche und utopische Erdichtungen in keinem Gedichte jemahls zu gebrauchen seyn, es sey dann daß der Poet sich mit Fleiß lächerlich machen wolle. Aber eine gantz andere Bewandtniß hat es mit dem Wahne: Ein Wahn ist ein unbegründetes Urtheil von einer Sache, welches die Unvernunft gezeuget, und der Aberglaube in Ansehen gebracht hat. Ein irriger Wahn, der die Welt jemahls beherrschet hat, dringe er nicht von einer besser erkannten Wahrheit verdrungen wird, das Ansehen und die Macht der Wahrheit selbsten; und auch nachdem er sein Ansehen wircklich verlohren hat, und für irrig erkennt wird, behält er noch immer eine historische

Wahr-

Wahrheit; er mag an sich selbst so ungereimt und widersprechend seyn, als er immer will, weil doch einmal Menschen gewesen sind, die denselben für wahr gehalten haben. Da nun ein Poet in den vornehmsten Stücken der Poesie, nemlich in dramatischen und epischen Gedichten, entweder gar nicht, oder doch sehr sparsam in seinem eigenen Nahmen redet; sondern gröstentheils fremde Personen redend einführet, so ist er nicht befugt ihnen seine eigenen, obgleich vernünftigern und bessern Gedancken und Urtheile von den Sachen zu leihen, sondern er muß sie reden und urtheilen lassen, wie es ihr Character, so ferne er aus der Historie bekannt ist, oder das Licht der damahligen Zeiten wahrscheinlich mit sich bringt. Ein Wahn, er mag übrigens noch so gottloß und irrig seyn, weil er eine historische Wahrheit hat, gehöret nicht in Utopien, sondern in die gegenwärtige würckliche Welt, laut dem bekannten Sprüchwort: Es könne nichts so ungereimtes und widersinniges erdacht werden, das nicht selbst einer von den Philosophen jemals sollte gelehret haben. Von solcher Art ist das Exempel der Biblis, welches J.A.K. auf der 266. Seite aus Ovidius anführet. Ich schäme mich fast die elenden Anmerckungen, womit er seine Critick zu rechtfertigen suchet, zu berühren: Das vornemste kömmt wohl darauf an, daß er behaupten will, ein vernünftiger und tugendliebender Scribent oder Poet könne ohne Verletzung seines Gewissens, und ohne den Verdacht, daß er der Wahrheit und Tugend nicht allzu gewogen sey, keine gottlose Personen und Character aufführ-

führen, weil er ihnen der Wahrscheinlichkeit ge
mäß keine andere als gottlose und leichtfertige Re
den in den Mund geben könnte. Ich will diesen
scheinheiligen Lehrsatz, der die Zulassung des Bö
sen in der Welt gleichsam meistert, und die mei
sten Stücke in Hrn. Gottscheds deutscher Schau
bühne zugleich verdammet, nicht anders widerle
gen, als daß ich J. A. K. erinnern will, daß di
H. Schrift selbst, ohne einige Befleckung ihre
Heiligkeit, diese Wahrscheinlichkeit beobachtet
daß sie hin und wieder gottlose Menschen, ja selbs
Teufel aufführet, denen sie ihrem Character ge
mäß unvernünftige, ja lästerliche Reden beyleget
Nach des J. A. K. Lehrsatz ist sie nicht zu ent
schuldigen, daß sie diese Nachbildungen nicht weg
gelassen hat. Die Poesie ist eine Nachahmung
der Natur in dem Wirklichen, wie in dem Mög
lichen: da nun Thorheit, Aberglauben, Gottlo
sigkeit, nicht nur möglich sind, sondern die Welt
wirklich beherrschen, die Wahrheit und Tugend
verfolgen, und so fern sie können, unterdrücken
so höret die Poesie auf zu seyn, was sie ist, wenn
sie die Natur nur in einem kleinen Theil des Wirk
lichen nachahmen darf. Im übrigen findet J. A. K.
seine völlige Abfertigung in Hrn. **Breitingers Crit.
Dichtkunst** Bl. 339. wo es heißt: „Indessen ist
„ in dem Gebrauche dieses Kunstgriffes grosse Be
„ hutsamkeit nöthig; ich wollte nicht, daß die
„ Poesie mißbraucht würde, den Aberglauben
„ in seinen abentheurlichen Träumen zu befest
„ sen, und dieselben noch weiter auszubreiten.
„ Der Poet muß sich freylich die Historie des Aber
„ glau

„ glaubens und die verſchiedenen Meynungen, die
„ von Zeit zu Zeit einen allgemeinen Glauben bey
„ den Leuten erhalten haben, bekannt machen,
„ damit er das Wunderbare in ſeinen Vorſtel-
„ lungen nach Beſchaffenheit der Materie alle-
„ mahl auf ſolche Meynungen gründen könne, die
„ zu der Zeit, da die Perſonen, die er auffüh-
„ ret, gelebet, einen durchgängigen Beyfall ge-
„ habt hatten. Die Meynung, die er ihnen zu-
„ ſchreibet, muß zu derſelben Zeit allgemein gewe-
„ ſen ſeyn, keine geſchickter erklärte und beſſer be-
„ kannte Wahrheiten müſſen damahls mit ihr im
„ Widerſpruche gelegen haben, ſonſt würden dieſe
„ wunderbaren Vorſtellungen alle Glaubwürdig-
„ keit verlieren, und alſo ganz abentheurlich wer-
„ den.„ Man kan auch mit Nutzen nachleſen, was ferner hierüber auf der 340. und etlichen fol-genden Seiten gründlich ausgeführt worden. Was endlich die Beſchuldigung und Entſchuldigung der alten Poeten, **Homers** und **Virgils**, wegen der Fabeln von ihren Göttern anbelanget, ſo muß J. A. K. noch erweiſen, 1. daß dieſe Dichter über die Götterhiſtorie mehr Erleuchtung gehabt haben, als das Volck, und beſtimmen, wie deutlich ſie den gemeinen Irrthum des Aberglaubens eingeſe-hen haben? Denn ſo lange der unvernünftige Wahn von mehr als einer Gottheit nicht abgele-get iſt, ſo kan ich nicht wohl abſehen, wie man ſollte unfähig ſeyn, allen andern abentheurlichen Erzehlungen Glauben zuzuſtellen, zumahl wenn ihnen der Aberglauben das Anſehen heiliger Ge-heimniſſe zuleget. 2. Muß er erweiſen, daß die

Allegorischen Absichten, die ihnen von alten und neuen, heidnischen und christlichen Kunstrichtern zugeschrieben werden, schlechterdings unmöglich seyn. 3. Da Homer und Virgil ältere Geschichten zum Grund ihrer Gedichte genommen, so müßte gezeiget werden, daß sie ohne Verletzung der Wahrscheinlichkeit, denselbigen Zeiten mehrere Erleuchtung hätten zutheilen können und sollen, als sie nicht gehabt haben. Und endlich 4. stehet noch unerläutert, wie weit ein Poet, insbesondere ein epischer Dichter, der den Irrthum des herrschenden Aberglaubens seiner Zeiten in einigen Stücken einsiehet, geschickt sey, unter einem Haufen abergläubischer Götzendiener zugleich das Ansehen eines guten und glaubwürdigen Dichters und eines Verfechters einer gesunden Theologie zu behaupten; denn davon ist auf der 161. Seite der Breitingerschen Dichtkunst die Frage; nicht aber wie J. A. K. die Worte hämischer Weise verkehret, als ob Hr. Breitinger so gar zu einer Pflicht der alten Poeten gemacht habe, der Theologie des Pöbels gemäß zu reden, über welchen besondern Glauben J. A. K. sich nicht genug verwundern kan. Aber dieser ungeschickte Schüler zeiget eben dadurch, daß er zwischen einer moralischen und einer physicalischen Nothwendigkeit noch keinen Unterscheid zu machen wisse; Hr. Prof. Breitinger hat an dem angezogenen Orte den Homer in der Nothwendigkeit betrachtet, in welcher er gestanden, seine erleuchtetern Begriffe, wenn er je dergleichen gehabt, dem Vorsatz, das Ansehen eines epischen Dichters zu erwerben, aufzuopfern: Diese Noth-

wen-

wendigkeit führet er theils aus der Natur der Dichtung her, die sich an dem bloß Wahrscheinlichen begnüget, und um das philosophische Wahre fast gäntzlich unbekümmert ist; theils von der Beschaffenheit derjenigen, denen er durch sein Gedicht zu gefallen suchte. Dieses verkehret nun J. A. K. nach seinem boshaften Unverstand in eine Pflicht, und dichtet Hrn. Breitinger an, als ob er gesagt hätte, Homer wäre schuldig gewesen, auch bey einer mehrern Erleuchtung, dem thörichten Aberglauben seiner Zeiten nachzugeben, nur damit er seinen erzörnten Lehrmeister hinter der Wand durch ein heuchlerisches Aergerniß an der ihm so verhaßten Schweitzerischen Dichtkunst rächen könne.

Wenn nun J. A. K. ferner auf der 268 Seite nach seiner scharfsinnigen Eintheilung zu der andern Gattung des Wahns, den er zwar **möglich**, aber **unwahrscheinlich** genennt hat, fortgehen soll, so weiß er sich fast nicht mehr fortzuhelfen; er wird es selbst gewahr, daß er mit dem möglichen und dabey unwahrscheinlichen Wahne gantz stecken bleibt, und thut daher einen Absprung auf die heterocosmischen oder wahrscheinlichen **Erdichtungen, die man auf einen Wahn steifen kan, der bloß möglich ist**, welches aber keinen Verstand hat, und sich selbst offenbar widerspricht: Denn ein würcklicher Wahn, auf den ich eine Erdichtung gründen soll, kan ja nicht bloß möglich seyn: Und ein irriger Wahn von dem Möglichen ist, wenn ich vor möglich halte, was an sich selbst unmöglich und utopisch ist; und eine Erdichtung, die auf einen solchen Wahn gegründet ist, wäre

demnach unmöglich und utopisch, und gehörte zu der ersten Classe. Zudem hat das Mögliche schon einen Grad der Wahrscheinlichkeit, und kan also nicht schlechterdings unwahrscheinlich und doch zugleich möglich seyn. Was ist sichs dann zu verwundern, daß die ganze Abhandlung von dieser zweiten Eintheilung in diesen wenigen Worten bestehet: **Von einer solchen Art** (nemlich der möglichen und **wahrscheinlichen Erdichtungen**) **wäre mir fast keine bekannt, man wollte denn Güllivers oder Klimms Reisen dahin rechnen.** Wohin rechnet denn der gute Mensch die Aesopischen Fabeln? Damit ich von so vielen emblematischen und allegorischen Stücken in der alten Mythologie, in **Homers** und **Ovidius** Gedichten, diesmahlen nichts sage, weil dieses Sachen sind, die dem armen Stümper zu hoch sind. Ich rathe ihm also wohlmeynend, daß er Hrn. Prof. **Breitingers** Abhandlung von der Fabel mit Verstand durchlese, so wird er finden, daß dieses vornehme Stück der Dichtung, weder zu den wahren Erdichtungen, noch zu den utopischen gehöret: denn aus seiner Gottschedischen Dichtkunst hat er solches bisher nicht lernen können.

Nicht deutlichere Begriffe, aber wohl eben so viel Boßheit zeiget dieser J. A. K. wann er auf der 269. Seite zu der dritten Classe fortschreiten will; wo er von den **wahren Erdichtungen** handeln soll, **die in die itzige Reihe der Dinge gesetzt werden.** Da erfodert er, doch wiederum ohne Verstand, daß der Wahn, auf welchen sich eine solche Erdichtung gründen kan, nicht nur mög-

möglich sey, sondern auch einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich habe; welches ja eben so viel gesagt ist, als, der mögliche Wahn müsse nicht unmöglich seyn; weil alles was möglich ist, schon einen gewissen Grad der Wahrscheinlichkeit an sich hat. Er hat aber sagen sollen, ein solcher Wahn, der den Grund zu einer Erdichtung hergeben soll, müsse nicht nur möglich und schlechterdings wahrscheinlich seyn, sondern auch mit dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge nicht streiten. Es würde demnach eine auf den Grund der Meynung von der Wanderung der Seelen geschickt aufgeführte Erdichtung Wahrscheinlichkeit genug haben, und bey den Pythagoräern noch gar für eine Wahrheit gelten: Aber zu einer solchen Ausführung brauchte es in der That nicht einen so ungehirnten Kopf als des J. A. K. ist, in welchem es wie in dem chaotischen und anarchischen Reiche gantz finster, dunckel und wild aussiehet.

Auf der 270. Seite berühret J. A. K. noch einen doppelten Gebrauch des Wahnes, nemlich daß er einestheils dienen könne, eine Wahrheit damit zu erläutern, anderntheils aber ihre Ursache daraus anzugeben. Was den erstern Gebrauch angehet, so erklärt er sich darüber auf der 271. Seite also: „ Ueberhaupt möchte es zu erleiden seyn, „ sich des Wahnes, um etwas damit zu erläutern, „ zu bemächtigen: weil es wohl angehet, wirckliche Dinge mit möglichen in Vergleichung zu „ bringen. „ Ich will mich bey der seltsamen Art des Erweises, in so fern er auf den möglichen

Wahn gehet, nicht aufhalten; ich müßte nur widerholen, was ich schon oft gesagt habe; sondern nur dieses anmercken, daß dieses Recht über den Wahn nicht nur dem Dichter, sondern einem jeden andern Scribenten zukömmt, weil nemlich auch etwas an sich falsches und irriges zur Erläuterung dienen kan, nach dem bekannt Axioma: Oppolita juxta se posita magis eluceſcunt. Aber das Exempel, welches er aus Milton anführet, ist gantz übel gewehlet, angesehen es auf eine Sage und historische Erzehlung gegründet ist, nicht aber auf einen blossen Wahn, davon er doch ein Exempel hat geben wollen, dergleichen nach seiner Aussage Milton häufig hat. Dieser Engländische Poet hat alles angewendet, seinem Bilde eine Wahrscheinlichkeit mitzutheilen, er redet von einem kleinen Jagdschiffe, um durch dieses Maß die Grösse des Anckers näher zu bestimmen; er redet von der Nacht, um den sinnlichen Betrug des Piloten wahrscheinlich zu machen; er redet von dem schlafenden Leviathan, um seine Unempfindtlichkeit dadurch zu vergrössern. Es muß ihm fast vorgeschwanet haben, daß einmahl in Leipzig ein junger K. aufstehen mögte, der diese Erzehlung in Zweifel ziehen würde, daß er so sorgfältig gewesen, dieselbe gegen allen Unglauben zu verwahren; Zudem gründet der Poet seine Erzehlung auf eine standhafte Sage der Seefahrenden. Will J. A. K. dieser Sage nicht glauben, so steht es ihm frey. Er wird ja so billig seyn, und nicht fodern, daß eine Sage ihrem Wesen nach nothwendig wahrhaft seyn müsse; zugeschweigen daß

diese

dieſe Sage zum theil auf einem Betruge der Sinnen beruhet. Wenn ich aber J. A. K. würcklich recht laſſen würde, was würde er damit gewinnen? Der Poet giebt es nicht für eine wahrhafte und untrügliche Erzehlung, ſondern für eine bloſſe Sage dar, und dieſe Sage dienet ihm nicht weniger dasjenige damit zu erläutern, was er erläutern will, als wenn es eine unſtreitige Geſchichte ſeyn würde.

Was den andern Gebrauch des Wahnes anſiehet, ſo erklärt er ſich auf der 271. Seite darüber alſo: „ Allein, daß es angehe, von einer „ Wahrheit oder einem Erfolge die Urſache an„ zugeben, darwider ſtreitet der Grundſatz der „ Poeſie, man müßte jedesmahl eine Sache „ bilden, wie ſie iſt.„ Es iſt mir faſt ich leſe in einem Wörterbuch ein Blatt voll einzelner Wörter, ſo ſehr ſcheinet dieſe Erklärung ohne Verſtand durch den bloſſen Zufall erwachſen zu ſeyn. Ich verſtehe nicht, was die Urſache von einer Wahrheit iſt; warum ſollte es nicht angehen, von einem Erfolge eine Urſache anzugeben? Wo hat er den Grundſatz der Poeſie gelernet, man müſſe jedesmahl eine Sache bilden, wie ſie iſt? Nach dieſem Grundſatz iſt keine Poeſie noch Erdichtung nicht einmahl möglich, wie kan es dann ein Grundſatz der Poeſie ſeyn? Ich mag vor Ungeduld die Zeit nicht erwarten, daß ich ſeines Lehrmeiſters, des Hrn. Prof. Gottſcheden ausführlichen Commentarium über folgende und andere dergleichen Regeln in Ariſtoteles Poetick leſen kan: „ Der Poet „ muß die unmöglichen Dinge, wenn ſolche nur

„ wahrscheinlich sind, denen möglichen, die be
„ ihrer Möglichkeit ungläublich sind, vorziehen.
Warum sollte ein Poet, der die Sachen nich
so sehr vorstellen muß, wie sie wircklich sind
als wie sie wahrscheinlich seyn könnten, von e
nem Erfolge oder Wirckung nicht eine wahr
scheinliche Ursache angeben dürffen? Warum
sollte z. E. ein Dichter, wenn er schon das al
Systema von dem Umlauffe der Sonne um di
Erden, als den Mittelpunct ihres Kreises, vore
nen irrigen Wahn hält, doch aus demselben in e
nem Gedichte nicht manches Phänomenon erkl
ren dörfen? Warum sollte er nicht eine Sym
pathie und angeborne natürliche Neigung für di
Ursache mancher Begebenheit angeben dörfen
Warum sollte er nicht von Gott dem Herre
selbst z. E. sagen dürffen, der Sünder ist auc
in dem geheimsten und finstersten Winckel nich
alleine, noch verborgen, denn das Auge de
Herren sieht, durchdringt und erleuchtet alles
da selbst die H. Schrift von Gott nach mensch
licher Art zu reden pflegt? Es sagt zwar J. A
K. dadurch gebe man Anlaß zu Irrthümern
Aber er sage mir, wie müßte man reden, wi
müßte man schreiben, wie müßte man dichten
wenn man davor gäntzlich gesichert seyn wollte
Gerade die H. Schrift selbst ward von den An
thropomorphiten zu einem Anlasse eines grobe
Irrthums genommen: kan man darum di
Schuld dieses Irrthums der H. Schrift zume
sen? oder wünschen, daß sie von Gott etwa phi
losophischer möchte geredt haben? Hat un
nicht der Schöpfer gegen den Betrug des Irr
thum

thums zulänglich bewaffnet? Brauchen wir dieſe Waffen nicht, ſondern laſſen ſie durch Nachläſſigkeit verroſten, ſo iſt die Schuld unſer. Darum hätte J. A. K. die Critick über den Aeolus beym Virgil wohl zu Hauſe laſſen können; es wäre auch geſchehen, wenn er ſie nicht zu allem Unglücke beym Clerc angetroffen hätte. Im übrigen wird J. A. K. wohl thun, wenn er die Geſetze des Wahrſcheinlichen in Hrn. Breitingers Dichtkunſt auf der 138. Seite (denn in der Gottſchediſchen würde er ſie vergeblich ſuchen) ſich wohl bekannt machet und erwiegt, damit er nicht fernerhin in währender Zeit, daß er vermeynet die Rechte der Poeſie über den Wahn zu beſchützen, die Poeſie ſelbſt beſtreite und verurtheile.

Endlich kömmt J. A. K. auf der 274. Seite auf den Artickel von der Sage. Er giebt davon folgende Erklärung: „ Wenn ein Wahn die „ Geſtalt einer Geſchichte annimmt, und als „ eine Begebenheit unter den Menſchen fortge„ pflantzet wird, er mag nun entſprungen ſeyn „ woher er wolle, ſo bekömmt er den Nahmen „ einer Sage.„ Wie nimmt ein Wahn die Geſtalt einer Geſchichte an? Kan denn aller Wahn ohne Unterſcheid zu einer Sage werden? Oder entſpringt jede Sage nothwendig aus einem vorgängigen Wahn? Wie oft war die Zeit her bey uns die Sage, die Franzoſen haben geſieget: Aus was für einem Wahne mag wohl dieſe Sage entſtanden ſeyn? Wenn die Glaubwürdigkeit einer Erzehlung nicht genugſam bezeuget, wenn ſie mit Grund noch zweifelhaft iſt,

was ist denn wohl der wesentliche Unters
zwischen einer solchen Erzehlung und einer S
Wenn Hr. Breitinger die Sage durch eine
terhistorie, d. i. durch eine ungegründete E
lung erkläret, sagt diese kurtze Erklärung
mehr, als das ungewisse Geschwätze des
K.? Der gantze Unterscheid zwischen einer
ge und einer wahren Geschichte beruhet dar
daß jene nicht durch genugsame und glaubw
dige Zeugen bekräftiget ist, daß man also
mit Gewißheit sagen kan, ob sie wircklich G
habe, oder nicht: Sonst findet sich in Anseh
ihrer Möglichkeit zwischen beyden kein U
scheid, es müssen beyde nicht schlechterdinge
möglich, sondern wahrscheinlich seyn, wen
sollen Glauben finden. Und warum sollte
ein Poet auf eine Sage, so lange ihr Ung
nicht entdeckt und offenbar ist, eben so woh
auf eine wahre Geschichte ein episches Ge
aufführen können? Findet doch eine Sage,
Hr. Prof. Breitinger wohl bemercket, bey
grossen Haufen insgemein mehr Glauben
die Historie: welche Anmerckung der junge S
ler nach den Regeln einer Definition oder E
rung auf der 275. Seite auf eine recht lä
liche Weise beurtheilet; so daß man wohl
hüten muß, daß dieser unverständige K.
hinter solche Bücher gerathe, wo nicht be
nem jeden Satze an dem Rande ausdrü
gemeldet wird, ob er ein Grundsatz, eine
klärung, ein Heischesatz, eine Anmerckun
sey, und nach was für Regeln derselbe b
theilet werden müsse. In dieser Anmerc

führet Hr. Breitinger einige Urſachen an, woher es komme, daß die Sage über die Hiſtorie weg eine ſo groſſe Macht zu bereden habe? Und J. A. K. weiß aus eigener Erfahrung, und bekennet es oben auf der 260. Seite, daß das Anſehen ſeiner Wärterinn ehemahlen eine groſſe Macht über ihn gehabt, welches ſich unter andern daraus gar klar zeiget, daß noch izo die abentheurlichſten Erzehlungen derſelben beſſer als die Regeln der Vernunftlehre, die er doch in friſcherm Andencken haben ſollte, bey ihm haften: Denn wie armſelig heißt doch das geſchloſſen? Wenn Hr. Breitinger ſagt: Die Sage findet bey dem groſſen Haufen mehr Glauben als ſelbſt die Hiſtorie: ſo macht J. A. K. dieſen Schluß: Er ſetzet in ſeinem Begriffe mit voraus, daß eine Sage allezeit eine wahrhaftige Hiſtorie zum Gegentheile haben müſſe, welches doch unſtreitig höchſt falſch iſt. Wem Dummheit und Bosheit den Verſtand nicht verblenden, der weiß wohl, daß, wenn man der Sage die Hiſtorie entgegen ſetzet, man eben nicht von einer beſondern Sage, oder von einer beſondern Geſchichte, die der Sage entgegen ſtehen ſollten, ſondern von dem redet, was man nur überhaupt Sage und Hiſtorie heiſſet: Doch iſt auch dieſes nicht unſtreitig höchſt falſch, ſondern gantz begründt, daß da die Sage eine ungegründete Erzehlung iſt, der Irrthum aber der Wahrheit immer entgegen ſtehet, allemahl das Gegentheil von einer irrigen Sage wahr ſeyn muß; wiewohl eben daraus nicht nothwendig folget, daß das Gegentheil von der Sage

eben

eben würcklich müsse geschehen seyn, weil eine Sage sich auf eine blosse Lügen und Erdichtung gründen kan. Und diesen seinen Unverstand legt K. noch deutlicher an den Tag, wenn er Bl. 276 Hrn. Breitinger deswegen einen Widerspruch aufbürden will: „Er hatte gesezt, daß „die Sage dem grösten Haufen mehr gefalle, „als die wahrhafte Geschichte, und also zum „voraus als bekannt angenommen, daß die„selbe wohl vorhanden seyn könne; welches „er hier wieder in Zweifel zieht.„ Obgleich dem Hrn. Breitinger diese Frage, ob die der Sage entgegen stehende wahrhafte Geschichte wohl vorhanden seyn könne, nur nicht einmahl mag in den Sinn gekommen seyn, und also dieser Widerspruch, neben hundert andern, sich nirgends als in des J. A. K. Kopf selbsten befindet; so muß ich doch hier wegen des unbestimmten Ausdrucks anmercken, daß, ob es gleich nicht nothwendig und allgemein ist, doch freylich die wahrhafte Geschichte, die der ungewissen Sage entgegen stehet, sehr oft wohl vorhanden seyn kan. Wenn z. E. die Sage ergehen würde, Hr. Prof. Gottsched habe der Fr. Neuberin die wiederholte Aufführung des ihm so widrigen Vorspieles durch einen hohen Befehl verwehren können, so wüßte jedermann, daß gerade das Gegentheil würcklich geschehen und vorhanden, und daß er nicht verhindern können, daß diese Frau nicht vollkommen über ihn triumphierte.

Wenn

Wenn endlich J. A. K. sein Urtheil von Hrn. Prof. Breitingers Gedancken von dem Recht der Dichter über die Sage geben soll, so offenbaret er dabey neben dem grösten Unverstand eine noch grössere Bosheit, indem er durch eine falsche Auslegung und Verdrehung seiner Worte ihm nicht bloß einen fremden Sinn andichtet; sondern den Text, den er aus ihm anführet, wircklich verfälscht, da er die Worte unter dem Pöbel zwischen einschaltet, damit er ihn sagen lasse, es sey schon genug, die Leute durch falsche Sagen zu hintergehen, wenn nur der Pöbel nichts bessers wisse, und den Betrug nicht mercke. Ich habe oben die gantze Stelle angeführet, und man kan sie auf der 340. Seite in dem ersten Theil von Hrn. Breitingers Critischer Dichtk. nachsehen, so wird man den Betrieger finden, und sehen, daß Hr. Br. gerade das Gegentheil von demjenigen gesagt hat, was ihm dieser ausverschämte J. A. K. andichtet. Und was muß man wohl von Hrn. Prof. Gottsched selbst gedencken, da er sich nicht scheuet, sich dergleichen Mittel und Waffen öffentlich zu bedienen, um sein Ansehen vor dem gäntzlichen Falle und Untergang zu schützen, und seinen Dagon, ich meyne seine sogenannte Critische Dichtkunst, vor dem so nahen Umsturtz zu versichern? Er kan sich gegen allen bösen Argwohn nicht besser decken, als wenn er den J. A. K. nach seinem wahren Nahmen entdecket, ihn zur billigen Verantwortung anhält, und bekennet,

daß

daß er diese Schrift seinen Beyträgen, e
sie zuerst gelesen zu haben, einverleibet h
Ich wünsche im übrigen, daß Hr. Prof. G
sched in seiner Schule verständigere, besser
sittetere und tugendhaftere Schüler ziehen
ge, die, wofern sie nicht geschickt seyn, sein
fallenes Ansehen zu heben, es doch nicht
lends in den Koth, drücken.

Erlenbach Conrect

Verſuch

über den

Urſprung

der

Wiſſenſchaften,

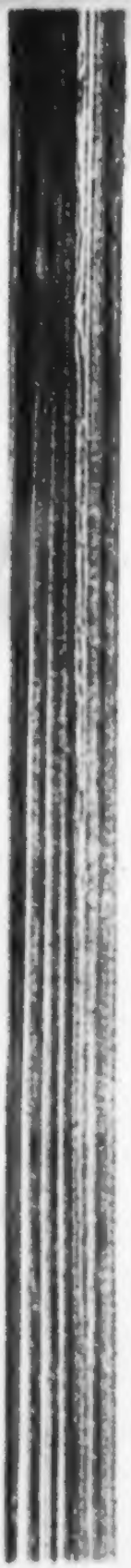
Geſchrieben

Aus den Wüſten Nubiens,
an den Hochgelehrten Herrn

Dr. J. R. S.

Von dem gelehrten Herrn

Martinus Scriblerus.



Vorrede.

Mein Leſer!

Ich habe dich und die ganze gelehrte Welt über die wichtige Entdeckung des Herrn Martinus Scriblerus hiemit beglückwünſchen wollen: Die Hrn. Scribleri ſind diejenige, welchen man wol die allermeiſten Bücher, und folglich auch den allergröſſeſten Theil des Schazes der Gelehrſamkeit, zu dancken hat; wie ſich denn ihr Geſchlecht nicht nur in Engelland (wo unſer Herr Martinus lebt), ſonder beynebens in Holland, Deutſchland, Franckreich, ꝛc. in der ganzen Welt, ungemein ausbreitet. Was mir indeſſen Sorge verurſachet, iſt, daß da alle irrdiſche Dinge in periodiſchen Zirkeln herumgehen, bald eine Zeit kommen möchte, in welcher das Geſchlecht der Urheber der erſten Künſte und Wiſſenſchaften, welche jezt (wie der Hr. M. Scriblerus gar ſchön zeiget), in der traurigen Geſtalt der Affen und Baſianen herumgeben, wieder in den Stand ſeiner erſten Würde eingeſezet, und hingegen unſere

sere jezige Gelehrten zu Affen und Baſia-
nen werden könnten. Ich wollte dieſes
gern nicht förchten, wenn ſich nur, leyder!
nicht wircklich ſchon einige ſtarcke Zeichen
zu dieſer bevorſtehenden Verwandelung
bey denſelben äuſſerten: angeſehen ja be-
kannt genug iſt, daß je mehr die Kranken
in hizigen Fiebern ſchwazen, je näher ein
endliches Stillſchweigen (der wirckliche ar-
me Zuſtand des obgedachten, ehedem ſo
berühmten Geſchlechts) zu ſeyn pflegt,
und daß nebſt dem ſehr viele heutige Ge-
lehrte die Eigenſchaft der Erfindung und
Vorſtellung eigener Gedancken mit der
bloſſen Nachahmungskunſt der Affen ſchon
längſt vertauſchet haben. Lieber, wie be-
trübt! wenn man ſie an ſtatt ihres jezi-
gen Anſehens von den Marcktſchreyern
zur Schaue herumgeführt, und in rothen
Bruſtkleidern auf den Theatris Haſelnüſ-
ſe aufbeiſſen ſehen wird. Ich wünſche,
mein Leſer, daß wir es nicht erleben müſ-
ſen.

Der Ueberſezer.

Ein Verſuch

über den

Urſprung der Wiſſenſchaften,

geſchrieben aus den Wüſten Nubiens,

an den hochgelehrten Herrn

Dr. J. R. S.

Von dem gelehrten Herrn

Martinus Scriblerus.

UNter allen denen Nachforſchungen, welche von curieuſen und wiſſensbegierigen Gemüthern angeſtellet worden ſind, iſt wol keine der Mühe eines Gelehrten mehr würdig, als diejenige, ſo den Urſprung der Künſte und Wiſſenſchaften, (welche uns ſo ſehr über das gemeine Volck erheben), die Länder, in welchen ſie entſproſſen, und die Canäle, durch welche ſie geleitet worden ſind, betrifft. Gleichwie diejenige, welche dieſelbe zuerſt unter uns gebracht haben, in die entfernteſte Theile der Welt gereiſet ſind, um ſie zu erlangen, alſo mag ich mich auf eben dieſelbe Weiſe einiger Vortheile rühmen; angeſehen ich aus den Wüſten Aethiopiens ſchreibe, aus denen Sandfeldern, welche den Stolz einbrechender Armeen begraben haben, aus einer Gegend, wo ich vielleicht izt mit meinem Fuß bey

zehen Klaftern über das Grab des Cambyſes trette, aus einer Wildniß, wo weder Pythagoras noch Apollonius jemahls hingedrungen ſind.

Man ſtimmet durchgehends überein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften von den **Aegyptern** und **Indianern** herzuleiten ſeyn, allein von wem dieſe ſie zuerſt bekommen, das iſt noch ein Geheimniß. Der höchſte Zeit-Periodus, auf welchen die Gelehrten es wagen ihnen nachzuſpühren, iſt der Anfang der Aſſyriſchen Monarchie, da die Erfinder derſelben als Götter verehret wurden: Daher wird nöthig ſeyn, daß wir in noch entferntere Zeiten zurückgehen, und einige Erkänntniß ihrer Hiſtorie aus denen auch noch ſo dunckeln und unterbrochenen Spuhren, welche uns alte Schriftſteller darüber an die Hand geben, herholen.

Weder Troja noch Thebes waren die erſten Reiche: Wir finden Meldung, wiewol keine Beſchreibungen, einer noch frühern kriegeriſchen Nation, welche den Nahmen der Pygmeer getragen. Wenn ich die Erzehlungen eines Homers, Ariſtoteles, und anderer betrachte, die von dem, was dieſe Nation angeht, als von bekannten Dingen reden, ſo kan ich nicht anders gedencken, als daß ihre Geſchichten, Kriege, Revolutionen, ꝛc. ein Theil der Wiſſenſchaften geweſen, derer ſich damahls die Gelahrten befliſſen haben. Und wenn wir ſchon geradeswegs nur von ihren Kriegsthaten in Beſchützung ihres Vaterlands gegen die jährliche Einfälle eines mächtigen Feindes Nachricht haben, ſo zweifle ich doch keinesweas, daß ſie ſich in den Künſten einer friedlichen Regierung

eben

eben ſo ſehr hervorgethan haben, obgleich keine Spuhren ihrer bürgerlichen Anordnungen mehr übergeblieben ſind. Es ſind wol eben ſo groſſe Reiche in dem Schiffbruch der Zeiten verſchlungen worden, und dergleichen Zeitläuffe über ſie verhänget geweſen, die eine gäntzliche Vergeſſenheit ihrer Geſchichte verurſachet haben. Und wenn ich muthmaſſen ſollte, daß dieſem Volck durch eine allgemeine Ausrottung deſſelben, von den Heeren der ungeheuren Vögel, welche ſie, nach einhelligem Bericht der alten Scribenten, immer zu Feinden gehabt haben, ein gleiches begegnet ſey, ſo möchte ich wol nichts unglaublicheres vorbringen, als wenn wir leſen, daß eine von den Baleariſchen Inſeln durch Kaninichen, Smynthe durch die Mäuſe, und noch unlängſt Bermudas beynahe, durch die Ratten, gäntzlich verwüſtet, und ihrer Einwohner entblöſſet worden. Nichts iſt natürlicher, als ſich vorzuſtellen, daß die wenige übergebliebene ſich hernach weit in ihre Wüſten hineingezogen, allwo ſie ungeſtört gelebt, biß ſie Oſyris auf ſeiner Reiſe, welche er die Menſchen zu unterrichten vorgenommen, gefunden hat. **Er traff** (ſagt Diodorus) **in Aethiopien eine Art kleiner Satyren an, die biß auf den halben Leib mit Haaren bewachſen geweſen**, und derer Haupt **Pan** ihn auf ſeinem Zug begleitete. Nun was dieſen berühmten Pan angehet, ſo geben uns die alten Scribenten eine umſtändliche Beſchreibung deſſelben, und kommen alle einmüthig darinn überein, daß ſie ihn rauch, bärticht, überall mit Haaren bewachſen, halb als einen Menſchen und

halb als ein Thier vorſtellen, anbey aufrecht gehend, mit einem Stab in der Hand; welches eben die Poſtur iſt, in welcher man uns, ſeine Nachkommen, biß auf den heutigen Tag ſehen läßt. Und da ſeine vornehmſte Bemühung geweſen, die Menſchen ein bürgerliches Leben zu lehren, ſo gewinnt es wol das Anſehen, daß man die erſten Anfänge der Wiſſenſchaften nirgend anderſtwoher zu leiten habe, als von dieſem Volck; welches die Götter, wie Homerus berichtet, alle Jahr zwölf Tage lang beſuchet, nur daß ſie des Umgangs mit ſolch weiſen und gerechten Einwohnern der Erden pflegen könnten.

Gehen wir nun aus Aegypten fort, und beſehen Indien, ſo werden wir finden, daß die Wiſſenſchaften auch da von einer gleichen Quelle herrühren. Dieſe edle Geſchöpfe begleiteten nemlich den Bacchus auf ſeinem Zuge in dieſe Länder, unter der Anführung des Silenus, welcher uns mit eben denſelben Merckmahlen und Eigenſchaften beſchrieben wird: Man weiß nicht, ſagt Diodorus, wo Silenus ſein ſehr altes Geſchlecht herführet; Er trug aber einen Schweif an ſeinen Lenden, ſo wie alle ſeine Nachkommen zum Zeichen ihrer Abſtammung. Hier dann ſezten ſie eine Colonie ab, welche bis auf den heutigen Tag mit deraleichen Schweiffen beſtehet. Und von dieſer Zeit an haben ſie ſich, wie es ſcheint, nur denjenigen unter den Menſchen mitgetheilet, welche den Umgang ihres eigenen Geſchlechts verlaſſen, und ſich zu einer weniger unterbrochenen contemplativiſchen Lebensart gewendet haben. Mir kömmt

ſehr

sehr wahrscheinlich vor, daß sie mitten in diesen Einöden den so berühmten Orden der Gymnosophisten gestiftet haben; denn wer die Art und Weise ihres Lebens betrachtet, der wird leicht finden, daß sie die Manieren und Gewohnheiten ihrer Lehrmeister auf das genaueste nachgeahmet haben. Es wird von ihnen gemeldet, sie wohnen in den dickesten Wäldern, sie gehen nacket, sie lassen ihren Leib gantz haaricht werden, und ihre Nägel biß auf eine ungeheure Länge wachsen. Plutarchus schreibt: Sie essen, was sie in den Feldern bekommen können; ihr Tranck sey Wasser, und ihre Better machen sie sich von Laub oder Mooß. Und Herodotus erzehlet uns, sie achten es für etwas heldenmässiges, einen Hauffen Ameisen oder anders kriechendes Ungeziefer um das Leben zu bringen.

Wir sehen hieraus, daß die zwo Nationen, welche in Ansehung des Ursprungs der Wissenschaften sich um den Vorzug bemühen, eben dieselben sind, welche mit diesem geistreichen Geschlecht jederzeit am meisten versehen gewesen. Ob sie gleich mit einander gestritten, welche von ihnen den Segen der Wissenschaften zuerst erlanget, so sind sie doch darinn übereingekommen, daß sie sich beyde gegen diese ihre gemeinen Lehrmeister danckbar erwiesen haben. Es ist bekannt, daß Aegypten in den allerältesten Zeiten dieselben in ihren eigenen Bildnissen verehret hat: Und man mag mit Grund sagen, daß Indien ein gleiches gethan, wenn man sich die in den leztern Zeiten vorkommende Anbettung des Zahns eines dieser haarich-

ten Philosophen vorstellt, gleich als ob sie es zur Danckbarkeit gegen den Mund thäten, aus welchem sie ihre Wissenschaften erlernet haben.

Laßt uns nun in **Griechenland** übergehen, wohin wir den Orpheus in gleicher Absicht aus Aegypten zurückkehren finden, in welcher Osyris und Bacchus ihre Züge unternommen: Von diesem Periodo an ists, daß Griechenland zuerst den Nahmen der Satyren gehört, oder sie für Semideos erkennt hat: Und aus diesem läßt sich ganz vernünftig schliessen, daß er einige von diesem wunderbaren Geschlecht, die auch einen Anführer von der Linie Pans gehabt, gleichen Nahmens, und welchen Theocritus, ausdrücklich einen König nennet, mit sich gebracht habe. Wenn man so viel gestehet, so ist mir leicht, von zween der ausserordentlichsten Erzehlungen in dem ganzen Alterthum Rechenschaft zu geben: Für das erste erhellet, daß die Tradition von des Orpheus Musik, deren die unvernünftigen Thiere nachgefolget, (welches man von seiner Kunst wilde und unbändige Gemüther zu zähmen erkläret hat) dem Buchstaben nach verstanden werden müsse: Und zweytens, (worauf wir besonders dringen), daß die Liebe, welche diese Weise gegen unser weibliches Geschlecht tragen, eine Auflösung aller der Fabeln alter Zeiten, nach welchen die Götter in Gestalt gewisser Thiere in den Wäldern Weibspersonen beschlaffen haben, an die Hand giebt. Ich weiß wol, man kan einwenden, es heisse, sie seyn in Gestalt verschiedener Thiere beschlaffen worden: Allein auf dieses antworten wir, daß das

Frauen-

Frauenzimmer, wo es dergleichen zu förchten hat, nicht wol im Stand ist, zu unterscheiden wie die aussehen, mit denen es zu thun hat.

Aus dem, was wir so eben gesagt, ist höchstglaubwürdig, daß die Welt diesem alten und edeln Stamme, wo nicht die Helden, doch wenigstens die allersinnreichsten Köpfe des Alterthums, zu danken habe. Eins der merckwürdigsten Beyspiele ist jener grosse und in der Kunst der Nachahmung so weit gekommene Geist Aesopus: Für dessen Abstammung von diesen Hominibus sylvestribus wir aus dem Planudes einen Beweis ziehen können, welcher sagt, Aesopus heisse eben so viel als Aethiopus, **die ursprüngliche Nation unsers Volcks.** Zu einem zweyten Grund mögen wir die Beschreibung seiner Person angeben: Er war kurtz, ungestaltet, und sahe beynahe als ein Wilder aus, so daß er gar wol in den Wäldern hätte leben können, wenn ihn nicht sein gütiges Temperament vermocht hätte, sich nach unsern Manieren zu richten, und in Kleidern an den Hof zu kommen: Das dritte Beweisthum ist sein sinnreicher und satyrischer Wiz; und endlich, sein grosses Erkenntniß in der Natur der Thiere, nebst dem Vergnügen und der natürlichen Neigung, welche er hatte, bey allen Anlässen von denselben zu reden.

Das nächste Beyspiel, welches ich anführen will, ist Socrates: Erstlich war es eine beständige Tradition, daß derselbe etwas besonderes und von dem übrigen menschlichen Geschlecht unterschiedenes gewesen: 2tens war sein äusserliches Aussehen von einer Beschaffenheit, welche klar verrieth, von was

für

für einer Linie er abstammete; angesehen er einen kahlen Kopf, eine stumpfe Nase, und hervorragende Augen hatte, und unter sich zur Erden sahe: Drittens, brachte er einige Fabeln des Aesopus in Verse, wahrscheinlich aus Hochachtung für die Thiere überhaupt, und aus Liebe für seine Familie ins besondere.

In dem Verfolg der Zeiten haben die Weibspersonen, mit welchen diese Sylvani gern geschlaffen hätten, sey es daß Menschen sie so gelehret, oder daß sie es aus Forcht vor ihrer Gestalt gethan, derselben Beywohnung gemieden, so daß unsere Weltweisen genöthiget waren, sich mit den Thieren zu vermischen. Dieses verursachte, daß das haarichte Wesen ihrer Nachkommen stafelweise höher als bis auf die Mitte ihres Leibs gewachsen; in der ersten Generation kam es ihnen bis an die Arme, in der andern bemächtigte es sich des Halses, und in der dritten stieg es über den Kopf hin, bis so das verdorbene Aussehen, in welchem die Species sich gegenwärtig versencket befindet, vollkommen entstanden. Doch müssen wir hier anmercken, daß einige wenige gewesen, welche das allgemeine Unglück nicht betroffen, indem es zu allen und jeden Zeiten noch einige, von Vorurtheilen nicht eingenommene, Weibspersonen gegeben, durch derer tugendhaftes Mittel die gänzliche Auslöschung der Art, wie sie ursprünglich gewesen, ist verhütet worden. Und eben so ist merckwürdig, daß ihre Natur auch selbst, wenn sie sich mit den Thieren vermischt haben, nicht gantz verloren gegangen, angesehen sich immer verwunderliche

Eigen-

Eigenschaften an ihnen gewiesen, wie solches klar an denen zu sehen gewesen, welche dem Alexander in Indien gefolget sind. Lieber, wie nahmen sie seine Armee in Acht, und welch ein wachendes Auge hatten sie auf seinen Befehl; wie stelleten sie sich in gleiche Verfassung, wenn es um einen Marsch oder um ein Treffen zu thun war! Welche Nachahmung seiner ganzen Kriegsordnung! Nichts anders als alte und ächte Ueberbleibsel ihrer vorigen kriegerischen Neigung, und derjenigen Verfassung, in welcher sie gestanden, da sie eine Monarchie ausmachten.

Nun auf Italien zu kommen. Als sich diese wilde Philosophen zuerst da gezeiget, hat es einige von denen, die am weniasten vermischet waren, gegeben, welche sich gefallen liessen, mit Menschen einen Umgang zu haben; dies ist aus dem Nahmen des Faunus à fando, vom Sprechen, offenbar. Und ein solcher war jener, der aus Haß gegen die Tyrannie die Wälder verlassen, und die Römische Armee angefrischet, wider die Hetrurier, die den Tarquinius wieder wollten eingesezet wissen, feindlich zu agieren: Allein hier, so wol als in allen westlichen Theilen der Welt, eräugete sich eine grosse und merckwürdige Aera, nemlich die, in welcher sie anfiengen stillzuschweigen. Wir mögen dieselbe etwas nahe an die Zeiten des Aristoteles sezen, da die Anzahl, der Stolz, und die Thorheit der Weltweisen aus dem Geschlecht der Menschen überhand genommen, und durch sie den Leuten der Kopf zu irre gemachet worden, als daß sie tüchtig gewesen seyn sollten, die Weißheit

dieser

dieſer alten Wald-Philoſophen zu empfangen. Die Fragen dieſer Academie waren zu zahlreich, denn daß ſie mit Muſſe von ihnen beantwortet werden; und zu verwirret, zu abgeſchmackt, zu böſe, und zu ſchädlich, denn daß ſie denſelbigen anderſt als eine Materie zur Verachtung und zur Verlachung vorkommen könnten. Immer von dieſem Periodo an, wenn wir etwas von ihren gegebenen Antworten hören, iſt nur zu verſtehen, daß ſie es gethan, wenn ſie gefangen, gebunden und gezwungen worden; nicht anders, als jener alte griechiſche Profet Proteus.

So leſen wir in des Sylla Zeiten von einem ſolchen nahe bey Durrachium gefangenen Philoſophen, der nicht beredet werden konnte, Lectionen zu geben, was man ihm auch immer ſagte, und ſeine Geſchicklichkeit in den Tönen, nur einzig durch wiehern, wie die Pferde, zeigete.

Ein glücklicherer Verſuch ward unter dem Reich des Auguſtus, von dem forſchenden Geiſt, dem Virgilius gemacht; die Commentatores halten ihn und den Varus für die eigentliche Perſonen, von denen im 6ten St. der Bucolic. erzehlet wird, daß ſie einen unſerer Philoſophen, und zweifelsfrey einen von den ächten aus dem Geſchlecht des alten Silenus, gefangen haben: damit ſie nun machten, daß er ſich ihnen mittheilete, (wie dann Virgil die Wichtigkeit davon wol eingeſehen), haben ſie ihn nicht nur feſt gebunden, ſondern auch noch durch ein ſchönes Mädgen, Aegle genannt, angelocket, welches dann vermocht, daß er beydes ſehr lieblich und lehrreich geſungen. In dieſem Geſang

sang finden wir ihre Lehre von der Schöpfung, wie sie nach aller Wahrscheinlichkeit vor so langer Zeit in dem grossen Pygmäischen Reiche gelehret worden, nebst verschiedenen hieroglyphischen Erzehlungen, unter welchen sie ihre Sittenlehre verbargen, und selbige damit auszierten. Daher ich dieß Bucolicon als einen unschätzbaren Schatz der allerältesten Wissenschaften ansehe.

Unter der Regierung des Constantinus wird uns von einem andern Nachricht gegeben, der in einem Netze gefangen und nach Alexandria gebracht worden; das Volck versammelte sich hauffenweise um ihn her, seine Weisheit anzuhören, allein er war einer der stummen Philosophen, und lehrete, wie Am. M. berichtet, nur durch Gebehrden.

Der lezte, welchen wir anführen wollen, der von der ächten Linie herzustammen scheint, ist der, von dem Hieronymus meldet, daß er dem St. Antonius in der Wüsten erschienen: Dieser fragete ihn, welches der Weg wäre; worauf er seinen Verstand und seine Höflichkeit durch deuten mit dem Finger zu erkennen gab; im übrigen aber wollte er nichts antworten, denn er war ebenfalls ein stummer Weltweiser.

Dieses ist alles, was ich von der Erscheinung eines so grossen und gelahrten Volcks in eurem Welttheil für dießmahl habe zusammenbringen können: Wenn wir aber in ihre alte angebohrne Size, Africa und Indien, zurückgehen wollen, so werden wir auch selbst in diesen neuern Zeiten Spuhren ihrer ersten Aufführung und Dapferkeit antreffen.

In

In Africa (gleich wir in den Sammlungen des unermüdeten Hrn. Purchas leſen) hat ein Hauffen derſelben, deſſen Anführer in ein Weibsbild verliebt war, durch Gewalt und Kriegsliſt denen Portugieſen eine Veſtung abgenommen.

Aber ich muß alle andere vorbeygehen, um fürnehmlich das Lob zweyer ihrer Monarchen in Indien, welche ihres gleichen nicht gehabt, zu erheben: Der erſte war **Perimal** der Prächtige, ein überaus gelahrter und gutherziger Printz, dem die Malabaren in der Hitz ihres Eifers einen Tempel geweyhet, welcher auf 700. Pfeilern ſtehet, die, nach des Maffeus Meynung, des Agrippa ſeinem in dem Pantheon nichts nachgeben. Der andre, **Hanimant** der Wunderwürdige, Perimals Vetter und Nachfolger, deſſen Wiſſenſchaft ſo groß geweſen, daß ſeine Anhänger zweifelten, ob es möglich wäre, daß eben dieſes weiſe Geſchlecht es wol auf einen ſo hohen Staffel der Vollkommenheit zu bringen im Stand wäre; und daher lieber glaubten, er und ſein Stamme wären eine in Affen vergeſtaltete Art Götter: Der Zahn war ſein, den die Portugieſen An. 1559. in Biſnagar weggenommen, und für welchen die Indianer, nach Linſchottens Bericht, die entſetzliche Summe von 700000. Ducaten angeboten haben. Noch ſoll ich endlich dieſe Materie nicht fahren laſſen, ohne mit aller gebührender Hochachtung Oran Outangs des Groſſen, des lezten von dieſer Linie, deſſen unglückſeliges Schickſal gewollt hat, daß er in die Hände der Europäer fiele, Meldung zu thun: Oran Outangs, deſſen Werth wir nicht kennen;

denn

denn er war ein ſtummer Philoſophus: Oran Outangs, durch deſſen Anatomie der gelehrte Dr. Tyſon unſerm Syſtema, aus der Uebereinkunft dieſes Hominis ſylveſtris mit unſerm menſchlichen Leib in denen Theilen, durch welche die vernünftige Seele ſich wirckſam erweiſet, eine neue Bekräftigung gegeben hat.

Wir müſſen nun fortgehen, und dieſe Nation betrachten, wie ſie in brutam naturam verfallen ausſiehet: aber auch ſelbſt in dieſem Zuſtand, wie viele Erfahrungen geben ſie uns nicht an die Hand, von ſolchen, die ſie von der Milzſucht oder von Geſchwähren befreyeten, indem ſie dieſelben zu rechter Zeit lachen machten? Mit was vor Fertigkeit ahmen ſie alles, was je das merckwürdigſte in dem menſchlichen Leben iſt, nach? Und was für erſtaunliche Sachen erzehlet uns nicht Le Combe und andere von ihren Begierden, Handlungen, Begreiffungskraft, Zuneigungen, vielerley Erfindungen, und der Geſchicklichkeit dieſelben ins Werck zu ſetzen? Gewiß, wenn ſie bey ſo elenden Umſtänden ihrer Gebuhrt und Auferziehung, und bey einem ſo kurzen Lebensziel, als ihnen iezo zu Theil geworden, dennoch alle andern Thiere ſo weit übertreffen, und es vielen Menſchen gleich thun, ſo kan man gedencken, was Wunders man ſich von jenen vorſtellen müſſe, die melioribus Annis nati fuerant, jenen langlebenden, antidiluvianiſchen, Erzvätern dieſes Volcks, welche die Welt zuerſt die Wiſſenſchaften gelehret haben.

Ich darf mich rühmen, daß ich bey dieſer meiner Nachricht (wie ſie dann gäntzlich und allein

mein iſt.) aus einer Quelle geſchöpfet habe, mit deren verſchiedene Meynungen der Alten wol übereinkommen, ob ſie gleich bisher weder von den alten noch den neuern Gelahrten jemahls entdeckt worden iſt. Und was ſoll ich nun den Menſchen, in Betrachtung dieſer groſſen Entdeckung, ſagen? Was anders, als daß ſie ihren Hochmuth herunterreiſſen, und bedencken, daß die Urheber unſerer Erkenntniſſen ſich unter den Thieren befinden; daß die, welche einſt bey der Schöpfung unſere ältere Brüder geweſen, und deren Reich, wie Platons Abriß einer vollkommenen Regierungs-Form erfodert, von Philoſophen beherrſchet werden, die endlich, deren Gelehrſamkeit in Aethiopien und Indien in höchſtem Flor geſtanden, nun von ihnen nicht unterſchieden, und iezo einzig als Thiere unter den Nahmen der Affen und Baßanen bekannt ſind.

Was die Rede anaehet, ſo zweifle ich keinesweges, daß es in ihren angebohrnen vaterländiſchen Wüſten noch einige Ueberbleibſel von dem erſten noch nicht ſo gar verdorbenen Geſchlechte gebe, welche derſelben noch iezo mächtig ſind. Indeſſen iſt die gemeine Urſach, welche die Spanier anaeben, daß ſie nicht reden wollen, weil ſie nemlich förchten, man möchte ſie zur Arbeit halten, allein genugſam dafür; wenn man nur bedenckt, wie ſehr die Gelehrten ihre Gemächlichkeit lieben. Eine andere iſt, daß dieſe aufmercksamen Geſchöpfe, da ſie Augen-Zeugen von der Grauſamkeit geweſen, mit welcher dieſe Nation ihren Brüdern, den Indianern, begegnet, es nothwendig finden zu verhöhlen, daß

daß ſie Menſchen ſind, damit ſie ſo nicht nur vor der Arbeit, ſondern auch vor der Grauſamkeit, beſchüzet bleiben. Und geſezt es ſtühnde auch mit dieſen aufs beſte, ſo könnten ſie drittens kein Vergnügen an dem Umgang mit den Spaniern haben, als deren ernſthaftes und unfreundliches Temperament derjenigen natürlichen und offenen Frölichkeit, welche man überhaupt bey aller rechtſchafenen Erkenntniß wahrnimmt, ſo ſehr zuwider iſt.

Indeſſen wenn es iezt, da die Sachen ſo ſtehen, möglich wäre, auf einige Weiſe ein Mittel zu finden, durch welches man ihre verborgenen Qualitäten aus ihren hervorbringen könnte, ſo bin ich verſichert, daß dieſes der gelehrten Welt, ſo wol in Abſicht auf die Widererlangung verlohrner Wiſſenſchaften, als auf die Beförderung der noch zukünftigen, von einem ungemeinen Nuzen ſeyn würde. Lieber, mag dann keine artige, geſchickte Manier erdacht werden, durch welche wir uns ihnen beliebt machen könnten? Iſt keine Nation in der Welt, deren natürliche Beſchaffenheit ſo gekehret wäre, daß ſie ſich ihre Geſellſchaft zuwegen bringen, und ſie, vermittelſt einer angenehmen Gleichheit der Manieren, gewinnen mögte? Kein Volck, da die Männer ſie durch eine ausnehmende Höflichkeit anlocken, und durch nachgemachte Bewegungen auf gewiſſe Weiſe bezaubern; das Frauenzimmer aber, durch gutmüthig erlaubte Freyheiten und das allerfreundlichſte Betragen, dieſe verliebte Creaturen zu einer danckbaren Widergeltung der Höflichkeit bewegen könnte? Die Liebe, die ich für mein Vaterland hege, giebt mir

den Wunſch ein, daß Groß-Brittannien dieſe Nation ſeyn mögte; Aber ach! wie können wir hoffen, daß Fremde von ſo groſſer Klugheit ihre Gedanken bey unſerer gegenwärtigen unglückſeligen Trennung, und derſelben ſo weiten Entfernung von ihren Freunden, Verwandten, und Vaterland, mitten unter gewaltſamen Parteyen, frey an den Tag legen werden? Die Neigung, die ich gegen unſern benachbarten Staat trage, heiſſet mich wünſchen, Holland wäre dieſelbe: Sed læva in parte mamillæ nil ſalit Arcadico. Franckreich iſt es alſo, von da wir dieſe Widerherſtellung der Gelehrſamkeit erwarten müſſen, als deſſen lezter Monarch die Wiſſenſchaften unter ſeinen Schutz genommen, und auf einen ſo hohen Staffel gebracht hat. Ich meyne wir haben Grund zu hoffen, daß ſeine Emiſſarien über kurz oder über lang den Befehl erhalten werden, nicht nur gelehrte Leute, ſondern auch gelehrte Thiere, (verſtehe die alte ächte Aethiopiſche und Indianiſche Tiegeraffen,) in ihr Vaterland einzuladen. Und könnte man nicht alsdann die Talente einer jeden beſondern Art derſelben zum Aufnehmen auch einer jeden beſondern Wiſſenſchaft anwenden? Die Tigeraffen Helden, Staatsleute, und Gelehrte zu unterrichten; die Baſianen den Hofleuten die Ceremonien und anſtändige Geſchicklichkeiten zu zeigen; die Meerkatzen die Damen und ihre Liebhaber in der Kunſt eines artigen Umgangs und angenehmen Liebesbezeigungen zu unterweiſen; die Affen von minderer Gelehrſamkeit zum beſten der Comödianten und Danzmeiſter; die Marmoſets denen Hofpages und reiſenden jun-

gen

gen Engelländiſchen Stutzern zum Dienſt gebrauchen? Allein ich überlaſſe dieſelben nach ihren Arten zu unterſcheiden, und einer jeden ihre beſondere Beſchäftigung zu beſtimmen, dem nachforſchenden und einſichtsvollen Geiſt der Hrn. Jeſuiten, in ihren verſchiedenen Miſſionen.

VALE & FRUERE.

M. S.

Strukaras/

oder

Die Bekehrung;

Eine historische Erzehlung aus dem Französischen.

WEit gegen Norden liegt ein berühmtes Königreich, welches schon mehr als einen guten Kopf hervorgebracht hat, die den Ruhm von Schöpfern für ihre Nation gegen ihre südlichen und westlichen Nachbarn hätten behaupten können, und die in ihrer Sprache eine Geschicklichkeit gefunden hatten, die erhabensten und die genauſt-bestimmten Gedanken in aller ihrer Verschiedenheit auszudrücken. Nichtsdestoweniger waren ihre Nahmen in der Dunckelheit geblieben, und ihre Schriften hatten sich verkriechen müssen. Ein falscher Lehrer, Strukaras genannt, hatte den poetischen Geschmack der Nation verderbet, indem er ihn mit Regeln gefesselt, welche er nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen, sondern bloß aus seiner eigenen hergeleitet hatte, wiewohl er vorgab, daß sein Naturell ein Abdruck des Naturells der Nation wäre, und daß diese in ihm dächte, und empfände. Er rühmte sich, daß seine Sprache alle poetischen Schönheiten

in

in ſich faſſete, und daß, wenn man ſie in ihrer Reinigkeit redete, die Gedancken und Bilder unter den Redensarten und Wörtern von ſich ſelber entſtühnden, und ſich in Sätze und Ordnung ſtelten. Was denn in derſelben nicht erhöret war, was von andern gedacht worden, und ihm zu dencken zuſchwer war, das erklärete er vor barbariſch, und vor unergründlich. Er machte dieſe Sprache zur Richtſchnur der Poeſie der Alten und der Neuern, und verbannete alſo alle die herrlichſten Bilder und Vorſtellungen aus derſelben. Homer, Virgil und Ovidius, wenn er ſie in ſeiner Sprache reden ließ, verlohren ihre lebhafteſte Munterkeit, und ihr helleſtes Licht. Aber er ſchwur, daß ſie dadurch nur regelmäſſiger und von beſſerm Geſchmack geworden wären. Seine Geſchicklichkeit zum verführen war ſo gar fein nicht, und man hörte nicht, daß ein erwachſener Menſch, deſſen Verſtand und Geſchmack zur Reife gelanget geweſen, von ihm wäre betrogen worden: Er gab ſich auch mit ſolchen keine Mühe, ſondern machete ſich nur an Jünglinge, welche noch keine nette Begriffe hatten. Dieſelben überzeugete er von ſeinen Lehren mit einer hohen Mine, und mit einem ausgeſtreckten Arm. Er zog ſie in Kleinigkeiten ſo zärtlich, und ſo weibiſch, daß ſie die ſtarcke und geſunde Nahrung in den unſterblichen Schriften der Griechen und Lateiner nicht mehr ertragen mogten. Eine Zeile voller Begriffe drückete ſie, und der Vers ſtoß ihnen nicht, wenn ſich ihm ein ungewöhnlicher

Gedancke in den Weg legete. Dieſe Jünglinge wurden mit zunehmenden Jahren zwar am Cörper, aber nicht am Geſchmacke ſtärcker. Ihr Geſchmack blieb verzärtelt, blöde und ungewiß. Sie brachten ihn mit ſich in die untern Claſſen, auf die Univerſitäten, in die Staatscabinete, und an die Höfe. Der Rector, der Profeſſor, der Staatsminiſter, der Conſiſtorialrath, waren verderbt, und verderbten wieder. Dadurch wurden die falſchen Lehrſätze des Verführers beynahe allgemein. Sie machten eine Secte, ja es ſchien daß ſie den Dienſt des Apollo und der Muſen noch verdringen würden. Die Köpfe von gutem Geſchmacke, deren man noch allezeit zwanzig bis dreiſſig zehlete, berieffen ſich zwar auf das Urtheil der Nachwelt, aber das half ihnen wenig, weil dieſe zu ihren Zeiten nicht erſchien, oder nicht reden wollte. Sie ſchrien mit einem glücklichern Fortgang den Apollo an, er warf einen gütigen Blick auf ſie. Der Stolz, die Gewalt und der Jammer, den ſie in dem Reiche des Witzes anſtelleten, verdroß ihn. Er gab der Critick, einer Göttin, die unter ihm herrſchete, Befehl, ſich den Betriegern zu widerſetzen, und den reinen Lehren der Muſen, ſeiner Töchter, wieder aufzuhelfen.

Die Critick munterte in dieſer Abſicht etliche einſichtsreiche Köpfe auf, welche in der poetiſchen und andern angenehmen Schreibarten bald ein neues Licht aufſteckten. Denn ſie holeten die unveränderlichen Grundſätze wieder hervor, welche mit der menſchlichen Natur ihren

Urſprung

Urſprung genommen haben, und mit dem Gemüthe und den Empfindungen des Menſchen gleich alt ſind. Bey dieſer Fackel fieng man hier und dar an zu ſehen, man entdeckete die Irrthümer in des Betriegers Lehrbüchern, und die Blödigkeit der Schriften, welche nach ſeinen Regeln verfertiget waren. Sein Anſehen blendete nicht mehr, und das Lob ward ihnen nicht mehr vor einen Tribut bezahlt. Doch geſchah dieſes nicht ſo ſtille; ſeine Anhänger machten einen wilden Lärmen mit harmoniſchen Schmähworten, und mit ſchlieſſenden Läſterungen; ſie zogen auch den Leibrock des Hohenprieſters an, und gürteten das Schwerdt der weltlichen Macht an die Seite.

Sie hatten auch auf ihrer Partey Götter; die Dummheit, welche den Blocksberg dem Parnaſſe entgegen ſezet, und die tobende Phreneſie, die ihren Siz zu Waldheim auf einer Wälle Stroh aufgeſchlagen hat. Dieſe beyde führten ſie zu dem Streit mit der Critik an, und unterrichteten ſie, wie ſie dem Gewäſche einen Nachdruck von Schall geben ſollten. Man erzehlet, daß ihnen einmahl der falſche Geſchmack ſichtbarlich erſchienen ſey, als ſie eben in einem Synodus berathſchlageten, wie ſie das einbrechende Licht der Critik von ihren Gränzen zurückhalten wollten; derſelbe habe ihnen das Haupt mit einem zertheilenden Rauche von allem noch übrigen Verſtande geſäubert, und es dagegen mit Spinneweben und Staube angefüllet. Damahls geſchah es, daß ſie den Erz-

verführer Strukaras zu ihrem Hierarchen erwähleten, und ihm schwuren, den Unverstand selbst in seinen Worten zu verehren, und unter seinem Stabe auf die Wahrheit und den Witz zu Felde zu ziehen.

Strukaras verdiente diesen elenden Vorzug damit, daß er zuerst an dem Verderben der ächten Poesie gearbeitet, und seine Schriften sorgfältiger, als sonst einer, vor Ordnung, Wahrheit, Witz und Anmuth bewahret hatte. Er hatte von dem Geschwätze Kunstregeln gegeben, und den Schall in ein Lehrbuch verfasset. Er wußte Recepte für Gedichte, welche weder den Kopf brachen, noch das Hertz in Unruh sezeten. Seine Poesie kriecht mit einer angenehmen Nachlässigkeit; wann er sich in die Wolcken erhebet, so fällt er augenblicklich wieder auf den Boden; er ist wahrscheinlich ohne Neuigkeit, und wo er neu und wunderbar ist, verliehrt sich die Wahrscheinlichkeit. Er hat mittelst einer Scheer und eines Topfes voll Pappe ein Trauerspiel verfertiget, in welchem alle seine Regeln dieser Schreibart beobachtet sind. Durch seinen Antrieb ist die göttliche Aeneis von der Hoheit ihrer Begriffe und der Pracht ihrer Ausbildung befreyet worden. Er selbst hat den Horatz von der Dichtkunst in den Mischmasch und die Dunckelheit seiner eigenen Irrthümer übersezet.

Mit den Schriften dieses Ertzverführers gab die Crink sich nicht wenig Mühe, sie klopfte ihm seine Lehrbücher mit der äussersten Geduld aus, sie las mit grosser Langmuth das wunderbare

Gemen-

Gemenge von falschen Gedancken, widersinnigen Ausdrücken, und sich selbst zerstörenden Sätzen in seinen Schriften aus einander. Aber es war in Ansehung des Strukaras verlohrne Mühe, er besserte sich von ihren Lehren nicht, er sträubete sich nur destomehr dagegen, und erklärte sich iezo öffentlich wider die eigensten Rechte der Poesie, indem er ihr die wahrscheinlichen Möglichkeiten, die sinnlichen und die allegorischen Vorstellungen abgesonderter Begriffe, der Engel, und der Geister absprach. Ein Poet aus den westlichen Gegenden hatte viel wunderbare und phantasiereiche Geschichten von dem Himmel und der Hölle, von den seligen Geistern, und von den gefallenen Engeln erzehlet, er hatte den Satan unter Strömen von Feuer versenket, welches er von Wirbelwinden in einen rasenden Sturm aufblasen lassen, er hatte die Sünde in die Gestalt einer verführerischen Schönheit verkleidet, und den Tod mit einem versteinernden Blick und einem herzdurchdringenden Wurfpfeile bewaffnet; Wider diese Vorstellungen setzete sich Strukaras mit der äussersten Blödigkeit des Geschwätzes und des Geschreyes; er hieß sie Gespensterhistorien, und Hexenmährgen; wovon man sich keinen Begriff machen könnte, und welche nur dieneten, die Nation in Schrecken und Angst zu setzen. Er setzte ihn in die Classe des Marino, und noch ungeheurerer Dichter. Er wußte, wenn er seinen Lehrlingen einen Abscheu vor der poetischen Schöpfung und den sinnlichen Vorstellungen beybrin-

bringen könnte, daß alle Poesie zugleich über einen Haufen fallen und die matte und nicht denkende Reimerey derselben Stelle ungehindert und ungestraft besitzen würde.

Die Critik versuchte darauf ein empfindlicheres Mittel den Strukaras wo nicht vernünftiger doch schamhaftiger zu machen. Sie hezete ihre Schwester, die Satyre, gegen ihn auf. Diese droschete ihn etliche mahl wacker ab, sie gab ihn der gantzen Nation zum besten, er war die Kurtzweil aller muntern Köpfe, und nur bey dieser Gelegenheit haben sie mehr Witz verschwendet, als man vorher der Nation zugetrauet hatte, daß sie in ihrem gantzen Vermögen hätte. Die Strukaramben selber mußten mitten in der Zeit, da sie sich über dieses Gespötte der Satyre beklageten, bekennen, daß es fein und voll Geistes wäre; aber sie kehreten sich nicht daran, weil sie nicht erkenneten, daß das Gelächter der Satyre auf wirckliche Schwachheiten des Verstandes und des Willens fiel. Daher legeten sie alle Scham ab. Strukaras blieb in ihren Augen die Ehre der Nation, der Pfeiler der Dichtkunst, der König des Witzes, der nordliche Fontenelle, der Corneille der Schaubühne.

Er führete ein Weib mit sich herum, seine Busemsfreundin; sie hatte in ihrer zartesten Jugend einen grossen Witz gewiesen, die Bilder und Figuren von Kupferstichen aus ihrer Verbindung mit einer Schäre herauszuschneiden, und alsobald in einer neuen Verknüpfung

auf einer Puderſchachtel oder einer Zuckerbüchſe wieder zuſammenzuſetzen; oder ein halbes Hundert Klöppel auf einem Spitzenpult herumzuwerfen, daß Roſen und Tulpen von Goldfaden unter ihren Fingern hervorwuchſen. Strukaras gewann ſie lieb, und beſtürmete ſie ſechs Jahre lang mit trukenen Figuren der Redekunſt, und mit kalten Ausdrücken von Liebesflammen. Sie gab ihm das Jawort, nur damit ſie ſich von ſeinen Verfolgungen erledigete. Nachdem ſie ſein Weib geworden, bildete er ihr Gehirn nach ſeinem eigenen, und goß alle ſeine Künſte in daſſelbe. Priſcilla erwies ſich ſo gelehrig, daß ſie den Strukaras in kurtzer Zeit in dem vollkommenſten Abdruck darſtellete. Es plauderte iezo in beyden ein Verſtand, ein Witz frohr in beyden, und eine Kunſt krümmete ſich in beyden; in den Schriften des Weibes entdekete man den Mann, und in des Mannes das Weib. Er ehrete ſie darum nach ihrem Verdienſte, und nahm ſie in ein Conſortium ſtudiorum auf. Aber ihr Herz war aufrichtig, und irrete mit gutem Gewiſſen den Lehren ihres Freundes nach. Als nun die Critik und die Satyre ſich mit denſelben ſo viel zu ſchaffen gemacht hatten, hielt ſie in der Unſchuld ihres Hertzens das alles vor lauter Würckungen des Neids und der Boßheit, und ſtärckete ſich im Geiſt, ihnen ihren Ungrund deutlich zu zeigen. Allein als ſie in dieſer Gemüthsverfaſſung ihre Schrifften erwog, und gegen die Lehren ihres Mannes hielt, leuchtete die Wahrheit ihr mit

einem

einem so erheiternden Licht in den Verstand, daß sie sich nicht entbrechen konnte, sie zu erkennen. Je mehr sie fortlas, je mehr fand sie Erweise und Ueberzeugungen. In der schärfesten Ironie selbst entdeckete sie einen festen, auf die Natur der Sachen gegründeten Fuß. Sie sah iezt in den Wercken ihres Freundes ein harmonisches Galimathias, mit dem Gedächtniß ausgeführte Erweise, eine gereimte Unordnung, kaltsinnige Figuren, und eine Sprache ohne Seele. Indem sie diese Entdeckungen machete, veränderte sich die Gestalt ihres Angesichtes siebenmahl, ihr Hertz pochete, die Knie wurden schlaff, Hitze und Frost wechselten in ihrem Geblüte. Sie stuhnd iezo ganz betreten, und unschlüssig, ob sie die Wahrheit oder die Freundschaft ehren wollte; nicht lange, sie bestrafte sich bald selbst, daß sie zwischen beyden hatte zweifeln können. Sie fürchtete indessen, daß Strukaras anderst dencken würde; sie kannte seinen Hochmuth; er mußte nothwendig, kraft seines höhern Verstandes die Wahrheit eingesehen haben, welche sie mit ihren schwächern Einsichten entdecket hatte; nichtsdestoweniger hatte er sie verleugnet; und auf was vor eine Art sollte sie ihm zu wissen thun, daß sie seinen Mischmasch entdecket hätte? Wie würde ers aufnehmen, wenn sie sich zu der Wahrheit bekennete, gegen welche er das Herz und den Verstand verhärtet hätte; würde er ihr nicht seine Liebe entziehen, und könnte sie ohne dieselbe leben? Aber wie könnte sie künftig ein Herz zu

ihm haben, zu einem Menſchen, der ein ſo verkehrtes Gemüthe hätte? Sie quälete ſich mit dieſen Gedancken, und prophezeihete ſich ſelber viele betrübte und verdrießliche Stunden. Allein die Pflicht überwand, und ſtärckete ſie gegen alles Leiden, das ſie vorherſah.

Sie eröffnete ihrem Mann an einem hellen Morgen die Veränderung, die ſich in ihrem Verſtande zugetragen hatte, mit groſſer Geſchicklichkeit, ſie wußte dasjenige, was ihm in ihrem Vortrage widrig oder hart ſcheinen konnte, mit angenehmen Liebkoſungen und künſtlichen Vorbiegungen gut zu machen, ohne daß dem Nachdruck ihrer Rede etwas dadurch abgegangen wäre. Sie trieb ihn auch in der That dergeſtalt in die Enge, daß er ihr geſtehen mußte, er hätte den Erweis für ſeine Lehrſätze nicht in dem Verſtande ſonder bloß in dem Willen geſuchet. Aber er that dieſes Bekenntniß mit einer Stirne, in welcher weder Reue noch Scham zu erblicken war; und als ſie nur ein Wort von der Pflicht einſtreuete, die erkannte Wahrheit öffentlich zu bekennen, widerſezete er ſich dieſer Zumuthung mit der Hartnäckigkeit eines Barbarn. Er ſagte: Sollte ich ſo manchen Erweis auf den Grund eines lieblichen Schalles aufgeführet haben; ſollte ich ſo manche Beurtheilung der verſchiedenſten Sachen nach einem Leiſten verfaſſet, und nach ein Paar Regeln von logicaliſchen Erklärungen alle Arten der poetiſchen Vorſtellungen gerichtet haben, damit ich dieſes gantze ſo krauſe, ſo mechaniſche, Gebäude

durch

durch mein eigenes Wort wieder umstürzete? Sollte ich durch einen Widerruf nicht bloß mein eigenes sondern das Urtheil aller derjenigen verdammen, welche meinem geglaubt haben? Hat nicht vielmehr mein Geschmack das Siegel der Gründlichkeit empfangen, nachdem er von einem so zahlreichen Haufen angenommen worden? Gesezt, daß ich auf meine Urtheile und Lehrsätze zufälliger Weise gefallen sey, haben sie nicht den gehörigen Erweis durch das Nachsprechen so vieler tausend Schulhalter und Magister empfangen? Aber gestanden, daß die Wahrheit nicht auf meiner Seite ist; Soll ich den Ruhm eines unfehlbaren Kunstrichters mit dem Nahmen eines gemeinen aufrichtigen Mannes vertauschen und mich selber der Dummheit anklagen, damit ich meine Redlichkeit rette? Ist es nicht ein grösserer Schimpf, wenn man uns der Dummheit schuldig befindet, als wenn man uns bloß vor boshaft hält? Mein grösseſter Ruhm ist, daß ich zwar bey mir selbst eben so gut, als die witzigsten Leute, den gründlichen Geschmack meiner Widersacher einsehe, dabey aber nichtsdestoweniger meine verdorbene Sache behaupten und mein Ansehn der Vernunft zu Trutze aufrecht erhalten kan.

Seine aufrichtige Freundin erschrack darüber und fieng an, ihm aus getreuem Hertzen vorzuhalten, daß es keins von den geringsten Verbrechen wäre, sich an den Vermögensarten der Seele, dem Verstand, der Einbildungskraft und dem Witz zu versündigen, dieses hätte wei-

mehr

mehr zu bedeuten, als ſich bloß an dem Cörper, oder an den Glücksgütern zu vergreiffen. Die bürgerlichen Geſetze wären ſehr ſcharf gegen einen, der einen Garten zerträte, und durchwühlete, warum es einem, der in dem Hirn eines jungen Menſchen, ja einer ganzen Nation, das unterſte zu oberſt kehrete, ungeſtraft hingehen ſollte? Der Gerechtigkeit müßte allemahl eine Gnüge geſchehen; nun wäre es verträglicher, ihr in der gegenwärtigen Welt, als in der zukünftigen eine Gnüge zu thun. Er ſtühnde in Gefahr, den Nahmen eines Aufrichtigen zu dem Nahmen eines Kunſtverſtändigen zu verliehren.

Sie wollte noch weiter mit ihren Vermahnungen fortfahren, aber Strukaras ſah ſie mit der Mine eines ottomaniſchen Ehemanns an, dergleichen er ſonſt nie gewohnt geweſen, gegen ſie zu brauchen; er ſchrie über Neid und Unhöflichkeit, ſie mißgönnete ihm ſeinen Ruhm, und hätte ſich von ſeinen Widerſachern beſtechen laſſen. Endlich befahl er ihr mit hoher Stimme, ſie ſollte ſich zu ihren Mägden begeben, und mit ihnen des Spinnerokens warten. Priſcilla verſtuhnd, was er damit ſagen wollte; daß er ſie von der Hoheit einer Scribentin, in welche er ſie zu ihm erhoben hatte, wieder abſetzen, und in den Stand eines gemeinen nicht ſchreibenden Weibes erniedrigen wollte. Dennoch gehorſamte ſie ihm, und ſchlückte den Verdruß in ſich. Er vertraute ihr nach dieſem nicht den plattеſten Gedancken mehr in einen Vers zu verfaſ-

ſen, er hielt ſie von allen Büchern entfernt, inſonderheit verhütete er mit einer Art von Eiferſucht, daß ihr keine von den Schriften der Critik oder der Satyre zu Geſichte käme. Mit einem Worte, er tractirte ſie als eine Frau, die zu nichts weiterm fähig wäre. Man ſagt, daß dieſes ſie nicht ſo ſehr gekräncket habe, als daß er ſo verſtockt wider ſein beſſeres Wiſſen handelte.

Dieſes Begegniß war der Critik nicht verborgen, ſie wußte, daß mit ſeinem verderbten Verſtande nichts in Vergleichung käme, als ſein verderbter Wille. Darum beſann ſie ſich eines Mittels ihm das Gewiſſen zu rühren, damit er aufhörete der Wahrheit zu widerſtreben. Seine Bekehrung war ihr nicht um ſeiner Perſon willen alleine angelegen, ſondern um aller derer unſchuldigen willen, welche von ſeinen Großſprechereyen verführt, Recepte für den Witz und den Geſchmack von ihm nahmen, womit ſie aber nur ihr gutes Naturell und ihre natürlichen Empfindungen verderbeten. Sie verfügete ſich zu dem Schlaf in ſeine braunen Zimmer der Nacht und des Schattens, und bat ihn, daß er ihr den Phantaſos, denjenigen von ſeinen Träumen zugeben wollte, welcher die langverſtrichenen, die weit entfernten, die bloßmöglichen Dinge ſo lebhaft in die Phantaſie ſchildern konnte, daß ſie gegenwärtig zu ſeyn ſchienen. Auf deſſen willfährige Einwilligung befahl ſie dieſem Traume, daß er ſich auf die Bettſtätte des Strukaras ſetzen, und drey Nächte nach einan-

einander die Erſcheinungen vor ihm aufführen ſollte, welche ſie ihm anzeigete. Er gehorſamte ihr, und als Struckaras die folgende Nacht auf ſeinem Bette ruhig ſchlief, flog er auf ſeinen Hauptpfülben hinunter, und legete ſich hart an deſſen linkes Ohr, wo er ſeine Phantaſie auf alle die Arten angriff, wie es ſeyn ſollte, damit Bilder, Geſtalten und Blendungen dem empfangenen Befehl gemäß hervorgebracht würden. Jezo dünckete es den Strukaras, daß er in dem Paradieſe der Narren angelanget wäre; er ſahe daſelbſt alle diejenigen, welche unnützliche Dinge thun, und ihr Vertrauen auf eitele Dinge ſetzen, einen groſſen Nahmen oder Reichthümer zu erlangen; alle die, welche das Lohn ihrer Thaten auf dieſer Welt dahin nehmen; eine unzählbare Menge! Nimrot bauete hier noch an dem Thurm von Babel; Tezel bot noch die Verzeihung der Sünden um Geld feil; Triller und Schwartz ſchrieben Libelle wider diejenigen, welche die Gütigkeit gehabt hatten, ſie von ihren Schreibſünden zu unterrichten, ſie hoffeten ihre Fehler durch Schmähungen gut zu machen; aber wenn ſie izo dachten, daß ſie ihr Vorhaben zu Ende gebracht hätten, kam eine Windsbraut und warf ſie mit ihren Thürmen, Indulgenzen und Libellen bunt über Eke in den Limbo der Eitelkeit, einen unermeßlichen Abgrund. Strukaras miſchete ſich alſobald unter dieſe Freundesſchaaren, und fieng an einen Altar von ſeltſamen Materialien zu bauen; Bailes Dictionnaires in Wörterbücher verwandelt

waren zu einem Fußgestelle von etlichen Treppen geleget, über denselben lagen Dicht- und Redemaschinen, uncritische Beyträge, erdichtete Weltweisheiten, umgesezte Fontenellen, verkleidete Virgils, und undeutsche Schaubühnen, in abgemessenen Eken und Linien; noch höher lagen kleine Iphigenien und Catonen in schmälern Schichten; Strukaras freuete sich in seinem Hertzen, als er die Breite, die Stärcke und die Höhe dieses Altars, den er sich selbst gesezet hatte, betrachtete, sein Muth schwellete auf, er stieg iezo auf einer Leiter auf denselben, und stuhnd oben darauf mit einer zufriedenen Majestät, als ein würdiger Götze für einen solchen Altar. Er sah von da auf tausend kleine Scribenten und elende Poeten hinunter, welche von dieser Höhe wie Zwerge in seinen Augen schienen. Aber sein Triumph war kurtz; als er sich iezo eine Lust machte, faule Eyer, Rüben, und Birnen, wovon er einen Vorrath in der Taschen hatte, auf seine eigenen Brüder hinunter zu werfen, fuhr plötzlich ein Wirbelwind daher, und schmieß ihn mit dem gantzen Bau seiner poetischen Hoheit weit von dar in den Limbo der Eitelkeit, wo er zehntausend Klafter tief hinuntersanck, indem er vergeblich mit Kopf, Hand und Fuß in die Luft schlug. Er hatte noch nicht aufgehöret zu sincken, als er aus dem Schlaffe erwachete.

Er sann dem Gesichte nach, es hatte einen tiefen Eindruck in seinem Gemüthe gemacht, es schien ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem

Zustan-

Zuſtande zu haben, und eine heimliche Prophezeyung in ſich zu faſſen. Doch ſagte er niemanden was davon, als dem kleinen Bathyll, dem er gewohnt iſt ſeine Gedancken zu zeigen, wann ſie noch ohne Geſtalt und Form mit einem halben Leben unausgebrütet in ſeinem Kopf liegen und noch nicht franzöſiſches Phöbus ſtammeln können. Bathyll ließ ihn nicht ungetröſtet, er bedeutete ihm, daß der gantze Traum nichts anders wäre, als eine Nachäffung der gaukleriſchen Phantaſie, welche auf die Erfindung des Kupferſtiches vor Pops Duncias gearbeitet hätte. Sie hatten voriges Tages die Auflage dieſes ſatyriſchen Gedichtes von 1729. empfangen, und ſich lange bey der hieroglyphiſchen Figur des Kupferbildes aufgehalten. Strukaras bemühete ſich dem Bathyll zu glauben, doch konnte er nicht davor, daß nicht das Geſichte ihm beſtändig in den Gedancken ſchwebete; es ſchwindelte ihm noch im wachen, und er bildete ſich immerfort ein, daß er noch ſäncke.

In der andern Nacht ſtieg Phantaſos wieder hinunter, in die Phantaſie des Strukaras unerhörte Geſtalten zu ſchildern. Er ließ ihn einen wüſten und wilden Ort ſehen, ein greuliches Gefängniß, das rundherum wie ein unermeßlicher Offen brannte, wo aber die Flammen kein Licht von ſich gaben, ſondern nur eine dunkele Dämmerung zeigeten, in welcher man traurige Anblicke, und Gegenden voller Schmertzen ſehen konnte. Hier brannte das Land mit einem feſten geronnenen Feuer, und die See mit ei-

nem flüſſigen. Es dünckete den Strukaras, daß er einen Rieſen auf dem Feuerpfuhl ſchwimmen ſähe, er reckete den Kopf über den Wellen empor, die Augen funkelten ihm, ſeine übrigen Theile waren auf den Wogen viel Hufen lang ausgeſtreckt; er richtete ſich nunmehr auf, und trug den ungemeſſenen Körper über das Feuermeer empor, er ſchaltete die Feuerwellen von ſich, und gieng nach dem Geſtade. Seine Geſtalt war wie die Geſtalt eines Ertzengels, und hatte noch einen groſſen Reſt von Glantz an ſich. Aber auf ſeinem Angeſichte waren tiefe Narben eingegraben, und die Sorge ſaß auf ſeinen blaßlichten Wangen. In den Augenbraunen ließ ſich ein unbändiger Muth, und ein rachgieriger Stoltz wahrnehmen. Als er an dem Geſtade angekommen, ſtüzte er ſich auf ſein Speer, gegen welchem die längſte Tanne auf den norwegiſchen Bergen nur eine Ruthe war, und indem er die giftvollen Augen hin und her gehen ließ, ſagte er: Dieſes iſt die Gegend, die wir mit dem Himmel haben vertauſchen müſſen; dieſes Reich haben wir mit unſerer Rebellion gewonnen! In flieſſendem Feuer, oder in truckenem zu wohnen, iſt alle Wahl, die man uns in der Hölle übrig läßt. Unſer Jammer iſt nur allzu würcklich, er iſt kein Hexenmährchen; hier in dieſer äuſſerſten Finſterniß iſt unſer Kerker, hier ſind wir unter Orkane von Feuer begraben, und mit uns alle diejenigen, welche ſich wider die Wahrheit empören, und vorſetzlich die Unvernunft predigen. Indem er dieſe Worte ſagte, dünckte

es

es den Strukaras, daß er die Augen ſtarr auf ihn gerichtet hielt, darüber nahm ein kalter Schauer ſeine innerſten Adern ein, er fuhr plötzlich auf, und rief, indem er aufſprang: Nein, ich ſage nicht mehr, daß Miltons Hölle ein Hexenmährchen ſey; Jezt weiß ich, daß ſeine Teufel kein Siebenſachen ſind, daß ihre Maſchinen für die Hölle nicht zu groß, und die Hölle für ſie nicht zu klein iſt, ich ſehe auch, daß ein groſſer Unterſchied zwiſchen einem gefallenen Ertzengel und dem Teufel von Züterbock iſt, den der fromme Schmied daſelbſt in einen Sack geſchoben hat.

Priſcilla hörte ihn dieſe Worte zitternd ſagen, und ſah ihn gantz im Schweiſſe baden, ſie fragte ihn, was ihm widerfahren wäre, und er erzehlte ihr die grauſame Erſcheinung, die er geſehen, und die fürchterliche Stimme, die noch in ſeinen Ohren donnerte. Er fügete hinzu, daß er fürchtete, er hätte ſich an Milton verſündiget, allermaſſen er ſeit drey Jahren nichts anders gethan hätte, als ſich den Kopf zerbrochen, damit er ſeinem Verl. Paradieſe einen Kleck anwerffen könnte. Zugleich wieß er ihr etliche Blätter, die er zuſammen geſtoppelt hatte; die Aufſchrift davon lautete: Unterſuchung, wie weit ſich Milcon des gemeinen Wahnes mißbraucht habe, und, Vergleichung des Verl. Paradieſes Johann Miltons mit Joſeph Nicolaus Maiers hochzeitlichen Freudenſchall auf Perſeus und deſſen befreyte Gemahlin Andromeda, als Kayſer Carl den VII. und das Römiſche Reich.

Sie las in diesen Blättern mit Entsetzen, wie schwermerisch er wider diesen göttlichen Poeten wüthete, und weil sie ihn durch das nächtliche Gesicht gerühret sah, redete sie ihm mit grosser Dreistigkeit zu, und berief sich auf sein eigenes Gewissen, daß das Miltonische Gedichte die empfindlichsten Eindrücke von Verwunderung, Furcht, Schrecken, Vergnügung in seinem Gemüthe gethan hätte. Er gestuhnd es ihr, und bezeigete eine grosse Reue über die Undanckbarkeit, mit welcher er diesem Poeten dafür gelohnet hatte. Aber diese redliche Gemüthsverfassung währete nicht länger, als bis zu der Ankunft Bathylls, der gleich in ein Gelächter ausbrach, als er das Nachtgesichte, und die Angst vernahm, welche es dem Strukaras verursachet hatte. Er sagte, dieser Traum wäre wieder nichts anders, als eine abentheurliche Nachahmung der Phantasie, welche sich in der Zeit geschäftig erzeigete, da die Vernunft schlief, durch dieselbe wäre der Traum aus verschiedenen Lappen des Verl. Paradieses wunderlich zusammengesezet, er wäre eine Frucht des starcken Nachsinnens, mit welchem Strukaras dieses abentheurliche Gedichte gelesen hätte, und das gäbe einen deutlichen Beweis, was vor unergründliche Gedancken es in dem aufgeräumtesten Kopfe hervorbringen könnte. Es wäre zu nicht anders gut, als das Gewissen aufrührisch zu machen, und das Gehirn mit Erdichtungen und Gespenstern anzufüllen. Daher rieth er, daß Strukaras diese gespenstmässige Teufel mit einer Kanne Burgunder austreiben sollte. Dieser folgete ihm, Korax und der Buchdrucker

drucker Bucephalus wurden beruffen, ihm nebenſt Bathyll Geſellſchaft zu halten; ſie blieben den ganzen Tag, und die halbe folgende Nacht bey ihm. Wie ſehr ſich aber Strukaras Zwang anthat, ſah er beſtändig den gefallenen Ertzengel auf dem trukenen Feuer ſtehen, und hörete beſtändig den Schall ſeiner entſetzlichen Stimme.

Gegen den Morgen kam Phantaſos das dritte mahl ihn mit Schreckbildern zu plagen. Es dünkete ihn, daß ein anſehnlicher Alter mit einem majeſtätiſchen Angeſichte, doch dunkeln Augen, zu ihm ſagte: Sieh mich an, Strukaras, ich bin der Engelländer, der das epiſche Gedichte geſchrieben hat, gegen welches du eine ſo unſinnige Wuth bezeigeſt. Du haſt in der vorigen Nacht meine Hölle und meine gefallenen Engel darinnen mit deinen Augen geſehen, und vermuthlich erkennet, daß es keine Schattengeſpenſter oder Hexenmährchen ſind. Ich will dir iezo auch die Sünde und den Tod zeigen, welche du vor leere und erdichtete Geſpenſter ausgiebſt. Vielleicht thun ſie den glücklichen Eindruck auf dich, daß du dich hüteſt in ihre Gewalt zu fallen, wenn du ihre abſcheuliche Geſtalten mit deinen körperlichen Augen erblicken wirſt.

Mit dieſem Worte erhaſchete er ihn bey einem Schopfe Haare a, und führte ihn mit der Schnelligkeit des Blizes über das Firmament und die Waſſer, die daſſelbe umflieſſen, hinaus, hernach durch den Golfo, der zwiſchen dem Himmel und

a Ein augenſcheinlicher Beweiß, daß Strukaras nicht, wie einige argwöhniſche vermeinen wollten, G. ſey, weil dieſer leztere mit fremden Haaren pranget.

der Hölle liegt, wo der alte Anarch, Chaos, herrschet, hindurch zu den Pforten der Hölle. Sie höreten lange vor ihrer Annäherung bey denselben ein Geräusche, das gantz anders tönete, als die Musik bey einem Ballete, es war ein Winseln, und Wehklagen, und knirschendes Wüthen. Die Pforten stuhnden weit aufgeschlossen. Milton stellete ihn innerhalb auf den versengten Boden, und ließ ihn daselbst alleine stehen. Das erste, das ihm in die Augen fiel, war ein gräßliches Ungeheuer, bis auf die Hüften ein schönes Frauenzimmer, aber von unten ein schuppigter Fisch, der den Schwantz in häßliche Ringe drehete. Um sie herum bellete eine Schaar Höllenhunde ohne Aufhören, sie krochen zuweilen in ihren Bauch hinein, nisteten darinnen, und heuleten immerfort. Neben ihr stuhnd ein noch scheußlicheres Geschöpfe, schwartz wie die Nacht, grimmiger als zehn Furien; es schwung in der Rechten einen fürchterlichen Stachel. Sein blosses Anschauen versteinerte, was ihm begegnete, mit einem kältern Blicke, als der gorgonischen Schwestern. Strukaras betrachtete das erstere Bild von dem Haupte bis auf die Hüften mit einiger Lust, aber als er die Augen von den Hüften bis auf den Fischschwantz laufen ließ, überfiel ihn ein häßliches Grausen, er lenkete das ekelnde Gesicht geschwinde auf die Seite, aber da begegnete ihm das andere noch ekelhaftere Geschöpfe, welches eben in einer Stellung stuhnd, als ob es iezo den tödtlichen Wurfpfeil nach ihm loosschiessen wollte. Ein kaltes Schrecken ergriff den Strukaras, und schlug ihn mit

einer

einer nie zuvor gefühlten Angſt. Er fuhr mit einem ſcharfen Angſtſchrey auf, und ſah mit verkehrten Augen lange um ſich her, bis er ſich ſelbſt wieder fand; bis er fand, daß er in ſeinem eigenen Bette ruhete, und daß noch Leben in ſeinem Hertzen ſchlug. Er freuete ſich, als er ſich davon vergewiſſert hatte, und that den Augenblick ein Gelübde, daß er die Wahrheit öffentlich bekennen wollte. Es währete eine gute Stunde, bis daß er ſich erholet hatte, darauf erzehlte er ſeiner Freundin die neue Erſcheinung, und indem er an ihrem Halſe weinete, befahl er, daß ſein Beichtvater geholet würde. Korax und Bathyll waren ſchon da, zu fragen, wie er die Nacht geruhet hätte. Aber ſobald er ſie anſichtig ward, rief er, daß man ſie ihm aus dem Geſichte ſchaffen ſollte, ſie wären falſche Schlangen, die ihn durch ihre verführenden Lobſprüche auf dem Pfade des Verderbens aufgehalten hätten.

Als Hr. Adams gekommen, erzehlte er ihm erſtlich die drey erſchrecklichen Erſcheinungen, und wie er ſich gegen die zwo erſtern ſo unbußfertig verſtoket hätte. Er verſicherte, daß er darinnen eine höhere Hand wahrnähme, eine auſſerordentliche Stimme, die ihm zur Beſſerung rief, und der er ſich nicht länger widerſetzen wollte. Er wollte öffentliche Proben von einer ungefärbten Buſſe von ſich geben, wenn er nur dadurch das Böſe, das er durch ſeinen Hochmuth geſtiftet hätte, einigermaſſen gut machen könnte. Darauf legete er erſtlich mündlich ein langes Bekänntniß aller derer Ausſchweifungen und Uebelthaten ab, die er

als ein Kunſtlehrer und als ein Poet begangen hatte; hernach forderte er einen Schreibzeug und Papier, und verfaſſete davon mit eigener Hand folgendes ſummariſches Regiſter:

I. Ich bekenne, daß ich meine Nation ſchändlich verunehret habe, indem ich mich vor ihren Sachwalter ausgegeben, und die Unehre, die ich mit meinen elenden Schriften erholet, auf ſie geſchoben habe.

II. Ich bekenne, daß ich mein Lehrgebäude von der Dichtkunſt auf meinen Eigendünkel aufgeführt, und mich beſtrebet habe, meinen Aberwitz unter dem Nahmen des Geſchmackes zu einem unbetrüglichen Sinn zu erheben.

III. Ich bekenne, daß ich die Dichtkunſt habe organiſiren und das Gedencken ſo mechaniſch machen wollen, daß man ohne einen Kopf voll Hirnes ſchreiben könnte.

IV. Ich bekenne, daß ich die Demonſtration in das Gedichte, und die Dichtung in die Weltweisheit habe bringen wollen, und beydemahl gleich thöricht gethan habe.

V. Ich bekenne, daß ich einen Anſchlag gemacht habe, die platte Schreibart vor die natürl che einzuführen, und die gedanckenreiche, unter dem Vorwande, daß ſie ſchwülſtig, dunkel und unergründlich wäre, zu verbannen.

VI. Ich

VI. Ich bekenne, daß ich Horatzens Dichtkunſt nicht aus dem Original, das ich nicht verſtanden habe, ſondern aus meinem ſchwachen Kopfe überſezet habe.

VII. Ich bekenne, daß ich den Satan zu Miltons Helden erhoben, und gelehret, der Teufel habe ſich an dem Höchſten gerächet: Ich bekenne auch, daß ich die gottloſen Gedancken dieſes hochmüthigen Geiſtes an dem Poeten geſtraft habe.

VIII. Ich bekenne, daß ich der geſunden Critik feind geworden, und mich an ihr habe rächen wollen, weil ſie ſich unterſtanden hatte, mir und meinen Freunden die falſche Einbildung von unſrer Vortrefflichkeit zu benehmen.

IX. Ich bekenne, daß ich eine Falſchheit vor erlaubt gehalten, wenn ſie dienen konnte, mein Anſehn zu beſchützen, oder meine Gegner zu beſchimpfen.

X. Ich bekenne, daß ich mich allemahl habe quälen müſſen, wenn ich etwas artiges und ſinnreiches habe vorbringen wollen, und daß die Natur mir die Gabe zu ſchertzen gäntzlich verſagt habe.

XI. Ich bekenne, daß ich die Engelländer, die Franzoſen, die Griechen und die Römer nach meinem Vermögen erniedriget habe, damit ich meine und meiner Freunde Hoheit auf ihren Fall aufführen könnte.

Nach

Nach dieſer meiner redlichen und freyen Bekenntniß bitte ich es meiner Nation, der Engelländiſchen, der Franzöſiſchen, und allen denen groſſen und geſchicktern Männern, den todten ſo wohl als den lebenden, in der Betrübniß meines Hertzens ab, daß ich mich ſo gröblich an ihnen vergangen habe; Ich bekenne, daß dieſes alles, und was ich ihnen noch weiter zu leide gethan habe, mir ohne Heucheley und von Hertzen leyd ſey; mit Nahmen bitte ich den Herrn Ceremonienrath **Kooning**, daß er mir die neidiſchen und undanckbarn Streiche, die ich auf ſeine natürliche Poeſie geführt, vergeben wolle. Ich hoffe auch, daß der Hr. Ueberſetzer des Longinus mir die höhniſche Gelaſſenheit vergeben werde, womit ich ihn abgefertiget, weil er meine Eintheilung der Schreibart einen Miſchmaſch genennt, und geſtehe gerne, daß dieſes nicht nur von derſelben, ſondern von meinen berühmteſten Schriften wahr iſt.

Ich bekenne endlich, daß ich mir feſt vorgenommen habe, meinem närriſchen Hochmuth, der mich zu dieſen Thorheiten und Sunden verleitet hat, Abſchied zu geben, und dem Schreiben und Dichten gäntzlich abzuſagen, allermaſſen ich dazu weder Geſchick noch Beruf empfangen habe. Ich will mich dafür befleiſſigen, mich mit der Arbeit meiner Hände

redlich

redlich zu ernehren, ohne daß ich solche weiter vor Arbeiten des Kopfes oder des Witzes verkaufen wolle. Und damit ich denjenigen, welche ich mit meinen Schriften beleidiget habe, ein Zeichen meiner wahren Reue gebe, und mich ihrer Verzeihung desto würdiger mache, will ich mit allem Fleisse und bester Treue an der Zernichtigung derselben arbeiten, und keine Mühe sparen, sie zu der Vergessenheit, zu der ich sie verurtheile, zu befördern.

Solches alles bekennet Strukaras, magnus Impostor & peccator.

Er übergab diese Schrift dem Hr. Adams, und bat ihn, daß er sie durch den öffentlichen Druck bekannt machete. Er sagte, weil seine Sünden im öffentlichen Licht erschienen wären, so wäre billig, daß seine Busse ebenfalls offenbar gemacht würde. Er fügete mit Thränen hinzu, daß ihn nicht nur seine eigenen Sünden drücketen, sondern die Sünden aller derjenigen schlimmen Kunstrichter und Poeten, welche durch ihn verführt, in seinem Geschmacke und nach seinen Regeln schrieben. Alle elenden Schriften, sagte er, welche von meinen entsprungen sind, gehören mir zu, ich habe sie zu verantworten, ich habe nicht nur in meiner Person ungeschickt geschrieben, sondern in den Personen aller derer, welche ihre magern Geburten nach meinem Unterricht verfertigen. Ich, nur ich, habe die Aeneis ihrer Pracht und ihrer Hoheit beraubet, nur ich habe sie in einen schlechtern Kittel gekleis-

gekleidet, als der französische Scarron gethan. Ich bin Ursache, daß Ovids Feuer in den neuen Verwandlungen verlöschen, und seine so lebhafte und anmuthige Gestalt vergehen wird. Meine Sünden bleiben demnach, und dauren immerfort, so lange als meine Bücher gelesen, und zum Muster genommen werden.

Der Hr. Adams schlug sich zwanzigmahl an die Brust, als er diese Reihe von critischen Uebelthaten vernahm; er sah aber auch die Busse eben so groß, als die Sünden gewesen waren. - - -

Hic nonnulla expuncta.

Er tröstete ihn zulezt, daß wahrscheinlicher Weise seine Schriften nicht lange leben würden. Die Critik und die Satyre hätten das ihrige schon redlich gethan, sie zu ihrem Untergange zu begleiten, und der Fortpflantzung seiner Sünden vorzubiegen. Nach diesem schied er mit grosser Erbauung von ihm.

Die Bekehrung des Strukaras war aufrichtig, er gab davon unbetrügliche Proben, er verbannete den Bathyll, den Korax, und den Bucephalus auf ewig aus seinem Gesichte; er kaufte etliche hundert Exemplare von seinen eigenen Schriften denjenigen wieder ab, die damit betrogen worden, und stellete sie in dem Vorhofe seines Hauses in der Form eines Altares nach der Bauart zusammen, wie er in dem Paradiese der Narren gethan hatte; aber anstatt daß er sich daselbst zur Verehrung darauf gestellet hatte, legete er iezo Feuer darunter an, und verbrannte ihn zu Asche. Er konnte seine Ehegattin nicht genug erheben, daß sie das klingende Geschwäze

schwätze in seinen Schriften vor so viel tausend Männern erkannt, und daß sie die Redlichkeit gehabt hatte, ihm solches zu offenbaren: Er bat sie hundertmahl um Verzeihung, daß er ihr deßwegen so unfreundlich begegnet wäre. In zweyen einzigen Stücken seines critischen Lebenslaufes war er noch mit sich selbst zufrieden, nämlich, daß er die Hand nicht an des Aristoteles Poetik, und an Opitzens Gedichte geleget hatte; dadurch, sagte er, hätte sich das Maaß seiner poetischen Vergreifungen nothwendig um ein grosses vermehren müssen. Damit er auch den Wissenschaften den Nutzen, und den Schriften die Ehre brächte, welche sie von einem Menschen von so geringen Gaben haben konnten, lernete er das Buchbinder-Handwerck. Er band recht gründlich und mit einem feinen Geschmack. Doch nahm er keine andere Wercke an, als welche beförderlich waren, seine Schriften der Vergessenheit zu empfehlen. Man sagt, daß er allein in einem Jahre hundert Stücke von dem verlohrnen Paradiese in Franzband eingekleidet hätte. Sonst that ihm seine Frau in dieser neuen Profession eben so gute Dienste, als sie ihm ehmahls bey dem Bücherschreiben gethan hatte. Nach dieser Zeit unterbrach keine satyrische Geissel des Tages, und keine Erscheinung des Nachtes seine Ruhe. Der Schlaf sendete ihm lauter angenehme und vergnügte Träume.

Die Bekehrung des Strukaras zog die Zerstreuung und den Untergang seiner Sekte nach sich. Ein Theil derselben entwich nach Waldheim, wo sie sich vor den Lectionen der Critik und der Zuchtru-

the der Satyre gesichert wußten; ein andrer schlug die Hütten auf dem Blocksberge auf, wo Midas und die Faunen ihrem Gesange zuhören, und ihn mit Kräntzen von Hasenpappeln und Kappesblättern belohnen. Der Geschmack ward allgemach gut, nachdem kein Rector, kein Consistorialrath, und kein Minister sich mehr die Mühe nahmen, ihn durch ihre Lehren oder durch ihr Ansehn zu verderben. Jedermann schrieb natürlich, der nichts anders schrieb, als was er empfand, oder dacht, und man erariff die Kunst zu schreiben, so bald als niemand mehr Regeln vorschrieb, wie man mit Kunst schreiben solte.

Nachrichten von Critiſchen Geſchichten.

Es hatte ſich ein Gerüchte ausgebreitet, daß der berühmte Profeſſ. von Leipzig, der ſonſt gewohnt war zu rühmen, daß die Deutſchen erſt ſeit 13. Jahren, ſeit nemlich ſeine critiſche Dichtkunſt zum Vorſchein gekommen, das wahre Weſen der Poeſie haben kennen lernen, endlich den Sieg über ſein hochmüthiges Hertz erhalten hätte, welches ihn bisdahin vermocht hatte, daß er ſich gegen die deutlichſten Lehren der Critik und das gründlichſte Geſpötte der Satyre verhärtete. Er hätte, hieß es, der Wahrheit, die er öfters erkannt, ungeachtet er wider ſie zu Felde gegangen wäre, die Ehre gegeben, und öffentlich vor Freunden und Feinden bekennt, daß er das Unglück gehabt hätte, ſeinen Geſchmack, den er zufälliger Weiſe angenommen, nach der Hand, da er ihn an dem Probierſteine der Unterſuchung geprüffet, vor unrichtig und betrüglich zu erkennen; die Dresdniſchen Nachrichten von gelehrten Sachen, der Hamburgiſche Correſpondent, die Zürcheriſchen Sammlungen von critiſchen Schriften hätten in allen den Beſchuldigungen, ſo ſie gegen ihn geführt, allerdings recht, ſeine Schüler, denen er iezo die Erlaubniß gäbe, dieſe Schriften zu leſen, würden es bey dem kleinſten Lichte Verſtandes ſelber wahrnehmen. Man fügte hinzu, er würde mit nächſtem ſein lezтes Buch unter die Preſſe legen, und

dieſes beſtühnde in einer Abbitte an alle die unſchuldigen Seelen, welche die Schwachheit gehabt hätten, ſich von ihm bey der Naſe herumführen zu laſſen, und einer treuhertzigen Warnung vor dem Geſchwätze, das in ſeinen Lehrbüchern und poetiſchen Schriften mit ſolcher Kraft des Schalles und des Miſchmaſches angebracht wäre; dazu wäre ein Schlüſſel hinzugefüget, die mechaniſchen Handgriffe und Springfedern, welche er dabey gebraucht, zu entdecken. Man hatte ſo gar wiſſen wollen, was ihn zu dieſem Bekenntniß, das einem Manne von ſeinem Anſehn ſo ſauer ankommen mußte, vermocht hätte. Die Frau Profeſſorin hätte zuerſt einen Stral der Wahrheit erblicket, als ſie die Critiken, die gegen ihren Ehegatten geſchrieben werden, mit einer gewiſſen Aufmerckſamkeit geleſen, damit ſie ſich in den Stand ſezete, ſie in dem Grunde zu widerlegen, ſo daß ſie Satz gegen Satz, Schluß gegen Schluß, und Erweis gegen Erweis ſezete. Sie hätte die Aufrichtigkeit gehabt, der erkannten Wahrheit beyzutreten, und die Parthey der Critik gegen ihren Mann ſelbſt zu ergreifen. Sie hätte in einer langen Unterredung mit ihm, die Sache der Vernunft und des Witzes mit ſo nachdrücklichen Gründen unterſtützet, und dieſe Gründe mit untermiſchten Liebkoſungen und hundert kleinen Kunſtſtreichen eines liebenswürdigen Weibes ſo gut befeſtiget, daß ſie ihn zulezt, nach Erregung manches Affectes und der Eiferſucht ſelbſt, auf den Pfad der Wahrheit und der Aufrichtigkeit geleitet hätte, dergeſtalt, daß er alle ungerechte Scham abgeleget, und ſich entſchloſſen, der guten

Sache

Sache mit Abbruch des eiteln und falschen Ruhms Zeugniß zu geben. Es ist nicht zu sagen, wie sehr alle ehrlichen Gemüther durch diese siegreiche Verleugnung seiner selbst erbauet worden. Man bereitete ihm deßwegen einen Triumph, der weit herrlicher war, als der Ruhm, den er auf den sandigten Grund seiner einsichtslosen und tonreichen Schriften gebauet hatte.

Allein ich sehe mich gezwungen zu sagen, daß diese so erbauliche Bekehrung ein leeres Gerüchte ist. Der Hr. Professor gestehet seinen critischen Gegnern noch nicht die offenbarste Wahrheit zu; und es ist, ungeachtet des guten Vertrauens, das wir gerne zu den Einsichten dieses Scribenten fassen wollten, doch gewiß, daß er von allen den Schreib- und Hochmuthssünden, welche ihm vorgeworffen worden, noch eine schlechte Ueberzeugung hat. Wenn euch der Weg ungefehr nach Leipzig führt, so könnet ihr aus seinem eigenen Munde vernehmen, daß er fest bey sich beschlossen hat, die hohe Einbildung von seinen Schriften wenigstens für sich zu behalten. Es ist vermuthlich, daß das Gerüchte von seiner Bekehrung von einer französischen Schrift entstanden, welche neulich unter diesem Titel zu Neufchatel herausgekommen, und einige Umstände in sich enthält, die eine ziemliche Aehnlichkeit mit der Geschichte des Leipzigischen Professors haben. Alleine wer dieselbe mit Bedacht lieset, wird bald sehen, daß wir den Struvaras, und die von ihm verführte Nation nicht in Deutschland, sondern weit näher gegen den Nordpol suchen müssen. Ein so dicker Kopf, als des Struvaras

karas war, wird nimmermehr denckende, schöpfungs- und kunstreiche Leute, die sich in den unsterblichen Schriften der Alten und der Neuern umgesehen, und die Erkenntniß des menschlichen Gemüths zum Grund ihrer Schriften geleget haben, verführen können.

Wieder auf den deutschen Professor zu kommen, so ist allein das gewiß, daß er seit einiger Zeit alle Hoffnung hat verschwinden lassen, jemanden zu seiner Secte zu bereden, der seinen Geschmack auf die vorhergegangene Untersuchung gegründet hat, oder mit seiner Poesie jemanden einzunehmen, der sich zu Horazens, Miltons und Hallers Schönheiten gewöhnet hat. Er ist zufrieden, wenn er sich nur bey dem ungehirnten Theile der Nation im Ansehn erhalten mag; und er ist nunmehr bescheiden genug zuzugeben, daß sein Nahme, und seine Schriften mit ihm leben und sterben. Nur dieses suchet er durch das vereinigte Lermen des kleinen und des vornehmen Pöbels von seinem Anhange zu erlangen. Zu dieser Absicht und nicht weiter zielet die mühsame Arbeit, die er durch seine alten Renommisten, die **Belustiger**, in den **hälischen Bemühungen** hat vornehmen lassen. Man sieht auch wohl, daß die sophistischen Kunstgriffe in diesem Wercke so plump und offenbar sind, daß nur mit dem Staren behaftete Menschen in Gefahr kommen, dadurch hintergangen zu werden. Leute, die eine Auferziehung gehabt, die gelernet haben, dencken und aufrecht gehen, sind über diese Klippe weg. Der Verfasser des Erweises, daß die Gottschedianische Secte den Geschmack ver-

verderbe, hat dieſem Gezüchte von kleinen Kunſtadlern einen tödtlichen Schlag verſezet, ſein übriges Leben wird ein beſtändiger Kampf mit dem Tode ſeyn, und es währet nur darum noch länger mit ihm, weil es, wie die Hydra, hundert Köpfe hat, deren jeder Gift ſpeyet und ziſchet. Sein vornehmſter Kopf, der Hr. Profeſſor, iſt längſt in demſelben Zuſtande, und es wäre ſchier den Krieg zu weit getrieben, wenn man ihn die kurze Zeit, die er noch unter den Jeztlebenden zuzubringen hat, in ſeiner Herrſchaft über die krüppligten und kriechenden Scribenten und Leſer ſtören wollte; Er iſt genug gezüchtiget, daß er von dem Gipfel des Parnaſſes, worauf er ſich in der Einbildung geſetzet hatte, in die niedrigen und moraſtigen Thäler deſſelben geſtürzet worden. Man findet darum billig, den Tummelplatz, der in gegenwärtigen Critiſchen Sammlungen eröffnet worden, zuzuſchlieſſen. Dieſes Werk hat ohnedies ſeine gehörige Statur erreicht; und wenn der Hr. Prof. ſich gelüſten lieſſe, ſein Reich weiter als über die gebrechlichen Köpfe der Nation zu erſtrecken, wird es der Critik an Gelegenheit nicht fehlen, ihm mit Hülfe der Satyre den lezten Stoß in die Grube zu geben.

Es iſt übrigens fremden Urſachen zuzuſchreiben, daß die Proben von dem Vermögen der deutſchen Schöpfungskraft und Geſchicklichkeit in gegenwärtiger Sammlung nicht in gröſſerer Anzahl erſchienen ſind. Man ward durch die Anfälle, welche auf das wahre Weſen der poetiſchen und anderer geiſtreichen Schreibarten geſchahen, genöthiget, den

Platz, den geſchickte Schriften ſelbſt mit beſſerm Rechte eingenommen hätten, der Vertheidigung der Kunſtmittel, dadurch ſie zum Reitzen und Entzücken tüchtig gemacht werden, einzuräumen. Und weil die Angriffe, die zwar an ſich hertzlich ſchwach waren, dennoch mit ungeſtümem Geſchrey und Wüthen gethan, und etliche mahl widerhelet wurden, ſo iſt es ſo gekommen, daß der niederreiſſenden Schriften mehr geworden ſind, als der aufbauenden. Dennoch hat man in der Zeit, da man mit der einen Hand auf den Feind zuſchlug, nicht unterlaſſen mit der andern fortzubauen. Oefters hat man mitten im Niederwerffen die Zeichnung und die Materialien zu einem geſchicktern Bau gegeben.

Die Hoffnung, die wir bey der Unternehmung dieſer Sammlung zu der Beyhülffe geſchickter Männer bey uns genehret hatten, hat uns nicht betrogen. Kunſtverſtändige Männer, welche mitten unter den ſchlimmen Poeten und Kunſtlehrern lebeten, aber dem Elend, das ſie zwar längſt eingeſehen hatten, ſich nicht mit der nöthigen Sicherheit und Freyheit entgegen ſetzen konnten, ſind zu uns getreten, und haben uns die ſchändliche Nachrede beſtreiten helffen, in welche die Nation durch die ungezäumte Frechheit ihrer Landsleute geſetzt worden; ſie haben uns nicht allein die nöthigen Nachrichten von den Beſtrebungen, und dem Fortgange der ſchlimmen Critik mitgetheilt, ſondern auch unſere Sammlung mit etlichen abſonderlichen Schriften, da ſie es ſo hinter dem Berge thun konnten, vermehret. Andere ſind durch unſer Beyſpiel ermuntert, oder wenn das zuviel geſagt iſt, wenigſtens veranlaſſet worden, für ſich ſelbſt, und in ihrer Heimat den Eingriffen des verderbten Geſchmakes, ſo weit ſie Gelegenheit gefunden, es mit Sicherheit zu thun, zu widerſtehen. Wir leben verſichert, daß die guten Wirckungen von dieſem allen ſich täglich ſtärcker und häufiger erzeigen werden.

Die Falſchheit ſiehet man nur eine Zeitlang ehren,
Der Wahrheit Feuer weiß ſie endlich zu verzehren.

Regi-

Register

Von den Titeln oder Aufschriften der Wercke und Abhandlungen, welche in dieser Critischen Sammlung zusammengetragen worden.

Erstes Stück.

Probe einer neuen Uebersetzung Johann Miltons Verlohrnen Paradieses. Bl. 1
Alexander Popen Versuch von den Eigenschaften eines Kunstrichters. 49
Von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen. 85
Hans Sachs, ein Heldengedicht. 115
Dunckle Erklärungen dieses Heldengedichtes. 132
Auszüge aus Herr Prof. Breitingers Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire. 138

Zweytes Stück.

Nothwendiges Ergänzungs-Stücke zu der Schutz-Vorrede Hrn. Dr. Iſ*l*rs vor seinem neuen Aesopischen Fabelwercke. 1
Nützlicher Anhang von einigen authentischen Urkunden, welche dienen, den Ruhm der Iſ*l*rischen Fabeln zu befestigen, und die neue Critische Dichtkunst schwartz und häßlich zu machen. 56
Ablehnung des Verdachts, daß die Schweitzerische Nation sich habe bereden lassen, an Miltons Verl. Par. einen Geschmack zu finden. 73
Nachrichten von dem Ursprung und Wachsthum der Ernst bey den Deutschen. 81
Drollingers Ode über die Unsterblichkeit der Seele. 181

Dritte Stück.

Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfaſſer der Lettres ſur la Religion eſſentielle à l'homme gegen gewiſſe Einwürfe Hr. Prof. Breitingers gegeben hat. 1
Von der verblümten Schreibart. 17
Von der poſſenhaftigen Schreibart. 29
Apologia del Edippo di Sofocle contra le Cenſure del Signor di Voltaire. 37
Abhandlung von der Schreibart in Miltons verlohrnen Paradieſe. 75
Nachrichten von den Beluſtigungen des Witzes. 134
Der Complet der herrſchenden Poeten und Kunſtrichter. 161

Vierte Stück.

Grundriß eines epiſchen Gedichtes von dem geretteten Noah 1
Weitere Ausführung etlicher Erfindungen mit mehrern Umſtänden, nebſt den vornehmſten Urſachen derſelben. 9
Echo des deutſchen Witzes. 19
Critiſche Unterſuchung, wer der Verfaſſer der neuen Anmerckungen zu der Trilleriſchen Schutzvorrede ſey. 36
Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergänzungsſtückes den Nahmen Tr**l**r nur mit Sternen und Alltagsſtrichlein geflickt habe drucken laſſen. 48
Hiſtoriſcher Erweis, daß das Ergänzungsſtück zu der Vorrede vor dem Trilleriſchen Fabelbuche, Herr Doctor Trillern; die Vorrede und Anmerckungen zu demſelben aber mich zum Verfaſſer haben. 61
Abgenöthigtes Lob eines critiſchen Verſuches von einer freyen Ueberſetzung aus der ſchweitzeriſchen in die ſächſiſche Sprache. 71
Abſonderliche Nachricht. 84

Fünftes Stück.

Des Hrn. von Mauvillon Brief von der Sprache der Deutſchen. 5
Des Hrn. von Mauvillon Brief von den deutſchen Poeten. 30

Anfang

Anfang des Briefes von dem Fortgang der Philoſophie in Deutſchland. 77
Kurze Abhandlung von den Dichtungen überhaupt. 80

Sechstes Stück.

Fortſetzung der Echo des deutſchen Witzes.

Erörterung der Frage: Wie ferne die Königinn von Saba und der König Herodes mit der Chriſtlichen Religion einen Zuſammenhang haben? 5
Von der critiſchen Höflichkeit einiger hochdeutſcher Kunſtrichter. 14
Von der critiſchen Gerechtigkeit einiger hochdeutſchen Kunſtrichter. 34
Wie die Unvollkommenheit des Gottſchediſchen Verſuches einer critiſchen Dichtkunſt am ſicherſten könne entſchuldiget und gegen alle Vorwürfe ſicher geſtellt werden. 44
Ob es wahr ſey, daß die Deutſchen an Miltons verlohrnem Paradieſe keinen Geſchmack finden. 54
Ein halbes Hundert Vorſchläge zu wichtigen und ganz lehrreichen critiſchen Unterſuchungen. 76
Neue Vorrede zur dritten Auflage der Gottſchediſchen Dichtkunſt von 1742. 93
Eclog. 139

Siebendes Stück.

Von dem wichtigen Antheil, den das Glück beytragen muß einen Epiſchen Poeten zu formiren. 3
Von den vortrefflichen Umſtänden für die Poeſie unter den Kaiſern aus dem ſchwäbiſchen Hauſe. 25
Von der Poeſie des ſechszehnten Jahrhundert nach ihrem ſchönſten Lichte. 54
Abentheuer, das ſich mit der Aeneis Hrn. Joh. Chriſt. Schwartzen im Conrector Erlenbachs Schule zugetragen hat. 81
Neue Sachen in der critiſchen Literatur. 91

Achtes Stück.

Von der Poeſie des ſechszehnten Jahrhunderts. 3
Critiſche Betrachtungen über des Herrn von Hagedorn Ode auf den Weiſen.

Wohlgemeinter Vorschlag, wie Herrn Christoph Schwatzen deutsche Aeneis von dem Gerichte der Makulatur noch zu erretten wäre. 33
Versuch einer Uebersetzung von Fabeln aus einer deutschen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts. 54
Sinnliche Erzehlung von der mechanischen Verfertigung des deutschen Original-Stückes von Cato. 80

Neuntes Stück.

Von dem Zustande der deutschen Poesie bey Ankunft Martin Opitzens. 1
Martin Opitzens verworffene Gedichte. 42
Genaue Prüffung der Gottschedischen Uebersetzung Horazens von der Dichtkunst. 75
Nachrichten von einigen neuen Schriften. 106

Zehntes Stück.

Versuch eines epischen Gedichtes von David dem König in Juda. 1
Des Herrn Batry Gedancken von den Chören in den Trauerspielen. 85

Eilftes Stück.

Hrn. Joh. Christoph Gottscheds Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde. 6
Petermanns von Langnau Schreiben an die deutsche Gesellschaft von Greifswalde. 25
Arion eine poetische Erzehlung. 69
Neue Fabeln. 88

Zwölftes Stück.

Critische Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahnes und der Sage bedienen könne. 1
Versuch über den Ursprung der Wissenschaften. 33
Strukaras, oder die Bekehrung. 54
Nachrichten von critischen Geschichten. 81

E N D E.

Nothwendiges

Ergäntzungs-Stücke

Zu der

Schutz-Vorrede

Hrn. Dr. Tr·ll·rs

Vor ſeinem neuen Aeſopiſchen

Fabelwercke/

Durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben errettet, und den

Verehrern der Tr·ll·riſchen Muſe

Mitgetheilet von einem ihrer

Schweitzeriſchen Zunftgenoſſen.

* * *

— — — — Ridiculum acri
Fortius ac melius magnas plerumque ſecat res.
HORAT.

1740.

Historische Nachricht.

Niemahls hat ein so treffliches Fragmentum von einem noch neuen Buche ein seltsameres Schicksal erlitten, als das gegenwärtige Stücke der Vorrede zu den Fabeln Hrn. D. Tr-ll-rs, welches ich das Glück habe zum Ruhme dieses vornehmen Dichters an das Licht zu stellen, und damit ein Werck zu ergäntzen, welchem die gröſten Kenner mit ungeduldiger Hoffnung schon entgegengesehen hatten, da es noch in dem fruchtbaren Gehirne seines Verfassers als in seiner Gebährmutter verschlossen gelegen war; ein Werck, das minder aus einem natürlichen Triebe geflossen, als durch so viele liebreiche Erinnerungen und mächtige Befehle grosser Gönner und Freunde dem Verfasser gleichsam durch einen Nothzwang abgedrungen worden, und welches ohne den glücklichsten Zufall und meine besondere Neigung der gelehrten deutschen Welt zu dienen, auf immer unvollkommen geblieben wäre. Ich versehe mich, daß ich meinen Lesern, bevorab denen, die sich um Hrn. D. Tr-ll-rs Ruhm und Schriften eben so sehr bekümmern, als ich, einen Gefallen erweisen werde, wenn ich ihnen

nen erzehle, wie mir dieses Fragmentum in die Hände gefallen sey. Die Freude theilet sich gerne mit, und sie düncket sich nicht groß genug, wenn sie keine Zeugen hat. Ich erhielt ungefehr vor einem Monath ein Päckgen von Canaster und andren kleinen Wahren, die ich durch einen Kaufmann von der Leipziger Michelismesse hatte bestellen lassen. Dieselben waren mit allerley gedruckten Bogen umwunden, und darunter war ein einziger halb überschriebener, welcher diesen unerkannten Schatz in sich enthielt. Die französischen und deutschen Verse, die mir gleich beym ersten Anblick in die Augen fielen, reizeten mich, daß ich den Anfang dieser Schrift mit einem flüchtigen Auge durchlief. Die erbärmliche Klagen und hertzbrechende Seufzer brachten mich auf die Vermuthung, der Verfasser derselbigen werde gewiß die Eyer verschüttet haben, und die Schuld auf den harten gepflasterten Boden legen wollen. Als ich aber aus dem Verfolge deutlich erkannte, daß es eine Schutzschrift für den Hrn. D. Tr-ll-r und seine Fabeln wäre, stuhnd ich gantz betreten, ob ich die Vermessenheit desjenigen, der diese Schutzschrift veranlasset hat, mehr verabscheuen, oder den überzeugenden Nachdruck dieser critischen Rechtfertigung mehr bewundern sollte; doch nach einer kleinen Ueberlegung wollte mich be-

duncken, daß ich diese so geistreich siegende Schrift (die man den Triumphbogen des Tr-ll-rischen Ruhms nennen könnte) der Verwegenheit des Schweitzerischen Kunstrichters eben so wohl zu dancken hätte, als sich Joseph ehmals vor seine Erhöhung in Egypten seinen treulosen Brüdern verbunden gesehen. Das Verbrechen des Schweitzers, der sich an dem Ruhm unsers deutschen Esopus so vermessen vergriffen hatte, kam mir nun gantz erträglich vor, wann ich mir vorstellete, daß die Welt ohne dasselbe, dieses vortreffliche Muster einer critischen Vertheidigung vermissen würde, und daß der Ruhm des deutschen Fabeldichters bey weitem nicht mit einem so hellen Glantz hervorstechen würde, wenn er nicht durch den Schatten, welchen die neue critische Dichtkunst darauf geworfen, wäre erhöhet worden. Ich konnte mir zwar anfänglich gantz nicht einbilden, daß dieses ein Original-Manuscript wäre. Das Glück schien mir zu groß, und nicht vor mich aufbehalten, daß ich durch Erhaltung desselben zu dem Ruhme dieses unverbesserlichen Dichters und seiner Wercke nur das wenigste beytragen sollte. Sollte es wohl möglich seyn, gedachte ich bey mir selbst, daß ein so herrlicher critischer Versuch, den niemand ohne Bewegung lesen kan, der scharfen Nachfrage der Deutschen sollte entgan-

gen,

gen, und bis an den Fuß der Schweitzerischen mit ewigem Schnee bedeckten Alpgebürge verschlagen worden seyn? Oder wer könnte glauben, daß in dem geschickten Leipzig ein so kostbarer Schatz auf eine so schnöde Weise sollte entweihet, und zur Ueberkleidung etlicher Rollen Tabacks gemißbraucht worden seyn, eh und bevor er noch unter der Presse etliche tausendmahl multiplicirt worden? Der Beschluß dieses Fragmenti schien mich auf die Vorrede der neuen Auflage der Tr-ll-rischen Fabeln zu verweisen. Ich stuhnd in der sichern und gäntzlichen! Beredung, daß ich daselbst mein Manuscript nett und rein abgedrückt finden würde; alleine da ich dieselbe mit zitternder Begierde durchblätterte, fand ich nichts darinnen, das dem Innhalt meines Manuscriptes ähnlich war, ausgenommen einige dunckle Spuren, die mich errathen liessen, daß etliche schlechte tobende Neider und schäumende Verläumder sich gegen den unverbesserlichen deutschen Poeten aufzulehnen, sich müßten vermessen haben; er thut derselben hin und wieder mit vieler Sanftmuth und Bescheidenheit Meldung, unter den Titeln unreiffer Klüglinge, neu entstandener tiefsinniger Fabelrichter, frecher und boßhafter Splitterrichter. Alleine auf wen diese Geheimnißreiche und verblümte Titulatur nach der Absicht des Verfassers

paſſete, ſtuhnd nicht dabey, und niemand hätte ſolches ohne eine vertrauliche Offenbarung errathen können. Es heißt auch hier, quod omnibus dicitur, nulli dicitur. Als ich an meinem wenigen Orte dieſe Vorrede das erſte mahl geleſen, hielt ich dieſe reſpective tobende Neider und ſchäumende Verläumder für pure Entia Rationis, die der Verfaſſer durch eine prophetiſche Begeiſterung ſich als gegenwärtig vorgeſtellet hätte, weil er wohl vorſehen können, daß das beſondere Glück, welches ihm den Ruhm eines unverbeſſerlichen Poeten erworben hatte, ihm nothwendig Neid erwecken müßte. Allein ſeit dem mir das beſagte Fragmentum zu Geſichte gekommen, ſehe ich mich genöthiget, dieſe erſten Gedancken zu wiederruffen, maſſen daſſelbe den Schlüſſel in ſich enthält, vermittelſt deſſen wir dieſe tobenden Neider und ſchäumenden Verläumder mit ihren Nahmen entdecken können, die ſonſt auf immer verborgen, und alſo auch ungeſtraft, geblieben wären. In der Ungewißheit, was ich aus meinem Manuſcript machen ſollte, fiel mir in den Sinn daß mir vielleicht der Hr. von Böhlau, der geheimſte Schüler des groſſen Tr-ll-rs, auf die rechte Spur helfen könnte: Ich zog daher ſeine poetiſchen Jugend-Früchte zu Rath, die erſt dieſes Jahr ans Licht getreten, und die Hr. D. Tr-ll-r mit einer Vor-

Vorrede versehen, worinnen er die empfangene Höflichkeiten mit einem poetischen Rauchopfer freygebig erwiedert hat; aber auch allda konnte ich in meinem Zweifelmuth wenig Trost finden, und als ich auf die Zeitrechnung Acht schlug, befand es sich, daß diese poetische Jugend-Früchte schon im Frühling, hiemit zu einer Zeit an das Licht getreten waren, ehe noch diese beyden höflichen Dichter an dem süssen Genuß eines sanfte kizelnden Lobeswechsels gestöret worden; denn das Toben des Schweizerischen Neiders und schäumenden Verläumders war zu derselbigen Zeit noch viel zu schwach und leise, als daß es bis nach Leipzig und Hamburg hätte durchdringen mögen.

Je weniger ich nun für meine erste Meinung, daß dieses Manuscript schon gedrückt seyn müßte, einigen Grund fand, desto mehr wuchs die Vermuthung bey mir, daß es vielleicht noch gantz frisch und ungedrückt wäre: Als ich dasselbe hierauf mit mehrerm Bedacht, als das erste mahl, überlas, verwandelte meine Muthmassung sich in eine ungezweifelte Versicherung, ich befand, daß dieses geschriebene Stücke unfehlbar zu der Vorrede des neuen Tr-ll-rischen Fabel-Buchs müßte gewiedmet gewesen, und davon unbarmhertziger oder zufälliger Weise abgerissen worden seyn; allermassen es keine andre

Absicht hat, als das Gespötte des Schweizerischen Verfassers der neuen Critischen Dichtkunst über Hrn. D. Tr-ll-rs Untersuchung von der Natur der Fabel, und über ein Duzt Beyspiele, die sich in dem Anhange seiner Gedichte befinden, und die in dieser neuen Sammlung unverändert beybehalten worden, mit Glimpf und Ernst abzufertigen. Also blieb mir allein übrig, zu entdecken, auf welcher Stelle diese Schutzschrift mit dem gantzen Cörper der Vorrede erstlich in einem Zusamenhang gestanden hätte, hernach davon abgelößt worden wäre. Ich muß auch gestehen, daß die Wunde, welche man durch die Ablösung dieser Rede geschlagen hatte, so schön und kunstmässig zugeheilet worden, daß ich diesen Mangel eines so schönen Glieds ohne die Hülffe meines Manuscripts niemahls hätte vermuthen können; denn die Vorreden sind gemeiniglich, wie die vielgebeinten Insecten, denen man es nicht so bald ansiehet, wenn sie schon etwann einen Schenckel verlieren. Aber da mir nun das von dem Cörper der Vorrede abgesonderte Glied wircklich vor Augen lag, so war es mir ein gar leichtes die Stelle zu finden, von welcher es abgelöset worden. Ich sahe nemlich, daß diese Vorrede mit den Thomisten und Occamisten plötzlich endet, nachdem zuvor die Nutzbarkeit der Fabeln mit des grossen

sen Luthers Zeugnisse und Exempel hinlänglich erwiesen worden; und daraus konnte ich mit sattsamem Grund abnehmen, dem sonst beredten Vorredner müßte durch einen gewissen Zufall das Wort in dem Munde erstecket worden seyn, daß er nicht weiter fortkommen können, daher ihm der scharfsinnige Balthasar Schupp das Wort abnehmen, und die Vorrede beschliessen müssen; ohne welches sie noch bis auf diesen Tag zwar aufhören, aber ohne Ende seyn würde. Und wie trefflich schicket sich nicht auf den Usum Institutorium der Usus elencticus? Ich rathe also allen denen, die sich Hrn. D. Tr-ll-rs neue Esopischen Fabeln angeschaffet haben, daß ein jeder in seinem Exemplare die Worte „ diese Vorrede beschliessen „ durchstreiche, und an dem Ende derselben Cetera desunt hinzusetze; mithin sich mit dem gegenwärtigen Anschlusse so lange behelffe, bis die neue Auflage von diesen Tr-ll-rischen Fabeln herauskommen wird, in welcher alle unvermeidlichen Fehler sollen angezeiget und gründlich verbessert werden, ungeachtet es eine schwere Arbeit ist, unvermeidliche Fehler zu verbessern. Sie können auch zuverlässig versichert seyn, daß sie nicht Jahre und Tage auf diese neue verbesserte Auflage werden warten müssen, denn der Vorredner sagt ausdrücklich, man wird dieselbe, trotz allen frechen

chen Widersprüchen boßhafter Splitterrichter, ehestens zu hoffen haben, wenn anders die geneigten Versicherungen gelehrter Kenner und Gönner nicht trügen, die schon schriftlich eingelauffen. Wer kan aber besser wissen, was Hr. D. Tr-ll-r im Sinn hat, als sein Vorredner? Und wie sollten die eingelaufenen schriftlichen Versicherungen gelehrter Kenner und Gönner trügen können? Es wird ja der Hr. Doctor nicht glauben, daß sie ihn durch ihre Complimente und Lobsprüche vexieren dürfen. Diesemnach ist mit Grund zu vermuthen, daß künftigen Frühling diese neue von unvermeidlichen Fehlern gereinigte Auflage durch geneigten Vorschub dieser gelehrten Kenner und Gönner gewiß zum Vorschein kommen werde: Und darum muß ich alle diejenigen, welche die Esopischen Fabeln von dieser Auflage noch nicht gekauft haben, treulich warnen, daß sie sich damit nicht übereilen, sondern schauen, wie sie sich noch diesen Winter über gedulden, und womit sie sich sonst die Zeit verkürtzen können.

Bey diesem allem kam es mich überaus schwer an, mich in diesen unvermutheten Glückesfall zu schicken, und ich konnte mich nicht eher zufrieden geben, bis ich denselben, und die Art, wie es damit zugegangen, genauer überleget und ausgekundschaftet hatte.

Ich

Ich quälete mich eine geraume Zeit mit hundert Muthmassungen und Wahrscheinlichkeiten, wie es möchte gekommen seyn, daß dieses wichtige Stücke der Vorrede alleine ungedrückt geblieben, da es doch des Drucks eher als alles übrige würdig geschienen. Ich konnte von mir nicht erhalten zu glauben, daß der Hr. D. Tr-ll-r seiner und seines erworbenen Ruhms so weit hätte vergessen, und gestatten können, daß seine Neider und Verläumder ungestraft über ihn triumphierten; diese Vertheidigungsschrift selbst läßt niemand zweifeln, daß es nicht ein rechter Ernst bey ihm gewesen, mit seinen Feinden eine Lanze zu brechen; und gesezt, daß sein grosses und dabey sanftmüthiges Hertz dieses alles hätte verdauen können, so ist diese Schutzschrift an ihr selbst und nach ihrem innern Werth betrachtet, so wohl gerathen, daß ich nicht begreiffen kan, wie der Hr. Doctor, ohne die gröste Ungerechtigkeit zu begehen, in die Unterdrückung dieses vornehmen Stücks seiner Vorrede jemahls hätte einwilligen können. Ich an meinem Ort halte es vor ein rechtes Meisterstücke in der pathetischen Schreibart, und ich getraue mir ohne Schmeicheley zu sagen, daß Hr. Tr-ll-r noch nichts mit solchem lebhaften und ungekünstelten Feuer geschrieben habe, und ich zweifle ob Deutschland etwas in dieser Art

Schrif-

Schriften aufzuweisen habe, das mit diesem in einige Vergleichung komme. Fast aus gleichmässigen Ueberlegungen konnte ich nicht glauben, daß seine Freunde, diejenige nemlich, die seinen Ruhm vor allen Anfällen zu bewahren sich von Hertzen angelegen seyn lassen, sich sollten vermessen haben, dieses namhafte Stücke seiner critischen Einsicht ohne sein Vorwissen zu unterschlagen; sie konnten ja wohl gedencken, daß dieses ihr Beginnen nicht verborgen bleiben könnte, und daß sie sich dadurch nothwendig eines geheimen Verständnisses mit seinen geschwornen Feinden verdächtig machen würden. Zuweilen wollte mir sehr glaublich scheinen, daß diese Verstümmlung der Tr-ll-rischen Vorrede und Beraubung eines ihrer ansehnlichsten Glieder für eine Würckung des boshaften Neids seiner Feinde zu halten sey; alleine diese Wahrscheinlichkeit verschwand so gleich, wenn ich betrachtete, daß Hr. Tr-ll-r die Sorge und Verpflegung seines Fabelwercks seinen geheimsten Freunden anvertrauet, daß es also seinen Feinden unmöglich gefallen wäre, demselben beyzukommen, und ihren Muthwillen daran zu verüben. Als ich diese Unschlüssigkeit meiner Gedancken einem meiner vertrautesten Freunde eröffnete, wollte mich derselbe überreden, diese Verstümmlung wäre die Folge einer mit guter Vorbetrachtung

und auf hohen Rath der obrigkeitlich verordneten Bücher-Aerzte vorgenommenen Operation, die an diesem Gliede eine häftige Entzündung wahrgenommen, zu welcher der kalte Brand geschlagen, daher sie keinen bessern Rath gewußt hätten, als daß man dieses angesteckte Glied der Vorrede abstiesse, nach einer bekannten Regel, Ense recidendum est, ne pars sincera trahatur. Alleine mein Freund wollte nicht hartnäckigt auf seiner Muthmassung beharren, als ich ihm überzeugende Proben von der Gelindigkeit und Gefälligkeit der Herren Censoren in L. . . . vor Augen legete. Also mußten wir endlich diese Verstümmlung einem seltsamen Spiel des Glückes zuschreiben, wir befanden einmüthig, daß dieser halbe Bogen in der Drükerey durch Verwahrlosung des Setzers müste verlohren, und aus Unachtsamkeit zu dem Krämer getragen worden seyn; und da sich niemand getraut hätte, diesen Verlust zu ersetzen, wäre man genöthiget gewesen, die Vorrede ex abrupto zu schliessen, dabey aber diesen Mangel so gut als möglich zu verbergen, und inzwischen bedacht zu seyn, wie man diese Verwahrlosung beschönigen, und gegen Hrn. D. Tr-ll-r entschuldigen wollte.

Bey allem aber kam uns am allermerkwürdigsten vor, daß dieses verlohrne Fragmentum viel eher in die Schweiz als anderswohin

wohin verſchlagen werden, und juſt demjenigen in die Hände fallen müſſen, der den wahren Werth deſſelben zu entdecken und es von ſeinem ſo nahen Untergange zu retten wuſte, der aus beſonderer Hochachtung für Hrn. Pr-ll-r ſich auch dazu verbunden erkennete. Man ſetze nur, daß es dem Verfaſſer der Critiſchen Dichtkunſt oder einem ſeiner Freunde in ihre unbarmhertzigen Hände gerathen wäre, wie grauſam und unverantwortlich würden ſie ſelbiges nicht gemißhandelt und ſo zugerichtet haben, daß ſolches aus ihren Händen zu retten weder Rath noch Hoffnung übrig geblieben wäre? Man hat ſchon längſt angemercket, daß die Gerechtigkeit unter andern Regeln, die ſie in Beſtimmung ihrer Straffen insgemeine beobachtet, auch dieſer folget, daß ſie den Menſchen damit ſtraffet, womit er geſündiget hat. Ich kan mit Grund dazuſetzen, daß eben dieſelbe Billigkeit erfordere, daß einer an dem Orte büſſe, wo er geſündiget hat. Wenn dieſes Fragmentum in Deutſchland ans Licht wäre geſtellt worden, ſo hätte es bey weitem nicht die Dienſte leiſten und den Nutzen ſchaffen können, den es jezo unfehlbar ſchaffen wird. Ein volles Jahr ſtreicht insgemeine vorbey, ehe dergleichen Schriften wegen der Abgelegenheit in die Schweitz kommen, und unter uns bekannt werden; nun würden die-

ſe

ſe tobende Neider und ſchäumende Verläumder auf Hrn. Tr-ll-rs Unkoſten ſich inzwiſchen recht luſtig gemachet, und über ſein vorgegebenes Stillſchweigen ungeſtüm getriumphiert haben. Hingegen wird jezo ihrem Muthwillen der Riegel beyzeiten vorgeſchoben, und ſie werden durch die Bekanntmachung dieſer Schutzſchrift ſo ſehr in die Enge getrieben werden, daß guter Rath bey ihnen theuer ſeyn wird; jedermann wird die Gerechtigkeit dieſer wohlverdienten Züchtigung erkennen, und ihnen von Hertzen gönnen, und ſich erfreuen, daß ſie endlich ihren Meiſter gefunden haben, der ihnen das Handwerck niedergeleget, und ſo viele unter dieſem ſtrengen Joche ſeufzende Seelen von dieſer Critiſchen Tyrannie auf einmahl erlediget hat. Neben dieſem verſehe ich mich auch, daß dieſe Herausgabe die critiſche Gerechtigkeit der Schweitzeriſchen Nation von vielem Argwohn und von einem üblen Ruff befreyen werde. Die Deutſchen werden daraus erkennen, daß die wenigſten Schweitzer ſo leckern ſind, und einen eben ſo eckeln Geſchmack haben, als die zween Zürchiſchen Critiſchen Helden, die alles nach ihrem Kopfe meiſtern wollen, und die eben deßwegen bey ihren Landsleuten überhaupt nicht höher geachtet werden, als in Ober- und Niederſachſen. Ich werde nun auch

deſto

deſto eher Glauben finden, wenn ich bey meiner Eidsgenöſſiſchen Treue verſichere, daß die Verdienſte des Hrn. D. Tr-ll-rs um die deutſche Poeſie, ſo wohl als die Schönheit ſeiner Gedichte, unter uns eben ſo viel Verehrer haben, als wahre Kenner ſind; und man wird ins künftige den regierenden Geſchmack der Schweitzeriſchen Nation nicht mehr, wie bisher, liebloſer Weiſe nach dem eckeln und verzärtelten Geſchmacke des Zürchiſchen Verfaſſers der Critiſchen Dichtkunſt beurtheilen.

Was indeſſen den Werth meines Manuſcriptes, und hiemit auch den Danck für meine Herausgabe, um ein nahmhaftes vermehren muß, iſt die Ueberzeugung, die ich bey mir ſelbſt habe, daß dieſes das Autographum und das einzige Exemplar ſey, welches jemahls in der Welt geweſen, und daß folglich die Erhaltung oder das Verderben deſſelben lediglich in meiner Gewalt und Willkür geſtanden: Ich bin davon ſo feſt überzeuget, als gewiß ich bin, daß derjenige nicht geſcheid handeln würde, der ein Manuſcript, welches jezt unter die Preſſe geleget werden ſoll, durch ſchriftliche Copien bekannt zu machen ſuchen, das iſt, der Sonnen eine Fackel anzünden wollte. Und dasjenige vorausgeſetzet, was ich bisdahin von dem ſeltſamen Geſchicke dieſes Manu-

ſcriptes, nicht etwann nur erdichtet, ſondern mit Grund erzehlet habe, ſo kan ich eben ſo wenig begreiffen, daß Hr. D. Tr-ll-r von dieſer Vorrede mehrere Abſchriften ſollte haben verfertigen laſſen, als ich begreiffen kan, daß mein Exemplar mehr als eins ſey.

Sollte es dennoch ſolche unglaubige Spötter geben, die mich in den Verdacht faſſen, und die Leute bereden wollten, als ob ich dieſes Manuſcript nicht auf beſagte wunderbare Weiſe bekommen, ſondern aus Muthwillen erdichtet und Hrn. D. Tr-ll-r untergeſchoben hätte, ſo würden ſie dadurch entweder ihre dumme Einfalt, oder ihre Boßheit augenſcheinlich verrathen: Ihre Einfalt, indem ſie ſich vermäſſen, mir etwas zuzuſchreiben, welches ich, ſo wenig als ſie ſelbſt, auf eine ſolche Art und mit ſo vieler Geſchicklichkeit auszuführen im Stande ſeyn würde; Ihre Boßheit, indem ſie Hrn. D. Tr-ll-r aus Mißgunſt eben ſo vermeſſen dasjenige abſprächen, was nach aller Kenner Urtheil niemand als Hr. D. Tr-ll-r zu verfertigen geſchickt geweſen. Diejenigen, die deſſelben moraliſche Ernſthaftigkeit, ſeine pathetiſche Schreibart, und ſeine feine Art höflich und galant zu ſpotten, kennen, ſind gegen dergleichen verführeriſchen Argwohn genugſam bewafnet; In Anſehung ſolcher aber, die

wegen ihrer Leichtglaubigkeit in Gefahr ste-
hen möchten, von dergleichen Spöttern ver-
führt zu werden, mache ich mich hiemit öffent-
lich anheischig, ihnen mit ehrlichen Zeugen
zu bescheinigen, daß ich dieses Manuscript
von ungefehr und auf die Weise, wie ich er-
zehlet habe, durch die Hand meines Kauf-
manns von Leipzig empfangen habe; und
ich zweifle keinesweges, wenn Hr. Tr-ll-r
seine Freunde, denen er sein Manuscript an-
vertrauet, und diese den Schriftsetzer, dem
sie es werden überantwortet haben, darum
mit Ernst befragen werden, daß nicht ihre
Aussage mit meiner Erzehlung übereinstimmen
und sie bekräftigen werde. Wenigstens bin ich
von Hrn. Tr-ll-rs moralischer Neigung zur
Billigkeit versichert, daß er mir selbst, wenn
es vonnöthen seyn würde, mit einem öffent-
lichen und unwidersprechlichen Zeugnisse zu
Steuer der Wahrheit nicht entstehen, son-
dern diese Arbeit für die seinige erklären,
und (*) also den Verdacht von mir ableh-
nen würde, als ob ich so schlimm wäre, sol-
che Kinder, die ihrem natürlichen Vater boß-
hafter Weise entführt worden, in meinen
Schutz zu nehmen und für die meinigen zu er-
ziehen.

Da ich nun diese Vorrede und Schutz-
schrift des Tr-ll-rischen Fabelbuchs dem Hrn
Do

(*) Siehe die Vorrede zum II. Theil seiner Gedicht

Doctor ſelbſt, als dem wahren Verfaſſer zuſchreibe, muß ich die Leſer erinnern, daß ſie ſich nicht etwann dadurch irre machen laſſen, wenn ſie gewahr werden, daß derſelbe nicht nur in der gedruckten Vorrede, ſondern auch in dem gegenwärtigen Anhange nicht in ſeinem eigenen Nahmen, ſondern in der dritten Perſon als von einem andern redet; denn dieſes geſchiehet nur aus einer poetiſchen Demuth und Beſcheidenheit, damit es nicht das Anſehen habe, als ob er ſich ſelbſten lobe, von dieſer Eitelkeit iſt ſeine großmüthige Seele himmelweit entfernet, allermaſſen wir überzeugende Proben davon haben, zum Exempel da ſeine Lobredner ſich ſelbſt öffentlich (*) beklagen müſſen, er ſey auf ſie recht böſe worden, und habe es ihnen nicht verzeihen wollen, daß ſie die Wahrheit ſo deutlich von ihm geſagt haben. Viele Vorredner unſrer Zeiten loben die Wercke ihrer Helden mit einer Niederträchtigkeit und Unverſchämtheit, welche man kaum einem Verleger zu gute halten kan. Ein gewiſſer geiſtreicher Mann hat das lächerliche Thun dieſer Leute in einem ſinnreichen Bild ſehr artig vorgeſtellet; er hat geſagt: „ Dergleichen Vorſprecher und ihre „ Verfaſſer ſcheinen mir eben ſo lächerlich „ als jener welſche Marcktſchreyer, der mit „ einem tiefſinnigen Ernſt auf einem alten

(*) Siehe die Vorrede zum I. Theil ſeiner Gedichte.

„ Rosse einherzutraben pflegte, und einen
„ Knaben voran lauffen ließ, der dem sich
„ versammelnden Pöbel mit heller Stim-
„ me verkündigen muste, daß sein Herr und
„ Meister, das Wunder seiner Zeit, der
„ Phönix der Aerzte, die Sonne der Wis-
„ senschaften, ein unsterblicher Erhalter des
„ menschlichen Geschlechtes, der Bezwinger
„ aller Kranckheiten u. s. w. sey. Zu wel-
„ chem allem der Zahnarzt nur seinen Bart
„ streichelte, und zu Zeiten zu den Umste-
„ henden nur dieses sagte: Der Knabe
„ spricht nichts als die wahrheit: Ich rüh-
„ me mich nicht; aber er kennet mich. „
Alleine unser Hr. D. Tr-ll-r ist eines weit edelmüthigern Sinns, er hat deswegen dem J. C. B. der die beyden Theile seiner Gedichte mit Vorreden versehen, ausdrücklich untersagt, daß er den Werth seiner Gedichte nicht anpreisen sollte: Aber eben dieser Vorredner giebt nicht undeutlich zu verstehen, was für ein hartes Gebot dieses sey, und wie schwer es ihm falle, den Werth und die Verdienste eines Mannes oder einer Schrift, die jedermann so ausnehmend vorkommen, als gleichgültig zu behandeln. Man muß es darum vor die Würckung einer raren Bescheidenheit halten, daß Hr. Tr-ll-r bey der Ausgabe seiner Fabeln das Amt eines Vorredners keinem Fremden an-

per-

vertrauet, ſondern ſolches ſich ſelbſt vorbehalten, und durchaus ſo beſcheiden von ſich ſelbſt geredet hat, daß man beynahe meinen würde, er kennete ſich ſelbſten nicht, und der Verfaſſer des Fabelwercks gienge Hrn. Tr-ll-r von Haut und Haar nichts an. Ich habe mir auch ſagen laſſen, er habe ſich über das, wiewohl höchſtverdiente Lob, welches ihm der Hr. von Böhlau in ſeinen Jugend-Früchten Bl. 429. und 430. beygeleget hat, weit häftiger entrüſtet, als über die Verläumdungen des Verfaſſers der Schweitzeriſch-Critiſchen Dichtkunſt. Alleine ich finde dieſes Lob ſo gerecht, daß ich mich nicht entbrechen kan, ſolches hier anzufügen und zu wiederholen. Es heißt Bl. 430.

Das thut der groſſe Geiſt, der mehr als tauſend nützet,
Mein Tr-ll-r, deſſen Ziel die Ehre Deutſchlands ſtützet,
Dem einſt noch Gronov, Clerc, Grav u. Salmaſius,
Ja Grot' und Scalig- den Vortritt gönnen muß.

* * *

Der Franckreichs Munterkeit, der Britten Witz verlacht,
Weil ſeiner Muſe Gluth ſich ihrer Meiſter macht.

Die Gerechtigkeit dieſer Lobeserhebung iſt ja in dem allgemeinen Ausſpruche Salomons gegründet, der in ſeinem Prediger-Cap. IX. v. 4. 5. 6. ſagt: „ Ein lebendiger H-- iſt „ beſſer als ein todter Löwe; denn die Le-

„ bendigen wissen, daß sie sterben werden,
„ die Todten aber wissen nichts, sie verdie-
„ nen auch nichts mehr. Denn ihr Ge-
„ dächtniß ist vergessen, daß man sie nicht
„ mehr liebet, noch hasset, noch neidet,
„ und sie haben keinen Theil mehr auf der
„ Welt in allem, das unter der Sonnen
„ geschicht.„ Nun sind aber Gronov, Clerc, Grav, Salmasius, Groot und Scaliger todt; sollte denn nicht dem Hrn. Tr-ll-r ein billiger Vorzug über diese alle gebühren? Und die zwo leztern Zeilen sind so unbestimmt, daß ich gar nicht sehen kan, was die Neider des sich ausbreitenden Tr-ll-rischen Ruhms daran auszusetzen haben. Man wird bey den Franzosen und Britten noch allezeit solche Scribenten antreffen, die an Munterkeit und Witz zu übertreffen, eben keine grosse Kunst erfodert wird; und ich bin sicher, wenn der Hr. von Böhlau sich erklären müßte, was er vor Franzosen und Britten gemeint habe, über die er seinem Meister einen solchen Vorzug giebt, es würde jedermann den grossen Unterschied zwischen diesen und jenen erkennen und die Vergleichung gutheissen müssen. Aber so billig und bescheiden auch dieses Lob immer seyn mag, so muß dennoch Hr. Tr-ll-r selbiges nicht gerne, noch mit gleichgültigem Gemüthe aufgenommen haben, alleine aus

der

der vorsichtigen Beysorge, es mögte selbiges etwann von neidigen Spöttern wider die Absicht des Lobredners verdrehet und gemißdeutet werden. Sehet da ein seltenes Muster einer recht edelmüthigen Bescheidenheit bey einem Verdienst-vollen Dichter, und zugleich die wahre Ursache, warum er in der Vorrede zu seinem neuesten Fabelwerck das Wort selbst führet, doch so, daß es scheinet, als ob er von einem andern rede.

Wollte aber jemand nur dieses behaupten wollen, Hr. Tr-ll-r habe diese Vorrede nicht selbst geschrieben, sondern nur etwa in die Feder dictirt, oder nachdem sie von einem seiner Schüler verfertiget worden, übersehen, verändert und verbessert, so will ich mit einem solchen keinen Zanck anfangen, massen auch in diesem Sinne von Hrn. Tr-ll-r eben so wohl kan gesagt werden, daß er der Verfasser dieser Schutz-Schrift sey, als dorten von Herodes gesagt wird, er habe alle Kindlein zu Bethlehem getödet.

Alleine ich will das gereizte Verlangen meiner Leser nicht länger an dem Genusse meines Manuscripts hindern, zumahl da ich dessen Werth bisdahin nicht geschickter angepriesen habe, als dorten die Lobredner Salomons bey der Königin von Saba die

Weißheit deſſelben nach ihrer Würdigkeit beſchrieben haben. Ich bin auch verſichert, daß die eigene Erfahrung meine Leſer eben ſo wohl, als jene Königin, von des Lobredners Ungeſchicklichkeit überzeugen, und meinem Lobe erſt das rechte Gewicht geben werde. Mithin da dieſes Manuſcript uns den ſchönſten Anlaß giebt, manche critiſche Wahrheit in ein helles Licht zu ſetzen, ſo wird man mir erlauben, ſelbiges mit Anmerckungen zu verſehen, inmaſſen es dieſe Ehre beſſer verdienet, als manches altes lateiniſche oder griechiſche Manuſcript, welche oft ſo unverſtändlich an ſich ſelbſt ſind, oder von den Commentatoren gemachet werden, daß man ſelbſt nicht weiß, woran man ſich halten ſoll. Mein Manuſcript bedarf keiner dergleichen Erklärungen, und ſie würden eben ſo wenig nütze ſeyn, als wenn man der Sonne an dem hellen Mittag eine Fackel anzünden würde. Die Abſicht meiner Anmerkungen gehet alleine dahin, einige moraliſche und critiſche Grundſätze, die nur beyläuftig angeführet werden, und auf welche der Verfaſſer ſeine Urtheile gründet, um der Einfältigen willen weiter auszuführen, und die Kunſt, die in dieſer gantzen Schutzſchrift verborgen lieget, einigermaſſen aufzudecken.

Fra-

FRAGMENTUM
der Vorrede zu den
Tr-ll-riſchen Fabeln,
Oder
Schutz-Schrift
gegen den Verfaſſer der
Critiſchen Dichtkunſt.

* * *

MEin Gott! was erhebet nicht der ehrliche

Anmerckungen.

Mein Gott!) Sehet da, in was vor einer chriſtlichen Verfaſſung das ſanftmüthige Hertz des Verfaſſers geſtanden hat, als er ſich an dieſe Vertheidigung gemachet. Ein anderer hätte aus einem andern Thone angefangen, als etwann:

Arma Virumque cano! - - - -

Oder:

Muſa mihi cauſſas memora, quo numine læſo,
Quidve dolens Regina Deûm, tot volvere caſus
Inſignem pietate virum, tot adire labores
Impulerit. Tantæne animis cœleſtibus iræ!

Aber unſer ſanftmüthige Verfaſſer nimmt ſeine Zuflucht, als ein chriſtlicher Poet, zu der Invocatione, oder Anruſung.

liche Mann vor ein greuliches Lermen: Mit

rufung. Er drückt dadurch ſeine Empfindlichkeit und innigſte Wehmuth, nicht über die ihm angethane Unbill; ſondern über die ſchwere Verſündigung des Verfaſſers der neuen Critiſchen Dichtkunſt, ſehr lebhaft aus. Man kan im übrigen von dieſer poetiſchen Anrufung Hrn. G-tſch-ds Critiſche Dichtkunſt nachſehen.

Dieſer ehrliche Mann) Er meinet den Schweitzeriſchen Verfaſſer der neuen Critiſchen Dichtkunſt: Er nennet ihn einen ehrlichen Mann, nicht per antiphraſin, wie etwann die Spötter meinen mögten; ſondern damit er zeige, daß ihn die empfangene Unbill nicht hindere, auch von ſeinen Feinden gutes zu reden, nach dem bekannten Axiomate, & in hoſte laudanda Virtus. Und wenn wir dem Seneca glauben wollen, ſo iſt der Ruhm eines ehrlichen Manns allem andern Ruhm, auch dem Ruhm eines groſſen Dichters, eines ſcharfſinnigen Kunſtrichters ꝛc. weit weit vorzuziehen: Magno impendio temporis, magna alienarum aurium moleſtia laudatio hæc conſtat, ô Hominem Literatum! Simus hoc titulo ruſticiore contenti, ô VIRUM BONUM. Und in dieſen Gedancken ſtehet auch unſer Verfaſſer, daher er ſich dieſen Titel alſofort ſelbſt beyleget, wenn er ſagt: Wichtige Urſachen ... ehrliche Leute ſo unbändig anzugreiffen! Wo dieſes Beywort ja unmöglich antiphraſtice kan verſtanden werden.

Was erhebet er nicht vor ein greuliches Lermen?) Da er nemlich in dem ſiebenden Abſchnitte ſeiner Critiſchen Dichtkunſt, wo er von der Eſopiſchen Fabel ausführlich handelt, ſich daran nicht begnüget, die Tr-ll-riſche Unterſuchung von der Natur der Fabel, Bl. 173. 175.

Mit was vor Heftigkeit und Bitterkeit stösset er seine Urtheile nicht aus? Warum denn dieses alles? nemlich um Sylben, Gedanken,

175. 177. 188. u. f. 195. höhnisch durchzuziehen, sondern noch überdas von Bl. 214. bis 262. alleine bemühet ist, die in dem Anhange der Tr-ll-rischen Gedichte befindlichen Fabeln durch die Mysterung gehen zu lassen. Was bedurfte es solcher Weitläuftigkeit, wenn er nichts mehrers sagen wollte, als daß ihm diese Fabeln mißfallen?

Mit was vor Heftigkeit und Bitterkeit ꝛc.) Warum muß er die Tr-ll-rische Untersuchung unbegründt und unglücklich nennen? Warum die Fehler, die sich etwann ereignen, just vor eine Würckung einer schlechten Ueberlegung angeben? Warum auf den Widerspruch, den er zu entdecken meinet, als etwas recht kindisches schmähen? Und wann würde ich fertig werden, wenn ich alle die Critischen Hiebe und Streiche, womit er lincks und rechts unbarmhertziger Weise und ohne Mitleiden um sich schmeißt, nahmhaft machen wollte? Ich bitte meine Leser, die Mühe selbst zu nehmen, und den siebenden Abschnitt der Critischen Dichtkunst mit Nachdencken zu lesen, so werden sie dem Hrn. Doctor das Zeugniß geben müssen, daß er noch gnädig mit seinem Feinde verfährt, wenn er ihn bloß einer Heftigkeit und Bitterkeit in seinen Urtheilen beschuldiget. Wenn er demselben nicht verschonet hätte, so wäre es ihm ohne Zweifel ein leichtes gewesen, seine Urtheile vor falsch und unbegründet auszuschreyen.

Um Sylben, Gedancken, Worte und Reime) Ich bin lange im Zweifel gestanden, ob sich nicht das Wort Gedancken hier wider die Absicht des Verfassers eingeschlichen habe: Denn, gedachte ich, falsche Ge-

dass

ken, Worte, und Reime, um Fabeln und Mähr-

dencken sind endlich noch wohl einer Beurtheilung werth; und der Eifer eines guten Kunstrichters gegen solche möge endlich noch wohl zu rechtfertigen seyn. Meine da mir die Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen No. LXXIV. ungefehr in die Hände fielen, allwo die neue Auflage der Tr-ll-richen Fabeln sehr fleissig angepriesen, dem Schweitzerischen Kunstrichter seine tollkühne Vermessenheit derbe verwiesen, und die Vertheidigung dieses unverbesserlichen deutschen Dichters mit seinen eigenen Kern-Worten beschlossen wird, fand ich zu allem Glücke eben diese Ausdrückung; es heißt gegen dem Ende: um Sylben, Gedancken, Wörter und Reime müssen Bescheidenheit, Gelindigkeit und Menschenliebe gänzlich hintan gesetzt werden? Diese Stellen sind einander so ähnlich, daß keine ohne die andere kan verändert werden, und es schwer zu errathen ist, welche von der andern abgesehen worden: Auch kan Hr. Z* am besten wissen, was Hrn. D. Tr-ll-rs Gedancken über critische Materien seyn. Ich verwerfe daher meine erste Muthmassung selbst, und erkläre den Sinn des Verfassers so, daß er nicht mehrers sagen wolle, als, man müsse den irrenden Scribenten, wenn sie auch gleich in den Gedancken noch so übel verstossen, mit Sanftmuth und Höflichkeit zurecht helfen.

Um Fabeln und Mährchen) Mährchen sind wunderbare und abentheurliche Erzehlungen, die nicht die geringste Wahrscheinlichkeit haben; hiemit wunderbare Lügen, dergleichen unverständige Ammen den kleinen Kindern zu erzehlen, und ihnen damit die Zeit zu kürzen pflegen. Diese Mährchen haben eben eine so lehrreiche Absicht, als die guten Fabeln; doch kan dieses ihren Gebrauch nicht rechtfertigen: Man muß die Wahrheit und das Nützliche nicht durch Lügen fort-

pflan-

Mährchen, die zum Zeitvertreib für die Jugend

pflanzen, und die unerfahrne Leichtgläubigkeit der Kinder nicht mißbrauchen, noch weniger ihren Geschmack durch abgeschmackte und unmögliche Erzehlungen zu einer Zeit verderben, da sie noch nicht im Stande sind, zwischen Ja und recht selbst zu unterscheiden. Aus diesem läßt sich die Frage leicht entscheiden, welche Hr. Z° in der obenmehnten LXXIV. No. der Hamburgischen Berichte bey Anlaß der Tr-ll-rischen Fabeln auf die Bahn bringet, nemlich, Was vor deutsche oder lateinische Fabeln der Schul-Jugend zu belieben, und in denen untersten Classen einzuführen rathsam seyn mögte? Ich antworte, nur keine Mährchen nicht, sondern alleine solche Fabeln, die ihre Glaubwürdigkeit bey allem Scheine des Wunderbaren genugsam rechtfertigen können. Man würde sich aber übel betriegen, wenn man aus dieser Stelle schlieſſen wollte, als ob Hr. D. Tr-ll-r seine Fabeln selbst in keinem höhern Werth hielte, als die Mährchen unverständiger Ammen; Das sey fern. Er bedient sich hier sehr geschickt einer Figur, welche die Schulgelehrten Meiosin oder Tapeinosin heiſſen, welche etwas von seinem Werth künstlich heruntersetzet und verächtlich macht, damit etwas anders dadurch augenscheinlich erhoben werde. Weil nun Hr. Tr-ll-r seines Gegners Heftigkeit und Bitterkeit in seinen Urtheilen recht lächerlich machen wollte, so muſte er seine eigene Arbeit, mit deren Beurtheilung sich dieser Criticus was grosses dünket, um ein namhaftes selbst verkleinern: Angesehen es ja recht lächerlich lassen würde, wenn ein grosser Kunstrichter mit eben dem Ansehen und der Ernsthaftigkeit, mit welcher er etwann die Wercke eines Homers und Virgils zu beurtheilen pfleget, die kindischen Mährchen einer Amme untersuchen, oder die Kinder in ihren närrischen Spielen hofmeistern wollte.

Jugend aufgesetzet, und als ein unvollkommener Versuch angegeben worden. Wichtige

Die zum Zeitvertreib für die Jugend aufgesetzet) Es fährt der Vorredner in der angefangenen Figur fort; und man muß dieses nicht im Ernst aufnehmen. Hr. D. Tr-ll-r weiß viel zu wohl, was für Behutsamkeit in dem Umgange mit der Jugend erfodert wird, und daß es nicht gleichgültig ist, woran man ihren Geschmack gewöhne: Nach dem bekannten

Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu. . . . . .

Als ein unvollkommener Versuch angegeben worden) Sein eigenes Bekenntniß in seiner Untersuchung von der Natur der Fabel Bl. 559. ist hierüber gar deutlich: „ Diese Fabeln werden hiermit dem geneigten Leser, als ein Anhang, dargereicht, zwar „ nicht in der Meinung, daß sie etwas vollkommenes seyn sollten. „ Und etwas ferner: „ Ich muß „ selbst bekennen, daß einige schon längst verfertigte „ die strengsten Prüfungen nicht aushalten dürften. „ Wiewohl er anbey versichert, daß er sich äusserst habe angelegen seyn lassen, mit Wissen und Willen nicht wider die schweren Regeln der Fabel zu verstossen. So groß aber die Bescheidenheit Hrn. D. Tr-ll-rs ist, kan ich gleichwohl das unhöfliche Zeugniß des Vorredners zu dem zweyten Theile der Tr-ll-rischen Gedichte darum nicht gutheissen, z. Ex. wenn er unter anderm von eben dieser Haupt-Tugend unsers grossen Dichters meldet, „ Er suche seinen unverdienten langen Ruhm mehr mit Bescheidenheit zu verbergen, „ als mit frechem Hochmuth auszubreiten. „ Heißt dieses nicht seinen Helden dem Gespötte der Feinde preiß geben, und ihnen die Waffen selbst in die Hände liefern,

rige Urſache, ſich ſo lächerlich zu entrüſten, und

liefern, womit ſie ihm beykommen können, wenn man öffentlich von einem bezeuget, daß er den Ruhm, welchen er erlanget hat, nicht verdiene? Der Hr. D. Tr-ll-r kan ſein eigenes Heu Stroh nennen; aber das iſt darum einem andern nicht erlaubt, und Complimente muß man nicht grad vor Ernſt aufnehmen. Nicht beſſer iſt, was bald hernach folget: „Viele „ ſeiner Gedichte hat er in ſeiner noch blühenden und „ feurigen Jugend verfertiget, daher die Worte oft „ beſſer ſind, als die Gedancken.„ Und an einem andern Orte: „Er gläubt, die gelehrte Welt könne „ ſeiner poetiſchen Gedancken, die, aus Mangel der „ Zeit, nie ſattſam ausgearbeitet werden können, „ mit leichter Mühe entrathen.„ Was könnte wohl der ärgſte Feind ſchlimmers von einem Gedichte ſagen, als daß es nicht ausgearbeitet, und daß die ſchönen und prächtigen Worte wohl das beſte daran ſeyn? Wenn Hr. Doctor ſelbſt ſich alſo erklären würde, ſo würde es jedermann vor eine Ausdruckung ſeiner angebohrnen Beſcheidenheit aufnehmen: Aber da es von einem andern geſagt wird, von dem man vorausſetzet, daß er auſſer Stand ſey, ſeinen Helden zu beſchimpfen, ſo dürften dergleichen loſe Reden im Ernſt aufgenommen werden.

Wichtige Urſache, ſich ſo lächerlich zu entrüſten) Man bemercke hier die pathetiſche Figur des Ausrufs, welche dem ſtörriſchen Kunſtrichter nothwendig eine Röthe ins Angeſicht jagen, und ihn mit Scham bedecken wird. Sollte es nicht lächerlich ſeyn, daß ein ernſthafter Criticus ſich über unſchuldige und dabey noch lehrreiche Mährchen einer Kinderwärterin, über junger Leute Schertz und Kurtzweil, über Sylben und Reimen, und andere ſolche Kleinigkeiten ſo heftig entrüſtet, als ob es um die Beſtrafung eines Hochverraths zu thun wäre?

und ehrliche Leute ſo unbändig anzugreiffen, als ob es einen ſonderbaren Glaubens-Artickel oder bedencklichen Friedens-Schluß anbeträfe. Richer mag ihm antworten:

Du ſolide Cenſeur diſtingues le Pédant!
Cet Animal chagrin, plein d'un orgueil extréme,
N'aprouve rien, que ce, qu'il fait lui-méme.
Sur tout il imprime la dent.

Man weiß wohl die Freyheit, die Gelehrte dieß-

Ehrliche Leute) Ehrliche Leute angreiffen, iſt eine zweydeutige Redensart; denn entweder heißt dieſes jemand durch Verleumdung an ſeinem ehrlichen Nahmen kräncken, oder, einen ehrlichen, unverleumdeten Mann wegen einiger Mängel und Gebrechen, die den ehrlichen Nahmen nicht berühren, tadeln und beſtrafen. Und in dieſem leztern Sinn wird dieſer Ausdruck öfters per fallaciam compoſitionis, wie die Schulgelehrten ſich in ihrer geweyheten Sprache ausdrücken, gemißbraucht; grad als ob einer kein ehrlicher Mann ſeyn könnte, wenn er nicht ein untadelhafter Poet, oder unverbeſſerlicher Fabeldichter wäre. Man kan darüber mit Erbauung nachleſen, was in der Sammlung ſatyriſcher und ernſthafter Schriften, in der Vertheidigung Briontes des jüngern, abſonderlich Bl. 254. und 255. über dieſe Materie vorkömmt.

Man weiß wohl die Freyheit, die ꝛc.) Und warum ſollten es die Herren Hamburger nicht wiſſen, da Briontes der jüngere ſolches erſt neulich mitten unter ihnen ſo handgreiflich erwieſen hat, daß ich glaube, es ſey wohl mehr als einer, der es heimlich beſeufzte, daß dieſe Wahrheit Wahrheit iſt. Siehe die Vertheid. Bront. des jüngern Bl. 256. 259. 260. u. f. Aber unſer

dießfalls über einander haben; es stehet jedem frey, Schriften zu beurtheilen; es ist auch nützlich und löblich: Alleine es muß mit Bescheidenheit und Gelindigkeit, und nicht in einer Sprache geschehen, die man eher in denen Mühlen, Scheuren und Schenken, als unter gelehrten und wohlgesitteten Leuten, zu hören gewohnt ist.

Sind Wort und Sylben denn von solcher Wichtigkeit,
Daß man so ungestüm, wie Härings-Weiber, schreyt?
Dieß

unser grosser Dichter hat keine Ursache, diese Wahrheit zu fürchten. Siehe daselbst Bl. 262. 264. Er hat mehr, als ein Kleid, „ er kan wohl leiden, wenn „ man ihm, so zu sagen, sein poetisches Kleid aus„ ziehet, ja es würde ihm ein leichtes seyn, solches „ selbst abzulegen, indem er noch andere Kleider im „ Vorrath hat, welche er geziemend anlegen, und sich „ damit unter Leuten zur Noth noch sehen lassen kan. „ Wie sein Vorredner zu dem zweyten Theil seiner Gedichte mit eben diesen Worten gar sinnreich und gründlich von ihm bezeuget.

(Es muß mit Bescheidenheit und Gelindigkeit ꝛc.) Man kan dieses in der oben gedachten Vertheidigungs-Schrift, Bl. 270. u. f. desgleichen Bl. 281. u. f. gar gründlich ausgeführet lesen.

Sind Wort u. Sylben denn von solcher Wichtigkeit) Diese Verse haben die Kraft eines poetischen Exorcismi, der alle critischen Spottgeister in die Flucht treiben kan: Und sie gehören als ein wichtiger Zusatz in Hieronymi Mengi Flagellum Dæmonum.

Dieß bringt der Wiſſenſchaft gewiß den gröſten Schaden,
Den ihre Meiſter ſelbſt durch Grobheit auf ſich laden,
Dadurch wird ſie hernach vernünftigen verhaßt,
Und ein Gelehrter iſt ſo viel als ein Fantaſt.

Man leſe hiervon weiter unſers Verfaſſers Gedichte auf den ſeel. Hrn. Fabricius, von der unanſtändigen Schmähſucht der Gelehrten, nebſt denen Anmerckungen, und beſſere ſich. Man weiß nicht, ob man den bösartigen Schriftrichter mehr belachen, oder beklagen ſoll, welcher andern Leuten die Fehler in Schriften zeigen will, und doch ſelbſt einer viel wichtigern Verbeſſerung ſeiner rauhen und ſtörriſchen Sitten u. unhöflichen Schreibart nöthig hat, wie der Leſer mit Erſtaunen wahr-

Der ſelbſt einer viel wichtigern Verbeſſerung nöthig) Ein bekanntes Schul-Dictum lautet: Turpe eſt Doctori, quem culpa redarguit ipſum. Wer andre mit Recht tadeln will, der muß ſelbſt ohne Fehler und Gebrechen ſeyn: Da nun keiner vollkommen und Engelrein iſt, ſo wäre es ja weit beſſer, und für die gemeine Ruhe weit verträglicher, daß man das Tadeln und Richten, als ein friedenſtörendes Handwerck, gäntzlich einſtellete, und einander hälfe, die gemeine Unvollkommenheit mit dem Mantel der Liebe zudecken. Solcher läßt ſich ſchon aus einander ziehen, daß er weit genug wird, die Blöſſe ſo vieler Leute zu bedecken. –

Mit Erſtaunen) Der Verfaſſer kennet das Hertz der Menſchen, insbeſondere ſeiner deutſchen Leſer, ſo wohl, daß er mit Gewißheit voraus ſagen kan, was dieſe oder jene Vorſtellung vor einen Eindruck auf daſſelbe machen werde. Hier verkündiget er ein Erſtaunen

wahrnehmen wird. Alleine laßt uns nun einige der wichtigsten Einwürffe besehen, die er

nen, nemlich ein solches, das mit Furcht und Abscheu verknüpfet ist:

Improvisum aspris veluti qui sentibus Anguem
Pressit humi nitens, trepidusque repente refugit
Attollentem iras, & cœrula colla tumentem.

Einige der wichtigsten Einwürffe) Das Gewicht der Einwürffe wird gemeiniglich von dem, der sie machet, und von dem, der sie beantworten soll, in einer gantz ungleichen Waage abgewogen. Sie werden hier die wichtigsten Einwürffe genennet, nicht als ob sie an sich selbst einiges Gewicht haben; sondern in Vergleichung mit den übrigen Einwürffen, die wahrhaftig leichter sind, als die Spreu. Ich will meinen Lesern zu gefallen eine kurtze Liste von diesen Einwürffen hersetzen, damit sie selbst ein Urtheil davon fällen können. Der Verfasser der Critischen Dichtkunst wirft demnach folgende Fragen auf, die sich auf Hrn. Tr-ll-rs Untersuchung von den Fabeln, und auf die Fabeln selbst beziehen, die in dem Anhange seiner Gedichte stehen. Ob Esopus seinen Fabeln die Lehren selbst angehänget? Bl. 173. Ob Phäder zu tadeln sey, daß er die Lehre der Fabeln mehrmahlen vorne zu Anfang der Erzehlung gesetzet hat? Bl. 175. Ob La Motte wegen der weitläuftigen Vorreden, die er vor seinen Fabeln gesetzet, zu entschuldigen? Bl. 177. Ob die menschlichen Fabeln wegen Mangel des Wunderbaren allemahl verwerflich seyn? Bl. 188. u. f. Ob La Motte geirret, da er die Fabel ein kleines Episches Gedichte genennet? Bl. 195. Ob die Fabel von dem kleinen Knaben, der das Meer in ein kleines Grüb-

er wider die Trillerischen Fabeln gemacht, um

lein ausklügeln wollen, von Hrn. Tr-ll-r erfunden worden, und ob diese Erfindung gutzuheissen sey? Bl. 215. Ob die Veränderung des Oceans in den Rheinstrom, und des Grüblems in zween Töpfe, in dieser Fabel, ganz gleichgültig sey? Bl. 216. Ob die gelehrte Absicht, die Hr. Tr-ll-r dem Knaben bey diesem Unternehmen zuschreibet, wahrscheinlich sey? Bl. 218. Ob die Fabel von dem Kinde und dem Frosche nicht wegen Mangel des Wunderbaren verwerflich sey? und ob die Lehre, welche Hr. Tr-ll-r daraus herleitet, nicht gezwungen sey? Bl. 219. u. f. Ob die Fabel, der Hund auf einem sammtenen Küssen und der Hausherr, nicht ohne Noth unter die wunderbaren Fabeln gezehlet worden? Bl. 223. Ob die Fabel, der gereiste Mann ein wunderlicher Koch, etwas mehrers sey als ein blosses Gleichniß? Bl. 225. Ob die Fabel, die Raben-Bleiche betittelt, neu und nothwendig sey? Bl. 227. Ob Hr. Tr-ll-r in seiner Untersuchung von Fabeln Bl. 568. Ursache gehabt, die Esopische Fabel von dem Fuchse in des Bildhauers Werckstatt, als unwahrscheinlich zu verwerffen? Bl. 238. Ob er des Hrn. La Motte Critick über diese Fabel recht verstanden habe? Bl. 240. Ob er Recht gehabt, die Fabel von dem Löwen, der sich in eine Schäferin verliebt, als unvernünftig und widernatürlich zu verwerffen? und ob seine vorgeschlagene Verbesserung derselben gutzuheissen sey? Bl. 242. u. f. Ob nicht die meisten Tr-ll-rischen Fabeln in ihrer Erfindung allzu menschlich seyn, so daß sie nichts wunderbares haben, als den Nahmen der Thiere? Bl. 246. u. f. ꝛc. Ich fürchte gar nicht, daß diese ausführliche Nahmhaftmachung so vieler Fragen und Einwürffe die Aufrichtigkeit meines Verfassers verdächtig machen werde

um von dem Werth dieſer Critiſchen Dichtkunſt hieraus zu urtheilen; denn alles zu beant-

derſelbe iſt nicht von der Art derjenigen, die, wenn ſie etwan mit einem ſtrengen Gegner zu thun haben, aus einer ganzen Schrift nur dasjenige herausklauben, was am ſchwächſten ſcheinet, und noch wohl zu verantworten iſt, inzwiſchen aber die ſtärkſten Einwürfe liſtiger Weiſe verhölen. Man darf nur dieſe Fragen durchleſen, ſo wird man mit Händen greiffen müſſen, daß es lauter Kleinigkeiten ſind, die keine Widerlegung verdienen. Was liegt endlich dem Staate, oder der Kirchen, oder dem Hausweſen daran, ob die Lehre vorne oder hinten an der Fabel ſtehe, wenn nur eine darinnen iſt? Ob ſie Wahrſcheinlichkeit genug habe, wenn ſie nur lehrreich und ergetzlich iſt? Iſt das Vorhaben, den Rheinſtrom in zween Töpfe auszuſchöpfen, nicht eben ſo thöricht und unmöglich, als das Weltmeer in ein Grüblein zu leiten? ꝛc. ꝛc.

Um von dem Werth dieſer Critiſchen Dichtkunſt hieraus zu urtheilen) Ex ungue Leonem! Es iſt zwar nicht zu leugnen, was Plinius ſagt: Nullus liber tam malus eſt, in quo non aliquid inſit boni. Doch hindert dieſes nicht, daß man nicht ein Buch dem andern vorziehen dürfe. Wir haben ja Hrn. G-ttſch-ds Critiſche Dichtkunſt, und ſo hätten wir dieſer neuen Critiſchen Dichtkunſt wohl entbehren können; um ſo viel mehr, da jener ſo beſcheiden und höflich iſt, daß er, die Lebenden nicht zu erzörnen, ſich nicht ſcheuet, die Manes der abgelebten Dichter in ihrer Ruhe zu ſtören; ungeachtet es in dem gemeinen Sprüchwort heißt: De Mortuis nonniſi bene. Da hingegen der neuere Verfaſſer ſo unbeſcheiden iſt, daß er auch der noch lebenden nicht verſchonet, und ihnen ihre Fehler unter

beantworten verlohnet sich nicht der Mühe, und das weitläuftige Gewäsche von lauter Kleinigkeiten verdienet keine Widerlegung. Er fraget also unter andern: Ob die Espen, Tannen, Buch und Linden in einer Caravane hinter dem Eichbaume hergezogen wären? Welche tiefsinnige Frage, die kein Dedi-

das Angesicht verrücket. Horatz ist ein abergläubiger Spötter, wenn er von einem gewissen Poeten sagt:

Nec satis apparet, cur versus factitet: utrum
Minxerit in patrios cineres, an triste bidental
Moverit incestus: Certe furit. - - -

Er fraget also unter andern, ob die Espen, Tannen ꝛc.) Die verwegene Critick des Schweitzerischen Verfassers über die Biblische Fabel des Joas lautet unter anderm Bl. 259. 260. also: „ Wenn wir die „ ausführliche Abhandlung dieser Fabel vor uns neh„ men, so werden wir finden, daß Hr. Triller aller„ seiner Kunst aufgeboten hat, recht lächerlich zu wer„ den. Diese Kunst bestehet darinnen, daß er die„ Regel von dem Wahrscheinlichen, in so ferne die„ selbe in der Natur und Beschaffenheit der Dinge ge„ gründet ist, gäntzlich aus den Augen gesetzet hat. „ Die Bäume haben ihre gantze Natur abgelegt, und „ können alle menschlichen Verrichtungen so gut nach„ ahmen, als die Menschen. Sie versammeln sich „ zusammen in einen geheimen Rath, Bl. 605. sie „ halten Beylager und legen sich zusammen ins Bette. „ Bl. 606. sie schweeren bey ihrer Seelen; die Ge„ schichte vom König Salomo ist ihnen im Grun„ bekannt; sie besitzen groß Geld und Gut, und wa„ sie

Oedipus auflösen kan! Welcher schertzhafter Einfall, der einem Thränen auspressen mögte! Welche Critische Dichtkunst, die den Aristoteles und Horaz weit übertrift! Er fraget ferner, ob die Bäume etwas vom König Salomo wissen können: Dieses ist

„ sen solches eben so geschickt zu gebrauchen, einander „ zu bestechen, als die Menschen, Bl. 607. und 608. „ Sie schätzen den Adel nach der Zahl der Ahnen; sie „ beobachten in dem geheimen Cabinete unter sich ei„ nen Rang; sie beschencken einander mit güldenen „ Ketten; sie halten einander Hochzeit-Mähler und „ Gastereyen; also werden sie auch mit einander spei„ sen, Bl. 609. u. 610. Sie können sich auf ihre „ Füsse erheben, und nach Belieben langsam einher „ spatzieren, oder geschwinde lauffen, und man trift „ öfters ganze Caravanen auf der Strasse an, von „ Espen, Tannen, Buch und Linden, Bl. 610. „ Wie abentheurlich!„ Dieses weitläuftige Gewäsche verdienet zwar keine Widerlegung, und es verlohnet sich nicht der Mühe, alles zu beantworten. Ich will nur ein par kleine Anmerckungen beyfügen. Die erste siehet auf die Erkenntniß, welche die Dichtung leblosen Geschöpfen in der Fabel beyleget. Sind sie einiger Erkenntniß fähig, so müssen sie eine Seele haben, und warum sollten sie dann nicht bey ihrer Seelen etwas betheuren können?

So sprach er, jeder fiel ihm bey,
Aus unverschämter Schmeicheley,
Selbst Salomo, bey meiner Seelen!
Könnt weiser nicht und besser wählen.

Dieses ist die Sprache des Herren von Dornbusch.

ist gleichwohl sehr wahrscheinlich erdichtet, denn wenn die Bäume nach der Fabel denken und reden können; so müssen sie auch den König Salomo wohl kennen, als welcher sich um das Reich der Pflantzen so verdient gemacht, daß er sie von der Ceder auf dem Libanon an, biß auf den Ysop, der aus der Wand

Und warum sollten die Bäume und Pflantzen den König Salomo nicht kennen, der sich um ihr Reich so wohl verdient gemachet hat? Ich bin sicher, wenn einmahl das Fieber, der Mond, die Luft, das Firmament ꝛc in Fabeln eingeführt werden sollten, daß sie mit gleichem Grunde der Wahrscheinlichkeit Hrn. D. Tr-ll-rs Lob ausbreiten würden, als der Dornbusch hier das Lob des Königs Salomons ausposaunet. Die zweyte Anmerckung, welche dienet, einen grossen Theil der übrigen Schweitzerischen Beschuldigungen abzulehnen, beziehet sich auf den Grund der Dichtung in des Königs Joas Fabel. Die Dichtung, daß der Dornstrauch dem Cederbaum den Antrag habe machen lassen: Gieb deine Tochter meinem Sohne zum Weibe; ist nicht von Hrn. D. Tr-ll-r, sondern von dem König Joas. Der Begriff aber von einer Heyrath oder Vermählung schliesset ja das Beylager, eine Morgengabe, das Hochzeitmahl, und alle übrigen Umstände nothwendig mit ein. Also fallen alle diese Beschuldigungen nicht auf Hrn. D. Tr-ll-r, sondern auf den König Joas zurücke; der mag es nun selbst verantworten. Hr. D. Tr-ll-r hat ja nichts mehrers gethan, als daß er die Begriffe dieses Königs in Israel aus einander gewickelt hat. Und ich glaube, wenn Joas diese Fabel lesen könnte, er würde sich über die geschickte Ausführung seiner ehmahligen Gedancken recht verwundern.

Wand wächst, oder biß zu der Mauer-Raute, das ist vom grösten biß zum kleinsten Gewächse, ausführlich beschrieben, wie die Schrift meldet, welche doch wenigstens unser Criticus gelten lassen wird. Er fraget weiter, ob die Mäuse des Sonntags um die Stadt spazieren giengen, wie die Bürger

in

Er wird wenigstens die Schrift gelten lassen) Es ist in Wahrheit ziemlich verdächtig, wenn einer sich nicht scheuet, eine Fabel, die in der Schrift stehet, der Unwahrscheinlichkeit zu bezüchtigen, und noch dazu läugnen darf, daß die Ceder und der Dornstrauch in der Fabel den König Salomo nicht kennen.

Er fraget weiter, ob die Mäuse ꝛc.) Ich darf statt einer Antwort nur die wohlausgebildeten Verse des Hrn. Tr-ll-rs hersetzen:

Sonntags, da die Predigt aus, die ja wohl so gut
gewesen,
Als wir sie gemeiniglich in den Haus-Postillen lesen,
Ließ die Stadtmaus sich gefallen, für das Thor hinauszugehn,
Allda frische Luft zu schöpfen, u. die Felder zu besehn:
Eben dieses hatte sich auch die Feldmaus vorgenommen,
Als sie nun von ungefehr auf dem Weg zusammenkommen,
Und sich unvermuthet sahen, war es beyden angenehm,
Denn sie waren alte Freunde u. Gevattern ausser dem.

Wer kan diese Beschreibung lesen, ohne daß er die sorgfältige und recht mahlerische Kunst in Beschreibung auch der kleinsten Umstände mit einem verwundersamen Ergetzen gewahr werde, es sey dann einer, der aus

zu Hamburg? Ingleichen, ob der Stadtmäuse ihre Löcher schöner und aufgepuzter wären; als der Feldmäuse ihre? Sinnreiche Einfälle, die man sich kaum artiger träumen lassen sollte! Wer vermag hierauf zu antworten? Und endlich fraget er (denn man wird dieser Possen geschwind müde,) ob die

Bosheit die Augen dafür zuschliesset? Muß sich nicht Horatz mit seinem magern

Rusticus urbanum murem mus paupere fertur
Accepisse cavo &c.

vor dem Reichthum dieser prächtigen Mahlerey vor Scham verkriechen? Man kan aus dieser Probe abnehmen, was die christliche Religion auch einem Fabeldichter vor Vortheile zur Auszierung seiner Fabeln an die Hand gebe, und wie die Poesie bald ein ander Ansehen bekommen würde, wenn sich alle Poeten derselben so geschickt zu bedienen wüßten, als Hr. D. Tr-ll-r.

Ob der Stadt-Mäuse ihre Löcher ꝛc.) Hr. D. Tr-ll-r hat in seiner Fabel das Decorum gar richtig beobachtet, indem er nicht vergessen die Stadtmaus standesmassig einzuquartieren; er legt ihr daher folgende Worte in den Mund:

Und sie wünschte, daß sie sich nie in dieses Loch begeben,
Das so schmuzig, eng u. dunkel, abgelegen, fürchterlich,
Weil in dieser wilden Gegend niemand leicht fürüber geht.

Und doch will man ihm dieses zur Sünde rechnen, und gedenckt nicht, daß dieses eine Maus von vornehmem Stande und gutem Geschmack sey.

die Mäuse, ohne Verletzung des Gewissens und der Religion, einander Gevattern heissen können.? Dieses leztere bejahen alle neuen Fabulisten, als La Fontaine, Richer, und La Motte, als der es so gar gebietet; daher ist nichts gewöhnlicher bey ihnen, als Compére Renard, Compére Corbeau, Commére Haze, Lionne, und dergleichen, und bey dem ehrlichen Froschmäuseler kommt der Gevatter Fuchs, Heins, und so weiter, zum öftern für, welche Stellen der müssige Criticus selbst nachsehen kan. Nur unser Verfasser soll die Freyheit nicht haben, die Mäuse einander Gevatter heissen zu lassen. Warum? Der strenge Gebieter will es nun so haben. Dieses ist

Ob die Mäuse einander Gevattern heissen können?) Diesen Einwurff hat Hr. Doctor alleine einer Antwort würdig geachtet, weil er das Gewissen antastet, und die Vertheidigung derselben ist so bündig gerathen, daß ich nichts beysetzen könnte, ohne ihren Nachdruck zu schwächen. Exemplis vivimus, non præceptis. Und wenn ich La Fontaine, La Motte, Richer, zu Vorgängern habe, malo cum his errare, quam solus recte sapere. Es wäre auch eine lähre Spitzfundigkeit, wenn man sagen wollte, bey den angezognen Fabulisten werde diese Benennung den Thieren in den Mund geleget, hier aber sage der Poet selbst von der Feld- und der Stadt-Maus;

Deñ sie waren alte Freunde u. Gevattern ausser dem.

Wenn das, was gesagt wird, wahr ist, so liegt ja nichts daran, wer es sage.

ist schon genug; man wird ihm also künftig auch hierinne blind gehorsamen. Was würde er aber nicht erst alsdann für ein Lärmen angefangen haben, wenn der Verfasser gar Apostel und Propheten von denen Thieren gebraucht hätte, als welches bey dem La Motte und Richer vorkömmt; keinesweges aber zu billigen ist, wenn es anders dem Criticus also und nicht anders gefällig ist.

Sehr lächerlich ist es indessen, daß dieser Mann jezt ein so zärtliches Gewissen hat, daß er denen armen Mäusen ihre Gevatterschaft nicht gönnen will; der doch kurtz zuvor das vornehmste Geboth der christlichen Liebe und Bescheidenheit so gröblich und so oft übertreten. Heißt dieses nicht recht Mücken seigen, und Camele verschlucken? Sind dieses nun die gesunden, nützlichen, und einem ver-

Der das vornehmste Gebot der Christl. Liebe ꝛc.) Ein guter Criticus gleichet einem klugen Arzt, der sich nach dem Geschmack seines Patienten richtet, und die bittern Pillen übergüldet und überzuckert, damit sie desto angenehmer seyn. Man muß aber diese Vergleichung nicht so weit treiben, als die Spötter thun, wenn sie fragen, ob denn derjenige Arzt wider die christliche Liebe handle, der bey einem unheilbaren Schaden corrosiva appliciert, oder ein angestecktes Glied abstößt, oder dem Patienten durch seine Cur sonst Schmertzen verursachet. Wovon der Ertzvater der Spötter, Briontes der jüngere Bl. 283. u. f. nachzusehen ist. Denn omne simile claudicat.

vernünftigen Manne wohlanſtändigen Urtheile, das ſcharfe Saltz, und der gute und auserleſene Geſchmack; ſo hat man billig hohe Urſache, Gott hertzlich zu dancken, daß er einen mit einer ſolchen unmäſſigen Scharfſinnigkeit nicht geſtrafet, und mit einem ſo durchdringenden feinen Geſchmacke gnädig verſchonet habe. Erfodert denn dieſes ſo groſſe Kunſt und Gelehrſamkeit, Geſpötte mit Gegengeſpötte abzuweiſen, und Thorheiten mit Poſſen zu bezahlen? Eine Hand voll muthwilliger Einfälle, und die ſchädliche und elende Geſchicklichkeit, alles lächerlich zu machen, iſt der gantze Grund, worauf dieſe

Hohe Urſache Gott hertzlich zu dancken) Ein geſchickter Verfaſſer, der eine ſolche Dancksagungs-Formel aufſetzen und bekannt machen wollte, würde den mit ſich ſelbſt zufriedenen kleinen Geiſtern einen ungemeinen groſſen Gefallen erweiſen. Felices pauperes ſua ſi bona norint!

Thorheiten mit Poſſen zu bezahlen) Dieſes Wort Thorheiten beziehet ſich hier nicht auf Hrn. Tr-ll-rs Fabeln, ſondern auf des Schweitzers Critick, die ein lähres Geſpötte iſt, und alſo ohne Mühe mit Geſpötte abgewieſen wird.

Die elende Geſchicklichkeit, alles lächerlich zu machen) Wenn es anderſt wahr iſt, daß es eine ſolche Kunſt giebt, die alles ohne Unterſchied lächerlich machen kan, ſo muß es in Wahrheit eine elende und ſchädliche Kunſt ſeyn, weil ſie ſo wohl das gute als das ſchlimme lächerlich und verächtlich vorſtellen kan. So

hat

dieſe ſonderbare theatraliſche Kunſt beruhet, und welche viele andere vielleicht eben ſo gut, wo nicht noch beſſer und höflicher können, als der allzu ſcharfſinnige Gegner. „ Wie „ leicht könnte man antworten, die wohl „ ausgedachte Caravane der Eſpen, Tannen, Buch und Linden hätten zuſammen „ im Thale ein groſſes Ballet getantzet, wozu der Herr Br-t-ng-r (denn ſo heißt dieſer fürchterliche critiſche Goliath, der dem „ poetiſchen Zwerge hohn ſpricht) den Trianget oder die Leyer zierlich geſpielet, oder „ beſſer einen groben Baß aufgeſtrichen hätte. Oder, er mögte den Unterſchied der „ Mäuſelöcher ſelbſt unterſuchen, damit er „ alſo gewiß wiſſen könnte, ob die Stadtmäuſe beſſre Schlupfwinckel hätten, als „ die Land- und Feld-Mäuſe, auf daß ſol-

„ cher

hat ein Scarron Virgils Eneis durch ſeine poſſierliche Nachahmung recht lächerlich gemachet. Darum will ich jedermann erinnert haben, daß man alle Criticken, wenn ſie nicht ernſthaft ſind, vor verdächtig halte, weil das, was auf eine poſſierliche Art vorgeſtellet wird, darum nicht allemahl verwerfflich iſt.

Eben ſo gut, wo nicht noch beſſer ꝛc.) So ſchädlich und elend dieſe Kunſt zu ſpotten iſt, ſo hat doch unſer Vorredner in einem kleinen Verſuche zeigen wollen, daß er dieſe Kunſt ſo gut verſtehe, als irgend ein anderer, und jedermann wird ihm Beyfall geben, daß er den Schweitzeriſchen Kunſtrichter in dem feinen Hechel-Schertz weit übertreffe.

„ cher Gestalt diese hochwichtige Sache in
„ ein grösseres Licht gesetzet und der Verfasser
„ der Fabel desto nachdrücklicher von seiner
„ poetischen Todsünde überführet würde. „

Alleine man will nicht gleiches mit gleichem vergelten, noch mit dem Gegner wieder in die erste Kindheit und den muthwilligen Schul-Stand zurücke fallen, wo man dergleichen sonderbare Anmerckungen zu machen pfleget; daher soll dieses alles so gut, als nicht gesagt oder geschrieben seyn, und man bittet im Ernst um Verzeihung.

Jedoch es ist nun einmahl Zeit, im Ernst mit unsrem grossen Aristarch zu reden. Man will ihm nemlich aus schuldiger Ehrerbietung völlig recht geben, um ihn nicht weiter zu erzörnen; denn er gehöret unter die seltsamen Leute, die stets recht haben wollen. Wohlan dann, er soll und muß es auch haben. Wer will sich gern mit einem Manne einlassen, der einen eigensinnigen Widerspruch zur Richt-

Jedoch es ist nun einmahl Zeit, im Ernst ꝛc.) Hier fängt der Urheber der Vorrede an, in der Ironie zu reden.

Wer will sich gerne mit einem Manne einlassen ꝛc.) In diesem Absatz macht unser Vorredner den Character des Schweitzerischen Kunstlehrers nach dem Leben: Aber ich muß dabey nothwendig erinnern, daß er hier die Ironie nicht fortsetzet; sondern daß dieser Character im Ernst aufzunehmen sey: Denn wenn man es

per

Richtschnur seiner Urtheile macht, der die Tugenden eines Scribenten verschweiget, und die geringsten Fehler hingegen auf das ärgste durchziehet, und lächerlich zu machen suchet; der den wahren Unterschied unter den wesentlichen Stücken einer Fabel, und unter den schertzhaften Nebenumständen und Auszierungen derselben nicht wissen will, damit er nur desto freyer spotten könne, und der endlich mehr Tadelsucht als Aufrichtigkeit und Bescheidenheit besitzet. Man gestehet

per Ironiam verstehen wollte, so würde es das feinste Lob eines Critici in sich begreiffen, welches man mit der verächtlichen Art, womit er sonst den Schweitzerischen Critickschreiber tractiert, nicht reimen könnte. Ich fürchte dennoch, wenn man den Abschnitt von der Esopischen Fabel in der Critischen Dichtkunst durchlesen würde, daß die Spötter dürften behaupten wollen, dieses sey eine blosse Ironie. Ich will also meinen Lesern gerathen haben, daß sie sich durch die Critische Dichtkunst nicht irre machen lassen, und lieber dieselbe ungelesen liegen lassen, damit Hrn. G-ttsch-ds Weissagung erfüllet werde, da er in seinen Beyträgen Bl. 666. vorher verkündiget, es werde di.se Critische Dichtkunst (nicht seine eigene, sondern des kühnen Schweitzers) noch eines Buches bedürfen, welches sie anpreise und beliebt mache. Ich bin auch beglaubt, daß man den Werth von Hrn. G-ttsch-ds Dichtkunst erst recht erkennen werde, wenn man die neue Schweitzerische Dichtkunst wird gelesen haben, nach dem bekannten Axiomate Logico: Oppoſita juxta ſe poſita magis eluceſcunt.

het ihm also gerne zu, daß die Tr-ll-rischen Gedichte wenig; seine Fabeln aber gar nichts taugen. Man beklagt dahero billig mehr als ein hundert arme Leser, welche nun seit

Daß die Gedichte wenig, die Fabeln aber gar nichts taugen) Die Ironie, deren sich unser Verredner bedienet, ist so fein, daß man öfters nicht zu sagen weiß, ob es eine ist oder nicht. Jedermann wird hier nichts destoweniger mercken, daß dieses poetische Glaubensbekenntniß als eine Ironie aufzunehmen sey. Und doch darf ich versichern, daß es Hrn. D. Tr-ll-r nicht sauer ankommen würde, ein solches Bekenntniß auch ohne Ironie abzulegen. Denn so meldet J. C. B. in der Vorrede zu dem zweyten Theil seiner Gedichte mit ausdrücklichen Worten: „Er „ hat den schwülstigen Titel eines Poeten nie begehrt, „ und wird es ihm daher gleich viel seyn, ob man ihn „ unter die grossen, mittelmässigen, oder gar kleinen „ Dichter rechne, oder aber gäntzlich von der Zahl „ der Poeten ausschliessen wolle. - - - „ - - - Er wird demjenigen nicht unhöflicher begegnen, der ihn für keinen Poeten hält, als „ diesem, der ihn dafür achtet: Weil in dem einen „ die Schande klein, und in dem andern die Ehre nicht „ allzugroß: Er glaubt nicht, daß Versmachen eine „ Hexerey oder ein solches wichtiges Geheimniß sey, „ welches nur grossen und starcken Geistern mitgetheilet „ würde, und wovon alle übrigen ausgeschlossen wären. „

Mehr als ein hundert arme Leser) Wer sein Lebtag jemahls mit Manuscripten umgegangen ist, der weiß, daß sich die Fehler nirgend häufiger in einen Text einschleichen können, als wo die Zahlwörter vor-

seit zwanzig Jahren die Trillerischen Schriften vor nützlich und erbaulich gehalten; nun aber zu ihrem Glück, durch die durchdringende Einsicht des unbetrüglichen Richters, auf einmahl erleuchtet und auf den rechten Weg geführet worden; daß sie nun ohne Zweifel ihre Zeit und Kosten billig bereuen, und die poetischen Betrachtungen in Winckel werfen und zu Maculatur brauchen werden: Welcher Schimpf für den Verfasser, welcher Schaden für den Verleger! Welch grosses Unglück kan eine scharfe Critick nicht stiften! Man

kommen. Mir kömmt auch hier die Lesart des Textes verdächtig vor. Sollten die Tr-ll-rischen Gedichte in zwantzig Jahren nicht mehr als hundert oder zweyhundert Leser gefunden haben? Wenn ich nicht überzeuget wäre, daß mein Manuscript das Original und Autographum wäre, so würde ich sagen und behaupten, daß in dem Original nicht hundert, sondern mit Ziefern 10000. gestanden hätten: Da aber von dem Copisten aus Unachtsamkeit zwey Zero auffengelassen worden, weil sie vor sich selbst nichts bedeuten. Gesetzt nun, daß in zwantzig Jahren 10000. Leser diese Gedichte vor unverbesserlich gehalten, so verhält sich das Urtheil des Schweitzerischen Kunstrichters wie 1. gegen 10000. Diese 10000. werden noch nicht alle todt seyn, und viele werden ihre billige Hochachtung für Hrn. D. Tr-ll-r, wie Hannibals Vater den Haß gegen die Römer durch Gelübde, auf ihre Erben fortgepflantzet haben. Und so getraue ich mir, wenn ich alle Verehrer und Leser derjenigen Poeten, die der kühne Schweitzer angegriffen hat, aufmahnen würde, bis auf

Man bekennet ferner aufrichtig, daß der Criticus einen vollkommenen Sieg über die Dornen, Mährchen, Mäuſe, und Mäuſelöcher rühmlichſt erhalten, und wünſchet von Hertzen, daß er dieſer groſſen Ehre lange Zeit ruhig genieſſen möge.

Man dancket weiter demüthig und ſchuldig, daß er dem Verfaſſer die beſondere Ehre

auf künftigen Frühling gegen dieſen Schweitzer ein fliegendes Corpo von 40000. bis 50000. Mann auf die Beine zu ſtellen. Unſre heutigen Verfaſſer ſind nicht mehr des Sinns, wie ehedem Horatz:

. . Neque te, ut miretur turba, labores,
Contentus paucis Lectoribus. An tua demens
Vilibus in ludis dictari carmina malis? (audax
Non ego. Nam ſatis eſt equitem mihi plaudere: ut
Contemtis aliis explosa Arbuſcula dixit.

Lib. I. Sat. X.

Und etwas weiterhin:

Plotius & Varius, Mecoenas, Virgiliusque
Valgius, & probet hæc Octavius optimus, atque
Fuſcus: & hæc utinam Viſcorum laudet uterque,
Ambitione relegata te dicere poſſim
Pollio, te Meſſala, tuo cum fratre: Simulque
Vos Bibuli & Servi: Simul his te candide Furni,
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens prætereo, quibus hæc, ſint qualiacunque,
Arridere velim, doliturus, ſi placeant ſpe
Deterius noſtra. . . . . .

Man dancket weiter demüthig ꝛc.) Es iſt was ſeltenes, daß ein Kraucker, ſo lange er die Purgan

re anthun, und ihn ſo groſsmüthig ſchimpfen wollen. Denn dieſes wollen die Leute würcklich haben, daß man ihnen noch dazu groſſen Danck abſtatten ſoll, daß ſie einen gewürdiget, muthwillig durchzuhecheln. Welches lächerliche Begehren! Welches unverſchämte Anſinnen! Doch es ſey alſo! Man danckt billig, daß es der beſcheidene Herr Urtheilsfaſſer nicht noch ärger und anzüglicher gemacht habe, und bittet ferner um ein gnädiges Verſchohnen.

Man giebt ihm auch endlich gerne die Erlaubniß, etliche Quartanten oder Folianten, wie es beliebig iſt, gegen die Tr-ll-riſchen Schriften zu ſchreiben, und ſie dadurch gantz und gar von der Erden zu vertilgen.

noch im Leibe hat, dem Doctor für die Artzney dancken ſollte; es giebt gemeiniglich viel ungeduldige Worte. Und die Moraliſchen Patienten machen es gerne, wie der in ſeiner Einbildung glückſelige Aberwitzige, von welchem Horatz erzehlet:

Hic ubi cognatorum opibus curisque refectus,
Expulit elleboro morbum, bilemque meraco,
Et redit ad ſeſe: Pol me occidiſtis amici,
Non ſervaſtis, ait, cui ſic extorta voluptas,
Et demtus per vim mentis gratiſſimus error.
Lib. II. Epiſt. II.

Eine gleiche Sprache führet hier unſer Hr. Doctor, wenn man die Ironie ſeiner Worte auflöſet: Denn niemand wird dieſe Dancksagung vor Ernſt aufnehmen.

tilgen. Er kan auch insbeſondere gegen dieſe elenden Fabeln ein eigen Buch herausgeben; doch bittet man ihn gehorſamſt, bey der XVII. XXVII. und XXXIIſten Fabel ein wenig ſtille zu ſtehen, und deren Inhalt zu ſeiner Erbauung und Beſſerung anzuwenden. Wahrheit wird indeſſen doch Wahrheit bleiben, und rechte unpartheyiſche Kenner (worunter der Criticus und ſeine Helden gar nicht gehören) werden nie aufhören, denen Tr-ll-riſchen Gedichten den rechten Werth zu beſtimmen. Denn es iſt ſehr gut und tröſtlich, daß dieſer ehrliche Mann nur eine, und zwar noch ſehr ſchwache und marte Stimme in dem groſſen Rath der Gelehrten habe, welche der Sache keinen groſſen

Gegen dieſe elenden Fabeln) Woraus klar zu ſehen iſt, daß dieſes Manuſcript zu der Vorrede der neuen Auflage der Tr-ll-riſchen Fabeln gewiedmet geweſen iſt.

Nur eine, und zwar noch ſehr ſchwache und marte Stimme) In dem groſſen Rath der gelehrten kleinen Geiſter Sententiæ numerantur, non ponderantur: Und die unendliche Anzahl der kleinen Geiſter läßt uns nicht fürchten, daß dieſer mit ſeinem Gewäſche jemahls aufkommen werde. Es werden allezeit 10. gegen 1. ſeyn, die den Werth der Tr-ll-riſchen Fabeln erkennen werden; und dieſes ſind alleine die wahren Kenner: Denn wie ſollten diejenige unter die Zahl der Kenner gehören, die nicht einmahl ſo viel Fähigkeit haben, daß ſie die Schönheit der Tr-ll-riſchen Fabeln einſehen können?

ſen Ausſchlag geben wird, weil ſich gar wenige darnach richten werden. Daher wird man nun alle ſolche knarrenden Critiquen vor ungedrückt und ungeſchrieben halten, und vielmehr in dieſem Stücke dem hochberühmten Mosheim nachzuahmen trachten, welcher die zwey groſſen Bücher, die der bekannte Peterſen gegen ihn wegen der Wiederbringung geſchrieben, vor ungeſchrieben achtete. Denn unnütze Streitſchriften und unnöthige Federkriege ſind kein Werck vor einen Mann, der ſeine ohne dem enge Zeit nützlicher und Gott wohlgefälliger anzuwenden gedencket.

Nec bella geri placuit, nullos habitura triumphos.

Der ärgerliche Geiſt, den viel Gelehrte treiben,
Wird von ihm lebenslang mit Ernſt vermieden bleiben;
Wie mancher heiſt ein Fürſt in Kunſt und Wiſſenſchaft,
Und ſchreibt und zanckt ſich doch mit andern pöbelhaft.
Wer bey den Künſten nicht die Höflichkeit ſtudiret,
Scheint ihm wie eine Sau, mit güldnem Band gezieret.

Doch wir halten uns mit ſolchen Kleinigkeiten allzu lange auf; und wollen dieſe Vorrede nicht zum Kampfplatz unnützer Grillenfängereyen und Sylbenkriege machen, inſonderheit wegen der hohen Nahmen, welchen dieſes Buch zugeſchrieben worden. Phädrus mag indeſſen von dieſem Ausbunde eines recht höflichen Gelehrten in des Verfaſſers Nahmen Abſchied nehmen, und ihm

vor

vor ſeine liebreiche und beſcheidene Unterweiſung den gebührenden Danck abſtatten.

Tu, qui, Naſute, ſcripta deſtringis mea,
Et hoc jocorum legere faſtidis genus,
Quid ergo poſſum facere tibi, Cenſor Cato,
Si nec Fabellæ te juvant, nec Fabulæ!
Noli moleſtus eſſe omnino litteris,
Majorem exhibeant ne tibi moleſtiam.
Hoc illis dictum eſt, ſi qui Stulti nauſeant,
Et, ut putentur ſapere, *Coelum vituperant.*

Et ut putentur ſapere, Coelum vituperant.) Und ich ſchlieſſe meine Anmerckungen im Nahmen des Verfaſſers mit den Worten Horatii:

Prætulerim Scriptor delirus inerſque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant:
Quam ſapere & ringi. . . . . .

Nützlicher Anhang
von einigen authentiſchen Urkunden,
welche dienen,
den Ruhm der Tr-ll-riſchen Fabeln zu befeſtigen;
und die neue Critiſche Dichtkunſt ſchwarz und häßlich zu machen.

I.

Hamburgiſ. Berichte von Gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1740. den 16. Herbſtm.
No. LXXIV. Bl. 641. u. f.

PHÆDRUS I. 30.

\- - *Facilis vindicta eſt mihi*,
Sed inquinari nolo ignavo ſanguine.

Hamburg.

IN Herolds Verlag iſt heraus, D. Dan. Wilh. Trillers neue Eſopiſche Fabeln in Ver-

Anmerckungen.

Facilis vindicta eſt mihi) Dieſe Worte des Phädrus hat der Verfaſſer dieſer gelehrten Berichte Hr. T. nicht in ſeinem eigenen Nahmen, ſondern im Nah-

men

Verſen, worinn in gebundener Rede allerhand erbauliche Sittenlehren und Lebensregeln vorgetragen werden. Der berühmte Hr. Triller gehöret unter die geringe Zahl der-

ten und auf hohen Befehl des deutſchen Eſopus, Hrn. Doctor Tr-ll-rs, vorne an dieſer Nachricht geſetzet, dieſer wollte dadurch vor den Augen der ganzen Welt eine feyrliche Erklärung thun, daß er den Schweitzeriſchen Gegner viel zu verächtlich hielte, als daß er in eigener Perſon mit ihm anbinden ſollte. Es müſſen andre Helden ſeyn, an denen er in einem Duell Ehre einzulegen ſuchet. Zudem hat er auch nicht nöthig ſeine eigene Perſon zu wagen, er hat ja ein par Dutzt Zeitungsſchreiber und Vorredner im Sold und zu Dienſten, die er nach Belieben für den Riß ſtellen kan, und es iſt Ehre genug für den Schweitzeriſchen Partheygänger, wenn dergleichen Buſchklöpfer ſich mit ihm rauffen. Wenn Hr. Tr-ll-r nicht ein Doctor der Artzney-Kunſt wäre, ſo hätte er ohne Zweifel dieſen Verſen des Phäders das nachdrückliche Diſtichon jenes alten Kirchenlehrers: Hoc ſcio pro certo, quod ſi cum ſtercore certo ꝛc. an die Seite geſetzet. Wenn denn ſchon die folgende Nachricht, inſonderheit was partem elencticam angehet, in Anſehung der Schreibart, des Ausdrucks, der Anzüge u. ſ. f. der Tr-ll-riſchen Vorrede eben ſo ähnlich iſt, als ein Ey dem andern, ſo muß man darum den Verfaſſer dieſer gelehrten Nachricht Hrn. Z° nicht als einen Plagiarium oder gelehrten Beutelſchneider verdächtig halten, weil er ſich dieſer anſehnlichen Waffenrüſtung nicht ohne Vorwiſſen und Bewilligung des Hrn. Doctor Tr-ll-rs bemächtiget hat.

derjenigen Männer, die den Werth der Sittenlehre und der Dichtkunst richtig zu bestimmen wissen. Durch seine moralischen Gedichte, wovon die Welt bereits zween Theile lieset, hat er seit einigen Jahren gezeiget, wie redlich er es mit den Menschen meine, und wie geschickt er sey, die Schönheiten der Tugenden und die Häßlichkeit der Laster in ihrer wahren Gestalt abzuschildern. Gegenwärtig hat der Hr. Verfasser einen Versuch gemacht, uns die Wahrheiten der Sittenlehre mit schertzvermischtem Ernst unter dem Flor

Den Werth der Dichtkunst richtig zu bestimmen) Wenn ich a priori zeigen müste, wie begründt dieses Lob sey, so würde ich allzu weitläuftig und verdießlich fallen. Wir dürfen nur sein poetisches Glaubensbekäntniß in der Vorrede zu dem zweyten Theil seiner Gedichte aufschlagen, so werden wir finden, wie genau er den Werth der Dichtkunst zu bestimmen gewußt hat: „Er glaubet, daß der geringste Künstler und „ Handwercksmann, der seine Handthierung wohl verstehet und fleissig treibet, dem gemeinen Wesen mehr „ nützliche Dienste leiste, als der beste Poet, und siehet daher die Poesie als Blumen an, welche schön „ aussehen und annehmlich riechen, aber doch in der „ Artzneykunst keinen Nutzen schaffen. - - - Er „ ist nicht von denen, welche glauben, daß das Verse „ machen eine Hexerey, oder ein solches wichtiges „ Geheimniß sey, welches nur grossen und starcken „ Geistern mitgetheilet würde, und wovon alle übrigen „ ausgeschlossen wären.„ Wer hat jemals den Werth der Dichtkunst richtiger und genauer bestimmet?

Flor der Fabeln zu verhüllen. Er kennet den Menſchen: Er weiß, daß man ſich unterſchiedlicher Mittel bedienen müſſe, wenn man ihm ſeine Blöſſe zeigen, und die Wege des Guten lehren will; denn er höret ungerne, daß er gefehlet habe, und noch weniger kan er ſich ſo weit herunterlaſſen, ſolches zu bekennen. Ein geſchickter Schriftſteller, handelt daher nach Art eines vernünftigen Artzneyverſtändigen, der ſeine heilſamen, aber bittern Hülfsmittel ſeinen eigenſinnigen Kranken unter mancherley Geſtalten beybringet. Es iſt bisher faſt durchgehends ein Fehler in der Sittenlehre geweſen, daß man ihre Sätze und Wahrheiten in einer trockenen und magern Schreibart vorgetragen; daher haben nur einige wenige, die ſich zum Nachſinnen gewöhnet, ſich daraus erbauen, andere aber hingegen ſolches unterlaſſen müſſen. Die Fabel iſt von je her geſchickt geweſen, dieſem Mangel abzuhelffen; nur ſchade, daß wir

(Er kennet den Menſchen) Nicht nur als ein Anatomicus, ſondern auch als ein guter Moraliſt: Eine Probe davon iſt folgende Entdeckung: Der Menſch höret ungerne, daß er gefehlet habe, und noch weniger kan er ſich ſo weit herunterlaſſen, ſolches zu bekennen. Wer muß nun nicht wider Willen geſtehen, daß Hr. Tr-ll-r unter die Zahl und in die Claſſe dieſer Menſchen gehöre, und alſo, weil er geartet wie der groſſe Hauffen, bey ſich abnehmen konne, wie der Menſch beſchaffen iſt?

wir Deutsche uns derselben so spät bedienen, da wir doch fast in allen Nationen geschickte Vorgänger gehabt haben. Wir wüsten in in unsrer Sprache nichts besonders namhaft zu machen, als was uns erst kürtzlich ein aufgeweckter Stoppe und scharfsinniger von Hagedorn in dieser Art geliefert. Der Hr. Triller hat daher sich seine Landsleute noch mehr verbindlich gemacht, da er sich diesen geschickten Köpfen zugeselle hat. Seine Fabeln sind so beschaffen, daß sie alle Aufmercksamkeit eines vernünftigen Lesers mit Recht verdienen. Ein jedes Alter und Geschlecht, uud ein jeder Stand kan hier seine Lehre lesen. Wir sind völlig überzeuget, daß viele

Da er sich diesen geschickten Köpfen zugeselle hat) Aus der Vorrede der neuen Auflage des Tr-ll-rischen Fabelwercks zeiget sich, daß sich diese beyden Fabeldichter ihm zugeselle haben: Denn er versichert, daß seine Fabeln fast alle mit einander schon entworffen gewesen, ehe noch diese beyden Fabelbücher ans Licht getreten waren, und beruffet sich deßfalls fein keck auf die Zeugnisse seiner Freunde: Wie meine Freunde wissen. Doch was er alsobald beyfüget, zeiget uns, daß er es sich vor keine Schande halte, wenn man von ihm sagt, daß er sich ihnen zugeselle habe: „Denn, „ wie glücklich auch etwann jene neue Fabeldichter ge„ wesen seyn mögen, wiewohl deren Arbeit in denen „ Gelehrten Zeitungen auf ganz unterschiedliche Art „ beurtheilet worden, so mochten doch vielleicht auch „ hierinne noch manche Stücke vorkommen, welche „ zugleich erbauen und belustigen könnten.„

viele nach Durchblätterung dieſes Buchs zu einer gewiſſen Selbſterkenntniß gelangen werden, die ſie nöthiget, ſelbiges mit einem angenommenen Lächeln von ſich zu legen. Denen aber der Poet antworten mag: Quid rides? mutato nomine de te Fabula narratur. Der heranwachſenden Jugend können wir dieſes Buch nicht genug anpreiſen, und unſer müſſiges Frauenzimmer dürfte auch noch vieles in ſelbigem bemercken, worauf bisher wenige geachtet haben. Es wäre zu wünſchen, daß geſchickte Schullehrer ſelbiges in den erſten Claſſen einführen mögten. Es gehöret in unſern Tagen mit zum Verfall der Schulen, daß man die Jugend mit Lateiniſchen Fabeln quälet, da ſie doch noch lange nicht geſchickt iſt, das Nützende und Ergetzende derſelben einzuſehen.

Die Schreibart des Hrn. Trillers iſt nach dem Begriff eines jeden Leſers; und ſie gehöret eigentlich zur mittlern. Sie iſt zwar nicht erhaben, doch auch nicht kriechend, ſondern

Daß ſie alle Aufmerckſamkeit eines vernünftigen Leſers mit Recht verdienen) Wer hiemit dieſes Fabelbuch ſeiner Aufmerckſamkeit nicht würdiget, der kan ſich verſehen, daß er in die Claſſe unvernünftiger Leſer werde eingeſchrieben werden. Zwar iſt das Wort Aufmerckſamkeit vox media, hier aber wird es unſtreitig für Hochachtung genommen: Sonſt müſte man auch den Schweitzeriſchen Criticus unter die guten Leſer zehlen.

dern zierlich, deutlich, und rein. Es wäre auch unbillig, wenn man einen Æſopum in cothurnis begehren wollte. In der Vorrede wird auch gemeldet, warum dieſe Schreibart beliebet worden. Hieran hätte ſich, unſers Erachtens, der Hr. Breitinger begnügen ſollen; ſo wäre vieles aus dem ſiebenden Abſchnitt Bl. 164 ſeiner Critiſchen Dichtkunſt, da er von der Eſopiſchen Fabel handelt, vielleicht weggeblieben. Wir behalten uns vor, das Schätzbare dieſes Buchs zur andern Zeit nahmhaft zu machen. Hier erwehnen wir nur beyläuftig, daß Bitterkeit, Schmähſucht, und Unhöflichkeit eine jede Wahrheit und

Hieran hätte ſich, unſers Erachtens, der Hr. Breitinger begnügen ſollen.) Hier verräth ſich der Hr. Zeitungsſchreiber, daß er weder den anzuglichen Abſchnitt in der Critiſchen Dichtkunſt geleſen, noch den Statum controverſiæ verſtehe: Maſſen der Schweitzer nicht die Tr-ll-riſche Schreibart, ſondern den Mangel der Wahrſcheinlichkeit in der Dichtung der Fabeln angegriffen hat: Auch hatte er die Vorrede und die Vertheidigung der Schreibart in derſelben nicht leſen können, ehe ſie auf der Welt war. Man würde es ihm noch wohl zu gute halten, wenn ſeine beiſſende Critick ſich nur über der Schreibart aufhalten würde.

Daß Bitterkeit, Schmähſucht und Unhöflichkeit eine jede Wahrheit ꝛc.) Ich würde bald ſagen, Non his auxiliis, nec defenſoribus iſtis T. . . . eget. Grad als ob man zugeben müſte, daß die Urtheile und Critticken des Schweitzeriſchen Cenſors an und für ſich ſelbſt gegründet und die Wahrheit ſeyn!

und Beurtheilung vielmehr schwächen und verstellen, als annehmlich machen. Soll denn hierinn der gute Geschmack bestehen, wovon man auf allen Blättern so viel Rühmens macht? wir glauben es nicht: Es ist wahr, es scheinet, als ob die Kunstrichter einer gewissen Nation bey ihren Urtheilen allemahl eine grobe Sprache führen wollen. Wir sind es seit einigen Jahren also gewohnt. Wir gestehen aufrichtig, daß sie uns durch ihre critische Schriften viel falsches in der Beredsamkeit und Dichtkunst entdecket haben, welches von vielen so heilig ist verehret worden. Es sind aber auch zum öftern unnöthige Klaubereyen mit untermengt. Den Vortrag aber, dessen sie sich bedienet, haben gesittete Leute jederzeit verabscheuet. Sie werden aber auch glauben, daß sie nicht die einzigen Beförderer des guten Geschmacks sind. Hinter dem Gebirge wohnen auch Leute.

Als ob die Kunstrichter einer gewissen Nation ꝛc.) Parcite paucorum diffundere crimen in omnes! Sonst mögte man euch die Höflichkeit eines Neum.. Edz.. und so vieler anderer auch in die Rechnung bringen. Ich hoffe aber mein Beyspiel werde diese Nation gegen den Vorwurff der Liebloſigkeit und Unhöflichkeit genugsam schützen.

Viel Falsches in der Beredsamkeit) Wer hat dem Hrn. Z° befohlen, dieses zu bekennen? Da die Deutschen ihre Verbesserung lieber den Franzosen als den Schweitzern zu danken geneigt sind?

Leute. Es iſt eben nicht allemahl nöthig ein Schweitzer zu ſeyn, wenn man vernünftig dencken will. Alles was der geſchickte Hr. Verfaſſer der Critiſchen Dichtkunſt wider den Hrn. Doct. Triller anbringet, hätte er in einer andern Sprache ſagen können; und wir ſind überzeuget, daß der Hr. Triller, als ein beſcheidener Gelehrter, ihm gar gerne die Freyheit und das Recht, welches Gelehrte diesfalls über einander haben, zugeſtanden hätte. Er weiß mehr als zu wohl, wie nöthig und nützlich eine vernünftige und beſcheidene Critick ſey. Allein wo geht es wohl wunderlicher her, als im Reiche der Dichter? Um Sylben, Gedancken, Wörter, Reime, und Mährchen müſſen Beſcheidenheit, Gelindigkeit, und Menſchenliebe gäntzlich hintan geſetzet werden? Wo bleibet hier der Ausſpruch ihres göttlichen Horatz, von welchem ſie ja ſonſt keines Fingers breit abweichen wollen: Ubi plura nitent, paucis

Es iſt eben nicht allemahl nöthig ein Schweitzer zu ſeyn ꝛc.) Man hat ja bisher geglaubt, daß ein Schweitzer ſeyn, und vernünftig gedencken, aſyſtata ſeyn. Und die Deutſchen haben noch nicht Urſache zu fürchten, daß ſie den Ruhm wohlgedenckender und geiſtreicher Köpfe verliehren: Trotz dem Verfaſſer der Lettres Germaniques, und andern Spöttern ſeiner Art.

Hätte er in einer andern Sprache ꝛc.) Vielleicht meint er die lateiniſche: Denn ſo hätten ſeine Critick nicht alle Deutſche leſen können.

paucis non offendar maculis. Was für Vortheile haben ſich die Wiſſenſchaften von einem ſolchen Betragen zu verſprechen? Ein Poet mag es melden:

Sind Wort und Sylben denn von ſolcher Wichtigkeit,
Daß man ſo ungeſtüm, wie Häringsweiber, ſchreyt?
Dieß bringt der Wiſſenſchaft gewiß den gröſten Schaden,
Den ihre Meiſter ſelbſt aus Grobheit auf ſich laden;
Dadurch wird ſie hernach vernünftigen verhaßt,
Und ein Gelehrter gilt ſo viel als ein Fantaſt.

(Ein Poet mag es melden) Und der iſt mit Nahmen Hr. D. Dan. Tr-ll-r ſelbſt, der dieſe Verſe aus einer nicht nur poetiſchen, ſondern gar prophetiſchen Begeiſterung, welches er aber ſelber nicht gewuſt hatte, ſchon vor einiger Zeit geſchrieben hat.

II.

Herrn G-ttsch-ds Critische Beyträge. Stück XXIV. Art. IV. Bl. 666.

„ Zum Schlusse macht sich der Herr Ver-
„ fasser die trostreiche Hoffnung, daß die
„ neue Critische Dichtkunst, (die nämlich in
„ Zürch neulich herausgekommen,) nicht
„ we-

Anmerckungen.

In Zürch neulich herausgekommen) Diese Parenthesis war überaus nothwendig den Leser zu erinnern, daß Herr G-ttsch-d auch einen Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen an das Licht gestellt habe, wovon schon im Jahr 1737. die zweyte Auflage herausgekommen. Wie begierig dieses Werck sey gelesen worden, was vor einen gesegneten Einfluß dasselbige auf die falschen Begriffe der Deutschen von dem wahren Wesen der Poesie, und auf die Schriften der Poeten gehabt, und was vor ein Ansehen ihm selbiges erworben habe, das kan man aus der Vorrede zu der neuen Auflage von ihm selbst mit mehrerm vernehmen, wo er sich auch auf schriftliche Urkunden und Versicherungen von bekannten Personen beruffet, an denen die herrliche Würckung einer poetischen Wiedergeburt sich augenscheinlich geäussert hat. Man hat sich also wohl vorzusehen, daß man den Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen, der in Leipzig im Jahre 1737. herausgekommen, und Hrn. G-ttsch-d zum Verfasser hat, nicht mit der Critischen Dichtkunst, die in Zürch neulich herausgekommen, vermische. Denn so weit Leipzig von Zürch entfernet ist, eben so weit sind diese beyde Wercke in Ansehung ihres

„ wenig zu dem Ende, das ist, den Mil-
„ ton in Ansehen zu bringen, beytragen wer-
„ de.

ihres Werths von einander unterschieden. Ich will nur beyläufig zwey einzige Merckmahle andeuten, welche dienen können, diesen Unterschied einigermassen zu erkennen zu geben. Das erste ist, daß das eine Werck in Leipzig, das andere aber im Schweitzerland verfertiget und gedruckt worden; Kan man nun in Absicht auf das leztere nicht mit Recht fragen: Sollte auch etwas gutes aus N-z-r-th kommen? Das andere Merckmahl ist, daß dieses eine Critische Dichtkunst überhaupt, jenes aber eine Critische Dichtkunst für die Deutschen ist. Es kan zwar das eine Werck so wenig als das andere von jemand gelesen werden, der die deutsche Sprache nicht verstehet, und in diesem weitläuftigen Sinn sind beyde Wercke nur für die Deutschen geschrieben: Aber das Leipzigische Werck ist auf den deutschen Horizont so geschickt eingerichtet, daß wenn es gleich in eine andere Sprache übersezt würde, dennoch niemand als ein gebohrner Deutscher solches verstehen, oder sich zu Nutze machen könnte: Es leitet das innere Wesen der Poesie und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt, sondern aus der Natur der deutschen Nation ins besondre her: Und der Verfasser hat aus diesem Grunde gar genau und mit einer mehr als mathematischen Gewißheit bestimmen können, daß es lediglich unmöglich sey, und daß es mit der Natur der deutschen Nation streite, daß ein redlicher Deutscher jemahls einen Geschmack an Miltons Verlohrnem Paradiese finden sollte. Wem also noch einige Tropfen deutsches Bluts in den Adern rinnen, der wird den Lohensteinischen Geschmack, der in dem Miltonischen Gedichte herrschet, verabscheuen,

„ de. Künftige Dinge sind ungewiß, und
„ wir wollen ihm also nicht vor der Zeit alle
„ Hoffnung absprechen. Alleine nach vielen
„ Wahrscheinlichkeiten, die wir hier besser,
„ als in der Schweitz haben können, zu ur-
„ theilen, sollte man eher das Gegentheil
„ glauben; indem auch diese neue Dichtkunst
„ viel-

und Addison, als einen Verführer der gantzen Engli-schen Nation, und als einen Verfechter des verderb-ten Geschmacks verachten. Man wird hieraus nun genugsam abnehmen können, daß die Critische Dicht-kunst, auf welche der Schweitzerische Verfechter des Miltonischen Ansehens alle seine Hoffnung setzet, nicht die Leipzigische seyn könne, die Hrn. G-ttsch-d zum Verfasser hat.

Künftige Dinge sind ungewiß) Etiam sententia loquitur . . . . Terent.

Die wir hier besser, als in der Schweitz haben können) Freylich kan man in Deutschland die Wahr-scheinlichkeiten besser haben, als in der Schweitz, wie es einem gedruckten Wercke ergehen werde; allermas-sen sie diese Wahrscheinlichkeiten und das Schicksal ei-nes Buchs selbst machen können. Wie leicht wird es ihnen fallen, durch ihr Ansehen, welches sie bey ih-ren Schülern haben, durch die Gefälligkeit ihrer Ver-redner, Journalisten, Zeitungsschreiber, die sie über-all zu ihren Diensten haben, durch ihre gelehrten Bünd-nisse ꝛc. ein Buch, das dem Ruhm einiger von den berühmtesten deutschen Poeten so sehr im Lichte stehet, in den Ruff zu bringen, daß es weder gekauft, noch gelesen zu werden verdiene.

„ vielleicht noch ein Buch bedörfen wird,
„ welches ſie anpreiſe und beliebt mache.„

Vielleicht noch ein Buch bedörfen wird) Eben wie Milton des Addi ons Vertheidigung bedürftig geweſen. Hr. G-ttſch-d, und alle Deutſchen, die einen eben ſo feinen Geſchmack haben als er, glauben nicht ſo leicht, daß man guten Wein finde, wo kein Kranz ausgehänget wird.

III.

In Herren G-ttſch-ds Critiſchen Beyträgen, Stück XXIV. Bl. 679. und 680. ſtehet von der neuen Critiſchen Dichtkunſt folgendes Urtheil: „In dieſem Buche ſind „ einige Materien, die zur Dichtkunſt über-
„ haupt

Ueberhaupt gehören) Er verſtehet diejenigen Materien, die aus der Natur des Menſchen überhaupt hergeleitet werden, als da ſind, von der Nachahmung der Natur, von der Wahl der Materie, von dem Neuen, von dem Wunderbaren und von dem Wahrſcheinlichen, von der Eſopiſchen Fabel, von den Characteren, Reden und Gemüthsgedancken, oder Sprüchen ꝛc.

Sehr weitläuftig) Hr. G-ttſch-d hat ja in ſeinem Verſuch einer Critiſchen Dichtkunſt für die Deutſchen ein vollkommenes Muſter gegeben, wie man die Haupt-Materien, die zur Dichtkunſt gehören, nicht eben nöthig habe aus allgemeinen Grundſätzen herzu-

„ haupt gehören, ſehr weitläuftig, andre „ aber

leiten und ſo weitläuftig auszuführen, ſondern wie dieſe Materien geſchickt auf das Abſonderliche gezogen, und nach dem verjüngten Maßſtabe ins Kleine gebracht werden können. So hat er z. Ex. in dem 4ten Hauptſtücke, wo er von den drey Gattungen der poetiſchen Nachahmung handelt, die gantze weitläuftige Materie von der Poetiſchen Schilderey, wovon Hr. Bodmer von Zürch erſt neulich ein groſſes Werck mehr als 40. Bogen ſtarck herausgegeben, in zwo Octav-Seiten Bl. 136. u. 137. gantz vollſtändig abgehandelt. So hat er auch die Materie von den Characteren Bl. 138. bis 141. in 3. §. §. gar künſtlich ausgeführet. Die Erklärung von der Natur der Fabel hat ihm recht ſaure Müh gekoſtet, und doch als er ſie zu Stand gebracht hatte, blieb ihm noch die Frage übrig zu erörtern: Ob die poetiſchen Fabeln nothwendig moraliſche Abſichten haben müſſen? Bl. 151. In dem folgenden fünften Hauptſtücke bekümmert er ſich nicht lange, die Natur des Wunderbaren zu erklären, ſondern er theilet das Wunderbare in ſeine Claſſen ein, und iſt insbeſondere der Abſchnitt von der poetiſchen Anruffung der Götter ſehr ausführlich gerathen, von Bl. 162. bis 170. In dem ſechsten Hauptſtücke, wo er von der Wahrſcheinlichkeit in der Poeſie handelt, giebt er ſich nicht lange Mühe, die Natur derſelben auszukundſchaften und ihre Grade zu beſtimmen; ſondern er läßt die alten und neuen Epiſchen Dichter von Homer an bis auf Voltaire durch die Muſterung gehen, und verweiſet ihnen alle die Unwahrſcheinlichkeiten, die ihnen jemahls mögen zur Laſt geleget worden ſeyn, denn er gläubt, daß diejenigen keine Narren geweſen, von denen er ſeine Beſchuldigungen geborget hat. Es verdiente auch dieſe Dichtkunſt in Abſicht auf den Verfaſſer

„ aber gar nicht berühret: Dagegen ſind
„ einige Capitel eingeſchaltet, die man hier
„ gar nicht ſuchen würde; darinn ein par
„ unſrer berühmteſten Poeten angegriffen
„ wer-

faſſer viel ehender Hiſtoriſch als Critiſch genennet zu werden, es ſey denn, daß man das vortreffliche Critiſche Stücke, Bl. 181. wo er Sal. Francken Abendſegen auf eine ſcharfſinnige Weiſe beurtheilet, in eine beſondere Betrachtung ziehen wollte. Im übrigen iſt alles auf den deutſchen Horizont gerichtet, und es werden darinn ſolche Fragen erortert, die niemand als einem Deutſchen in den Sinn kommen konnten.

Andere aber gar nicht berühret) Nämlich die ſo nothwendigen Capitel und Abſchnitte, die in Herrn Gottſch-ds Dichtkunſt gleich zu Anfang ſtehen, vom Urſprunge und Wachsthum der Poeſie überhaupt; von dem Charakter eines Poeten; vom guten Geſchmacke.

Sind einige Capitel eingeſchaltet) Dergleichen ſind: Vergleichung der Mahlerkunſt und der Dichtkunſt; Erklärung der Poetiſchen Mahlerey; von der Verwandlung des Wirklichen ins Mögliche; von der Kunſt gemeinen Dingen das Anſehen der Neuheit beyzulegen; von etlichen abſonderlichen Mitteln, die ſchlechte Materie aufzuſtützen; von der Wahl der Umſtände und ihrer Verbindung ꝛc.

Ein par unſrer berühmteſten Poeten) Nämlich in dem ſiebenden Abſchnitte Herr D. Te-ll-r wegen ſeiner Fabeln, und im zehnten Abſchn. wo die Frage erörtert wird: Ob die Schrift Auguſt im Lager ein Gedicht ſey; Hr. König.

Angegriffen werden) Verſtehe, durch eine allzu freye critiſche Unterſuchung und Prüfung ihrer Fabeln

„ werden. Vielleicht geben wir mit der Zeit
„ noch ausführliche Nachricht davon. „

und Gedichte: Equidem vita & fama pari passu ambulant, sagt der Lateiner; doch ists noch besser, als mortuo insultare leoni.

Vielleicht geben wir ꝛc.) Hr. G-ttsch-d wird sich um den deutschen Pindus recht verdient machen, wenn er sein bald in seinen Beyträgen, (auf welchem Kampfplatz er schon manchen Ritter, und erst neulich einen Damm, einen Hirsch, einen C. G. G. erleget hat,) diesem Critischen Tell nach dem Kopf greifft, und diese neue Critische Dichtkunst als ein höchstschädliches und gefährliches Buch, mit seiner recht höflichen und dabey immer sieghaften Schreibart fein schwartz und verhaßt machet.

Post Scriptum.

Sollte diese Schutzschrift das Glück haben, den deutschen Lesern nicht zu mißfallen, worüber ich meinen geheimen und vertrauten Correspondenten N. N. um schleunige Nachricht hiemit will gebeten haben, so würde mir dieses Muth machen, auch die übrigen angefochtenen Poeten Deutschlands in meinen Critischen Schutz zu nehmen, und gegen meinen Landsmann zu vertheidigen.

Pinge duos angues:
Pueri! Sacer est locus, extra mejite!
PERSIUS.

Ableh-

Ablehnung des Verdachts,

daß die Schweitzeriſche Nation ſich habe überreden laſſen, an Miltons Verl. Par. einen Geſchmack zu finden.

DEr Hr. G-ttſch-d, der gröſte iztlebende Kunſtrichter u. Poet Deutſchlandes nach Hrn. Tr-ll r, hat im 4ten Art. des 24ſten St. ſeiner Crit. Beyt. den Abſchlag der D. an Miltons Verl. Par. eine Luſt zu finden, ſo bündig gerechtfertiget, daß ihm alle diejenigen Beyfall gegeben haben, die bey ihm in die Schule gegangen ſind. Er gründet ſich auf die unſtreitige Freyheit dieſer Nation, welche ihren Character, ihre Erziehung, ihre Luſtbarkeiten, für ſich ſelber hat, u. nicht gezwungen werden kan, ſolche mit andern zu vertauſchen; am allerwenigſten ihren Geſchmack zu ändern, nachdem ſie ſich dabey jederzeit wohl befunden, u. bey allen andern Völkern in Ruhm u. Anſehn gebracht hat. Es iſt eine Luſt zu ſehen, wie dapfer er den eigenmächtigen Zürchiſchen Kunſtrichter zurückeweiſet, der die Deutſ. zwingen will, ein ausländiſches Buch zu bewundern; welche doch den Opitz ſelbſt nicht anderſt als freywillig hochgeſchätzet haben, bis ein beſonderes Schickſal ihn durch ſeine Gewalt verdrungen. Ein Deutſcher kan nicht anders, als eine hohe Meinung von ſeiner Nation u. ſich ſelbſt empfangen, wenn er ſiehet, wie B-dm-r mit Addiſon u. der gantzen Engl.

Nation in eine Linie gesetzet wird, nur zu dem Ende, damit er mit ihnen von dieser Höhe daniedergestürzet u. zum Gelächter gemacht werde. Kein besseres Schicksal verdienete mein Landsmann, nachdem er sich vermessen, die D. in ihrer alten Gleichgültigkeit im Ansehen Miltons zu stören, u. sich für ihn, wie Addison bey den Engl., müde zu schreiben u. zu verbürgen. damit man dieser Poeten einiger Aufmerckſamkeit würdigte. Dieser Addison war ein leichtfertiger Kopf, wie jener beym Erasmus, der s. Gefährten, so mit ihm über Land ritten, beredet, sie sähen ein Lufzeichen am Himmel. Er überredete die Engelländer, daß sie dergleichen Dinge in Milton sähen. Lächerlich genug! Hr. G-ttsch-d hat diese Thorheit derselben in der charactermässigen Rede, die er ihnen in den Mund leget, in ihrem Ursprung vorgestellet. Wie, läßt er sie sagen, sollen Griechenland u. Rom alleine grosse Poeten haben: Wir sind eben so ehrlich als sie. Milton sey also ein Poet! Wir wollen den Homer u. Virgil zusammenschmeltzen, u. einen Milton daraus machen. Wer will uns das wehren: Wir Engel. werden es doch besser wissen, als die Ausländer. - - Er läßt sie hier vollkommen reden, wie sie seinen Absichten gemäß reden mußten. Er kennet sie besser als sie selber. Nur reden sie zu geistreich, so daß man schier dächte, er hätte ihnen etwas von seinem eigenen Witz geliehen. Allein was die D. anbelangt, so geht es nicht so leicht an, sie aus ihrer Kaltsinnigkeit zu setzen:

sie

ſie ſind gegen die Blendungen beſſer verwahrt, und auf ihren freyen Willen eiferſüchtiger; ſie laſſen ſich durch die Natur der Dinge, und ihre Eindrücke ſelbſt nicht zwingen. Sie machen die Eindrücke lieber, als daß ſie ſolche von den Sachen empfangen. Allein ſo gründlich die Vertheidigung des willkührlichen Geſchmacks der freyen D. gerathen iſt, ſo übereilt muß ich es heiſſen, daß Hr. G. die ſchweiz. Nation in Verdacht faſſet, daß ſie ſich eben ſo leichtſinnig habe hintergehen laſſen, als die Engl. den M. hochzuſchätzen. Er ſagt: Was die Ueberſetzung Addiſons anbetrift, ſo kan ſie vielleicht in der Schw. ſo gute Würckungen haben, als die Ueberſetzung M. gehabt hat. Ich muß ihm mit aller der Höflichkeit, die ein Schweitz. haben kan, ſagen, daß er dieſe Nation nicht recht kennet, wenn er ihr dergleichen elenden Geſchmack zutrauet. Wir ſind auf unſre geiſtliche Freyheiten, unter welche ich die Freyheit des Geſchmacks zuerſt zehle, eben ſo eiferſüchtig, als auf die leiblichen; wir haben eben ſo wol als die Sachſen Scythiſches Blut in den Adern, u. bleiben ſo ſteif auf dem hergebrachten Geſchmack unſrer Vorfahren, als ſie, wofern es uns nicht von uns ſelbſt, ohne jemands arbeitſame Bemühung, anderſt in den Sinn kömmt; die Dinge mögen denn ihrer Natur nach einen Eindruck auf das Gemüthe fodern, welchen ſie wollen, ein Schw. wird ſich demſelben ſo handfeſt als ein D. zu widerſetzen wiſſen, & ſibi res non ſe rebus ſubmittere. Um deſſentwillen hat es uns ſehr geärgert, als

der Ueberſetzer M. nicht gewartet, ob wir die Schönheiten in dem V. P. freywillig empfinden wollten, ſondern ſich vermeſſen, uns in einer langen Legende zu überführen, daß wir es aus Nothwendigkeit thun müßten, weil M. ſolche Springfedern u. Triebräder in ſein Gedichte gebracht, welche der Natur des menſchl. Herzens gemäß ihre gewiſſen Würckungen thäten. Auf dieſe Weiſe kömt man mit uns nicht aus; wir wiſſen uns, weñ es uns gefällt, in unſrer alten Gleichgültigkeit zu erhalten. Ich kan zwar nicht leugnen, daß nicht ein halb duzt ungerathene Landskinder in Zürch u. Bern zur Secte Addiſons übergegangen; allein mit dem groſſen Haufen hat es keine Gefahr; insbeſondere kan mir Hr. G. glauben, daß die Einwohner der Alpen, je tieffer ſie in den Spälten der Berge wohnen, deſtoweniger von M. Lobrednern eingenomẽn ſind; man köñte alſo noch richtig zu 50000. Eidsgenoſſen zehlen, ohne Weiber u. Kinder, welche nur nicht gehöret haben, daß ein Milt. oder Addiſon geweſen. Ich muß auch ihm zum Troſt erwähnen, ob Hr. Haller gleich dieſe Alpenbewohner, ihre Berge, Kräuter u. Blumen auf das genaueſte kennet, daß die Gedichte dieſes halben Milt. bey ihnen hingegen ſo unbekañt ſind, als Arminius u. Baniſe, ſo daß man nicht fürchten darf, daß der Miltoniſche Schwulſt, ſeine ungeheure Einbildungen u. hochtrabenden Ausdrückungen mit ihrem glänzenden Nichts den unſchuldigen Geſchmak dieſer Leute ſo bald verderben werden. So fern iſt

iſt es, daß die Schw. alle Addiſons Geſchmack haben. Der Eifer für die Ehre meiner Landsleute hat mich nicht ruhen laſſen, bis ich Hrn. G. davon Nachricht gegeben, u. ihn gebeten hätte, daß er gütiger von uns dencken, u. das Verbrechen, deſſen ſich etliche wenige unter uns ſchuldig machen, nicht der gantzen Nation in die Rechnung ſetzen mögte. Ich zweifle nicht, daß er ihr nicht Recht wiederfahren laſſen werde, indeſſen hat ſein übereilter Verdacht mich u. andre von meinen Landsleuten, die von der glaubigen Secte ſind, ſo ſehr in die Naſe gebiſſen, daß wir die Freude nur halbig empfunden haben, ſo ſeine meiſterhafte Umtreibung unſers eigenſinnigen Landsmanns uns ſonſt verurſachet hätte. Wir haben doch nicht ohne Luſt beobachtet, wie ſinnreich er die Gewohnheit der Alten ihre Schriften auf öffentlichen Plätzen vor gantzen Verſamlungen von Leuten allerley Stands zu leſen, u. die Eindrücke derſelben in der Zuhörenden Gebehrden zu beobachten, auf das Leſen in den Trivialſchulen verdrehet. Und wie geſchickt hat er B-d-m-rn auf einmahl alle Deut. Poeten über die Haube gerichtet, weil er geſagt, daß in Deutſchl. gemeine Poeten wären, die man fleiſſig läſe, u. die ihren Leſern ein ungereimtes u. wunderliches Ergetzen gewähreten. Hr. G. hat dieſes ſehr glücklich auf alle D. Poet. gute u. böſe, erſtrecket, u. der Amtseifer ſteht ihm trefflich wohl an, mit welchem er ihn deßwegen zum Läſterer wider unſer Vaterland erkläret. Und wie fein hat er den freyen

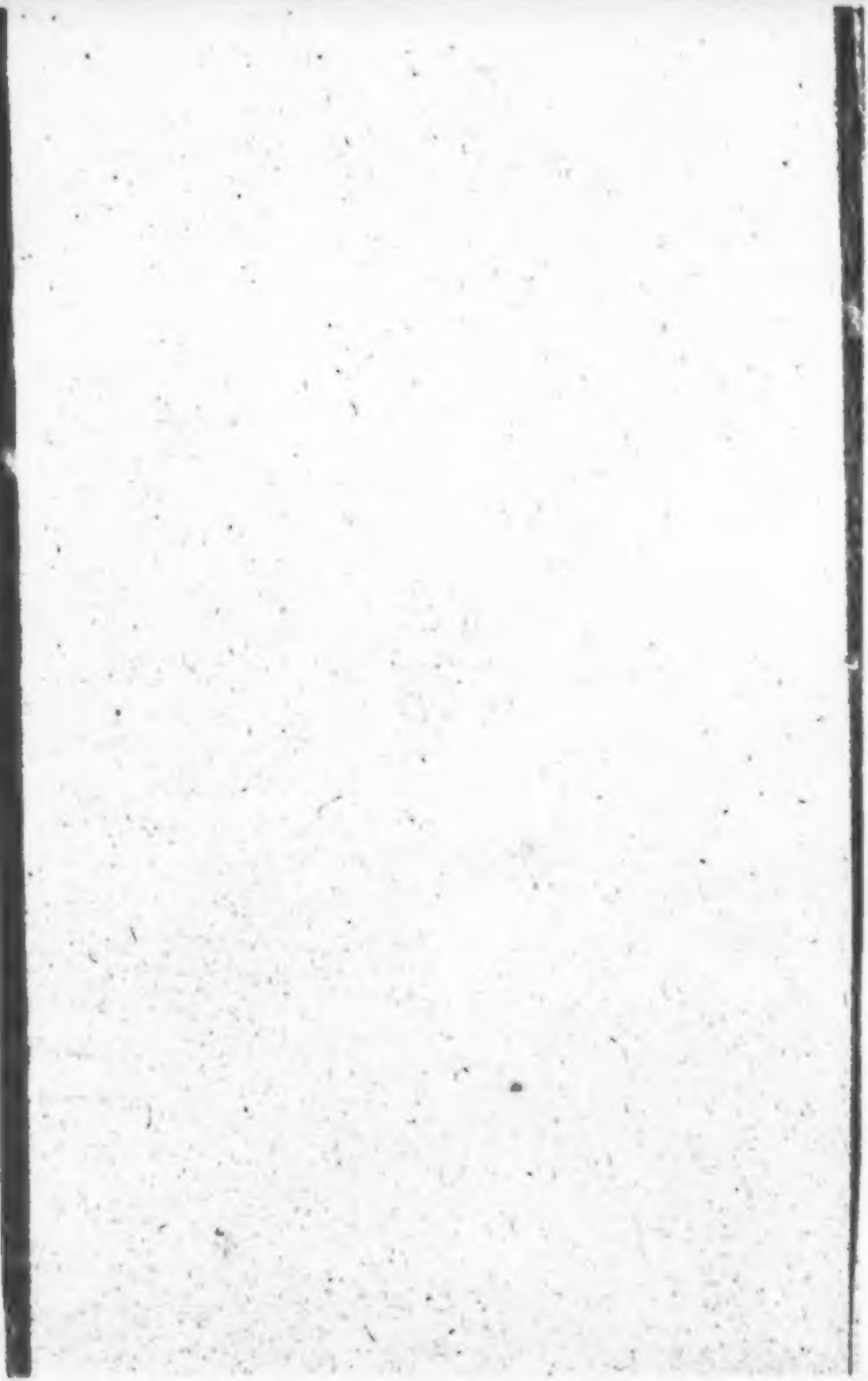
Geiſt

Geiſt, den der Ueberſetzer dem knechtiſchen entgegenſetzet, der von fleiſchl. Affecten u. irdiſchen Geſchäften regieret wird, von dem flüchtigen Mercurialiſchen verſtanden! Wie ſchlau hat er vorgegeben, daß Milt. Stärcke in Fehlern wider die Grammatick, in Verkehrungen aller gewöhnlichen Wortfügungen, u. in tauſend andern ſonſt unerlaubten u. von keinem andern Poeten begangnen Schnitzern beſtehe; wie ſcharfſinnig hat er auf dieſen Grund Hans Sachſen zum geſchmeidigſten deutſch. Poeten gemacht! Wie künſtlich hat er das Lob wieder zurückgenommen, das er im 19ten St. der Crit. Beytr. Art. 18. B-dm-rs Ueberſetzung ertheilet: „Gewiß alle Kenner Miltons ſind erſtaunet, als ſie dieſe Dollmetſchung deſſelben geleſen haben. Denn wer hätte ſichs eingebildet, daß dieſes mit Gedancken ſo beſchwerte Gedichte, deſſen Ausdruck ſo körnigt, ſinnreich u. tief iſt, ſich ſo nachdrückl. u. vollſtändig deutſch würde geben laſſen! U. doch hat es der Hr. B. gethan.„ Alſo redete die Höflichkeit; aber nachdem B-dm r dieſelbe verwürcket hat, führt Hr. G. billig eine gantz andre Sprache, u. warum ſollte er nicht berechtiget ſeyn, was er einſt ohne Verdienen gelobet hatte, ein andermahl ohne Verdienen zu tadeln? Warum ſollten ſeine Liebeswürckungen länger dauren als ſeine Liebe? Ich verwundere mich gar nicht, daß ihm der deutſche Ausdruck in dem V. Par. ſeltſam u. widerlich dünkt, er kömt uns in der Schweiz, ſo hart gleich unſre Ohren ſind, eben ſo vor, B.

ſollte

ſollte ihn verſchönert haben, welches gar leicht geweſen wäre, wenn er den Teufeln nur ſolche Redensarten zugeeignet hätte, wie in unſern galanten, verliebten u. vermiſchten Gedichten gefunden werden. Nicht nur die Ausdrückungen, ſondern auch die Gedancken des Poet. ſind ſchrecklich u. wild, wie die böſen Engel, denen ſie in den Mund geleget werden, die Catonen, Portii, Arſenen, in unſern guten Trauerſpielen haben ſchon mehr Lieblichkeit u. Zierlichkeit in ihren Sprüchen u. Meinungen. Wie ungeſchikt hat ferner Hr. G. ſeinen Gegner ſagen laſſen, unſre Kunſtr. haben Milt. Gedicht aus einem Abſcheue vor der Materie verworffen, u. dieſes Vorurtheil könte mit gleichem Grunde von der Ilias, der Odyſſea, u. Eneis gefaſſet werden! Wie liſtig verweiſet er endlich den ſchweiz. Kunſtricht., daß ſie Brockes u. König für die gröſten iztlebenden Poeten erkläret haben, ohne Zweifel, weil ſie dieſelben am fleiſſigſten angezogen, u. am liebſten getadelt haben! Grad als ob ſie in den G-ttſch-diſchen Schriften nicht eben ſo wol Exempel von herrlichen Fehlern, die einen eignen Abſch. verdienten, angetroffen hätten. Auf dieſe Weiſe bemeiſtert ſich ein guter Redner ſeiner Materie u. ſeines Gegners, kehret die Worte u. Gedancken deſſelben nach ſeinen Abſichten, u. leihet der Widerparte ſeine eignen Meinungen, wodurch er ſie am allergewiſſeſten ſchwarz, ungereimt u. lächerlich machē kan. Wollte jemand Scrupel machen, daß dieſe Rednerkünſte ſich mit der Billigkeit nicht wol

vertragen, der muß wissen, daß wider
Mañ, gegen den uns die Höflichkeit, das
aller Pflichten u. Tugenden, nicht mehr b
alles erlaubet ist. B. mag es sich selber de
daß er von diesem Muster der Höflichke
sich sonst nicht überwinden kan, jemand
deln, der es nicht mit seinem Tode versc
hat, nicht gelinder tractirt wordē; warü
er lieber scharf beurtheiler u. geradelt, a
Stillschweigen übergangen werden wol
warum hat er sich die Freyheit genomē
nach seiner Einsicht u. Meinung, nicht n
G-ttsch-ds oder Tr-ll-rs, zu beurtheilen
rum wird er mir u. andern von seinen Lan
ten, ob wir gleich seine Eidsgenossen sind
verübeln können, wenn wir uns mit dem siegha
G-ttsch-d wider ihn verbinden, u. alsò zu erkenne
daß wir, ob wir gleich Nachkommen der Alpiniſ
sen sind, die den Oestreichischen Jupiter bekri
ben, wie Hr. G-ttsch-d sich in geschmeidigem deu
drüket, deñoch Deutsche seyn wollen, wo nur die D
uns, die wir so grundböse Hæreticos in der Crit
uns erzogen haben, mit denselbigen, Unschuldige
Schuldigen, nicht vermischen. Wir hoffen abe
sich an unsrer Erklärung begnügen, und bey ih
wir bey uns; fortfahren werden, den alten Gesch
die alte Religion, zu verfechten, damit alle Ei
Deutschlands in allen Provinzen, als Kind
Scythischen Geblütes, ohne ein gefährliches
in vollkommener Einigkeit des Geschmacks,
mit dem Hertzen verstehen und mit dem
glauben.



Martin Opitzens
Von Boberfeld

Gedichte.

Von J. J. B. und J. J. B. beſorget.

Erſter Theil.

Sit honor & nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit.

HORAT. in A. P.

Zürich, verlegts Conrad Orell und Comp.
1745.

Ex Bibliothe
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorrede der Herausgeber.

Seitdem zu unſern Zeiten Martin Opitzens Vortrefflichkeit in der deutſchen Poeſie von einigen Kennern ſo nachdrücklich gelobet worden, daß auch ſolche Leute, die allem Anſehen nach kein deutliches Erkenntniß davon haben, ſich genöthiget geſehen, dieſes Lob in gebundener und ungebundener Rede nachzuſagen; hat man den Mangel an Exemplarien der Opitziſchen Gedichte je länger je mehr wahrgenommen; die guten Auflagen wurden an allen Orten aus den Winkeln der alten Bibliothecken hervorgeſucht und in groſſem Werthe gehalten; ſelbſt die noch übrigen Exemplarien der Fellgiebelſchen, welche lange den Laden gehütet hatten, wurden bey dem Mangel aus dem Staube gezogen, und mit einem neuen Titelblatte vom Jahr 1724 eingekleidet. Mithin war man an verſchiedenen Orten auf eine neue und des Poeten würdige Auflage bedacht. Leipzig vertröſtete die poetiſche Welt lange auf eine ſolche, die von Hrn.

Prof. Gottſched beſorget werden ſollte. Einige machten ſich von derſelben zum voraus einen ſo treffſlichen Begriff, daß ſie recht verdrüßlich wurden, als die Hoffnung dazu auf einmahl verſchwand. Der jüngere Hr. Arlet hatte in einem lateiniſchen Gedichte auf unſern Opitz, vier und zwantzig ſchöne Verſe zum Lobe dieſer ſehnlicherwarteten Gottſchediſchen Auflage einflieſſen laſſen; als dieſelbe nun in den Schwamm gefallen, verdroß den Hrn. Doctor Lindner von Hirſchberg ſo übel, daß ſo herrliche Zeilen auf ein leeres obgleich langes Verſprechen geſchrieben worden, daß er Bl. 339. des II Th. ſeiner Opitziſchen Nachrichten ſich nicht hat überwinden können, ſie zu wiederholen. Er hat ſie, ſo viel an ihm lag, zum Stillſchweigen und ins Vergeſſen verurtheilt. Mit nicht geringerer Begierde hat man einer Auflage, dazu Hr. Hofrath Gebauer Hoffnung gemachet, entgegengeſehen; doch auch dieſe wird allem Anſcheine nach zurück bleiben, nachdem dieſer Gelehrte ſich mit Arbeiten von anderer Art beladen hat. Vorm Jahre hat man in dem Leipziger Meß-Verzeichniß eine Auflage angekündiget geſehen, welche ſich von Hr. Doctor Triller ſchrieb; allein ſeither hat man nichts weiters davon gehöret, und es iſt ziemlich vermuthlich, daß es bey dieſer Präexiſtentz derſelben ſein Verbleiben haben werde.

Wir ſind an unſerm Orte nicht die letzten geweſen, welche durch diejenige Empfindung von Opitzens Schönheiten, die wir ſchon vor zwantzig Jahren in öffentlichen Schriften an den Tag geleget haben, angeſpornet, unſere Gedancken darauf gerichtet haben, daß wir durch eine wohleingerichtete Auflage für den Ruhm dieſes verdienten Mannes,

und

und zugleich für das Aufnehmen des wahren Geſchmackes ſorgeten. Es dünckte uns, daß man dem Geſchmacke nicht beſſer aufhelfen könnte, als wenn man die Opiziſche Poeſie, in welcher der Geſchmack der Griechen und der Römer herrſchet, dem Alter und der Jugend mehr bekannt machete, und ſie in dem Lichte zeigete, welches ihr gröſtentheils eigen iſt. Die Erfahrung hat es mehr, als genug iſt, gezeiget, daß der beſte Poet ohne eine begründete ausführliche Anpreiſung in Gefahr kömmt zurückzubleiben, oder doch mit Leuten vermiſchet zu werden, mit welchen er nichts gemeines hat, als das allgemeine Vaterland. Opitz hat es ſelbſt erfahren; als der, nachdem er in ſeinem Leben und etwann dreiſſig Jahre nach ſeinem Tode der Ruhm und die Luſt der Deutſchen geweſen war, nachgehends von ſehr ausſchweifenden Dichtern genöthiget worden, ſich in die Bibliothecken ſeltner Kenner, oder Liebhaber der Alterthümer zu verſtecken.

Wir erinnern uns noch, was vor ein Paradoxum es vor Jahren vielen geſchienen hat, als man uns zuerſt von Opitzen, als dem damahls gröſten Poeten der Deutſchen reden hörete. „Wir halten, ſagte „einer, Opitzen nicht vor den einzigen groſſen Poe„ten, ſondern halten einen Neukirch, einen Am„thor, eben ſo hoch, als groſſe Poeten gehalten „zu werden verdienen.„ Simon Dach, ſagte „ein anderer, hat es Opitzen zu einer Zeit zuvor„gethan, in welcher noch gantz Deutſchland in al„len ſeinen Provintzen Meiſterſänger erſchallen hö„rete.„ Noch einer zog Pietſchen allen, die jemahls deutſche Verſe gemacht, überaus weit vor. Man nannte Opitzen auf einem Blatte den Großva-

ter und Fürsten aller unserer Poeten, und, den ehrlichen alten Opitzen.

„ Je scharfsinniger, je geschickter ein Poet schreibt, „ desto wenigern Leuten kan er hoffen zu gefallen „ Denn er wird nur denen gefallen, sagt ein ausländischer Kunstrichter, die einen eben so richtigen „ Geschmack von der Poesie mit eben so tiefen Einsichten haben. Es ist nicht in der Natur seiner „ Arbeit, daß sie denen gefalle, die diese Gaben „ nicht besitzen „ Und was vor eine Anzahl machen diese nicht? Denen, die nur einen halbigten Geschmack haben, wird er auch nur halbigt gefallen, anstatt daß sehr kleine Dichter, mit denen aber der Geist dieser leztern in einem gewissen Ebenmasse stehet, ihren vollen Beyfall erhalten. Daher ist es allerdings nöthig, daß man den Lesern auf die Spur der Schönheiten helfe, und ihre Einsichten in die Kunst des Poeten erweitere, wenn man den Ruhm desselbigen befestigen, und den guten Geschmack allgemeiner und sicherer machen will.

Es wäre für Opitzen zu wenig gesorget, wenn man seinen Ruhm den flüchtigen Einsichten seichter Kunstlehrer oder dem ungewissen Geschmacke derer, überlassen wollte, die ohne Untersuchung loben oder tadeln. Der göttliche Homer selbst könnte bey dergleichen Kunstrichtern zu kurtz kommen, und er wäre würcklich in den nächstvergangenen und zu unsern Zeiten zu kurtz gekommen, wenn nicht die Frau Dacier in Franckreich, und der unvergleichliche Hr. Pope in Engelland auf dieselbe Art für ihn gesorget hätten, wie Aristarchus, Eustathius, und andere schon vor so vielen hundert Jahren für ihn gesorget hatten,

hatten, und wie Addiſon gleichermaſſen für den erhabenen Milton geſorget hat.

Aus dieſen Betrachtungen fielen wir beyzeiten auf den Entſchluß nicht bloß eine magere Auflage von Opitzens poetiſchen Wercken zu machen, ſondern ſolche mit Anmerckungen zu verſehen, in welchen Opitzens poetiſche Kunſt gewieſen, und der Grund angezeiget würde, warum ſeine Gedichte gefallen. Wir wollten etwas genauers geben, als allgemeine Anpreiſungen und Ausſprüche, womit die Kunſtrichter ſich ſonſt ſo breit machen, wir wollten Gründe bringen. Dieſes hat uns in das Abſonderliche geführt; wir mußten die Kunſtmittel, die der Poet an jedem Orte angewendet, mit ſeinen Abſichten, mit ihrem Verhältniß auf das Gantze, mit dem Plane, vergleichen, und zeigen, daß es die rechten geweſen, und daß ſie ihre Würckungen bey niemanden, der ſie völlig einſiehet, verfehlen können.

Man hat uns zwar gegen dieſes Vorhaben einwenden wollen, daß man allwiſſend ſeyn müſte, wenn man wiſſen ſollte, wie der Poet ein Gedichte verfertiget, nach was vor einem Plane, wie er auf dieſen oder jenen Gedancken habe kommen können oder müſſen, da er es oft ſelbſt nicht gewußt hätte, wie er darauf gekommen wäre. Allein dieſer Einwurff verräth ſich ſelber, daß er von Scribenten komme, welche auf gut Glücke ſchreiben; in deren Schriften freylich die Worte mit den Bildern, die Bilder mit den Sachen, die Sachen mit der Abſicht, die Abſicht mit der Vernunft in einem ſolchen Widerſpruche ſtehen, daß ein Prophete ſelbſt nichts anders davon wahrſagen könnte, als das Werck wäre von dem Zufalle entſtanden.

Und weil Kunſtrichter von groſſer Vermeſſenheit, aber kleinen Einſichten, die zwar dafür angeſehen ſeyn wollten, daß ſie mit dem allgemeinen Beyfall übereinſtimmeten, die abſonderlichen Stellen vielfältig tadelten, und ungeſchickt auslegeten, welches noch in unſern gegenwärtigen erleuchteten Tagen nichts ungewöhnliches iſt, ſo dünckte uns nothwendig, die kleinen Vorurtheile aus dem Wege zu räumen, und ſolche getadelten Stellen zu retten.

Die Stellen, welche der Poet aus den lateiniſchen Autoren nachgeahmet hat, haben wir nur einigemahl angemercket, wo es gewiß war, daß der Poet ſelbſt ſie im Auge gehabt hatte, wann er mit irgend einem Alten hat eifern wollen; womit er uns Anlaß gegeben, von dem verſtändigen Gebrauche, den er davon gemacht, etwas beſonderes anzumerken. Sonſt haben wir uns gehütet, daß wir dieſe Art der Gelehrſamkeit nicht zum bloſſen Gepränge und ohne Nutzen häufeten.

Der Beleſenheit des Poeten in den Alten, ſeiner Wiſſenſchaft in der Philoſophie, der Phyſick, der Sittenlehre, haben wir überhaupt nur inſoweit Rechnung getragen, als es nöthig war, damit wir das Naturell deſſelben bemercketen, und offenbar macheten, daß er es in der Poeſie nicht mittelſt mechaniſcher Regeln, ſondern mittelſt Erkänntniſſes der menſchlichen Wiſſenſchaften, des menſchlichen Hertzens, des Weltlaufes, ſo weit gebracht hat. Wir haben zeigen müſſen, wie er dieſe Sachen zum Dienſte ſeiner Poeſie zu brauchen gewußt habe.

Da die Umſtände des Lebens, und die abſonderliche Gemüthsverfaſſung, in welcher ein Poet zu

der

der Zeit ſtehet, da er ſchreibet, nicht wenig beytragen, einem Gedichte eine beſondere Art zu geben, alſo daß die Wiſſenſchaft davon gewiſſermaſſen einen Schlüſſel dazu abgiebt, ſo haben wir uns ferner um den Ort, wo der Poet bey der Verfertigung eines Gedichtes geweſen, um die Zeit und das Alter, da er es geſchrieben, um ſeine Glückesbeſchaffenheit, ſeinen körperlichen und Gemüthes-Zuſtand, ſo viel als uns möglich war, erkundiget; und daher ſind die hiſtoriſchen Nachrichten vor jedem Gedichte entſtanden. Wir haben auch keine wichtige Perſon mit Stillſchweigen vorbeygegangen, die in den Schriften des Poeten, und zu ſeinen Zeiten eine Figur gemachet, oder mit der er in einem beſondern Verhältniß geſtanden wäre, daß wir von ihrem Stande, Amte, Gemüthesart, ihrem Umgange mit Opitzen, nicht zulängliche Nachrichten gegeben hätten. Wir haben hierbey die fleiſſigen Nachrichten Hr. Doct. Lindners mit Nutzen gebraucht, doch daß wir ihnen nicht blinde gefolget, ſondern ſie ſorgfältig unterſucht, und verſchiedentlich eingeſchränket oder vermehret haben. Es wird uns nicht ſchwer fallen, wenn wir auf dieſe Art mit den ſämmtlichen Schriften des Dichters werden verfahren haben, am Ende unſers Werckes das Leben deſſelben in einer genauen und chronologiſchen Verknüpfung zu verfaſſen; und ſolches ſo vollſtändig auszuführen, daß die Umſtände davon, die Opitz in ſeinen Werken zerſtreuet hat, an dem gehörigen Orte angezogen, die Schriften, die er jedes Jahr verfertiget hat, angezeiget, und überdieſes, was zu ſeinen Lebenszeiten in Deutſchland wichtiges begegnet iſt, wovon er einige Meldung gethan hat, eingeſtreuet

werde. Dadurch wird der Leſer das Vergnügen haben, mit einem Blicke zu ſehen, was der Poet in der Zeit, da er ſchrieb, vor Augen gehabt, und was vor Schriften er bey einem ſolchen Anlaſſe verfertiget hat.

Was izt den Text ſelbſt anbelangt, ſo haben wir unſre vornehmſte Sorge darauf gewendet, daß wir ihn mit derjenigen gewiſſenhaften Treue abdrücketen, welche ein jeder, der von Opitzens verſtändigen Witze überzeuget iſt, nothwendig für ſeine eigenen und beſten Lesarten haben wird. Dieſe haben wir insgemein in der letzten Auflage von einem jedweden Gedichte, die von dem Poeten ſelbſt und unter ſeinen Augen beſorget worden, angetroffen; da wir denn ſolche jedesmahl zum Grunde der unſrigen geleget haben. Nichtsdeſtoweniger haben wir die Lesarten der übrigen Auflagen nicht aus der Acht gelaſſen, weil wir wahrgenommen, daß ſie nicht wenig dieneten, den Wachsthum, den Opitz in ſeiner Kunſt, vornehmlich in den äuſſerlichen Stücken derſelben, von Zeit zu Zeit genommen hat, zu bemerken zu geben, maſſen wir ſelbſt an verſchiedenen Stellen unſre Anmerckungen hierüber mitgetheilet haben; welche ohne Zweifel ſchon genug zeigen werden, daß das Verzeichniß dieſer verſchiedenen Lesarten nicht ohne Nutzen iſt. Aus dieſer Urſache haben wir dieſelben aus allen Opitziſchen Ausgaben, ſo viele deren in der Natur ſind, mit aller Sorgfalt ausgezogen, dergeſtalt daß man in unſrer Auflage alle die andern beyſammen antreffen wird; denn wir können uns des Glückes rühmen, daß uns keine Auflage von den geſammelten Opitziſchen Gedichten hinterſtellig geblieben ſey; die erſte Straßburgiſche

von

von 1624, welche Hr. Doct. Lindner nirgends hat antreffen können, ob er gleich darum ſehr bemuht geweſen, iſt in unſern Händen; ſelbſt von den einzeln Auflagen ſind uns die wenigſten entgangen; von welchen letztern derſelbe Hr. Lindner mit gutem Rechte angemercket, daß eine richtige Auflage von den ſämmtlichen Gedichten des Poeten nicht zu hoffen ſey, wo der Herausgeber die letztern Auflagen mit dieſen erſtern einzelen nicht zuſammenhalten könne.

Man muß dieſe ſo beſchaffenen Lesarten mit den Variantibus der Claſſiſchen Ausleger nicht vermiſchen; denn dieſelben ſind würckliche Schreibarten des Verfaſſers, welche er aus beſondern Urſachen von Zeit zu Zeit verändert hat: Die Claſſiſchen Variantes ſind bloß Fehler der Abſchreiber, oder gelehrte Muthmaſſungen der Ausgeber, und dieſe ſind durch den dunckeln Fleiß der letztern ſo ſtarck gehäuft worden, daß man jetzo die allererſten Auflagen der Claſſiſchen Autoren für die correcteſten hält, weil ſie am wenigſten corrigiert worden. Ein groſſer Theil derſelben iſt von der Begierde entſtanden, neue Meinungen in einem Scribenten zu entdecken, man findet geheime Lesarten darinnen, damit man die eitle Freude habe, ſolche zu erklären.

In dem Lobgedichte auf den Hertzog Ulrichen von Holſtein haben wir auch die Lesarten der Gottſchediſchen Ausgabe bemercket, welche Hr G. gleichermaſſen aus ſeinem Kopfe gemacht hat; die Freyheit, die er damit genommen hat, iſt ſo unglücklich geweſen, daß wir glauben müſſen, ein guter Geiſt, der es mit Opitzen wohl gemeint hat, habe ihn von ſeinem Vorhaben, die ſämmtlichen Schriften dieſes Poeten

heraus-

herauszugeben, abwendig gemachet. Wir hätten nicht den lautern Opitz, sondern Opitz mit Gottscheden vermischet bekommen. Was uns betrifft, wußten wir unsere Pflicht, den Opitz aufrichtig, rein, und vollständig zu liefern.

Also wird man Opitzens Text mit allen Wörtern und Sylben in unserer Auflage antreffen; nur allein nicht mit allen Buchstaben. Wir haben dafür gehalten, daß wir Opitzen wohl die gewöhnlichste Orthographie unserer Zeiten leihen dürften; nicht nur darum, weil uns dünckete, daß sie etwas besser gegründet wäre, als diejenige, die zu Opitzens Zeiten gebräuchlich gewesen, sondern weil wir glaubeten, in Sachen von der Natur könnte man der Gewohnheit seiner Zeiten am unschuldigsten nachgeben.

Wie weit es uns in allen diesen Stücken gelungen sey, wird man aus gegenwärtigem ersten Theile urtheilen können, in welchem wir die Lobgedichte unsers Poeten in der Ordnung geliefert haben, wie vor Augen liegt. Warum wir den Lobgesang auf den H. Anno unter Opitzens Lobgesänge gestellt, haben wir in dem Vorberichte zu demselben gemeldet. Wir hatten wahrgenommen, daß Opitz der Erlernung der alten Sprache nicht aus einer blossen Neugierigkeit obgelegen war, sondern damit er durch die Kenntniß derselben der neuern forthälfe, nachdem die Ursprünge der jetzigen Sprache in jener enthalten sind. Man wird auch würcklich viele kräftige Wörter und Arten zu reden in Opitzens Schriften antreffen, die er aus der alten Sprache gleichsam durch die Hinterthüre zurückgeführet hat. Dieser Weg das Deutsche mit Reichthum und Stärcke zu vermehren,

mehren, ſoferne das mit Opitzens Geſchicklichkeit und Beſcheidenheit vorgenommen wird, ſchien uns ſo übel verſäumt, und doch ſo brauchbar zu ſeyn, daß wir ihm mit Opitzens Anſehen gerne Credit verſchaffen wollten. Denn Opitz ſtuhnd nicht in den ſchädlichen Gedancken, daß er keine Wörter, und keine Redensarten brauchen dürfte, ſo deutſch ſie an Herkunft, ſo mahleriſch, ſo begründet ſie wären, woferne ſie aber nicht von Vornehmen und Schlechten, von Alten und Jungen in einer beſondern Provintz Deutſchlandes verſtanden und geredet würden.

Dieſem erſten Theile haben wir Opitzens Deutſche Poeterey, und ſeinen Ariſtarch für Einleitungen vordrücken laſſen, weil man darinnen die erſten und früheſten Gedancken antrift, die Opitz von dem deutſchen Verſe geheget, vornehmlich was die Mechanick deſſelben anbelangt, welche er nachgehends aus der Erfahrung beſtändig verbeſſert und zu einer weit gröſſern Richtigkeit gebracht hat. Diejenigen, die nach ihm deutſche Proſodien geſchrieben, haben dem Verſe keine gröſſern Schönheiten mitgetheilt, und die weſentlichen Eigenſchaften der Poeſie, und ihrer verſchiedenen Arten, hat man bis nahe zu gegenwärtigen Zeiten gäntzlich verſäumt, oder ziemlich unglücklich unternommen.

Jetzo ſind wir geſonnen den andern Theil nach gleicher Art auszufertigen. In denſelben werden wir die Lehrgedichte bringen, welche von ziemlicher Länge ſind. Wenn es der Raum zuläßt, ſo wollten wir ihnen gerne die Dramatiſchen Gedichte beydrücken, welche doch nur Ueberſetzungen ſind.

ſind. Wo nicht, ſollen dieſe mit den Wäldern den III. Theil ausmachen. Die Ordnung, in welcher dieſe würcklich ſtehen, indem jeder Wald Gedichte von einem gewiſſen eigenen Affecte in ſich hat, werden wir ohne Noth nicht auflöſen. Nur werden wir ſie mit einem neuen Walde vermehren, in welchen wir die Epigrammata werfen werden. Dann bleiben uns noch die Bibliſchen Gedichte hinterſtellig, welche zwar einen ſtarcken Band ausmachen, aber deſtoweniger Gelegenheit zu Anmerckungen geben werden, weil es wieder nur Ueberſetzungen ſind, wo man die Manier der Opitziſchen Ueberſetzung derſelben in etlichen wenigen Exempeln wird bemercken und rechtfertigen können.

Was wir für Opitzen gethan haben, und noch thun werden, unterwerffen wir dem Urtheile der Deutſchen in allen Provintzen dieſer weitläuftigen Nation, und wollen nach ihren beſſern Meinungen die unſrigen mit Freuden verändern. Wir hoffen die billigſten Kunſtrichter an den geſchickteſten zu haben; denn dieſe haben von der Art unſrer Arbeit den ſtärckſten Begriff. Was die ſchlimmen Kunſttadler anbetrift, ſo können wir ihnen nicht wehren zu ſagen, was ſie wollen; ihre Urtheile werden uns nur darum nicht gleichgültig ſeyn, weil ſie von ſo unglücklichen Köpfen herrühren; daß ſie von böswilligen gefällt werden, ſoll uns nicht unruhig machen.

Dem Durchleuchtigen, Hochgebohrnen Fürſten und Herrn, Herrn Ludwigen,

Fürſten zu Anhalt, Grafen zu Aſcanien u. Ballenſtadt; Herrn zu Zerbſt u. Berenburg.

Meinem gnädigen Fürſten und Herrn.

Gnädiger Fürſt und Herr!

Als Betrachtung der Zeiten, und Entgegenhaltung des Verlaufs der Dinge, ſo ſich jemahls zugetragen haben, befinden wir; daß wie Regimentern und Policeyen, alſo auch mit ihnen der Geſchicklichkeit und freyen Künſten ihr gewiſſes Ziel und Maaß geſteckt ſey, und ſie

(*) In Aug. Buchners geſammelten Briefen Part. III. Ep. IX. kömmt ein Schreiben Tobias Hübners an denſelben vor, in welchem er von dieſer Zuſchrift folgendes erinnert: Illuſtriſſimorum Principum Anhaltinorum nominum ordinem & honoris vocabula, quæ a me poſtulat, ſunt iſta: Chriſtianus Senior, Auguſtus Ludovicus, Joannes Caſimirus. Illi Fratres; hic eorum ex Fratre natu majore nepos. Præterea Chriſtianus II, Senioris dni I. Filius. Omnes Principes Anhaltini, Comites Aſcaniæ, Dominі Servеſtæ & Berenburgi. Ex illis Princeps LUDOVICUS ſolus eſt Poetices, imprimis Germanicæ, Amator, Promotor, Judex: ac præterea meo judicio Dedicatione iſta præ ceteris ſolus dignus. Ra-

sie auf einmahl mit einander entweder steigen oder zu Grunde gehen. Welches wie es zwar zuförderst der grössern Gewalt über uns zugeschrieben werden muß: jedoch ist nachmahls von denen Ursachen, die wir Menschen ergründen mögen, diese wohl die vornehmste, daß gelehrter Leute Zu- und Abnehmen auf hoher Häupter und Potentaten Gnade, Mildigkeit und Willen sonderlich beruhet.

Von den Römern, und zwar ihrer Poeterey allein, zu sagen, so haben ihre Kaiser diese Wissenschaft so lange in ihren Schutz und Förderung genommen, so lange ihr Reich vor Einfall barbarischer Völcker und eigener Nachlässigkeit bey seinen Würden verblieben ist. Der unüberwindliche Cajus Julius hat das Kaiserthum und die Poeterey (gleichsam als sie beysammen seyn müßten,) zu einer Zeit aufgerichtet und erhöhet. Seine Reise (wessen Nahmens er ein Gedichte gemacht,) ist von männiglich gelesen worden. Daß ihm Euripides muß lieb gewesen seyn, zeiget sein täglicher wiewohl böser Spruch an (*), den er aus diesem Trauerspiel-Schreiber genommen. Licinius und Catullus, ob sie wohl so ehrenrührige und schändliche Verse auf ihn geschrieben hatten, daß wir auch jetzund noch daraus nicht minder des grossen Heldens Ueppigkeit, als aus andern Schriften seine vortreffliche Thaten sehen können; jedennoch als Calvus durch gute Freunde um

liqui Admiratores saltem. Dieser Brief ist zu Dessau den 9ten Jenner 1625 datirt, woraus zu schliessen, daß diese Zuschrift zu Breßlau schon den 28 Christmonat im 1625sten, und nicht erst im 1628sten Jahre (wie einige Herausgaben fälschlich vorgeben,) sey verfertiget worden. Sie stehet auch schon wircklich an dem Haupt-der Ausgabe vom Jahre 1625 in Quart, und ist aus derselben mit einigen kleinen Veränderungen, die aber von keiner Erheblichkeit sind, fast in alle andern Herausgaben übergetragen worden

(*) Die Ausgaben von 1625 und 1629 lesen: Daß ihm Euripides muß bekannt gewesen seyn, zeiget sein tägliche Spruch an.

so grosser Herrn Zuneigung nun erregte sich ein eifriger Streit der Gemüther (*), und wollte sich ein jeder vor dem andern hervorthun. Von denen sonderlich sind die zweene Ferrarische Herren, Titus Stroza und sein Sohn Hercules, der sich das hohe Ansehen und Würden an seines Fürsten Hofe von der Poeterey nicht abhalten ließ. Auch der Cardinal Bibienna, so die lustige Comedie Caliandra erdichtet hat, welche von dem jungen Römischen Adel zu Ehren des Hertzogs von Mantua Gemahlin Isabellen mit grosser Pracht gespielt ist worden. Mehr Balthasar Castilion, den Papst Clemens an Kaiser Carln den Fünften in Spanien gesandtensweise verschickete, Cardinal Bembus, Cosmus Pactius (**), Ludwig Ariost von Ferrar, Marius Molsa, und andere, derer Nahme so lange bleiben wird, so lange man wird Bücher lesen.

Wie sich dann auch die sinnreichen Franzosen, Marott, Bellay, Bartas, Ronsard und andere (***) um ihre Sprache so verdient gemacht haben, daß sie darum von den einheimischen billich geliebet, und von den fremden beneidet werden.

Wir Deutschen, die wir zu dem Latein und Griechischen, nebenst den freyen Künsten, etwas später kommen sind, und doch alle andere Nationen an reichem Zuwachs der gelehrtesten Leute überholet und hinter uns gelassen haben; also wollen wir von unsrer eigenen Poeterey ingleichen hoffen, die, ungeachtet der nunmehr langwierigen Kriege, sich allbereit hin und wieder so sehr wittert und reget, daß es scheinet, wir

(*) Die vorigen Auflagen: Dannenhero war ein eifriger Streit der Gemüther.

(**) Die von 1625 ließ auch Cosmus Pactius: [illegible] des [illegible], Bosen Sohn.

(***) Die vorgehenden Auflagen: Ronsard, und nunmehr der von [illegible].

wir werden auch dießfalls fremden Völckern mit der Zeit das Vortheil ablaufen.

Eine und andere Umstände zu erzehlen, weiß ich nicht, ob Eu. F. Gn. gnädiges Gefallen daran tragen möchte; das kan ich aber mit Stillschweigen nicht übergehen, es habe mich die hohe Gunst, mit welcher Eu. Fürstl. Gn. unserer alten, reinen und ansehnlichen Sprache, wie männiglich bekannt (*), beygethan ist, vornehmlich behertzt gemacht, deroselben hiesige meine Gedichte in Unterthänigkeit zu übergeben. Aber auch dieses nicht zuförderst gesetzt, wem hätte ich selbige billicher als Eu. F. Gn. zuschreiben können, weil dero hohe (**) Gaben, Weisheit, Güte und Leutseligkeit, wann sie mir schon gegenwärtig nicht wären bekannt worden, so weit in allgemeinem Gerüchte sind, daß ein jeder davon weis, der nach Tugend fraget? Und dann, hat nicht E. F. G. von geraumer Zeit her ihr die Syrer, Hebreer, Griechen und Lateiner zu Schuldnern gemacht, welcher Bücher und Künste sie, aus blosser Liebe der Göttlichen und Weltlichen Wissenschaft, und wie die Sonne insgemein allen Menschen zu frommen, so vielen Ländern und Provintzen mit voller Hand hat ausgetheilet?

Daß nun Eure Fürstl. Gnade auch der Poesie die hohe Gnade und Ehre anthut, folget sie dem rühmlichen Exempel oben erzehlter Potentaten, so verstorben sind, und giebt selber ein gut Exempel denen, die noch leben.

Die Ursach aber, warum Eure Fürstliche Gnade und andere werthe Helden hierzu gleichsam von Natur gereitzet werden, ist vornehmlich die Begier der Unsterblichkeit, welcher die edelsten Geister nachhängen, und ihnen den künftigen Ruhm und Nahmen als

(*) Das Einschiebsel, wie männiglich bekannt, ist allererst in den letzten Ausgaben hinzugesetzt worden.

(**) Die von 1625 liest: Hohe, Fürstliche Gaben.

als eine Belohnung ihrer Tugenden und Tapferkeit ohne Unterlaß vor Augen stellen. So legte Alexander seinen Dolch und den Homerus allzeit zusammen; ohne Zweifel, anzuzeigen, daß seine ritterliche Thaten bald müßten verschwiegen bleiben, wann sie nicht durch sinnreiche Schriften und Zuthun der Poeten erhalten würden.

Dann weil nicht allein kostbare Palläste, herrliche Begräbnisse, starcke Festungen und Städte, entweder durch Brand oder feindliche Gewalt, oder, wann schon dieß nicht wäre, durch die Zeit, welche aller Sachen letzter Feind ist, endlich verfallen und untergehen, als gedencket ein aufgewachtes edles Gemüthe ihm in den Hertzen der Nachkommen ein ewiges Haus aufzubauen; welches von den Poeten sonderlich zu erwarten ist. Darum ihnen auch, was ihre andere Gedichte belanget, so von Eitelkeit und vergänglichen Dingen reden, billich etwas nachgesehen und verhangen wird. Diejenigen aber, so guter Leute Gebrechen und Mängel untersuchen, ihre Tugenden aber nicht kennen, sind den Raben und andern Raubvögeln zu vergleichen, welche die lebendigen gesunden Thiere gehen lassen, und auf ein stinckendes Aaß mit vollem Fluge setzen. Sie wissen nicht, und wollen nicht wissen, daß in solchen Gedichten oft eines geredet, und ein anders verstanden wird, ja daß ihm ein Poet die Sprache und sich zu üben wohl etwas vornimmt, welches er in seinem Gemüthe niemahls meinet; wie denn Asterie, Flavia, Vandala und dergleichen Nahmen in diesen meinen Büchern fast nichts als Nahmen sind (*), und so wenig für wahr sollen aufgenommen werden, so wenig als glaublich ist, daß der Göttliche Julius Scaliger so viel Lesbien, Crispillen, Adamantien, Telesillen, Pasicompsen, und wie sie alle heissen, geliebet als gepriesen habe.

Ich

(*) Die ersten Herausgaben lesen [illegible] nichts als Nahmen sind, ohne einige Einschränckung.

Ich will mich aber weder den Neid noch einige Nachrede von dem guten Vorsatze, nebenst meinen andern Studieren, auch dießfalls bestes Vermögens und in gröſſern Wercken noch weiter zu fruchten nicht hinterziehen lassen; angesehen sonderlich das verständige Uetheil, so Eure Fürstl. Gnade hierüber fället, und die Liebe, welche sie neben vielen grossen und vornehmen Leuten hierzu trägt. Deroselben und dem gantzen Hoch-Fürstlichen Hause zu Anhalt ich friedliche Regierung und beständige Wohlfahrt von dem Höchsten wünsche; mit angehängter demüthiger Bitte, Eure Fürstl. Gnade geruhe mich in beharrlicher Gnade, Schutz und Förderung zu behalten, und mein Gnädiger Fürst und Herr zu seyn; wie denn ich mich verpflichtet befinde, jederzeit zu verbleiben, Eu. Fürstl. Gnad.

unterthäniger Diener

Martin Opitz.

IN MARTINI OPITII POEMATA.

CASPAR BARTHIUS.

GErmanæ tubicen novelle Peithûs,
Qui plectrum rude Martiæ loquelæ
Priscis cedere non finis Pelasgis;
Quin quicquid grave, sordidum, molestum
Bellacis studiosior lacerti
Albis moribus assonabat olim,
Nunc voto premat eloquente Teuto,
Nec præconia gloriæ superba
A victo petat impotenter hoste:
An longis tibi seculis nepotes
Dignas dicere gratias valebunt,
Quod te vindice, literate Vates,
Maternæ gravitas leposque Linguæ
Et Grajos premit, & premit Latinos?
Per te, qui bene dimicabat olim
Teuto, nunc bene non minus loquetur.

AUGUSTUS BUCHNERUS,

SCAZON.

VIrtute & armis præstat hactenus Teuto,
Et tot meretur laureas triumphosque,
Quot fulminante dextra patrat pugnas,
Flos præliorum, Martis igneum germen.
At nunc lepores Gratiasque venari
Et vatibus quodcunque Phœbus indulget,
Potenter instans patriæ sono linguæ,
Quantus futurus? Opitl docet Musa,
Arguta, docta, dulcis Opiti Musa,
Cui tot resultant ora, quot canunt Musæ.

Quic-

Quicquid cothurnus detonat Sophocleus;
Quicquid Maronis entheum ſonat carmen;
Et tu, Calabras rite qui moves chordas,
Non æmulandi vatis æmulus Vates,
Divine Horati; tuque, tu tener Naſo,
Cujus venuſto vix venuſtior verſu
Amathuntia ipſa eſt; quicquid uſpiam pangunt
Vates Pelaſgi, Romulique cantores;
Et vos, Poetæ, Celticique Tuſcique,
(O rarum, ô ingens, ô ſacrum ingeni monſtrum!)
Id omne dulcis Opitl canit Muſa.
Quod porro vincas, Teuto, nil tibi reſtat:
I, & ſupremum gloriæ occupa culmen,
Bellator ante, nunc & optimus Vates.

JUL. GUIL. ZINCGREFIUS, J. U. D,

HActenus incultam pubes Germanica credens
Linguam hanc, externos eſt venerata ſonos,
Quisquiliasque ſuo peregrinas prætulit auro;
Ergo peregrinus credidit omnis idem.
Unicus aſt patriam ſermonis honore tuetur
Opitius noſtræ gloria prima lyræ.
Nil mihi vobiscum, impuro qui lingitis ore
Romani fæces relliquiasque meri.
Cedite, dicam ipſis, Romani, cedite Graii,
Germanus qui vos exſuperabit adeſt.

BALTH. VENATOR.

REs eſt perfacilis dolare verſum
Dicit præcipitum genus Truonum,
Qui credunt ſatis hoc bono Poetæ,
Si poſſit numero ligare voces,
Et grandes calamo inquinare chartas;
Quantumvis ſapiant ſuem peremptam.

Hos

Hos plebs ut genios ſuos adorat,
Hos æquat titulis Maronianis:
Et pridem queritur Latina Muſa
Secum proſtitui ſuas ſorores.
Quo quis ineptius Poetam,
Tanto plus ſuperat bonos Poetas.
Rari judicii eſt greges olorum
A nigris hodie expedire corvis.
At quid non paritur, vel ante paſſa eſt,
Felix ingeniis, ſed arte diſpar
Magnæ Teutoniæ jacens Poeſis?
Quid ſi non aliquis ſagax veniret
Guſtavor Viadri Sileſiani?
Manſiſſet tenebris ſepulta merces
Germanæ decus aureum Thaliæ.
Hæc nobis redimit fides Opitl,
Quem merſit liquidas Apollo in undas,
Quas Pelignus-Opitius bibebat,
Cum nondum Dominam timebat iram.
Quisquis vult Latio tumere Phœbo,
Quisquis Teutonica lyra probari,
Nec credit tamen id laboris eſſe,
Is tentet numeros Opitianos,
An rurſum temere videbo dicat,
Res eſt perfacilis dolare verſum.

Ad Linguam Germanicam.

O patria ſalve Lingua, quam ſuam fecit
Nec humilis unquam nec ſuperba libertas,
Quam non ſubactis civibus dedit victor,
Nec adulteravit inquilina contages:
Sed caſta, ſed pudica, ſed tui juris,
Germana priſcæ fortitudinis proles,
Lingua imperare nata, quæ citos mentis
Senſus adæquas non minus brevi voce:

Cujus

Cujus retenta parte tot triumphatæ
Adhuc fatentur arma Teutonum gentes,
O Patria salve lingua, & æviter flore.

Monſ. G. Fabr. au S. V.

VOus m'avez de nouveau obligé par ce bell'œuvre poetique de Monſieur Opitius, lequel m'a tellement resjoui, que je n'ay peu attendre, qu'il ait eſté relú pour le lire, comme j'ay desja fait. C'eſt de vray un œuvre digne de grande louange, non obſtant qu'il contienne pluſieurs choſes, qui ne ſont gueres propres pour le temps present. Tant y a, qu'il teſmoigne eſtre bon Poete, & digne d'emporter le Laurier ſur tant d'aultres, qui ont eſcrit en notre langue Allemande.

Tous ceuxcy ont fort bien rencontré, mais ils n'ont pas obſervé l'art poetique, comme a fait Mr. Opitius. Pleuſt à Dieu que pluſieurs & entre aultres, ceux, qui ſe delectent en la Poeſie, mais principalement les Orateurs, s'eſtudiaſſent à maintenir noſtre langue Allemande, & à conſerver ſa pureté, comme fait mon dit Sieur Opitius; nous n'aurions à craindre, ce qui arrivera infailliblement, qu'elle ſe corrompra entierement, & ce en peu de temps, tant nous flattons les nations eſtrangeres, qui cependant cherchent notre ruine, ainſi que je m'en plains dans mon Miroir de la Vie humaine.

Martin

um Aussöhnung bey ihm anhalten lassen, hat er am allererſten und aus freyem Willen an ihn geschrieben: Catullus aber ist von ihm, eben den Tag, als er Abtrag gethan, zur Tafel gezogen, und in beharrlicher Gnade gehalten worden. Was Augustus vor ein artlicher und sinnreicher Poet gewesen sey, würden seine Sicilia, Achilles, aus der See steigende Venus, und andere Sachen erweisen, wann die Unbillichkeit der Zeit uns dieselbigen nicht mißgönnet hätte. Darum ist sein Hof auch ein Aufenthalt und Zuflucht gewesen aller Poeten. Aus diesen ist sonderlich Mäcenas anzuziehen, dem er, so zu sagen, sein gantzes Hertze vertrauet hat. Item Alphenus Varius, Pollio, Cornelius Gallus, welcher, ungeachtet seiner geringen Ankunft, von ihm zum Verwalter über Aegypten gemacht ist worden. Was Virgilius bey ihm gegolten, ist aus diesem abzunehmen, daß er auf inständiges Begehren, er sollte ihm, dem Kaiser, nur etwas von seiner fast ausgefertigten Aeneis überschicken, solches nichts destoweniger hinterzogen, und erst lange hernach in seinem und der Octavien Beywesen das andere, vierte und sechste Buch darvon gelesen hat; in welchem letzten unter andern auch ihr Sohn Marcellus, der im sechszehnden Jahre Todes verblichen, mit solchen Worten berühret wird, daß die Aeltern vor grossem Weinen den Poeten stille zu schweigen vermahnen mußten.

Den Horatius betreffend, so haben wir noch etwas, von den Schreiben, darinnen ihn der leutselige Herr zu seinem Secretar begehret, und unter andern saget; ob gleich Horatius seine Freundschaft hoffärtiger Weise ausgeschlagen hätte, daß er ihm dennoch nicht wollte widergram seyn. Sonsten spricht er an einem Orte zu ihm: Wisse, daß ich mit dir zörne, weil du meiner in deinen Schriften nicht zum öftern erwehnest. Fürchtest du, es werde dir bey den Nachkom-

men eine Schande seyn, daß du dich so gemeine mit uns gemacht habest?

Daß Ovidius, als ein gelehrter höflicher Edelmann, in Gnaden gewesen, ist aus seiner Ungnade zu sehen; denn er ohne grosse Kundschaft bey Hofe in dieselbe nicht gerathen wäre.

Im übrigen, so hat der weise Fürst auch des Apollo und der Musen Tempel bloß darum aufgebauet, daß die Poeten und Redner darinnen sich üben und ihre Sachen ablesen könnten. Sind derowegen über die obgenannten, Propertius, Bassus, Tibullus, und andere schöne Gemüther haufenweise hervor gebrochen, und haben die Poeterey so hoch getrieben, daß sie nachmahls entweder also verbleiben, oder nothwendig geringer werden müssen.

Tiberius sollte sammt mehrern seines gleichen mit Stillschweigen übergangen werden, wann nicht von guten Leuten oft was böses, und von bösen auch was gutes verübet würde. Dieser hat griechische und lateinische Verse gedichtet, und ist Poeten so hold gewesen, daß ihm die Gelehrten ihre Sachen in grosser Menge zugeschrieben haben. Griechisch aber unter Latein zu mischen (wie in unserer Sprache alles durch einander gemenget wird (*) hat er so sehr vermieden, daß er auch (**), als er etwas auf Römisch zu geben im Rathe nicht vermochte, um Verzeihung gebeten, daß er sich eines fremden Wortes gebrauchen müßte. An welcher Tugend Eure Fürstl. Gnade ihm so ähnlich ist, als sie ihm unähnlich ist an demjenigen, was von Regenten vornehmlich erfordert wird.

Ferner Claudius war so unachtsam und fast blöde, daß seine Mutter Antonia von ihm gesaget, die Natur

(*) Die Ausgaben von 1625 und 1629 lesen: Wie in unserer Sprache ein übler Gebrauch ist.

(**) Die von 1625 liest: Daß er auch eines ꝛc.

tur hätte ihn nicht ausgearbeitet, ſondern nur angefangen; ja daß ihn ſeine Leute, wann er zuweilen über Tiſche eingeſchlaffen, mit Oliven, und Daddelkernen ſpotteswеiſe (*) geworffen haben: Doch hielt er die Poeten ſo werth, daß er, als er ohngefehr im Spazieren gehen, auf dem Pallaſte, laut reden und ſchreyen hörete, und ihm geſaget ward, der Nonius leſe ſeine Verſe, geſchwinde und unverſehens hingieng, und einen Zuhörer gab. Zu Lyon in Franckreich ſtifftete er unter den Rednern und Poeten bey des Auguſtus Altare eine ſtattliche Uebung, und ſatzte für die ſo gewinnen oder verliehren würden, gewiſſe Verehrung und Straffen aus. Den Homerus wußte er bey aller Gelegenheit herzuſagen; wiewohl er ſonſten ſo unbedächtig und vergeßlich war, daß er viel, welchen er zuvor den Kopf nehmen laſſen, auf den andern Tag hernach zu der Tafel und auf ein Bretſpiel begehrete. Item als ſeine Gemahlin Meſſalina (**) auf ſeinen Befehl hingerichtet worden, ſtracks hernach fragte, wie er ſich etwas niedergelegt hatte, warum ſie doch nicht zu ihm käme. Nero war von Art zur Poeterey geneiget, und hat ohn alle Müh einen ſtattlichen Vers weggemacht; wie denn Plinius des Gedichtes erwehnet, darinnen er ſeiner Poppeen Haar gerühmet habe.

Darum hat er viel ſolcher Leute zu ſich genommen, und iſt auch Seneca bey ihm angegoſſen worden, als ob er ihm gleichſam zu Trutze, und ihn darinnen zu überwinden, der Poeterey nachhienge. Ihm hat Lucanus ſeine Bücher von der Pharſaliſchen Schlacht übergeben: Wie Valerius Flaccus die Argonautica dem Veſpaſian; welcher gute Poeten ſoll zu ſich erkauft haben.

Sein

(*) Das Wort ſpottesweiſe iſt weg in den letzten Herausgaben ausgelaſſen worden.

(**) Die von 1625 hat nur durchaus: Item als Meſſalina, und setzt dann in der folgenden Zeile: Warum doch ſeine Gemahlin nicht käme.

Sein Sohn Titus hat von der Hand weg geſchrieben, was ihm beliebet hat. Domitianus richtete Minerven zu Ehren ein Feſt an, auf welchem die Poeten unter einander kämpfen muſten: Von denen Statius und Martialis ihm ſonderlich anbefohlen geweſen zu ſeyn ſcheinen. Nerva war ſelber ein Poet. Trajanus konnte ſchwerer Kriege halben (*) dem Studieren nicht ſonderlich obliegen; er ließ ihm aber gelehrte Leute dermaſſen anbefohlen ſeyn, daß unter ihm nicht weniger die Poeſie als das Römiſche Reich auf das neue ihre Kräfte zu rühren, und ſich zu verjüngen ſchien.

Von ſeinen vornehmſten Leuten war Spurinna, der unter andern löblichen Thaten den König der Bructer, ſo ohngefehr um die Wetterau gewohnet, mit Waffen und Gewalt eingeſetzt, und das unbändige Volck durch bloſſes Schrecken (welches die ſchöneſte Art zu ſiegen iſt,) bezwungen hat.

Deſſen wenige Verſe, ſo ein vornehmer Mann vor etlichen Jahren erſt herausgegeben hat, machen, daß wir die übrigen, ſo verlohren ſind, mit gröſſerm Verlangen miſſen.

Den Jüngern Plinius machte erwehnter Trajanus erſtlich zum Bürgermeiſter zu Rom, nachmahls zum Verwalter über eine Provintz am Euxiniſchen Meere. Als er Kaiſer ward, und ihm der bekannte Poet Silius Italicus nur nicht entgegen ziehen mochte, wie bräuchlich war, ſondern in Campanien ſeiner Güter abwartete, vertrug er ſolches mit ſo groſſer Gedult, als mit groſſer Freyheit Silius ſich deſſen unterwinden dörfen.

Daß Hadrianus ein Poet geweſen, beweiſen die Verſe an den Florus, und die, mit denen er ſeine flüchtige

(*) Die von 1625 hat hier eingeſchaltet: Wie ich in meinen Büchern von Dacia zu erzehlen gedencke.

tige und nun abscheidende bleiche Seele zwar heidnisch, aber doch artlich gesegnet. Im übrigen hat er nicht allein Carmina mit andern in die Wette gedichtet (*), sondern ist auch des Lobes so begierig gewesen, daß er seinen freygelassenen Dienern viel Sachen gegeben hat, welche sie unter ihrem Nahmen ausgehen lassen mußten.

Caracallen schrieb Oppianus die Bücher von der Jagd und Fischereyen zu; der ihm zur Belohnung seinen Vater, welchen Severus nach Malta in das Elend verwiesen hatte, frey ließ, und sonsten hoch begnadete.

Macrinus hat einen feinen griechischen Vers gemacht.

Heliogabalus war so ein Unmensch, daß es auch ein Laster ist, an seine Laster nur gedencken; noch kan man spüren, daß Terentius ihm ein bekanntes Buch gewesen sey. (**) Alexander Severus hat sich vor gelehrten Leuten häfftig gefürchtet, daß sie nicht etwas nachrüchtiges von ihm hervorbrächten. Diesem war Horatius sehr angenehm, und hat zu sagen pflegen, Virgilius sey der Poeten Plato; dessen Bildniß er neben dem Achilles und andern grossen Helden in seine Haus-Capelle gesetzet hat. Er soll auch die Poeten, so man bey seiner Regierung gewußt hat, sehr gern und oftmahls gehöret, und selber der guten Fürsten Leben, (als ich vermeine, mit griechischen Versen, denn das Latein ihm nicht allermassen abgehen wollen,) beschrieben haben.

Serenus Sammonicus, dessen Gedichte von Artzney-Sachen noch vorhanden, ist des jüngern Gordianus Lehrmeister gewesen; welcher ihn sehr geliebet hat. Balbinus war von den vortrefflichsten Poeten

(*) Die von 1625 liest: gemacht.

(*) Die Auflage 1625 liest: Ein liebes Buch ist gewesen.

zu seiner Zeit; wie nachmahls auch Gallienus, dessen Hochzeitlied auf seiner Brüder Kinder hundert andere übertroffen; als aus den überaus lieblichen Versen, so wir noch darvon haben, leichtlich zu glauben ist. Numerian soll auch über alle Poeten, die mit ihm lebten, gewesen seyn; von denen Aurelius Apollinaris und Olympius Nemesianus, der dem Carin sein Buch vom Weidwerke zugeschrieben, sonderlich gemeldet werden. Im übrigen redete er so wohl, daß der Rath sein Bild in die Ulpische Bibliotheck nicht als einem Kaiser, sondern als einem vornehmen Redner setzen, und darunter schreiben ließ: NUMERIANO. CAESARI. ORATORI. TEMPORIBUS. SUIS. POTENTISSIMO.

Julianus war nicht weniger ein guter Poet, als Kriegsmann; inmassen (*) auch Gratianus, dessen Lehrmeister Ausonius gewesen. Arcadius und Honorius hielten so viel von dem Claudian, daß sie auf den Trajanus-Marckt zu Rom, auf welchem vornehmer Helden Tugend durch die Poeten erzehlt und gerühmet ward, sein gehauenes Bildniß setzen, und mit einem herrlichen Titel zieren liessen.

Nach diesem ist auf einmahl die Gewalt und Wissenschaft der ewigen Stadt gemach und gemach verdorret, und sind aus Römischen Kaisern Gothische Tyrannen, aus Lateinischen Poeten barbarische Reimenmacher und Bettler worden. Daß man also beydes fast nichts löbliches gethan, und wenig artliches geschrieben hat.

Carl der Grosse hat nebenst der Deutschen Regierung auch die deutsche Poeterey hervorgesucht; dem endlich andere Potentaten und grosse Männer so sehr nachgefolget sind, daß sie dieselbige zugleich mit den Ritterspielen allzeit geheget haben. Hiervon werden gelobet Kaiser Heinrich Barbarossa, Kunrath Röm. Kö-

(*) Die neue Lesart: Wie auch hernach Gratianus.

König, E. F. G. Vorfahren einer ein Fürſt von Aſcanien, Marggraf Otto von Brandenburg, Hertzog Heinrich von Breßlau, Marggraf Heinrich von Meiſſen, ein Marggraf von Hochburg, Kunrath Graf von Kirchberg, Friederich Graf von Leiningen, Ulrich Freyherr von Gutenberg, und ſonſten viele Helden und Ritter, derer Sachen wohl zum Theil noch möchten vorhanden ſeyn, wenn man in Klöſtern und ſonſten die Bücher auffſchlüge. Hat ſich alſo bey der gemeinen Finſterniß und groſſen Verachtung des Studierens doch immerzu ein Stral der Wiſſenſchaft blicken laſſen; bis hernachmals durch Zuthun hoher Leute, (denn ohne dieſelbigen dießfalls nie etwas ausgerichtet iſt worden,) Griechiſche, Lateiniſche, und andere Poeten ſich gefunden, und den Alten im minſten nichts nachgegeben haben.

Die Florentiner, als ſie in ihrem Dantes, dem erſten Lichte der Hetruriſchen Sprache, ſo ein edles und groſſes Gemüth ſahen, erhuben ſie ihn zu dem höchſten Amte, und ob ihn wohl nachmahls das undanckbare Vaterland, welches er die Mutter der Liebe nennet, verſtieß; ward er doch hergegen der vortrefflichen Comödie halben, die er in ſeinem Elend (wo Ruhm und Ehr ein Elend iſt,) geſchrieben, zum Bürger in gantz Italien angenommen.

In was vor Anſehen ſein Landsmann und Schüler Petrarcha, ſo den Meiſter an Wiſſenſchaft und Zierlichkeit weit übertroffen, bey männiglich gerathen, wie man ihm auch auf einen Tag aus Rom und Franckreich den Lorbeerkrantz angetragen, weiß Eure Fürſtl. Gn. und pfleget ſich mit der Hiſtorien ſeiner fremden Krönung ſonderlich zu erluſtigen. Ueber wenig Zeit hernach haben ſich, wegen der Unterdrückung und dienſtbaren Joches ihres Vaterlandes, viel gelehrte Griechen in Italien begeben, und durch ſondere Beförderung alle gute Künſte und Sprachen nicht allein

ſelber getrieben, ſondern auch andere ſchöne Geiſter neben ſich als mit einem heilſamen Gift angeſteckt und entzündet.

Muſurus aus Creta iſt ſonderlich zu nennen; welcher als er das himmliſche Gedichte über den Platò geſchrieben, hat ihn der gelehrte Fürſt Leo der Zehnde, deſſen mehr als Königlicher Freygebigkeit wir ein groſſes Theil der beſten Bücher und Scribenten zu danken haben, aus keiner andern Urſach, wie man davor hält, zum Epidauriſchen Ertzbiſchofe gemacht. Wie zuvor ſeines Herrn Vatern Großvater Coſmus ein Vater aller Poeten, ſein Vater aber Laurentius Medices auch ſelber ein Poet geweſen iſt.

Dieſen haben etliche Aragoniſche Könige nichts weichen wollen: Alfonſus ſonderlich, zu dem als ſeiner Hofleute einer ſagete, hohe Standesperſonen dürften nicht ſtudieren, gab er zur Antwort, daß ſolches eines Ochſen, und keines Menſchen Stimme wäre. Bey dieſem iſt Jovian Pontanus lieb und werth gehalten, bey König Ferdinanden auch nachmahls Kammermeiſter worden; wie hergegen König Friedrichen Jacob Sannazar, der gleichſam lincken und rechten die herrlichſten welſchen und lateiniſchen Carmina geſchrieben hat, ſonderlich angenehm geweſen.

In Ungarn war Matthias Corvinus, bey dem Galeottus Martius und andere ſo viel galten, daß er auf ihren Rathſchlag unzählich viel Bücher, ſo mit höchſtem Verluſt bey Einnehmung Ofen in der Türken Hände kommen ſind, aus Griechenland holen und zuſammen kauffen ließ.

In Franckreich regierte Franciſcus der Erſte, der in ſeinem Lande den guten Künſten ſo einen feſten Grund gebauet hat, daß ſie von ſelbiger Zeit an die vielfältigen ausländiſche und bürgerliche Kriege abzubrechen im wenigſten nicht vermocht haben. Durch

ſo

Martin Opitzen

Buch

von der

Deutſchen Poeterey,

In welchem alle ihre Eigenſchaft und Zugehör gründlich erzehlet, und mit Exempeln ausgeführet wird.

HORATIUS AD PISONES.

Deſcriptas ſervare vices, operumque colores,
Cur ego, ſi nequeo, ignoroque, Poëta ſalutor?
Cur neſcire, pudens prave, quam diſcere malo?

Hiſtoriſche Nachricht.

Dieſe Lehr-Schrift iſt von Opitzen gantz eilfertig, und, wie er ſelbſt bezeuget, in fünf Tagen zu Papier gebracht worden, wiewohl ſie eine Geburt von langem und reifem Nachdencken iſt, und die edelſten Begriffe von der Würdigkeit und dem wahren Weſen der Poeſie in ſich faſſet. Dieſelbe iſt im Jahr 1624 zu Brieg bey Auguſtino Grunderen in Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breßlaw / in 4to, 10 Bogen ſtarck, zuerſt ans Licht hervor getreten, und zwar nicht lange nach der erſten Herausgabe ſeiner von Zinckgräfen geſammelten Jugend-Gedichte. Sie iſt keiner Sammlung der Opitziſchen Gedichte jemahls einverleibet worden, wenn ihr die Felgiebelſche von 1690 ausnehmet, die ich niemahls unter die Original-Auflagen gerechnet habe: Aber eintzeln iſt ſie ſchon zu Opitzens Lebens-Zeiten zu Dantzig, zu Wittemberg, und zu Franckfurt am Mayn, zu wiederholeten mahlen nachgedrückt worden; doch finde ich nirgends, daß Opitz nach der erſten Herausgabe jemahls von neuen Hand an dieſes Werck geleget, oder die wenigſte Veränderung damit vorgenommen habe. So daß hiemit dieſe Abdrücke alle, die neben dem der erſten Opitziſchen Herausgabe an Zierlichkeit und Richtigkeit keineswegs beykommen, nichts voraus haben, um deſſetwegen ſie eine beſondere Nachfrage oder Achtung verdienen ſollten: Es wäre denn Sache, daß man ſich etwas aus denen Anmerkungen, die ein gewiſſer Enoch Sammann nach

Opitzens Ableben zu dieſer Schrift hinzugeſch
ret, machen wollte; die aber, wie Herr Do
Lindner wohl geurtheilet hat, mehr poetiſche Tä
leyen / als Wichtigkeiten in ſich halten / und
nichts beſonders ſind. Wir haben uns darum
die erſte Original-Herausgabe vom Jahr 16
die von Opitzen ſelbſt beſorget und überſehen wor
lediglich gehalten, und dadurch alle die Druckfeh
die Opitz ſelbſt mit der gröſſeſten Sorgfalt a
mercket, die aber deſſen ungeachtet in die folgen
Herausgaben nachläſſiger Weiſe verpflantzet wor
vermieden. Von dieſem Werckgen ſchreibt To
Hübner an Auguſt Buchnern vom 9ten Jenner 16
Celeberrimi OPITII Poeticam propterea tibi
mittere differo, quod Illuſtriſs. Principi Ludov
Anhaltino, ex Hollandia propediem reduci, e
prius exhibere conſtitui. Nec enim a bibliop
Lipſienſibus hactenus ejus exemplar unum at
alterum obtinere potui. Nobiliſſ. Taſſi Transla
WERDERUS mecum eam perlegit. Opus ipſi
præclarum, laborem utiliſſimum judicavimus: S
regulas nonnullas deprehendimus exactiores, qu
ut in eas impingere quandoque vel ipſi Opitio n
potuerit contingere. Quocirca uterque ſæpiuscu
optavimus, vel trium ſaltem horarum ſpatio,
amplius non liceret, ut tecum, & cum præſtan
Opitio, ſimul colloqui daretur. Sed quando li
bit nobis eſſe tam beatis? *Buchneri Epiſt. P. III.*
IX. p. m. 664.

Denen

Denen Ehrenveſten, Wohlweiſen, Wohlbenannten, und Wohlgelehrten Herren Bürgermeiſtern und Raths-Verwandten der Stadt Buntzlau, ſeinen günſtigen Herren und Beförderern.

Ehrenveſte, Wohlweiſe, Wohlbenannte und Wohlgelehrte, beſonders günſtige Herren! Was bisanhero von einem und dem andern, auch vornehmen Leuthen, zum öftern an mich iſt begehret worden, daß ich nemlich von unſerer deutſchen Poeterey, deroſelben Art und Zugehör, etwas richtiges auffſetzen möchte, habe ich verwichene Tage zu Wercke gebracht. Zwar erſtlich, ſolchem ehrlichen Begehren, wie billich, zu verhengen: nachmahls aber diejenigen, vor derer Augen dieſe vornehme Wiſſenſchaft ein Greuel iſt, zu widerlegen, und die, ſo ſie als ein leichtes Ding vor Handen zu nehmen unbedacht ſich unterſtehen, abzuhalten; die Gelehrten aber und von Natur hierzu geartete Gemüther, aufzuwecken, mir, der ich diesfalls bey weitem nicht genug bin, die Hand zu bieten, und den Weg, ſo ich allbereit um etwas eröfnet, vollends zu bähnen. Weitläuftiger und eigentlicher zu ſchreiben hat mich nicht allein (*) die Enge der Zeit, ſondern auch ſonſten allerley Ungelegenheit verhindert, die mir von denen zugefüget wird, welche, wann es bey ihnen ſtühnde, wünſchen wollten, daß auch das Gedächtniß der Poeterey und aller guten Künſte vertüget und ausgerottet würde. Ob mich nun wohl dergleichen unbillliche Widerwärtigkeit, die ich ohne meinen Verdienſt tragen muß, offtermals kaum nicht zwinget wie Nero zu ſagen, Vellem nescire literas: jedoch habe ich, in Erwegung derer Urſachen, die mir etwas beſſers rathen, und daß die Zahl vieler groſſen Männer, die mir huld ſind, die wenigen abgünſtigen weit hinwieget, zwar jetzund in dieſem geringen Weſen den Willen mit meinem ſchlechten Studieren etwas zu fruchten erweiſen wollen: und will auch nochmahls beſten Fleiſſes mich bemühen, an gröſſern und mehr wichtigen Sachen (denn ich gar wohl weiß, daß es mit der Poeterey alleine nicht ausgerichtet ſey, und weder öffentlichen noch Privat-Aemtern mit Verſen könne vorgeſtanden werden,) durch Beyſtand Göttlicher Hülffe alle mein Heil zu verſuchen. Indeſſen, Großgünſtige Herren, wollen ſie, zum Pfande meiner künftigen Vor-

(*) Nicht allein die Enge der Zeit) Er bezeuget ſelbſt in dem achten Capitel als dem Beſchluſſe dieſes Buchs: Vor fünf Tagen, wie meine Freunde wiſſen, habe ich erſt die Feder angeſetzt.

Vorſorge, wie mein geliebtes Vaterland, und ſie meiner je mehr und mehr Ruhm und Ehre haben mögen, dieſes Buch auf- und annehmen, und beynebenſt geneiget erwegen, daß ich auch darum ihnen ſolches billich vor andern zuſchreiben ſollen, damit ich nicht, wann ich ſie in dieſen und andern meinen Schrifften länger mit Stillſchweigen übergienge, von denen, die meinen künftigen Vorſatz nicht wiſſen, vor undanckbar möge geſcholten werden. Welches Laſters ich nicht alleine anderwärts frey und ledig bin, ſondern auch diesfalls kühnlich ſagen darf, daß ich ſolche groſſe Liebe zu meinem Vaterlande trage, dergleichen zwar von allen erfordert, aber bey wenigen erfunden wird. Ich muß nur bekennen, daß ich nicht unlängſt (*) aus weitabgelegenen Orten, da es mir an Ehre, Förderung, Freundſchaft, und alle dem, was ich bedörffend, nicht gemangelt hätte, mich mehrentheils darum zurücke gemacht, und meinen Zuſtand in Ungewißheit geſetzet, daß ich das Verlangen daheime und (**) bey den Meinigen die Zeit zu verſchlieſſen, nicht länger ertragen können. Welches ich ſonſten kaum ſo rund heraus ſagen wollte, aus Furchte, daß es mir von andern für eine Zärtlichkeit und Weichmuth möchte ausgeleget werden, wenn mir nicht wiſſend, daß Ulyſſes ſo ſehr auf ſein Ithaca zugeeilet, als Agamemnon auf ſein Mycene, und der groſſe Mann hertzlich gewünſchet, auch nur ein Räuchlein, ſo daraus aufgienge, von fernen zu ſchauen. Der Vater der Muſen, Alfonſus in Sicilien, als ihm einer erzehlete, wie Rom ſo gewaltig, Venedig ſo groß, Florenz ſo reich, Meiland ſo volckreich wäre, gab er ihm dieſes gar gerne zu, aber, hub er darneben an, ich will nirgends lieber ſeyn, als zu Carioncilla, welches ein Flecken war, darinnen der löbliche und tugend-

(*) **Aus weit abgelegenen Orten, da es mir)** Er meint Weiſſenburg in Siebenbürgen. Und er ſchreibt in einem lateiniſchen Epithalamio an Mich. Bartſchen, welches Sylvarum Libr. III. befindlich iſt, von ſeinem Zuſtande daſelbſt faſt gleicher Meinung folgendes:

. . . Nec atra egeſtas,
Huc me, curtaque compulit ſupellex:
Dis ſit gratia. Quin & heic Amicos
Et multos & amabiles habebam,
Queicum futile tempus otioſo,
Cantando ſimul, & ſimul bibendo,
Et quod forte caput rei eſt, amando;
Prorſus fallere ſuaviter licebat.

(**) **Daß ich das Verlangen daheime und bey den Meinigen ꝛc.)** Seine Sehnſucht nach dem Vaterlande hat Hytz in ſeinem Flatrne von dem 437ſten Verſe an; und in einem Gedichte, welches er auf ſeine Abreiſe aus Siebenbürgen verfertiget, deutlich genug geäuſſert: Es ſtehet daſſelbe im erſten B. der P. W.

tugendhafte König gebohren und aufgewachſen. Kan mir alſo niemand zu rechte übel deuten, daß ich mein Buntzlau, ohne Ruhm zu ſagen, die Erzieherin vieler ſtattlichen berühmten Leute, (*) welche ich bey anderer Gelegenheit ſchon will zu erzehlen wiſſen, als ein Kind ſeine Mutter ehre, und beſtes Vermögens Hand zu Wercke lege, wie nicht alleine ich durch das Vaterland, ſondern auch das Vatterland durch mich bekannter werde. Nebenſt dieſer gemeinen Urſache hieſiger meiner Zuſchreibung habe ich nicht weniger in Acht zu nehmen, die groſſe Gunſt und Freundſchaft, mit welcher ein jedweder von den Herren mir bey aller vorgehenden Gelegenheit zum öfterſten begegnet: ja daß ſie auch mir (**) entweder mit Blutfreundſchaft oder Verwandtniß beygethan ſind, oder, worunter (**) ich Herrn Sänftleben verſtehe, mich zu allem dem, was ich weiß und kan, wie wenig es auch iſt, angewieſen und geleitet haben. Werden alſo die Herren, in Betrachtung obgemeldeter Urſachen, in gutem verſtehen, daß ich ihren Nahmen hieſigen geringfügigem Buche, das doch hoffentlich an ſeinem Orte wird erſprießlich ſeyn, vorſetzen, und dadurch, weil anjetzo nichts anders in meinem Vermögen geweſen, nur etlicher maſſen mein danckbares Gemüthe und guten Vorſatz erweiſen wollen. Befehle Sie hiermit in den Schutz des Höchſten, mich aber in ihre beharrliche Gunſt und Liebe, der ich gleichfalls jederzeit bin

E. E. W.

Dienſtwilliger
Martin Opitz.

(*) Welche ich bey anderer Gelegenheit ſchon will zu erzehlen wiſſen) Davon ſiehe Colers Lobrede auf Opitzen §. 5. und Arndt. Sänftlebens Peplum bonorum Ingeniorum Boleslavienſium.

(**) Worunter ich Herren Sänftleben verſtehe) Dieſer iſt der berühmte Buntzlauer Valentin Sänftleben, qui factus e Rhetore Conſul; denn er war erſtlich Rector an der Schule zu Buntzlau, und unſers Opitzens Lehrmeiſter, hernach ward er in den Rath gezogen, und zum fünften mahl zum Bürgermeiſter erwehlt. Opitz ehrete ihn als einen Vater, und rühmet von ihm in einem Gedichte auf ſeinen Tod, welcher im Jahr 1627 erfolget iſt:

Scribere quod valui, Pater o cariſſime, vatem
Indigitat quod me publica fama, tuum eſt.
Tu mihi vix puero Muſarum Sacra ſequenti
Monſtraſti fida culmina docta manu.

Und in einem andern Epigramma auf ſein Bürgermeiſter-Amt:

Qui quondam patrium docuit cum laude Lyceum,
Nunc ſedet ad clavum, docta Boleſla, tuum.
Officium ſic officio ſuccedere par eſt,
Qui rexit juvenes, ut regat ille Viros.

AD

Dn. MARTINUM OPITIUM,

Poeſin Germanicam edentem,

Parodia ex Carm. 2. Lib. 2. Horat.

Nullus argento color eſt, &c.

INgeni nullus decor eſt, ineptis
Illita chartis inimice Vena
MARTIE OPITI, niſi patria aptos
Vernet in uſus.
Vivet extento venerandus ævo
HEINSIUS plectri genitor Batavi:
Illum aget prorà metuente ſiſti
Gloria ad Indos.
Altius ſcandet patriâ canendo
Barbyto, quam ſi Latium perita
Attica jungas, Syriaque Peithus
Noveris artem.
Carminis multos cacoëthes urit,
Nec ſcit expelli; niſi mille vulgo
Finxerit verſus peregrina jactans
Gutture verba.
Conditam Almanis numeris Poëſin
Extera diſtans, ſolio polorum
Inſeret Phœbus, populumque vernis
Inſtruet uti
Vocibus, laudem, & ſine nube nomen
Deferent illi, viridemque laurum,
Teutona ingenteis repoſit loquela
Quisquis acervos.

Auguſtinus Iskra Sileſ.

Von

Von der Deutſchen Poeterey.

Das I. Capitel.

Vorrede.

Wiewol ich mir von der deutſchen Poeterey, auf Erſuchung vornehmer Leute, und dann zu beſſerer Fortpflantzung unſerer Sprache, etwas aufzuſetzen vorgenommen; bin ich doch ſolcher Gedancken keinesweges, daß ich vermeine, man könne jemanden durch gewiſſe Regeln und Geſetze zu einem Poeten machen. Es iſt auch die Poeterey eher getrieben worden, als man je von derſelben Art, Amte und Zugehör, geſchrieben: und haben die Gelehrten, was ſie in den Poeten, (welcher Schriften aus einem Göttlichen Antriebe und von Natur herkommen, wie Plato hin und wieder hiervon redet,) aufgemercket, nochmahls durch richtige Verfaſſungen zuſammen geſchloſſen, und (*) aus vie-

(*) Und aus vielen Tugenden eine Kunſt gemacht.) Opitz verſtehet hier durch Tugenden dasjenige, was in poetiſchen Schriften nothwendig gefällt: Alles aber, was gefällt, muß ſeinen zureichenden Grund haben, warum es gefällt: Und dieſe Gründ-Urſachen des poetiſchen Schönen ausfündig zu machen, war die Bemühung gelehrter Kunſtrichter. Man hat darum die von ſyſtematiſchen Köpfen hernachmahls verfertigte Lehr- und Kunſt-Bücher für nichts anders anzuſehen, als für eine Sammlung und Zuſammenfaſſung der dießfalls gemachten Anmerckungen in einen zuſammenhangenden Lehrbegriff. Siehe die Bodmeriſche Vorrede zu der Crit. Dichtkunſt von Zürich.

vielen Tugenden eine Kunst gemacht. Bey den Grie
chen hat es Aristoteles vornemlich gethan; bey den Latei
nern Horatius; und zu unserer Voraltern Zeiten Vid
und Scaliger so ausführlich, daß weiter etwas darbe
zu thun vergebens ist. Derentwegen ich nur etwas, s
ich in gemeine von aller Poeterey zu erinnern vonnöthe
zu seyn erachte, hiervor setzen will, nachmahls das, wa
unsere deutsche Sprache vornehmlich angehet, etwas um
ständlicher vor Augen stellen.

Das II. Capitel.

Worzu die Poeterey, und wann sie erfunden worden.

DJe Poeterey ist Anfangs nichts anders gewese
als eine verborgene Theologie, und Unterrich
von göttlichen Sachen. Denn weil die erst
und rauhe Welt gröber und ungeschlachter war, als da
sie hätte die Lehren von Weisheit und himmlischen Din
gen recht fassen und verstehen können, so haben wei
Männer, was sie zu Erbauung der Gottesfurcht, gut
Sitten und Wandels erfunden, in Reime und Fabel
welche sonderlich der gemeine Pöfel zu hören geneiget is
verstecken und verbergen müssen. Denn daß man jede
zeit bey allen Völckern vor gewiß geglaubet habe, es s
ein ewiger GOtt, von dem alle Dinge erschaffen wo
den, haben andere, die ich hier nicht mag ausschreibe
genungsam erwiesen. Weil aber GOtt ein unbegreifflich
Wesen und über menschliche Vernunft ist, haben sie v
gegeben, die schönen Körper über uns, Sonne, Mon
und Sternen, item allerley gute Geister des Himme
wären Gottes Söhne und Mitgesellen, welche wir Me
schen vieler grossen Wohlthaten halber billich ehren sollte
Solches Innhalts werden vielleichte die Bücher des Z
roasters, den man für einen der ältesten Lehrer der gö
lichen und menschlichen Wissenschaft hält, gewesen sey
welcher, wie Hermippus bey dem Plinius im ersten C

pitel des 10ſten B. bezeuget, zwantzig mahl hundert tauſend Verſe von der Philoſophie hinterlaſſen hat. Item was Linus, wie Diogenes Laertius erwähnet, von Erſchaffung der Welt, dem Laufe der Sonnen und des Mondens, und von Erzeugung der Früchte vorgegeben hat. Deſſen Werckes Anfang ſoll geweſen ſeyn:

Ἦν ποτέ σοι χρόνος ἔτος ἐν ᾧ ἅμα πάντ' ἐπεφύκει.

Es war die Zeit, da erſtlich in gemein,
Hier alle Ding erſchaffen worden ſeyn.

Neben dieſem haben Eumolpus, Muſeus, Orpheus, Homerus, Heſiodus und andere, als die erſten Väter der Weisheit, wie ſie Plato nennet, und aller guten Ordnung, die bäuriſchen und faſt viehiſchen Menſchen zu einem höflichern und beſſern Leben angewieſen. Denn indem ſie ſo viel herrliche Sprüche erzehleten, und die Worte in gewiſſe Reimen und Maß verbunden, ſo daß ſie weder zuweit ausſchritten, noch zu wenig in ſich hatten, ſondern wie eine gleiche Wage im reden hielten, und viel Sachen vorbrachten, welche einen Schein ſonderlicher Prophezeyungen und Geheimniſſe von ſich gaben, vermeineten die einfältigen Leute, es müßte etwas Göttliches in ihnen ſtecken, und lieſſen ſich durch die Anmuthigkeit der ſchönen Gedichte zu aller Tugend und gutem Wandel anführen. Hat alſo Strabo Urſache den Eratoſthenes lügen zu heiſſen, welcher, wie viel unwiſſende Leute heutiges Tages auch thun, gemeinet, es begehre kein Poete durch Unterrichtung, ſondern alle bloß durch Ergetzung ſich angenehme zu machen. Hergegen, ſpricht er, Strabo, im erſten B. haben die Alten geſagt, die Poeterey ſey die erſte Philoſophie, eine Erzieherinn des Lebens von Jugend auf, welche die Art der Sitten, der Bewegungen des Gemüthes, und alles Thuns und Laſſens lehre. Ja die unſrigen (er verſtehet die Stoiſchen,) haben darvor gehalten, daß ein Weiſer allein ein Poete ſey. Und dieſer Urſachen wegen werden in den Griechiſchen Städten die Knaben

zu-

zuförderſt in der Poeſie unterwieſen: nicht nur um der bloſſen Erluſtigung willen, ſondern damit ſie die Sittſamkeit erlernen. Jngleichem ſtimmet auch Strabo mit dem Lactantius und andern in dieſem ein, es ſeyen die Poeten viel älter als die Philoſophen, und für weiſe Leute gehalten worden, ehe man von dem Nahmen der Weisheit gewußt hat: und hätten nochmahls Cadmus, Pherecydes und Hecateus der Poeten Lehre zwar ſonſten behalten, aber die Abmeſſung der Wörter und Verſe aufgelöſet: bis die folgenden nach und nach etwas darvon entzogen, und die redneriſche Weiſe, gleichſam als von einem hohen Stande, in die gemeine Art und Forme herab geführet haben. Solches können wir auch aus dem abnehmen, daß je älter ein Scribent iſt, je näher er den Poeten zu kommen ſcheinet. Wie denn Caſaubonus ſaget, daß ſo oft er des Herodotus ſeine Hiſtorien leſe, es ihn bedüncke, als wäre es Homerus ſelber.

Das III. Capitel.

Von etlichen Sachen, die den Poeten vorgeworffen werden, und derſelben Entſchuldigung.

Alls oberzehlten Sachen iſt zu ſehen, wie gar unverſtändig diejenigen handeln, welche aus der Poeterey, nicht weiß ich, was für ein geringes Weſen machen, und ſie wo nicht gar verwerffen, doch nicht ſonderlich achten, auch wohl vorgeben, man wiſſe einen Poeten in offentlichen Aemtern wenig oder nichts zugebrauchen; weil er ſich in dieſer angenehmen Thorheit und ruhigen Wolluſt ſo vertiefe, daß er die andern Künſte und Wiſſenſchaften, von welchen man rechten Nutz und Ehre ſchöpfen kan, gemeiniglich hindan ſetze. Ja wenn ſie einen gar verächtlich halten wollen, ſo nennen ſie ihn einen Poeten: wie denn Eraſmo Roterodamo von groben Leuten geſchahe. Welcher aber zur Antwort gab: Er ſchätzte ſich deſſen Lobes viel zu unwürdig; dem auch nur ein mittelmäßiger Poete höher zu halten

ten ſey als zehen Philoſophaſtri. Sie wiſſen ferner viel von ihren Lügen, ärgerlichen Schriften und Leben zu ſagen, und vermeinen, es ſeye keiner ein guter Poete, er müſſe dann zugleich ein böſer Menſch ſeyn. Welches allerſeits ungegründetes Urtheil ich kaum einer Antwort würdig achte; und ihnen allein für das erſte zu bedencken gebe, wer Solon, Pythagoras, Socrates, Cicero und andere geweſen, die ſich doch des Poeten-Nahmens nie geſchämet haben. Ich könnte auch ſonſten viele vortreffliche Leute erzehlen, die auf dieſe Kunſt (wo ich ſie eine Kunſt nennen ſoll) ihren höchſten Fleiß gewendet haben, und dennoch dem gemeinen Nutze mit unſterblichem Lobe vorgegangen ſind. So iſt auch ferner nichts närriſcher, als wenn ſie meynen, die Poeterey (*) beſtehe bloß in ihr ſelber; die doch alle andere Künſte und Wiſſenſchaften in ſich hält. Apulejus nennet den Homerus einen vielwiſſenden und aller Dinge erfahrenen Menſchen; Tertullianus von der Seele, einen Vater der freyen Künſte. Plato, welcher im Tragödien ſchreiben ſo weit kommen, daß er auch andern Kampf anbieten dörffen, hat vermiſchet, wie Proclus von ihm ſaget, τὴν τε Πυθαγόρειον καὶ Σωκρατικὴν ἰδιότητα, die Pythagoriſche und Socratiſche Eigenſchaft, hat die Geometrie von Theodorus Cyreneus, die Wiſſenſchaft des Geſtirnes von den Egyptiſchen Prieſtern erlernet, und iſt aller Dinge kündig geweſen. So hat man unſere Muſen zu mahlen pflegen, als ſie mit zuſammen gehenckten Händen in einem Reyen dantzten, ihnen auch den Nahmen Μοῦσαι, gleichſam als ὁμοῦσαι, gegeben, das gemeine Band und Verwandtſchaft aller Künſte hierdurch anzudeuten. Wenn auch die

(*) Beſtehe bloß in ihr ſelber) Man muß die Poeſie in ihrem wahren Zweck nicht anders betrachten, als eine künſtliche Lehrart, wodurch allerley nützliche Wahrheiten auf eine ſinnliche und angenehm-ergetzende Weiſe vorgetragen und allgemein gemachet werden: Folglich gehören alle Wahrheiten, die einer ſolchen Einkleidung auf gewiſſe Weiſe fähig ſind, ohne Unterſchied, in ihr Gebiete.

die Verſe nur bloſſe Worte ſind, (wiewol das ſo wenig möglich iſt, als daß der Körper ohne die Seele beſtehen könne,) was iſt es denn daß Eratoſthenes ein Gedichte von Beſchreibung der Welt, ſo Hermus geheiſſen, daß Parmenides und Empedocles von Natur der Dinge, das Servilius und Heliodorus, derer Galenus erwähnet, von der Artzney geſchrieben haben? Oder, wer kan läugnen, daß nicht Virgilius ein guter Ackersmann, Lucretius ein vornehmer Naturkündiger, Manilius ein Aſtronomus, Lucanus ein Hiſtorienſchreiber, Oppianus ein Jägermeiſter, und einer und der andere der Philoſophie Obriſten ſeyn, da ſie doch nichts als Poeten ſind. Es ſey denn, daß wir glauben wollen, Theocritus habe Schafe getrieben, und Heſiodus ſey hinter dem Pfluge gegangen. Doch muß ich gleichwol bekennen, daß auch an Verachtung der Poeterey diejenige nicht wenig Schuld tragen, welche ohne allen Danck Poeten ſeyn wollen, und noch eines theils zum Ueberfluß, ebener maſſen wie Julius Cäſar ſeine kahle Scheitze, ſie ihre Unwiſſenheit, unter dem Lorbeer-Krantze verdecken. Gewißlich wenn ich nachdencke, was von der Zeit an, ſeit die Griechiſche und Römiſche Sprachen wieder ſind hervor geſucht worden, vor Haufen Poeten ſind heraus kommen, muß ich mich verwundern, wie ſonderlich wir Deutſchen ſo lange Gedult können tragen, und das edle Papier mit ihren ungereimten Reimen beflecken. (*) Die Worte und Syllaben in ge-

wiſſe

(*) Die Worte und Syllaben in gewiſſe Geſetze zu dringen) Hier hat Opitz Horazens Lehr-Sätzen gefolget, die er Serm. Lib. I. Ecl. IV. ausgeſchicket hat, wo er unter anderm ſagt:

Neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis: neque ſi quis ſcribat, uti nos,
Sermoni propiora, putes hunc eſſe poetam.
Ingenium cui ſit, cui mens divinior, atque os
Magna ſonaturum, des nominis hujus honorem.

Welche Stelle Opitz hier im gantzen Ernſte aufgenommen, und nicht bloß für eine Ironie gehalten hat, wofür erſt neulich ein gewiſſer C. F. Brämer in der Unterſuchung von dem wahren Begriffe der Dichtkunſt Bl. 77. dieſelbe will gehalten wiſſen, um ihrer gantz Meinung von dem Weſen der Poeſie nach ſeinem Kopfe zu drehen.

wisse Gesetze zu dringen, und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß εὐφαντασιώτατος, von sinnreichen Einfällen und Erfindungen seyn, muß ein grosses unverzagtes Gemüthe haben, muß hohe Sachen bey sich erdencken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen, und von der Erden empor steigen. Ferner so schaden auch dem guten Nahmen der Poeten nicht wenig diejenigen, welche mit ihrem ungestümen Ersuchen auf alles, was sie thun und vorhaben, Verse fodern. Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns gemacht; und gleichsam als niemand könte alleine sterben, gehen unsere Gedichte zugleich mit ihnen unter. Man will uns auf allen Schüsseln und Kannen haben, wir stehen an Wänden und Steinen, und wann einer ein Haus, ich weiß nicht wie an sich gebracht hat, so sollen wir es mit unsern Versen wieder redlich machen. Dieser begehret ein Lied auf eines andern Weib, jenem hat von des Nachbarn Magd geträumet, einen andern hat die vermeinte Buhlschaft einmal freundlich angelacht; oder, wie dieser Leute Gebrauch ist, vielmehr ausgelacht; ja des närrischen Ansuchens ist kein Ende. Müssen wir also entweder durch abschlagen ihre Feindschaft erwarten, oder durch willfahren der Würde der Poesie einen mercklichen Abbruch thun. Denn ein Poete kan nicht schreiben wenn er will, sondern wenn er kan, und ihn die Regung des Geistes, welchen Ovidius und andere vom Himmel herzukommen vermeinen, treibet. Diese unbesonnene Leute aber lassen uns weder die rechte Zeit noch Gelegenheit: wie sich denn Politianus in einer Epistel heftig darüber beschweret, und Ronsard, wie Muretus meldet, hat pflegen zu sagen, er empfinde nicht so grosse Lust, wann er seine eigene Liebe beschriebe, als er grossen Verdruß empfinde, wann er anderer ihre Liebe beschreiben müßte. Wiewohl etliche, gemeiniglich aber die schlimmesten, sich selber hierzu antragen, und den Leuten ihre Träume fast einzwingen. Diese meinet sonderlich Aristoteles, Eth. ad Nic. Lib. 9. c. 7.

da er ſagt, daß ſie ihre Gedichte über die Maſſe lieb haben, und ſo hertzlich gegen ihnen geneiget ſeyn, wie die Aeltern gegen den Kindern. Und Cicero V. Tuſc. ſpricht auch faſt auf dieſen Schlag: In hoc enim genere neſcio quo pacto magis quam in aliis ſuum cuique pulchrum eſt: Adhuc neminem cognovi Poetam, & mihi fuit cum Aquinio amicitia, qui ſibi non optimus videretur. Daß ferner die Poeten mit der Wahrheit nicht allezeit übereinſtimmen, iſt zum Theil oben deſſenthalben Urſache erzehlet worden, und ſoll man auch wiſſen, daß die gantze (*) Poeterey im Nachäffen der Natur beſtehe, und die (†) Dinge nicht ſo ſehr beſchreibe wie ſie ſeyn, als wie ſie etwann ſeyn könnten oder ſollten. Es ſehen aber die Men-

(*) Die gantze Poeterey im Nachäffen der Natur beſtehe ꝛc.) Hier folget Opitz dem Plato und Ariſtoteles, welche das weſentliche der Poeſie in der Nachahmung ſetzen; und dieſe als das vornehmſte Mittel anſehen, den poetiſchen Vorſtellungen einen leichten Eingang in das menſchliche Hertz zuwegezubringen. Sie verſtehen aber durch die Nachahmung der Natur, nicht ſo faſt die lebhafte Vorſtellung des Würcklichen, als aber des Möglichen; ſo wohl deſſen, was durch die Kräfte der Natur bey den diesmahligen Geſetzen, (die für ſich ſelbſt betrachtet, nicht ſchlechterdings nothwendig ſind,) als aber bey veränderten Geſetzen, möglich wäre. Der oben angezogene Brämer hat auf der 60ſten S. ſeines Buchs dieſe Opitziſche Anſetzung gar künſtlich auf das abſonderlichſte zu ziehen, und die wahre Meinung dieſes Dichters nach ſeinen Vorurtheilen einzuſchränken gewuſt.

(†) Und die Dinge nicht ſo ſehr beſchreibt, wie ſie ſind, als wie ſie etwann ꝛc.) Die Nachahmung der Natur in dem Möglichen iſt die Erdichtung: Und die Sachen beſchreiben wie ſie ſind, gehört eigentlich der Hiſtorie zu. Die Hiſtorie muß in der Wahrheit; die Erdichtung hingegen in der Wahrſcheinlichkeit gegründet ſeyn. Man hat bisdahin geglaubt, daß Erdichtungen, die von aller Wahrſcheinlichkeit gäntzlich entblößt ſind, niemanden als unverſtändigen Kindern gefallen können, und deßwegen dem Zwecke der Poeſie gantz entgegen ſtehen. Aber Hr. Brämer will nun der Welt weiß machen, daß ſie bisdahin in einem lächerlichen Irrthum geſteckt habe, er meynt aus der Erfahrung zu behaupten, daß freylich auch das Unwahrſcheinliche und Abentheurliche in Erdichtungen gefalle, und darum nur eben ſo gutem Recht als das

Menſchen nicht alleine die Sachen gerne, welche an ſich ſelber eine Ergetzung haben, als ſchöne Wieſen, Berge, Felder, Flüſſe, zierlich Weibesvolck und dergleichen: ſondern ſie hören auch die Dinge mit Luſt erzehlen, welche ſie doch zu ſehen nicht begehren; als, wie Hercules ſeine Kinder ermordet, wie Dido ſich ſelber entleibet, wie die Städte in den Brand geſteckt werden, wie die Peſt ganze Länder durchwütet, und was ſonſten mehr bey den Poeten zu finden iſt. Dienet alſo dieſes alles zu Ueberredung und Unterricht, auch Ergetzung der Leute; welches der Poeterey vornehmſter Zweck iſt. Die Nahmen (*) der Heid-

Wahrſcheinliche zu der Poeſie gehöre. Allein wenn man dieſen Widerſpruch im Grunde betrachtet, ſo kömmt alles auf einen leeren Wortſtreit an, indem er alles, was mit denen eingeführten, an ſich ſelbſt nicht ſchlechterdings nothwendigen, Geſetzen der Natur nicht richtig zuſammenſtimmet, für unwahrſcheinlich ausgiebt, und dadurch den Unterſchied zwiſchen den poetiſchen Fabeln, und den Kinder-Mährchen gänzlich aufhebt.

(*) Die Nahmen der heidniſchen Götter.) Opitz hat in der erſten Herausgabe ganz an dem Ende über dieſe Materie eine Nacherinnerung beygefüget, welche wir hier beyſetzen wollen, dieweil ſie in den folgenden Abdrücken weggelaſſen worden: „ Hiernebens habe ich auch nicht ſollen unerwähnet laſſen daß „ mir unlängſt eines gelehrten Mannes in der Fremde Schreiben „ zukommen, welcher der Meinung iſt, wann wir die eigentlichen „ Nahmen der Götter und anderer Sachen, als Jupiter, Orpheus, „ Phebus, Diana, und dergleichen in unſere Sprache brächten, „ würde ſie nicht von allen verſtanden werden, und ſollte man ſich „ dieſelben deutſch zu geben befleiſſen. Wie aber ſolches unmög„ lich iſt, und gleichwol von dieſer Art Nahmen ein groſſes Theil „ der Poeterey beſtehet, alſo wiſſen wir, daß es eben die Gelei„ genheit mit den Lateinern zum erſten gehabt, welche dieſe Wör„ ter mehrentheils von den Griechen und ſonſten empfangen, und „ ſie ihnen, wie hernachmahls auch in der Italiäniſchen, Fran„ zöſiſchen, Spaniſchen und andern Sprachen geſchehen, durch „ ſteten Gebrauch ſo gemeine gemacht haben, daß ſie ſie nicht „ weniger als ihre eigene Wörter verſtanden. Indeſſen aber könn„ te es wohl nicht ſchaden, daß ein Liebhaber unſerer ſchönen Mut„ terſprache ihm ſo viel Zeit nähme, und in derſelben ein ſonderlich

Heidniſchen Götter betreffend, derer ſich die ſtattlichſten chriſtlichen Poeten ohne Verletzung ihrer Religion (†) jederzeit

„ Dictionarium oder Nahmenbuch der Völcker, Leute, Götter,
„ Länder, Oerter, Städte, Flüſſe, Porten, Gebürge, und ſon-
„ ſten, aus den geiſtlichen und weltlichen Scribenten zuſammen trie-
„ ge. Wie dieſes nun bloß an einer Bemühung gelegen, weil
„ Caroli Stephani und anderer Bücher nur dörften aufgeſucht
„ und umgeſetzt werden; alſo würde ihm ein ſolcher doch ſehr gu-
„ tes Lob und Ruhm, welchem die edelſten Gemüther nachtrach-
„ ten, bey männiglich zuwegebringen.„

(†) Das alt. Syſtema der Mythologie iſt einmal vordeſſen in der Welt angenommen geweſen, und man wird doch erlauben müſſen, daß es noch dörffe angezogen werden. Man erfindet keine neue Fabeln von den heidniſchen Gottheiten, ſondern man alludirt nur auf die alten durch Gleichniſſe, durch Allegorien und Metaphern. Gleichwie dieſe Fabeln in der alten Hiſtorie und Poeſie ein groſſes Aufſehen machen, und wie die Eindrücke, die wir in der Jugend, da wir ſie zu leſen pflegen, empfangen, ſehr ſtarck und dauerhaft ſind, ſo können wir ſie nicht ohne Beifügung bey einem neuen Anlaſſe wieder vernehmen. Solche Erwähnungen derſelben wollen dann nichts weiters ſagen, als: So iſt Jupiter, Neptun, Apollo ehemahls vorgeſtellt worden; Geſetzt, daß ſie eben nicht mit einer ausdrücklichen Warnung eingeführt werden. Der Leſer ſoll ohne dies wiſſen, daß er einen Poeten und keinen Philoſoph lieſt; und der Poet giebt ihm durch ſeine Materie, ſeine Sprache ꝛc. beſtändigen Anlaß ſich deſſen zu erinnern. Alſo wenn ein heutiger Poet das Gedicht mit der Anruffung der Muſe anfängt, ſo verſteht man wohl, daß das nur ein Mittel iſt, zu verhüten, daß er nicht gerade zu ſeiner eigenen Perſon Erwähnung thun müſſe. Es iſt etwas, wie wann die proſaiſchen Scribenten zu demſelben Ende in der mehrern Zahl reden. In dem IX. Abſchnitt der Crit. Dichtkunſt Bl. 342. iſt gezeiget worden, wie ein Poet die Gedancken in allegoriſche Fabeln einkleiden könne, indem daß er die hiſtoriſchen Perſonen der heidniſchen Gottheiten in den Stand allegoriſcher Perſonen hinunterſetzet. Man vergönnt den Poeten nicht nur die todten Wercke der Natur, ſondern auch die abſtracteſten Ideen zu Perſonen zu erheben, als die Luft, das Feuer, die See, die Liebe, die Wiſſenſchaften; und man will ihnen verbieten, ſtatt dieſer Nahmen die mythologiſchen zu ſetzen; Jupiter, Vulcan, Amphitrite, Amor, die Muſen, die doch nichts anders ſagen, und die jedermann verſteht; ungeachtet ſie ſo geſchickt dienen die Rede und die Gedancken zu erheben. Milton ſelbſt hat in einem

zeit gebrauchet haben, angeſehen daß hierunter gemeiniglich die Allmacht Gottes, welcher die erſten Menſchen nach den ſonderlichen Würckungen ſeiner unbegreifflichen Majeſtät unterſchiedene Nahmen gegeben, als, daß ſie, wie Maximus Tyrius meldet, durch Minerven die Vorſichtigkeit, durch den Apollo die Sonne, durch den Neptunus die Luft, welche die Erde und Meer durchſtreichet, zu Zeiten aber vornehme Leute, die, wie Cicero im andren Buche von den Geſetzen ſaget, um ihres Verdienſtes willen in den Himmel beruffen ſind, zu Zeiten was anders angedeutet haben, iſt allbereit hin und wieder ſo viel Bericht davon geſchehen, daß es weiterer Ausführung hoffentlich nicht wird vonnöthen ſeyn. Was auch der Poeten Leben angehet, (damit ich mich nicht zulange aufhalte,) iſt es nicht ohne, daß freylich etliche von ihnen etwas aus der Art ſchlagen, und denen, die in anderer Leute Mängeln Falcken, in ihren eigenen Maulwürffe ſind, Anlaß geben, ihnen übel nachzureden. Die Urſache kan wohl zum Theile ſeyn, daß ihre poetiſche Gemüther unterweilen etwas ſicherer und freyer ſind, als es eine und andere Zeit leidet, und nach des Volckes Urtheil nicht viel fragen. Zum Theile thut auch der Wein etwas; ſonderlich bey denen, welchen Horatius beſſer gefällt, da er ſchreibet:

> Priſco ſi credis, Mæcenas docte, Cretino,
> Nulla valere diu, nec vivere carmina poſſunt,
> Quæ ſcribuntur aquæ potoribus.

> Mäcenas, wiltu mir und dem Cretinus glauben,
> Der der da Waſſer trinckt kan kein gut Carmen ſchreiben;

Alle

Gedichte, das uns durch ſeinen Innhalt das ungereimte Leben der alten heidniſchen Fabeln beſtändig vor Augen ſtellt, die Mythologie in Allegorien und Gleichniſſen mit groſſer Geſchicklichkeit angebracht, wie in Bodmers ſiebendem Abſchn. der Abhandlung vom Wunderbaren weitläuftig ausgeführet wird. Der Hr. Pyra hat in ſeinen Klagen über den Gebrauch der heidniſchen Fabeln vielmehr den Mißbrauch derſelben im Auge gehabt, und die Poeſie überhaupt ſo ſtark, als die Mythologie angegriffen.

Als Pindarus, der ſtracks im Anfange ſeiner Bücher ſaget: Ἄριστον μὲν ὕδωρ, das Waſſer iſt das beſte, das man findt. Mit welchem es Alcæus, Ariſtophanes, Alcman, Ennius und andere nicht gehalten hätten; auch Eſchylus nicht, dem Sophocles vorgeworffen, der Wein hätte ſeine Tragödien gemacht, nicht er. Und zum Theile thut auch zu dem etwas nachläſſigen Wandel mancher Poeten nicht wenig die Gemeinſchaft etlicher Alten, die ihre reine Sprache mit garſtigen Epicuriſchen Schriften beſudelt, und ſich an ihrer eigenen Schande erluſtiget haben. Mit denen wir aber umgehen müſſen, wie die Bienen, welche ihr Honig aus den geſunden Blumen ſaugen, und die giftigen Kräuter ſtehen laſſen. Doch wie ehrliche, aufrichtige, keuſche Gemüther, (welche von den auch keuſchen Muſen erfodert werden,) derer, die ihre Geſchicklichkeit mit übeln Sitten verdunckeln, nicht entgelten können, ſo ſind auch nicht alle Poeten, die von Liebes-Sachen ſchreiben, zu meiden, denn viel unter ihnen ſo züchtig reden, daß ſie ein jegliches ehrbares Frauenzimmer ungeſcheuet leſen möchte. Man kan ihnen auch deſſetwegen wohl ihre Einbildungen laſſen, und ein wenig überſehen, weil die Liebe gleichſam der Wetzſtein iſt, an dem ſie ihren ſubtilen Verſtand ſchärfen, und niemahls mehr ſinnreiche Gedancken und Einfälle haben, als wann ſie von ihrer Buhlſchaften himmliſchen Schöne, Jugend, Freundlichkeit, Haß und Gunſt reden. Wie dann hiervon der Frantzöſiſchen Poeten Adler Peter Ronſard ein artiges Sonnet geſchrieben, welches ich nebenſt meiner Ueberſetzung (wiewohl dieſelbe dem Texte nicht genaue zuſaget) hierbey anzuziehen nicht unterlaſſen kan:

Ah belle liberté, qui me ſervois d'eſcorte,
Quand le pied me portoit où libre je voulois!
Ah! que je te regrette! helas, combien de fois
Ay-je rompu le joug, que maulgré moy je porte!
Puis je l'ay rattaché, eſtant moy de la ſorte,
Que ſans aimer je ſuis & du plomb & du bois:
Quand je ſuis amoureux, j'ay l'eſprit & la voix,
L'Invention meilleure, & la Muſe plus forte.

Il me faut donc aimer pour avoir bon eſprit,
Afin de concevoir des enfans par eſcrit,
Prolongeant ma memoire aux deſpens de ma vie.
Je ne veux m'enquerir s'on ſent après la mort:
Je le croy; je perdroy d'eſcrire toute envie:
Le bon nom qui nous ſuit eſt noſtre reconfort.

Du güldne Freyheit (*) du, mein Wünſchen und Begehren,
Wie wohl doch wäre mir, im Fall ich jederzeit
Mein ſelber möchte ſeyn, und wäre gantz befreyt
Der Liebe, die noch nie ſich wollen von mir kehren,
Wiewohl ich offt mich bedacht bin zu erwehren.
Doch lieb ich gleichwohl nicht, ſo bin ich wie ein Schaf,
Ein Stock und rauhes Vieh; die freye Dienſtbarkeit,
Die ſichere Gefahr, das tröſtliche Beſchweren
Ermuntert meinen Geiſt, daß er ſich höher ſchwingt,
Als wo der Pöfel kreucht, und durch die Wolcken dringt,
Beflügelt mit Vernunft und muthigen Gedancken.
Drum geh es, wie es will, und muß ich ſchon darben,
So überſteig ich doch des Lebens enge Schrancken:
Der Nahme, der nur folgt, iſt meiner Sorgen Lohn.

Welchen Nahmen, wenn die Poeten nicht zu gewarten hätten, würden viel derſelben durch die Bosheit der Leute, die ſie mehr aus Neid als billicher Urſache verfolgen, von ihrem löblichen Verſatze zurücke gehalten und abgeſchreckt werden. Es wird aber bey ihnen nicht ſtehen, und ich bin der tröſtlichen Hoffnung, es werde nicht alleine die lateiniſche Poeſie, welcher ſeit der vertriebenen langwierigen Barbarey viel groſſe Männer aufgeholffen, ungeacht dieſer trübſeligen Zeiten und höchſter Verachtung gelehrter Leute, bey ihrem Werth erhalten werden; ſondern auch die Deutſche, zu welcher ich nach meinem armen Vermögen allbereit die Fahne aufgeſteckt, von ſtattlichen Gemüthern alſo ausgeübet werden, daß unſer Vaterland Franckreich und Italien wenig wird bevor dörffen geben.

Das

(*) Diſe Ueberſetzung ſtehet unter den Sonnetten, und iſt an der Zahl das XXXVIIIſte.

Das IV. Capitel.

Von der deutschen Poeterey.

SOn dieser deutschen Poeterey nun zu reden, sollen wir nicht vermeinen, daß unser Land unter so einer rauhen und ungeschlachtem Luft liege, daß es nicht eben dergleichen zu der Poesie tüchtige Ingenia könne tragen, als irgend ein anderer Ort unter der Sonnen. Wein und Früchte pflegt man zu loben von dem Orte, da sie herkommen seyn; nicht die Gemüther der Menschen. Der weise Anacharsis ist in den Scythischen Wüsten gebohren worden. Die vornehmsten Griechen sind in Aegypten, Indien und Franckreich gereiset, die Weisheit zu erlernen. Und über dieß, daß wir so viel vornehme Poeten, so heutiges Tages bey uns erzogen worden, unter Augen können stellen, erwähnet Tacitus von den Deutschen in dem Buche, das er von ihnen geschrieben, daß obwohl weder Mann noch Weib unter ihnen zu seiner Zeit den freyen Künsten obzuliegen pflegeten, fasseten sie doch alles, was sie im Gedächtniß behalten wolten, in gewisse Reimen und Gedichte. Wie er denn in einem andern Orte saget, daß sie viel von des Arminius seinen Thaten zu singen pflegeten. Welches sie vielleichte den Frantzosen nachgethan haben, bey denen, wie Strabo im fünften B. anzeiget, dreyerley Leute waren, die man in sonderlichen Ehren hielt: Bardi, Vates, und Druiden. Die Barden sungen Lobgedichte und waren Poeten. Die Vates opferten und betrachteten die Natur aller Dinge; Die Druiden pflegten über die natürliche Wissenschaft auch von guten Sitten zu unterrichten. Welches auch Marcellinus im fünften B. bekräfftiget: Die Barden, sagt er, haben berühmter Männer ritterliche Thaten mit heroischen Versen beschrieben, und mit süssen Melodien zu der Leyer gesungen. Und Lucanus im ersten B. des Bürgerlichen Krieges:

Von

Vos quoque qui fortes animas belloque peremptas
Laudibus in longum vates demittitis ævum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi.

Daß ich der Meinung bin, die Deutschen haben eben dieses im Gebrauche gehabt, bestetiget mich, über das was Tacitus meldet, auch der alten Cimbrer oder Dänen ebenmässiger Gebrauch, die von ihren Helden schöne und geistreiche Lieder erdichtet haben, deren nicht wenig von alten Jahren her in Dänemarck noch vorhanden sind, und von vielen gesungen werden. So ist auch Hiarnes (*) bey ihnen einig und alleine dessentwegen zum Königreiche kommen, weil er dem vorigen Könige zu Ehren ein Grabgedichte gemacht, das vor allen andern den Preis erhalten.

Und überdieß, sind doch eines ungenannten Freyherrens von Wengen, Juncker Winßbeckens, Reinmars von Zweter, der ein Pfältzischer vom Adel und bey Kaiser Friedrichen dem ersten und Heinrichen dem sechsten aufgewartet hat, Marners auch eines Edelmannes, Meister Sigeherrens, und anderer Sachen noch vorhanden, die manchen stattlichen Lateinischen Poeten (*) an Erfindung und Zier der Reden beschämen. Ich will nur aus

(*) So ist auch Hiarnes) Diese Begebenheit hat Opitz in dem Lobgedichte an Hertzog Ulbrichen V. 158. wohl anzuwenden gewußt:

. . . Du hast zwar nicht vonnöthen
Dich, als Hiarnes zwar, zu mischen den Poeten,
Damit du König seyst: du bist ein Königs-Sohn.

(*) An Erfindung und Zier der Reden beschämen. Dieses Satz wird weitläuftiger ausgeführet in dem historischen Vorberichte zu dem Lobgesange auf den H. Anno Bl. 155. welcher unstreitig ein kostbarer Ueberrest von der Poesie der alten Deutschen ist; Opitz hat ihn vermuthlich zu der Zeit, als er gegenwärtiges Werckgen verfasset, noch nicht gekannt; Sonst würde er eher eine Stelle aus demselben zu einem Beyspiel entlehnet haben, als diejenige, die er nun aus dem Walther von der Vogelweide anführet, und die dem Ansehen nach von den Abschreibern gemißhandelt worden. Ich habe diese Stelle in denen Schriften Goldastes, die ich bey der Stelle gehabt, nicht finden können.

aus dem Walter von der Vogelweide, Kaiſer Philipſes Geheimen Rathe, den Goldaſt anzeucht, einen eingen Ort ſetzen; daraus leichtlich wird zu ſehen ſeyn, wie hoch ſich ſelbige vornehme Männer, ungeachtet ihrer Adelichen Ankunft und Standes, der Poeterey angemaſſet:

Nun ſende uns Vater und Sun den rechten Geiſt heraben,
Das wir mit diner ſuetten fuechte ein durres Herze erlaben.
Unkriſtenlichen dingen iſt al al diu Kriſtenheit ſo vol,
Swa Kriſtentum ze ſechhus lit da tut man im nicht wol.
In dierſtet ſehre
Nach der lehre
Als er von Rome was gewon,
Der im da ſchancte
Und in da trancte
Als ê da wurde er varende von.
Swas im da leides je gewar
Das kam von Symonis gar.
Und iſt er da ſo frumdebar
Das er engetar
Nicht fin ſchaden gemegen.
Kriſtentum und Kriſtenheit
Der diſiu zwei zuſamne ſneit
Gelih lanc, gelih breit,
Lieb und leit,
Der wahr uns das wir trugen
In Kriſte Kriſtelichen leben
Sit er uns uf ein E gegeben
So ſuln wir uns nicht ſcheiden, &c.

Daß nun von langer Zeit her dergleichen zu üben in Vergeſſen geſtellt iſt worden, iſt leichtlicher zu beklagen, als die Urſache hiervon zu geben. Wiewohl auch bey den Italiänern erſt Petrarcha die Poeterey in ſeiner Mutterſprache getrieben hat, und bey den Frantzoſen nicht ſehr unlängſt Ronſardus; von dem geſaget wird, daß er, damit er ſein Franzöſiſches deſto beſſer auswürcken könnte, mit der Griechen Schriften gantzer 12 Jahr ſich überworffen habe; als von welchen die Poeterey ihre meiſte Kunſt, Art und Lieblichkeit bekommen. Und muß ich nur bey hieſiger Gelegenheit ohne Scheu dieſes erinnern, daß ich es für eine

Der-

verlohrne Arbeit halte, im Fall ſich jemand an unſere Deutſche Poeterey machen wollte, der, nebenſt dem daß er ein Poete von Natur ſeyn muß, in den Griechiſchen und Lateiniſchen Büchern nicht wohl durchgetrieben iſt, und von ihnen den rechten Griff erlernet hat; daß auch alle die Lehren, welche ſonſten zu der Poeſie erfordert werden, und ich jetzund kürtzlich berühren will, bey ihm nichts verfangen können.

Das V. Capitel.

Von der Zugehör der deutſchen Poeſie, und erſtlich von der Invention oder Erfindung, und Diſpoſition oder Abtheilung der Dinge, von denen wir ſchreiben wollen:

WEil die Poeſie, wie auch die Rednerkunſt, in Dinge und Worte abgetheilet wird; als wollen wir erſtlich von der Zubereitung und Zier der Worte, und endlich vom Maaſſe der Sylben, Verſe, Reimen, und unterſchiedener Art der Carminum und Gedichte reden.

(*) Die Erfindung der Dinge iſt nichts anders als eine ſinnreiche Faſſung aller Sachen, die wir uns einbilden können, der Himmliſchen und Irdiſchen, die Leben haben und nicht haben, welche ein Poete ihm zubeſchreiben und hervorzubringen vornimmt; darvon in ſeiner Idea Scaliger ausführlich berichtet. An dieſer Erfindung hänget ſtracks die Abtheilung, welche beſtehet in einer füglichen und artigen Ordnung der erfundenen Sachen. Hier müſſen wir uns beſinnen, in was vor einem genere carminis und Art der Gedichte (weil ein jegliches

(*) Die Erfindung der Dinge) Da der Poeſie die gantze Natur offen ſtehet, und alles, was durch die Kräfte derſelben nur immer als möglich kan gedacht werden, den Sinn und die Feder eines Poeten beſchäftigen kan; ſo iſt die poetiſche Erfindung nichts anders als eine geſchickte Wahl der Materie nach gewiſſen Abſehen.

liches ſeine beſondere Zugehör hat,) mir zu ſchreiben willens ſeyn.

Ein Hervisch Gedichte, (das gemeiniglich weitläuftig iſt, und von hohem Weſen redet,) ſoll man ſtracks von ſeinem Innhalte und der Propoſition anheben; wie Virgilius in den Büchern vom Ackerbaue thut:

Quid faciat lætas ſegetes, quo ſidere terram
Vertere, Mæcenas, ulmisque adjungere vites
Conveniat; quæ cura boum, qui cultus habendo
Sit pecori, atque apibus quanta experientia parcis,
Hinc canere incipiam.

Und ich (*), wiewohl ich mich ſchäme, daß ich in Manael anderer Deutſchen Exempel mich meiner eigenen gebrauchen ſoll, weil mir meine Wenigkeit und Unvermögen wohl bewußt iſt, in dem erſten B. der noch unausgemachten Troſtgedichte in Widerwertigkeit des Krieges:

Des ſchweren Krieges Laſt, den Deutſchland jetzt empfindet,
Und daß Gott nicht umſonſt ſo heftig angezündet
Den Eifer ſeiner Macht, auch wo in ſolcher Pein
Troſt herzuholen iſt, ſoll mein Gedichte ſeyn.

Nachmahls (†) haben die Heiden ihre Götter angeruſen, daß ſie ihnen zu Vollbringung des Werckes beyſtehen

(*) Wiewohl ich mich ſchäme) Von einer ganz andern Gemüths-Verfaſſung muß der leipzigiſche Lobredner unſers Opitzen ſeyn, welcher zugleich der Verfaſſer des Verſuches einer critiſchen Dichtkunſt iſt, da er ungeachtet es ihm an fremden deutſchen Exempeln von allen Arten der Gedichte nicht gemangelt hätte, lieber ſeine eigenen Reimen der deutſchen Welt zu Muſtern vorgeleget hat, ohne zu ſuchten, daß dieſes allein ſeine unausgeführten Lehrſätze verdächtig machen konnte.

(†) Nachmahls haben die Heiden ihre Götter angeruſen) Der Verfaſſer des Verſuches einer Crit. Dichtk. rechnet die Anruſung der Götter zu dem poetiſchen Wunderbaren; und giebt daſelbſt in dem 5ten Hauptſt. §. 5. dieſe Regel: Daß ein Poet wohl ſo groſſen, epiſchen und erhabenen: aber nicht unſinnigen,

ſtehen wollen; denen wir Chriſten nicht allein folgen, ſondern auch an Frömmigkeit billich ſollen überlegen ſeyn. Virgilius ſpricht weiter an gedachtem Orte:

Vos, ô clarissima mundi
Lumina, labentem cœlo quæ ducitis annum,
Liber, & alma Ceres, &c.

Und ich:

Dies hab ich mir anjetzt zu ſchreiben vorgenommen,
Ich bitte wolleſt mir geneigt zu Hülfe kommen,
Du höchſter Troſt der Welt, du Zuverſicht im Noth,
Du Geiſt von Gott geſandt, ja ſelber wahrer Gott.
Gieb meiner Zungen doch mit deiner Glut zu brennen,
Regiere meine Kunſt, und laß mich glücklich rennen
Durch dieſe wüſte Bahn, durch dieſes neue Feld,
Darauf noch keiner hat vor mir den Fuß geſtellt.

Wiewohl etliche auch ſtracks zu erſte die Anruffung ſetzen. Als Lucretius: (*)

Aeneas-

dramatiſchen, und niedrigen Gedichten die Götter anrufen müſſe. Dieſe übel beſtimmte und unrichtig gefaſſte Regel verleitet ihn hernach zu einer unglücklichen Critick aller in Virgils Eclogen hin und wieder angebrachter poetiſcher Anruffungen; da ihn vornehmlich in der dritten Eclloge das

Pierides vitulam lectori pascite vestro!

aus Unverſtand, nicht wenig ärgert. Allein Opitz betrachtet hier die Anruffung der Götter als ein Zeugniß der Verehrung der Götter und der Frömmigkeit des Hertzens, hiemit wie ein anderes Gebethe, welches auch auſſer dem epiſchen Gedichte ſeinen zureichenden Grund haben kan; und die Würdigkeit eines Gedichtes muß nicht eben nach ſeiner Länge beurtheilet werden: Zu geſchweigen, daß man zwiſchen der allgemeinen Anruffung des Poeten um den Beyſtand überhaupt, und zwiſchen der Anruffung um die Offenbarung gewiſſer verborgener Dinge und Umſtände in der Erzehlung einen Unterſcheid machen muß.

(*) Als Lucretius) Man rücket dieſem lateiniſchen Poeten vor, daß er mit dieſer Anruffung weder ſeine eigenen Lehrſätze verſtoſſen habe. Allein es nöthiget uns nichts dieſem geſchickten Poeten einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt anzudichten, da man dieſe Anruffung mit den Epicuriſchen Lehrſätzen wohl vergleichen kan. Siehe Bruckers Philoſ. Hiſtorie.

Æneadum genetrix, hominum divumque voluptas,
Alma Venus, &c.

Und Wilhelm von Salluſt in ſeiner andern Woche:

Grand Dieu, qui de ce tout m'as fait voir la naiſſance,
Deſcouvre ſon berceau, monſtre-moy ſon enfance.
Pourmeine mon eſprit par les fleuris detours
Des vergers doux-flairans, où ſerpentoit le cours
De quatre vives eaux: conte-moy quelle offence
Banuit des deux Edens Adam, & ſa ſemence.

Gott, der du mich der Welt Geburt haſt ſehen laſſen,
Laß mich nun ihre Weg und Kindheit jetzt auch faſſen,
Und meinen Geiſt und Sinn ſich in dem Kreis ergehn
Der Gärte voll Gewächs, hier wo vier Flüſſe ſchön
Hinrauſchen mitten durch: erzehl uns was für Sachen
Sich Adam und ſein Saam aus Eden muſte machen.

Doch iſt, wie hier zu ſehen, in der Anruffung allzeit die Propoſition zugleich begriffen. Auf dieſes folget gemeiniglich die Dedication; wie Virgilius ſeine Georgica dem Kayſer Auguſtus zugeſchrieben. Item die Urſache, warum man eben dieſes Werck vor ſich genommen; wie im dritten B. vom Ackerbaue zu ſehen:

Cætera, quæ vacuas tenuiſſent carmina mentes,
Omnia jam vulgata, - - -

Und wie folget. Dem ich in den Troſtgedichten auch habe nachkommen wollen:

Das ander iſt bekannt, wer hat doch nicht geſchrieben, ꝛc. ꝛc.

Das Gedichte und die Erzehlung ſelber belangend, nimmt ſie es nicht ſo genaue, wie die Hiſtorien, die ſich an die Zeit und alle Umſtände nothwendig binden müſſen, und wiederholt auch nicht, (*) wie Horatius erwähnet,

(*) Wie Horatius erwähnet) Seine Worte ſind in dem teutſchen Sendſchreiben an die Piſonen:

Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.
Semper ad eventum feſtinat, & in medias res
Non ſecus ac notas, auditorem rapit: & quæ
Deſperat tractata nitescere poſſe, relinquit.
Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

den Trojaniſchen Krieg von der Helenen und ihrer Brüder Geburt an; läßt viel auſſen, was ſich nicht hin ſchicken will, und ſetzet viel das zwar hingehöret, aber neue und unverhoffet iſt, untermenget allerley Fabeln, Hiſtorien, Kriegeskünſte, Schlachten, Rathſchläge, Sturm, Wetter, und was ſonſten zu Erweckung der Verwunderung in den Gemüthern vonnöthen iſt; alles mit ſolcher Ordnung, als wann ſich eines auf das andere alſo gäbe, und ungeſucht in das Buch käme. Gleichwohl aber ſoll man ſich in dieſer Freyheit zu dichten vorſehen, daß man nicht der Zeiten vergeſſe, und in ihrer Wahrheit irre. Wiewohl es Virgilius, da er vorgegeben, Aeneas und Dido hätten zu einer Zeit gelebt, da doch Dido hundert Jahre zuvor geweſen, dem Kaiſer und Römiſchen Volke, durch welches die Stadt Carthago bezwungen worden, zu Liebe gethan, damit er gleichſam von den böſen Flüchen der Dido einen Anfang der Feindſchaft zwiſchen dieſen zweyen mächtigen Völkern machte. (*) Ob aber bey uns Deutſchen ſobald jemand kommen mochte, der ſich eines vollkommenen Heroiſchen Werckes unterſtehen werde, ſtehe ich ſehr im Zweifel, und bin nur der Gedancken, es ſey leichtlicher zu wünſchen als zu hoffen.

Die Tragödie iſt an der Majeſtät dem Heroiſchen Gedichte gemäß, ohne daß ſie ſelten leidet, daß man geringen Standes Perſonen und ſchlechte Sachen einführe; weil ſie nur von Königlichem Willen, Todſchlägen, Verzweifelungen, Kinder- und Vätermörden, Brande, Blutſchanden, Kriege und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seufzen und dergleichen handelt. Von derer Zuaehör ſchreibet vornehmlich Ariſtoteles, und etwas weitläufftiger Daniel Heinſius; die man leſen kan.

Die

(*) Ob aber bey uns Deutſchen ſo bald ꝛc.) Es wäre merckwürdig, wenn man die Grund-Urſachen errathen könnte, auf welche Opitz dieſe Prophezeyung von dem Geſchicke der Poeterey bey der deutſchen Nation, oder vielmehr von dem Geſchicke dieſer Nation zu dem Epiſchen Gedichte, die bishero ſo richtig eingetroffen, gegründet hat.

Die Comödie beſtehet in ſchlechtem Weſen und Perſonen; redet von Hochzeiten, Gaſtgeboten, Spielen, Betrug und Schalckheit der Knechte, ruhmräthigen Landsknechten, Buhlerſachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und ſolchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen. Haben derowegen die, (*) welche heutiges Tages Comödien geſchrieben, weit geirret, die Kaiſer und Potentaten eingeführet, weil ſolches den Regeln der Comödien ſchnurſtracks zuwider läuft.

Zu einer Satyra gehören zwey Dinge; die Lehre von guten Sitten und ehrbarem Wandel, und höfliche Reden und Schertzworte. Ihr vornehmſtes aber und gleichſam als die Seele iſt, die harte Verweiſung der Laſter und Anmahnung zu der Tugend; welches zu vollbringen ſie mit allerley ſtachlichten und ſpitzfindigen Reden, wie mit ſcharfen Pfeilen, um ſich ſchießt. Und haben alle ſatyriſche Scribenten zum Gebrauche, daß ſie ungeſcheuet ſich vor Feinde aller Laſter angeben, und ihrer beſten Freunde, ja ihrer ſelbſt auch nicht verſchonen, damit ſie nur andere beſtechen mögen: Wie es denn alle drey, Horatius, Juvenalis und Perſius meiſterlich an den Tag gegeben.

Das

(*) Welche heutiges Tages Comödien geſchrieben) Wenn man die Verzeichniß-Lyſte, welche der eingebildete Reſtaurator der deutſchen Schaubühne von comiſchen Stücken, die in deutſcher Sprache bekannt worden ſind, verfertiget, und mit der gröſſeſten Genauigkeit ergänzet hat, einſiehet, ſo würde man ſich bald bereden laſſen, daß die deutſche Nation zu dieſer Art Gedichte ein beſonderes Geſchicke haben müſte: da doch unter einer ſo groſſen Menge kaum ein halbes Dutzend deutſcher Original-Stücke anzutreffen, die auch noch erträglich ſind; die übrigen aber, wie hier Opitz von einigen anmercket, auſſer dem Nahmen, gar nichts comiſches haben, ſondern ein erbärmliches Zeug ſind, deren Anhören dem deutſchen Witze und Geiſt bey Kennern eine ſchlechte Ehre machen.

Das Epigramma ſetze ich darum zu der Satyra, weil die Satyra ein lang Epigramma, und das Epigramma eine kurtze Satyra iſt; denn die Kürtze iſt ſeine Eigenſchaft, und die Spitzfindigkeit gleichſam ſeine Seele und Geſtalt; die ſonderlich an dem Ende erſcheinet, das allezeit anders, als wir verhoffet hätten, gefallen ſoll; in welchem auch die Spitzfindigkeit vornemlich beſtehet. Wiewohl aber das Epigramma aller Sachen und Wörter fähig iſt, ſoll es doch lieber in Venediſchem Weſen, Ueberſchrifften der Begräbniſſe und Gebäue, Lobe vornehmer Männer und Frauen, kurtzweiligen Schertzreden und anderm, es ſey was es wolle, beſtehen, als in ſpöttlicher Höhnerey und Aufruck anderer Leute Laſter und Gebrechen. Denn es iſt eine Anzeigung eines unverſchämten ſichern Gemüthes, einen jedwedern, wie unvernünftige Thiere thun, ohne Unterſcheid anlaufen.

Die Ecklogen oder Hirtenlieder reden von Schafen, Geiſſen, Seewerck, Ernden, Erdgewächſen, Fiſcherey und anderm Feldweſen; und pflegen alles, wovon ſie reden, als von Liebe, Heyrathen, Abſterben, Buhlſchaften, Feſttagen, und ſonſten, auf ihre bäuriſche und einfältige Art vorzubringen.

In den Elegien hat man erſtlich nur traurige Sachen, nachmahls auch Buhlergeſchäfte, Klagen der Verliebten, Wünſchung des Todes, Briefe, Verlangen nach den Abweſenden, Erzehlung ſeines eigenen Lebens, und dergleichen geſchrieben; wie denn die Meiſter derſelben, Ovidius, Properius, Tibullus, Sannazar, Secundus, Lotichius und andere ausweiſen.

Daß ich der (*) Echo oder des Wiederrufes zu Ende der

(*) Daß ich der Echo ꝛc.) Opitz giebt hier genugſam zu verſtehen, daß er dieſes Spielwerck mehr aus Gefälligkeit gegen einige berühmte Dichter ſeiner Zeiten, als weil er ſelbſt einen Gefallen daran gefunden, noch was gelten laſſen; und damit es nicht ſcheine, als ob er der Frantzöſiſchen Poeſie vor der deutſchen jemmen einigen Vorzug einräumen wolle.

der Wörter gedencke, thue ich erſtlich dem Douſa zu Ehren, welcher mit etlichen ſolchen Gedichten gemacht hat, daß wir etwas davon halten; wiewohl das, ſo Secundus geſchrieben (wie alle andere ſeine Sachen) auch ſehr artlich iſt; darnach aber, weil ich ſehe, daß ſie bey den Franzoſen gleichfalls im Gebrauche ſeyn; bey denen man ſich erſehen kan. So ſind ihrer auch zwey in meinen deutſchen Poematis, die unlängſt (*) zu Straßburg ausgegangen,

(*) So ſind ihrer auch zwey in meinen deutſchen Poematis, die unlängſt zu Straßburg ꝛc.) Das Urtheil, welches hier Opitz von der erſten Straßburgiſchen Ausgabe ſeiner Gedichte fällt, iſt ein deutliches Zeugniß, wie ſehr ſich ſein Geſchmack in wenig Jahren gereiniget und verbeſſert. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Opitz ſchon im Jahre 1619 oder 1620, als er zu Straßburg war, Herrn D. Zuckgrafen die Erlaubniß zu dieſer Sammlung ſeiner Jugend-Gedichte gegeben, und die Vorrede verfertiget habe, die dieſer Herausgabe vorgeſetzet iſt: Allein da dieſe bis ins Jahr 1624 angeſtanden war, und immittelſt Opitz auf ſeinen Reiſen in die Niederlande, in das Hollſteiniſche, in Siebenbürgen, aus dem Umgange mit Heinſen u. a. berühmten und gelehrten Männern, und aus Leſung der alten und neuern Kunſtbücher und vortrefflichen Muſter in der Poeſie, ſeinen Begriff von der hohen Würde dieſer Kunſt, und der Reinigkeit und Zierlichkeit des deutſchen Verſes um ein nahmhaftes verbeſſert hatte, ſo konnte er dieſe erſten und zum Theil noch unreifen Früchte ſeiner Poeſie nunmehr nicht ohne Eckel anſehen, und mußte zur Rettung ſeines poetiſchen Anſehens auf eine neue und beſſer geordnete Auflage ſeiner Gedichte bedacht ſeyn, die auch gleich in dem folgenden 1625ſten Jahre zum Vorſcheine kam: In derſelben ſind eine Menge ganz neuer in dieſen Zwiſchen-Jahren verfertigter Gedichte eingerücket, und gegen die viertzig Stücke aus der Straßburger-Auflage verworffen und ausgemertzet worden. Die Gründe, wodurch er zu dieſer Wahl mag verleitet worden ſeyn, hat man in dem IXten St. der Sammlung critiſcher, poetiſcher u. a. Schriften Artick. II. Bl. 42. u. f. mit mehrerm unterſucht, auch die verworffenen Stücke ſelbſt von Bl. 45. bis 74 aus der erſten Herausgabe unter gewiſſe Titel zuſammen geleſen. Weil aber in dieſer Sammlung der verworffenen Stücke, das eine von Opitz hier angezogene Exempel der Echo aus Verſehen übergangen worden, ſo wollen wir ſelbiges hier zur Ergänzung als im Verſchieß beyſetzen, es ſtehet Bl. 97.

gangen, zu finden. Welchen Buches halben, das zum Theil vor etlichen Jahren von mir ſelber, zum Theil in meinem Abweſen von andern ungeordnet und unüberſehen zuſammen geleſen iſt worden, ich alle die bitte, denen es zu Geſichte kommen iſt, ſie wollen die vielfältigen Mängel und Irrungen, ſo darinnen ſich befinden, beydes meiner Jugend, (angeſehen daß viel darunter iſt, welches ich, da ich noch faſt ein Knabe geweſen, geſchrieben habe,) und dann denen zurechnen, die auß keiner böſen Meynung meinen guten Nahmen dadurch zu erweitern bedacht geweſen ſeyn. Ich verheiſſe hiermit eheſtes alles dasjenige, was ich von dergleichen Sachen beyhanden habe, in gewiſſe Bücher abzutheilen, und zu Rettung meines Gerüchtes, welches wegen voriger übereileten Edition ſich mercklich verletzt befindet, durch offentlichen Druck jedermann gemeine zu machen.

Hymni oder Lobgeſänge waren vorzeiten, die ſie ihren Göttern vor dem Altare zu ſingen pflegten, und wir unſerm

Komm, Echo, komm, die niemand nicht kan finden,
Und biſt doch nicht, wenn man dir ruft, dahinden;
Antworte mir auf meine Frage. Frage!
Was thu ich in des Tages Hitze? Sitze!
Deß ich mich mit dir unterrede? Rede!
Was iſts, das mich ſo thut ausſaugen? Augen.
So kan mein Lieb die falſche Stücke? Tücke.
Und krieg ich das vor meine Treue? Reue.
Thut ſich doch nichts ſo hart erweiſen? Eiſen.
Wie mach ichs dann, daß ichs erleide? Leide!
Wie thu ich, daß ich ſie erbitte? Bitte!
So ſoll ich mich ihr untergeben? Geben.
Was macht mich dann rechtſchaffen leben? Lieben.
Muß ich die Lieb auch andern ſchweigen? Eigen.
So wird ſich ja das Blat noch wenden? Enden.
Wie mach ich es, daß ichs erwarte? Warte!
Was werd ich dann zuletzt erhalten? Halten.
Es iſt genug, hab ich dir Gnade. Ade.

ſerm Gott ſingen ſollen. Dergleichen iſt der Lobgeſang, den Heinſius unſerm Erlöſer, und der, den ich auf die Chriſtnacht geſchrieben habe. Wiewohl ſie auch zu Zeiten was anders loben; wie bey dem Ronſard iſt der Hymnus der Gerechtigkeit, der Geiſter, des Himmels, der Sternen, der Philoſophie, der vier Jahreszeiten, des Goldes, ꝛc.

Sylven oder Wälder ſind nicht allein nur ſolche Carmina, die aus geſchwinder Anregung und Hitze ohne Arbeit von der Hand weg gemacht werden, von denen Quintilianus im dritten Capitel des zehenden B. ſaget: Diverſum eſt huic eorum vitium, qui primum discurrere per materiam ſtylo quam velociſſimo volunt, & ſequentes calorem atque impetum ex tempore ſcribunt: Hoc ſylvam vocant; und wie an den ſchönen Sylvis, die Statius geſchrieben, zu ſehen iſt, welche er in der Epiſtel vor dem erſten B. nennet libellos qui ſubito calore & quadam feſtinandi voluptate ipſi fluxerant; ſondern, wie ihr Nahme ſelber anzeiget, der vom Gleichniß eines Waldes, in dem vieler Art und Sorten Bäume zu finden ſind, genommen iſt, ſie begreiffen auch allerley geiſtliche und weltliche Gedichte, als da ſind Hochzeit- und Geburtlieder, Glückwünſchungen nach ausgeſtandener Kranckheit, item, auf Reiſen, oder auf die Zurückkunft von denſelben, und dergleichen.

Die Lyrica oder Gedichte, die man zur Muſik ſonderlich gebrauchen kan, erfordern zuförderſt ein freyes luſtiges Gemüthe, und wollen mit ſchönen Sprüchen und Lehren häuffig gezieret ſeyn; wider der andern Carminum Gebrauch, da man ſonderliche Maſſe wegen der Sententze halten muß; damit nicht der gantze Körper unſerer Rede nur lauter Augen zu haben ſcheine, weil er auch der andern Glieder nicht entbehren kan. Ihren Inhalt betreffend, ſaat Horatius:

Muſa dedit fidibus Divos, puerosque Deorum
Et pugilem victorem, & equum certamine primum,
Et juvenum curas, & libera vina referre.

Er

Er will ſo viel zu verſtehen geben, daß ſie alles, was in ein kurtz Gedichte kan gebracht werden, beſchreiben können; Buhlerey, Täntze, Banckete, ſchöne Menſchen, Gärten, Weinberge, Lob der Mäſſigkeit, Nichtigkeit des Todes, ꝛc. Sonderlich aber Vermahnung zu der Frölichkeit; welchen Inhalts ich meiner Oden eine, zu Beſchlieſſung dieſes Capitels ſetzen will:

Ode. (*)

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinaus zu ſchauen,
Und ſich bey den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen. ꝛc. ꝛc.

Das VI. Capitel.

Von der Zubereitung und Zier der Worte.

NAchdem wir von den Dingen gehandelt haben, folgen jetzund die Worte, wie es der Natur auch gemäße iſt. Denn es muß ein Menſch ihm erſtlich etwas in ſeinem Gemüthe faſſen, hernach das, was er gefaßt hat, ausreden. Die Worte beſtehen in dreyerley; in der Elegantz oder Zierlichkeit, in der Compoſition oder Zuſammenſetzung, und in der Dignität und Anſehen.

Die Zierlichkeit erfordert, daß die Worte reine und deutlich ſeyn. Damit wir aber reine reden mögen, ſollen wir uns befleiſſen, dem, welches wir Hochdeutſch nennen, beſten Vermögens nachzukommen, und nicht derer Oerter Sprache, wo falſch geredet wird, in unſere Schriften vermiſchen: als da ſind, es geſchach, für, es geſchahe,

(*) Ode) Dieſe Ode iſt die XVIII. in dem Walde der Oden, wo ſie nachgeſehen werden kan.

ſchahe, er ſach, für, er ſahe; ſie han, für, ſie haben und anders mehr: welches dem Reime auch bisweilen aushelfen ſoll; als:

Der darf nicht ſorgen für den Spott,
Der einen Schaden krieget hot. (*)

So ſtehet es auch zum heftigſten unſauber, wenn allerley lateiniſche, frantzöſiſche, ſpaniſche und welſche Wörter in den Text unſerer Rede geflickt werden; als wenn ich wollte ſagen:

Nehmt an die Courtoiſie, und die Devotion,
Die euch ein Chevalier, madonna, thut erzeigen;
Ein Handvoll von favor petirt er nur zu Lohn,
Und bleibet euer Knecht und Serviteur gantz eigen.

Wie ſeltſam dieſes nun klinget, ſo iſt nichts deſto weniger die Thorheit innerhalb kurtzen Jahren ſo eingeriſſen, daß ein jeder, der nur drey oder vier ausländiſche Wörter, die er zum öftern nicht verſtehet, erwiſcht hat, bey aller Gelegenheit ſich bemühet, dieſelben heraus zu werfen; da doch die Lateiner eine ſolche Abſcheu vor dergleichen getragen, daß in ihren Verſen auch faſt kein Griechiſch Wort gefunden wird, das zwar gantz griechiſch iſt. Denn Juvenalis ſetzet in einem Orte ζωὴ καὶ ψυχὴ, eben dieſelben auszulachen, die ſich in ihren Buhlereyen mit Griechiſchen Wörtern behelfen: in dem andern Orte aber thut er es darum, daß er die ſchändliche Sünde, daran Chriſten auch nicht gedencken ſollen, lateiniſch auszuſprechen Abſcheu trägt: wiewohl er ſonſten kein Blatt vor

(*) Der einen Schaden krieget hot) Wer in den Gedichten aus den mittlern Zeiten bewandert iſt, der hat in Acht nehmen können, daß man damals zufrieden geweſen, wann die Reimwörter nur einerley Mitſtimmer gehabt haben, z. Ex. Spott, hat. Als man hernach in den ſpätern Zeiten in den Reimwörtern auch einerley Selbſtlauter gefodert hat, haben die Abſchreiber der ältern Gedichte den Reimen, die ſolche nicht hatten, ſie freygebig ausgetheilet, für welche Freygebigkeit ihnen aber die Verfaſſer nicht gedancket hätten, weil ihnen dadurch eine falſche Ausſprache aufgebürdet ward.

für das Maul nimmt. Was aber die nomina propria (*) oder eigentlichen Nahmen der Götter, Männer und Weiber, und dergleichen betrifft, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Caſus nicht in Acht nehmen, ſondern ſollen ſie ſo viel möglich auf unſere Endung bringen. Als, ich mag kühnlich nach der Deutſchen Gebrauche ſagen:

Der ſchnelle Blitz, des Jupiters Geſchoß,

und nicht, des Jovis. Item der Venus Pfeile, nicht Veneris. Wie es denn auch die Römer mit den griechiſchen Wörtern machen. Die Frantzoſen gleichfalls: Bartaß in ſeinem Buche, dem er den Titel, die Herrlichkeit, gegeben:

Un grand Gymnoſophiſte, un Druyde, un Brachman.

Item die Holländer; als Heinſius:

- - - van daer is zy gegaen
By Thetis haer vrindin, en ſprack Neptunus aen,

Doch können wir anfangs, weil es in vieler Ohren noch etwas harte lautet, etliche lateiniſche Endungen noch gebrauchen, bis wir in die Gewohnheit kommen ſind. Als wenn ich der Erinnen, die Stobeus anzeucht, Vers geben wollte:

Χαῖρε μοι Ρώμη Διγενὰτης Ἄρεος,

mag ich wohl ſetzen:

O Rom, des Martis Kind, ſey ſehr gegrüßt von mir.

denn im Fall ich ſpreche, O Rom, du Kind des Mars, möchte es vielen zu Anfange ſeltſam vorkommen. Die

(*) Was aber die Nomina propria ꝛc.) Dieſe Regel von den eigenen Nahmen, daß man ſie durch alle Abfälle unveränderlich laſſe, hat Opitzen vermocht, manche Veränderung mit ſeinen frühern Gedichten vorzunehmen, die keinen andern Grund als dieſe Regel haben. Aber was würde er wohl von dem Zwang einiger neuer Puritaner geſagt haben, die anſtatt der lateiniſchen Endung Caſſi, Julii, Bruti, Caſſiuſſen, Juliuſſen, Brutuſſen leſen?

Die Diphthongi oder doppeltlautenden Buchſtaben, weil ſie bey uns nicht üblich, dürfen nur mit dem ſelblautenden Buchſtaben geſchrieben werden, deſſen Ton ſie haben; als (*) Eneas, Eſchylus, Mecenas ꝛc.

Neue Wörter welches gemeiniglich Epitheta, derer wir bald gedencken werden, und von andern Wörtern zuſammen geſetzt ſind, zu erdencken, iſt Poeten nicht allein erlaubet, ſondern macht auch den Gedichten, wenn es mäſſig geſchiehet (†), eine ſonderliche Anmuthigkeit. Als wenn ich die Nacht oder die Muſik eine **Arbeitertröſterin**, eine **Kummerwenderin**, die Bellona mit einem dreyfachen Worte **Kriegesblutdürſtig**, und ſo fortan nenne. Item den Nordwind einen **Wolckentreiber**, einen **Felſenſtürmer**, und **Meeraufreitzer**; wie ihn Ronſard (denn die Frantzoſen nächſt den Griechen hierinnen Meiſter ſind,) im 202ten Sonnet ſeines andern B. der Buhlerſachen heiſſet:

Fier Aquilon, horreur de la Scythie,
Le chaſſe-nue, & l'ebranle-rocher,
L'irrite-mer.

Wel-

(†) Die Diphtongi) Dieſe Regel hat in unſern Tagen eine critiſche Empörung erreget, und die Leipzigiſche Kunſtrichter haben jemand in die Acht erkläret, daß er Eſopus ohne einen Doppellauter geſchrieben hat. Sonſt ſind die Doppellauter in der alten deutſchen Sprache keine Fremdlinge.

(*) Wenn es mäſſig geſchiehet) Daß die zuſammengeſetzten Beywörter, die eine Art der Umſchreibung ſind, zuweilen, ſonderlich in ſchertzhaften Gedichten, eine Anmuthigkeit haben können, hat Opitz von den Griechen, und daß ſie der Natur der deutſchen Sprache, die beſonders geſchickt darzu iſt, nicht zuwider ſeyn, hat er von den Niederländern gelernet. Mithin iſt er in dem Gebrauche derſelben ſelbſt ſehr mäſſig, und man wird in allen ſeinen Schriften kaum ein halbes Dutzend Exempel antreffen, die noch allenthalb erträglich und nachdrücklich ſind: Und wenn es ein Fehler iſt, daß er in ſeinem überſetzten Bacchus einige derſelben auf einer Stelle zuſehr häufet, ſo iſt die Schuld davon nicht des Ueberſetzers, ſondern des Verfaſſers.

Welches aus dem Ovidio genommen iſt:

Apta mihi vis eſt, hac triſtia nubila pello,
Hac freta concutio, nodoſaque robora verto.

Solches ſtehet auch an ſeinem Orte bey den Lateinern nicht übel; als, da Catullus ſaget in ſeinem überausſchönen Gedichte vom Atys:

Ubi ceava ſylvicultrix, ubi aper nemorivagus.

Und Publius Syrus von dem Storche:

Pietaticultrix, gracilipes, crotaliſtria,
Avis exulhiemis.

In welchen Erfindungen Joſeph Scaliger zu unſerer Zeit meines Bedünckens alle andere, auch die Alten ſelber übertroffen.

Darbey aber uns Deutſchen dieß zu mercken iſt, daß das nomen verbale, als Treiber, Stürmer, Aufreizer, ꝛc. allzeit, wie bey den Lateinern, muß hinden geſetzt werden; wider der Frantzoſen Gebrauch, derer Sprache es nicht anders mit ſich bringt. So Heinſius in dem Lobgedichte des Weingottes, welches er auch zum Theil von dem Ronſard entlehnet:

Nacht-looper, Heupe-ſoon, Hooch-ſchreuwer, Groote-ſpringer,
Goet-gever, Minne-vrient, Hooft-breker, Leeuwen-dwinger,
Hert-vanger, Herſſen-dief, Tong-binder, Schudde-bol,
Geeſt-roerder, Waggel-voet, Statt-kruijſer, Altijet-vol.

Und nach meiner Verdollmetſchung:

Nacht-läufer, Hüfte-ſohn, Hoch-ſchreyer, Lüſten-ſpringer,
Gut-geber, Liebes-freund, Haupt-brecher, Löwen-zwinger,
Hertz-fänger, Hertzen-dieb, Mund-binder, Sinnen-toll,
Geiſt-rührer, Wackel-Fuß, Statt-kreiſcher, Allzeit-voll.

Wie denn auch ſonſten die Epitheta bey uns gar ein übel Anſehen haben, wenn ſie hinter ihr ſubſtantivum geſe-

geſetzet werden, als: Das Mündlein roth, der Weltkreis rund, die Hände fein; für das rothe Mündlein, der runde Weltkreis, die feinen Hände, ꝛc. wiewohl bey unſern Reimenmachern nichts gemeiner iſt.

So bringen auch die Franzoſen neue Verba hervor, welche, wenn ſie mit Beſcheidenheit geſetzet werden, nicht unartig ſind. Als Ronſard brauchet in ſeiner Elegie an die Caſſandra, das Wort Petrarquiſer, das iſt, wie Petrarcha buhleriſche Reden brauchen:

Apprendre l'art de biem Petrarquiſer,

Und ich habe es ihm mit einem andern Worte nachgethan, da ich die Leyer anrede:

Jetzt ſollſt du billich mehr als wohl,
O meine Luſt, Pindariſiren.

Ich darf aber darum nicht bald aus dem Franzöſiſchen ſagen, approchiren, marchiren; oder aus dem Lateine; dubitiren, ſerviren, gaudirem; wie zwar die zu thun pflegen, die eher ihre Mutterſprache verderben, als daß ſie nicht wollen ſehen laſſen, das ſie auch was fremdes gelernet haben.

Wie nun wegen Reinlichkeit der Reden fremde Wörter und dergleichen müſſen vermieden werden; ſo muß man auch der Deutlichkeit halben ſich vor allem dem hüten, was unſere Worte dunckell und unverſtändlich macht. Als wann ich ſagen wollte, das Weib das Thier ergriff. Hier wäre zu zweifeln, ob das Weib vom Thiere, oder das Thier vom Weibe wäre ergriffen worden; welches die Griechen eine ἀμφιβολίαν nennen.

Der πλεονασμὸς, da etwas übriges geſaget wird, verſtellet auch die Rede zuweilen nicht wenig. Als wann ich ſpräche: Ein ſchwartzes Kind, das nicht war weiß; weil es ſich wohl ohne dieß verſtehet. So wie Panſa ſagte, das Kind wäre von der Mutter zehen Monate im Leibe getragen worden; fragete Cicero, ob andere

Wei-

Weiber die Kinder im Rocke trügen. Doch hilft bisweilen das, was übrig (*) hinzu geſetzet wird, auch zu Aufmutzung der Rede. So ſagt Virgilius:

Vocemque his auribus hauſi.

Mit meinen Ohren hab ich es vernommen.

zu mehrer Beſtetigung deſſen, das er erzehlet.

Die ἀναστροφὴ oder Verkehrung der Worte ſtehet bey uns ſehr gartig, als: Den Sieg die Venus kriege; für, die Venus kriegt den Sieg. Item: Sich ſelig dieſer ſchätzen mag; für, dieſer mag ſich ſelig ſchätzen. Und ſo oft dergleichen gefunden wird, iſt es eine gewiſſe Anzeigung (†), daß die Worte in den Vers gezwungen und gedrungen ſeyn.

Auf die Ausleſung der Worte, ſagen wir nun billich auch von ihrer Zuſammenſetzung; wie wir nemlich die Buchſtaben, Sylben und Wörter an einander fügen ſollen.

Weil

(*) Doch hilft bisweilen das, was übrig hinzugeſezet wird) Der Pleonasmus iſt keinmahl vor einen Fehler zu achten, wann er zu der Evidentz der Vorſtellung dienet, oder in dem Affekte des redenden gegründet iſt: dannzumahlen hat er nichts müſſiges oder überflüſſiges. Die älteſten Poeten ſetzeten Beywörter zu den gemeinſten Dingen, und zwar ſolche, die ſehr geringe Umſtände bezeichneten; die weiſſe Milch; der ſchwarze Erdboden; die Pferde mit ungeſpaltenem Hufe. Beym Homer ſind dergleichen Beywörter ganz gewöhnlich. Das kam ohne Zweifel von ihrem ungemeinen Beſtreben her, ſinnliche Bilder von den Dingen vorzulegen.

(†) Iſt es eine gewiſſe Anzeigung, daß ꝛc.) Ob Opitz hier gleich die allzu harten Verſetzungen der Worte, dergleichen in keiner Sprache erträglich ſind, verwirft: ſo zeiget dennoch ſein Beyſpiel genugſam, daß er die Freyheit des Poeten dießfalls nicht an den Zwang einer proſaiſchen und logiſchen Ordnung will gebunden haben: Ein Exempel kan dieſe Stelle geben:

Der ſchwarze Schäfer ſteht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und ſchneidet in die Rinden
Der Liebſten Nahmen ein. Bald ſchwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von ſeiner Galathee.

Weil ein Buchſtabe einen andern Klang von ſich giebet, als der andere, ſoll man ſehen, daß man dieſe zum öfftern gebrauche, die ſich zu der Sache, welche wir vor uns haben, am beſten ſchicken. (*) Als wie Virgilius von dem Berge Etna redet, brauchet er alles harte und gleichſam knallende Buchſtaben:

Vidimus undantem ruptis fornacibus Aetnam
Flammarumque globos, liquefactaque volvere ſaxa.

. . . wie Etna, wenn er ſtreuet
Die Flammen in die Luft, und ſiedend Hartz ausſpeyet,
Und durch den holen Schlund bald ſchwartze Wolcken bläſt,
Bald gantze Klüften Stein und Kugeln fliegen läßt.

Heinſius ſagt:

Gelyck als Etna ſchiet vyt haere diepe kolcken
Ein grondeloose zee von Vlammen in de Wolcken.

So, weil das L und R flieſſende Buchſtaben ſeyn, kan ich mir ſie in Beſchreibung der Bäche und Wäſſer wohl nütze machen, als:

Der klare Brunnen quillt mit lieblichem Geräuſche ꝛc.

Wie nun bißweilen eine ſolche Zuſammenſtoſſung der Buchſtaben recht und gut iſt; ſoll man ſie doch ſonſten mit

(*) Die ſich zur Sache, welche wir vor uns haben, am beſten ſchicke) E. Hannmann bringt in ſeinen Anmerckungen als ein Beyſpiel des von Opitz glücklich nachgeahmten Tons die Beſchreibung eines ſchleunigen Gewitters, und die Eile der hinrauſchenden Wolcken:

. . . Der Himmel lief zuſammen
In dicker Finſternis, die Wolcken gaben Flammen,
Und eilten heftig fort.

Und die Anmerckung, welche Hr. D. Luther von dem Tone des deutſchen Worts Liebe im 5ten Jenaiſchen Theile auf der 142 S. machet, iſt gar gründlich; er ſagt: „ Ich weiß nicht, ob man auch „ das Wort Liebe ſo hertzlich und genugſam im lateiniſchen oder „ einiger andern Sprache reden könne, daß es alſo klinge und „ dringe in das Hertze und durch alle Sinne, wie es thut in deutſcher Sprache. „

mit einander ſo wiſſen zu vermengen, daß nicht die Rede dadurch gar zu rauhe oder zu linde werde. Eben dieſes iſt es auch, wenn eine Sylbe oder Wort zu oft widerholet wird; als: **Die dir dieſe Dinge ſagen.**

Item; Es ſiehet nicht wohl auß, wenn ein Vers in lauter einſylbigen Wörtern beſtehet. Deſſen Exempel Ronſard giebt:

Je vy le Ciel ſi beau, ſi pur & net.

Wiewohl wir Deutſchen, wegen der Menge der einſilbigen Wörter, die wir haben, es zun Zeiten kaum vermeiden können.

Hergegen ſollen die Verſe, ſonderlich die Maſculini, (wie wir ſie im folgenden Capitel nennen werden,) ſich nicht mit vielſylbigen Wörtern enden: (†)

Ich will euch williglich mit Unterthänigkeit
Zu Dienſte ſeyn, Hertzlieb, bey der Gelegenheit.

Denn die Verſe gar zu grob und harte dadurch gemachet werden.

Das Anſehen und die Dignität der poetiſchen Rede anlangend, beſtehet dieſelbe in den tropis und ſchematibus, wenn wir nemlich ein Wort von ſeiner eigentlichen Bedeutung auf eine andere ziehen. Dieſer Figuren Abtheilung, Eigenſchaft und Zugehör allhier zu beſchreiben, achte ich darum unvonnöthen, (*) weil wir im deutſchen hier-

(†) **Die Verſe ſollen ſich nicht mit vielſylbigten Wörtern enden)** Die Urſache iſt, weil die letzte Sylbe des Verſes einen hohen Accent erfodert, welcher in den vielſylbigten Wörtern ſich niemahls auf der letzten Sylbe befindet. Die Endungen, keit, heit, und dergleichen, ſind zwar auch nicht tiefe, doch ſind ſie niederer als die anderletzte Sylbe in ſolchen langen Wörtern.

(*) **Weil wir im Deutſchen hiervon mehr nicht als wie die Lateiner zu mercken haben)** Der Grund davon iſt, weilen die figürlichen und verblühmten Ausdrücke ihren Grund haben in der offenbaren Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit der Sachen, die

hiervon mehr nicht als wie die Lateiner zu mercken haben, und alſo genugſamen Unterricht hiervon neben den Exempeln aus Scaligers und anderer gelehrten Leute Büchern nehmen können. Deſſen will ich nur erinnern, daß vor allen Dingen nöthig ſey, höchſte Möglichkeit zu verſuchen, wie man die Epitheta, an denen bisher bey uns groſſer Mangel geweſen, ſonderlich von den Griechen und Lateiniſchen abſehen, und uns zu Nutze machen mögen; Denn ſie den poetiſchen Sachen einen ſolchen Glantz geben, daß Steſichorus für den anmuthigſten Poeten iſt gehalten worden, weil er derſelbigen zum füglichſten ſich gebraucht hat.

Sie müſſen aber ſo gemacht werden, daß ſie entweder die Dinge, von denen wir reden, von andern unterſcheiden; als da der Poet ſpricht, nigra hirundo, die ſchwarze Schwalbe, oder ſie vermehren, als, Frigida bello dextera, eine Hand die im Kriege nicht viel ausrichtet.

Sie müſſen auch wahrhaftig ſeyn, und etwas nicht anders beſchreiben, als es iſt. Zum Exempel: Florida Hybla; weil viel Blumen darauf wachſen ſollen; Parnaſſia laurus, æſtuoſa Calabria, und dergleichen. Strabo rühmet den Homerus, daß er die Eigenſchaft eines jedwedern Dinges ſehr genau in Acht genommen, und ihm unfehlbar ſein gehöriges Epitheton allzeit gegeben habe. Die Poeten, denen mehr Freyheit als den Oratoren eingeräumet iſt, können auch wohl den Schnee weiß, und den Wein feuchte nennen, wie Ariſtoteles im dritten Buche der Rhetorik, und Quintilianus im ſechſten Capitel des achten B. ſagt. Wiewohl Virgilius nicht ohne Urſach ſetzet:

Cæduntque ſecuribus humida vina.

Denn

einander in gewiſſen Abſichten entſprechen; nicht aber in dieſer oder jener Sprache oder Mundart. Daher iſt man nicht berechtiget, ohne Unterſchied alle figürlichen Ausdrücke, die aus fremden Schriften entlehnet werden, nur darum, weil ſie in dem deutſchen noch nicht gelaufig ſind, als Barbariſmos zu verwerffen.

Denn indem er ſpricht, daß man in den mitternächtiſchen Ländern den gefrornen Wein, der doch von Natur ſonſt naß iſt, mit Aexten zerhauen muß, macht er, daß man deſto mehr der ungewöhnlichen Kälte nachdenckt.

Letztlich haben wir in unſerer Sprache dieſes auch zu mercken, daß wir nicht vier oder fünf Epitheta zu einem Worte ſetzen, wie die Italiäner thun, die wohl ſagen dürfen:

Alma, bella, angelica, e fortunata donna; (*)

Du ſchönes, weiſſes, engliſches, glückhaftes, edles Bild.

Denn ſolches bloß zu Ausfüllung des Verſes dienet.

Dieſes ſey nun von der allgemeinen Zugehör der poetiſchen Rede: weil aber die Dinge von denen wir ſchreiben, unterſchieden ſind, als gehöret ſich auch zu einem jeglichen ein eigener, und von den andern unterſchiedener Character oder Merckzeichen der Worte. Denn wie ein anderer Habit einem Könige, ein anderer einer Privat-Perſon gebühret, und ein Kriegsmann ſo, ein Bauer anders, ein Kauffmann wieder anders hergehen ſoll; ſo muß man auch nicht von allen Dingen auf einerley Weiſe reden; ſondern zu niedrigen Sachen ſchlechte, zu hohen anſehnliche, zu mittelmäſſigen auch mäſſige, und weder zu groſſe noch zu gemeine Worte brauchen.

In den niedrigen poetiſchen Sachen werden ſchlechte und gemeine Leute eingeführt, wie in Comödien u. Hirtengeſprächen. Darum dichtet man ihnen auch einfältige und ſchlechte Reden an, die ihnen gemäſſe ſind. So Tityrus

(*) Alma, bella, angelica e fortunata donna) Wenn dieſe zuſammengehäuften Beywörter nur dienen die Sache deſto lebhafter zu bilden, oder uns einen mächtigen Eindruck zu machen, ſo wird man ſie in unſerer Sprache ſowohl als in der Italiäniſchen erlauben, oder in beyden verbieten müſſen. Der Poet muß allein ſorgfältig verhüten, daß er nicht durch klingende Wörter, welche zu obigem Endzweck nichts beytragen, den Leſer in ſeiner Hofnung betriege.

rus bey dem Poeten, wenn er ſeines Gottes erwähnet, redet er nicht von ſeinem Blitze und Donner, ſondern

Ille meas, ſagt er, errare boves, ut cernis & ipſum
Ludere quæ vellem calamo permiſit agreſti.

Du ſiehſt, er läßt mein Vieh herum gehn ohne Ziel,
Und mich auf meiner Flöt auch ſpielen, was ich will.

Wie Theocritus ſonſten in dem Paß wohl jedermann überlegen, ſo weiß ich doch nicht wie ſein Aites mir ſonderlich behaget; inmaſſen ich denn auch halte, daß Heinſius gleichfalls groſſen Gefallen daran träget, der dieſes Idyllion Lateiniſch und Holländiſch gegeben. Weil ich ihm aber im Teutſchen nachgefolget, und den niedrigen Charakter, von dem wir jetzo reden, nicht beſſer vorzuſtellen weiß, will ich meine Ueberſetzung hierneben fügen.

Biſt du gekommen denn, nachdem ich nun gewacht
Nach dir, mein liebſtes Kind, den dritten Tag und Nacht?
Du biſt gekommen, ja, doch wer nicht kan noch mag
Sein Lieb ſehn wann er will, wird alt auf einen Tag, ꝛc. (*)

Hergegen in wichtigen Sachen, da von Göttern, Helden, Königen, Fürſten, Städten und dergleichen gehandelt wird, muß man anſehnliche, volle und heftige Reden vorbringen, und ein Ding nicht nur bloß nennen, ſondern mit prächtigen hohen Worten umſchreiben: Virgilius ſagt nicht die oder luce ſequenti; ſondern:

. . . Ubi primos craſtinus ortus
Extulerit Titan, radiiſque retexerit orbem.

Wann Titan Morgen wird ſein helles Licht aufſtecken,
Und durch der Strahlen Glantz die groſſe Welt entdecken.

Die mittele oder gleiche Art zu reden iſt, welche zwar mit ihrer Zier über die niedrige ſteiget, und dennoch zu der hohen an Pracht und groſſen Worten noch nicht gelan-

(*) Dieſes überſetzte Griechiſche Gedichte ſtehet in dem IVten B. der P. W.

langet. In dieſer Geſtalt hat Catullus ſeine Argonautica geſchrieben; welche wegen ihrer unvergleichlichen Schönheit allen der Poeſie Liebhabern bekannt ſeyn, oder ja ſeyn ſollen. Bis hieher auch dieſes. Nun iſt noch übrig, daß wir von den Reimen und unterſchiedenen Arten der Gedichte reden.

Das VII. Capitel.

Von den Reimen, ihren Wörtern, und Arten der Gedichte.

EIn Reim iſt eine Uebereinſtimmung des Lautes der Sylben und Wörter zu Ende zweyer oder mehrer Verſe, welche wir nach der Art, die wir uns vorgeſchrieben haben, zuſammenſetzen. Damit aber die Sylben und Worte in die Reimen recht gebracht werden, ſind nachfolgende Lehren in Acht zu nehmen.

Erſtlich, weil ofte ein Buchſtabe eines doppelten Lautes iſt, ſoll man ſehen, daß er in Schlieſſung der Reimen nicht vermenget werde. Zum Exempel: Das e in dem Wort **ehren** wird wie ein griechiſch ε, in dem Worte **nehren** wie ein η ausgeſprochen: kan ich alſo mit dieſen zweyen keinen Reim ſchlieſſen. Item, wenn ich des Herren von Pibrac Epigramma wollte geben:

Adore affis comme le Grec ordonne,
Dieu en courant ne veut eſtre honoré,
D'un ferme cœur il veut eſtre adoré,
Mais ce cœur là il faut qu'il nous le donne.

Zum Beten ſetze dich, wie jener Grieche lehret,
Denn Gott will auf der Flucht nicht angeruffen ſeyn:
Er heiſchet und begehrt ein ſtarckes Hertz all ein;
Das hat man aber nicht, wann er es nicht beſcheret.

Hier weil das e im **lehret**, wie ε, das im **beſcheret**, (*) wie η geleſen wird, kan ich vor **beſcheret** das Wort ver-

(*) Das im beſcheret wie e geleſen wird) Hammann hat ſchon angemercket, daß die Exempel, die Opitz hier anführet, ei-

verehret ſetzen. So ſchicken ſich auch nicht zuſammen entgegen und pflegen; verkehren und hören: weil das ö von uns als ein e, und die mitlere Sylbe im verkehren wie mit einem ä geleſen wird. So kan ich auch iſt und biſt wegen des ungleichen Lautes gegen einander nicht ſtellen.

Das e, (*) wann es vor einem andern ſelbſtlautenden Buchſtaben zu Ende des Wortes vorhergehet, es ſey in waſerley Verſen es wolle, wird nicht geſchrieben und ausgeſprochen, ſondern an ſeine ſtatt ein ſolches Zeichen (') darfür geſetzt. Zum Exempel will ich nachfolgendes Sonnet ſetzen, weil dieſe Auſſenlaſſung zu ſechs mahlen darinnen wiederholet wird:

Ich muß bekennen nur, wohl tauſend wünſchen mir,
Und tauſend noch darzu, ich möchte dich doch meiden,
Die mein' Ergetzung iſt, mein Troſt, mein Weh und Leiden;
Doch macht mein ſtarckes Hertz, und ihre groſſe Zier,
An welcher ich ſie ſelbſt dir, Venus, ſetze für,
Daß ich, ſo lang ein Hirſch wird lieben Büſch' und Heiden,
So lange ſich dein Sohn mit Thränen wird beweiden,
Will ohne Wancken ſtehn, und halten über ihr.

Kein

nem Meißner die Sache etwas dunckel machen könnten, weil ſie von ſeiner Redart abweichen: Zumahlen da die Meißner das e in nehren, beſcheren, verkehren, nicht wie ein ä, ſondern als ein e leſen. Aus welchem er endlich den Schluß ziehet, daß Opitz die Worte nach der gewöhnlichen Ausſprache ſeines Vaterlandes gereimet habe.

(*) Das e wann es vor einem andern ſelbſtlautenden ꝛc.) Einige von den deutſchen Dichtern haben dieſes nicht ſo genau beobachtet, ſondern lieber den griechiſchen Poeten gefolget, welche die ſtummen Epſila, wann es ihnen beliebt hat, vor den Selbſtlautenden in dem Verſe ausgeſprochen haben; ohne daß dieſer Hiatus oder Zuſammenſtoß ihnen widerlich geklungen hätte. Der Zuſammenſtoß zweyer langen Selbſtſtimmer wird indeſſen vergönnt, weil da der erſte Langlaut verkürtzt und ſo hüpfend ausgeſprochen werde, daß man den Anſtoß nicht empfinde, dahingegen das kurze e nicht mehr verkürtzet werden könne.

Kein menſchlich Weib hat nicht ſolch gehn, ſolch ſtehn, ſolch lachen,
Solch reden, ſolche Tracht, ſolch ſchlafen und ſolch wachen:
Kein Wald, kein heller Fluß, kein hoher Berg, kein Grund
Beherbrigt eine Nymf', an welcher ſolche Gaben
Zu ſchauen mögen ſeyn; die ſo ſchön Haar kan haben,
Solch' Augen als ein Stern, ſo einen rothen Mund.

Hiervon werden ausgeſchloſſen, wie auch Ernſt Schwabe in ſeinem Büchlein erinnert, die eigenen Nahmen, als, Helene, Euphroſine; Darnach alle einſylbigen Wörter, als, Schnee, See, wie, die, ꝛc.

Zu Ende der Reimen, wenn ein Vocalis den folgenden Vers anhebet, kan man das e ſtehen laſſen oder weg thun. Stehen bleibt es:

. . . Wie ruft er vor dem Ende
Uns ſeinen Kindern zu?

Weggethan aber wird es:

Ihr Höien voller Moos, ihr aufgerichten Stein'
Ihr Felder, ...

Wann auf das e ein Conſonans oder mitlautender Buchſtabe folget, ſoll es nicht auſſen gelaſſen werden: obſchon niemand bisher nicht geweſen iſt, (*) der in dieſem nicht verſtoſſen. Ich kan nicht recht ſagen:

Die Wäll der ſtarcken Stadt und auch ihr tiefe Graben;

Weil es die Wälle und ihre Graben ſeyn ſoll. Auch nicht wie Meliſſus:

Roth Röslein wollt' ich brechen.

Für, rothe Röslein.

Gleich-

(*) Obſchon niemand bisher nicht geweſen iſt, der in dieſem nicht verſtoſſen) Auch Opitz dinget ſich ſelbſt hier nicht aus. Und dieſe Regel hat hernach manche Veränderung in ſeinen frühern Gedichten verurſachet.

Gleichfalls nicht:

> Nehmt an mein schlechte Reime.

Für, meine.

Es soll auch das e zuweilen nicht aus der Mitte der Wörter gezogen werden; weil durch die Zusammenziehung der Sylben die Verse widerwärtig und unangenehm zu lesen sind: Als, wenn ich schriebe:

> Mein Lieb, wann du mich drückst an deinen liblichen Mund,
> So thäts meinm Hertzen wol und würde frisch und gsund.

Welchem die Reime nicht besser als so von statten gehen, mag es kühnlich bleiben lassen: Denn er nur die unschuldigen Wörter, den Leser, und sich selbst darzu, martert und quälet. (*) Wiewohl es nicht so gemeinet ist, daß man das e niemahls aussen lassen möge; weil es in Kanzelleyen, (welche die rechten Lehrerinnen der reinen Sprache sind) und sonsten üblich, auch im ausreden nicht verhinderlich ist. Und kan ich wohl sagen, vom für von dem, zum für zu dem, und dergleichen. So ist es auch mit den Verbis, als:

Die

(*) Wiewohl es nicht so gemeinet ist, daß man das e niemahls auslassen möge) Mich dünckt, es dörfe z. e. allemahl ausgelassen werden, wenn die Crasis mit Exempeln gerechtfertiget werden kan, da wircklich in andern üblichen Wörtern eben dergleichen Zusammenkunft der Mitlauter gefunden wird. Also erlaube ich zu sagen, die vorgen, für, die vorigen, die unschuldigen für; die wollsahenen, die ewigen, für, die ewigen, [illegible], für, [illegible], weil wir dieselben Töne in den gewöhnlichen Wörtern haben, fergen, Sorge, bergen, tilgen. Die Vornehmen thun in der Poesie so gute Dienste, und die langen schicken sich so übel in den Vers, daß man dergleichen Crasin erlauben muß, wenn man einen lebhaften Vers haben will. Nichts bedinge ich, daß man den Vers, wo eine solche Crasis gebrauchet wird, in den übrigen Wörtern desto fließender mache. Man kan zwar einwenden, die Sprache sey ohne dieß hart genug, man müsse sie durch Verdoppelung dieser Selbstlauter nicht noch härter machen; man solte lieber Selbstlauter einander näher bringen. Das ist wahr, doch wollte ich auch lieber eine harte Sprache haben, in der ich mich lebhaft ausdrücken könnte, als eine weichere, in der ich schwach und lahm reden müßte.

Die Erde trinckt für sich, die Bäume trincken Erden,
Vom Meere pflegt die Lufft auch zu getruncken werden,
Die Sonne trinckt das Meer, der Monde trinckt die Sonnen.
Wollt denn, ihr Freunde, mir das Trincken nicht vergönnen?

Hier, obgleich die Wörter trincket, pfleget, wollet, in eine Sylbe gezogen sind, geschieht ihnen doch (*) keine Gewalt. Hiesige Verse aber sind im Griechischen bey dem Anacreon:

Ἡ γῆ μέλαινα πίνει,
Πίνει δὲ δένδρεα αὐτήν,
Πίνει θάλασσα δ' αὔρας,
Ὁ δ' ἥλιος θάλασσαν,
Τὸν δ' ἥλιον σελήνη.
Τί μοι μάχεσθ' ἑταῖροι
Καὐτῷ θέλοντι πίνειν;

Welche Oden ich sonst auch in ein Distichon gebracht; weil ich zu den lateinischen Anacreonten weder Lust noch Glück habe:

Terra bibit, terram plantæ, auras æquor, amici,
Æquor Sol, Solem Luna; nec ipse bibam?

Stehet das h zu Anfange eines Wortes, so kan das e wohl geduldet werden; als:

Und was hilft es, daß mein Sinn
Wie, die es hören, loben,
Dir ergeben, o mein Licht,
Die ich liebe, hilft es nicht?

Oder

(*) Keine Gewalt) Der Hr. P. J. B. Tauber zeigt in dem V. Art. des XIX. St. der Gottsched. Beytr. ebenso viel Billigkeit als Eifer, daß er das e in verschiedenen Endungen der Zeitwörter und der Nennwörter entweder durchgehends behalten, oder wegwerfen will. z. Ex. zeiget, entsaget, verhöret, Singers u. d. gl. als der Conversation halber Worten, ich weiß nicht was vor eine Unordnung in die Rede kommen möchte. Doch wer kennt [illegible]

Oder auch aussen bleiben, als:

Was kan die fürstlich' Hand? (†)

Ferner soll auch das e denen Wörtern, zu welchen es nicht gehöret, unangehencket bleiben; als in casu nominativo, der Venus Sohne. Item wie Melissu[s] sagt:

Ein wohlerfahrner Helde.

Und:

Dir scheint der Morgensterne.

Weil es Sohn, Held, Stern heisset.

Ueber dies, die letzte Sylbe in den Männlichen, und letzten zwo in den Weiblichen Reimen, (wie wir sie bald abtheilen werden,) sollen nicht (*) an allen Buchstaben gleiche seyn, als, in einem weiblichen Reime:

Wir sollen Fremdlingen gar billich Ehr erzeigen,
Und so viel möglich ist, ein willig Hertze zeigen.

Es ist falsch; weil die letzten zwo Sylben gantz eines sind: kan aber so recht gemacht werden:

Wir

(†) Was kan die fürstlich Hand) Hier tönt eine fürstlich Hand zu hart, als daß ich es weglassen wollte.

(*) Nicht an allen Buchstaben gleiche seyn) Bey andern Nationen, die sich auch zarter Ohren rühmen, empfindet man keinen Widerwillen gegen dergleichen Reimen, wo nemlich die beyden Reimwörter bey einerley Buchstaben zweyerley Bedeutungen haben, als danken, gedanken; gerathen, entrathen; und man kan zu ihrem Behufe sagen; der Klang sey in denselben um so viel edler, weil ihn der Verstand [illegible]. In einer Sprache, die so wenig Reimen hat, als die unsrige, muß man nicht so ekelhaft daran seyn, wenn man das Vergnügen der Reimen für etwas schätzbares hält. Mangel und Eckel stehen nicht wohl beysammen. Opitz hat selbst wider seine Regel im Gebrauch auf diese Art gereimet:

. . . . . [illegible] sich [illegible],
[illegible]
[illegible]

Wir sollen Fremdlingen gar billich Ehr erzeigen,
Und, wann es möglich ist, die Sonn auch selbst zuneigen.

Wiewohl es die Frantzosen so genau nicht nehmen. Denn in nachfolgender Echo, welche vom Dantze redet, alle Verse gleich fallen:

Qui requiert fort & mesure & cadence? Dance.
Qui faict souvent aux Nopces residence? Dance.
Qui faict encor filles en abondance? Dance.
Qui faict sauter fols par outrecuidance? Dance.
Qui est le grand ennemi de prudence? Dance.
Qui met aux frons cornes pour evidence? Dance.
Qui faict les biens tomber en decadence? Dance.

Gleichfalls begehet man einen Fehler, wenn in dem rythmo fœminino die letzte Sylbe des einen Verses ein t, des andern ein d hat; weil t harte und d gelinde ausgesprochen wird. Als im 23sten Psalme:

Auf einer grünen Auen er mich weidet,
Zum schönen frischen Wasser er mich leitet.

So auch, wann das eine u ein selblautender, das andere ein doppeltlautender Buchstabe ist, und fast wie ein t ausgesprochen wird. Als im 42sten Psalme:

Bey ihm wird Heil gefunden,
Israel er von Sünden.

Dann in dem Worte Sünden ist das u ein Diphtongus.

Und letztlich wird der Reim auch falsch, wenn in dem einen Verse das letzte Wort einen doppelten Consonantem; und das in dem andern einen einfachen hat; als: wann der eine Vers sich auf das Wort harren, der andere auf das Wort verwahren, oder der eine auf rasen, der andere auf gleicher massen endete. Denn es eine andere Gelegenheit mit der Französischen Sprache hat, da zwar zween Consonantes geschrieben, aber gemeiniglich nur einer ausgesprochen wird.

Daß wir nun weiter fortfahren, so ist erstlich ein jeglicher Vers, wie sie die Franzosen auch abtheilen, (denn der Italiäner zarte Reimen alleine auf die weibliche Endung ausgehen,) entweder ein fœmininus, welcher zu Ende abschiessig ist, und den Accent in der letzten Sylben ohne eine hat, als:

> Er hat rund um sich her das Wasser ausgespreitet,
> Den köstlichen Pallast des Himmels zubereitet;

Oder masculinus, das ist, männlicher Vers, da der Ton auf der letzten Sylben in die Höhe steiget; als:

> Den Donner, Reiff und Schnee, der Wolcken blaues Zelt,
> Ost, Norden, Sud und West in seinen Dienst bestellt.

Nachmahls ist auch ein jeder Vers entweder ein jambicus oder trochaicus; nicht zwar daß wir auf Art der Griechen und Lateiner eine gewisse Grösse der Sylben können in Acht nehmen; (*) sondern daß wir aus den Accenten und dem Tone erkennen, welche Sylbe hoch, und welche niedrig gesetzt soll werden. Ein Jambus ist dieser:

> Erhalt uns Herr bey deinem Wort.

Der folgende ein Trochäus:

> Mitten wir im Leben sind.

Denn in dem ersten Verse die erste Sylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierte hoch, und so fortan; in dem andern Verse die erste Sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch, ꝛc. ausgesprochen werden.

Wie-

(*) Sondern daß wir aus den Accenten) Trissinus, ein Italiänischer Poet, giebt diese Regel: Daß, wie bey den Alten der Vers durch die Quantität der Sylben bestimmt worden, also werden die Verse in der Italiänischen Sprache durch den Accent bestimmt. Das ist auch in unserer Sprache so, und wie der Accent bey den Alten nur eine Veränderung in dem Tone der Stimme war, und mit der Quantität der Sylben nichts zu thun hatte, so ist hingegen der Accent bey uns beständig mit einer Emphasis begleitet, welches eine grössere Länge in der Sylbe anzeiget.

Wiewohl nun meines Wissens noch niemand, ich auch vor der Zeit selber nicht, dieses genaue in Acht genommen, (†) scheinet es doch so hoch vonnöthen zu seyn, als hoch vonnöthen ist, daß die Lateiner nach den Quantitatibus oder Grössen der Sylben ihre Verse richten und reguliren. Denn es gar einen übeln Klang hat:

Venus die hat Juno nicht vermocht zu obsiegen;

Weil Venus und Juno Jambische, vermocht ein Trochäisch Wort seyn soll; obsiegen aber, weil die erste Sylbe hoch, die andern zwo niedrig seyn, hat eben den Ton, welchen bey den Lateinern der Dactylus hat, der sich zuweilen, (denn er gleichwohl auch kan geduldet werden, wenn er mit Unterscheide gesetzt wird,) in unsere Sprache, wenn man dem Gesetze der Reimen keine Gewalt thun will, so wenig zwingen läßt, als castitas, pulchri-

(†) Scheinet es doch hoch vonnöthen zu seyn ꝛc.) Die Natur der deutschen Sprache will indessen nicht leiden, daß dieses genau und beständig in Acht genommen werde. Jedes einzele Wort hat nur einen Accent; wenn denn in dem Verse keine Sylbe für eine lange geduldet würde, als welche in der Prose den Accent hätte, so würde man alle vielsylbigten Wörter aus dem Verse verbannen. Daher werden viele kurtze Sylben für lange gebraucht, und dann mit einiger Emphasis gelesen, daß sie dadurch für lange mitlaufen können. Mit den einsylbigten geschieht eben dieses, doch mit einigen Ausnahmen.

(*) Obsiegen aber, weil die erste Sylbe hoch, die andern zwo niedrig sind: Die andere Sylbe in diesem Wort ist zwar niedriger als die erste, aber höher als die dritte, und kan darum kein Dactylus seyn. Von dergleichen zweifelhaften oder vielmehr halb accentuirten Sylben ist die deutsche Sprache voll; Alle Hauptnahmen, die aus zweenen zusammengesetzet sind, haben die zweyte Sylbe etwas länglich, wiewohl kürtzer als die erste. Wenn diese Wörter nur zwo Sylben haben, so wird die erste für lange, die zweyte für kurtz genommen. Aber wenn sie aus drey Sylben bestehen, wie obsiegen, so gehen sie sehr ungern in den Vers; sie sind am wenigsten anstössig, wenn der Vers damit angefangen wird, ungeachtet die Emphasis oder der Accent dann auf die erste Sylbe fällt.

chritudo und dergleichen in die lateinischen hexametros und pentametros zu bringen sind. (†) Wiewohl die Franzosen und andere, in den eigentlichen Nahmen sonderlich, die Accente so genaue nicht in Acht nehmen, wie ich denn auch auf Art des Ronsards in einer Ode geschrieben:

Bin ich mehr als Anacreon,
Als Stesichor und Simonides,
Als Antimachus und Bion,
Als Philet oder Bacchylides!

Doch, wie ich dieses nur Lust halben gethan, so bin ich der Gedancken, man solle den Lateinischen Accenten so viel möglich nachkommen.

Unter den Jambischen Versen sind die zuförderst zu setzen, welche man Alexandrinische, von ihrem ersten Erfinder, der ein Italiäner soll gewesen seyn, zu nennen pfleget, (*) und werden anstatt der Griechen und Römer herois

(†) Wiewohl die Franzosen rc.) Die Franzosen haben keine Accente, d.i. sie haben keine Sylben, die vor sich betrachtet, ohne Absicht auf die nachfolgenden Sylben, noch auf die Rede, und deren Bedeutung, hoch oder nieder gegeben werden müssen. Der Hr. Abt d'Olivet sagt dieses deutlich in seiner Französischen Prosodie: J'ai consulté, au défaut des livres, quantité des personnes, qui parlent bien, & qui tiennent, soit de la Reflexion, soit de l'usage, tout ce qu'il faut pour bien parler. Or ils sont tous convenus que notre langue ne connoissoit point l'accent prosodique, & que la même Syllabe, qu'on eleve dans une Phrase, pouvoit être baissée dans une autre. Aussi est-ce une ancienne maxime, que pour bien parler françois, il ne faut point avoir d'accent. Par là sans doute on n'a pas voulu nous faire entendre qu'il fallut être monotone. On a seulement voulu nous dire, que c'étoit à l'accent oratoire à regler nôtre prononciation, & à y mettre toute la Varieté, dont elle peut avoir besoin.

(*) Und werden anstatt der Griechen und der Römer heroischen Verse gebraucht.) Die alten dramatischen Scribenten erwählten den Jambischen Vers von sechs Füssen zu denen Theilen ihrer Stücke, wo die Personen mit einander redeten. Die Ursach war, weil er der Prose ziemlich nahe kömmt. Unser Alexandrinischer ist ein ganz anderer Vers, weil er in der Mitte beständig abgetheilet wird. Wiewohl er ihm sonst an der Anzahl und der Quantität der Füsse ganz gleich ist.

heroischen Verse gebraucht: Obgleich Ronsard die Vers communs oder gemeinen Verse, von denen wir stracks sagen werden, hierzu tüchtiger zu seyn vermeinet; weil die Alexandrinischen wegen ihrer Weitläuftigkeit der ungebundenen und freyen Rede zu sehr ähnlich sind, wann sie nicht ihren Mann finden, der sie mit lebendigen Farben herauszustreichen weiß. Weil aber dieses einem Poeten zustehet, und die, über welcher Vermögen es ist, nicht gezwungen sind, sich damit zu ärgern, unsere Sprache auch ohne dies in solche Enge der Wörter, wie die Französische, nicht kan gebracht werden, müssen und können (*) wir sie anstatt der heroischen Verse gar wohl behalten: inmassen denn auch die Niederländer solches zu thun pflegen.

Der

(*) Müssen und können wir sie ꝛc.) Der Alexandrinische Vers ist mit seiner Länge nichts desto geräumer, wegen des Abschnittes, der ihn in zween kleine Verse verwandelt, zumahlen wenn wir im lesen würcklich eine Pause machen. Der fünffüssige oder Vers commun wäre würcklich weiter, als der Alexandrinische, wenn ihm die Cäsur abgenommen würde; denn durch die Cäsur wird er ebenfalls in zween kleine verwandelt. Man hat neulich angefangen, Alexandrinische ohne Abschnitt mitlaufen zu lassen, und man hat nicht empfunden, daß der Wohlklang oder die Lunge dadurch verletzet worden sey: Hingegen ist der Vers weiter gemacht, und dem Eckel gesteuert worden, der aus dem beständig gleichen Laufe aller Verse entstehen muß. Einige fremde Prosodieschreiber sind so sorgfältig gewesen, die angenehme Veränderung, welche in langen Gedichten erfodert wird, zu erhalten, daß sie zween Verse zu brauchen haben erlauben wollen; sie haben vergönnet den längern mit einem kürtzern zu unterbrechen. Allein man kan diese Unebenheit entbähren, wenn man sich anderer Mittel fleissig bedient, die zu diesem Ende dienen; Z. Ex. daß man den Vers nicht an einem, sondern an verschiedenen Orten bricht; daß man den Satz aus einem Verse in den andern ziehet ꝛc. Durch diese und dergleichen Freyheiten bestissen sich die alten Poeten die Cadenz und den Lauf ihrer Verse zu verändern, welches in langen Wercken vornehmlich nöthig ist, damit das Ohr nicht durch die beständige Wiederholung von einerley Sylbenmasse ermüdet werde.

Der weibliche Vers hat dreyzehen, der männliche hat zwölf Sylben; wie der jambus trimeter. Es muß aber allezeit die sechste Sylbe (†) eine Cäsur oder Abschnitt haben, und masculinæ terminationis, das ist entweder ein einsylbig Wort seyn, oder den Accent in der letzten Sylben haben; wie auch ein vornehmer Mann, der des Herren von Bartas (*) Wochen in unsere Sprache übersetzt hat, erinnert. Zum Exempel sey dieses:

Dich

(*) Eine Cäsur oder Abschnitt haben) Die Alten hiessen sonst Cäsur und Abschnitt die Trennung eines Wortes in dem Fusse des Verses, da in der Scansion ein Theil des Wortes auf einen Fuß, und der andere Theil auf den andern Fuß geleget ward. Wodurch in der Aussprache ein ganz verschiedener Lauf des Verses entsteht.

(*) Ein vornehmer Mann, der des Herrn von Bartas Wochen übersetzt hat) Dieser ist Tobias Hübner, Fürstlich-Anhalt-Cöthischer Rath und Bibliothecarius. Dieser schreibt an Buchnern vom 10. Jenner 1625. Addidissem etiam VI. Libros Judith Bartasii germanitate a me donatos, nisi te jam habere existimassem. - - Quanquam in isto poemate, quemadmodum in prima secundæ Bartasii Septimanæ edita versione multa cum tempore corrigenda animadverti. Jam enim versum germanicum, nisi (excepto primo & quarto pede in duodecim aut tredecim Syllabarum, aut sex pedum: item primo & tertio pede in decem aut undecim syllabarum, aut quinque pedum versibus,) in reliquis ex puris jambis constet, fastidire incipio, & propterea in accentu & tono (ex quibus productio vel correptio Syllabarum germanicarum, perinde ut gallicarum, sumenda omnino & judicanda est, Gallos ipsos aut ad imitationem invitari, aut superari posse expertos jam habemus. Quod ipsum quidem „ ingeniosissimus & „ felicissimus Poeta OPITIUS, qui se Germanicorum hujusmo- „ di, in certa metra redactorum versuum primum Inventorem, „ sed ante biennium saltem, jactitare incepit, in versiculis elo- „ qui & lepidissimis suis rhytmis germanicis, „ quorum quidem copiam mihi hactenus videre licuit, apud eum animadverti. Siehe Buchneri Epist. P. III. Epist. X. Bl. 666. Und an einem andern Briefe an Buchnern vom 1sten Hornung 1625 schreibt er: Opitii Carminum editionem correctionem expecto patienter, quam novam ipsius de Re Poetica, quod jam, ut scribis, meditatur. Nam nimis certe debitum opus, quam uti videndi & comprehendi meum.

Dich hätte Jupiter, nicht Paris, ihm erkohren,
Und würd auch jezt ein Schwan, wann dich kein Schwan gebohren;
Du heissest Helena, und bist auch so geziert,
Und wärest du nicht keusch, du würdest auch entführt.

Hier sind die ersten zweene Verse weibliche, die andern zweene männliche: Denn man dem Weiblichen in diesem genere carminis gemeiniglich die Oberstelle läst; wiewohl auch etliche von den männlichen anfangen:

Bey dieser Gelegenheit ist zu erinnern, daß die Cäsur der sechsten Sylbe, sich weder mit dem Ende ihres eigenen Verses, noch des vorgehenden oder nachfolgenden reimen soll; oder kürtzlich, es soll kein Reim gemacht werden, als da wo er hin gehöret, als:

Ein gut Gewissen fragt nach bösen Mäulern nicht,
Weil seiner Tugend Licht so klar hereiner bricht,
Als die Aurora selbst, ꝛc.

Denn solches stehet eben so übel als die Reimen der Lateinischen Verse; deren Exempel zwar bey den guten Autoren wenig zu finden, der Mönche Bücher aber vor etlich hundert Jahren alle voll sind gewesen.

So ist es auch nicht vonnöthen, (*) daß der Periodus oder Sententz allezeit mit dem Verse oder der Strophe sich ende;

(*) So ist es auch nicht vonnöthen, daß der Periodus ꝛc.) Wie glücklich Opitz durch dieses Mittel seine Verse in einander geschlungen, und denselben Nachdruck und Leben mitgetheilet habe, ist in den Anmerckungen hin und wieder gezeiget worden.

Dionysius von Halicarnaß sagt ausdrücklich (de compositione §. 26.) wie die Vollkommenheit der Prose darinn bestehe, daß die Worte in so weit in ein gewisses Sylbenmaß gesetzet werden, als die Freyheit der prosaischen Rede zuläßt, so pflegen die Poeten hingegen die Form und Gestalt ihrer Verse zu brechen, so viel als möglich sey, indem sie die Sätze der Rede eben nicht mit dem Verse schliessen, sondern in den Versen verschiedentlich ordnen und brechen, und öfters etliche Verse zusammen verbinden, so daß der Verstand aus einem in den andern hinüber gezogen wird. Von dieser Zierlichkeit haben die heutigen Prosodieschreiber so wenig Empfindung, daß sie solche vor einen häßlichen Schnitzer aus hen, und mit grossem Ernste unterlegen.

ende; ja es stehet zierlich, wenn er zum wenigsten bis zu des andern, dritten, vierten Verses, auch des ersten in der folgenden Strophe Cäsur behalten wird. Zum Exempel:

1. Nein, nein, wie bleich ich bin,
Nicht vom Studiren nur, so bleibt doch wie vorhin
Mein Vorsatz unbewegt; 2 ich will mein Glücke tragen,
So lang ich kan und mag; will setzen auf den Wagen
Der grauen Ewigkeit durch meiner Leyer Kunst
Die braune Flavia: 3 an statt der Musen Gunst
In ihrer Augen Glut: 4 das sternenlichte Feuer
Kommt, wie der schöne Nord den Schiffen, mir zu Steuer.

Item:

1. Ja wir gedencken uns die Meister fast zu werden
Des grossen Jupiters, und donnern auf der Erden
Durch des Geschützes Bliz; 2 die Berge zittern auch,
Die Wolcken werden schwartz von unsers Pulvers Rauch,
Und lauffen schneller fort. 3 Verhau uns zu dem Strande
Des Meeres Weg und Steg, wir segeln auch zu Lande,
Und schiffen ohne See. 4 Verjag uns aus der Welt,
Wir haben eine neu', in welcher Gold und Geld
Nicht minder häufig ist. 5 Willst du uns Gift beybringen,
Die Porcellane wird uns in der Hand zuspringen,
Und sagen was du thust. 6 Wie schlecht die Bügel seyn,
So setzen wir uns doch mit ihnen fester ein,
Und lassen uns so bald nicht aus dem Sattel heben.
7 Es pflegt die Sonnenuhr uns Unterricht zu geben,
Um welche Zeit es sey. 8 Der köstliche Magnet
Zeigt, wo das schwache Schiff auch bey der Nacht hingeht,
Umringt mit Wind und Flut. 9 Wir kennen hier von fernen
Durch eines Glases Licht den Monden und die Sternen,
Als stünden wir darbey, und sind zu Krieges Zeit
Vor einem Einfall auch viel mehr als sonst befreyt.

Die Reimen, deren weibliche Verse eilf Sylben, und die männlichen zehen haben, nennen die Franzosen Vers commun oder gemeine Verse, weil sie bey ihnen sehr im Brauche sind. Wie aber die Alexandrinischen Verse auf der sechsten Sylben, so haben diese auf der vierten ihren Abschnitt. Als:

Im Fall du willst, was Göttlich ist, erlangen,
So laß den Leib, in dem du bist gefangen.

Auf,

Auf, auf, mein Geist, und du mein gantzer Sinn,
Wirff alles das, was Welt ist, von dir hin.

Weil die Sonnete und Quatrains oder vierversichten Epigrammata fast allezeit mit Alexandrinischen oder gemeinen Versen geschrieben werden, (denn sich die andern fast darzu nicht schicken,) als will ich derselben gleich hier erwehnen.

Wannenher das Sonnet bey den Frantzosen seinen Nahmen habe, wie es denn auch die Italiäner so nennen, weiß ich anders nichts zu sagen, als dieweil Sonner klingen oder widerschallen, und sonnette eine Klingel oder Schelle heist, dieß Gedichte vielleicht vonwegen seiner hin und wieder geschrenckten Reime, die fast einen andern Laut als die gemeinen von sich geben, also sey getaufet worden. Und bestetigen mich in dieser Meinung etliche Holländer, die dergleichen Carmina auf ihre Sprache Klinckgedichte heissen: welches Wort auch bey uns kan aufgebracht werden; wiewohl es mir nicht gefallen will.

Ein jeglich Sonnet aber hat vierzehen Verse, und gehen der erste, vierte, fünfte und achte auf eine Endung des Reimens aus; der andere, dritte, sechste und siebende auch auf eine. Es gilt aber gleich, ob die ersten vier genannten weibliche Termination haben, und die andern viere männliche, oder hergegen. Die letzten sechs Verse aber mögen sich zwar schräncken wie sie wollen: doch ist am bräuchlichsten, daß der neunte und zehnte einen Reim machen, der eilfte und vierzehnte auch einen, und der zwölfte und dreyzehnte wieder einen: Zum Exempel mag dieses seyn, welches ich heute im spatzieren gehen, durch gegebenen Anlaß, erdichtet.

Sonnet. (*)

Du schöne Tyndaris, wer findet deines gleichen,
Und wollt' er hin und her das gantze Land durchziehen? u. s. w.

Oder,

(*) Dieses Sonnet ist das [illegible] in dem Walde der Sonnette

Oder, im Fall dieſes jemandem angenehmer ſe
te; welches zum Theil von dem Ronſard entleh

Ihr Himmel, Luft und Wind, ihr Hügel voll von Schat
Ihr Hamen, ihr Gebüſch, und du, du edler Wein,

Item dieſes von gemeinen Verſen:

Annoch! ich bin in tauſend tauſend Schmertzen,
Und tauſend noch, die Seufftzer ſind umſonſt ꝛc. ꝛc.

Und letztlich eines, in welchem die letzten ſech
einer um den andern geſchräncket iſt:

Ich machte dieſe Verſ in meiner Pierinnen
Begrünten Wüſteney, wie Deutſchland emſig war ꝛc.

Quatrains oder Quatrini, wie aus dem Nahm
hen, ſind vierverſichte Gedichte oder Epiaramm
rer hat der Herr von Pybrac hundert und ſechs u
zig im Franzöſiſchen geſchrieben; von welchen ich
ſes ſetzen will:

En bonne part ce qu'on dit tu dois prendre,
Et l'imparfait du prochain ſupporter,
Couvrir ſa faute, & ne la rapporter:
Prompt à louer, & tardif à reprendre.

Was man dir ſagt, ſolſt du zum beſten wenden,
Und wo du kanſt des Nächſten kurtz Schuld
Bedecken thun, und tragen mit Gedult:
Zum loben fürtig, und langſam ſeyn zum ſchänden.

Hier reimen ſich der erſte und letzte Vers, ſo weib
zuſammen, und die mittlern zwey männlichen
chen zuſammen. Wiewohl man auch einen um
dern ſchräncken mag, oder lauter männliche oder
ſetzen; Als:

(*) Dieſes iſt das XXXIVſte unter den Sonnetten.
(**) Dieſes iſt das XXXIIIſte in dem Buche der So
(***) Dieſes iſt das XLIſte unter den Sonnetten.

An meine Venus:

Du sagst, es sey der Spiegel voller List,
Und zeige dich dir schöner als du bist:
Komm, wilst du sehn daß er nicht lügen kan,
Und schaue dich mit meinen Augen an.

Welch Epigramma im lateinischen bey dem Studi- sonsten einem bösen Poeten, wiewohl er eines guten Poetens Bruder ist, gefunden wird.

Die andern Verse mag ein jeder mit sieben, acht, fünf, sechs, auch vier und drey Sylben, und entweder die männlichen oder die weiblichen länger machen nach seinem Gefallen.

Die Reimen der ersten Strophe sind auch zu schräncken auf vielerley Art, die folgenden Strophen aber müssen wegen der Musik, die sich zu diesen generibus carminum am besten schicket, auf die ersten sehen. Ein Exempel einer Trochäischen Ode oder Liedes ist in dem fünften Capitel zu finden. Will ich derhalben einen Jambischen Gesang hieher schreiben.

Derselbe welcher diese Nacht
Erst hat sein Leben hingebracht,
Ist eben auch wie die gestorben
Die längst zuvor verblichen seyn,
Und derer Leichnam und Gebein
Vor vielen Jahren sind verdorben, rc. rc. (†)

Zu Zeiten werden aber beydes Jambische und Trochäische Verse durch einander gemenget: Auch kan man Alexandrinische oder Gemeine vor und unter die kleinen setzen: Als:

Ihr schwartzen Augen, ihr, und du, auch schwartzes Haar,
Der frischen Flavia, die vor mein Hertze war,
Auf die ich pflag zu richten,
Mehr als ein Weiser soll,
Mein Schreiben, Thun und Dichten,
Gehabt euch jetzund wol.

Nicht

(†) Diese Ode stehet in dem Walde der Oden, Num. XIX.

Nicht gerne sprech ich so, ruf auch zu Zeugen an
Dich, Venus, und dein Kind, daß ich gewiß hieran
Die minste Schuld nicht trage,
Ja alles Kummers voll
Mich stündlich kranck und plage,
Daß ich sie lassen soll ꝛc.

Die sapphischen Gesänge belangend, bin ich des
sards Meynung, daß sie, in unseren Sprachen so
lich, nimmermehr können angenehme seyn, wenn sie
mit lebendigen Stimmen und in musicalische Instru
te eingesungen werden, welche das Leben und die
der Poeterey sind. Denn ohne Zweifel wenn Sa
diese Verse gantz verzucket, mit uneingeflochtenen fli
den Haaren und lieblichem Anblicke der verbuhlten
gen, in ihre Cither, oder was es gewesen ist, gesun
hat sie ihnen mehr Anmuthigkeit gegeben, als alle T
peten und Paucken den mannhaftigen und kühnen
sen, die ihr Landsmann Alceus, als er ein Krieges-O
ster gewesen, erdichtet hat. Zum Exempel gleichwoh
ich zwey Strophen des Ronsards her schreiben: A
ich dergleichen nie vor mich genommen:

Belle dont les yeux doucement m'ont tué,
Par un doux regard qu'au cœur ils m'ont rué,
Et m'ont en un roc insensible mué
En mon poil grison:
Que j'estois heureux en ma jeune saison
Avant qu'avoir beu l'amoureuse poison!
Bien loin des souspirs, de pleurs & de prison:
Libre je vivoy, &c.

Ein andere solche Ode hebet er also an:

Mon âge & mon sang ne sont plus en vigueur!
Les ardents pensers ne m'eschaussent le cœur,
Plus mon chef grison ne se veut enfermer
Souls le joug d'aimer, &c.

In den pindarischen Oden, im Fall es jemanden
daran zu machen geliebet, ist die [illegible] frey, und ma
so viel Verse und Reimen darzu nehmen als ich wil

auch nach meinem Gefallen eintheilen und schräncken ἀντιστροφὴ aber muß auf die στροφὴν sehen, und keine andere Ordnung der Reimen machen, ἐπῳδὸς ist wieder ungebunden. Wenn wir denn mehr Strophen dichten wollten, müssen wir den ersten in allem nachfolgen, wiewohl die Gelehrten, und denen Pindarus bekannt ist, es ohne dies wissen, und die andern, die es aus ihm nicht wissen, werden es aus diesem Berichte schwerlich wissen lernen. Ich vor meine Person bin neulich vorwitzig wesen, und habe mich unterwinden dürfen auf Bernt Wilhelm Nüßlers, meines gelehrtesten Freundes, u. stattlichen Poetens, es sey in unserer oder der Lateinisch Sprache, Hochzeit eine dergleichen Oden und eine dere auf das Absterben eines vornehmen vom Adel zu schreiben, mit welchen ich, ob sie schon auf der Eile weg macht sind, dieses Capitel beschliessen will.

Στροφὴ α. (*)

Du güldne Leyer, meine Zier
Und Freude, die Apollo mir
Gegeben hat von Hand zu Hand,
Zwar erstlich daß mein Vaterland
Den Völckern gleiche möge werden,
Die ihre Sprache dieser Zeit
Durch schöne Verse weit und breit
Berühmt gemacht auf aller Erden: rc. rc.

Das VIII. Capitel.

Beschluß dieses Buches.

So viel ist es, was ich von unserer Poesie auffsetzen wollen. Wiewohl ich keinen Zweifel trage, es sey noch allerseits eines und das andere zu erinnern,

(*) Sie stehet im II. B. der P. W. Dieser pindarischen Ode ist eine [illegible]: Das Trauerlied über das Absterben Herrn Adams von Bibran, auf Profen und Damsdorf, welches in dem [illegible] B. der P. W. [illegible].

, welches nicht weniger nothwendig seyn m
as von denen Sachen, derer ich erwehne.
ch wol seyn, daß mir in dem eilen, (denn ich
agen, wie meine Freunde wissen, die Feder
zt hab,) dies und jenes mag einkommen seyn,
eder gar aussengelassen, oder ja im minsten
te werden. Ich hoffe aber, es wird mir de
Leser, in Betrachtung der kurtzen Zeit, so i
lessen, etwas übersehen, und bedencken,
uf einen Tag gebauet worden. Was n
l ich entweder inkünftig selbst gründliche
der denen lassen, die mir an Liebe geg
che gleiche, und an Geschicklichkeit überle
denselben zu lernen bin ich so begierig,
ewesen bin, andere, die auch dieses nich
, zu unterrichten. Welche meine gering
bey stattlichen aufgeweckten Gemüthern,
och so viel verfangen wird, daß sie gleic
en Sporen hiermit aufgemuntert, unse
e die Hand bieten, und ihrer Poesie de
, sie längest hätte kriegen sollen, geben
s aber alsdenn vollkömmlich geschehen ka
, was hiebevor in diesem Buche erzehlet ist
rnemlich ihren Fleiß werden anlegen, w
r selber hierzu geartet sind, und von sich s
was Ovidius:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo.

s ist ein Geist in uns, und was von uns geschriebe
edacht wird, und gesagt, das wird durch ihn getri

Wo diese natürliche Regung ist, welche P
ttlichen Furor nennet, zum Unterscheid des
der Blödigkeit, dörfen weder Erfindung noc
gesucht werden; und wie alles mit Lust und Ann
geschrieben wird, so wird es auch nachmahls v
mann mit dergleichen Lust und Anmuthigkeit gele

den andern wollen wir zwar den
hung loben, der Nachkommenen
ihnen nicht verheissen.

Wiewohl wir die Uebung und
fen: dann im Fall dieselbigen mit
werden, muß etwas folgen, das bö
tadeln können, als nachmachen.

Eine gute Art der Uebung aber i
weilen aus den Griechischen und Late
was zu übersetzen vornehmen; dardurch
schaft und Glantz der Wörter, die Men
und das Vermögen auch dergleichen zu er
gebracht wird. Auf diese Weise sind die
Griechen, und die neuen Scribenten mit
fahren: so daß sich Virgilius selber nicht gesch
ze Plätze aus andern zu entlehnen; wie sond
crobius im fünften und sechsten B. beweise
sollen uns auch an unserm eigenen Fleisse nic
lassen; sondern weil viel Augen mehr sehen als e
die Sachen, welche wir an das Licht zu bringe
nen, berühmter Männer Urtheil ergehen lassen.
ches ingleichem die Römer so wohl verstanden, und
genommen, daß sie nicht leichtlich etwas öffentlich aus-
kommen lassen, das nicht zuvor von einem und dem an-
dern geschätzet und durchgezogen worden. Ja, wie man
keinen Ringer oder Fechter im offentlichen Schauplatze
ausführete, er mußte vorher seinen Nahmen geben, und
eine Probe thun: welches sie ἀπογράφεσθαι und ἐγκρίνε-
σθαι, einschreiben und approbiren hiessen; so gaben auch
die, welche in der Zahl der Poeten wollten gerechnet wer-
den, ihre Gedichte andern Poeten zu übersehen, und er-
kundigten sich darüber ihrer Meynung: dieses war ihre
ἀπογραφή und ἐγκρίσις; wie Casaubonus über den Per-
sium erinnert, und aus einer alten Inscription zu se-
hen ist:

·ET. ANNORVM.
CERTAMINE.
TOLINI. LVSTRO.
RITATE. INGENI.
VS. EST. INTER.
·ATINOS. OMNIBVS.
VIIS. JVDICVM.

igere, welcher über alle seine Sachen
. Gutachten erfodert, sagt in der 17. Epi
daß ihn diese Gewohnheit gar nich
er bedächte, welch ein grosses es sey, durch
nde gehen, und könne ihm nicht einbilden
asselbe nicht solle mit vielen und zum öftern
, was man begehret, daß es allen und im
llen solle. Welches denn der grösseste Lohn ist
Poeten zu gewarten haben; daß sie nemlich i
chen und fürstlichen Zimmern Platz finden, von
und verständigen Männern getragen, von schö
uten (denn sie auch das Frauenzimmer zu lesen un
Gold zu binden pfleget,) geliebet, in die Bib
ken einverleibet, offentlich verkauffet, und von je
ann gerühmet werden. Hierzu kommt die Hofnung
vieler künftigen Zeiten, in welchen sie fort für fort grü
nen, und ein ewiges Gedächtniß in den Hertzen der Nach
kommen verlassen. Diese Glückseligkeit (*) erwecket
bey aufrichtigen Gemüthern solche Wollust, daß Demo
sthenes sagete, es sey ihm nichts angenehmers, als wenn
auch nur zwey Weiblein, welche Wasser trügen, (wi
zu Athen bräuchlich war,) einer der andern einbliese
Das ist Demosthenes. Welcher ob er zwar als der ver
nehm

(*) Diese Glückseligkeit erwecket bey aufrichtigen Gemü
thern solche Wollust) Von diesen sind viele unserer heutige
[illegible] Poeten so weit unterschieden, daß sie sich vielmehr eine Eh
daraus machen, daß sie die Begierde, aus Verfertigung ihrer G
[illegible] [illegible] zu erlangen, nicht an sich empfinden. Der Verfa
der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hat
[illegible] auf seine [illegible] in nachdrücklichen Worten verspüret; ande
zu geschweigen.

nehmste Redner in hohen Ehren gehalten worden, ist doch der Ruhm nicht geringer, den Homerus erlanget. Und wie der Autor des Gespräches von den Oratoren saget, des Euripidis oder Sophoclis berühmter Nahme ist so weit erschollen als des Lysiä oder Hyperidis; und viel begehren weniger den Ruhm des Ciceronis als Virgilii. Es ist auch kein Buch des Asinii oder Messallä so beschrieen als des Ovidii Medea, oder Varii sein Thyestes. Und redet er weiter, „ ich scheue mich nicht den Zustand der „ Poeten und ihr glückhaftes Wesen mit dem unruhigen „ und sorglichen Leben der Redner zu vergleichen. Ob zwar „ diese durch Streitsachen und Gefahr zu dem Bürgermei„ ster-Amte sind erhoben worden; so will ich doch lieber „ Virgilii sichere und geheime Einsamkeit, in welcher es „ ihm weder an Gnade bey dem Kaiser Augusto, noch an „ Kundschaft bey dem Römischen Volcke gemangelt hat. „

Nebenst dieser Hoheit des guten Nahmens, ist auch die unvergleichliche Ergetzung, welche wir bey uns selbst empfinden, wenn wir der Poeterey halben so viel Bücher und Schriften durchsuchen; wenn wir die Meinungen der Weisen erkundigen, unser Gemüthe wider die Zufälle dieses Lebens aushärten, und alle Künste und Wissenschaften durchwandern. So wahr ich dieses für meine grösseste Freude und Lust auf der Welt halte, so wahr wünsche ich, daß die, die in Ansehung ihres Reichthums und vermeinter Ueberflüssigkeit aller Nothdurft ihren Stand weit über den unserigen erheben, die Genüge und Ruhe, welche wir schöpfen aus dem geheimen Gespräche und Gemeinschaft der grossen hohen Seelen, die von so viel hundert ja tausend Jahren her mit uns reden, empfinden sollten; ich weiß, sie würden bekennen, daß es weit besser sey, viel wissen, und wenig besitzen, als alles besitzen und nichts wissen. Ueber dieser unglaublichen Ergetzung haben ihrer viel Hunger und Durst erlitten, ihr gantzes Vermögen [illegible], und fast ihrer selbst vergessen. Zoroaster, welcher, wie oben erwehnet, alle seine Gedancken

poetiſch aufgeſetzt, ſoll zwantzig Jahre in höchſter Ei
krit zugebracht haben, damit er in Erforſchung der
nicht geirret würde. Und da alle andere Wollüſt
unter den Händen zugehen, auch offtermahls nicht
ſich übrig laſſen, als bloſſe Reue und Eckel; ſo be
uns dieſe [redacted] alle Stafeln des Alters, i
Zier im Wolſtande, und in Wiederwärtigkeit ein ſi
Hafen. Derentwegen wolle uns ja niemand vera
daß wir die Zeit, welche viel durch Freſſerey en, Bre
unnütze Geſchwätze, Verleumdung ehrlicher Leute,
ſo derlich die luſtige Uberrechnung des Vermögen
bringen, mit Annutigkeit unſers Studierens, und
Sachen verſchleiſſen, welche die Armen ofte haben
die Reichen nicht erkauffen können. Wir folgen de
welches uns Gott und die Natur leitet, und aus
Zuverſicht hoffen wir, es werde uns an vornehmer
Gunſt und Liebe, welche wir, nebſt dem Gemüthe u
Vaterland zu dienen, einig hiedurch ſuchen, nicht
geln. Den Verächtern aber dieſer Göttlichen W
ſchaft, damit ſie nicht gantz leer ausgehen, wollen
den Tragödien, ſo wir künftig ſchreiben möchten
Perſonen derer geben, welche in dem Chore nach
lung trauriger Sachen weinen und heu'en müſſen;
ſich denn über ihren Unverſtand und Grobheit na
Länge beklagen mögen.